BA/
H. Un. 712 y (4

<36616620010016

<36616620010016

Bayer. Staatsbibliothek

WAFFEN DES MITTELALTERS

DAS WELTTHEATER

oder

die allgemeine Weltgeſchichte

von der Schöpfung bis zum Jahr 1840,

in

fünf Abtheilungen,

bearbeitet

von

C. STRAHLHEIM,

Verfaſser des Werks: Unsere Zeit, des Jahrs 1830 &c.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.
Schiller.

Mit 240 historischen Stahlstichen u. 300 Bildnissen der berühmtesten Menschen aller Zeiten.

4ter Band.

Frankfurt am Main 1834.

Comptoir für Literatur und Kunst.

Das Welttheater

oder

die allgemeine Weltgeſchichte

von der Schöpfung bis zum Jahr 1840

in

fünf Abtheilungen,

bearbeitet

von

Bayeriſche Staatsbibliothek München

C. Strahlheim,

Verfasser des Werkes: Unsere Zeit; des Jahres 1830 etc.

Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.
Schiller.

Mit 240 hiſtoriſchen Stahlſtichen und 300 Bildniſſen der berühmteſten Menſchen aller Zeiten.

Vierter Band.

Frankfurt am Main,
Comptoir für Literatur und Kunſt.
1838.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von Carl Horſtmann.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Geſchichte des Mittelalters.

(Von der großen Völkerwanderung bis zur Entdeckung von Amerika, 375 bis 1492 nach Chr. Geb.)

Fortſetzung des Abriſſes der Geſchichte des chineſiſchen Reiches.

(Von 400 bis ungefähr 900 nach Chr. Geb.)

Wir ſind bei der Geſchichte von China da ſtehen geblieben, wo die achte Dynaſtie der chineſiſchen Herrſcher und das Nan=pe=tſchao oder das Reich von Süden und Norden und mit ihm die mittlere Geſchichte China's beginnt.

Die vier Dynastien während dem Nan=pe=tschao.

Liu=yu, als Kaiſer Kao=tſu=vuti, den wir ſchon kennen und dem der ſchwache Kong=ti die Herrſchaft abgetreten hatte, war der erſte Regent der achten Dynaſtie.

Die Unruhen hatten während der Herrſchaft der Tſin nicht aufgehört; unter der Regierung der ihnen folgenden Dynaſtieen war es noch weit ſchlimmer. Das Reich wurde zerſtückelt. Bei der Thronbeſteigung der Dynaſtie der Song zählt man in Nordchina allein ſechs Königreiche, die bald alle den Yuen=uwey,

die zu den Tartaren gehören, unterthan ſind. Dieſe theilen ſich in der Folge, und bilden zwei Reiche, welche man das Nan-petſchao nennt.

Die achte kaiſerliche Dynaſtie war Zeitgenoſſe der erſten merovingiſchen Könige; ſie begann mit dem J. 420 unſrer Zeitrechnung. Liu-yu, als Kaiſer Kao-tſu-vuti genannt, regierte nur kurze Zeit. Seine Klugheit und Mäßigung, ſeine Milde gegen Bedürftige und ſeine Strenge gegen die Betrüger und Prieſter, welche ſich von der Leichtgläubigkeit des Volkes zu mäſten ſuchten, hätten ihn zu einem guten Regenten gemacht, wenn ihn eine falſche Politik hinſichtlich der Tſin nicht zu ſehr ungerechten Handlungen und Grauſamkeiten verleitet hätte. Obgleich ſeine Herrſchaft ſchon hinlänglich befeſtigt war, hielt er ſich doch erſt dann für ſicher, als der letzte Kaiſer ermordet war, den er tief zu betrauern vorgab.

Bei der Nachricht von dem Tod des Kao-tſu-vuti beſtieg deſſen Sohn Chao-ti den Thron. To-pa-ſſe, Fürſt von Uwi, wollte auf Koſten des mittäglichen China's ſein Reich vergrößern; nachdem er ſich Lo-yangs bemächtigt hatte, ſcheiterte aber ſein Vorhaben an den feſten Plätzen, welche Mao-te-tſo und andere Officiere des Kaiſers gut vertheidigten. Der unglückliche Ausgang dieſes Unternehmens koſtete dem To-pa-ſſe, der vor Kummer ſtarb, das Leben. Allein deſſen Nachfolger, To-pa-tao, der, nachdem er einen großen Theil der Tartaren unterjocht hatte, eben ſo ſiegreich gegen die Hias war, erhob ſich zu einem gefürchteten Nebenbuhler des mittäglichen Reiches, mit welchem die Hias ein Bündniß ſchloſſen, das aber ihren Untergang nicht verhindern konnte.

Ein anderer Sohn Kao-tſu's, Uen-ti, verordnete im Jahr 435 die Zerſtörung aller Tempelthürme, welche fremde Sectirer in ſehr vielen Dörfern erbaut hatten. Auf der andern Seite jagte ſie To-pa-tao, nachdem er einen Monat lang die Lehren

eines ihrer berühmteſten Gelehrten gehört hatte, alle aus ſeinem Staate. Dieſer Befehl wurde mit großer Strenge vollzogen, beſonders nachdem man bei dem Eindringen in einen Tempel dieſer Sectirer, ihre Bonzen angetroffen hatte, wie ſie ſich daſelbſt den ausſchweifendſten Vergnügungen überließen, welche ihnen ihr eigenes Geſetz verbot, und dabei einen großen Waffenvorrath fand. To-pa-tao ſagte nun, daß dieſe Menſchen einem Staate höchſt gefährlich ſeyen, und verfuhr ohne alle Schonung gegen ſie; dennoch ſah ſie die kommende Generation wieder im Land.

Im Jahr 449 brach endlich der Krieg zwiſchen den beiden großen Staaten, welche ſich in China theilten, mit großer Erbitterung aus; allein bald darauf werden die Regenten der beiden Staaten ermordet und die innern Unruhen zwingen zur Einſtellung der äußern Feindſeligkeiten, jedoch nur für den Augenblick. Dem neuen Monarchen, U-ti, gelingt es, auf kurze Zeit und durch friedliche Mittel, den Einfluß der Großen unſchädlich zu machen. Auch der Herrſcher von U-wi ſucht in ſeinem Reiche die Ruhe wieder herzuſtellen und nöthige Reformen zu bewerkſtelligen; er will in allen ſeinen Staaten den Wein verbieten, als die Haupturſache des Uebels, welches die meiſten Unordnungen hervorbringt und politiſche Streitigkeiten unterhält. Allein vergeblich; ſelbſt die Religion würde die Chineſen nicht dazu bringen, den ſtarken Getränken zu entſagen, und ſie trinken beſonders ſehr viel Reis- und Hirſebranntwein und andere Liköre, von denen ſie kein Menſch abbringen kann. Nachdem U-ti eine Rebellion glücklich bezwungen und 3000 Menſchen in einer mit Sturm genommenen Stadt hatte niederſäbeln laſſen, führte er den Gebrauch wieder ein, daß ein kaiſerlicher Arm die Felder bepflügen muß, deren Produkte dem Chang-ti dargebracht werden.

Kao-ti, der Gründer der Dynaſtie Tſi, beſtieg 480 den Thron, auf dem er jedoch nur 2 Jahre ſaß und dann ſtarb. Sein

Tod war ein großes Unglück für das Reich, denn er hatte alle Eigenſchaften eines trefflichen Regenten. Er hatte mit dem Herrſcher von U=wi einen Krieg zu beſtehen. Dieſe Dynaſtie konnte ſich nur 23 Jahre erhalten, und hatte während dieſer Zeit mit fortwährenden Unruhen zu kämpfen.

Leang=u=ti, den man als den Gründer einer neuen Herrſcherfamilie betrachtet, gehörte eigentlich zur Familie der Tſi. Er verordnete neue Ceremonien und Feſte zu Ehren des Confucius, nachdem einige Jahre vorher To=pa=hong, Herrſcher von U=wi, ähnliche geſtiftet hatte. Dieſer, ſtatt einen ſeiner Großen, einen Verſchnittenen, für betrügeriſche Handlungen und begangenen Unterſchleif, mit dem Tode zu beſtrafen, wie es die Geſetze verlangten, verordnete, daß man ihm, ſo lange er lebe, den Titel eines Fürſten des Betrugs beilegen ſolle.

Bald entzündete ſich der Krieg wieder zwiſchen den beiden Staaten, die ziemlich von gleicher Stärke waren; allein das Heer derer von U=wi war kampfgeübter, weil es öfters mit mehreren Tartarſtämmen im Krieg geweſen, welche U=wi bedrohten. Dieſer Umſtand war jedoch für das Reich im Süden vortheilhaft, deſſen Truppen in der Vertheidigung feſter Plätze geübter waren, in welchen ſie meiſtens lagen. Die Prinzeſſin Hu=chi war jetzt mit der höchſten Macht in U=wi bekleidet, allein ſie war der Secte des Fo ſo ſehr zugethan, daß ſie ſich ſogar vorgeſetzt hatte, in ein Kloſter zu gehen. Die Ho=chang benutzten ihre Frömmigkeit, um ſie zum Bau eines Tempels zu bereden, in welchem 1000 von ihnen reichlich unterhalten werden ſollten, und dem ſie neun pyramidenförmige Thürme geben wollten, die 900 Fuß Höhe haben ſollten. Einer der Prinzen machte ihr eine Vorſtellung, um ſie von dieſen Dingen abzubringen, und ſagte unter andern in derſelben, daß ſeit dem kürzlich erfolgten Tode eines der Häupter der Ho=changs, das vieler Verbrechen überwieſen worden war, man

ſchon 500 Tempel erbaut habe, um dieſe Betrüger zu befriedigen, deren Abſicht keine andere ſey, als im Wohlleben auf Koſten der Leichtgläubigkeit zu ſchwelgen und ihre Tage im Müßiggange und fauler Ruhe hinzubringen. Dieſe fromme Regentin aber ließ ſich in ihrem Glauben nicht irre machen, vergiftete dagegen den eignen Sohn, um ihre Herrſchaft und Macht zu erhalten; endlich aber kam ſie in einer blutigen Revolution um, welche ihr abſcheuliches Leben herbeigeführt und zum Ausbruch gebracht hatte. Der Kaiſer Leang-u-ti aber ging noch weiter als ſie zu Gunſten der Pagoden und ihrer Prieſter; ja er zog ſich nach 11 Jahren ſogar in ein Kloſter zurück und nahm die Regeln der Ho-changs an, was die Großen des Reichs für eine Erniedrigung und für ein allgemeines Unglück anſahen. Der Monarch aber hatte ſich ganz in die Hände dieſer Pfaffen gegeben, welche ihm erſt dann erlaubten, das Kloſter wieder zu verlaſſen und die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen, nachdem er ihnen eine große Summe Goldes gegeben hatte, worauf er nach dem Willen des Volkes von neuem die Zügel der Regierung ergriff. Aber es dauerte nicht lange, ſo verfiel der blödſinnige Regent wieder in die nämliche Schwäche, und mußte ſich abermals durch große Summen von den unverſchämten Pfaffen, die ſein Gewiſſen ängſtigten, los und ſündenfrei kaufen. Dieſe Unverſchämtheit der Bonzen brachte zwar alle vernünftige Menſchen gegen ſie auf, gab ihnen aber auch zugleich die Mittel in Händen, ſich Anhänger zu machen und mehr Schwachköpfe in Contribution zu ſetzen, wobei ſie der einfältige Kaiſer immer in Schutz nahm. Unter einem ſo ſchwachen Fürſten hätte das Reich bald ſeinem Untergange entgegen gehen müſſen, allein als einer der beſten Feldherren China's, Kao-hoan, der die Abſicht hatte, Leang-u-ti zu entthronen und ihn ſeiner Neigung gemäß für immer in einer Pagode einzuſperren, eine Niederlage erlitt, verkürzte jener aus Kummer ſeine Tage, bevor er ſein Pro-

ject ausführen konnte. Allein bald darauf gelingt es ſeinem Lieutenant Heu-king, ſich der Hauptſtadt und des Kaiſers zu bemächtigen; er läßt aber doch das Reich beſtehen und die Herrſchaft an Leang-u-ti's Erben übergehen, nachdem der Kaiſer bald darauf aus Gram ſtarb.

Der Herrſcher von U-wi ſuchte vergeblich aus dieſem Unfrieden Vortheil zu ziehen. Im Norden von China wüthete damals ein Krieg zwiſchen zwei mächtigen halb barbariſchen Völkerſtämmen. Eine Horde derſelben zeigte ſich im Jahr 545 drohend an China's nördlichen Grenzen, während deren Gegner von dem mächtigen Chan von Tu-kiueh, Mu-han genannt, der von dem kaspiſchen Meere bis zu der Nord- und Oſtſee ſeine Herrſchaft ausdehnte, geſchwächt wurden. In Europa haben wir keine Begriffe von der Eroberung ſolcher weiten Räume.

Im Jahr 557 ſtürzte ein gewiſſer Yu-uen-kio, der vorgab, von dem Kaiſer Chin-nong abzuſtammen, die Dynaſtie der To-pa vom Thron, auf welchem er ſich ſelbſt nur kurze Zeit erhalten konnte. Daſſelbe Jahr ſah auch noch das Ende der kaiſerlichen Familie des Le-ang.

Tchin-pa-ſien, Gründer der Dynaſtie der Tchin, ließ den Kaiſer King-ti umbringen, nachdem er ihn noch vorher gezwungen hatte, ihm die Krone abzutreten. Dieſem Uſurpator, der nicht ohne glückliche Eigenſchaften war, folgte ſein Sohn Uen-ti; dieſer würde ſich jedoch nicht lange auf dem Thron erhalten haben, obgleich er Talente und Verſtand hatte, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die Eintracht, welche zwiſchen den Tſi und den Tche-u beſtand, und die ſich beide um ein Bündniß mit dem oben erwähnten mächtigen Chan Mu-han bemüht hatten, zu ſtören. Dieſer Eroberer hatte nicht Zeit gehabt, ernſtliche Angriffe gegen China zu unternehmen, ſonſt würde es dieſem Lande gewiß ſchlimm ergangen ſeyn. Er theilte ſein ungeheures Reich unter

ſeine beiden Söhne, und ſtarb 572. Erſt im Jahr 582 überſchritten die Tu-kiueh die große Mauer, 400,000 Mann ſtark; dennoch hatte dieſer Einfall keinen großen Erfolg.

Nach dem Tode des Sohnes des Tchin-pa-ſien wurden Verſuche gemacht, die Familie des Le-ang wieder auf den Thron zu bringen. Als aber der Kaiſer Fuen-ti ſah, daß der Prinz Tche-u den Fürſten Tſi faſt vernichtet hatte, wollte er mit dem Sieger theilen und begehrte zwei Provinzen; allein die Truppen, welche er abgeſchickt hatte, ſeiner Forderung Gewicht zu geben, wurden geſchlagen, und der Prinz Tche-u würde jetzt ſchon ganz China unter ſeine Herrſchaft gebracht haben, wenn ihn nicht der Tod überraſcht hätte, als er gegen die Tu-kiueh marſchirte, um deren Vordringen ein Ziel zu ſetzen. Zehn Jahre ſpäter wagte es ein Prinz von Sui, Yang-kien, Aehnliches zu unternehmen, und ſtellte 500,000 Mann in das Feld. Sein Feldherr, Ho-ju-pi, ging über den Kiang, und der Kaiſer zitterte in ſeiner Hauptſtadt, die auch bald darauf genommen wurde. Man zog den Monarchen aus einer Ciſterne, in die er ſich mit ſeinen Weibern und ſeinem Sohne aus Furcht verſteckt hatte. Der Regent von Sui iſt jetzt Herr des ganzen Reiches, und mit ihm beginnt 590 die zwölfte Dynaſtie der Chineſen.

Die Sui und die Tangs.

(Zwölfte und dreizehnte Dynaſtie.)

Jetzt iſt China unter einem Scepter vereinigt. Yang-kien, der den Namen Tſu-uen-ti annimmt, ſcheint durch ſeine Thaten den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmungen zu verdienen. Indeſſen war er, wie chineſiſche Geſchichtſchreiber verſichern, ein harter und jähzorniger Regent, der weder Wiſſenſchaften, noch Bücher liebte, ſehr mißtrauiſch war und nur in der Liſt und Schlauheit

ſein Heil ſuchte. Von den vielen Collegen und zahlreichen Schulen, die ſeit 6 bis 700 Jahren errichtet waren, ließ er nur das einzige kaiſerliche beſtehen. Die Vereinigung des ganzen Reiches unter einen Scepter machte das Land nicht viel glücklicher, die Mißvergnügten ſuchten fortwährend ſeine Ruhe zu ſtören, und nur wenig alte Mißbräuche wurden abgeſchafft; jedoch hatte es das Gute, daß die benachbarten Völker, beſonders die Tartaren, daſſelbe nicht mehr anzugreifen wagten und ſogar Geſandte ſchickten, ihre Ergebenheit zu verſichern. Nicht ſo der Herrſcher von Corea, der ſich ziemlich feindſelig zeigte; eben ſo die Tu-kiueh, welche den Chineſen durch ihre faſt jährlich wiederholten Einfälle und ihre Räubereien viel zu ſchaffen machten.

Yang-kien's Sohn, Yang-ti, der ſeinem Vater in der Regierung folgte, und den man häufig den chineſiſchen Sardanapal nennt, liebte eben ſo ſehr die Pracht, als ſein Vater die Einfachheit geliebt hatte. Zwei Millionen Menſchen mußten auf ſeinen Befehl an der Verſchönerung und Vergrößerung der Stadt Lo-yang arbeiten, und einen Pallaſt erbauen, zu dem nur Steine, Marmor und Holz verwendet wurden, welche aus den entfernteſten Gegenden herbeigeſchafft werden mußten. Um deren Herbeiſchaffung zu erleichtern, ließ er entfernt liegende Flüſſe durch faſt endloſe Canäle verbinden, und noch jetzt zieht man großen Nutzen durch dieſe Communikationen. Allein dieſe Arbeiten koſteten viel tauſend Menſchen das Leben, welche mit unmenſchlicher Härte behandelt wurden. Er ließ auch zwei neue Wälle oder Mauern an den Grenzen der nördlichen Provinzen aufführen. Zugleich ließ er ſich es große Summen koſten, um fremde und weit entfernte Völker zu vermögen, ihm ihre Huldigung darzubringen; allein dafür hatte er das Vergnügen, ganz China zu zeigen, wie ſehr man auch im Ausland ſeine Macht fürchtete und rühmte, und daß er gewiſſermaßen auch Herr der ganzen Tartarei ſey. Damals zählte

man in China an 9 Millionen Familien, wie deſſen Geſchichtſchreiber anführen, welche immer eine Bevölkerung von 100 Millionen Seelen ausmachen konnten.

Der König der Inſeln Lieh-u-Kie-uh hatte die Verwegenheit, die Zahlung des Tributs zu verweigern, Yang-ti ſandte ſogleich eine zahlreiche Flotte ab, ihn zu ſeiner Pflicht zurückzubringen; doch erkannten ſich dieſe Inſeln erſt weit ſpäter förmlich für tributpflichtig von China.

Yang-ti verſammelte ein ungeheures Heer, um ſich Corea zu unterwerfen, was ihm aber in 2 Feldzügen mißlang, das zweite Mal hauptſächlich wegen Mangel an Lebensmitteln. Die dritte Expedition wollte er nun in Perſon befehligen. Einer ſeiner Höflinge ſuchte ihn jedoch vergeblich davon abzuhalten, indem er ihm vorſtellte, daß ein ſo kleiner König als der von Corea ſeinen erhabenen Zorn und ſeine höchſteigenen Bemühungen gar nicht würdig ſey. Der König vertheidigte ſich aber mit ſehr viel Muth und Umſicht, und zu gleicher Zeit bedrohten Rebellen die Hauptſtadt Lo-yang ſelbſt. Der Kaiſer eilte nun ſchnell nach China zurück, das Heer verlaſſend, und die Rebellion ward durch den Tod des Hauptes der Aufrührer bald beendigt. Jetzt wollte Yang-ti um jeden Preis Corea unterwerfen und es gelang ihm auch diesmal, die Truppen des Königs zu ſchlagen, der nun um Frieden bat. Da ſich aber derſelbe ſeinem Verlangen gemäß nicht zu ihm begeben wollte, ſo würde er ſogleich den Krieg von neuem begonnen haben, wenn die Unzufriedenen im eigenen Reiche dem Kaiſer nicht zu ſchaffen gemacht und verhindert hätten, ſich abermals zu entfernen. Er widmete ſich nunmehr den Wiſſenſchaften und dem Emporkommen der Cultur des Landes. Auf einer Reiſe in die nördlichen Provinzen wäre er beinahe von 2 Tartaren gefangen worden, wenn ihn die Liſt eines jungen Menſchen, Sohn des Li-yuen, der bald darauf die Dynaſtie der Tang gründete, nicht ge-

rettet hätte. Yang-ti war von der Leidenſchaft, mit einem großen Pomp und Gefolge zu reiſen, befallen, was unermeßliche Summen koſtete und viel Mißvergnügte machte, welche zur Ausführung ihrer rebelliſchen Abſichten ſich den Beiſtand fremder Horden erbaten. Niemand wagte es, den Kaiſer von der ihm drohenden Gefahr zu benachrichtigen, ſo ſehr fürchteten ſelbſt ſeine treueſten Diener ſeinen wüthenden Jähzorn, in welchem er ohne Ausnahme opferte, was ihm in den Weg kam.

Li-yuen, der Vater des jungen Menſchen, Li-chi-min genannt, der, 16 Jahr alt, ſchon den Yang-ti von der Gefahr des Gefangennehmens befreit hatte, erregte jetzt, von eben dieſem Sohne unterſtützt, einen Aufſtand und machte außerordentliche Fortſchritte. Auch ſeine Tochter, Li-chi, war ihm dabei ſehr behülflich, und vereinigte mehr als 10,000 Streiter unter ihrer Fahne. Nachdem er ſich zum Herrn von Tchang-nyan gemacht hatte, rief er den jungen Yang-yeu zum Kaiſer aus und erklärte ſich ſelbſt zum Regenten des Reiches, indem er dem Yang-ti nur den Titel eines erſten Kaiſers ließ. Li-chi-min befeſtigte durch neue Siege die Macht ſeines Vaters noch mehr, und ſchon in den folgenden Jahren wurde der Thron förmlich an den Uſurpator Li-yuen abgetreten, der unter dem Namen Kao-tſu Kaiſer ward, während der alte Regent ſich den Weibern und dem Weine ergab. Er kam in einem Aufruhr in ſeinem Pallaſte um, und die Mandarinen ernannten an ſeine Stelle einen gewiſſen Yang-tong, der nach wenig Monaten gezwungen war, den Giftbecher zu leeren, und vor ſeinem Ende den Himmel noch auf den Knien bat, ihn doch ja nicht wieder als Kaiſer auf die Welt kommen zu laſſen.

Kao-tſu, der nun Alleinherrſcher war, und viel Unglück durchgemacht hatte, regierte, durch Erfahrung klug gemacht, mit viel Vorſicht. Sein Sohn Li-chi-min trug ſehr viel zur Beruhigung des Reiches bei; er hatte nicht nur einen Mitbewerber um

den Thron, den furchtbaren Quang=chi=tſchong, überwunden, ſondern auch ein großes Tartarenheer gänzlich vernichtet. Im Jahr 624 waren die Tangs in ganz China anerkannt. In ſeinem Alter erlangte jedoch eine fanatiſche Sekte, die über 100,000 Mitglieder beiderlei Geſchlechts zählte, einige Macht über den ſchwach werdenden Kao=tſu und verleitete ihn zum Aberglauben.

Der Neid der Brüder Li=chi=mins war auf dem Punkt, eine abermalige Theilung des Reiches zu veranlaſſen. Auf deſſen beſonderes Erſuchen hatte der Vater ſeinen älteren Bruder zu ſeinem Nachfolger beſtimmt; da er aber ſah, daß man damit umging, den jungen Helden zu vergiften, ſo beſchloß er, ihm die Kaiſerſtadt ſelbſt mit einem großen Gebiete abzutreten, um ihn vor Gefahren ſicher zu ſtellen. Allein ſeine Brüder ruhten nicht und hatten wiederholt verſucht, ihn zu tödten, wurden aber ſelbſt die Opfer ihrer abſcheulichen Abſichten und Kao=tſu ernannte noch bei ſeinen Lebzeiten den Li=chi=min zum Regenten. Dieſer, als Kaiſer auch Tai=tſong genannt, begann mit ſehr wohlthätigen Reformen, indem er 3000 Weiber aus dem Pallaſt jagte; man hatte deren unter mehreren Kaiſern mehr als 10,000 daſelbſt geſehen. Unter den vielen Kebsweibern waren nur drei Königinnen, deren Söhne thronfähig waren, obgleich die Kinder der Kaiſerin noch den Vorzug vor ihnen hatten, wenn es beſondere Umſtände nicht anders beſtimmten. Allein ein Regent aus dem Hauſe Tchin hatte einmal fünf Kaiſerinnen zu gleicher Zeit ernannt. Ein gewöhnlicher Chineſe darf aber nur in dem Fall ein Kebsweib nehmen, wenn ſeine Frau unfruchtbar iſt.

Die Tu=kiueh glaubten, daß die Feſte, welche man dem neuen Kaiſer zu Ehren veranſtaltet hatte, eine günſtige Gelegenheit zu neuen Einfällen ſeyen, und zeigten ſich, 100,000 Mann ſtark, an der Gränze. Aber die Feſtigkeit des jungen Herrſchers machte ihre Pläne ſcheitern und ſie zogen ſich zurück, ohne daß

Blut gefloſſen wäre. Man beſchwor beiderſeits den Frieden und opferte dabei ein weißes Pferd, weil der Kaiſer ſelbſt zugegen, und das alsdann Gebrauch war.

Tai-tſong regierte mit viel Weisheit, übte beſtändig ſeine Truppen, belohnte Beamte, Gelehrte und Offiziere reichlich, wenn ſie ſich auszeichneten; ließ ſich das Wohl des Volkes angelegen ſeyn und handhabte ſtrenge Gerechtigkeit. Er erließ ein Geſetz, welches verordnete, daß ein zum Tode verurtheilter Menſch nicht eher hingerichtet werden dürfe, bevor man dem Kaiſer drei Tage hintereinander das Urtheil vorgeleſen habe und ohne daß ſeine Richter dieſe drei Tage nüchtern zugebracht hätten. Dieſer Kaiſer ſtiftete auch eine große Bibliothek und umgab ſich nur mit Räthen und Mandarinen, deren Rechtſchaffenheit und Kenntniſſe über allen Tadel erhaben waren. „Habt ein Vaterherz für das Volk,“ wiederholte er ihnen täglich, „denn ſeiner Arbeit verdanken wir die Kleider, die wir tragen, und die Speiſen, die uns nähren; alles Unglück des Staates entſteht nur aus der Unzufriedenheit und dem Mißvergnügen der Völker.“ Da er fand, daß es viel zu viel Große und Mächtige im Reiche gab, ſo ließ er nur den Würdigſten und Verdienſtvollſten ihren Rang und ſetzte alle andern 3 Stufen tiefer. „Ich bin nur das Haupt aller Familien,“ ſagte er, „und kann nicht zugeben, daß die einen von dem Schweiße der andern leben. Wer nur ein Amt bekleiden will, damit es ihn gemächlich ernähre, iſt deſſen nicht würdig. Ueber uns iſt Hoang-tien (der erhabenſte Himmel), der Alles ſieht, was wir thun, und Alles weiß, was wir denken.“

Im Jahr 629 war Tai-tſong, trotz des Friedensvertrags, doch genöthigt, ein Heer gegen die Tu-kiueh zu ſenden, welches vollkommen ſiegreich heimkehrte; 12 Jahre ſpäter fielen Tartaren in das Land, wurden aber übel heimgeſchickt. Damals ſoll China, nach ſeinen Geſchichtſchreibern, von Oſten nach Weſten an 700 Mei-

len breit und von Süden nach Norden an 1400 lang geweſen ſeyn, die ihm zinspflichtigen Länder, welche zum Theil jetzt Rußland unterworfen ſind, mit einbegriffen. Um das unermeßliche Reich beſſer regieren zu können, hatte es Tai-tſong in zehn Tao (große Provinzen) eingetheilt.

Vom König von Corea beleidigt, marſchirte er an der Spitze eines zahlreichen Heeres gegen dieſes Land, mußte aber aus Mangel an Lebensmitteln und Munition unverrichteter Sache wieder heimkehren, was ihn ſehr traurig machte. Als er ſich immer ſchwächer fühlte und ſein Ende herannahen ſah, ſetzte er für den Unterricht ſeines Sohnes weiſe Lehren und Inſtruktionen auf, und geſtand in denſelben offenherzig alle die von ihm ſelbſt begangenen Fehler und daß auch er nicht ohne Schwäche geweſen ſey. Allein er verdiente vollkommen die allgemeine Theilnahme, die man ihm erwies, und die bei ſeinem Tode in einen großen Schmerz der Völker ausbrach, und wenig Regenten hat es gegeben, die dieſem chineſiſchen Titus glichen.

Leider war dieß auch mit ſeinem Sohne der Fall, der die erhaltenen Lehren ſchlecht befolgte, obgleich er ſich Kong-tſeh-tais-ſeh, d. h. Großmeiſter der Lehren, nannte. Ein abſcheuliches Weib wußte ihn völlig zu beherrſchen und ſeine natürliche Gutmüthigkeit zu untergraben. Dennoch geſchah unter ſeiner Herrſchaft, was zwei frühern Kaiſern unmöglich war, nämlich Corea zu überwinden. Li-tſi, der erſte Feldherr ſeines Jahrhunderts, beſiegte im Vereine mit noch einem Feldherrn die Coreer 688; dagegen war man auf den entgegengeſetzten Gränzen um ſo weniger glücklich, und verlor ein großes Gebiet. Die böſe Kaiſerin U-heu, welche nach dem Tode des alten Kao-tſong noch mehr Macht an ſich riß und kühner wurde, ließ Alle tödten, welche ihr im mindeſten im Wege waren, und kleine durch ihr Verfahren erregte Aufſtände benutzte ſie, um Ströme von Blut zu vergießen. Sie

hatte ſogar die Frechheit, ſich mit den prieſterlichen Gewändern, die bei den Ceremonien des höchſten Opfers dienten, zu ſchmücken, was bis jetzt nur der Kaiſer ſelbſt hatte thun dürfen. Bald erklärte ſie ſich für eine Tochter des Fo und ſagte, ſie ſey vom Himmel ſelbſt geſandt, um über die Menſchen zu herrſchen. Allein ungeachtet dieſer hohen Sendung gelingt es ihr nicht ein Mal, das Reich ihrem Enkel zu hinterlaſſen, ſondern noch während ihren Lebzeiten ſetzt man den wirklichen Thronerben, den ſie in ein düſteres Gefängniß hatte ſperren laſſen, wieder in ſeine Rechte ein. Allein Tchong=tſong, eben ſo ſchwach wie ſein Vater, geſtattete ſeiner Gattin, Uei=chi, in die Fußtapfen der alten Kaiſerin zu treten, die ſich ihm aber ſelbſt ſo verhaßt machte, daß er endlich damit umging, ihr die zugeſtandene Macht wieder zu nehmen. Sie aber vergiftet ihn und kommt ſodann ſelbſt in einem Aufſtande um. Indeſſen erhält ſich dieſe Dynaſtie noch lange auf dem Throne, jedoch ganz ruhmlos, und die ewigen Intriguen der Weiber, Großen und Verſchnittenen machen den Hof eben ſo ehrlos als die Regierung ſchwach. Eine Zählung, die man unter dem Kaiſer Hioen=tſong vornahm, gab das Reſultat, daß mehr als **10** Millionen zahlreiche Familien in beinahe **2000** Städten wohnten, und daß das Reich an **800,000** Mann Truppen in das Feld ſtellen konnte.

Im Jahr **763** fielen die Tu=fan, **300,000** Mann ſtark, in China ein, verheerten faſt alle Provinzen und plünderten ſogar die Hauptſtadt. Die Annalen des Reiches berichten, daß die Verwüſtung ſo groß war, daß man beinahe **36** Millionen Menſchen weniger in China zählte, als **10** Jahre früher; indeſſen mag wohl eine furchtbare Epidemie dabei mitgewirkt haben und das Ihrige zu dieſer unglaublichen Verminderung gethan haben.

Im Jahr **780**, unter der Regierung des Kaiſers Te=tſong, hatten neſtorianiſche Prieſter, die ſchon **145** Jahre früher in China, mit aſiatiſchen Bonzen verwechſelt, eingedrungen waren, und die ſich

ſelbſt klüglich Bonzen von Ta-tſin (Rom oder Paläſtina) nannten, ein chriſtliches Monument in der Provinz Chen-ſi errichtet, welches man im Jahr 1625 wieder aufgefunden und ausgegraben hat. Dieſe Prieſter hatten unter Tai-tſong und Kao-tſong die Erlaubniß zur Erbauung einiger chriſtlichen Kirchen erhalten, und werden in den chineſiſchen Annalen Bonzen, aus Weſten gekommen, genannt, wie alle Prieſter, die ſie für Götzendiener halten.

Einer der Kaiſer, Hien-tſong, ließ ſich von indiſchen Bonzen einen Trank eingeben, der ihn unſterblich machen ſollte. Als er die zweite Doſis davon genommen hatte, ſtarb er an demſelben in der Blüthe ſeines Alters. Sein Sohn, hierdurch nicht klüger gemacht, nahm 4 Jahre ſpäter daſſelbe Mittel der Unſterblichkeit, und ſtarb daran in ſeinem dreißigſten Jahre. Noch mehrere Kaiſer fielen als ein Opfer dieſes tödtenden Trankes der Unſterblichkeit und die liſtigen Bonzen wußten ſich immer ſo gut aus der Schlinge zu ziehen, daß ihr Credit dadurch nicht gemindert wurde und alle Einfaltspinſel zufrieden waren.

Die Verſchnittenen hatten wieder einen ſolchen Einfluß erlangt, daß der Kaiſer Uven-tſong, der die ungeheuren Mißbräuche abſtellen wollte, und doch nichts gegen ſie zu unternehmen wagte, ſeine Zuflucht zu Vergiftungen zu nehmen für gut fand; andere wollte er ermorden laſſen, allein dieſe Mittel dienten nur dazu, ihre Gewalt noch mehr zu befeſtigen, und der Kaiſer mußte ſich wieder unter das Joch der Verſchnittenen fügen, das jetzt noch viel härter und unausſtehlicher als früher war. Nach ſeinem Tode verfügten ſie zum Nachtheile ſeines Sohnes über das Reich und gaben es ſeinem Bruder. Dieſer verfolgte, verbrannte und ächtete viele Bonzen, beſonders die von Ta-tſin. 44,000 Pagoden von den verſchiedenen Culten wurden niedergeriſſen und der Erde gleich gemacht, die Bildſäulen eingeſchmolzen und über 250,000 Mönche

und Nonnen wurden ſäculariſirt und mußten wieder in die Welt ohne alle Hülfe und ſehen, wie ſie ſich fortbrachten.

Indeſſen ging die regierende Familie ihrem Untergange entgegen. Der junge Kaiſer Hi-tſong war ganz in den ehrgeizigen Händen einiger Großen und Verſchnittenen. Von allen Seiten brachen gefährliche Aufſtände aus. Einer der Aufrührer, der am meiſten zu der Erniedrigung der Tangs beitrug, Hoang-tſao, bemächtigte ſich Tchang-ngans und ließ ſich zum Kaiſer ausrufen. Das Blut floß in allen Straßen und er ſagte höhniſch: „Dieſe Blutſtröme ſind nöthig, um die Kaiſerſtadt rein zu waſchen.“ Allein man vergoß auch das ſeinige, ohne daß jedoch die Ruhe hierdurch im Reiche wieder hergeſtellt wurde. Mehrere Aufrührer ſuchten Theile deſſelben an ſich zu reißen und es zu zerſtückeln. Der eine, Kao-pien, verwüſtete Sſu-tchuen, ein anderer, Tſin-tſong-kiuen verheerte Ho-nan und Chan-tong und ein Verſchnittener hielt die kaiſerliche Perſon unter ſeiner Zuchtruthe. Thu-mei, ein Großer, wollte den Prinzen Li-yun zum Kaiſer machen.

Nach einer 15jährigen unglücklichen Regierung ſtarb Hi-tſong, ohne Söhne zu hinterlaſſen. Die Großen wollten den Li-pao zu ſeinem Nachfolger machen, der allerdings nicht ohne Fähigkeit war; allein der Verſchnittene Yang-fu-kong behauptete, daß der Kaiſer auf ſeinem Sterbebette einen andern ſeiner Brüder zu ſeinem Nachfolger beſtimmt habe, der auch den Thron unter dem Namen Tchao-tſong beſtieg. Dieſer mußte, nachdem er drei Jahre lang in der größten Abhängigkeit von dieſem Verſchnittenen regierte, endlich deſſen offenbare Rebellion bezwingen.

Ein mit dem Hofe und ſeiner tollen Wirthſchaft mißvergnügter Offizier von niederem Range hätte im Jahr 894 beinahe die kaiſerliche Familie vom Thron geſtürzt, die ſich nur mit der äu-

ßerſten Mühe noch 13 Jahre auf demſelben erhielt und dieſe Friſt nur der Tapferkeit und Feſtigkeit des Li-ke-yong zu verdanken hatte, den der Kaiſer nicht liebte, der aber die Rebellen niederſchlug und verfolgte, und deſſen Sohn Li-tſim-hiu noch glücklicher in ſeinen Unternehmungen war.

Einige Gewaltſtreiche, die ſich der Kaiſer Tchao-tſong erlaubte, als er ſich auf der Jagd betrunken hatte, gaben dem Verſchnittenen Lieu-ki-chu einen Vorwand, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, um ihn ſeiner kaiſerlichen Würde zu entſetzen, ohne daß es jedoch ſchien, als wollte er ſich an der übrigen Familie des Kaiſers vergreifen. Seine Abſicht ging dahin, einen ganz jungen Prinzen unter ſeiner unumſchränkten Vormundſchaft zu haben, und nach Luſt und Gefallen in und mit dem Reiche ſchalten zu können. Tchao-tſong fand jedoch bald Hülfe und mehrere Perſonen nahmen ſich ſeiner an und ſtritten ſich ſogar um die Ehre, ihn zu befreien. Allein wüthende Bürgerkriege waren die Folge dieſer Verſuche, welche Haß und Rache entflammten und Vertilgung und Verheerung verbreiteten.

Der Kaiſer wurde in Fong-ſiang belagert, wo ihn Li-men-tchin und die Verſchnittenen vertheidigten oder vielmehr feſthielten, und die Lebensmittel waren in der unglücklichen Stadt ſo ſelten, daß man das Pfund Menſchenfleiſch mit ſchwerem Geld aufwog und verkaufte.

Der Kaiſer, durch Thu-veng endlich befreit, wechſelt nur ſein Joch; ſein Befreier, der fürchtet, daß man ihm denſelben entführen möchte, läßt ſeine Garde tödten und giebt ihm nun eine ihm ganz ergebene; zugleich läßt er die Stadt Tchang-ngan der Erde gleich machen und führt den Monarchen nach Lo-yang ab. Bald darauf wird der unglückliche Fürſt ermordet und ſein 13jähriger Sohn folgt ihm auf den blutigen Thron. Auf Tchu-vengs Befehl werden deſſen andere Söhne alle erwürgt, der damit en-

digt, ſich ſelbſt die Krone aufzuſetzen, nachdem er auch den Letzten der Tangs in Jahresfriſt hatte tödten laſſen. Dieſer grauſame Wüthrich hatte indeſſen mit entſetzlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, da ihm faſt alle Statthalter der Provinzen und die Großen den Gehorſam verſagten. Es entſtanden ſogleich mehrere unabhängige Königreiche, und die furchtbarſte Verwirrung, in deren Gefolge die blutigſten Metzeleien und Bürgerkriege waren, herrſchte im ganzen unglücklichen Reiche, deſſen Fortbeſtehen jetzt wieder eben ſo problematiſch und zweifelhaft war als **1000** Jahre früher nach dem Falle der Thſine.

So ſtanden die Sachen in China beim Beginn des **10.** Jahrhunderts. Wir kehren nun wieder zur Geſchichte des römiſchen Reiches zurück und werden den Faden der chineſiſchen ſpäter wieder ergreifen, wenn wir in der übrigen Geſchichte an dieſen Zeitpunkt gekommen ſeyn werden.

Fortſetzung der Geschichte des ost- und west-römischen Reichs.

Gratian, Beherrſcher des weſtrömiſchen, und Valens des oſtrömiſchen Reichs.

(375 Jahre nach Chriſti.)

Gratian, der älteſte Sohn des Valentianus, war ſchon in ſeinem neunten Jahre zum Mitkaiſer ernannt worden und jetzt 16 Jahr alt. Der Dichter Auſonius, ſein Erzieher, hatte ihn mehr zur Frömmigkeit und den Wiſſenſchaften angehalten, als mit den einem Regenten nöthigen Kenntniſſen und Pflichten bekannt gemacht, was dem Dichter auch wohl nicht gut möglich geweſen ſeyn mag. Uebrigens beſaß er bei ſehr guten Eigenſchaften auch eine unvergleichliche Schwäche, welche ihn, durch ſeine Umgebungen verleitet, große Ungerechtigkeiten und Fehler begehen ließ. Das Heer gab ihm ſeinen Bruder, Valentianus II., zum Reichsgehülfen, ein vierjähriges Kind, das er wie ſeinen Sohn liebte. Gratian fing ſeine Regierung mit einer ſchreienden Ungerechtigkeit an. Die Ränke des Hofes ſchwärzten ihm die Unſchuld ſelbſt an. Er ließ zu Carthago den berühmten Comes Theodoſius hinrichten, der eben in Afrika die Empörung eines mauriſchen Königs geſtillt, vorher Großbritannien gerettet, ſich bei allen Gelegenheiten als die beſte Stütze des Reiches bewieſen hatte,

und die Ehre ſeiner Triumphe noch durch das Verdienſt der Beſcheidenheit erhöhte. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war der Präfectus Maximinus an dieſer Verurtheilung ſchuld, der aber auch ein gleiches Schickſal erfuhr. Nachdem er vieler Verbrechen überwieſen war, wurde er nebſt zwei andern Dienern der Tyrannei enthauptet. Der Kaiſer erneuerte das alte Vorrecht der Senatoren, kraft deſſen ſie nicht auf die Folter gebracht werden durften, ein Vorrecht, um das ſich der grauſame Maximinus nie bekümmert hatte.

Der Orient ward unter der Regierung des Valens immer unglücklicher. Dieſer mißtrauiſche, niedrige und grauſame Fürſt hatte ſeine laſterhaften Geſinnungen eine Zeit lang bezähmt oder verborgen gehalten. Wenn er auch die katholiſche Religion verfolgte, ſo hatte er wenigſtens ſonſt einige Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe gezeigt. Sein Sieg über die Gothen brachte ihm Ehre. Einige geringe Vortheile, die er über den König der Perſer erhielt, machten ihn aufgeblaſen. Er glaubte, daß er nur ſeine Schmeichler und ſeine Leidenſchaften hören dürfe. Er opferte Jedermann einer verläumderiſchen Anklage auf. Bei ſeinen despotiſchen Urtheilsſprüchen war er unerbittlich; „denn," ſagte er, „wer ſich leicht beſänftigen läßt, der vernachläſſigt leicht die Gerechtigkeitspflege." Der öffentliche Haß und die wiederholten Verſchwörungen bewieſen, wie falſch ſein Grundſatz und wie ungerecht ſeine Regierung war.

Man ſehnte ſich nach dem Augenblicke, da er ſterben würde, und bediente ſich der Zauberkunſt, um zu erfahren, wer wohl ſein Nachfolger ſeyn möchte. Theodorus, einer ſeiner Secretäre, ein ehrwürdiger und geliebter Mann, ließ ſich von einigen Wahrſagern täuſchen, die ihm die Krone verhießen, und wurde das Opfer ſeiner thörichten Leichtgläubigkeit. Dieſe Verſchwörung gab zu ſchrecklichen Hinrichtungen Gelegenheit. Die Unſchuldigen ſtarben mit den Schuldigen, und das erdichtete Verbrechen der Zau-

berei mußte zur Urſache dienen, um diejenigen, die man keiner wirklichen Verbrechen beſchuldigen konnte, den Scharfrichtern zu überliefern.

Einfall der Hunnen in Europa.

Dieſes furchtbare Volk, von dem ein Geſchichtsſchreiber erzählt, daß es einer Vermiſchung des Teufels mit Zauberinnen ſeinen Urſprung verdanke, und von deſſen Daſeyn man in Europa bis jetzt nichts wußte, war in China ſchon über 2000 Jahre vor Chr. Geburt bekannt. Die Hunnen bewohnten an der nordiſchen Gränze von China einen Strich Landes von 500 Meilen, von Weſten nach Oſten bis zu den mantſewſchen Tartaren, und 300 Meilen von Norden nach Süden bis an Tibet und die große chineſiſche Mauer. Dieſe Hunnen waren von einem gräßlichen und wilden Anſehen; lebten von rohen Wurzeln, oder vom Fleiſche, das ſie auf den Rücken ihrer Pferde mürbe geritten hatten; betrachteten jede verſchloſſene Wohnung als ein Grab; irrten mit ihren Heerden über Berge und durch Wälder herum; führten ihre Familien auf Wagen bei ſich; waren faſt immer zu Pferde, und fochten nie zu Fuße; hatten eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit, mit dem Bogen zu ſchießen, ſelbſt im Fliehen; wußten von keinen Ehegeſetzen; kannten keine andere Tugend, als unerſchrockene Tapferkeit und ſeltene Treue in Haltung ihrer Zuſage; begingen beſtändige Streifereien auf dem Gebiete ihrer Nachbarn, und ſuchten mit großer Begierde Länder zu erobern, die von der Natur mehr begünſtigt waren, als ihre Wüſteneien. Die chineſiſchen Kaiſer hatten die große, etwa 400 Meilen lange Mauer erbaut, um ſich vor ihren Anfällen in Sicherheit zu ſetzen. Kurz, ſie waren das ſchrecklichſte Product der Tartarei.

Unter ihnen entſtanden innerliche Kriege, in welchen die nor-

diſchen Hunnen überwunden wurden, und nach den weſtlichen Gegenden flüchteten. Viele Horden vereinigten ſich in der Gegend Sibiriens. Da nun herumziehende Völker, welche die abendländiſche Tartarei überfielen, ſie gegen Süden verjagten, gingen ſie über die Wolga. Sie griffen die Alanen an, die um den Palus Mäotis wohnten, gleich ihnen eine nomadiſche Nation, die zwar aus beſſer gebildeten und nicht ſo wilden, aber doch barbariſchen Völkern beſtand, welche ihre Feinde, nachdem ſie dieſelben getödtet hatten, ſchunden, und von der Haut, die ſie ihnen ſammt dem Kopfe abnahmen, Stalldecken für ihre Pferde machten. Die Alanen zerſtreuten ſich, einige dieſſeits, andere jenſeits des Dons, und nach Andern gegen die Donau. Das weitläufige Land zwiſchen der Wolga und dem Don ward von den Hunnen eingenommen; aber ſie blieben daſelbſt nicht lange.

Voll Begierde nach neuen Eroberungen, ſetzten ſie über den Don, hieben die Alanen und die Barbaren in der Nachbarſchaft nieder, oder zwangen ſie, ſich mit ihnen zu vereinigen. Sie vertrieben darauf die Oſtrogothen jenſeits des Boryſthenes (des Dnie-pers) und des Dnieſters. Endlich griffen ſie die Viſigothen an, und jagten ſie bis an die Donau zurück.

Die Gothen, deren König Hermannrich ſeine Eroberungen von der Donau bis zum baltiſchen Meere ausgebreitet hatte, wurden von Schrecken überfallen, indem ſie ſich die Hunnen als Ungeheuer vorſtellten, welche kämen, die Menſchen zu verſchlingen, und dachten deßhalb darauf, einen Zufluchtsort gegen ihre Wuth zu ſuchen. Faſt 200,000 Viſigothen fanden ſich am Ufer der Donau ein, und beſchworen die Römer, ihnen den Uebergang zu erlauben, und ſie zu Unterthanen des Reiches aufzunehmen, das ſie mit ihrem Blute wider alle Angriffe zu vertheidigen verſprachen. Man ſchickte zum Kaiſer, um deſſen Befehle einzuholen. Valens, dem der Gedanke ſchmeichelte, Herr einer ganzen kriegeriſchen Na-

tion zu werden, und dem es nicht einfiel, daß aus dieſen neuen Unterthanen gar leicht die fürchterlichſten Feinde werden könnten, ließ ihnen, doch mit der Bedingung, daß ſie jenſeits der Donau, vor ihrem Uebergange über dieſen Fluß, ihre Waffen ausliefern ſollten, in Thracien Ländereien anweiſen, ſich daſelbſt niederzulaſſen. Aber die Römer ließen ſich mehr angelegen ſeyn, ihre neuen Freunde bei dem Uebergange zu berauben, als ſie zu entwaffnen. Die Barbaren machten ſich die verderbliche Gewinnſucht ihrer Schutzherren zu Nutzen, und behielten faſt alle ihre Schwerter und Wurfſpieße, oder erkauften dieſelben vielmehr gern mit Aufopferung aller ihrer übrigen Habſeligkeiten.

Nicht lange darauf ſtellten ſich auch die Oſtrogothen, nachdem ſie einige Zeit in der Gegend um den Dnieſter ſich gelagert hatten, mit demſelben Geſuche an der Donau ein. Man fand es endlich bedenklich, eine ſolche Menge gefährlicher Gäſte aufzunehmen, und ſchlug ihnen das Begehren ab. Aber während die römiſchen Truppen ſich von der Donau entfernten, um die zuerſt Angekommenen, die man weiter von dem Fluſſe entfernen wollte, zu begleiten, gingen die Uebrigen ohne Hinderniß über den Fluß, der damals den Römern zur beſten Vormauer wider dieſes gefahrdrohende Volk diente. Da die Barbaren nun einmal im Reiche aufgenommen waren, ſo hätte man mit aller Klugheit ein wachſames Auge auf ſie haben, nicht aber durch Ungerechtigkeiten ſie zum Zorne reizen ſollen. Lupicinus, Comes von Thracien, that gerade das Gegentheil. Er verhinderte ſie, Lebensmittel anzukaufen, ſetzte ſie in Wuth, und gebrauchte nicht die geringſte Vorſicht, um ſie im Zaume zu halten. Unter Fritigerns Anführung überſchwemmten die Gothen ganz Thracien, beraubten Städte und Felder, tödteten die Einwohner, und ſetzten die Römer in großen Schrecken. Zur Vergrößerung ihrer Macht ließen ſie die Hunnen und Alanen, von denen ſie aus ihrer Heimath wa-

ren vertrieben worden, einladen, mit ihnen gemeinſame Sache zu machen, und den Raub zu theilen; denn eben durch dergleichen Verbindungen mehrerer Nationen mit einander wurden die Barbaren mächtig.

Valens ſchloß Frieden mit dem Sapor, um Thracien perſönlich zu vertheidigen. In dem irrigen Glauben, daß die Gothen das Reich beſchützen würden, hatte er den größten Theil der alten Truppen entlaſſen; ſtatt der Soldaten, welche die Städte und Provinzen liefern ſollten, einen Tribut ausgeſchrieben, mit einem Worte, er hätte ſich des nothwendigſten Beiſtandes beraubt. In der Eile zuſammengerafftes Kriegsvolk machte ſein Heer aus; dennoch kam es jetzt vornehmlich auf Muth und Kriegszucht an.

Er kam zu Conſtantinopel an, deſſen umliegende Gegenden bereits von den Barbaren angegriffen waren. Gratian, der Ueberwinder der Allemannen, zog einher, ihm perſönlich beizuſtehen; aber Eiferſucht und Eitelkeit hielten ihn ab, deſſen Ankunft zu erwarten. Er wollte die ganze Ehre des Sieges haben. Die Schlacht bei Adrianopel täuſchte ſchrecklich ſeine Hoffnung. Fritigern gebrauchte Liſt und Tapferkeit mit ſo glücklichem Erfolge, daß er unter den Römern ein großes Gemetzel anrichtete. Valens fand hier ſeinen Tod. Die Umſtände ſeines Todes ſind unbekannt; man ſagt, er ſey verwundet worden, und wäre in eine Strohhütte geflüchtet; die Gothen aber hätten dieſe Hütte in Brand geſteckt, ohne von ſeinem dortigen Aufenthalte zu wiſſen. Man erzählt auch, die Bürger Antiochiens, die ihn haßten, hätten ſchon zuvor zur Gewohnheit gehabt, ihm mit den Worten zu fluchen: „Möchte doch Valens lebendig verbrennen!“ Das Zutreffen dieſes Fluches mit dem Feuer der Strohhütte war ſchon hinreichend, dieſer Erzählung Glauben zu verſchaffen, weil ſie ſo ſehr das Gepräge des Wunderbaren an ſich trug.

Hätten die Gothen die Belagerungskunſt verſtanden, ſo würden

ſie ganz Thracien unterjocht haben. Sie kannten nicht einmal die Maſchinen, deren man ſich damals bei Belagerungen zu bedienen pflegte. Ob ſie ſchon gewohnt waren, dem Tode zu trotzen, wurden ſie doch durch einen großen, von den Mauern Adrianopels herab gewälzten Stein dergeſtalt in Schrecken geſetzt, daß ſie die Flucht ergreifen wollten. Ihre Feldherren hielten ſie davon zurück; aber alle ihre Angriffe auf Adrianopel, Perinthus und Conſtantinopel waren vergeblich. Sie ſtreiften weit umher. Nachdem ſie noch andere Barbaren mit ihren Horden vereinigt hatten, verbreiteten ſie die Verheerung auf der einen Seite bis in Achaja, und auf der andern bis in Pannonien. Fritigern erſtaunte, daß er keinen Widerſtand fand, und bewunderte die Einfalt der Römer, welche ſich für Herren eines Landes hielten, das ſie nicht zu vertheidigen wußten. „Sie beſitzen es," ſagte er, „ohne Zweifel mit demſelben Rechte, womit die Viehheerden die Wieſen beſitzen, worauf ſie graſen."

Gratian und Valentinian II. herrſchen im weſtrömiſchen und Theodoſius im oſtrömiſchen Reich.

(379 Jahre nach Chr.)

Gratian ſah ſehr gut ein, daß er ohne die kräftige Hülfe eines tüchtigen Mannes mit der ſchwierigen Verwaltung des Reiches nicht fertig werden würde. Er richtete deßhalb ſeine Augen auf den Sohn jenes unglücklichen und trefflichen Feldherrn, den er ſo ungerechter Weiſe hatte hinrichten laſſen. Der junge Theodoſius war nach dem Tode ſeines Vaters nach Spanien, ſeinem Vaterlande, geflüchtet, wo er ſich durch ſein Betragen eben ſo ſehr in Liebe als in Achtung ſetzte. Man rief ihn zurück, und vertraute ihm das Commando der Truppen an. Er ſchlug ein Heer Gothen und Sarmaten nahe bei der Donau. Der Kaiſer nahm ihn darauf zum Reichsgehülfen an, und trat ihm den Orient ab, dem er noch

einen anſehnlichen Theil von Illyrien, Dacien, Möſien und ganz Griechenland hinzufügte, Länder, welche von den Barbaren verwüſtet worden waren.

Der neue Kaiſer, 32 Jahre alt, war voll Muth und edler Denkart, und bewies ſich ſeines erhabenen Ranges würdig. Er ſagte: „Das Weſentliche eines guten Fürſten beſteht nicht darin, daß er lange herrſche, ſondern daß er gut herrſche.“ Seine Gemahlin Flaccilla ermunterte ihn beſtändig zur Tugend, worin ſie ihm ſich ſelbſt zum Muſter darſtellte. Sie prägte ihm die Worte ins Gedächtniß: „Vergiß nie, was du geweſen biſt, und was du jetzt biſt.“ Zoſimus ſchildert den Theodoſius als einen wollüſtigen, ungerechten Prinzen, der, umgeben von Hofnarren und Verſchnittenen, ſich von dieſen lenken ließ, und für ſich ſelbſt kein Verdienſt hatte, ſondern all ſeinen Ruhm ſeinen Feldherren ſchuldig war; aber die Parteilichkeit dieſes Schriftſtellers gegen die chriſtlichen Fürſten machen ſein Zeugniß ſehr verdächtig.

Nachdem er ſich im zweiten Jahre ſeiner Regierung, während einer gefährlichen Krankheit, hatte taufen laſſen, ließ er ſich die Beförderung der Religion ernſtlich angelegen ſeyn. In einem Geſetze an das Volk zu Conſtantinopel verordnete er, daß alle Unterthanen die katholiſche Lehre von der Dreieinigkeit bekennen und alle, die ſich nicht dazu bequemen würden, den ſchimpflichen Namen der Ketzer führen und, wie er ſagte, erwarten ſollten, „daß ſie die göttliche Rache und auch die ſeinige treffen werde, je nachdem die Vorſehung ihn ihrer Eingebungen würdigen würde.“ In einem andern Geſetze verbot er alle peinliche Prozeſſe während der Faſten, weil die Richter die Verbrecher nicht zu der Zeit beſtrafen ſollten, während ſie von Gott die Vergebung ihrer eigenen Uebertretung erwarteten. Nach dem Beiſpiele des Valentinian begnadigte er, zu Ehren des Oſterfeſtes, alle Verbrecher, nur diejenigen ausgenommen, die ſich ganz außerordentlicher Ver-

brechen ſchuldig gemacht hatten. Man ſieht, daß falſche Religionsbegriffe ſchon damals ihren mächtigen Einfluß in bürgerlichen und Staatsangelegenheiten bewieſen.

In einem in der That ſehr heilſamen Geſetze, das die abſcheulichen Mißbräuche der Angebungen verbannen ſollte, ward verordnet, der Ankläger ſollte in Verhaft genommen werden, damit er, im Falle er als ein Verleumder befunden werde, nach dem Vergeltungsrechte könne beſtraft werden; und daß der Prozeß nicht in die Länge gezogen, ſondern, ſobald als möglich, ſollte abgeurtheilt werden, damit der Schuldige bald die verwirkte Strafe, der Unſchuldige aber ſeine Freiheit erhalten könne.

Der Kaiſer verbot den Beamten, die nach den Provinzen geſchickt wurden, ſich daſelbſt ein Vermögen zu erwerben, oder Geſchenke anzunehmen, und traf die beſten Verfügungen, um die Unterthanen vor den Bedrückungen der obrigkeitlichen Perſonen zu ſchützen.

Er verbot den Heterodoxen alle Zuſammenkünfte, ſelbſt in Privathäuſern; wenn ſie gleichwohl dergleichen halten würden, ſo erlaubte er den Katholiken, Gewalt wider ſie zu gebrauchen. Er erklärte die Abtrünnigen und Manichäer für unfähig, ein Teſtament zu machen, oder die Vermächtniſſe anzutreten, die ihnen in Teſtamenten ſollten ausgeſetzt werden. Er ging ſo weit, daß er die Manichäer, die er beſonders verabſcheuete, ſogar der Todesſtrafe würdig erklärte. Er berief viele Kirchenverſammlungen ſchnell nach einander, um die Glaubensartikel feſtzuſetzen, die ſchon durch zahlreiche Entſcheidungen beſtimmt waren. Aber ohne von dem großen Unheil zu reden, das aus den, den Privatperſonen erlaubten Gewaltthätigkeiten erwachſen mußte, wollen wir nur bemerken, daß alle dieſe Geſetze faſt jedes Jahr erneuert wurden, ſo wenig halfen ſie wider das Uebel. Theodoſius, der zu wenig Kenntniſſe hatte, ſo ſubtile Materien richtig beurtheilen zu können, glaubte, daß

die Religionsmeinungen ſich nach eines unumſchränkten Herrſchers Gutdünken ändern ließen.

Gratian bewies eben ſo viel Eifer und noch weniger Klugheit. Weit entfernt, nach dem Beiſpiele ſeines Vaters, Valentian, eine Religionsübung zu dulden, die er doch nicht vermögend war abzuſchaffen, reizte er die Heiden durch Gewaltthätigkeit zum Unwillen. Der in dem Verſammlungsorte des Senats aufgerichtete Altar der Siegesgöttin ward abgebrochen, die Einkünfte des Pontifex maximus wurden eingezogen, die Privilegien der Prieſter und Veſtalinnen vernichtet. Vergebens reichten die heidniſchen Senatoren eine Gegenvorſtellung ein. Auf Anrathen des heiligen Ambroſius, Biſchofs zu Mailand, der den gänzlichen Umſturd des Götzendienſtes zu bewirken hoffte, verſagte er den Abgeordneten der Heiden ſogar das Gehör; und dadurch, daß er den Titel eines Pontifex maximus, der immer mit der kaiſerlichen Würde verbunden geweſen war, ausſchloß, erbitterte er die Gemüther noch mehr.

Rom ward mit Hungersnoth heimgeſucht, und man unterließ nicht, ſie für eine gerechte Rache der Götter zu erklären. Gratian, der ſich dem Haß ſeiner Unterthanen bloßgeſtellt ſah, verſchwendete ſeine Gunſtbezeigungen an die Alanen und andere Barbaren, gab ihnen Hofbedienungen und Befehlshaberſtellen bei dem Heere, und trug ſogar ihre Nationaltracht. Alles ſchickte ſich zu einer Empörung an. Maximus, der in Großbritannien das Commando führte, benutzte dieſe Umſtände mit vieler Geſchicklichkeit. Seine Truppen wollten denjenigen, den ſie beſchuldigten, daß er die Römer verkenne, nicht mehr für ihren Kaiſer erkennen, riefen den Maximus zum Kaiſer aus, und bekleideten ihn mit dem Purpur. Obgleich dieß deſſen ſehnlichſter Wunſch war, ſo ſtellte er ſich doch, als wenn er dieſe Ehre wider ſeinen Willen annähme.

Maximus zog durch das nördliche Gallien, und ſtieß nahe bei Paris auf das Heer des Gratian. Dieſer wurde von ſeinen

Soldaten verlaſſen, und nahm mit der größten Eile die Flucht nach den Alpen. Alle Städte verſagten ihm die Aufnahme; er verkleidete ſich, um ſeinen Feinden zu entrinnen, fand aber allenthalben Verräther, und kam durch Meuchelmord um.

Der Bruder des Gratian, der zugleich ſein Mitkaiſer war, hatte noch nicht das dreizehnte Jahr erreicht, und ſeine Mutter Juſtina regierte in ſeinem Namen. Bei dem elenden Zuſtande des Reichs durfte man an keinen Krieg denken. Valentinian ſchloß deßhalb einen Vergleich mit Maximus, durch welchen dem Letzteren Gallien, Spanien, Großbritannien zufallen und er im Beſitz der übrigen Provinzen bleiben ſollte. Theodoſius ſelbſt erkannte die ungerechte Erwerbung der höchſten Gewalt zum Vortheile eines Tyrannen an, weil er damals nicht im Stande war, ihn zu entthronen.

Dieſer, der die Barbaren oft überwand, ließ ſich ſtets die Befeſtigung ſeiner Macht angelegen ſeyn. Er richtete ſeine Sorge nicht allein auf das Kriegsweſen, ſondern auch auf die Geſetzgebung, wiewohl manches Mal mit zu wenig Einſicht, als daß man ihn für einen großen Geſetzgeber halten konnte. Man bemerkt hier ein Geſetz, kraft deſſen er bei Strafe des Feuers alle Heirathen zwiſchen Geſchwiſterkindern verbot, wenn man nicht von dem Kaiſer eine Vergünſtigung erhalten hatte. Bei Strafe, lebendig verbrannt zu werden, Ehen zu unterſagen, die von langen Zeiten her erlaubt waren, und nach einem ſo äußerſt ſtrengen Verbote gleichwohl Vergünſtigungen zu verſtatten, iſt eine auffallende Ungereimtheit.

Trotz der vielen zur Begünſtigung des Chriſtenthums herausgegebenen Edicte, dauerten die innerlichen Kriege zwiſchen der alten und neuen Religionspartei noch immer in dem Staate fort. Prätextetus ſtarb, der die beſte Stütze des Götzendienſtes war, weil er ſich durch ſein tugendhaftes Betragen dergeſtalt auszeichnete, daß er ſelbſt bei den Chriſten in Anſehen ſtand. Symmachus, der nach ihm zum Präfect

in Rom ernannt war, erbte gewiſſermaßen ſeine Geſinnungen. Er hatte den Muth, in Rückſicht auf Viele, die durch Ränke zu öffentlichen Aemtern gelangt waren, dem Kaiſer zu ſchreiben: „daß es zur Beſetzung dieſer Stellen nicht an braven Männern fehle, man müßte nur diejenigen, welche ſo begierig nach Aemtern ſtrebten, und ſich in dieſelben einzuſchleichen ſuchten, entfernen, ſo würde man unter den andern gewiß Männer genug finden, welche dieſer Aemter würdig wären.“ In einem an den Symmachus gerichteten Reſcript zur Beantwortung dieſer Vorſtellung heißt es: „Es iſt nicht erlaubt, die Entſcheidungen eines Souverains zu beurtheilen; man beleidigt ſeine kaiſerliche Majeſtät, wenn man die Verdienſte desjenigen bezweifelt, dem er ein Amt anvertraut hat.“ In dieſer Antwort des Valentinian iſt der ganze Stolz des Despotismus, ſo wie in dem Briefe des Symmachus die edle Freiheit einer für die allgemeine Wohlfahrt beeiferten Magiſtratsperſon zu erkennen.

Zum Unglücke war Symmachus nicht weniger für den Götzendienſt thätig, entweder, weil er denſelben an ſich ſelbſt für gut hielt, oder weil er glaubte, daß derſelbe mit dem Fortbeſtand des Reichs unzertrennlich verbunden ſey. Als Präfect überreichte er im Namen des Senats dem Kaiſer eine Bittſchrift, um ihn zur Wiedererbauung des Altares der Siegesgöttin und zur Erneuerung der Vorrechte des Prieſterthums zu bewegen. Er berief ſich auf die Toleranz des Conſtantinus, Jovian und Valentian des Erſten. Er ſchrieb den ehemaligen Wohlſtand Roms der Verehrung der Götter und die neueren Drangſale ihrer Rache zu.

Der heilige Ambroſius verfertigte ſogleich eine Gegenvorſtellung, in welcher er die Sache des Chriſtenthums ſehr beredt vertheidigte, und mit großem Ernſte wider die Ungerechtigkeit der Heiden eiferte. „Sie beſchweren ſich,“ ſchrieb er an den Kaiſer, „daß ſie ſo viel verlieren, ſie, die niemals unſer Blut geſchont,

und unſere Kirchen niedergeriſſen haben. Sie bitten um Privilegien, ſie, die unter Julians Regierung uns die Freiheit, zu reden und zu unterrichten, verſagten. Mit noch mehr Lebhaftigkeit ſchrieb er an den Symmachus. Des Kaiſers geheime Rathsverſammlung war dafür, daß dem Präfect ſein Anſuchen möchte gewährt werden, aber der junge Valentinian folgte dem Gutachten des Ambroſius, und die Bitte wurde abgeſchlagen. Dabei hätte man es ſollen bewenden laſſen. Allein ein Verleumder ſuchte den Symmachus zu ſtürzen; er aber rechtfertigte ſich mit dem Zeugniſſe des Pabſtes Damaſus und der ganzen Stadt.

Nichts konnte weiter den völligen Sieg des Chriſtenthums verhindern, als die unglücklichen Spaltungen der Chriſten ſelbſt; Juſtina, Valentinians des II. Mutter, die ihn ganz beherſchte, eine eifrige Arianerin, brachte ihm gar leicht ihre Irrthümer bei. Sie wollte den Arianern eine Kirche in Mailand verſchaffen. Der Kaiſer bat den Biſchof darum, aber Ambroſius that ſie in den Bann, und die meiſten entfernten ſich. Der Verſchnittene Galligonus, kaiſerlicher Großkämmerer, machte im Namen ſeines Herrn dem Prälaten die bitterſten Vorwürfe. „Wie," ſagte er, „du unterſteheſt dich, dem Kaiſer ungehorſam zu ſeyn? Ich werde dir den Kopf abſchlagen." Ambroſius antwortete: „Schlage zu, ich bin zum Sterben bereit, du wirſt dem Amte eines Verſchnittenen gemäß handeln, und ich dem Amte eines Biſchofs." Von der Zeit an betrachtete ihn Valentinian als ſeinen Feind. Als die Herren des Hofes den Kaiſer baten, nach der Kirche zu gehen, um ſich mit dem Biſchofe auszuſöhnen, ſagte er: „Ich glaube, wenn Ambroſius es auch befähle, ſo würdet ihr mir Hände und Füße binden, und mich ihm auf Gnade und Ungnade überliefern." Maximus nahm ſich der Katholiſchen an; die Verfolgung hörte auf, weil man ihn fürchtete.

Dieſer Thronräuber hatte ſich immer für die Religion ſehr eifrig geſtellt. Gleich vom Antritte ſeiner Regierung an war ſein Hof zu Trier mit Biſchöfen angefüllt, deren Zulauf ſeine Empörung zu rechtfertigen ſchien. Dem Zeugniſſe eines Kirchenſchriftſtellers damaliger Zeit zufolge entehrten dieſelben ihre Würde durch ihre Schmeichelei. Aber der heilige Martin von Tours hielt auf die Ehre des Biſchofthumes. Er erſchien nie anders vor dem Maximus, als wie es einem wahren Diener Gottes geziemet, zur Beförderung der Wohlfahrt der Menſchen, und der Ehre der Religion; als ein Muſter der Geduld und Liebe zeigte er durch ſein Beiſpiel, wie man die Irrenden zur Wahrheit führen müßte.

Maximus machte neue Entwürfe, ſeine unrechtmäßig erworbene Gewalt zu vergrößern. Er verbarg ſie unter der Maske des Religionseifers und der Heuchelei. Er bedrohte den Valentinian mit Krieg, wenn er fortfahren würde, den Arianismus zu begünſtigen. Ein eitler Vorwand, um die Staaten deſſelben anzufallen. Ambroſius ward als Unterhändler zu dieſem eifrig katholiſch-geſinnten Fürſten abgeſchickt, erbitterte aber denſelben nur noch mehr, weil er mit den Biſchöfen, welche ein Bluturtheil wider die Secte der Priscillaniſten betrieben hatten, keine Gemeinſchaft haben wollte. Plötzlich ging Maximus über die Alpen. Der junge Kaiſer flüchtete zum Theodoſius. Dieſer griff zu den Waffen. Er vermehrte ſein Heer mit einer Menge Barbaren, die zwar zu Beſchwerden abgehärtet, aber auch immer zu Verräthereien geneigt waren. Er erfocht in Pannonien zwei Siege über den Maximus, der vielleicht mit ſeinem zahlreichen Heer unüberwindlich geweſen wäre, wenn er die Klugheit gehabt hätte, hinter den juliſchen Alpen ſtehen zu bleiben. Maximus ward verfolgt, bei Aquileja ergriffen und zu ſeinem Ueberwinder gebracht. Theodoſius gab ihm einige Verweiſe, und war, wie die meiſten Schriftſteller berichten, im Begriffe, ihm zu verzeihen, als einige Diener

des Kaiſers ihn von dem Kaiſer entfernten, und enthaupten ließen. Die Heiden hatten die Partei des Thronräubers ergriffen, weil ſie von ihm die Wiederherſtellung ihrer Religion erwarteten; die Chriſten hingegen waren wider ihn, weil er die von dem Pöbel zu Rom verbrannte Synagoge der Juden wieder aufzubauen befohlen hatte.

Zu Callinicum hatten die Chriſten gleichfalls eine Synagoge und die Mönche einen Tempel der Ketzer zerſtört. Theodoſius befahl, beide wieder aufzuführen und dieſe Gewaltthätigkeiten zu beſtrafen. Ambroſius, der ihm abgerathen hatte, dem Senate den Altar der Siegesgöttin herzuſtellen, bewirkte auch den Widerruf eines Befehls, der, ſeiner Meinung nach, dem göttlichen Geſetze zuwider war. Er ſchrieb an den Kaiſer: „Die Chriſten würden Uebertreter des Geſetzes ſeyn, wenn ſie ihm, und Märtyrer werden, wenn ſie lieber Gott gehorchen würden. Man hätte,“ ſetzte er hinzu, „ſo manche wider die Kirche ausgeübte Gewaltthätigkeit unbeſtraft gelaſſen; welch eine Schande würde es daher für einen chriſtlichen Kaiſer ſeyn, wenn man ihm den Vorwurf machen könne, daß er ſeinen Arm nur bewaffne, um Ketzer und Juden zu rächen!“ Einige Chriſten, aufgemuntert, die Synagogen zu zerſtören und zu berauben, begingen ſo große Ausſchweifungen, daß Theodoſius ſich doch genöthigt ſah, ſie mit vieler Strenge beſtrafen zu laſſen. Er erklärte, daß die jüdiſche Secte, weil ſie durch kein Geſetz verbannt wäre, die freie Religionsübung in der ganzen Welt behalten ſollte.

Mäßig im Siege, hatte er dem jungen Valentinian den ganzen Occident wieder gegeben. Während eines dreijährigen Aufenthaltes in Italien regierte er für ihn, als ein Vater, oder Vormund. Eben damals ließ er die Ausrottung des Heidenthums ſeine angelegentlichſte Sorge ſeyn. Nach ſeiner Ankunft in Rom ermahnte er die Senatoren, eine Religion anzunehmen, deren Mo-

ral eben ſo ungekünſtelt als erhaben wäre, und durch die die Geringſten im Volke ſich, ohne viele Anſtrengung des Geiſtes, über die größten Philoſophen erheben könnten. Man erinnerte: Seit faſt zwölf Jahrhunderten habe ſich Rom unter dem Schutze ſeiner Götter mit großem Ruhme erhalten. Man würde ſehr unüberlegt handeln, wenn man den Dienſt dieſer Götter gegen eine neue Religion vertauſchen wollte, die vielleicht nicht ſo gute Wirkungen hervor bringen möchte. Er entließ die Senatoren mit der Erklärung, daß die Unkoſten zu den Opfern der Götter fernerhin nicht mehr aus dem öffentlichen Schatze ſollten beſtritten werden, weil der Staat der Soldaten, aber keiner Opfer bedürfe. Die Geldſummen, die zu den Opfern beſtimmt waren, zurück halten, war eben ſo gut, als die Tempel verſchließen.

Theodoſius erlaubte auch, die Denkmale des Götzendienſtes abzubrechen, doch mit Beibehaltung der Statüen zur Verzierung der Stadt. Er ließ deßwegen allenthalben ſtrenge Befehle ausgehen, und Theophilus, Biſchof zu Alexandrien, führte dieſelben mit einer Heftigkeit aus, die Empörung erzeugte. Die Egypter, die immer vor andern Völkern bis zum Uebertriebenen an ihrer väterlichen Religion gehalten hatten, ſahen ihre Tempel zerſtört; ſie ſahen mit Entſetzen die Betrügereien ihrer Prieſter entlarvt, die ſich der ausgehöhlten Bildſäulen zu ihren trügeriſchen Orakelſprüchen bedient hatten. Auch in Syrien ging es mit gleicher Gewalt über die Götzentempel her. An einigen Orten fand man indeſſen ſo vielen Widerſtand, daß man es an dem Verſchließen der Tempel genug ſeyn ließ. Da die Religion des Volkes gewiſſermaßen von ſinnlichen Gegenſtänden abhing, ſo mußte ſie auch durch Wegräumung dieſer Gegenſtände des Gottesdienſtes in Verfall gerathen.

In einem kaiſerlichen Geſetze (im Jahre 392) ward einem Jeden verboten, den Götzen ſelbſt in dem Innerſten ſeines Hauſes Opfer und Gaben darzubringen, oder zur Ehre ſeiner Haus-

götter Wachskerzen anzuzünden, mit Weihrauch zu räuchern und Kränze aufzuhängen. Eben dieſes Geſetz erklärte einen Jeden, der ſich unterſtehen würde, zu opfern, oder die Eingeweide der Opfer zu befragen, des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig; es erklärte ferner, daß jedes Haus, worin man den Göttern geräuchert, und jeder Acker oder jedes Landgut, worauf man die Bäume mit Angehängen geſchmückt hätte, dem Staate verfallen ſeyn ſollte; es befahl endlich den Beamten, beſonders den Defenſoren der Städte, die Schuldigen anzugeben, und verurtheilte die obrigkeitlichen Perſonen und deren Unterbeamten zu einer Geldbuße von **30** Pfund Goldes, wenn ſie in dieſem Allen nicht ihre Pflicht beobachten würden. So ſtrenger Geſetze ungeachtet, wurden die Privatopferdienſte und ſogar einige öffentliche heidniſche Feierlichkeiten noch lange Zeit fortgeſetzt.

Theodoſius ordnete Inquiſitoren zur Aufſuchung der Ketzer an. Er vertrieb die Manichäer als ehrloſe Leute aus Rom und befahl, daß nach ihrem Tode ihre Güter unter das Volk vertheilt werden ſollten. Der Pabſt Siricius, der eben ſo ſtreng verfuhr, verbot, irgend Einen, der dieſer Ketzerei zugethan geweſen war, zum Abendmahle zuzulaſſen, und verordnete, daß, im Falle ſie ſich wahrhaftig bekehren würden, ſie in Klöſtern eingeſperrt, daſelbſt zu harten Bußübungen angehalten, und nicht anders, als nur auf dem Todbette, das Abendmahl empfangen ſollten. Das hieß nicht die Bekehrung erleichtern. Der Name Manichäer ward unzähligen Secten von Fanatikern beigelegt, die man gräulicher Laſter beſchuldigte, welche von ihnen im Verborgenen begangen werden ſollten. Der Manichäismus, der in Perſien ſeinen Urſprung nahm, gründete ſich vornehmlich auf die Lehre von zwei ewigen, unabhängigen Grundweſen, deren eines gut, und das andere böſe ſey. Der heilige Auguſtinus war in ſeiner Jugend dieſer Lehre zugethan.

Das ſchreckliche Blutbad zu Theſſalonich verdunkelte allen Ruhm, den ſich Theodoſius erworben hatte. Theſſalonich, die Hauptſtadt Illyriens, war mit einem unbändigen und auf Schauſpiele erpichten Volke angefüllt. Der Statthalter daſelbſt hatte einen Wagenlenker des Circus, der einer Dame Gewalt hatte anthun wollen, in Verhaft nehmen laſſen. Weil er dieſen zur Zeit, da derſelbe zum Wettfahren gebraucht werden ſollte, nicht in Freiheit ſetzen wollte, ward er in einem Aufruhre ermordet, der noch vielen andern angeſehenen Perſonen das Leben koſtete. Als der Kaiſer ſolches erfuhr, überließ er ſich den Aufwallungen ſeines Zornes. In einer Kirchenverſammlung zu Mailand ward er zwar von den Biſchöfen beſänftigt, oder ſtellte ſich doch ſo; allein Rufinus, ſein Liebling, ein gewandter Hofmann, der mit ſeiner Heuchelei den Symmachus täuſchte, und ſogar die Freundſchaft des heiligen Ambroſius gewonnen hatte, ermunterte mit ſeinen Anhängern den Kaiſer, ein Beiſpiel zu geben, und er befahl, die Theſſalonicher hinzurichten. Dieſer grauſame Befehl ward nur zu gut ausgeführt. Man verſammelte die Einwohner zu einem Schauſpiele in dem Circus, überfiel ſie mit dem Schwerte in der Hand, und hieb ſie ohne Unterſchied des Alters und des Geſchlechtes nieder; **7000**, wie einige Schriftſteller berichten, und nach Andern gar **15,000** Menſchen, die ohne Zweifel größtentheils unſchuldig waren, mußten der unmenſchlichen Rache zum Opfer dienen.

Jetzt war der Fall, wo die chriſtliche Liebe den biſchöflichen Eifer, zum Beſten der Menſchheit, in Bewegung ſetzen mußte. Der heilige Ambroſius verſagte dem Kaiſer den Eintritt in die Kirche; und da dieſer ſich auf das Beiſpiel Davids berief, ſo antwortete jener: „Haſt du dem David in ſeiner Sünde nachgeahmt, ſo ahme ihm auch in ſeiner Buße nach.“ Theodoſius widerſetzte ſich nicht. Durchdrungen von Reue, brachte er acht Monate in der Eingezogenheit zu, und bat nun aufs inſtändigſte,

Raunäder Berlin 1849

DAS BLUTBAD ZU THESSALONICHA

daß er wieder mit der Kirche möchte ausgeſöhnt werden. Der Biſchof verlangte, daß er, um den künftigen Ausbrüchen ſeines Zornes zu wehren, in einem Geſetze verordnen möchte, daß die Todes= und Confiscations=Urtheile nie vor dem 30ſten Tage nach ihrer Ankündigung vollſtreckt werden ſollten. Ambroſius nahm darauf den Kaiſer wieder in die Gemeinſchaft der Kirche auf, und ordnete ſeine Bußübungen an. Während derſelben enthielt ſich Theodoſius aller Kleidungsſtücke und Zierathen der Kaiſerwürde.

Einige Jahre zuvor (387) hatte die Religion einen rühmlichen Sieg über ihn erhalten, indem ſie ihn von der Selbſtrache zurückhielt, und ihn bewogen hatte, den nagenden Vorwürfen des Gewiſſens vorzubeugen. Das Volk zu Antiochien empörte ſich wegen einer außerordentlichen Auflage, die für die Decennalien des Kaiſers eingefordert wurde. Man feierte nämlich unter dieſem Namen das zehnte Jahr ſeiner Regierung auf Koſten der ohnehin ſchon zu ſehr gedrückten Völker. Die Aufrührer gingen ſo weit, daß ſie die Bildſäulen des Theodoſius und ſeiner Familie niederriſſen und beſchimpften. Obſchon die obrigkeitlichen Perſonen die Thäter mit der größten Strenge behandelt hatten, ſo beſchloß er doch in der erſten Hitze, die Einwohner unter die Ruinen der Stadt zu begraben. Nachdem der Zorn etwas abgekühlt war, begnügte er ſich mit dem Befehle, daß man die Schuldigſten hinrichten, die Stadt aber ihres Gebietes und ihrer Privilegien berauben und ſie in Zukunft nur als einen bloßen Flecken anſehen ſollte. Flavian, Biſchof zu Antiochien, warf ſich ihm zu Füßen, bat um Gnade, machte die Gründe der Religion geltend, und bewirkte den Unglücklichen Begnadigung.

Er erinnerte unter andern den Kaiſer daran, daß er in dem nämlichen Jahre alle Gefangenen gegen das Oſterfeſt in Freiheit zu ſetzen befohlen, und dabei geſagt habe: „Ich wünſchte, daß ich

vermögend wäre, die Todten aus den Gräbern aufs neue ins Leben zurückzurufen."

Nach der Abreiſe des Theodoſius brach im Occident eine ähnliche Empörung aus, als diejenige war, welcher Gratian hatte zum Opfer dienen müſſen. Valentinian hatte ſich von ſeinen Fehlern gebeſſert. Er war gerecht, enthaltſam, arbeitſam geworden, und von ſeinen arianiſchen Irrthümern abgekommen. Man verſprach ſich daher von ihm eine gelinde Regierung, als er das Opfer der Ehrſucht eines ſtolzen Unterthans ward. Arbogaſt, von Geburt ein Franke, ein Feldherr, der ſich durch ſeine Dienſte ehrwürdig gemacht hatte, und von Theodoſius ſelbſt mit deſſen Vertrauen beehrt ward, nahm plötzlich aus eigener Gewalt den Titel eines oberſten Feldherrn an. Valentinian wollte ihn dieſer Würde entſetzen; er aber ſagte mit vielem Trotze: „Ich habe dieſen Titel nicht von dir, und werde ihn auch wider deinen Willen zu behaupten wiſſen." Arbogaſt merkte bald, daß er ſein Leben nicht, ohne ein Verbrechen zu begehen, erhalten könne; er ließ daher den Kaiſer ermorden, der damals erſt 20 Jahre alt war, und ſetzte an ſeine Stelle den Eugenius, in deſſen Namen er ſelbſt das Reich zu beherrſchen gedachte.

Eugenius hatte in der Redekunſt Unterricht gegeben, war darauf Secretär bei Valentinian geworden, hatte ſich in die Freundſchaft des heiligen Ambroſius einzuſchmeicheln gewußt, aber auf dem Throne war er nur wie eine Erſcheinung. Er ſandte Abgeordnete an den Theodoſius, beſonders viele Biſchöfe und Prieſter, die er durch Liſt gewonnen hatte. Theodoſius verſtellte ſich, nahm ſie mit Güte auf, gab ihnen Hoffnung, und rüſtete ſich zum Kriege. Eugenius kam als Beherrſcher des Occidents in Italien an, und willigte nach einiger Weigerung in die Wiederherſtellung des Heidenthums. Die Tempel wurden geöffnet, und die Anbeter ſtürzten in Menge hinzu. Rom klebte noch immer an

dem alten Aberglauben, und man ſah jetzt, wie ſehr die Strenge den Enthuſiasmus begeiſtert hatte.

Theodoſius ſtellte ſich noch immer ruhig, um ſeine Unternehmungen deſto beſſer ausführen zu können. Nachdem er endlich ſeine Truppen zuſammen gebracht hatte, ging er über die Alpen, und erhielt bei Aquileja einen entſcheidenden Sieg. Eugenius ward in Feſſeln zu ihm hingeſchleppt, und er ſprach ihm das Todesurtheil. Der flüchtige Arbogaſt, der ſich verfolgt ſah, ſicherte ſich durch Selbſtmord vor einer ſchimpflichen Hinrichtung. Der Kaiſer ließ den Uebrigen Gnade widerfahren und ſtarb im folgenden Jahre, dem 50ſten ſeines Alters. Er hatte das Reich unter ſeine beiden Söhne, den Arcadius und Honorius, getheilt, und jenem den Orient und dieſem den Occident angewieſen.

Die Regierung des Theodoſius ſcheint um ſo glorreicher, da man nach ſeiner Zeit das Reich in die Tiefe des Verderbens und Unglückes verſinken ſah. Alles kündigte den Verfall an: eine willkürliche Regierung, die von keinen beſtimmten Regeln wußte; eine Vermiſchung der Barbaren, welche die alten Grundſätze entkräftet hatten; Millionen anderer Barbaren, die nur einen glücklichen Zeitpunkt abwarteten, um das Reich als eine ihrer Raubgier würdige Beute zu verſchlingen; prächtige, mit Verſchnittenen und Wolluſtdienern angefüllte Höfe, bei welchen die Ränke und Schmeichelei faſt immer die Herrſchaft behaupteten; ein mitten im Elende ſo weit getriebener Luxus, daß man in gewiſſen Häuſern bei 2000 mit goldenen Arm- und Halsbändern geſchmückte Bedienten ſah; ein Verderbniß der Sitten, das ſich von den Palläſten bis zum Pöbel verbreitete; ein Religionshaß, der alle Einigkeit unter Bürgern von verſchiedenem Glauben aufhob, und eine einreißende Unwiſſenheit, die von Tag zu Tag mehr das Licht der Vernunft erſtickte. Wortſpiele und leere Spitzfindigkeiten traten an die Stelle des Wahren und Gründlichen.

Die ſchätzbarſten Schriftſteller dieſer Zeit ſind Ammian, Marcellinus, der Epitomator Eutropius; Libanius, ein manches Mal beredter Sophiſt; Symmachus, von dem uns noch Briefe in zehn Büchern übrig ſind; Themiſtius, Präfect zu Conſtantinopel, ein Philoſoph, den alle Kaiſer hochſchätzten; Eunapius und Zoſimus, denen man Parteilichkeit gegen die Chriſten vorwirft; Vegetius, der eine Kriegskunſt geſchrieben hat; endlich Pappus und Theon, beide Mathematiker von Alexandrien. Die Werke des Porphyrius wurden von Theodoſius zum Feuer verdammt. Um den gar zu übertriebenen Wucher einzuſchränken, ſetzte Theodoſius die Zinſen vom baaren Gelde nach dem alten Fuße auf 12 vom Hundert.

Man glaubt, daß zu ſeiner Zeit die Glasfenſter zuerſt erfunden ſind, und es iſt allerdings merkwürdig, daß man bisher noch nicht darauf gefallen war, von dem ſeit vielen Jahrhunderten bekannt und gemein gewordenen Glaſe dieſen Gebrauch zu machen.

Honorius im weſtrömiſchen und Arcadius im oſtrömiſchen Reich.

Dieſe beiden Fürſten, deren Erziehung nur ſchlechte Früchte gebracht hatte, waren an Geiſt und Talent noch weit jünger als an Alter. Sie traten die Herrſchaft zu einer Zeit an, in welcher ſelbſt tüchtige Männer Mühe gehabt haben würden, die ſchwere Laſt der Regierung zu tragen. Ihre Miniſter, Frauenzimmer und Verſchnittenen herrſchten in ihrem Namen, und das von allen Seiten erſchütterte Reich erbebte zu gleicher Zeit unter den Drangſalen einer ſchlechten Staatsverwaltung und unter den Schlägen einer unzähligen Menge auswärtiger Feinde. Arcadius war erſt 17 und Honorius ſogar erſt 10 Jahre alt. Die beiden Miniſter Rufinus und Stilicho, jener bei dem erſten, und

dieſer bei dem letzten Kaiſer, mißbrauchten zeitig die Gewalt, die Theodoſius ihnen übertragen hatte. Rufinus, ein Gascogner von Geburt, hatte ſich zu Ende der vorigen Regierung durch den Sturz zweier verdienſtvoller Männer zur Präfectur des Orients erhoben, indem er ſich wider den Tacianus, ſeinen Vorgänger im Amte, und wider den Proculus, Tacians Sohn und Präfect zu Conſtantinopel, ſowohl zum Ankläger als zum Richter aufgeworfen hatte. Seltſam genug, daß Theodoſius ſolches zugeben konnte. Rufinus zeigte ſich demnach als einen ehrſüchtigen Miniſter, der unter dem Scheine der Gerechtigkeit ſeinem Eigennutz Alles aufzuopfern vermögend war. Stilicho, ſeinem Urſprunge nach ein Vandale, und ein Anverwandter der kaiſerlichen Familie, glich dem Rufinus an Ehrſucht und Ungerechtigkeit, war aber bedachtſamer, prachtliebender, hatte größere Talente, und zeigte mehr Größe, ſelbſt wenn er nach niedrigen und eigennützigen Abſichten handelte. Unter dieſen beiden Miniſtern war Alles feil, und Aemter und Bedienungen wurden auf eine ſo verſchwenderiſche Weiſe vermehrt, daß man allein an kaiſerlichen Agenten, deren Zahl Julianus auf **17** herabgeſetzt hatte, **10,000** zählte; man kann hieraus von den übrigen nach Verhältniß urtheilen.

Rufinus fürchtete den Stilicho, welcher behauptete, daß Theodoſius ihm die Regierung beider Reiche übertragen habe. Und noch eiferſüchtiger war er auf den Eutropius, einen niedrigen Verſchnittenen, der über das Gemüth des Arcadius ein großes Anſehen behauptete und den Kaiſer ſich mit der Eudoxia vermählen ließ, da Rufinus demſelben ſeine eigene Tochter zur Gemahlin beſtimmt hatte. Dieſer, deſſen Ehrgeiz ſo weit ging, daß er auf gewiſſe Weiſe den kaiſerlichen Titel mit ſeinem Herrn theilen wollte, nahm einen verzweifelten Entſchluß, der ſeinem Charakter völlig entſprach.

Um auf der einen Seite die Unternehmungen des Stilicho

zu verhindern, auf der anderen ſich dem Arcadius noch unentbehrlicher zu machen, bewog er die Barbaren heimlich zu einem Einbruche in das Reich. Alsbald gingen die Hunnen über den Don, ſtiegen den Caucaſus herab, verheerten Armenien, Cappadocien, Cilicien und Syrien, und machten Antiochien zittern. Zu gleicher Zeit gingen die Gothen unter Alarichs Anführung über die Donau, und breiteten ſich in den Provinzen zwiſchen dem adriatiſchen Meere und Conſtantinopel aus. Rufinus begab ſich in ihr Lager, um mit ihnen in Unterhandlung zu treten, und beredete ſie, ſich von dieſer Stadt zu entfernen. Der Erfolg dieſer Unterhandlung, den er ſich zu einer beſonderen Ehre anrechnete, war kein geringer Beweis wider ihn.

Stilicho hatte bereits durch ſeine Geſchicklichkeit, ſeine unermüdeten Sorgen und den ihm eigenen Namen eines großen Feldherrn die Barbaren im Occident zum Frieden genöthigt. Er richtete ſogleich ſeine Waffen wider den Alarich, und erreichte denſelben in den Ebenen von Theſſalonich mit einem zahlreichen Heere, das aus den Völkern des Eugenius und Theodoſius beſtand. In dem Augenblicke des Treffens erhielten dieſe Letzteren, welche dem Arcadius zugehörten, plötzlich Befehl, ſich von den anderen Truppen zu trennen, und nach Conſtantinopel zurück zu kehren. Rufinus hatte dieſen Befehl gegeben, um die Fortſchritte ſeines Nebenbuhlers aufzuhalten.

Stilicho hielt ſie nicht ab, dieſem Befehle Gehorſam zu leiſten, ſondern ſchickte ſie unter Anführung des Gainas, eines muthigen gothiſchen Befehlshabers, den er zum Vertrauten ſeiner rachgierigen Entwürfe entſchloſſen fand, zurück. Das morgenländiſche Heer trennte ſich mit Schmerzen von dem abendländiſchen. Arcadius ging, in Begleitung ſeines Miniſters, der an demſelben Tage zu ſeinem Reichsgehülfen erklärt werden ſollte, den ankommenden Truppen außerhalb der Stadt entgegen, ihre Huldigung

anzunehmen. Auf ein von Gainas gegebenes Zeichen wurde Rufinus im Angeſicht des Kaiſers von den Soldaten ermordet. Der Verſchnittene Eutropius nahm deſſen Stelle ein, und bereicherte ſich von ſeinem Raube, um, wie er, eine Geißel des Volkes und des Staates zu werden.

Nach dem Rückzuge des Stilicho, denn da ſein Heer auf die Hälfte war verringert worden, hatte er keine Schlacht wagen können, fiel Alarich in Griechenland ein, eroberte Athen, und verwüſtete den Peloponnes. Obſchon dieſes Land zum morgenländiſchen Kaiſerthume gehörte, ſo eilte doch der tapfere Stilicho herbei, ohne erſt die Einwilligung des aufs neue im Arme der Weichlichkeit eingeſchlummerten Arcadius zu ſuchen, griff die Gothen an, und hielt ſie in den Wäldern Arcadiens dergeſtalt eingeſchloſſen, daß ſie daſelbſt hätten umkommen müſſen, wenn dieſer eben ſo wollüſtige als tapfere Feldherr ſich nicht, ſtatt die erkämpften Vortheile weislich zu benutzen, ſeinen Ausſchweifungen überlaſſen hätte. Alarich machte von ſeinen Fehlern Gebrauch, entwiſchte, und nahm alle ſeine Beute mit ſich; nach Einigen ſoll Stilicho den Alarich mit Willen haben entwiſchen laſſen.

Eutropius, der vorher aus Haß gegen den Rufinus es mit dem Stilicho gehalten hatte, ward jetzt aus Eiferſucht ſein Feind, ließ ihn für einen Feind des Reiches erklären, und zwar aus dem Grunde, weil er die Barbaren in Griechenland angegriffen hatte, das er doch ſelbſt ihren Räubereien preisgab. Noch begnügte er ſich nicht mit dieſer Beſchimpfung, ſondern er hatte auch die Niederträchtigkeit, mit dem Alarich einen Vergleich zu ſchließen, und ihm das Commando des morgenländiſchen Illyriens, wozu auch Griechenland gehörte, zu verſchaffen. Dieſer übermüthige Sclave machte ſich eben ſo verhaßt, als lächerlich, indem er bald die erhabenſten Perſonen verbannte, und die Unglücklichen bedrückte, bald aber ſich an die Spitze des Heeres ſtellte, ohne

irgend eine Unternehmung ausführen zu können, oder auch nur zu wollen. Er ließ den Kaiſer jährlich weit von Conſtantinopel nach Ancyra reiſen, wo er den Sommer mit glänzenden Feſten zubrachte, alsdann aber wie im Triumphe nach ſeiner Reſidenz zurückkehrte. So beluſtigte ihn der Verſchnittene, um ihn deſto unbeſchränkter zu beherrſchen. Auf einer dieſer Reiſen ward ein Geſetz ausgegeben, durch welches die eigene Wohlfahrt des Kaiſers dem Intereſſe ſeines Miniſters aufgeopfert ward. Wer ſich wider das Leben eines der Räthe des Kaiſers, oder einer der vornehmſten Magiſtrats-Perſonen verſchwören, oder auch nur eine dergleichen Verſchwörung anzuſpinnen ſuchen würde, der ſollte auch dann, wenn die Verſchwörung nicht zur Ausführung käme, als ein Verbrecher der beleidigten Majeſtät für ſeine Perſon zum Tode, ſeine Kinder aber zur ewigen Schande und zum Elende verurtheilt werden; wer für ſie eine Fürbitte einlegen würde, ſollte für ehrlos erklärt, Alle aber, die an der Verſchwörung irgend einen Antheil hätten, ſollten ſammt ihren Kindern denſelben Strafen unterworfen werden; diejenigen, die gleich anfangs von der Verſchwörung Nachricht geben würden, ſollten gewiſſe Belohnungen zu erwarten haben, und, im Falle ſie zu den Mitverſchwornen gehörten, der Strafe entlaſſen ſeyn. Selbſt ein Sejanus hatte unter dem Tiberius nichts ſo Schändliches erſonnen, das dieſer Verordnung gleich gekommen wäre. Da man dem Verbrechen der beleidigten Majeſtät eine ſolche Ausdehnung gab, ſo verlor es viel von ſeinem abſchreckenden Eindrucke, in Beziehung auf die Perſon des Fürſten; aber Arcadius hatte nicht Verſtand genug, dieſes einzuſehen.

Honorius glich ſeinem Bruder. Beide Kaiſer machten ſich verächtlich und viele ihrer Unterthanen zur Empörung geneigt. In Afrika unterſtand ſich der Comes Gildo, ein alter Wollüſtling und ein grauſamer Böſewicht, das römiſche Joch abzuſchütteln. Sein Bruder Mascezel, der an ſeiner Unternehmung kei-

nen Theil hatte, flüchtete nach Rom. Gildo ließ darauf die Kinder ſeines Bruders tödten, der von der Zeit an ſein unverſöhnlichſter Feind war. Stilicho ſchickte ihm ein kleines Heer unter Anführung des Mascezel entgegen, und nahm ſich vor, in Perſon zur Beendigung des Krieges aufzubrechen, jedoch der erſte Feldzug machte bereits dieſem Kriege ein Ende. Gildo ward überwunden, und erwürgte ſich ſelbſt. Mascezel erfuhr, ſtatt aller Belohnung, eine ſchwarze Treuloſigkeit. Stilicho ließ ihn, entweder aus Mißtrauen oder aus Eiferſucht, von einer Brücke in einen Fluß ſtürzen, worin er ertrank.

Dieſer Miniſter hatte doch wenigſtens Talente, und zeigte einen Muth, der ſeine Verbrechen zu bedecken ſchien. Eutropius hingegen bewies bei ſeiner Bosheit nichts als Niederträchtigkeit. Er herrſchte gleichwohl als unumſchränkter Gebieter des Kaiſers, geſchmeichelt von dem Hofe, und von Jedermann gehaßt. Arcadius beehrte ihn mit dem Titel eines Patricius, und ernannte ihn darauf zum Conſul; denn ſeitdem das Reich getheilt war, ſetzte jeder Kaiſer einen Conſul ein, der eine für den Orient, der andere für den Occident. Dieſe unerhörte Schmach des Conſulats erregte ſtummen Unwillen. Der Verſchnittene frohlockte, allein er erfuhr bald die Hinfälligkeit einer verhaßten Größe, die auf Niederträchtigkeit und Laſterthaten gegründet war.

Der Comes Tribigild, ein Gothe, und ſein heimlicher Feind, empörte ſich, und verwüſtete Aſien. Gainas, ein Anverwandter des Comes, der mit ihm im Verſtändniſſe war, wurde ausgeſandt, ihn zu bezwingen. Es ward auch noch ein anderes Heer wider ihn abgeſchickt, und zwar unter den Befehlen des Leo, eines Wollkämmers und würdigen Günſtlings des Eutropius. Tribigild, mit 300 Mann, überfiel dieſen lächerlichen Feldherrn in der Nacht, und erhielt durch Unterſtützung des Gainas den vollkommenſten Sieg. Gainas meldete darauf dem Kaiſer ſchriftlich, daß

man den Tribigild nicht überwinden könne, daß er aber den Frieden unter der Bedingung anbiete, daß ihm Eutropius ausgeliefert würde. Er fügte hinzu, daß man ſich nicht lange bedenken dürfe, das Glück des Miniſters der Wohlfahrt des Kaiſers aufzuopfern.

Arcadius wußte nicht, wozu er ſich entſchließen ſollte. Die Gothen ſchreckten ihn, Eutropius nahm ihn ein. Der Verſchnittene trieb eines Tages die Unverſchämtheit ſo weit, daß er der Kaiſerin Eudoxia drohte, ſie aus dem Pallaſte zu jagen. Dieſe ſtolze Frau erpreßte darauf durch Klagen, Bitten und Thränen von ihrem Gemahle den Befehl zu ſeiner Gefangennehmung. Eutropius flüchtete in eine Kirche. Der Biſchof Johann Chryſoſtomos verſagte der kaiſerlichen Wache den Eingang, und der Kaiſer ſelbſt beſchwor die Soldaten, ſich nicht an dem Tempel zu vergreifen. Eutropius entwiſchte aus demſelben zur Nachtzeit, ward aber ergriffen, und auf ewig aus dem Reiche verwieſen.

Gainas wünſchte ſeinen Tod, Eudoxia verlangte ihn eifrigſt. Es ward dem Vertriebenen daher ein ſeltſamer Prozeß gemacht. Man beſchuldigte ihn nämlich des Eingriffes in die Rechte der kaiſerlichen Gewalt, aus dem Grunde, weil er ſich bei den Feſten ſeines Conſulats cappadociſcher Pferde bedient habe, die doch bloß zum Gebrauche des Kaiſers beſtimmt waren. Unter dieſem nichtigen Vorwande verurtheilte man ihn, als ob es ihm an Verbrechen gemangelt hätte. Er wurde enthauptet. Befreit von dieſem gebieteriſchen Beherrſcher, fand Arcadius einen andern an ſeiner Gemahlin. Sie regierte das Reich auf die uneingeſchränkteſte Weiſe; eine Ehre, die ſie nicht verdiente, da ſie ſich ſelbſt von Weibern und Verſchnittenen beherrſchen ließ. Gainas empörte ſich bald darauf, und trat ſeinen Zug nach Conſtantinopel an. Der Kaiſer ſchrieb ihm eiligſt, daß er bereit ſey, ihm alle Genugthuung zu geben, wenn er nur von ſeinem Begehren unterrichtet

wäre. Der Feldherr der Gothen verlangte ſogleich, daß ihm die drei vornehmſten Herren des Hofes ausgeliefert werden ſollten. Es ward ihm zugeſtanden, und dieſe Staatsopfer ſtellten ſich ihm freiwillig dar. Er forderte noch überdies, daß der Kaiſer zum Abſchluß des Friedens zu ihm nach Chalcedonien kommen ſollte. Arcadius begab ſich dahin, beſtätigte den Aufrührer in ſeiner Feldherrnwürde, und ertheilte ihm noch dazu das Conſulat. Gainas wurde demnach wieder in Conſtantinopel aufgenommen.

Weil die Barbaren, ihres Vortheiles wegen, gern ihre Religion veränderten, ſo hatten die Gothen, die ſich im Reiche aufhielten, das Chriſtenthum angenommen. Da ſie aber größtentheils Arianer waren, blieben ihnen die Kirchen verſchloſſen. Gainas verlangte eine für ſich und ſeine Leute. Arcadius ſtellte dem heiligen Chryſoſtomus vor, wie gefährlich es ſeyn würde, ihm ſeine Bitte zu verſagen. Der unerſchrockene Biſchof ſchlug es ihm gleichwohl ab, und die Gothen griffen zu den Waffen. Gainas, der die Stadt, wo ein Theil ſeiner Soldaten niedergehäuen und mehr als 7000 in einem Tempel verbrannt worden waren, nicht erobern konnte, ſuchte im Angeſichte der feindlichen Flotte mit ſchlechten Fahrzeugen über den Hellespont zu gehen. Es gelang ihm aber nicht, und er verlor abermals viel Volk. Er flüchtete darauf nach der Donau, um jenſeits dieſes Fluſſes einen ſichern Aufenthalt zu finden. Die Hunnen, die keinen ſolchen Nachbar verlangten, griffen ihn an, ſchlugen ihn, und er ſtarb mit den Waffen in der Hand.

Alarich in Italien. — Die Vandalen verwüſten Gallien und erobern Spanien.

Alarich war in Illyrien, wo er das Commando führte, nicht lange ruhig. Von ſeinen Soldaten, die mit den Römern

unzufrieden waren, zum Könige der Viſigothen ausgerufen, dachte er nunmehr auf einen Einfall in Italien, und ſogar auf die Eroberung Roms. Nachdem ihm ſein erſter Verſuch nicht hatte gelingen wollen, ging er zu der Zeit, da die Legionen in Rhätien mit deutſchen Völkern kämpften, über die Alpen. Schon waren Venetien und Ligurien verwüſtet, und Rom zitterte. Stilicho ließ die Mauern der Stadt ausbeſſern, beruhigte den Honorius, der Mailand verlaſſen und nach Gallien entweichen wollte, brachte ein Heer zuſammen, und betrog den Alarich, indem er ihm im Namen des Kaiſers Wohnplätze jenſeits der Alpen verſprach, und gleichwohl ihn bei Polentia (dem jetzigen Flecken Pollenza in Piemont) plötzlich angriff. Der König der Viſigothen vertheidigte ſich mit ſo vieler Geſchicklichkeit und Unerſchrockenheit, daß der Sieg unentſchieden blieb. Im Vertrauen auf einen neuen Vertrag nahm er ſeinen Rückweg nach den juliſchen Alpen. Eine neue Treuloſigkeit des Stilicho brachte ihn in große Lebensgefahr, konnte ihn aber nicht überwinden. Verlaſſen von ſeinen Soldaten, welche Hunger und Verführung durchzugehen bewog, kehrte Alarich, voll Abſcheu über die Verrätherei und Rache ſinnend, nach Illyrien zurück.

Zu eben dieſer Zeit verlegte der furchtſame Honorius ſeinen Hof nach Ravenna, einer ſehr gut befeſtigten Stadt, von wo man gar leicht nach Epirus kommen konnte, und die von nun an die Reſidenz des abendländiſchen Kaiſerthums wurde. Maximian hatte vorher Mailand zur Reſidenz erwählt, um den Provinzen deſto beſſer zu Hülfe kommen zu können; aber Honorius dachte nur auf die Sicherheit ſeiner Perſon, und Mailand und Rom baten durch Abgeordnete vergebens um den Vorzug vor Ravenna.

Da die Barbaren nun ein Mal den Weg nach Italien gefunden hatten, ferner das Reich ihnen faſt keine anderen als Miethſoldaten entgegenſetzen konnte, unter welchen ſich eine Menge zur

Verrätherei geneigte Barbaren befanden, und bei dem Heere die Kriegszucht eben ſo ſehr in Verfall gerathen war, als überhaupt die Ehre und der Patriotismus immer mehr verſchwanden; ſo konnte man nichts Anderes, als ein Unglück um das andere erwarten. Die falſche Staatskunſt des ehrgeizigen Stilicho beförderte die Unfälle. Er hoffte das Diadem, wo nicht für ſich, doch wenigſtens für ſeinen Sohn Eucherius, einen Vetter der beiden Kaiſer, zu erhalten, und die Unfruchtbarkeit der Gemahlin des Honorius befeſtigte ſeine Hoffnung. Zur Erreichung ſeines Zweckes ſuchte er auf der einen Seite das abendländiſche Reich zu ſchwächen, auf der anderen das morgenländiſche mehr als je zu beunruhigen. Alarich war ihm ein nothwendiges Werkzeug zur Beförderung ſeiner Abſichten. Er gewann denſelben durch ſeine Anerbietungen, und vereinigte ſich mit ihm in der Abſicht, das orientaliſche Illyrien, als ein dem Honorius zuſtändiges Land, zu erobern; aber ein unvermutheter Einfall der Gothen verurſachte, daß die Ausführung dieſes Vorhabens aufgeſchoben wurde.

Radagaiſus, Anführer der Gothen, ging an der Spitze von **200,000** Mann über die Donau, und überfiel Italien. Der Aberglaube hatte über die Römer, die noch dem Götzendienſte ergeben waren, ſo viele Gewalt, daß ſie ſich dieſes Angriffes wegen Glück wünſchten. In der Einbildung, daß die Götter jetzt ihre umgeſtürzten Altäre rächen würden, ſchmähten ſie das Chriſtenthum, welches ſie das Verderben der Staaten und die Geißel der Welt nannten. Sie ſahen ſich aber in ihrer Hoffnung getäuſcht. Radagaiſus belagerte Florenz, aber ohne Vorſicht und Kriegskunde. Stilicho, der ſich durch die Hunnen und einen gothiſchen Feldherrn verſtärkt hatte, griff ihn an, überwand ihn, nahm ihn gefangen und verurtheilte ihn zur Enthauptung. Von dieſer großen Menge Feinde entkamen nur **12,000**; Hunger und furchtbare Krankheiten fraßen mehr von ihnen, als das Schwert.

Kaum war Italien befreit, als ein gewaltiger Einfall barbariſcher Völker, Alanen, Vandalen und Sueven, die römiſche Macht in Gallien bedrohte. Wenn es wahr iſt, wie man es, wiewohl ohne Wahrſcheinlichkeit, erzählt, daß Stilicho ſie zu einem ſolchen Unternehmen heimlich ermuntert hat, ſo muß er es ſich nicht vorgeſtellt haben, daß ſie daſſelbe ſo geſchwind, und noch vor der zwiſchen ihm und Alarich entworfenen Eroberung, ausführen würden. Ein ſeltſames Mittel, zur Regierung zu gelangen, daß man den Staat der Wuth ſeiner Feinde preisgibt.

Die Vandalen, die urſprünglich Gothen und durch ihre Vermiſchung mit den alten Vinilern gewiſſermaßen Germanen geworden waren, hatten ihren Namen vielen Völkerſchaften Germaniens mitgetheilt; denn man gab ihn den Burgundern, den Rügiern, den Herulern, den Lombarden, ſogar den Angeln, den Thüringern u. ſ. w. Diejenigen, von welchen hier die Rede iſt, wohnten in Pannonien, und waren Unterthanen des Reiches; Stilicho war ihr Landsmann.

Die Sueven, ein Nomadenvolk, hatten vor Alters alle Länder zwiſchen der Elbe, der Weichſel, der Donau und der Oſtſee beſeſſen. Nachdem ſie ſich in Germanien in verſchiedene Horden vertheilt hatten, ſo wohnten diejenigen, die den Namen Sueven behielten, zu Auguſtus Zeiten zur Rechten des Rheines. Sie wurden gezwungen, ſich nach Böhmen zurück zu ziehen, wovon ihnen ein Theil durch die Vandalen entriſſen wurde.

Die Alanen irrten längs der Donau umher, ſeitdem die Hunnen ſie von den Ufern des Dons vertrieben hatten. Sie hatten dem Theodoſius und Stilicho nützliche Dienſte geleiſtet, aber indem ſie ihre Dienſte verkauften, hatten ſie zugleich gelernt, diejenigen, welchen ſie ohne perſönliche Zuneigung dienten, zu überwinden und zu berauben.

Dieſe drei Völker, zu denen ſich auf dem Wege noch eine Menge Hunnen, Sarmaten u. ſ. w. geſellten, gingen nah bei Mainz

über den Rhein. Da ſie keine römiſche Beſatzung antrafen, ſo verbreiteten ſie ſich, wie ein ausgetretener Strom, allenthalben umher, bis zu den pyrenäiſchen Gebirgen. Die Alemannen und Burgunder folgten ihnen nach, und ließen ſich, dieſe in Helvetien, und nachmals in den Ländern der Seguaner und Aeduer, jene hingegen an den Ufern des Rheins, von Baſel bis Mainz, nieder. Die brittiſchen Truppen, die von dieſer Fluth der Feinde in Schrecken geſetzt wurden, und keine Hoffnung auf Beiſtand vor ſich ſahen, machten einen ſchlechten Soldaten, Namens Conſtantinus, zum Kaiſer, der in Gallien dafür erkannt ward, deſſen Sohn, Conſtans ſich Spaniens bemächtigte, und welchen Honorius zum Reichsgehülfen anzunehmen gezwungen wurde.

Alarich, der es nach drei Jahren müde ward, zur Eroberung Illyriens noch länger auf Stilicho zu warten, wandte ſich zu derſelben Zeit mit ſeinem Heere nach Italien, und verlangte wegen ſeiner Reiſe und Kriegszurüſtungen eine Entſchädigungsſumme. Der Kaiſer war damals zu Rom; man berathſchlagte ſich im Senate, was zu thun ſey; die Meiſten waren für den Krieg, Stilicho aber bewirkte den Entſchluß, ihm 4000 Pfund Gold auszuzahlen. Ein Senator rief, wie ehemals Cicero: „das heißt nicht einen Frieden, ſondern einen Vergleich zur Sclaverei ſchließen.“ Stilicho behauptete, Alarich verlange durchaus nichts Unbilliges, da er ſich zum Dienſt des Honorius drei Jahre lang in Epirus aufgehalten habe.

Ein Menſch, der dem Stilicho ſein Glück zu danken hatte, ergriff dieſe Gelegenheit, ihn zu ſtürzen. Olympius, ſo hieß dieſer Hofmann, der von den Heiden als ein Heuchler, von den Chriſten hingegen als ein treuer und tugendhafter Unterthan beſchrieben wird, überredete den Kaiſer, daß Stilicho die Krone an ſich reißen wolle, daß er die Barbaren in das Reich gelockt habe, daß ſein im Heidenthum erzogener Sohn die Hoffnung der Hei-

den ſey, und daß man ſchon Münzen mit dem Bildniſſe des Vaters und des Sohnes ſchlage. Der Ankläger, den die Schwäche des Kaiſers mißtrauiſch machte, fand Mittel, ihn durch eine Ueberrumpelung zu einem ſchleunigen Entſchluſſe zu bringen. Er gewann die zu Pavia verſammelten Truppen, flößte ihnen ſeine Geſinnungen ein, und ließ in einem Aufruhr alle Freunde des Stilicho niederhauen. Die zügelloſen Soldaten gingen in der Ausſchweifung ſo weit, daß ſie, ohne alle Ehrfurcht vor dem Honorius, und ohne auf ſein Zureden zu achten, die Stadt plünderten.

Stilicho war damals zu Ravenna. Er flüchtete in eine Kirche, weil er erfuhr, daß Olympius einen kaiſerlichen Befehl zu ſeiner Gefangennehmung überſchickt habe. Die Officiere ſuchten ihn auf, und verſicherten ihm eidlich, daß ſein Leben in keiner Gefahr ſey. Auf dieſe Verſicherung gab er ſich in ihre Hände. Alsbald zogen ſie einen Befehl hervor, in welchem er als ein Verräther des Kaiſers und des Vaterlandes zum Tode verurtheilt ward. Man enthauptete ihn. Sein Sohn hatte daſſelbe Schickſal. Diejenigen von ſeinen vornehmſten Freunden, die noch lebten, ein Staatsſecretär und ein Hauptmann von der Leibwache, wurden auf die Folter geſpannt; aber die Martern vermochten nicht, ein Geſtändniß von ihnen zu erpreſſen.

Bereichert von dem Raube des Stilicho, herrſchte Olympius als unumſchränkter Regent, und ſchaltete mit Allem zum Beſten ſeiner Geſchöpfe.

Die römiſchen Soldaten hieben, um das Maß der Unmenſchlichkeit voll zu machen, die Weiber und Kinder der Barbaren, die dem Stilicho ergeben geweſen waren, nieder. Von dieſen liefen gegen 30,000 Mann nach Alarichs Lager, um ſich unter ſeine Fahnen zu ſtellen.

Die Kirchen-Hiſtoriker loben den Olympius wegen den Geſetzen, die er zum Beſten der Kirche und der Cleriſei herausgab;

denn die Geſetze des Honorius waren die ſeiner Räthe. Ein jeder Prozeßführende hatte die Erlaubniß, ſeine Streitſache vor die Biſchöfe zu bringen, von deren Ausſpruch keine Appellation galt. Die Civil-Behörden hatten Befehl, die Ausſprüche zur Vollziehung zu bringen. Hätte man dieſes Geſetz beibehalten, ſo würden die Richterſtühle vernichtet worden ſeyn. Weil der heilige Auguſtinus bei dem Olympius über die Gewaltthätigkeiten der Heiden und Ketzer Beſchwerde geführt hatte, ſo erklärte man dieſelben zu allen Aemtern unfähig. Die Katholiken wurden in den Beſitz aller Kirchen geſetzt, und alle heidniſchen Feierlichkeiten abgeſchafft. Den Biſchöfen wurde aufgetragen, auf die Ausführung dieſer Anordnungen zu halten, und den Obrigkeiten bei Strafe von 20 Pfund Gold befohlen, die Biſchöfe zu unterſtützen. Wer die Katholiken in ihrer Religionsübung mit Gewalt ſtören würde, ſollte zum Tode, und wer ihren Lehrſätzen öffentlich widerſprechen würde, zur Landesverweiſung verurtheilt werden.

Der Kaiſer ſah ſich im Jahre 409 genöthigt, das Geſetz, das die Heiden von den Aemtern ausſchloß, zu widerrufen. Generides, von Geburt ein Barbar, ein Heide, ein ehrliebender Mann und tapferer Officier, hatte aus freien Stücken ſeine Dienſte niedergelegt, um nicht ſeiner Religion entſagen zu müſſen. „Dieſes Geſetz," ſagte Honorius zu ihm, „iſt nicht für dich gemacht." Als wenn Geſetze nicht für einen Jeden verpflichtend ſeyn müßten. Generides wollte durchaus ſeine Feldherrnſtelle nicht wieder annehmen, als bis das Geſetz widerrufen würde.

Nach Hinrichtung des Stilicho merkte Alarich wohl, daß man ihm die verſprochene Geldſumme verweigern würde. Um eben ſo gerecht zu ſcheinen, als ſich die Römer treulos bewieſen, ließ er darum anfragen. Der Kaiſer verachtete dieſes Anſuchen, und Olympius ernannte Feldherren, die eben ſo unfähig, als er ſelbſt, waren, ohne die geringſte Vorſicht zu gebrauchen, ja ohne ein Mal

das nöthige Heer zuſammen zu bringen. Der König der Gothen brach von Noricum auf, wo er des Kaiſers Antwort abgewartet hatte, durchſtrich Italien mit der Eile eines Reiſenden, der keine Hinderniſſe antrifft, und kam vor den Thoren Roms an.

Die Barbarei der Römer ging ſo weit, daß der Senat die Wittwe des Stilicho, die Serena, eine Nichte des Theodoſius, die Honorius lange als ſeine Mutter verehrt hatte, und die man ungerechterweiſe in Verdacht hielt, mit Alarich im Einverſtändniß zu ſeyn, erdroſſeln ließ.

Dieſer geſchickte und tapfere Eroberer machte ſich zum Herrn von der Tiber, hungerte die Stadt aus, und ſtürzte ſie in die äußerſte Noth. Vergebens erwartete man Hülfsvölker. Ravenna ſchien unermeßlich weit entfernt zu liegen. Endlich ſchickte man Abgeordnete an den Feind. Man erbot ſich zur Uebergabe, wenn Alarich nicht zu ſchimpfliche Bedingungen verlangte; „ſonſt,“ ſagten die Abgeordneten, „verlangt das römiſche Volk nichts als eine Schlacht.“ Dieſe Prahlerei brachte den Alarich zum Lachen, der ſeinerſeits alle Schätze Roms forderte. „Was läſſeſt du denn den Einwohnern?“ erwiederten die Abgeordneten. „Das Leben,“ antwortete er. Man vereinigte ſich dahin, daß Rom ihm 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber und die Kinder der vornehmſten Bürger zu Geiſeln geben ſollte. Auf dieſe Friedensbedingungen, die der Kaiſer beſtätigte, nahm er ſeinen Abzug.

Der Name Conſtantinus, den man von guter Vorbedeutung gehalten hatte, als das Kriegsvolk in Großbritannien den erwähnten Soldaten zum Kaiſer erwählte, war den Unternehmungen der räuberiſchen Völker, die ſich in ganz Gallien ausgebreitet hatten, nur ein ſchwaches Hinderniß. Man war daher genöthigt, Großbritannien, das beſtändig von den Picten und Scoten verwüſtet wurde, aufzugeben, und ſchrieb den Briten, ſie möchten ſich ſelbſt vertheidigen. Sie erhielten alſo wieder ihre Freiheit,

aber mit dem Verluſte eines ihnen nöthigen Schutzes. Die *Amorici*, die an den Küſten zwiſchen der Seine und der Loire wohnten, wollten nach ihrem Beiſpiele frei ſeyn, vertrieben die Römer, und errichteten einen republikaniſchen Staat. Dieſer einfache Verluſt war geringer, als der bald darauf folgende Verluſt von Spanien.

Conſtans, ein Sohn des unrechtmäßigen Kaiſers Conſtantinus, war damals daſelbſt im Kriege mit Gerontius, dem beſten ſeiner Feldherren; denn die Wuth der bürgerlichen Kriege geſellte ſich zu ſo vielen anderen entſetzlichen Drangſalen. Die Alanen, die Sueven und Vandalen machten von der Uneinigkeit der Römer Gebrauch, gingen über die Pyrenäen, und verheerten Spanien mit Feuer und Schwert. Die Einbildung kann ſich keine ſolche Abſcheulichkeiten vorſtellen, wie ſie ein ganzes Jahr hindurch daſelbſt verübt wurden. Hunger und Peſt vereinigten ſich mit dem Morden. Die Menſchen fraßen ſich einander auf. Eine Mutter briet und verzehrte ihre vier Kinder. Endlich theilten ſich die Barbaren in das eroberte Land, und ließen ſich daſelbſt nieder.

Sobald ſie zur Ruhe kamen, wurden ſie menſchlicher und geſitteter. Sie baueten den Acker, ſie begegneten den Einwohnern mit Milde; ſie gaben denen, die ſich entfernen wollten, alle Unterſtützung, und hielten ihre Zuſage unverbrüchlich. Spanien ward unter ſeinen neuen Herren, die man anfangs als wilde Ungeheuer betrachtet hatte, beinahe glücklich. Man hat ſie alle mit dem Namen der Vandalen belegt, und dieſen Namen zuweilen gar den Saracenen gegeben. Weil Gerontius ihre Unternehmung erleichtert hatte, ließen ſie den Römern die Landſchaft dieſſeits des Ebro, die man Neu-Caſtilien nennt, von Toledo an, nebſt den Königreichen Aragonien und Valencia, bis zu der alten Stadt Sagunt.

Alarich verwüſtet Rom.

Der ſchwache Honorius hatte große Provinzen verloren, und ſah ſich in Gefahr, Alles zu verlieren, ohne dadurch ſcharfſinniger oder klüger zu werden. Alarich, der ſich in Toscana gelagert hatte, wartete daſelbſt auf die Erfüllung der Friedensbedingungen, über welche man mit ihm zur Rettung Roms einig geworden war. Der Hof wagte es, ſein Wort zu brechen. Olympius dachte nur auf ſeinen eigenen Vortheil und auf das Verderben derer, die er haßte, oder gegen die er Argwohn hatte. Der unwürdige Miniſter wurde ſelbſt wieder durch eine Hof-Cabale der Verſchnittenen geſtürzt. Sein Nachfolger, Jovius, ein unruhiger Kopf und ein unverſtändiger Verräther, trat mit dem Alarich in Friedensunterhandlungen, verdarb aber Alles durch ſeine Unvorſichtigkeit. Als Jovius zu Rimini des Friedens wegen mit dem Alarich Unterhandlungen pflog, ſchrieb er an den Kaiſer, daß er den Alarich als oberſten Feldherrn in ſeine Dienſte nehmen möchte. Der Kaiſer antwortete, er ſey entſchloſſen, niemals den Alarich, noch irgend einen Gothen zu befördern. Der Brief des Kaiſers ward dem Jovius in Alarichs Gezelt eingehändigt, und Jovius hatte die Unvorſichtigkeit, dieſen Brief dem Könige der Gothen laut vorzuleſen. Das mußte nun freilich den letztern erbittern, und die Unterhandlungen zerſchlugen ſich. Jovius fing jetzt an zu beſorgen, man möchte ihn des Verrathes verdächtig halten, ſchwor deßhalb bei dem Leben des Kaiſers, mit den Gothen niemals Friede zu machen, und ließ alle Anführer der Truppen und ſogar den Kaiſer ſelbſt denſelben Eid ablegen. Alarichs ſehr annehmbare Vorſchläge wurden verworfen, unter dem höchſt ungereimten Vorwande: wenn man bei dem Namen Gottes geſchworen hätte, ſo könnte man noch bei demſelben auf Verzeihung des Meineides hoffen; da man aber bei dem Leben des Kaiſers geſchwo-

ren habe, ſo würde man das Leben deſſelben in Gefahr ſetzen, wenn man ſich unterfangen wollte, dieſen Eid zu brechen.

Bald darauf erſchien Alarich vor den Thoren Roms, zwang die Römer, dem Honorius zu entſagen, und dagegen den Attalus, den Präfect der Stadt, einen Mann, von dem er nichts beſorgte, zum Kaiſer anzunehmen. Attalus, der eben ſo ſtolz, als ſchwach an Verſtand war, näherte ſich, in Begleitung des Königs der Gothen, der Stadt Ravenna. Honorius zitterte, und ließ ihm die Theilung des Reiches anbieten. Attalus antwortete, daß er es ganz verlange. Bald darauf machte er ſo grobe Fehler, daß Alarich die Geduld verlor, ihn des Diadems beraubte, und die Unterhandlungen mit dem Honorius erneuerte. Durch des Attalus Unbedachtſamkeit unterblieb die Eroberung von Afrika. Da Rom aus dieſer Provinz keine Zufuhr erhalten hatte, ſo wurde die Hungersnoth ſo gräßlich, daß das Volk bei den Spielen im Circus in voller Wuth ſchrie: „Man ſoll Menſchenfleiſch zum Verkaufe bringen, und einen Preis darauf ſetzen!"

Die unglückliche Stadt glaubte aller Gefahr entriſſen zu ſeyn, als eine neue Treuloſigkeit ihr noch größeres Unglück zuzog. Honorius, der in Anſehung ſeines Eides nicht ſo gewiſſenhaft war, ließ ſich mit dem Alarich in Unterhandlungen ein; aber Sarus, ein gothiſcher Feldherr, der dem König feind und dem Kaiſer ergeben war, vernichtete das Friedensgeſchäft dadurch, daß er während der Unterhandlungen die Gothen angriff, und unter denſelben ein großes Blutbad anrichtete. Alarich wurde dadurch höchſt aufgebracht, belagerte Rom zum dritten Male, drang hinein, und gab die Stadt der Plünderung und der Verwüſtung preis. Der König hatte immer dieſer äußerſten Gewaltthätigkeit auszuweichen geſucht; als er endlich darein willigte, befahl er doch ſeinen Soldaten, das Blut derer, welche nicht Widerſtand leiſteten, nach Möglichkeit zu ſchonen, den Frauen keine Gewalt anzuthun, und kein

dem Gottesdienſt gewidmetes Gebäude zu verbrennen. Zwei große Kirchen wurden zu unverletzlichen Zufluchtsörten beſtimmt. Allein es war unmöglich, die Wuth der Soldaten im Zaume zu halten. Die Gaſſen und Häuſer waren mit Blut überſchwemmt, und die Flammen richteten große Verwüſtungen an; doch wurden die Kirchen und die öffentlichen Gebäude verſchont, und viele Römer von Alarich gerettet. Kein einziger bekannter Senator büßte das Leben ein und die Zeitgenoſſen verſichern, daß die Stadt bei dem Einbruche der Gallier, bei den alten Bürgerkriegen, und ſelbſt bei der Feuersbrunſt zu den Zeiten des Nero ungleich mehr verloren habe. Sie bevölkerte ſich bald wieder, ohne gleichwohl einen ſo wichtigen Verluſt erſetzen zu können, und ihr Umfang, der 21 Miglien betrug, enthielt traurige Denkmale der Verwüſtung und des Blutvergießens.

Die Heiden ſchrieben alle dieſe Drangſale dem Chriſtenthum zu. Zu ihrer Widerlegung ſchrieb der heilige Auguſtinus ſein Buch von dem Staate Gottes, und Oroſius, ſein Schüler, verfertigte eine Univerſal-Hiſtorie. Beide ſchilderten die vielen Widerwärtigkeiten als Folgen und Strafen der damals herrſchenden Laſter, und der beredtere Salvianus behauptete daſſelbe.

Die flüchtigen Bürger entwichen in großen Haufen nach Carthago. Da ließen ſie es ihre erſte Beſchäftigung ſeyn, daß ſie nach dem Theater liefen, um daſelbſt an den Factionen der Zuſchauer Antheil zu nehmen, und durch ihren Leichtſinn und Ungeſtüm Aufſehen zu erregen. So waren jetzt die Römer. Hätte Alarich Ravenna erobern und Italien beherrſchen wollen, ſo hätte er ſolches ohne Zweifel gekonnt. Man vermuthet, daß er Afrika vorzog, deſſen Beſitz er ſich durch einen einzigen Sieg hätte verſichern können. Vorher unternahm er es, Sicilien zu plündern. Schon war ein Theil ſeiner Truppen eingeſchifft, als ſeine Flotte vor ſeinen Augen durch einen ſchrecklichen Sturm zerſtört wurde.

Voll Bekümmerniß, berathſchlagte er zu Coſenza, was er zur Erſetzung dieſes Unfalls für Maßregeln zu ergreifen habe; allein er ſtarb, und hatte den Ataulphus, ſeinen Schwager und Mitgefährten ſeiner Feldzüge, zum Nachfolger.

Die Gothen hatten eine ſonderbare Gewohnheit, die ſich vermuthlich auf irgend eine abergläubiſche Meinung gründete. Andere Völker zierten die Gräber ihrer Helden mit prächtigen Denkmälern, ſie hingegen verbargen dieſelben auf's ſorgfältigſte. Sie leiteten den Lauf eines kleinen Fluſſes ab, machten in dem Bette deſſelben eine Grube, in welche ſie Alarich's Leichnam nebſt einer reichen Beute legten, brachten darauf das Waſſer wieder in ſeinen natürlichen Gang, und tödteten die Gefangenen, die daran gearbeitet hatten.

Jetzt ſtoßen wir auf eine Menge ſchleunig aufeinanderfolgender Begebenheiten, deren Umſtände wenig Intereſſantes haben. Gerontius, der ſich in Spanien feſtgeſetzt hatte, machte ſich auf den Weg, um den Conſtantinus in Gallien anzugreifen; er überfiel zu Vienne den Conſtans, den Sohn dieſes Uſurpators, ließ ihm den Kopf abhauen, und belagerte darauf den Vater zu Arles. Aber Conſtantinus, der einzige Feldherr des Honorius, der nicht von den Barbaren erwählt war, jagte den Gerontius in die Flucht, der ſich nun mit eigner Hand tödtete. Maximus, den er mit dem Purpur geſchmückt hatte, ward bald darauf getödtet. Conſtantinus eroberte die Stadt Arles, nahm hierauf ſeine Zuflucht in eine Kirche, und ließ ſich daſelbſt zum Prieſter weihen. Man verſprach ihm im Namen des Kaiſers die Schonung ſeines Lebens eidlich; aber der Kaiſer wollte von dieſem Eide nichts wiſſen, und verurtheilte den Vater und den Sohn zum Tode. Jovinus, ein erlauchter Gallier, der darauf den Purpur annahm, ward auch, wie ſein Vorgänger, enthauptet. Nun verſuchte Heraclianus ſein Glück, wurde überwunden und gleichfalls hingerichtet. Alle dieſe traurigen Begebenheiten waren

weder vermögend, die Ehrgeizigen aufzuhalten, noch den Thron zu befeſtigen.

Alarich's würdiger Nachfolger, der großmüthige und friedliebende Ataulphus, verlangte nichts weiter, als einen ſichern Aufenthalt im Reiche und die Hand der Placidia, des Honorius Schweſter, die Alarich als eine Gefangene weggeführt hatte. Er trat deßwegen mit dem Honorius in Unterhandlung, ward hintergangen, und verheerte Gallien. Er eroberte Narbonne und Toulouſe, gewann durch ſein gutes Betragen die Zuneigung der Prinzeſſin, und vermählte ſich mit derſelben. Man überließ ihm endlich einen Strich Landes dieſſeits des Ebro, mit der Bedingung, daß er keine Schiffe halten und ſich des Handels mit Fremden enthalten ſollte. Er begnügte ſich mit dieſem kleinen Glücke, das er wohl durch Hülfe ſeiner Waffen vergrößern konnte. Kaum hatte er ſich in Ruhe geſetzt, als er von einem ſeiner Waffenträger ermordet wurde. Sterbend trug er ſeinem Bruder auf, die Placidia dem Kaiſer zurückzuſchicken und mit demſelben in Freundſchaft zu leben. Gerade um dieſelbe Zeit überließ Honorius auch den Burgundern einen Theil der von ihnen eroberten Ländereien in Gallien.

Während dieſer Veränderungen erfüllten die ungeſtümen und hartnäckigen Donatiſten Afrika mit Unruhen. Der Kaiſer erließ neue Geſetze wider ſie, und ſetzte die Todesſtrafe auf alle Verfälſchung der Religion. Die katholiſchen Biſchöfe ſchlugen eine Verſammlung beider Theile als das beſte Mittel zur gütlichen Beilegung der obwaltenden Streitigkeiten vor. Der Kaiſer ernannte den Comes Marcellinus zum Vorſitzer, mit dem Auftrage, daß er, nach Anhörung beider Parteien, ein entſcheidendes Urtheil fällen ſollte. Marcellinus that den Ausſpruch zum Beſten der Katholiken, erklärte die Donatiſten für Urheber der Trennung, und

unterwarf ſie den in den Geſetzen beſtimmten Strafen; ihre Gewaltthätigkeiten aber wurden dadarch nur vergrößert.

Bei Gelegenheit einer Empörung des Volkes zu Arles wider den dortigen Biſchof gab Honorius ein berühmtes Geſetz, kraft deſſen alle Geiſtlichen, ohne Ausnahme, von Niemanden, als von dem Biſchof beſtraft, und ihre Ankläger, wenn es ihnen an hinlänglichen Beweiſen fehlen würde, für ehrlos erklärt werden ſollten. Aus dieſer Befreiung von der weltlichen Gerichtsbarkeit entſtanden große Mißbräuche, denen man durch paſſende Einſchränkungen hätte vorbeugen können; aber man warf keinen Blick in die Zukunft, und die Folge davon war der Verfall der bürgerlichen Ordnung und der kaiſerlichen Gewalt.

Die morgenländiſchen Angelegenheiten zeigen uns nur traurige Gegenſtände, ſowohl für die Kirche, als für den Staat. Eine zweimalige Landesverweiſung des heiligen Johannes Chryſoſtomus, Biſchofs zu Conſtantinopel, des beredteſten Mannes, und eines der tugendhafteſten ſeiner Zeit, verurſachte in dieſer Stadt aufrühreriſche Bewegungen. Der fromme Prälat warf ſich zum Sittenverbeſſerer der Geiſtlichkeit, der Mönche, des Volkes und des Hofes auf, und das brachte ihm Feinde in allen Ständen. Die Kaiſerin Eudoxia, eine gebieteriſche und rachſüchtige Frau, beherrſchte den ſchwachen Arcadius. Chryſoſtomus wurde angeklagt, daß er in ſeinen Predigten ſie mit dem Namen der Jeſabel bezeichnet habe. Eudoxia ließ ihn in einer unvollſtändigen Verſammlung von Geiſtlichen verurtheilen, und der Kaiſer verbannte ihn. Auf das Geſchrei des Volkes mußte man ihn wieder zurückrufen, und ſein Eifer ward nur deſto muthiger. Er hatte ſich über die Spiele und Tänze beklagt, mit welchen man die Einweihung der Bildſäule der Eudoxia gefeiert und den Gottesdienſt auf eine unanſtändige Weiſe geſtört hatte. Die Kaiſerin bezeigte ihm deßwegen ihren Unwillen. Nun vergaß er die kaiſerliche Ma-

jeſtät ganz, und wegen dem Mißbrauche, der damit gemacht wurde, fing er eine Predigt mit den Worten an: „Noch iſt Herodias in Wuth, noch tanzt ſie, noch verlangt ſie das Haupt Johannis.“ Es erfolgte eine zweite Landesverweiſung. Chryſoſtomus lebte verwieſen noch drei Jahre und ſtarb im Jahr 407; Eudoxia war bereits im Jahre 404 geſtorben. Arcadius ſtarb im Jahre 408, und überließ das Reich dem jungen Theodoſius, ſeinem Sohne, einem Kinde von ſieben Jahren. Er hatte ein altes Geſetz abgeſchafft, nach welchem die Richter ihre Urtheilsſprüche in lateiniſcher Sprache, die dem größten Theile des Orients unbekannt war, abfaſſen mußten. Arcadius erlaubte dagegen den Richtern, ſich nach Gutdünken der lateiniſchen oder der griechiſchen Sprache zu bedienen. Man hätte der griechiſchen, als der Landesſprache, den Vorzug geben ſollen.

Theodoſius II. herrſcht im oſtrömiſchen Reiche.

Unter einem Kaiſer, der noch ein Kind war, hatte man Alles zu fürchten: die auswärtigen Feinde, die bürgerlichen Fehden und unklugen Maßregeln des Hofes. Aber Anthemius, Oberſter der Leibwache, der unter dem jungen Theodoſius die Reichsverwaltung übernahm, beſaß alle Eigenſchaften eines geſchickten und muthigen Miniſters. Konnte er gleich die Ränke der Verſchnittenen, von denen der Kaiſer umringt war, nicht ganz unterdrücken, ſo wehrte er doch vielen Mißbräuchen, und hielt die Feinde des Reiches im Zaume. Isdegerdes, König von Perſien, warf ſich zum Protector des Theodoſius auf. Uldinus, König der Hunnen, trieb ſeine Streifereien bis nach Thracien, und wollte ſich unter keiner andern Bedingung zurückziehen, als bis man ihm einen von ihm ſelbſt beſtimmten Tribut zahlte. Er wurde angegriffen und verſchwand. Cyrenaica, eine Landſchaft Libyens, die den Streifereien der Auſturier,

eines barbariſchen Volkes, und noch mehr den Bedrückungen hab-ſüchtiger Statthalter, die von den Verſchnittenen ernannt und beſchützt wurden, zum Raube diente, ward endlich beruhigt.

Anthemius ließ die Mauern Conſtantinopels, deren Umfang zu klein geworden war, wieder aufbauen. Er hielt auf die Beobachtung der Geſetze wider die Ketzer, und ſuchte gleichwohl den Mißbräuchen derſelben vorzubeugen. Die Güter der Ketzer fielen, wenn es an natürlichen Erben fehlte, dem Fiscus anheim. Er ließ den Katholiken verbieten, von dieſer Confiscation Gebrauch zu machen, ſelbſt kraft einer Schenkung des Fürſten, die man für erſchlichen hielt; denn der Raub der Ketzer erregte die Habſucht ihrer Feinde, und vermehrte die Anklagen wegen Ketzerei.

Von der Zeit an, da Pulcheria die Reichsverwaltung antrat, gedenken die Geſchichtſchreiber des Anthemius nicht weiter. Dieſe Prinzeſſin, Theodoſius II. Schweſter, die zur Auguſta ernannt wurde, übernahm, erſt 15 Jahre alt, die Regierungsgeſchäfte und herrſchte als eine Fürſtin von vieler Erfahrung. Sie ließ die Erziehung ihres Bruders ihre angelegentlichſte Sorge ſeyn. Nachdem ſie den bisherigen Lehrer des Kaiſers, den Verſchnittenen Antiochus, einen verſchmitzten, unruhigen und habſüchtigen Menſchen, vom Hofe entfernt hatte, bemühete ſie ſich, dem jungen Prinzen Gottesfurcht, Tugend, Liebe zur Arbeit, und eines Herrſchers würdige Geſinnungen einzuflößen. Aber Theodoſius hatte wenig Verſtand, war feig und unfähig, ſich mit großen Angelegenheiten zu befaſſen. Sein Pallaſt wurde eine Art von Kloſter, in welchem er mit ſeiner Schweſter, von Anbruch des Tages an, Gebete ſang.

Folgender Zug zeigt, daß Theodoſius mehr abergläubiſch als gottesfürchtig war. Ein Mönch, dem er ein gewiſſes Geſuch abgeſchlagen hatte, wurde darüber ſo aufgebracht, daß er im Weggehen ſagte: „Ich thue dich in den Bann.“ Der Kaiſer zitterte

vor dieſem lächerlichen Bannfluche, und verſicherte, daß er keinen Biſſen zu ſich nehmen würde, bis der Mönch ihn von dem Banne losgeſprochen hätte. Er bat einen Biſchof auf's angelegentlichſte, ihm dieſe Gunſt zu erwirken, und enthielt ſich, der Gegenvorſtellungen des Biſchofs ungeachtet, aller Speiſe, bis der unverſchämte Mönch ihm die geſuchte Abſolution ertheilt hatte.

Pulcheria konnte nie das mächtige Anſehen überwältigen, das die Hofbedienten über ihren Bruder gewonnen hatten. Die Geſetze und Verordnungen waren ein Werk der Verſchnittenen. Er unterzeichnete dieſelben, ohne ſie zu leſen, und verſicherte gleichwohl ſeiner Schweſter, daß er Alles leſe. Um ihm die Augen zu öffnen, überreichte ſie ihm zur Unterſchrift ein Papier, in welchem er ſeine Gemahlin zur Sclaverei verurtheilte. Er unterzeichnete das Blatt nach Gewohnheit, ohne den Inhalt zu unterſuchen. Umſonſt zeigte ihm Pulcheria dieſes. Dieſe Erfahrung beſchämte ihn, aber beſſerte ihn nicht. Man konnte es vorher ſagen, daß ſeine 42jährige Regierung ein langes Gewebe von Fehlern enthalten, aber nichts Ruhmwürdiges hervorbringen würde.

In ſehr ſtrengen, zum Beſten der Religion ausgefertigten Geſetzen wurden alle Heiden von Aemtern und Bedienungen ausgeſchloſſen; alle, die man bei Götzenopfern betreffen würde, zum Verluſte ihrer Güter und zur Landesverweiſung verurtheilt; zugleich aber befohlen, daß alle zum Götzendienſte beſtimmte Tempel, oder anderweitige Oerter, entweder zerſtört, oder zu chriſtlichen Tempeln eingeweihet, und alle, welche ſich widerſetzen würden, mit dem Tode beſtraft werden ſollten.

Da die Götzendiener im Orient ſich außerordentlich vermindert hatten, ſo konnten ſie leichter als ehemals unterdrückt werden; aber die Chriſten in Alexandrien machten ſich des wüthendſten Aufruhres ſchuldig, der dieſe unruhige Stadt in Bewegung ſetzte. Die Juden wohnten daſelbſt in großer Menge, und machten eine Partei

gegen die Chriſten. Man zankte ſich wegen eines Tänzers; denn die Liebe zu den Schauſpielen erregte oft eben ſo mörderiſche als eitle Streitigkeiten. Die gegenwärtige hatte eine Verſchwörung der Juden zur Folge. Der heilige Cyrillus, Biſchof zu Alexandrien, der bei ſeiner Frömmigkeit ein Mann von einem heftigen Charakter war, und bei den redlichſten und beſten Abſichten die Gränzen des Eifers überſchritt, griff die Synagogen an, und vertrieb die Juden. Ihre Güter wurden geplündert, und ſehr viele Juden in dem Tumult erſchlagen. Die Mönche aus der Nachbarſchaft, die in den Gebirgen von Nitria ein einſames Leben führten, waren aufrühreriſche Leute, die bereits unter dem Biſchofe Theophilus, des heiligen Cyrillus Oheim und Vorgänger im Amte, alle Arten von Gewaltthätigkeiten begangen hatten. Sie kamen, 500 Mann ſtark, ſich von neuem hervor zu thun. Sie beſchimpften auf der Straße den Präfecten Oreſtes, der ſich mit dem Biſchofe überworfen hatte. Einer von ihnen verwundete ihn ſogar mit einem Steinwurfe. Ammonius, ſo hieß dieſer Mönch, ward ergriffen, zum Oreſtes gebracht, und ſtarb auf der Folter. Cyrillus hielt ihm die Leichenrede, und nannte ihn in derſelben einen Märtyrer, und das Volk, das bisher dem Präfecten wider die Mönche beigeſtanden hatte, nahm nun, entweder aus Leichtſinn, oder aus Fanatismus, die Partei des Biſchofs.

Dieſen abſcheulichen Aufruhr beſiegelte die entſetzlichſte Frevelthat. Hypatia, eine Tochter des berühmten Mathematikers Theon, die ihren Vater an Gelehrſamkeit übertraf, hielt mit dem beſten Erfolge philoſophiſche Lehrſtunden. Bewundernswürdig durch die Reinheit der Sitten, welche ſie mit einer ſeltenen Schönheit, und mit allen Arten des Verdienſtes verband, kam Hypatia, weil ſie eine Heidin war, und bei den Magiſtratsperſonen in großer Achtung ſtand, in den Verdacht, gegen den heiligen Cyrillus zu handeln, und ward daher ein Abſcheu in den Augen des ſchwär-

meriſch-unſinnigen Volkes. Einige Wüthende überfielen ſie, unter Anführung eines Geiſtlichen, auf öffentlicher Straße, und ſchleppten ſie in eine Kirche, wo ſie dieſelbe lebendig ſchunden, zerſchlugen, in Stücke zerriſſen, und die verſtümmelten Glieder öffentlich verbrannten.

Theodoſius, aufgebracht über dieſe Barbarei, wollte ſie ernſtlich ahnden; aber man erkaufte die Beſchützung der Verſchnittenen, und das Verbrechen blieb ungeſtraft. Es ward ein unwirkſames Geſetz gegeben, um die verwegenen alexandriniſchen Geiſtlichen, die man Parabolanen nannte, d. i. Leute, die den Gefahren Trotz bieten, im Zaume zu halten. Dieſes war das einzige Mittel, welches man zur Abhülfe der ſchrecklichſten Unordnung gebrauchte.

Die Vermählung des Theodoſius mit der berühmten Athenais (421) bildet mit der Ermordung der Hypatia einen ſehr auffallenden Contraſt. Leontius, ein athenienſiſcher Sophiſt, Vater der Athenais, hatte ſie, zur beſſeren Verſorgung ſeiner übrigen Kinder, enterbt, weil, wie es in dem ſeltſamen Vermächtniſſe ausdrücklich hieß, die Verdienſte, wodurch ſie ſich über ihr Geſchlecht erhöbe, ihr mehr als hinreichenden Unterhalt verſchaffen würden. Sie kam nach Conſtantinopel, um ſich Gerechtigkeit zu verſchaffen. Ihre Liebenswürdigkeit, ihr Verſtand und ihre Sitten bezauberten die Pulcheria und den Theodoſius. Der Fürſt heirathete ſie. Bisher war ſie, wie ihr Vater, heidniſch geweſen. Jetzt ließ ſie ſich taufen, und erhielt den Namen Eudoxia. Sie widmete ſich beſtändig den Wiſſenſchaften, und Photius rühmt ihre geiſtlichen Gedichte ungemein.

Bald nach dieſer Vermählung entſtand aus einer harten Verfolgung, welche die Chriſten in Perſien auszuſtehen hatten, ein Krieg zwiſchen beiden Nationen, die ſich ſchon ſo lange feindſelig geweſen waren. Abdas, Biſchof in Perſien, hatte einen Sonnentempel in Perſien verbrannt, und weigerte ſich, denſelben wieder

aufzubauen, obſchon es der König befahl, der den Chriſten die freie Religionsübung zugeſtand. Von dem Augenblicke an hörte die Duldung auf. Die Kirchen wurden zerſtört, und die Henker wider die Gläubigen bewaffnet. Viele nahmen ihre Zuflucht zu den Römern. Varanes V., Isdegerde's Sohn, verlangte die Auslieferung derſelben. Auf die Verweigerung des Theodoſius hielt er die Unterthanen des Reiches an. Es kam zum Kriege. Nach einigen Feldzügen, in denen die Römer glücklich waren, thaten ſie ſelbſt die erſten Vorſchläge zum Frieden. Derſelbe wurde (422) auf 100 Jahre geſchloſſen, aber die Religionsfreiheit, um welche Abdas die Chriſten gebracht hatte, bei weitem nicht ganz hergeſtellt.

Der Zuſtand des Occidents ſtellt Begebenheiten auf, die unſere Theilnahme mehr erregen. Wir ſehen daſelbſt die Barbaren ihre Unternehmungen mit vielem Glücke fortſetzen. Ataulphus hatte den Sigerich, ſeinen erklärten Feind, zum Nachfolger, der die Kinder desſelben hinrichten ließ, und nur ſieben Tage regierte; denn man ſuchte die Tyrannei durch Ermordung des Tyrannen ſo bald als möglich zu erſticken. Der eben ſo kluge als tapfere Wallia, den die Viſigothen hierauf zum Könige wählten, ſchloß mit dem Feldherrn Conſtantius einen Frieden, in welchem er ſich verpflichtete, die Placidia auszuliefern und zum Vortheile des kaiſerlichen Dienſtes zu fechten, unter der Bedingung, daß ihm 600,000 Maß Getreide unentgeldlich ausgeliefert würden. Er ſchlug in der That die Vandalen und Alanen. Entweder zur Belohnung der von ihm geleiſteten Dienſte, oder aus Furcht, daß er die eroberten Ländereien ſich zueignen möchte, traf man mit ihm einen Tauſch, dergeſtalt, daß er gegen Rückgabe deſſen, was er jenſeits der pyrenäiſchen Gebirge beſaß, ein ſeinem Ehrgeize angemeſſeneres Eigenthum, nämlich Aquitania Secunda und Novempopulania (Poitou, Sanitonge, Perigord, Bordelais, Agenois, Angoumois und Gas-

cogne) und noch außerdem Toulouſe erhielt, das er zu ſeiner Hauptſtadt machte. Dieſe Länder, zuſammengenommen, wurden Gothien genannt, und von den Gothen 88 Jahre lang bis zum feindlichen Einfalle des Chlodowig beherrſcht.

Den meiſten Geſchichtſchreibern zufolge ließen ſich die Franken zwei Jahre hernach (420) unter ihrem Könige Pharamond in demjenigen Lande nieder, das zwiſchen Maſtricht und dem Zuſammenfluſſe der Maas und Waal liegt. Aber Pharamond ſelbſt iſt noch ein hiſtoriſches Problem. Die Meiſten halten Clodio für den Stifter der franzöſiſchen Monarchie (438). Mit mehrerem Rechte verdient Chlodowig die Ehre, der wahre Stifter derſelben genannt zu werden, weil alle Nachrichten vor ſeiner Zeit ins Fabelhafte fallen. Es ſey genug, zu bemerken, daß die Franken ſeit Gordian's Regierung viele Streifereien in Gallien gemacht hatten, und daß, nach der wahrſcheinlichſten Meinung, ſie aus einer Verbindung vieler deutſchen Völker zwiſchen dem Rhein, Main und der Weſer beſtanden, die ſich zur Vertheidigung ihrer Freiheit wider die Römer mit einander vereinigt hatten. Der Name Frank bedeutete in ihrer Sprache frei. Die Sicambrier unterſcheiden ſich unter ihnen.

Nach vielen dem Reiche wider die Barbaren geleiſteten nützlichen Dienſten erhielt Conſtantius endlich die Placidia, des Kaiſers Schweſter und Ataulphus Wittwe, zur Gemahlin. Er führte das Ruder der Reichsangelegenheiten ſeit zehn Jahren; aber er ſowohl als ſeine Gemahlin ſtrebten nach dem kaiſerlichen Titel, der ihnen auch beiderſeits von dem unbeerbten Honorius beigelegt ward. Doch Conſtantius ſtarb noch in demſelben Jahre, und Placidia, die ſich mit ihrem Bruder überworfen hatte, erhielt Befehl, Ravenna zu verlaſſen, und nahm ihre Zuflucht zu dem jungen Theodoſius.

Der Tod des Honorius, der im Jahre 423 erfolgte,

würde eine Wohlthat für das Reich geweſen ſeyn, wenn der Verluſt, den es unter ſeiner Regierung erlitten hatte, wieder erſetzt hätte werden können. Dieſer Fürſt, der nicht ſowohl aus Neigung, als vielmehr aus Schwäche und Mangel des Verſtandes beinahe ein Tyrann war, ließ ſich zu allen Ungerechtigkeiten verleiten. Nach den vielen Geſetzen des Arcadius und Honorius zu urtheilen (denn ſie wurden im Namen beider Kaiſer ausgegeben), ſollte man glauben, daß ſich die Regierung die Wohlfahrt der Unterthanen ſehr angelegen ſeyn ließ. Man fand in denſelben vortreffliche Gedanken und gute Grundſätze; im Grunde aber waren es leere Worte. Viele an ſich ſelbſt fehlerhafte Geſetze vermehrten die öffentlichen Drangſale, und die beſten blieben unbeobachtet; man mußte ſie immer einſchränken, oder Zuſätze dazu machen, und aus den Geſetzen, die einfach und genau beſtimmt ſeyn ſollten, ward ein Chaos voll Finſterniß und Ungewißheit.

Die unmenſchlichen Schauſpiele der Fechter wurden noch immer gehalten, ob ſie ſchon von Conſtantinus verboten waren. Honorius ſchaffte ſie im Jahr 403 ab, weil ein Einſiedler, Namens Telemach, der eigentlich zur Bekämpfung dieſer ſchändlichen Sitte aus den Morgenländern gekommen war, und mitten auf dem Schauplatze die Kämpfer mit Gewalt auseinander reißen wollte, von den Zuſchauern zu tode geſteiniget ward. Die Provinzen ſeufzten unter einem harten tyranniſchen Joche; die Geſetze zeugten immer vom Verlangen, ihnen Erleichterung zu verſchaffen, und die Staatsverwaltung ſtand immer mit den Geſetzen in Widerſpruch Kein Wunder demnach, daß die Barbaren das Reich zerſtörten.

Valentin III. wird Kaiſer im Abendland.

Theodoſius dachte jetzt auf die Wiedervereinigung beider Kaiſerthümer unter ſeinem Scepter. Aber Johannes, des Honorius Staatsſecretär, nahm den Purpur, gab den Sclaven die

Freiheit, um aus denſelben Soldaten zu machen, und ließ durch den Feldherrn Aetius die Hunnen um Beiſtand bitten. Der Kaiſer merkte nun wohl, wie nöthig es ſey, das Reich getheilt zu laſſen. Er ernannte den Valentinian, Sohn des Conſtantius, einen Prinzen von fünf Jahren, zum Cäſar, oder, wie es jetzt hieß, zum Nobiliſſimus, und die Mutter deſſelben, Placidia, zur Auguſta. Er ließ ſie mit einem Heere abgehen. Johannes ward nach einer 2jährigen Regierung gefangen genommen und enthauptet, und Valentinian III. zum Kaiſer ausgerufen, der mit Abtretung des occidentaliſchen Illyriens ſich mit des Theodoſius Tochter vermählte.

In einem der erſten Geſetze des Valentinian findet man einen Grundſatz ausgedrückt, der großen Monarchen wahre Ehre macht: „Die höchſte Gewalt,“ heißt es, „hält es ſich für eine Ehre, ſich den Geſetzen unterwürfig zu erkennen. Die Macht der Geſetze iſt der Grund der unſerigen; und es iſt ehrenvoller, denſelben zu gehorchen, als ohne ſie allein zu befehlen.“ Dieß iſt die beſte Lehre, die je ein Souverain ſeines Gleichen gegeben hat. Um dieſe Zeit findet man ein Geſetz des Theodoſius II., das von weit weniger Weisheit zeugt. Er verbietet als ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät, nicht nur Stoffe von ſolcher Farbe zu tragen, wie ſie zum kaiſerlichen Schmucke genommen wurden, ſondern auch dergleichen in ſeinem Hauſe zu haben. Durch ein anderes Geſetz ſetzte er eine Verjährung von 30 Jahren feſt, um zum ſichern Beſitze der Rechte zu gelangen, die man dieſe Zeit über ungeſtört genoſſen hatte. Im Occident zog die gegenſeitige Eiferſucht zweier großen Feldherren dem Staate großes Unheil zu. Aetius, der die Barbaren in Schrecken ſetzte, war eiferſüchtig über den Bonifacius, Comes in Afrika. Er ſuchte ihn bei Hofe zu ſtürzen, indem er ihn als einen Aufrührer ſchilderte. Der verleumdete und verurtheilte Bonifacius rief die Vandalen aus Spanien nach

Afrika, die nun daſelbſt unter der Anführung des Königs Genſerich Alles mit Feuer und Schwert verheerten. Bonifacius ward wieder in ſein Amt geſetzt; weil er aber die Barbaren nicht zum Rückzuge bewegen konnte, griff er ſie mit bewaffneter Hand an, und ward geſchlagen. Außer Cirtha und Carthago behielten die Römer nichts weiter in Afrika, wo die Vandalen ihre Frevel ungeſtraft begingen.

Bonifacius hatte jetzt die Gunſt der Placidia, der Beherrſcherin des Reiches, die nun dem Aetius nicht wohlwollte. Dieſer, um den Ausbrüchen ihrer Ungnade zuvor zu kommen, ſteckte das Panier der Empörung auf. Er ward zwar vom Bonifacius überwunden, brachte aber in dem Handgemenge dieſem eine tödtliche Wunde bei, an welcher derſelbe bald darauf ſtarb. Man ſuchte den Aetius in Verhaft zu nehmen, er aber entfernte ſich nach Pannonien, und erhielt Beiſtand von den Hunnen. Der Hof zitterte, Placidia rief ihn zurück, gab ihm nicht nur ſeine vorigen Würden und Aemter wieder, ſondern ernannte ihn überdieß noch zum Patricius.

Gallien, das ſowohl der Habſucht der Magiſtratsperſonen als den Waffen der Barbaren zum Raube diente, erfuhr unabläſſig neue Drangſale. Eine Art Bauern, welche man Bagauden nannte, machten einen Aufruhr, und wütheten wie wilde Thiere. Die Viſigothen brachen den mit den Römern geſchloſſenen Frieden, und belagerten Narbonne, doch ohne Erfolg, weil dieſe Stadt von den hunniſchen Hülfstruppen auf's tapferſte vertheidigt ward. Clodio, König der Franken, eroberte Cambray, Tournay und Amiens (438); und man ließ ihm die eroberten Länder, weil man ihn nicht daraus vertreiben konnte. Die Franken plünderten Trier zum vierten Male und bemächtigten ſich Cölns. Genſerich blieb in dem ruhigen Beſitze der beſten Provinzen Afrika's, und breitete daſelbſt mit Eifer den Arianismus aus. Die Sueven machten ſich Bätica

und die übrigen Länder, welche die Vandalen in Spanien verlaſſen hatten, unterwürfig. Allenthalben hörte man von Blutvergießen, von Empörungen und Zergliederung des Reichs.

Im Orient unterhielt die Schwäche und Unfähigkeit des Theodoſius neue theologiſche Kriege. Neſtorius, Biſchof zu Conſtantinopel, lehrte, daß in Chriſto eben ſowohl zwei Perſonen, als zwei Naturen wären, und daß Maria nicht eine Gottesgebärerin, ſondern bloß eine Mutter Chriſti wäre. Dieſer Prälat, der früher ein Verfolger der Ketzer geweſen war, zog ſich durch dieſe Spitzfindigkeiten eine Verfolgung zu, unter der er erlag. Er hatte die Gunſt des Kaiſers, obſchon Pulcheria ſich wider ihn erklärte. Zur Entſcheidung der Streitfrage ward zu Epheſus eine Kirchenverſammlung gehalten, in welcher der heilige Cyrillus von Alexandrien den Vorſitz führte. Gleich in der erſten ward er, als Stifter einer neuen Ketzerei, verurtheilt, und ſeiner Biſchofswürde entſetzt. In einer andern Kirchenverſammlung, die Johann von Antiochien, deſſen Ankunft man zu Epheſus nicht hatte abwarten wollen, veranſtaltete, entſetzte derſelbe dagegen den heiligen Cyrillus und den Biſchof zu Epheſus ihrer Würden. Die gegenſeitige Erbitterung wuchs immer mehr. Endlich beſtätigte Theodoſius den Ausſpruch der Kirchenverſammlung zu Epheſus. Neſtorius ward des Landes verwieſen, aber der Neſtorianismus wurde dadurch nicht ausgerottet.

Der Kaiſer befahl im Jahre 435, die Bücher der Neſtorianer öffentlich zu verbrennen; er verbot bei Confiscation aller Güter, dieſen Neuerern einen Aufenthalt zu Verſammlungen einzuräumen, und ſetzte nochmals auf die Uebertretung dieſer Anordnung ſogar die Todesſtrafe. Er verordnete ferner, daß die Biſchöfe und Geiſtlichen, die ſich von dieſem Irrthume würden anſtecken laſſen, aus ihren Kirchen ſollten vertrieben, die Laien aber in den Kirchenbann gethan werden.

Die Frömmigkeit des Theodoſius bewog ihn zu einem Geſetze, kraft deſſen die Güter der Geiſtlichen und Mönche, die ohne Erben ſterben würden, ſtatt, wie bisher, dem Fiscus anheim zu fallen, den Kirchen und Klöſtern ſollten gegeben werden. Die Mönche behielten noch lange den freien Gebrauch und den eigenthümlichen Beſitz ihrer Güter.

Obſchon kaum Jemand weniger Fähigkeit als Theodoſius II. hatte, ſich zu einem Geſetzgeber aufzuwerfen, ſo führte er gleichwohl einen Entwurf zur Geſetzgebung aus, der unſere Aufmerkſamkeit verdient. Unzählige Geſetze, bei denen manche widerſprechend waren, manche wenig Vernünftiges enthielten, verwirrten und verunehrten die Rechtsgelehrſamkeit. Er ließ ein Geſetzbuch verfertigen, in das nur die Geſetze und Urkunden der chriſtlichen Kaiſer, ſammt den Edicten, Reſcripten, Verordnungen und Entſcheidungen des Staatsraths aufgenommen wurden; und er ſetzte bei Bekanntmachung dieſes Geſetzbuches feſt, daß im ganzen Reiche bloß nach dieſen Geſetzen gerichtlich ſollte verfahren werden. Valentinian III. nahm den Coder für den Occident an, und die Geſetze, die man demſelben nachmals beifügte, wurden Novellen genannt. Es iſt ſonderbar, daß der theodoſianiſche Coder bei den Morgenländern nur 19 Jahre in Kraft blieb, im Occident hingegen ſich auch nach dem Umſturz des Reiches erhalten hat. Die Viſigothen nahmen ihn an. In den Zeiten der Barbarei war er wie verſchwunden. Im 16. Jahrhundert zog man ihn wieder aus der Dunkelheit hervor, und Jacob Godefredus, ein Rechtsgelehrter zu Paris, gab ihn mit einem Commentar heraus, der geſchätzt wird.

Theodoſius hatte von Jugend auf den Paulinus, einen der Vornehmſten des Hofes, begünſtigt. Die Kaiſerin Eudoxia (Athenais), die ſich von Dankbarkeit gegen denſelben, der gar ſehr zu ihrer Erhebung beigetragen hatte, durchdrungen fühlte, ſah ihn gleichfalls gern, vertraute ihm ihre Gedanken an, und nützte ſeinen

Rath. Ihr Umgang ſchien in den Augen des Kaiſers ein Verbrechen. Paulinus ward auf Befehl des Kaiſers hingerichtet; und Eudoxia, die dadurch ihre Ehre aufs empfindlichſte gekränkt glaubte, erhielt Erlaubniß, den Hof zu verlaſſen, und nach Jeruſalem zu gehen. Sie hatte einen Prieſter und einen Diaconus dahin mitgenommen. Der Kaiſer ward auch auf dieſe Geiſtlichen eiferſüchtig, und der Comes Saturnius, dem er ſeine Rache übertrug, ließ ſie, ohne alle gerichtliche Unterſuchung, aufs ſchimpflichſte hinrichten.

Eudoxia, die nun ihren Zorn nicht länger zurückhalten konnte, ließ den Saturnius meuchelmörderiſch tödten. Sie ward darauf ihres Hofſtaats beraubt. Zum Privatſtande zurückgebracht, widmete ſie den Reſt ihrer Tage guten Werken. Cyrus, ein egyptiſcher Gelehrter und guter Dichter, der durch ihre Vermittlung zur Würde eines Patricius war erhoben worden, wurde einige Zeit nachher aller ſeiner Güter beraubt, weil der laute Beifall, womit das Volk denſelben beehrte, dem eitlen und argwöhniſchen Kaiſer unerträglich war. Der Verſchnittene Chryſaphus hatte über den Kaiſer völlige Gewalt, und daher das höchſte Anſehen in der Regierung errungen. Pulcheria ſelbſt vermochte nichts mehr über ihren Bruder. Der Geſetzgeber machte ſich verhaßt und verächtlich, und folgte ſeinen Leidenſchaften blindlings.

Inzwiſchen griffen die Barbaren immer weiter um ſich. Genſerich hatte Carthago eingenommen. Ob er ſchon, als er ſeinen africaniſchen Feldzug begann, kein einziges Schiff hatte, und obſchon ſeine Vandalen von dem Seeweſen nichts verſtanden, ſo hatte er doch gleich durch ſein erſtaunenswürdiges Talent eine furchtbare Seemacht zuſammengebracht, wodurch es ihm bereits gelungen war, Sicilien mit Schrecken und Verwüſtung zu erfüllen. Der Verſchnittene Chryſaphus bildete ſich ein, ihn überwinden und ihm die eroberten Länder wieder abnehmen zu können. Er erſchöpfte

das Reich, um eine Flotte von 1100 Segeln auszurüſten. Genſerich fing Unterhandlungen an, die er ſehr geſchickt in die Länge zu ziehen wußte. Das römiſche Heer wurde geſchwächt, und Theodoſius genöthigt, ſeine Kriegsmacht wider die Hunnen zu gebrauchen. Der Vandale ſchrieb Geſetze vor, und ward als Souverain erkannt. Die Frucht dieſer großen Kriegsrüſtung war, daß die Barbaren von allen Seiten über die Länder der Römer herfielen, während dieſe die Zeit zu ihrer Vertheidigung ungenützt vorübergehen ließen, und mit einer vergeblichen Unternehmung ſich ſelbſt ſchwächten.

Die ſchrecklichſten unter allen barbariſchen Völkern waren die Hunnen, die damals von Bleda und Attila beherrſcht wurden, zwei Brüder, die an Anſehen einander glichen, und an Tapferkeit mit einander wetteiferten. Seit ſechs oder ſieben Jahren hatten ſie den Theodoſius zu einem ſchimpflichen Frieden gezwungen, kraft deſſen er ſich verpflichtete, die Ueberläufer auszuliefern, jährlich einen Tribut von 700 Pfund Gold zu erlegen (das Doppelte von dem bisher bezahlten Tribute), und den Feinden der Hunnen keinen Beiſtand zu leiſten. Nach dieſem Friedensſchluſſe hatten die beiden Brüder in der Tartarei ſich faſt bis zur Grenze von China ausgebreitet, und die Strenge des Climas hatte die Grauſamkeit ihrer Truppen noch vermehrt. Stolzer und unternehmender als je, kamen ſie nach Europa zurück, verachteten die Römer als feige Leute, brachen unter einem Vorwande den geſchloſſenen Frieden, gingen über die Donau, plünderten Ober-Möſien, drangen bis Naiſſus, und darauf in Thracien vor, und ließen allenthalben die Spuren ihrer Grauſamkeit, verwüſtete Städte und Haufen erſchlagener Leichname, hinter ſich zurück. Ein neuer Vergleich vermochte ihrer Wuth blos auf einige Jahre Einhalt zu thun.

Attila, ein ſchlauer Staatsmann, und bei aller Hitze ein kluger Feldherr, begabt mit eben ſo vielem Verſtande als Ehrſucht,

war, um allein zu herrſchen, ein Mörder ſeines Bruders Bleda geworden, und breitete nun ſeine Herrſchaft über unermeßliche Erdſtriche, auf der einen Seite bis zur Oſtſee, und auf der andern bis zum indiſchen Meere aus. Von China wurden ihm Geſandte geſchickt, und dem römiſchen Reiche drohte er den gänzlichen Untergang. Er war zwar ohne Religion, wußte aber den Aberglauben des Volkes ſehr zu nützen. Er gab vor, wunderbarer Weiſe einen Degen gefunden zu haben, den die Scythen früher als ein Bild ihrer Gottheit verehrt hatten. Man ſtand in dem Wahne, daß er bei ſeinen Unternehmungen auf beſondern Antrieb des Kriegsgottes handle, und dieſes machte ſeine Soldaten noch tapferer und grauſamer.

Theodoſius gab ihm den Titel eines Feldherrn der Römer. Attila nahm denſelben an, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er ihn nicht hindern ſollte, die Römer feindlich zu behandeln, ſobald ſie ſeinen Forderungen kein Genüge leiſten würden; und daß er Könige zu Sclaven hätte, die erhabener wären, nicht nur als die Feldherren des Reiches, ſondern auch als die Kaiſer ſelbſt.

Bald darauf wurden Illyrien, Thracien, Dacien und Möſien auf's neue verwüſtet, 70 Städte von den Hunnen erobert, und zwei Heere geſchlagen. Man erkaufte nochmals den Frieden für 6000 Pfund Gold, und für einen jährlichen Tribut von einem Dritttheil dieſer Summe. So vieles Geld konnte nicht anders als durch Bedrückungen, Plackereien und Gewaltthätigkeiten zuſammen gebracht werden, und die Beamten, welche die Auflagen eintrieben, waren gewiſſermaßen ärger als die Barbaren. Die reichſten Familien verarmten, und viele Bürger tödteten ſich aus Verzweiflung, oder ſtarben vor Hunger.

Je mehr der Kaiſer den Attila ſchonte und ihn fürchtete deſto mehr ward er von demſelben verachtet. Man überhäufte die Geſandten des Königs der Hunnen mit Geſchenken, und wenn er

einen ſeiner Hof- und Kriegsdiener gern bereichern wollte, ſo koſtete ihm das nichts weiter, als daß er denſelbeu nach Conſtantinopel ſchickte. Die Forderungen des Attila vervielfältigten ſich nach dem Maße der Beweiſe, die der Kaiſer von ſeiner Feigherzigkeit gab. So bald er mit dem Kriege drohte, war er ſicher, Alles zu erlangen.

Verrätherei ſchien das einzige noch übrige Mittel zur Bezwingung dieſes unüberwindlichen Feindes zu ſeyn. Auf den Rath des Chryſaphus entſchloß ſich Theodoſius, den Attila ermorden zu laſſen. Man verſprach dem Edecon, des Attila Geſandten, große Schätze, wenn er dieſes ſchändliche Unternehmen ausführen wollte. Edecon verſprach ſolches zum Scheine, reiſ'te in Begleitung einer kaiſerlichen Geſandtſchaft ab, und entdeckte dem Attila den wider ihn gemachten Anſchlag. Attila verſtellte ſich, empfing die Geſandten auf einem hölzernen Stuhle, redete mit ihnen in ſeinem gewöhnlichen ſtandhaft entſchloſſenen Tone, begegnete ihnen inzwiſchen mit Güte, und gebrauchte alle mögliche Maßregeln, um die Verrätherei der Römer ans Licht zu bringen.

Priscus, der ein Augenzeuge war, und eine Nachricht von dieſer Geſandtſchaft aufgezeichnet hat, gedenkt einiger beſondern Umſtände, woraus man den Verſtand dieſes Eroberers und den Charakter ſeiner Nation beurtheilen kann. Der König gab ſeinem ganzen Hofe ein Gaſtmahl, bei welchem die Gäſte auf Gold und Silber bedient wurden; er ſelbſt aber ſpeiſ'te von hölzernen Tellern, und ließ ſich nur ein einziges Gericht auftragen. Zwei Dichter beſangen ſeine Siege. Bei ihrem Geſange wurden die Jünglinge von kriegeriſchem Muthe begeiſtert, und die Greiſe brachen in Thränen aus, daß ſie ſich nicht mehr, gleich dem Helden, hervorthun konnten. Endlich traten zwei Poſſenreißer auf. Doch mitten unter dem Gelächter, das ſie erregten, kam der König nicht aus ſeinem Ernſt, und zeigte ſein Vergnügen nur durch die Liebkoſungen, die er

ſeinem jüngſten Sohne erwies, für den er die ausnehmendſte Zärtlichkeit hegte.

Nachdem der wider ſein Leben gemachte Anſchlag hinlänglich erwieſen war, ſchickte er Abgeordnete an den Kaiſer, mit dem Befehle, ihm zu ſagen: „Attila und Theodoſius wären beide von gleich edler Abkunft; Theodoſius aber hätte ſich ſeines Adels dadurch unwürdig gemacht, daß er durch Auszahlung eines jährlichen Tributs des Attila Sclave geworden wäre; er wäre in der That ein niederträchtiger treuloſer Sclave, der ſeinen Herrn durch Verrätherei zu ermorden ſuche; und Attila würde ihm ſein Verbrechen nicht eher vergeben, als bis ihm der Verſchnittene des Theodoſius zur gerechten Beſtrafung ausgeliefert würde.“ Dieſe Vorwürfe zeigten mehr von Größe der Seele, als der Sieg ſelbſt. Der ſtolze Ueberwinder ließ ſich indeſſen durch demüthige Bitten und Geſchenke beſänftigen, und der niedrige Verſchnittene fuhr fort, ſein unumſchränktes Anſehen zu behaupten.

Die Sucht der Griechen für theologiſche Spitzfindigkeiten und Zänkereien war mitten unter den Gefahren, von welchen ſie ſich umringt ſahen, ſo groß, daß das Reich auch noch durch eine neue Ketzerei, das Geheimniß der Menſchwerdung Chriſti betreffend, beunruhiget ward. Neſtorius hatte ſich bei Verfolgung des Arianismus in den Kopf geſetzt, daß in Chriſto nicht nur zwei Naturen, ſondern auch zwei Perſonen wären. Eutyches, ein enthuſiaſtiſcher Mönch, der den Neſtorianismus auf das heftigſte beſtritt, gerieth auf den Gedanken, daß die Einheit der Perſonen auch nur eine Natur zum Grunde ſetze, und daß die Gottheit in Chriſto eine menſchliche Natur verſchlungen habe. Der Verſchnittene und folglich auch der Kaiſer erklärten ſich für Anhänger des Eutyches. Eine zu Epheſus von 130 Biſchöfen gehaltene, nicht freie Kirchenverſammlung verwarf die Lehre der beiden Naturen in einer Perſon. Bannurtheile, Abſetzungen und Landesverweiſungen waren

die Früchte der Sophismen des Eutyches. Seine Ketzerei, die im Jahre 451 durch das chalcedoniſche Concilium verdammt ward, hat noch, eben ſo wie der Neſtorianismus, im Orient ſehr viele Anhänger. Bis zum Untergange des griechiſchen Kaiſerthumes dauerten die theologiſchen Streitigkeiten unabläſſig fort, nahmen allerlei Geſtalten an, und erregten innerliche Fehden, die eben ſo verderblich waren, als die Waffen der Barbaren.

Bei der Rückkunft von einer, Andachts halber angeſtellten Reiſe ſtarb Theodoſius nach einer 42jährigen Regierung, ohne ſich einen andern Ruhm, als den Namen eines Schönſchreibers, erworben zu haben, denn er ſchrieb in der That eine ſchöne Hand. Die Mauern zu Conſtantinopel, die im Jahre 447 bei einer ſchrecklichen Erderſchütterung niedergeſtürzt waren, wurden bald wieder erbauet; aber man ſchreibt die baldige Wiederherſtellung derſelben bloß dem Eifer der beiden Faktionen zu, die unter dem Namen der grünen und der blauen bekannt waren, und in die ſich das Volk bei den öffentlichen Spielen des Circus getheilt hatte. Bei dieſer wunderlichen Nation trug Alles das Gepräge der Schwärmerei oder der Liebe zu unnützen Dingen.

Marcianus wird Kaiſer im Morgenlande.

Da Theodoſius II. nur eine einzige Tochter hinterließ, die mit dem abendländiſchen Kaiſer Valentinian vermählt war, ſo hätte dieſer ihm in der Regierung folgen müſſen; allein der ſchwache Prinz ſaß ſtille. Pulcheria bemächtigte ſich des Thrones, und überlieferte den Chryſaphus, nach einer gerechten Verurtheilung, aber auf ungerechte Weiſe, der Privatrache eines Mannes, deſſen Vater er viele Jahre zuvor ermordet hatte. Weil die kaiſerliche Gewalt vorher nie in den Händen einer Frau allein geweſen war, ſo richtete Pulcheria ihr Augenmerk auf den Mar=

cianus, einen Soldaten, den das Glück begünſtigt hatte, und den ſie hochſchätzte. Sie bot ihm ihre Hand, doch mit der Bedingung, daß er ſich alles ehelichen Umganges mit ihr enthalten ſollte, weil ſie ſich durch ein Gelübde zur beſtändigen Jungfrauſchaft anheiſchig gemacht hatte. Marcianus, der damals 58 Jahre alt war, verſprach ihr ſolches, vermählte ſich mit ihr, und ward gekrönt.

Dieſer, der bei einer ſchwächlichen Leibesbeſchaffenheit doch muthig, eifrig, wachſam und voll Ehrerbietung gegen die Kaiſerin war, ließ ſich die Verbeſſerung der Mißbräuche ſorgfältig angelegen ſeyn. Er ſtellte ſich als ein Beiſpiel der Mäßigung und der Gerechtigkeit dar, und gab verſchiedene Geſetze, von denen manche die Erleichterung ſeiner bedrückten Unterthanen zum Zwecke hatten. Einige derſelben hatten gleichwohl bloß in ſeiner Frömmigkeit ihren Grund, und zeigten von weniger Staatskunde. Er hob die Verordnung Valentinians I. auf, worin die Vermächtniſſe der Frauenzimmer zum Beſten der Geiſtlichen und Mönche für ungültig erklärt wurden, und ſetzte dergleichen Schenkungen wieder in Kraft. Er verbot den Heiden bei Todesſtrafe alle äußerliche Religionsübungen, bewies hingegen in Anſehung der Ketzer viele Mäßigung, begünſtigte die Orthodoxen, und bemühte ſich, die Gemüther zu vereinigen. Was ihm an wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen abging, das ward durch die Einſichten der Pulcheria und des Pabſtes Leo des Heiligen erſetzt.

Der Occident, der von der Placidia im Namen ihres Sohnes beherrſcht wurde, und nun den Barbaren zu unterliegen im Begriffe war, ſeufzte unter der unerträglichen Laſt der Auflagen, wodurch die Gemüther erbittert wurden, und Alles zu einer Empörung vorbereitet ward. Valentinian III. hatte den Provinzen lange, aber vergeblich, eine Erleichterung verſprochen, bis er endlich die dem Fiscus noch zu erlegenden Summen erließ. In dem diesfalls ausgefertigten Edicte machte er ſich ſelbſt Vorwürfe, die

Erfüllung ſeines Verſprechens ſo lange aufgeſchoben zu haben, und erklärte ſich weitläufig, ſowohl über den elenden Zuſtand der Völker, als auch über die Plackereien ſeiner eigenen Officianten, mit Vorausſetzung des eben ſo ſehr vernachläſſigten, als wahren Grundſatzes: „Alles, was der Ackermann verliert, das iſt auch für den Fürſten verloren; denn das Glück des Fürſten hängt von dem Wohlſtande des Ackermanns ab.“ Valentinian aber fuhr beſtändig fort, Stadt und Land durch Luxus in immer tieferen Verfall zu bringen, und Plünderungen der Feinde durch dumme Gleichgültigkeit zu begünſtigen. Placidia ſtarb, und ob ſie gleich ihre großen Fehler hatte, ſo ward doch nach ihrem Tode Alles weit ärger.

Britannien, wie bereits bemerkt wurde, ward von den Römern verlaſſen, weil ſie zu ſchwach waren, daſſelbe zu vertheidigen. Vergebens flehten die Briten ſie zu wiederholten Malen um Hülfe wider die Picten und Schotten an. Da nun Aetius ſelbſt, dieſer tüchtige Feldherr, ihnen keinen Beiſtand leiſten konnte, ſo wandten ſie ſich an die Sachſen, welche an dem Ausfluſſe der Elbe wohnten, die aber ſammt den Angeln gar bald ein Land unterjochten, zu deſſen Rettung ſie herbeigeeilt waren. Auf den Trümmern der Freiheit dieſer Inſulaner erhob ſich die Heptarchie. Dieſe beſtand in einer Verbindung der Königreiche Kent, Suſſex, Weſtſex, Eſſex, Northumberland, Oſtangeln und Mercia. Dieſe ſieben Königreiche wurden erſt von Egbert, einem Zeitgenoſſen Carls des Großen, in eine einzige Monarchie verwandelt.

Man konnte ſich noch über den Verluſt einer fruchtbaren Provinz tröſten, von der man, ihrer Entfernung wegen, damals doch nicht ſo viele Vortheile, wie ehemals, ziehen konnte; aber Attila drohte dem Herzen des Reiches. Nach einiger Ueberlegung, ob er ſeine Angriffe wider den Orient oder den Occident zu richten hätte, fiel ſeine Wahl auf den Occident, als den ſchwä-

chern, und bereits auf ſo vielen Seiten angegriffenen Theil. Genſerich, der ſich mit dem Theodorich, Könige der Wiſigothen, überworfen hatte, und demſelben gern zu ſchaffen machen wollte, erſuchte den König der Hunnen, Gallien zu überfallen, und dieſer fand dazu gar leicht einen Vorwand.

Honoria, Tochter der Kaiſerin Placidia, die jetzt aus Zwang eine Nonne geworden war, hatte mit dem Attila einen heimlichen Briefwechſel unterhalten, ihm die Ehe und die Uebertragung aller ihrer Anſprüche auf die Krone verſprochen, und ſogar ihm einen Ring zum Unterpfande geſchickt. Attila ließ dieſe Prinzeſſin und die Hälfte des Reiches, als das ihr gebührende Erbtheil, abfordern. Valentinian antwortete, Honoria ſey ſchon vermählt, und habe überdies kein Recht auf das Reich, welches nur für männliche Erben wäre. Attila trat zu gleicher Zeit mit den Römern und mit den Wiſigothen in Unterhandlung, und wußte als ein Mann, der ſich eben ſo gut auf eine Staatsliſt als auf den Gebrauch der Waffen verſtand, ſeine Abſicht, beider Völker Untergang, ſehr geſchickt zu verbergen.

An der Spitze eines Heeres von 500,000 Mann, unter denen ſich eine Menge Völker unter Anführung ihrer eigenen Könige befanden, Gepiden, Rugier, Turcilinger, Oſtrogothen u. ſ. w., zog Attila längs der Donau her, und ging über den Rhein. Die Drangſale, die Gallien zwiſchen dem Rhein, der Seine, der Marne und der Moſel auszuſtehen hatte, ſind über alle Beſchreibung. Das ganze Land ward ausgeplündert, die Städte wurden durch Feuer zerſtört und die Felder mit Leichnamen bedeckt.

Aetius war mit einem kleinen Heere nach Arles gegangen. Es gelang ihm, den König der Wiſigothen zu überzeugen, daß beiden Völkern eine gemeinſchaftliche Gefahr drohe, und Attila ſie zu theilen ſuche, um ſie zu vernichten. Theodorich vereinigte ſich nicht nur mit den Römern, ſondern das Heer des Aetius

ward auch von Meroveus, dem Könige der Franken, von den Burgundern, den Armoricis und andern Völkern verſtärkt. Er beſchleunigte ſeinen Zug, überfiel den Attila, als derſelbe ſich der Stadt Orleans bemächtigte, und zwang ihn, ſich nach den Niederlanden zurück zu ziehen.

Voll Wuth über dieſe Beſchimpfung, und voll Entſchloſſenheit, ſich durch eine Schlacht zu rächen, machte Attila Halt in den Ebenen von Champagne (nach Einigen in dem Gebiete von Troyes, nach Anderen in der Gegend um Chalons). Hier kamen beide Heere mit gleicher Wuth zum Handgemenge. Man rechnet die Zahl der Erſchlagenen auf 160,000; Jornandes nennt ſogar 252,000. Theodorich kam um, Attila gerieth in Lebensgefahr, und ließ zum Rückzuge blaſen.

Die Wagen des Heeres machten, wie es bei den Barbaren gewöhnlich war, eine Art von Feſtungswerken aus. Innerhalb derſelben ſtellte Attila ſeine Truppen nach allen Seiten. Da die Feinde ſich alſo einem Hagel von Pfeilſchüſſen zu ſehr bloß geſtellt ſahen, ſo hielten ſie ſich ruhig, entſchloſſen, ihn durch Hunger zu zwingen. Man erzählt, Attila habe von den Sätteln ſeiner Pferde einen Scheiterhaufen errichten laſſen, um, im Falle er zur Verzweiflung ſollte gebracht werden, ſich ſelbſt darauf zu verbrennen. Aber Aetius, der ohne Zweifel beſorgte, daß die gänzliche Niederlage der Hunnen die Viſigothen und Franken nur deſto furchtbarer machen möchte, beredete die Häupter dieſer Nationen zum Rückzuge.

Alsbald machte ſich Attila auf den Weg, und ob er ſchon von den Römern verfolgt wurde, kam er doch glücklich in Pannonien und darauf in ſeinen Staaten an. Dieſe Schlacht und ſo mancher vorher erlittene Verluſt, denn er ſchonte das Blut ſeiner Soldaten keineswegs, hatten ſeine Heere größtentheils aufgerieben.

Inzwiſchen fing man kaum an, Luft zu ſchöpfen, als er auf's neue mit verſtärkter Macht nach Italien vorrückte. Schrecken und

Beſtürzung verbreiteten ſich allenthalben. Aetius, anſtatt die Alpen zu vertheidigen, rieth dem Kaiſer zur Flucht und wollte ſelbſt das Beiſpiel geben; aber man verwarf dieſen entehrenden Entwurf. Der Kaiſer, der ſich in Rom eingeſchloſſen hielt, ließ alle Länder jenſeits des Po ohne Vertheidigung, in der Hoffnung, daß ſich die Barbaren mit dieſer Beute begnügen würden. Schon hatten die Hunnen die Hauptſtadt der Vindelicier (das jetzige Augsburg) geplündert, gingen über die juliſchen Alpen, belagerten und eroberten Aquileja mit ſtürmender Hand, und zerſtörten Alles in Venetien und Ligurien. Zu Mailand fand Attila ein Gemälde, das den Kaiſer auf einem goldenen Throne ſitzend darſtellte, und zu ſeinen Füßen eine Menge erſchlagener Hunnen. Attila ließ dieſe Vorſtellung auslöſchen, und dagegen ſich ſelbſt auf den Thron malen, vor ihm den Kaiſer, beladen mit einem Sacke voll Gold, den derſelbe vor ſeinen Füßen ausſchüttete.

Während dieſer Verwüſtungen flohen die Bewohner von Venetien und Aemilien nach den Inſeln des adriatiſchen Meeres, und bauten ſich daſelbſt Hütten, aus welchen die in der neuen Geſchichte ſo berühmte Stadt Venedig erwuchs.

Mit einigen von Marcianus erhaltenen Hülfstruppen hieb Aetius verſchiedene Abtheilungen der Hunnen nieder, die er zu überfallen im Stande war. Durch dieſe kleinen Vortheile wurden die Schreckniſſe des Krieges nicht vermindert. Valentinian ließ den Attila durch Geſandte um Frieden bitten. Leo der Heilige, ein eben ſo ſehr ſeiner Tugenden als ſeiner Talente wegen ehrwürdiger Pabſt, übernahm, in Begleitung zweier anderer Abgeordneten, dieſes Geſchäft und wußte die grauſame Seele des Attila zu beſänftigen, und es gelang ihm, denſelben von Rom abzuhalten und ſo deſſen Sturm abzuwenden. Es wurde ein Stillſtand geſchloſſen, und ein gewiſſer Tribut bewilligt. Der Sieger ging zurück, wiewohl mit der Drohung, Italien auf's neue zu überfallen, wofern

DER HEILIGE LEO HÆLT ATTILA VON ROM AB

man ihm nicht die Prinzeſſin Honoria, ſammt Allem, was derſelben zugehörte, überſchicken würde. Er ſtarb im folgenden Jahre. Man hat ihn die Geißel Gottes genannt, und die Römer verdienten dieſe Geißel.

Er hinterließ viele Söhne, die durch Zwieſpalt und innerliche Kriege ſein weitläufiges Reich zu Grunde richteten; eine gewöhnliche Folge großer Eroberungen. Der König der Gepiden empörte ſich, und bald nachher die übrigen Vaſallen. Sehr blutige Kriege entkräfteten dieſe Barbaren. Sie errichteten viele kleine Staaten in Illyrien, Möſien, Dacien und Klein-Scythien (bei dem Ausfluſſe der Donau), und wurden Bundesgenoſſen des Reiches, das ſie zerſtückten. Die Oſtrogothen, die Unterthanen des Attila waren, erhielten bei dieſer Theilung das Meiſte. Marcianus überließ ihnen ganz Pannonien, von Ober-Möſien bis Noricum, und von Dalmatien an bis zur Donau.

Valentinian III. waren ſeine Laſter eben ſo verderblich, als die Waffen der Barbaren. Indem er ſich einer dummen Trägheit und unwürdigen Ausſchweifungen überließ, hatte er die Gemahlin des Maximus geſchändet, eines erlauchten und mächtigen Bürgers, der dieſer kränkenden Beleidigung wegen Rache athmete. Aetius allein vermochte noch den Staat und das Reich zu retten; aber Maximus machte denſelben, durch Hülfe des Verſchnittenen Heraclius, eines Aufruhres verdächtig, und Valentinian tödtete ihn mit eigener Hand. Er fragte nachmals einen ſeiner Kriegsbefehlshaber, ob er nicht wohlgethan habe, ſich von dem Aetius zu befreien, und dieſer erwiederte: „Es kommt mir nicht zu, die Rechtmäßigkeit deiner Handlungen zu beurtheilen, aber ich glaube, daß du dir deine rechte Hand mit der linken abgehauen haſt.“ Welche Verbrechen auch der Ehrgeiz dieſem Feldherrn eingeflößt hatte, ſo erfuhr man doch bald in der That, daß ohne ihn das Reich verloren war.

Maximus, den nun nichts mehr aufhielt, ließ den Valentinian ermorden und ſich zum Kaſer ausrufen. Die Würde der höchſten Gewalt drückte ihn gewaltig. Alles ekelte ihn an, und Alles ſetzte ihn in Schrecken; ſeine Regierung mußte wie ein Traum vergehen. Er hatte die Eudoxia, Valentinians Wittwe, gezwungen, ihm ihre Hand zu geben. Um ihre Liebe zu gewinnen, verſicherte er dieſelbe, daß er, bloß aus Zärtlichkeit gegen ſie, ihren Gemahl, den Valentinian, habe ermorden laſſen. Die Kaiſerin war ergrimmt, ließ den Genſerich bitten, zu ihrer Errettung herbei zu eilen, unter dem Verſprechen, ihn ſelbſt in Rom einzuführen.

Der König der Vandalen ſchiffte ſeine Truppen ein; Maximus ward auf der Flucht ermordet. Genſerich kam an, und übergab Rom der Plünderung. Er bemächtigte ſich unermeßlicher Schätze, der heiligen Gefäße aus dem Tempel zu Jeruſalem, die Titus nach Rom gebracht und Alarich aus Ehrfurcht unberührt gelaſſen hatte; der Hälfte der prächtigen Decke von dem Tempel des Jupiter Capitolinus, die aus vergoldetem Erze verfertigt war, und einer Menge Bildſäulen. Auch nahm er viele Vornehme als Gefangene mit, unter denen ſich Eudoxia ſelbſt mit ihren beiden Töchtern befand. Marcianus verlangte die Kaiſerin zurück, was ihm aber nicht gewährt wurde; denn das Reich war zu ſchwach, als daß Genſerich von demſelben hätte Befehle annehmen ſollen.

Maximus hatte nur drei Monate regiert. Avitus, ſeiner Herkunft nach ein Gallier, der in ſeinem Privatſtande ſehr hochgeachtet wurde, nahm nach ihm den Purpur, und herrſchte nur ein Jahr. Der Comes Ricimer, ein Abkömmling eines Fürſten der Sueven, verachtete dieſen neuen Kaiſer, der ſich durch ſein unordentliches Leben verächtlich machte, brachte eine Empörung zu Stande, griff den Kaiſer in der Gegend von Placentia an, machte ihn zum Gefangenen, und ließ ihn zum Biſchof einweihen. Es

war eine ſehr gewöhnliche Art, die entthronten Regenten zu beſtrafen, oder ſie zu neuen Unternehmungen unvermögend zu machen. Die nachmals bei den Barbaren eingeführte Gewohnheit, ſie zu bloßen Mönchen zu machen, ſchien noch beſſer zu ſeyn; ſie war der Biſchofswürde nicht nachtheilig. Avitus wollte, aus Furcht, hingerichtet zu werden, nach ſeinem Vaterlande entfliehen, ſtarb aber auf dem Wege. Der Thron blieb mehrere Monate unbeſetzt. Er konnte für diejenigen, die mit Ueberlegung nach Hoheit ſtrebten, nur wenig Reize haben.

Seit dem Theodoſius bewies ſich der einzige Marcianus des Thrones würdig, ob er ſich gleich aus Mangel an Einſichten mancher Fehler ſchuldig machte. Er ſtarb im ſiebenten Jahre ſeiner Regierung. Pulcheria war vier Jahre vor ihm geſtorben. Die griechiſche Kirche zählt beide unter ihre Heiligen, und feiert ihnen zu Ehren ein eigenes Feſt.

In der Kirchenverſammlung zu Chalcedon, die von dem Marcianus und der Pulcheria im Jahre **451** aus frommem Eifer veranſtaltet ward, wurden, nach Verdammung der eutychianiſchen Lehre, einige merkwürdige Veränderungen gemacht. Die Mönche wurden der ordentlichen Gerichtsbarkeit unterworfen, und es ward ihnen verboten, ſich in Kirchen- und weltliche Angelegenheiten zu miſchen, es ſey denn, daß ihnen dazu bei irgend einem Nothfalle von dem Biſchofe ein ausdrücklicher Auftrag gegeben würde. Auch wurde bei Strafe des Kirchenbannes den Geiſtlichen, die bei einer Kirche angeſtellt waren, in die Dienſte einer andern Kirche zu treten verboten. Der Biſchofsſitz zu Conſtantinopel erhielt den erſten Rang nach dem römiſchen. Die Griechen verlangten nochmals, daß beide Biſthümer gleichen Rang haben und gleiche Vorzüge genießen ſollten, weil Conſtantinopel eben ſo die Hauptſtadt des Orients, wie Rom die Hauptſtadt des Occidents wäre. Der heilige Leo verwarf dieſe Verordnung ſtandhaft, und

behauptete, daß Alexandrien und Antiochien den Vorzug behalten müßten. Seit dieſer Kirchenverſammlung wurden die Biſchöfe zu Rom, Alexandrien, Antiochien, Conſtantinopel und Jeruſalem Patriarchen genannt.

Valentinian III. erklärte im Jahre **446** bei Gelegenheit des von dem heiligen Leo wider den heiligen Hilarius von Arles ausgeſprochenen Urtheiles, daß kein Biſchof, ohne Verordnung des Pabſtes, irgend eine Neuerung ſollte einführen dürfen; daß alle Verordnungen des römiſchen Stuhles allen übrigen Biſchöfen zu Geſetzen dienen ſollten, und daß jeder Prälat, der, auf geſchehene Einladung des Biſchofs zu Rom, vor deſſen Tribunal ſich darzuſtellen weigern würde, durch den Statthalter der Provinz dazu gezwungen werden ſollte. Leo, der dieſes Edict bewirkte, vergrößerte dadurch ſeine Gewalt gar ſehr. Von Appellationen nach Rom wußte man vor der Kirchenverſammlung zu Sarden, im Jahre **347**, gar nichts; und auch dieſes Concilium verordnete nur, wenn ein verurtheilter Biſchof ſeine Sache in einer Kirchenverſammlung aufs neue unterſucht haben wollte, ſo ſollten diejenigen, die ſeine Sache unterſucht hätten, ſich an den Biſchof zu Rom wenden, der denn, wenn er es für gut hielte, die gerichtliche Verhandlung der Sache zu erneuern, auch die Richter zu ernennen hätte. Je mehr das Anſehen der Päbſte wuchs, deſto mehr hatte man zu erwarten, daß ſie an der Vermehrung und Erweiterung ihrer Gerechtſame arbeiten würden.

Die Kaiſer bis auf Romulus Auguſtulus.

Von jetzt an wird die Geſchichte immer dunkler und verworrener. Aspar, Feldherr der orientaliſchen Truppen, von Geburt ein Alane, und dem Arianismus zugethan, wollte unter dem Namen eines Andern herrſchen, da er nicht hoffen konnte, die Krone

für ſich zu erhalten. Auf ſeinen Betrieb ward Leo, ein bloßer Tribun, zum Kaiſer gewählt, und darauf von dem Patriarchen zu Conſtantinopel gekrönt. Er iſt der erſte von allen Herrſchern, der ſich von einem Biſchofe krönen ließ. Leo hatte dem Aspar verſprochen, einen von deſſen Söhnen zum Cäſar zu ernennen, ließ aber ſein Verſprechen unerfüllt. „Schickt es ſich wohl für einen Kaiſer,“ ſagte einſt Aspar zu ihm, „ſein Wort nicht zu halten?“ „Noch weniger,“ antwortete Leo, „ſchickt es ſich für ihn, gleich einem Sclaven, ſich Geſetze vorſchreiben zu laſſen.“

Im Occident machte Ricimer, der den Avitus vom Throne geſtoßen hatte, gleichfalls einen neuen Kaiſer, den er zu beherrſchen gedachte, und betrog ſich nicht weniger in ſeiner Hoffnung. Majorianus war nicht ſo bald zum Kaiſer ausgerufen, als er zeigte, daß er alle Fähigkeiten habe, ſelbſt zu herrſchen. Er machte ſogleich einige Geſetze zur Wiederherſtellung der guten Ordnung. Er bewilligte einen Nachlaß von Allem, was die Schatzkammer noch zu fordern hatte, und verordnete, daß nicht mehr die Kammerbedienten, deren Erpreſſungen oft ärger waren, als die Auflagen ſelbſt, ſondern an deren Stelle die Statthalter der Provinzen die Steuern erheben ſollten.

Die Klöſter waren Gefängniſſe geworden, in denen der Geiz oder die Ehrſucht vieler Eltern ihre Töchter von Kindheit an verſchloſſen, und oft ſolche, die gar keine Anlage hatten, dem Kloſterleben und dem Gelübde der Keuſchheit Ehre zu machen. Majorianus verbot daher, eine Nonne vor ihrem 40ſten Jahre einzukleiden, und verordnete, daß Eltern den dritten Theil ihres Vermögens verlieren ſollten, wenn ſie ihre Töchter zu dem Gelübde zwingen würden; denn er betrachtete eine ſolche Gewaltthätigkeit als einen Kindermord. Der Pabſt Leo der Heilige machte eine Verfügung hinſichtlich der Wittwen. Des Majorianus Nachfolger ſchaffte dieſes ſo wie noch ein anderes ab, kraft deſſen Wittwen, die noch keine

40 Jahre alt waren, ſich entweder in fünf Jahren nach dem Tode ihres Mannes wieder verheirathen, oder die Hälfte ihres Vermögen ihren natürlichen Erben überlaſſen mußten. Man hat von Zeit zu Zeit das erſte dieſer Geſetze, welches die Klöſter betraf, wieder in Kraft zu ſetzen geſucht, aber es ſtanden immer Hinderniſſe im Wege.

Das Reich bedurfte mehr eines kriegeriſchen Fürſten, als eines Geſetzgebers; denn die Geſetze blieben unter den Erſchütterungen, die es von den Barbaren zu erdulden hatte, ohne Kraft. Die Vandalen und Mauren machten eine Landung an den Küſten Campaniens, ſie wurden aber zu Sinueſſa geſchlagen, und Majorianus faßte den Entſchluß, ſie in ihrem eigenen Lande zu bekriegen. Doch erſt mußte die Ruhe in Gallien hergeſtellt werden, wo Theodorich II., König der Viſigothen, die Völker empörte, bis an das Herz der Provinzen drang, und ſich ſogar der Stadt Lyon bemeiſtert hatte. Aegidius, der, ſeltſam genug, zugleich König der Franken und Feldherr der Römer war, erhielt große Vortheile über den Theodorich. Der Kaiſer kam bald darauf an, ſchlug die Viſigothen, und nöthigte ſie zu einem Frieden, in welchem ſie ihm ihren Beiſtand wider die Vandalen verſprachen. Er ging darauf über die Pyrenäen und wollte ſich zu Carthagena einſchiffen; allein Genſerich, der mit Einigen auf der kaiſerlichen Flotte ein heimliches Einverſtändniß hatte, war glücklich genug, dieſelbe zu vernichten; und da jetzt der Krieg nicht mehr möglich war, kam es zu einem Friedensſchluſſe, der aber von den Vandalen bald gebrochen ward.

Ricimer, den es verdroß, daß ihn der Kaiſer nicht wollte herrſchen laſſen, zettelte eine Verſchwörung wider ſein Leben an, wovon Majorianus das Opfer wurde. Ricimer ſetzte den Severus auf den Thron, einen unbekannten Mann, deſſen die Geſchichtbücher nur ein Mal gedenken. Nachdem dieſes Phantom

ein Jahr darauf, man weiß nicht wie, verſchwunden war, herrſchte er anderthalb Jahre mit unumſchränkter Gewalt. Wir übergehen viele Kriege der Barbaren theils unter einander, theils mit den Römern, weil ſie nichts Erhebliches darſtellen. Nur das iſt merkwürdig, daß die Franken den Aegidius, weil er ſich durch ſeine Tyrannei verhaßt gemacht hatte, vertrieben, und dagegen den Childerich, den ſie früher, um den Aegidius zum Regenten zu haben, der königlichen Würde entſetzt hatten, wieder zu ihrem Könige beriefen.

So tief auch die Römer von ihrer ehemaligen Größe herabgeſunken waren, ſo konnten ſie doch die Tyrannei eines Sueven nicht lange ertragen. Sie wandten ſich an den Leo, um einen Kaiſer zu erhalten. Dieſer gab ihnen den Anthemius, einen Enkel desjenigen, der unter Theodoſius dem Jüngern die Staatsangelegenheiten verwaltet hatte. Der Comes Ricimer vermählte ſich mit einer ſeiner Töchter, und ließ ihm den kaiſerlichen Titel, bis er es für gut finden würde, ihn wieder vom Throne zu ſtoßen.

Dem Kaiſer Leo fehlte es an Geiſt und Staatsklugheit, wie allen ſchwachen Regenten. Eines ſeiner Geſetze enthält die in der That vortreffliche Maxime: „Das Geſetz iſt das edelſte Kleinod der Majeſtät eines Herrſchers. Die Fürſten müſſen alſo ſich nichts für erlaubt halten, als was ihren Unterthanen erlaubt iſt.“ Aber damals war es ſchon eine Gewohnheit, gute Grundſätze im Munde zu führen, ohne ſie zu befolgen.

Leo befahl den Heiden bei Strafe der Landesverweiſung, ſich taufen zu laſſen; und verbot denen, die getauft waren, bei Todesſtrafe alle Verehrung der Götzen. Eine erzwungene Taufe konnte doch wohl keine Chriſten machen. „Die wahre Religion hat das Eigenthümliche, daß ſie nicht zwingt, ſondern überzeugt.“ Der Kaiſer erbaute Kirchen, aber den Staat zu regieren, verſtand er nicht.

Weil Genſerichs Flotten Griechenland verwüſteten, ſo er=

ſchöpfte er den kaiſerlichen Schatz durch Kriegsrüſtungen wider dieſen fürchterlichen Feind, die 130,000 Pfund Gold koſteten. Er gab das Obercommando ſeinem Schwager Baſiliscus, der dazu weder Muth, noch Geſchicklichkeit genug hatte, und ſich durch die Verſprechungen der Arianer und durch das Geld der Barbaren beſtechen ließ. Die Flotte wurde bei Carthago verbrannt, und das römiſche Heer niedergehauen. Der ſiegende Genſerich blieb bis zu ſeinem Tode in dem ruhigen Beſitze ſeiner Staaten, ohne daß Jemand ihn anzugreifen wagte. Die Barbaren hatten ihre Macht mit den Waffen gegründet, und ſie wußten dieſelbe durch die Gewalt ihrer Waffen und durch Staatsklugheit zu behaupten.

Nach dieſem Unfalle wurde dem Leo Alles verdächtig. Er ſuchte ſich die Iſaurier, dieſe räuberiſchen Bergbewohner, welche die Provinzen Aſiens oft verwüſtet hatten, zu Freunden zu machen; er gewann den Zeno, einen unter ihnen angeſehenen Mann von vornehmer Geburt, aber ohne Verdienſt, gab demſelben eine ſeiner Töchter zur Gemahlin, erhob ihn zum Feldherrn und darauf zum Conſul, und machte den ſtolzen Aſpar auf denſelben eiferſüchtig. Zeno entwich gar bald nach Sardica, wegen einer wider ihn angeſponnenen Verſchwörung. Aſpar drang in den Kaiſer zur Erfüllung ſeines bei Uebernahme der Krone ihm gegebenen Verſprechens, einen ſeiner Söhne zum Cäſar zu ernennen. Leo bequemte ſich dazu, wiewohl ungern; erwählte Aſpars jüngern Sohn, Patricius, und ließ darauf den Aſpar, ſammt deſſen älteſten Sohne, ermorden. Patricius, mit Wunden bedeckt, rettete ſein Leben durch die Flucht. Dieſer Mord mußte die Regierung nur noch verächtlicher und verhaßter machen.

Weil Ricimer in Italien daſſelbe Schickſal befürchtete, das den Aſpar in Conſtantinopel getroffen hatte, ergriff er die Waffen wider den Kaiſer Anthemius. Leo ſchickte den Olybrius, um ſie mit einander auszuſöhnen; dieſer aber vergaß den ihm ge-

gebenen Auftrag, und ließ ſich von den Rebellen zum Kaiſer ausrufen. Ricimer gewann eine Schlacht, eroberte Rom, übergab die Stadt der Plünderung, ſah den Anthemius erwürgt, und ſtarb bald darauf an einer ſehr heftigen Krankheit. Er hatte das Kaiſerthum vier Mal vergeben, und die Kaiſer als Sclaven behandelt, deren Ungehorſam in ſeinen Augen ein tödtliches Verbrechen war. Olybrius überlebte ihn kaum drei Monate, und hatte einen gewiſſen Glycerius, den man kaum dem Namen nach kennt, zum Nachfolger. Das occidentaliſche Kaiſerthum war jetzt bis auf Italien, Dalmatien und einen kleinen Theil Galliens eingeſchränkt, und noch drohten die in Pannonien wohnenden Oſtrogothen neue Zergliederungen. Glycerius ward vom Nepos, einem Kriegsoberſten des orientaliſchen Kaiſers, entthront und darauf Biſchof von Salona.

Inzwiſchen ſtarb Leo mit Hinterlaſſung eines Sohnes gleichen Namens, der auch bald ſtarb, nachdem er den Zeno zum Kaiſer ernannt hatte. Der barbariſche Zeno, der ſich mit den ſchändlichſten Laſtern befleckte, ſeine Unterthanen beraubte, und den Schein einer ſeltſamen Frömmigkeit annahm, machte ſich ſogar bei ſeiner Schwiegermutter, der er ſein Glück zu danken hatte, verabſcheuungswürdig. Sie bewirkte eine Verſchwörung, Baſiliscus wurde auf den Thron erhoben, und Zeno entfloh nach den iſauriſchen Gebirgen. Letzterer kam nach zwei Jahren wieder zur Regierung, ſchwor, dem Baſiliscus und deſſen Kindern nicht das Leben zu rauben, und glaubte nicht meineidig zu ſeyn, indem er befahl, ſie Hungers ſterben zu laſſen (477).

Unruhe und Verwirrung herrſchten demnach in beiden Reichen, aber das abendländiſche näherte ſich jetzt ſeinem völligen Untergange. Eurich, König der Viſigothen, hatte ganz Spanien bezwungen, nur Gallien ausgenommen, wo ſich die Sueven behaupteten. Es fehlte ihm nur noch Auvergne zu dem völligen Beſitze des ganzen

mittäglichen Galliens bis zur Rhone, und Nepos wurde gezwungen, ihm auch dieſe Provinz, im Jahre 474, abzutreten. Der Kaiſer, der gern das Uebrige von Gallien in Sicherheit ſetzen wollte, befahl dem Patricier Oreſtes, ſich mit einem Heere dahin zu begeben. Dieſer Patricier, der ehemals des Attila Secretär geweſen war, brachte zwar Truppen zuſammen, beſtimmte ſie aber, den Kaiſer vom Throne zu ſtürzen. Er ging nach Ravenna; Nepos entfloh, und Oreſtes gab dem Reiche einen neuen Kaiſer in ſeinem eigenen Sohne, den Romulus, mit dem Zunamen Auguſtus, den man gemeiniglich wegen ſeiner Jugend oder zum Spotte Auguſtulus, Kaiſerlein, nannte. Er war es, mit dem das occidentaliſche Reich ein Ende nehmen ſollte.

Odoacer erobert Italien.

Odoacer, deſſen Urſprung unbekannt iſt, kam an der Spitze vieler barbariſchen Völker, insbeſondere der Heruler, die aus Preußen gezogen waren, und drang in Italien ein, in der Abſicht, ſich daſelbſt niederzulaſſen. Man behauptet, daß ſeine Soldaten im Dienſte des Reiches ſtanden, und den dritten Theil der Ländereien in Italien als eine gerechte Belohnung für ihre Dienſte verlangt hätten; daß die abſchlägige Antwort des Oreſtes ſie zur Empörung vermocht habe, und ſie darauf den Odoacer, einen Soldaten von der kaiſerlichen Leibwache, einen Mann von niederer Abkunft, aber geboren zu großen Unternehmungen, zu ihrem Anführer ſollen erwählt haben. Er belagerte Pavia, wohin Oreſtes ſeine Zuflucht genommen hatte, eroberte die Stadt mit Sturm, ließ den Patricier enthaupten, eilte nach Ravenna, ſchenkte dem Auguſtulus, der ſchon aus eigenem Antriebe den Purpur niedergelegt hatte, das Leben, ſperrte denſelben in eine Feſtung ein, legte ihm jedoch einen anſehnlichen Gehalt bei, bezwang ganz Italien,

und nahm den Titel eines Königs an. Genſerich trat ihm, Lilibäum ausgenommen, ganz Sicilien ab, wiewohl mit Vorbehalt ſeiner Oberherrſchaftsrechte, und gegen Auszahlung eines jährlichen Tributs.

Dieß war das Ende des abendländiſchen Reiches, ungefähr **1229** Jahre nach Erbauung der Stadt Rom.

Die Völker gewannen bei dieſer Staatsveränderung. Odoacer verſchaffte ihnen Ueberfluß und friedliche Zeiten. Er behielt die Geſetze, die obrigkeitlichen Würden und die Regierungsform bei, und verringerte die Auflagen. Ob er ſchon ein Arianer war, ehrte er doch die Biſchöfe, und verurſachte den Katholiken nicht die geringſte Unruhe. Es iſt ein anziehendes Schauſpiel, zu ſehen, wie die Barbaren ihre Herrſchaft beliebt machten, nachdem ſo viele Römer, entweder wie Barbaren, oder als ſchwache Fürſten, regiert hatten. Der Eroberer hatte ſogar die feine Staatsklugheit, dem Zeno die kaiſerlichen Inſignien zurück zu ſchicken, und ſich von ihm die Würde eines Patriciers zu erbitten, als wenn ihm von dem Senate die Vertheidigung des Occidents übertragen wäre. Dadurch wurde es ihm deſto leichter, die Zuneigung der überwundenen Völker zu gewinnen. Der Kaiſer antwortete den Geſandten des Odoacer, ſie möchten ſich an den Nepos, als den rechtmäßigen Regenten, wenden; inzwiſchen legte er doch, in ſeinem Briefe an den Odoacer, demſelben den Titel eines Patriciers bei, ohne Zweifel, weil er ihn fürchtete, und dazu hatte er freilich Urſache.

Dieſer elende Kaiſer zog ſich eben ſo ſehr durch ſeine Treuloſigkeit als durch ſeine Dummheit und Schwäche den Haß und die Verachtung der Oſtrogothen zu, die entweder in Pannonien oder Thracien wohnten, gefährliche Bundesgenoſſen, und noch immer Feinde, ſo bald man ihnen einigen Vorwand zum Aufſtande gab. Sie hatten zwei Theodoriche zu Königen, wovon der erſtere

Bayeriſche Staatsbibliothek München

zum Unterſchiede der Schielende, und der zweite Amalus hieß. Dieſer letztere war ein junger Prinz von ſeltenen Verdienſten, der ſich bald zum Herrn und Geſetzgeber Italiens aufwarf. Er war zu Conſtantinopel erzogen, wohin er in ſeiner zarteſten Kindheit als Geiſel geſchickt worden war. Er war dem Zeno treu, der ihn mit Ehrenſtellen überhäufte, ihn zum Range eines Patriciers und Feldherrn erhoben und ſogar zu ſeinem Waffenſohne angenommen hatte. Dieß war eine Art von Adoption, vermöge deſſen der Vater und ſein Waffenſohn ſich verpflichteten, ſich im Kriege wechſelſeitigen Beiſtand zu leiſten.

Zeno waffnete die beiden gothiſchen Könige gegen einander, betrog beide, und brachte beide wider ſich ſelbſt auf. Die Provinzen wurden bis an die Thore der Reſidenz verheert. Er erkaufte beſtändig den Frieden, und wußte denſelben nie dauerhaft zu machen. Nach dem Tode des Schielenden ſuchte er ſich den Amalus zum Freunde zu machen; er legte ihm deßwegen neue Ehrentitel bei, errichtete ihm eine neue Bildſäule, und trat ihm Ländereien ab. Und in der That wäre er eine große Stütze des Reichs geweſen, wenn Zeno ſeine Freundſchaft beizubehalten gewußt hätte.

Zu gleicher Zeit wollte Zeno die Theologen mit einander ausſöhnen, und fachte dadurch nur das Feuer der Streitigkeiten an. Da das chalcedoniſche Concilium und das zu Epheſus von einem Haufen Schwärmer angegriffen wurden, ſo gab er ein Unionsedict heraus, genannt Henoticon, um eine Einförmigkeit der Glaubenslehren einzuführen; ein Unternehmen, das in der That noch ſchwerer war, als die Vertheidigung des Reiches gegen die Angriffe der Barbaren. In dieſem Edicte verfluchte er die Lehrſätze des Neſtorius und Eutyches, und ſchrieb eine Glaubensformel vor, die Allen zur Richtſchnur dienen ſollte. Aber obgleich dieſes Formular katholiſch genug war, ſo ſchrien doch faſt alle Or-

Bayerische Staatsbibliothek München

thodoxen dagegen; denn es verdroß ſie, daß der Kaiſer ſich über Glaubensſachen und über Dinge, welche die Ausſprüche der chalcedoniſchen Kirchenverſammlung betrafen, eine Entſcheidung anmaßen wollte. Die Zänkereien dauerten fort, unter Begleitung der gewöhnlichen Folgen.

Die übrige Regierung des Zeno war eine Kette von Unruhen und Abſcheulichkeiten. Seine Schwiegermutter und ſeine Gemahlin ſchworen den Tod des Illus, ſeines Feldherrn der Leibwache, der ihn wieder auf den Thron gebracht hatte. Illus empörte ſich und legte dem Leontinus den kaiſerlichen Titel bei. Theodorich zog wider die Rebellen aus, erhielt den Sieg, und Illus und Leontinus wurden enthauptet. Der König der Oſtrogothen trieb darauf die Bulgaren zurück, die ehemals an den Ufern der Wolga gewohnt hatten, jetzt ſich der Donau näherten, und nachmals ſich berühmt machten. Der Kaiſer überwarf ſich bald darauf mit ſeinem Erretter.

Theodorich ergriff die Waffen wider ihn, und drohte ihm in der Nähe von Conſtantinopel. Man ſchlug ihm eine Zuſammenkunft vor. Er verlangte, daß ihm erlaubt ſeyn möchte, Italien zu erobern. „Gelingt es mir," ſagte er zum Zeno, „ſo werde ich mein neues Eigenthum von dir haben; komme ich aber bei der Unternehmung um, ſo gewinnſt du dadurch, daß du den mir gebührenden Gehalt nicht länger ausbezahlen mußt." Der Kaiſer willigte ein, und trat ihm ſeine Rechte auf Italien ab. Die Gothen haben immer behauptet, daß ihnen die Abtretung unbedingt und auf ewig geſchehen ſey, obſchon die Römer das Gegentheil behaupten. Gewiß iſt, daß das Königreich Italien den orientaliſchen Kaiſer für ſeinen Oberherrn anzuerkennen ſchien, doch ohne in der That von ihm abzuhängen. Zeno, der eigentlich nichts als Böſes gethan hatte, ſtarb im Jahre **491** eines ſehr elenden Todes, noch ehe Theodorich die Eroberung Italiens vollendet hatte. Mehrere Geſchichtſchreiber

berichten, Zeno ſey in einem Anfalle von der Epilepſie lebendig begraben worden, und zwar auf Veranſtaltung ſeiner Gemahlin Ariadne, die ſich in den Anaſtaſius verliebt hatte, und nicht habe geſtatten wollen, ihm irgend eine Hülfe zu leiſten, ob man gleich aus ſeinem Grabe ein ſchreckliches Getöſe gehört haben wollte. Man öffnete, wie ſie ferner melden, noch einmal das Grab, und fand, daß er das Fleiſch von ſeinen eigenen Armen abgenagt hatte.

Theodorich, der den größten Königen beigezählt werden kann, ging, in Begleitung faſt ſeiner ganzen Nation, nicht nur derer, welche Waffen zu tragen vermögend waren, ſondern auch der Greiſe, der Weiber und Kinder, nach Italien, ſchlug die Gepiden, welche ihm den Durchzug verweigerten, beſiegte den Odoacer zum erſten Male zwiſchen Aquileja und den juliſchen Alpen, zum zweiten Male zu Verona und zum dritten Male an dem Ufer der Adda. Odoacer verläugnete ſeine Tapferkeit nicht, da er aber ſah, daß aller Widerſtand vergeblich ſeyn würde, ſo zog er ſich nach ſeiner Hauptſtadt Ravenna zurück, und wurde daſelbſt belagert. Die Belagerung dauerte dritthalb Jahre. Der Hafen war verſchloſſen, der ſcheußliche Hunger nöthigte die Belagerten, Leder zu eſſen. Man mußte ſterben oder ſich ergeben.

Es kam zur Unterhandlung. Odoacer trat, mit Beibehaltung der Ehre eines Königs, dem Theodorich Ravenna und ganz Italien ab; aber der Sieger tödtete ihn wenige Tage nachher mit eigener Hand. Zur Rechtfertigung Theodorichs behaupten Einige, daß er eine Verſchwörung gegen ſeine Perſon entdeckt habe; aber unparteiiſche Schriftſteller laſſen ihm die ganze Schande einer ſchwarzen Treuloſigkeit. Er löſchte ſie wenigſtens durch eine unvergeßliche, gute Regierung aus.

Theodorich der Große.

Wenn Theodorich, wie ein alter Geſchichtſchreiber verſichert, weder leſen, noch ſchreiben konnte, ſo iſt es ein Wunder, daß er mit ſo vieler Weisheit regierte, wie ein Mann, der den beſten Unterricht genoſſen hätte. Dem Procopius zufolge wollte er nicht, daß die gothiſchen Kinder zur Schule gehalten würden; „denn," ſagte er, „wenn ſie ſich erſt vor der Ruthe fürchten gelernt haben, ſo werden ſie nachmals vor einem Degen zittern;" allein dieſe Nachrichten ſind ſehr zweifelhaft. Er hatte nicht nur in ſeiner Jugend zehn Jahre zu Conſtantinopel zugebracht, wo ſeine Talente doch durch einige Kenntniſſe ausgebildet werden mußten, ſondern er äußerte auch eine zu große Hochachtung gegen Gelehrte, und begünſtigte ſie zu ſehr, als daß er einer ſo großen Unwiſſenheit verdächtig ſeyn könnte. Er erhob den Boethius, Caſſiodorus und andere geſchickte Männer zu den vornehmſten Aemtern, und die Briefe Theodorichs ſind mit den größten Lobſprüchen der Wiſſenſchaften angefüllt. Es iſt doch nicht glaublich, daß ſein Secretär Caſſiodorus ihn durch ein falſches Lob ſolcher Dinge, die er nicht kannte, werde lächerlich gemacht haben. Außerdem bemerkt man, daß Dio Caſſius in einer von ihm aufgezeichneten Geſchichte der Gothen dieſelben für Leute von eben ſo guten Einſichten gehalten, als es die Griechen waren.

Italien, das ſchon unter Odoacer glücklich geweſen war, wurde es noch mehr unter ſeinem neuen Könige. Die Gothen beſaßen nur den dritten Theil der Aecker, die auf's billigſte vertheilt wurden, und ſie mußten eben ſowohl Steuern zahlen, als die Römer. „In meinen Staaten," ſagte Theodorich zu ſeinen Unterthanen überhaupt, „ſoll nicht die Gewalt, ſondern die Gerechtigkeit herrſchen; ihr ſeyd Bürger eines Staates, lebt als Freunde; ihr Gothen, liebt die Römer als eure Nachbarn und Brüder, und ihr Römer, liebet die Gothen als eure Beſchützer."

Durch eine weiſe Sparſamkeit füllte er ſeine Schatzkammer und verſchaffte ſich hinlängliche Mittel zu großen Unternehmungen, ohne dem Volke beſchwerlich zu werden. Der Ueberfluß war ſo groß, daß man 60 Säcke voll Getreide für ein Goldſtück kaufte, und für die öffentliche Sicherheit wurde ſo gut geſorgt, daß man ohne alle Furcht Tag und Nacht reiſen konnte.

Die Polizei, die Gebräuche und die Geſetze der Römer wurden beibehalten. Die Gothen waren in den weſentlichſten Angelegenheiten denſelben unterworfen, da ſie im Uebrigen nach den ihnen eigenen Gewohnheiten lebten. Sie wurden von einem gothiſchen Comes gerichtet, der einen römiſchen Beiſitzer hatte, ſo bald einer der Streitenden ein Römer war; waren aber beide ſtreitende Parteien Römer, ſo wurde ihre Sache von römiſchen Magiſtratsperſonen entſchieden. „Andere Eroberer," ſagte Theodorich in einem ſeiner Briefe, „berauben und zerſtören die eroberten Städte; ich aber will mich ſo benehmen, daß meine neuen Unterthanen es bedauern ſollen, mich nicht eher zu ihrem Herrn gehabt zu haben." Er ließ ſich die Handhabung der Gerechtigkeit ſo ſehr angelegen ſeyn, daß er einige Richter enthaupten ließ, weil ſie die Beendigung eines Prozeſſes drei Jahre lang aufgehalten hatten.

Faſt alle barbariſche Nationen ließen die Entſcheidung ihrer Streitigkeiten auf einen Zweikampf ankommen. Theodorich verbannte dieſe Gewohnheit, die er für abſcheulich hielt. Er wollte, daß man in ſeinen Gothen die Menſchlichkeit, verbunden mit der gothiſchen Tapferkeit, wahrnehmen ſolle.

In Anſehung der Religion befolgte er immer den ihm eigenen Grundſatz: „Ich habe keine Gewalt über die Religion, weil der Glaube frei ſeyn muß." Er hielt es mit den Arianern, aber er ſchätzte die tugendhaften Katholiken, und erhielt gute Ordnung und Frieden. Symmachus und Laurentius machten

ſich mit bewaffneter Hand den Biſchofsſitz zu Rom ſtreitig. Er entſchied die Sache dahin, daß derjenige für den rechtmäßigen Biſchof zu halten ſey, der zuerſt und mit den meiſten Stimmen erwählt wäre. Bei fortdauernden Streitigkeiten verſammelte er zur Beilegung derſelben Concilien, und gebrauchte ſeine Gewalt, um das zum Beſten des Symmachus gefällte Urtheil in Ausübung zu bringen.

In einem dieſer Concilien reinigte ſich der Papſt von den wider ihn vorgebrachten Beſchuldigungen, und machte aus der Schrift des Diaconus Ennodius eine Verordnung des Inhalts: „Der heilige Stuhl mache diejenigen, die darauf ſäßen, unfehlbar, oder vielmehr, Gott würde keinem Andern erlauben, den heiligen Stuhl zu beſteigen, als der, ſeiner Vorerwählung nach, ein Heiliger wäre." Ein auffallender Beweis, wie viel ſchon damals die unvernünftigen Vorurtheile vermochten. Gregorius **VII.** gründete nachmals einige ſeiner Forderungen auf dieſe Verordnung.

Nur wenige Staatsmänner haben ſo gut, wie Theodorich, die Kunſt verſtanden, das Beſte eines Reiches aufs ſorgfältigſte wahrzunehmen, den Grund deſſelben zu befeſtigen, und den Unternehmungen ihrer Nachbarn zuvor zu kommen. Ohne nach dem Tode Odoacers jemals das Schwert zu ziehen, beherrſchte er die eroberten Staaten ſo ruhig, als wenn ſie ſein väterliches Erbe geweſen wären. Er vereinigte ſich durch Bündniſſe mit den Barbaren, die rings um ihn her wohnten. Er vermählte ſich mit der Schweſter des Chlodowig, der im Jahre 486 durch Ueberwindung des Siagrius die römiſche Macht in Gallien vernichtet hatte. Er gab eine ſeiner Töchter dem Könige der Viſigothen, Alarich, zur Gemahlin; eine andere Tochter vermählte er dem Sohne des Gondebald, Königs der Burgunder, und ſeine Schweſter dem Traſimund, König der Vandalen. Weit entfernt, die Streitigkeiten dieſer Fürſten zu unterhalten, um ſie

einen durch den andern zu ſchwächen, und ſich auf ihre Koſten zu vergrößern, bemühete er ſich vielmehr, ſie zur Eintracht zu ermuntern, und ihnen friedliebende Gedanken und ſanftere Empfindungen einzuflößen. Da aber doch, ſeines Rathes und aller ſeiner Bitten ungeachtet, der ehrſüchtige Chlodowig den Alarich geſchlagen und einen großen Theil von deſſen Staaten ſich unterwürfig gemacht hatte, ſo ſchickte er den Viſigothen ein Heer zu Hülfe, und rettete die Trümmer ihrer Monarchie, nicht ſowohl um ſich dieſelben zuzueignen, als um der Ehrſucht dieſes Eroberers Schranken zu ſetzen.

Daß dieſer große König in ſeinen Unternehmungen ſo glücklich war, kam vornehmlich von ſeinem großen Scharfſinn in Beurtheilung der Gemüther, von der ihm eigenen Gabe, das wahre Verdienſt zu unterſcheiden, und von ſeiner Sorgfalt, es zu belohnen und zu gebrauchen. Er hatte einen Liebling an dem Artemidorus, einem vornehmen Griechen, mit dem er ſchon in Conſtantinopel Freundſchaft geſchloſſen hatte, aber einen Liebling ohne Ränke und Schmeichelei, der das Anſehen, worin er bei dem Könige ſtand, nur zum Wohl der Unterthanen gebrauchte. Liberius, der dem Odoacer bis zu deſſen Untergange die unverbrüchlichſte Treue bewieſen hatte, und darauf vom Theodorich zum Oberſten der Leibwache ernannt ward, diente ſeinem neuen Herrſcher mit eben dem Eifer, womit er dem erſten gedient hatte, verwaltete die Staatseinkünfte mit der größten Redlichkeit und Ordnung, gewöhnte die Barbaren zu einer guten Kriegszucht, führte bei Austheilung der Aecker den Vorſitz, und vereinigte durch eine Billigkeit, von der man wenige Beiſpiele hat, die beiden Völker auf's innigſte. Ibbas, Tolonik und die übrigen Feldherren kamen immer ſiegreich von ihren Feldzügen zurück. Ibbas nöthigte den Prinzen Dieterich, Chlodowigs Sohn, die Belagerung von Arles aufzuheben, und beſetzte dieſe Stadt mit ſei-

nen Völkern. Tolonik führte das ihm von Theodorich aufgetragene Geſchäft wider Sigismund, König der Burgunder, mit ſolcher Klugheit aus, daß er ohne Schwertſtreich einen beträchtlichen Theil der burgundiſchen Länder für ſeinen Herrn in Beſitz nahm. Caſſiodorus endlich, der die erhabenſten Ehrenſtellen bekleidete, der zum Quäſtor, zum Oberhofmeiſter, Patricius, Conſul, Oberſten der Leibwache, und ſogar zum Feldherrn der Armee ernannt ward, zeichnete ſich in allen dieſen Aemtern durch Fähigkeit und Tugend vortheilhaft aus. Blickt gleich der Styl des Secretärs nur zu oft aus den Briefen hervor, die er in Theodorich's Namen ſchrieb, und läßt er ihn manchmal mehr deklamiren, als es einem großen Könige anſtändig iſt, ſo muß man dies mit dem verdorbenen Geſchmack entſchuldigen, wovon damals auch die größten Genies nicht verſchont blieben. Nicht genug kann man hingegen die Grundſätze der geſunden Politik bewundern, die der König der Gothen befolgte, und durch die Feder ſeines Miniſters ausdrücken ließ. Doch wir kommen zur Geſchichte des Reiches zurück.

Anaſtaſius.

Longinus, Bruder des Zeno, der ſich durch ſeine Aufführung eben ſo verächtlich und verhaßt gemacht hatte, als dieſer Kaiſer, ſchmeichelte ſich umſonſt mit der Hoffnung, ihm in der Regierung zu folgen. Die Kaiſerin Ariadne liebte den Anaſtaſius, Silentiarius des Pallaſtes, einen Unterbedienten von unbekannter Herkunft, und es gelang ihr, ihn auf den Thron zu bringen. Der Patriarch Euphemius, der ihn als einen Eutychianer haßte, hatte ihn bei einer gewiſſen Gelegenheit aus der Kirche gejagt, dabei gedroht, ihm die Haare abzuſchneiden, und ihn dem Gelächter des Volkes bloß zu ſtellen. Dieſer Prälat wollte ihn nicht eher krönen, als bis er ein Glaubensbekenntniß und eine

Verſicherungsacte unterſchrieben hatte, wodurch er ſich verpflichtete, das chalcedoniſche Concilium aufrecht zu erhalten. Bald darauf ſetzte ſich Euphemius in den Verdacht, daß er es mit den Iſauriern halte, die damals in Ungnade gefallen und Rebellen waren. Nachdem Anaſtaſius dieſelben überwunden hatte, ließ er dem Patriarchen ſagen: „Dein Gebet um Sieg für deine Freunde iſt nicht erhört.“ Er verſammelte darauf die Biſchöfe, verklagte ihn vor denſelben, und verwies ihn des Landes, nachdem über ihn das Urtheil geſprochen war, daß er ſeines Amtes entſetzt ſeyn ſollte.

Dieſe Vorſpiele kündigten neue Unruhen in Kirchenſachen an, in die ſich die Kaiſer mit zu weniger Klugheit miſchten. Ihr noch weit größerer Fehler war, wenn ſie für eine der Factionen, welche die Wuth der Schauſpiele erzeugte, Partei nahmen. Die grünen, die blauen und rothen (denn die Wagenlenker des Circus und deren Anhänger unterſchieden ſich durch dieſe Farben) verfolgten ſich einander mit eben ſolcher Wuth, wie ehemals die Parteien des Marius und Sylla, als es auf die römiſche Freiheit und auf die Herrſchaft der Welt ankam. Anſtatt dieſe eben ſo verderbliche als ausſchweifende Feindſchaft weislich zu erſticken, begünſtigte Anaſtaſius eine der Parteien, und machte ſie dadurch wüthender. Es entſtanden gräuliche Gemetzel, in deren einem mehr als 3000 Menſchen umkamen. Der Athenienſer thörichte Liebe zu den Schauſpielen ging nie in Blutvergießen über.

Man beſchreibt den Anaſtaſius gewöhnlich als einen böſen Fürſten und einen andächtigen Heuchler, einen Ungerechten, Geizigen und Verfolger; gleichwohl zeigt ſeine Regierung manches lobenswürdige Betragen. Bei vieler Gleichgültigkeit gegen Vergnügungen, ließ er ſich die Reichsgeſchäfte ſehr angelegen ſeyn; er war haushälteriſch und wohlthätig; vertrieb alle Angeber aus Conſtantinopel; verbot den Richtern, die beſonderen Befehle des Fürſten

zu befolgen, wenn ſie etwa mit der öffentlichen Wohlfahrt und den eingeführten Rechten ſtreiten ſollten; er ſchaffte die barbariſchen Kämpfe der Menſchen mit wilden Thieren ab, wie auch die ſchändlich eingeriſſene Gewohnheit, die Aemter feil zu bieten, und hob das Chryſargyrum auf, dieſe zwar für die kaiſerliche Kammer überaus einträgliche, aber auch äußerſt entehrende und verabſcheuungswürdige Steuer, die man von allen Arten der Gewerbe, auch das Betteln nicht ausgenommen, mit der größten Strenge eintrieb.

Zum feierlichen Andenken der Abſchaffung des Chryſargyrums ward zu Edeſſa ein eignes Feſt angeordnet.

Der Kaiſer hatte die Iſaurier überwältigt und beſtraft; aber wider die Perſer war er nicht ſo glücklich. Peroſus, König der Perſer, hatte in einem Kriege mit den nephthalitiſchen Hunnen, die er durch die ſchändlichſte Treuloſigkeit wider ſich aufgebracht hatte, ſeinen Tod gefunden. Cabades, ſein Sohn, ward von dem Throne geſtoßen, weil er die Gewohnheiten der Nation abzuſchaffen ſuchte, und ſogar, indem er die Weiber für gemeinſchaftlich erklärte, alle geſellſchaftliche Verbindung ſtörte. Er fand eine Freiſtätte bei den Hunnen, wurde wieder auf den Thron geſetzt, und war durch ſein Unglück ſo gewitzigt worden, daß er jetzt weit beſſer regierte. Die Armenier hatten ſich empört, weil man ſie, ob ſie ſchon Chriſten waren, zum Gottesdienſte der Perſer und zur Anbetung des Feuers zwingen wollte. Cabades ſtellte ſie zufrieden, indem er ihnen die freie Religionsübung wieder zugeſtand. Nun wandte ſich ſeine kriegeriſche Thätigkeit gegen die Römer.

Als Anaſtaſius eine gewiſſe Summe Geldes, die Cabades verlangte, verweigert hatte, griff der König zu den Waffen, und eroberte die berühmte Stadt Amida, deren ſich Sapor nicht hatte bemächtigen können. Es gelang ihm, durch einen Thurm, den trunkene Mönche bewachten, oder vielmehr bewachen ſollten, in die Stadt zu brechen; doch melden andere Geſchichtſchreiber, daß

die Mönche ihm durch Verrath die Stadt geöffnet haben. Die Feldherren, denen der Kaiſer das Commando in dieſem Kriege anvertraute, verurſachten durch ihr Mißverſtändniß, daß nichts gelingen wollte. Amida ward vergeblich belagert, und man erkaufte endlich den Frieden nach einem dreijährigen Kriege, im Jahr 505, für eine große Summe Geldes. Die Feinde gaben Amida zurück. Die Stadt war nur noch auf ſieben Tage mit Lebensmitteln verſehen, als die Kaiſerlichen die Belagerung aufhoben, und dieſen ſchändlichen Frieden erkauften.

In demſelben Jahre traf das Reich ein nicht minder demüthigendes Unglück. Theodorich nahm ihm Pannonien. Pitzia, einer ſeiner Feldherren, erfocht mit 2500 Mann einen vollkommenen Sieg. Die Rede, die er vor der Schlacht an ſeine Soldaten hielt, verdient einer Erwähnung, weil ſie ein ungekünſtelter Ausdruck des Herzens iſt. „Cameraden," ſagte er zu ihnen, „ihr kennt unſern König, unſere Feinde kennen ihn auch; denn ſie haben ihn fechten ſehen. Beweiſet ihnen, daß ihr ihm ähnlich ſeyd. Er ſieht euch, ob er ſchon abweſend iſt, und keine der tapferſten Thaten, die ich von eurem Muthe erwarte, wird ihm unbekannt bleiben." Dieſer Feldherr verbot alle Plünderung, und ließ die Erſchlagenen in ihren Waffen auf dem Schlachtfelde liegen, um zu zeigen, daß bloß die Ehre den Muth der gothiſchen Nation entzünde. Die Gothen ſchienen in dieſem Falle Spartaner zu ſeyn.

Da die vielen Siege der Barbaren, die zu verſchiedenen Malen bis zu den Thoren von Conſtantinopel gedrungen waren, mehrere Verwüſtungen beſorgen ließen, ſo brachte der Kaiſer die Aufführung einer großen Mauer zu Stande, die den plötzlichen Einfällen dieſer Völker wehren ſollte. Sie erſtreckte ſich vom ſchwarzen Meere bis zum Marmorameere, war 420 Stadien oder 18 Meilen lang, ungefähr 13 Meilen von Conſtantinopel entfernt, allenthalben 20 Fuß breit und mit Thürmen beſetzt. Doch dieſes

ungeheure Werk war nicht vermögend, die Stelle der ehemaligen Tapferkeit zu erſetzen. Das ſchwache Beſtreben des Anaſtaſius, ſich an dem Theodorich zu rächen, beſtand darin, daß er eine Flotte ausſchickte, die italieniſchen Küſten zu beunruhigen und den Chlodowig zum Patricius, oder, wie Andere berichten, zum Conſul zu ernennen. Chlodowig leiſtete den Römern keinen Beiſtand und Theodorich rüſtete eine Flotte aus, die den Seeräubereien ein Ziel ſetzte.

Die theologiſchen Streitigkeiten hatten die Kirche ſchon oft mit Blut befleckt; aber Religionskriege kannte man doch noch nicht. Dieſe ſchreckliche Geißel war eine natürliche Folge von der Schwärmerei der Secten, von dem Eigenſinne der Parteien, von den Vorurtheilen, die dem Evangelium gerade widerſprachen, und von den Leidenſchaften, die der menſchlichen Geſellſchaft höchſt verderblich waren. Gleich jetzt ſtößt uns davon das erſte Beiſpiel auf. Anaſtaſius begünſtigte die Eutychianer und reizte den Zorn der Katholiſchen, deren Eifer nicht immer der gemäßigſte war. Die Päbſte hatten den Acacius, ehemaligen Patriarchen zu Conſtantinopel, in den Bann gethan, weil er mit Prälaten, die ſelbſt Ketzer waren, oder doch in dem Verdachte der Ketzerei ſtanden, Umgang gehabt hatte. Die Verdammung des Acacius ward als ein nothwendiger Beweis der Rechtgläubigkeit angeſehen, ſo wie man ehemals die Verdammung des heiligen Athanaſius als einen gewiſſen Beweis des Arianismus anſah. Anaſtaſius hatte ſich mit dem heiligen Stuhle überworfen, weil er, das Urtheil wider den Acacius zu unterſchreiben, und dem Henoticon des Zeno zu entſagen, ſich weigerte. Er wollte, daß des chalcedoniſchen Conciliums halber kein Menſch beunruhigt werden ſolle; aber man achtete wenig auf das, was er wollte, und je weniger man darauf achtete, deſto mehr ſetzte er ſich durch eigenmächtige Schritte in Gefahr.

Einſtens ſchickte er zu dem Patriarchen Macedonius, und ließ von demſelben die Acte zurückfordern, worin er ſich bei ſeiner Thronbeſteigung zur Aufrechthaltung des chalcedoniſchen Glaubensbekenntniſſes verpflichtet hatte, und von der er ſagte, daß ſie für die Majeſtät eines Kaiſers verunehrend wäre. Macedonius wollte ſie nicht herausgeben. Der Kaiſer verſtellte ſich eine Zeit lang, nahm aber darauf der Kirche des Macedonius das Recht einer Freiſtätte (Asylum), übertrug daſſelbe den Eutychianern, und nun entzündete ſich die Wuth der Empörung. 200 Mönche kamen aus Syrien in keiner andern Abſicht, als den Patriarchen zu vertreiben. Eine andere Legion Mönche eilte aus Paläſtina zu ſeiner Vertheidigung herbei. Man mißhandelte einander im Heiligthume. Anaſtaſius ließ die Acte der chalcedoniſchen Kirchenverſammlung, die man ihm nicht ausliefern wollte, mit Gewalt wegnehmen, zerriß ſie, und warf ſie ins Feuer. Macedonius ward von zwei Betrügern der ſchändlichſten Laſter beſchuldigt, bewies aber ſeine Unſchuld aufs augenſcheinlichſte, indem er darthat, daß er verſchnitten ſey. Er ward gleichwohl des Landes verwieſen, und ſtarb in dieſem Zuſtande.

Die Empörungen brachen von Tag zu Tag in größere Gewaltthätigkeiten aus. Der Kaiſer ward öffentlich als ein Ketzer beſchimpft, ſeine Bildſäulen wurden niedergeriſſen; ein Mönch und eine Nonne, die ſeine Vertrauten waren, wurden mit Dolchen erſtochen, und ihre Leichname durch die Gaſſen geſchleppt. Seine Strenge ſetzte den Pöbel nur noch mehr in Wuth. Endlich kündigte ſich Vitalianus, ein Enkel des berühmten Asparus, als einen Rächer des Glaubens an, brachte ein Heer von 60,000 Mann zuſammen, erſtieg die große Mauer, und lagerte ſich vor Conſtantinopel.

Proclus, ein Naturkundiger von Athen (nicht der platoniſche Weltweiſe, deſſen Werke wir noch haben), war in die Dienſte

des Anaſtaſius getreten. Man erzählt, daß derſelbe entweder mit einem Brennſpiegel, oder mit einem aus Schwefel bereiteten Pulver, die feindliche Flotte verbrannt habe. Gewiß iſt es, daß Vitalianus ſich aufs neue zum Kriege rüſtete, daß Anaſtaſius alle wider die katholiſche Partei gemachten Verfügungen zurück zu nehmen verſprach, und, nachdem er den Frieden um dieſen Preis erhalten hatte, ſein Verſprechen unerfüllt ließ.

Dieſer Kaiſer ſtarb drei Jahre nachher, im Jahre 518, faſt 90 Jahr alt. Einige berichten, er ſey vom Blitz erſchlagen worden; Andere hingegen, er habe durch ein göttliches Strafgericht ſeinen Verſtand verloren. Sein Name wurde aus den Dypticḥis, Regiſter der obrigkeitlichen Perſonen, ausgelöſcht; und Nicolaus I. vergleicht ihn in einem ſeiner Briefe mit den Neronen und Diocletianen, er war aber mehr einfältig als blutdürſtig.

Juſtinus.

(518 Jahre nach Chriſti.)

Juſtinus, des Anaſtaſius Nachfolger in der Regierung, war ein Soldat, den das Kriegsvolk erhoben hatte, der in Thracien unter den dürftigſten Umſtänden geboren war (er mußte in ſeiner Jugend das Vieh hüten), und weder leſen, noch ſchreiben konnte, aber ein eifriger Katholik, und verſchmitzt genug, ſeine Reichscompetenten zu ſtürzen. Er theilte unter die Soldaten in ſeinem eignen Namen gewiſſe Gelder aus, die ihm anvertraut waren, um ſie zum Vortheile eines Anderen zu vertheilen. Er ließ einen unbekannten Mann, den einige Aufrührer mit dem Purpur bekleidet hatten, zum Biſchofe weihen. Drei Neffen des Anaſtaſius wurden gänzlich vergeſſen.

Des Juſtinus Regierung war faſt mit lauter Religionshändeln ausgefüllt. Er erklärte ſich ſogleich für die Orthodoxen, die zu

Conſtantinopel die herrſchende Partei ausmachten. Das Volk verlangte mit Ungeſtüm, daß man das Andenken der Manichäer verunehren und ſogar ihre Leichname wieder ausgraben ſollte (auch den Anaſtaſius hielt man des Manichäismus ſchuldig), daß zur Ehre der chalcedoniſchen Kirchenverſammlung ein eigenes Feſt angeordnet würde, daß man die aus dem Lande verwieſenen Biſchöfe zurückberufe, daß die Namen einiger Andern in die Regiſter ſollten geſchrieben werden u. ſ. w. Der Patriarch konnte mit dem Meßopfer nicht eher anfangen, als bis er dem Begehren des Volkes ein Genüge geleiſtet hatte; und 40 Biſchöfe beſtätigten Alles, was das Volk vorſchrieb. So ſehr hingen damals die wichtigſten Angelegenheiten von dem Volke ab.

Juſtinus befahl gleichfalls eine gänzliche Unterwürfigkeit unter die Ausſprüche der chalcedoniſchen Kirchenverſammlung; er ſchloß die Ketzer von allen Aemtern, ſogar von Kriegsdienſten aus; er vereinigte die orientaliſche Kirche wieder mit der römiſchen, von der ſie ſeit 34 Jahren, das iſt, ſeitdem der Pabſt Felix den Arcadius verurtheilt hatte, getrennt war. Der Pabſt Hormisdas ließ die Namen der Patriarchen Euphemius und Macedonius aus den Regiſter auslöſchen, die beide eifrige Katholiken waren, denen man es aber zum Vorwurfe machte, daß ſie ihren Vorgänger, den Acacius, nicht hatten beſchimpfen wollen.

Ein neues Edict verurtheilte die Manichäer zur Verbannung, und diejenigen, die man in Zukunft entdecken würde, zur Enthauptung. Es beſtätigte auch das vorhergehende Geſetz wider die Ketzer überhaupt, und dehnte daſſelbe über die Heiden, Juden und Samaritaner aus, ohne daran zu denken, daß man einmal ihrer Hülfe ſehr benöthigt ſeyn könnte. Ein chriſtlicher Saracene ſagte zu dieſer Zeit zu einem Fürſten von ſeiner Nation, der das Chriſtenthum verfolgte: „Bedenke, daß wir Chriſten waren, ehe wir deine Unterthanen wurden. Ich kenne keinen Menſchen, der ſo

viel Gewalt hätte, daß er mich zwingen könnte, zu glauben, was ich nicht glaube, oder zu verhehlen, was ich glaube, und ſollte es darüber zum Schlagen kommen, ſo iſt mein Schwert ſo lang, als irgend ein anderes."

Obſchon Juſtinus, vermuthlich aus Furcht, in Anſehung der Gothen in ſeinem Edicte eine Ausnahme gemacht hatte, ſo ward doch Theodorich dadurch aufgebracht, daß man den Arianern die Religionsübung verſagte, die er den Katholiken zugeſtand. Er ſtellte dem Kaiſer in Briefen nachdrücklich vor, daß die Fürſten kein Recht hätten, über die Gewiſſen zu herrſchen; daß ihre Gewalt ſich nicht weiter, als über die äußerlichen Sicherheitsanſtalten erſtreckte, und daß ſie nur die Störer der öffentlichen Ruhe zu beſtrafen befugt wären. Juſtinus antwortete, daß er, ohne die Gewiſſen zu zwingen, in ſeine Dienſte nehmen könne, welche er wolle; daß die öffentliche Ordnung und Sicherheit eine Uebereinſtimmung im Gottesdienſte erfordere, und daß er folglich die Befugniß hätte, Allen, die nicht ſeines Glaubens wären, die Kirche zu verſchließen.

Theodorich forderte den Pabſt Johann zu ſich nach Ravenna, und befahl ihm, nach Conſtantinopel zu gehen, und dem Kaiſer zu erklären: falls derſelbe die Arianer nicht wieder in den Beſitz ihrer Kirchen ſetzen und er ihnen fernerhin die vollkommenſte Religionsfreiheit verſagen würde, ſo würden die Katholiken in Italien nach dem Rechte der Repreſſalien behandelt werden. So unangenehm dieſer Auftrag auch dem Pabſte ſeyn mußte, ſo gehorchte er gleichwohl zum Scheine; aber während ſeines Aufenthaltes zu Conſtantinopel, wo man ihn mit den größten Ehrenbezeigungen empfing (er war der erſte römiſche Pabſt, den man daſelbſt ſah), ließ er ſich hauptſächlich die Vorrechte ſeines Biſchofsſtuhles angelegen ſeyn, und, ſtatt daran zu arbeiten, daß den Arianern ihre Kirchen wieder eingeräumt würden, weihte er die-

ſelben vielmehr zum Gebrauche der Katholiken. Bei ſeiner Rückkehr ließ ihn Theodorich zur Strafe ins Gefängniß ſetzen. Er ſtarb in demſelben, und ward als ein Märtyrer verehrt.

Während dieſer Unterhandlung zu Conſtantinopel ward der jetzt 68jährige Theodorich durch das Murren der Katholiken aufgebracht. Da er Anſchläge wider ſeine Krone vermuthete, ſo ward er mißtrauiſch, und ließ ſich durch Verläumdung hintergehen. Man beſchuldigte den Patricier Albinus, daß er mit dem Kaiſer ein ſtrafbares Verſtändniß unterhielte. Weil Boethius, dieſer wegen ſeiner Würden und wegen ſeines Betragens berühmte Philoſoph, keineswegs an des Albinus Unſchuld zweifelte, ſo ſagte er frei heraus: „Iſt Albinus ſtrafbar, ſo bin ich es auch, und der Senat iſt es mit mir." Die Feinde des Philoſophen wußten dieſen Worten eine ſolche Auslegung zu geben, daß ſie zum Beweiſe einer vorgehabten Verſchwörung dienen mußten. Drei falſche Zeugen ſagten wider ihn aus. In einer Burg eingeſchloſſen, entwarf er daſelbſt ſeine philoſophiſchen Troſtgründe, ein frommes Werk, in welchem Theodorich hin und wieder gemißhandelt wird. Das Betragen des nach Conſtantinopel geſandten Pabſtes vermehrte das Mißtrauen des Königs, und die Folge davon war, daß Boethius und deſſen Schwiegervater Symmachus, beide Conſularen, hingerichtet wurden.

Man kann nicht daran zweifeln, daß Theodorich ſie für ſchuldig gehalten habe; inzwiſchen nagte die Reue an ſeinem Herzen. Er verfiel in eine finſtere Melancholie, woran er im 74ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Ihm folgte in der Regierung ſein Enkel Athalarich, Sohn ſeiner Tochter Amalaſunta. Athalarich ſelbſt war ein Kind, aber Amalaſunta hatte alle Eigenſchaften eines großen Königs; ſie war eine einſichtsvolle, gelehrte und tugendhafte Frau, allen Geſchäften gewachſen, eben ſo vieler Liebe als Ehrerbietung würdig. So lange ſie noch das

Staatsruder führte, glaubte man den Theodorich auf dem Throne zu ſehen. Sie ließ ſich die Erziehung ihres Sohnes beſonders angelegen ſeyn, und ſagte: „Geſittete Nationen unterſcheiden ſich von barbariſchen durch Achtung gegen die Wiſſenſchaften und gegen diejenigen, welche dieſelben betreiben und darin Unterricht geben.“

Tzathius, König der Lazier, in dem alten Colchis, war nach Conſtantinopel gekommen, um ſich daſelbſt krönen zu laſſen, obſchon der König von Perſien die Rechte eines Oberherrn über ihn zu haben behauptete. Schon ſtand Cabades im Begriffe, darum den Krieg zu erneuern; er änderte jedoch ſeinen Entſchluß, und verlangte, daß der Kaiſer ſeinen dritten Sohn, Cosrhoes, den er zu ſeinem Thronerben beſtimmte, adoptiren ſolle.

Dieſer ſonderbare Antrag verurſachte gegründete Beſorgniſſe. Man gab daher zur Antwort: die Gewohnheit erlaube dem Kaiſer nicht, einen Fremden anders, als zu ſeinem Waffenſohne zu adoptiren, und dieſe Art der Adoption gebe kein Recht zur Regierungsfolge. Cosrhoes war ſchon auf dem Wege nach Conſtantinopel, als dieſe unerwartete Antwort die Perſer aufbrachte. Der Krieg begann; die Feinde bemächtigten ſich Iberiens an der Morgenſeite von Lazien, deſſen König ſich unter des Juſtinus Schutz begeben hatte. Juſtinus ſtarb während dieſer Kriegsunruhen im Jahre 527.

Er hatte ſo eben ſeinen Neffen, Juſtinianus, zum Mitkaiſer ernannt, der gleich bei des Juſtinus Regierungsantritte den Vitalianus, dem er doch eine brüderliche Freundſchaft geſchworen, ermordet hatte, und der, indem er die blaue Faction begünſtigte, ihn verleitete, den Geſetzen zu trotzen, öffentlich die größten Verbrechen zu begehen, und mit dem Meuchelmorde ſein Spiel zu treiben.

Juſtinian.

Die erſten Thaten dieſes Kaiſers ließen eben nicht den weiſen Geſetzgeber in ihm vermuthen, den einige enthuſiaſtiſche Juriſten vergötterten. Juſtinian war nach aller Wahrſcheinlichkeit von eben ſo niedriger Herkunft, als ſein Oheim, hatte aber eine beſſere Erziehung genoſſen. Er war 40 Jahre alt, als er zur Regierung kam, hatte gute Kenntniſſe von der Rechtsgelehrtheit, viel Liebe zu den Wiſſenſchaften und zur Arbeit, und fand Geſchmack an Neuerungen, aber mit vielen Vorurtheilen hatte er eine große Neigung zum Despotismus, und viel Schwäche in ſeinem Charakter. Voll Eitelkeit, wiewohl ohne Gefühl für den wahren Ruhm, mehr beeifert, über die Gemüther zu herrſchen, als ihr Glück zu machen, war er einer von den Fürſten, bei welchen ſich eine ſonderbare Miſchung vom Guten und Böſen findet, und die, ohne ſelbſt groß zu ſeyn, doch wegen der wichtigen Unternehmungen, die ihre Miniſter und Feldherren in ihrem Namen ausführen, groß ſcheinen können. Bei allem Glücke, das den Juſtinian in ſeinen Unternehmungen begleitete, ſcheinen doch die Schwächen ſeines Geiſtes und die Fehler ſeiner Regierung durch.

Ein edler Fürſt wird doch nie eine Theaterprinzeſſin heirathen, die, mit Laſtern befleckt, den Stolz mit der Schande verbindet. Dieß that aber Juſtinian, als er ſich mit der Theodora vermählte, der ehrwürdigſten Gemahlin, die ihm Gott gegeben, wie er ſich in einem ſeiner Geſetze ausdrückte.

Der geheimen Geſchichte des Procopius zufolge war Theodora von ihrer erſten Jugend an eine äußerſt unzüchtige Perſon, die ihren Unterhalt dadurch erwarb, daß ſie ſich öffentlich preisgab, und wenn ſie ſich geſchwängert fühlte, ihre Leibesfrucht abzutreiben pflegte. Nachdem ſie zur Kaiſerin war erhoben worden, trieb ſie ihren Stolz ſo weit, daß, ganz gegen die Gewohnheit

jener Zeit, ſelbſt die vornehmſten Perſonen ſich vor ihr auf die Erde niederwerfen und ihre Füße küſſen mußten.

Juſtinus hatte 320,000 Pfund Gold hinterlaſſen, welche in kurzer Zeit durch die Verſchwendung ſeines Nachfolgers verpraßt waren.

Er war eifrig in der Theologie, und das war ein neues Unglück für den Staat. Man kann unmöglich den Eifer billigen, den er gleich anfangs zur Unterdrückung der Ketzer bewies, da er zuletzt ſelbſt in Ketzerei fiel und die Orthodoxen verfolgte. Der Eifer für die angenommene Meinung beſeelte ihn mehr, als die Liebe zur Wahrheit. Er fügte zu den Geſetzen der vorigen Kaiſer noch die Todesſtrafe hinzu, für Alle, die ſich den Lehren der Kirche nicht unterwerfen würden. Heiden, Juden und Ketzer fluchten dem Kaiſer, und flüchteten von allen Seiten; andere gingen in ihrer Wuth ſo weit, daß ſie ſich ſelbſt ermordeten. In Phrygien zündeten die Montaniſten ihre Tempel an, und verbrannten ſich in denſelben. 50,000 Samaritaner machten einen Aufruhr, raubten und erwürgten Alles um ſich her, bis ſie ſelbſt alle erſchlagen waren. Entvölkerung der Provinzen und Haß gegen den Kaiſer und das Chriſtenthum waren die Folgen dieſer Bedrückungen. Da Juſtinian die Güter derjenigen, die ſich mit ihren Familien nicht wollten taufen laſſen, zu ſeinem Vortheile einziehen ließ, ſo erregte er dadurch den gerechten Argwohn gegen ſich, daß ihm ſein Intereſſe mehr am Herzen liege, als die Ausbreitung der chriſtlichen Religion.

Die Gothen allein (denn Theodorich's Andenken war noch nicht erſtorben) wurden nicht nach der Strenge der Geſetze behandelt. Der Kaiſer ließ ſogar den Arianern eine Kirche wieder erbauen; aber bei ihrer erſten gottesdienſtlichen Verſammlung wurden ſie von einem Haufen Schwärmer angegriffen und größtentheils getödtet. Das Betragen des Fürſten begünſtigte die Schwärmerei nur zu ſehr.

Zu gleicher Zeit beſtrafte man die Verbrechen gegen die guten Sitten mit einer Strenge, die, ſtatt die Sitten zu verbeſſern, vielmehr die Aergerniſſe vermehrte. Zwei Biſchöfe, einige Prieſter und Rathsherren, die ſich ungeheurer Ausſchweifungen ſchuldig gemacht hatten, wurden öffentlich verſtümmelt. Da dieſes Beiſpiel ohne Wirkung blieb, ſo bedrohte der Kaiſer lange Zeit nachher, im Jahre 554, kraft eines zur Faſtenzeit bekannt gemachten Geſetzes, die Schuldigen mit den ſtrengſten Strafen, wenn ſie nicht am Oſterfeſte Buße thun würden. Was konnte man wohl von einer ſolchen Buße erwarten? Er beſtrafte einen Fluch eben ſo ſcharf, als die widernatürlichen Verbrechen, und er verbot die Hazardſpiele, weil dieſelben zum Fluchen Gelegenheit gäben. Er vertrieb die öffentlichen Dirnen, und ſetzte Todesſtrafen auf diejenigen, die man nachher entdecken würde. Ein kluger Geſetzgeber würde zuvörderſt unterſucht haben, ob alle dieſe Geſetze auch konnten zur Ausführung gebracht werden; ob ſie vermögend wären, die Sitten einer verderbten Nation zu verbeſſern; ob ſie ein angemeſſenes Mittel wider die eingeriſſenen Unordnungen enthielten, und er würde befürchtet haben, Böſes zu ſtiften, indem er Gutes zu ſchaffen gedachte. In der That wurden die Unordnungen immer größer und zahlreicher.

Indeſſen ward der Kaiſer durch den perſiſchen Krieg in Unruhe geſetzt, obſchon ſeine Truppen einige Vortheile über den Feind erhalten hatten. Er ſchickte an den König der Perſer einen Geſandten mit Geſchenken und Friedensvorſchlägen. Cabades erwiederte die Geſandtſchaft bloß mit einem ſtolzen Briefe, in dem er ſich ſelbſt König der Könige, Sohn der Sonne, und Herrſcher des Orients, den Juſtinian hingegen bloß einen Sohn des Mondes und Herrſcher des Occidents nannte. Beliſar, der ſich damals ſchon durch ſeine Talente und durch ſeine Tapferkeit bekannt gemacht hatte, ſchlug die Perſer bei Daras im Jahre 530; im folgenden Jahre hingegen verlor er die Schlacht bei Callinicum am

Oſterabende. Die Soldaten waren vom Faſten abgemattet, er wollte keine Schlacht wagen, und konnte auch ohne alle Gefahr den Feind zurücktreiben; aber die verwegene Kühnheit der Soldaten, die ſein kluges Betragen Feigheit ſchalten, und mit Empörung drohten, zwang ihn, es zum Treffen kommen zu laſſen. Die Perſer hatten die Ehre, über ein Heer, das weit zahlreicher als das ihrige war, und über den größten Feldherrn des Reiches den Sieg zu erhalten. Beliſar ward zurückberufen, und da er zu edel dachte, um die Rolle eines kriechenden Höflings zu ſpielen, ſo mußte er mehr als ein Mal erfahren, daß große Dienſte und erfochtene Siege unter den Ränken des Hofes ſelbſt zu einem Vorwande dienen müſſen, verdiente Männer zu ſtürzen.

In Armenien und andern Gegenden waren die römiſchen Waffen glücklich. Cabades ſtarb voll Kummers über ſo manchen Verluſt. Sein Nachfolger auf dem Throne, Cosrhoes, ein Prinz, den der Haß der Griechen verſchrien hat, den aber die Morgenländer über den Cyrus erhoben, hatte alle Fähigkeit, dieſen Verluſt zu erſetzen. Er gab ſeine heldenmüthigen Geſinnungen bald zu erkennen. Juſtinian hatte die Friedensunterhandlungen erneuert. Er erklärte darauf, er würde die Waffen nicht eher niederlegen, als bis man ihm 11,000 Pfund ausgezahlt, die eroberten Feſtungen zurückgegeben, und dem Befehlshaber der Truppen von Meſopotamien zu Conſtantinopel, nicht aber in dieſer Provinz ſeinen Aufenthalt angewieſen hätte. Der Kaiſer verſprach Alles, fertigte nachher einen Gegenbefehl ab, und ward im Jahre 533 gezwungen, einen ſchimpflichen Frieden zu ſchließen.

Er hatte ſtets die Unvorſichtigkeit, die Factionen des Circus dadurch an einander zu hetzen, daß er für die blaue wider die grüne, die von der Kaiſerin Theodora begünſtigt wurde, Partei nahm. Ganz Conſtantinopel war unter dieſe Parteien getheilt, mit welchen ſich die übrigen vereinigt hatten. Aus ihren blutigen

Streitigkeiten entſtand eine der ſchrecklichſten Empörungen, deren je die Geſchichte gedenkt. Bei den Spielen des Circus ſchimpften einſtens die aufgebrachten Grünen auf den Kaiſer. Die Anführer dieſes Tumults wurden hingerichtet; dieß ſetzte das Volk in Wuth. Die Aufrührer verlangten die Auslieferung vier verabſcheuter Miniſter, beſonders des Tribonianus, bei dem die Rechtspflege feil war, und der ſpäter das Werkzeug der Geſetzgebung wurde. Juſtinian entfernte dieſe Miniſter, ohne daß dadurch der ſchwache Kaiſer den unbändigen Pöbel entwaffnet hätte. Schon dachte er an die Flucht, als die muthvollere Theodora ihn mit den Worten zurückhielt: „Daß man lebe, iſt nicht nothwendig; aber es iſt nothwendig, ſeine Ehre nicht zu überleben. Ein Regent, der, vom Throne verwieſen, ein ſchimpfliches Leben führt, iſt ſchlechter als ein todter Mann. Der Thron iſt ein ruhmvolles Grab." Dieſe ſo übelberüchtigte Frau hatte doch eine gewiſſe Größe der Seele.

Auf das Gerücht, daß der Kaiſer mit ſeiner Gemahlin die Flucht ergriffen habe, lief das Volk nach dem Hauſe des Hypatius, eines Neffen des Anaſtaſius, führte ihn wider ſeinen Willen heraus und rief ihn zum Kaiſer aus. Plötzlich zeigte ſich Juſtinian mit dem Evangelienbuche in der Hand, erklärte ſich ſchuldig und ſagte, daß er ſich dieſes Unglück mit ſeinen Sünden zugezogen habe, daß er die ihm zugefügte Beleidigung vergebe, und daß, wenn ſich das Volk nur zur Ruhe begeben würde, kein Einziger geſtraft werden ſolle. Durch dieſe Erklärung machte er ſich nur noch verächtlicher und der Lärm ward größer; er begab ſich zurück in ſeinen Pallaſt, um den Gewaltthätigkeiten zu entgehen.

Alles würde verloren geweſen ſeyn, wenn nicht Beliſar, in Begleitung der vornehmſten Kriegsbefehlshaber und ihrer Soldaten, die Aufrührer angegriffen hätte. Das Blutbad war erſchrecklich; 30,000 Menſchen wurden erſchlagen und gewaltige

Feuersbrünſte vermehrten die Schrecken dieſes Tages. Hypatius und deſſen Bruder Pompejus wurden im Gefängniſſe erdroſſelt, und der Kaiſer ließ ſeinen Sieg im ganzen Reiche bekannt machen.

Unter einem Fürſten, der ſich die Thorheiten des Circus zu einer ernſtlichen Beſchäftigung machte, und der Gefahr, ein Opfer derſelben zu werden, nur durch das Blutbad ſeiner Unterthanen entging, wurden die größten Unternehmungen entworfen und ausgeführt, weil der Zufall einige große Männer um ihn ſtellte. Daß Afrika erobert wurde, war ein Werk des Beliſar. Seit den Zeiten des Genſerich waren die Vandalen ganz ausgeartet. Es war nicht mehr das unerſchrockene, nie zu ermüdende, mäßige, keuſche Volk, das aus Norden gekommen war, um Alles, was ihm auf ſeinem Wege aufſtieß, in den Staub zu treten; ſondern es war eine verzärtelte Nation in einem eben ſo fruchtbaren, als heißen Lande, wo ſich die Reize zum wollüſtigen Leben mitten in dem Schooße des Luxus und der Reichthümer mehrten.

Genſerich beging zwei Fehler, durch welche er ſeine Vandalen, ſo bald ſie ſich in ihren Sitten verſchlimmern würden, einer Staatsveränderung bloß ſtellte. Er hatte die Mauern aller feſten Städte, nur Carthago ausgenommen, ſchleifen laſſen, weil er nämlich beſorgte, im Falle des Krieges, daß die Römer ſich in einer derſelben feſtſetzen möchten. Er hatte ferner angeordnet, daß jedesmal, ohne Rückſicht auf die Erſtgeburt der verſchiedenen Linien, der älteſte des königlichen Geſchlechts die Krone erben ſollte, und das konnte gar leicht Unordnungen und gräuliche Verbrechen veranlaſſen. Sein weitläufiges Reich, das Corſica und Sardinien, ſammt allen Ländern von der Meerenge bei Cadix an bis Cyrenaica in ſich begriff, war nach ſeinem Ableben bloß ein Schauplatz von Unordnungen und Mißhelligkeiten.

Hunnerich, der ihm in der Regierung folgte, ließ ſeine eigenen Brüder und Neffen umbringen, um ſeinem Sohne den

Thron zu ſichern. Hilderich, Hunnerichs Thronerbe, ward von Gelimer, des Eroberers Urenkel, vom Throne geſtoßen. Juſtinian, der mit Hilderich in Verbindung ſtand, ſchrieb zu ſeinem Beſten an Gelimer, der aber ſowohl den guten Rath als die Drohungen des Kaiſers verachtete. Man ſuchte darauf den Frieden mit den Perſern zu beſchleunigen, mit dem Entſchluß, Afrika zu bekriegen, und dem Beliſar wurde dieſe Aufgabe zu Theil.

Dieſer Feldherr, deſſen ganzes Heer in **10,000** Mann Fußvolk und **6000** Reutern beſtand, ging im Brachmonate zu Schiffe, und landete drei Monate nach ſeiner Abreiſe in Afrika. Wegen der ſtrengen Kriegszucht, in welcher er ſein Heer hielt, gab er ſich nicht ſowohl das Anſehen eines Feindes, als vielmehr eines Erretters. Er näherte ſich Carthago, ohne beinahe einen Widerſtand zu finden; er ſtieß auf den Gelimer und ſchlug ihn in die Flucht. Des folgenden Tages erſchien er vor den Thoren der Stadt, wo man zu ſeinem Empfange die Straßen erleuchtet hatte, aber aus Beſorgniß, daß die nächtliche Finſterniß die Soldaten zu Ausſchweifungen verleiten möchte, wollte er nicht ſogleich von derſelben Beſitz nehmen. Tags darauf hielt er ſeinen Einzug, wie in eine römiſche Stadt, ohne Tumult, ohne die geringſte Gewaltthätigkeit, ohne daß ein Mal die Gewerbe unterbrochen wurden. Carthago war ſeit **95** Jahren ein Eigenthum der Vandalen.

Gelimer hatte nach Spanien geſchickt, und den König der Wiſigothen, Theudis, um Hülfe bitten laſſen. Seine Geſandten, die von dem Vorgefallenen nicht unterrichtet waren, verſicherten, daß ihr König im Begriffe ſey, eine Hand voll römiſcher Straßenräuber zu zerſchmettern. „Kehrt zurück nach Carthago," ſagte der beſſer unterrichtete Theudis zu ihnen, „und erkundigt euch nach dem Zuſtande eurer Angelegenheiten." Mit dieſer Antwort wurden ſie zurückgeſchickt, und kamen in dem Hafen vor

Carthago an, wo ſie nichts weniger als Feinde erwarteten. Man führte ſie zum Beliſar, der ſie in Freiheit ſetzte, nachdem ſie ihm ihre Sendung offenbart hatten.

Der König der Vandalen brachte inzwiſchen ein Heer zuſammen, indem zu gleicher Zeit ſeine Emiſſarien die Hunnen von der römiſchen Armee abzuziehen ſich beſtrebten. Unzufrieden mit der ſtrengen Kriegszucht der Römer, und aus Furcht, daß ſie in Afrika würden bleiben müſſen, verſprachen die Hunnen, bei der erſten Gelegenheit ſich zu empören. Beliſar entdeckte die Verſchwörung; er gewann durch Wein und Klugheit die Zuneigung der Barbaren, und brachte ſie dahin, daß ſie ihre Untreue bekannten, und feſtere Treue zu beweiſen verſprachen. Er ſchlug bei Tricamar ein Heer, das zehnmal ſtärker war, als das ſeine. Gelimer nahm ſeine Zuflucht zu unerſteiglichen Gebirgen an den äußerſten Gränzen Numidiens. Da das dortige Land nichts als Gerſte und Roggen trug, und die Mauren das Getreide weder zu mahlen, noch zu backen verſtanden, ſo ſah er ſich in den Stand der roheſten Natur zurück verſetzt, und ergab ſich nach dreimonatlicher Erduldung der äußerſten Beſchwerden. Beliſar empfing ihn zu Carthago, und ließ ihn, in Erwartung der Befehle des Juſtinian, bewachen.

Hätte ſich der Kaiſer von klugen Rathgebern leiten laſſen, ſo würde er eingeſehen haben, wie nöthig es zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft in den eroberten Provinzen ſey, den großen Mann in Afrika zu laſſen, der ſo eben innerhalb dreier Monate die ganze Macht der Vandalen zerſtört hatte. Aber zu Conſtantinopel ſchlief der Neid niemals. Selbſt die Kriegsgenoſſen des Helden fröhnten der Bosheit der Hofleute. Man beſchuldigte ihn, daß er auf Empörung denke. Er wurde davon benachrichtigt, und da ihm Juſtinian die Wahl ließ, ob er in Afrika bleiben, oder nach

der Reſidenz zurückkehren wollte, ſo reiſ'te er ſogleich ab, um dieſe Verläumdungen zu vernichten.

Man geſtand ihm einen Triumph zu, eine Ehre, wovon man im orientaliſchen Reiche bisher kein Beiſpiel gehabt hatte. In ſeinem Gefolge war Gelimer an der Spitze der Gefangenen. Der Unglückliche wiederholte oft die Worte, die ſeinem Schickſal ſo angemeſſen waren: „O Eitelkeit aller Eitelkeiten! Alles iſt nur Eitelkeit.“ Juſtinian ſchenkte ihm eigene Ländereien in Galatien, wo er ſeine übrigen Tage zubrachte.

Die Mauren empörten ſich, ſobald Beliſar zu Schiffe gegangen war. Die anderen Feldherren dämpften die Unruhe erſt nach 14 kriegeriſchen Jahren. Das ſchrecklich entvölkerte Afrika blieb bis zum Einfall der Saracenen, das iſt ungefähr 100 Jahre, dem Reiche unterworfen, und ſelbſt der Name der Vandalen wurde darin auf immer ausgetilgt. Juſtinian theilte Afrika in ſieben Provinzen: Tingis, Mauretanien, Numidien, Carthagenä, Byzanz, Tripolis und Sardinien, weil dieſe Inſel mit zum vandaliſchen Reiche gehörte. Er begegnete daſelbſt den Arianern, wie er allenthalben den Ketzern begegnete. Er ſchien anfangs die Völker zu ſchonen, aber ſeine Finanzbeamten hatten ſie bald zu Grunde gerichtet.

Cosrhoes ſchickte ihm eine Geſandtſchaft, um ihm Glück zu wünſchen, oder vielmehr ihm zu trotzen, indem er einen Theil der Beute verlangte, „weil,“ wie er ſagte, „die Römer die Vandalen nicht würden überwunden haben, wenn die Perſer ihnen nicht den Frieden zugeſtanden hätten.“ Aus Furcht vor einem neuen Kriege machte man dem perſiſchen Könige prächtige Geſchenke.

Alle die wiedereroberten Schätze, die Genſerich in Rom erbeutet hatte, würden dem Kaiſer große Dienſte geleiſtet haben, wenn er ſie zum Beſten des Staates zu gebrauchen verſtanden hätte; aber die Prachtliebe der Theodora verſchlang allein unermeßliche

Reichthümer. Bei einer Reiſe nach den Ländern in Bithynien führte ſie ein Gefolge von **4000** Menſchen bei ſich. Sie verſchwendete Geld an Kirchen und Klöſter, und ſchändete zu gleicher Zeit die Religion durch ihre Laſter. Die Frömmigkeit ihres Gemahls war nicht viel mehr werth.

Es iſt eine ſeltene Erſcheinung, daß die wichtigſten Unternehmungen unter einer ſchwachen Regierung ausgeführt wurden; aber die Umſtände waren ſo günſtig, daß die Eroberung von Afrika die Eroberung Italiens nach ſich zog. Die Königin Amalaſunta (denn ſie hatte während ihrer vormundſchaftlichen Regierung den königlichen Titel angenommen), die während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Athalarich Italien mit bewundernswürdiger Weisheit beherrſcht hatte, ſah dieſen jungen Prinzen durch die Hofleute zum Laſter verleitet. In der That wollten ſie die Königin ſelbſt einer Macht berauben, wovon ſie zu guten Gebrauch machte, als daß ſie ſich nicht den Haß derſelben hätte zuziehen ſollen. Sie ließ die vornehmſten Anführer der Verſchwörung hinrichten, nachdem ſie vom Juſtinian die Verſicherung erhalten hatte, daß ſie im Nothfalle in Conſtantinopel Zuflucht finden könne. Sie hatte einen weit gefährlicheren Feind an Theodat, einem Neffen ihres Vaters Theodorich, Statthalter von Toskana, deſſen Bedrückungen ſie ein Ende machte und beſtraft hatte. Dieſer wüthende Mann verſprach dem Kaiſer heimlich, ihm, gegen eine Summe Geldes und eine Senatorſtelle in Conſtantinopel, Toskana in die Hände zu liefern. Athalarich ſtarb, von ſeinen Ausſchweifungen entnervt und ausgezehrt. Amalaſunta, die den Theodat, den einzigen noch lebenden Prinzen des königlichen Hauſes, durch Wohlthun zu gewinnen hoffte, verſchaffte ihm die Krone, indem ſie ſich die königliche Gewalt vorbehielt. Er hatte ſich eidlich verpflichtet, ſich gänzlich in ihren Willen zu fügen. Bald darauf aber ließ er ſie in eine Feſtung einſperren, wo-

ſelbſt man ſie erwürgte. Caſſiodorus, der in den Dienſten dieſes Fürſten blieb, redet von ihm mit Bewunderung. Vielleicht war es der Platonismus, den Theodat zu ſchätzen ſich das Anſehen gab, und eine ſcheinbare Gerechtigkeitsliebe, was den alten Staatsminiſter, dem der deklamirende Ton natürlich war, ſo ſehr für ſeinen Fürſten einnahm.

Juſtinian ergriff mit vieler Begierde den Vorwand, den ihm der Tod der Amalaſunta an die Hand gab, um ſeine Abſichten auf Italien in Ausführung zu bringen. Beliſar bemächtigte ſich Siciliens, unterdeſſen Mondon, ein anderer Feldherr, Dalmatien überfiel, und Salona eroberte. Der furchtſame Theodat erbot ſich, gegen eine jährliche Einnahme von **1200** Pfund Gold an liegenden Gründen, ſein Königreich abzutreten. Er ſchickte ſogar den Pabſt Agapetus **II.** nach Conſtantinopel, um den Frieden zu erbitten; weil aber Mondon in einem ungleichen Kampfe umkam, brach er ſeine Zuſage, und ſtürzte ſich ins Verderben.

Beliſar bemächtigte ſich Neapels nach einer zwanzigtägigen mörderiſchen Belagerung.

Die Gothen, unwillig, daß ihr König nicht dem Feinde entgegengezogen, riefen den Vitiges, einen Anführer von geprüfter Tapferkeit, zum Könige aus. Theodat nahm die Flucht, ward verfolgt und getödtet. Vitiges ließ ſich von dem Pabſte Silverius, von dem römiſchen Volke und dem Senate huldigen, und ſchickte ſich an, ſeine Truppen bei Ravenna zu verſammeln. Plötzlich ſah man Beliſar vor den Thoren Roms. Der Pabſt ermahnte die Bürger, ſich durch keinen verwegenen Streich in Gefahr zu ſetzen. Sie unterwarfen ſich, ohne ein Mal angegriffen worden zu ſeyn, und Rom, das ſeit **60** Jahren von dem Reiche getrennt war, kehrte freiwillig zurück unter die Herrſchaft der Kaiſer.

Beliſar unternahm es, in dieſer unermeßlichen Stadt mit einem Heer von **5000** Mann eine Belagerung wider mehr als

100,000 Oſtrogothen auszuhalten. Er rechnete auf den Muth und die gute Kriegszucht ſeiner Truppen. Kleine Heere waren ſtets das Werkzeug ſeiner Siege. Außerdem verſtanden die Feinde den Krieg nur auf offenem Felde zu führen, und gebrauchten zu Belagerungen italieniſche Kriegsbaumeiſter, die ihnen nicht ſehr ergeben waren. Dieſe Belagerung, eine der merkwürdigſten, deren die Geſchichte gedenkt, dauerte ein Jahr und neun Tage. Procopius hat davon eine intereſſante Beſchreibung entworfen, deren beſondere Umſtände zuweilen ins Wunderbare fallen. Nachdem Vitiges ſich der Stadt Porto an der Mündung der Tiber, die ohne Beſatzung war, bemächtigt hatte, geriethen die Belagerten in große Hungersnoth. Da aber unter den Belagerern anſteckende Krankheiten einriſſen, und Beliſar einige Verſtärkung erhalten hatte, ſo ſchloß man einen Waffenſtillſtand auf drei Monate, der aber von beiden Seiten gebrochen wurde. Endlich hob Vitiges die Belagerung auf, weil er durch Verrätherei Ravenna zu verlieren befürchtete.

Zum Beweiſe der damaligen Sitten und Denkart dient folgender ſonderbare Umſtand. Auf der Seite der Peters-Kirche hatten die Mauern Roms eine Oeffnung. Als Beliſar dieſelbe ausbeſſern wollte, widerſetzten ſich die Römer, weil, wie ſie ſagten, der heilige Petrus die Vertheidigung derſelben übernommen hätte. Die Oſtrogothen waren, ihres Arianismus ungeachtet, ſo gewiſſenhaft, daß ſie die Stadt von dieſer Seite nicht beſtürmten. Dieß hielt man für ein ſo erwieſenes Wunder, daß man ſich lange Zeit hernach ein Gewiſſen daraus machte, die Mauern auszubeſſern.

Zu der Zeit, da die Feldherren die ausgedehnteſten Eroberungen machten, beſchäftigte ſich der Kaiſer mit Glaubensangelegenheiten. Er verfertigte theologiſche Bücher, er entſchied die Streitigkeiten mit der Miene eines Kirchenlehrers, und der Despotismus gab ſeinen Entſcheidungen das Gewicht. Eines Tages ſagte er zu dem Papſte Agapetus: „Halt es mit meiner Meinung, oder

ich verweiſe dich nach den äußerſten Gränzen des Reichs.“ Die meiſten Biſchöfe unterwarfen ſich ſeinen Urtheilsſprüchen um ſo lieber, weil er ihnen immer mehr Macht über das Volk einräumte.

Er war der Erſte, der ihnen ein Tribunal gab, doch ohne ihnen Zwangsmittel zu erlauben. Er verordnete, daß in Civil-Angelegenheiten Geiſtliche und Mönche zuvörderſt vor den Biſchof ſollten vorgeladen werden; daß man bei Verbrechen ſich entweder an den Biſchof, oder an die weltliche Obrigkeit wenden könne; daß das Urtheil der weltlichen Obrigkeit über einen Geiſtlichen nicht ohne Erlaubniß des Biſchofs ſollte zur Ausführung gebracht werden, und daß man, im Falle der Verweigerung, ſich an den Kaiſer zu wenden hätte. Die Biſchöfe und Mönche wurden frei von der Gerichtsbarkeit der Laien, in welcher Sache es auch ſeyn mochte.

Die prächtige Sophien-Kirche würde ein rühmliches Denkmal Juſtinians ſeyn, wenn ſie nicht den öffentlichen Schatz erſchöpft hätte. Als er dieſelbe einweihte, verband er ſein eignes Lob mit dem Lobe Gottes, und rief aus: „Salomo, ich habe dich übertroffen.“ Der Sophien-Kirche gegen über ließ er das Bild Salomon's aufſtellen, in einer Stellung, die deſſen Neid und Unwillen über dieſen herrlichen Tempel ausdrückte. Das Gewölbe war ganz von Marmor ohne alles Zimmerholz, um es vor Feuersbrünſten ſicher zu ſtellen (denn dieſe Kirche war bei dem Aufruhre im Jahre 532 abgebrannt). Die Wände des Sanctuariums waren ganz mit Silber bekleidet, und man ſchätzte das Gewicht des Metalls auf 40,000 Pfund. Sechs Pfeiler von gediegenem Golde trugen den Altar, der ganz von Edelſteinen blitzte. Alle dieſe Schätze ſollten einſt eine Beute der Türken, und dieſer prächtige Tempel in eine Moſchee verwandelt werden. Außer 40 Diaconiſſinnen ſetzte Juſtinian bei der Sophien-Kirche 485 Geiſtliche ein, die ſich nachmals bis auf 800 vermehrten.

Ohne uns bei den beſonderen Umſtänden des Krieges aufzuhalten,

folgen wir ſchnell dem Beliſar zu dem Ausgange ſeiner Unternehmungen auf Italien. Beliſar belagerte zuletzt Ravenna, wo ſich Vitiges mit dem Reſte ſeiner Truppen eingeſchloſſen hatte. Die Franken boten dieſem Könige eine Armee von 500,000 Mann an, wenn er ihnen einen Theil ſeiner Staaten abtreten wollte. Weil er ſie aber bei einer andern Gelegenheit treulos befunden hatte, wollte er ſich lieber mit den Römern in Tractate einlaſſen. Der Kaiſer willigte ein, daß Vitiges alles Land jenſeits des Po behalten ſollte. Beliſar aber wollte die Verträge nicht unterzeichnen, denn er hatte ſich bereits dieſes Landes bemächtigt, und ſtand im Begriffe, das ganze Reich der Herrſchaft des Kaiſers zu unterwerfen.

Unterdeſſen waren die Magazine zu Ravenna in Brand gerathen. Da jetzt die Gothen Hungers zu ſterben befürchteten, trugen ſie dem Beliſar heimlich die königliche Würde an; eine Folge der Bewunderung, womit er ſie erfüllt hatte. „Ich bin ein Unterthan des Kaiſers," antwortete er, „und kann ein ſolches Anerbieten nicht ohne deſſen Bewilligung annehmen." Vitiges, der von dieſem Schritte der Gothen Nachricht erhielt, ſchickte gleichfalls an Beliſar, und erbot ſich, ihm die Krone abzutreten. Nun ergriff der große Feldherr dieſe Gelegenheit, dem Kriege ein Ende zu machen. Er verſprach den Feinden für ihre Güte die völlige Sicherheit, ohne ſich über das Uebrige weiter zu erklären. Man empfing ihn zu Ravenna in der ſicherſten Erwartung, daß er das Königreich annehmen würde; endlich enthüllten ſich ſeine geheimen Abſichten. Er hielt ſein Wort, indem er den Gothen als Römern begegnete, aber vermöge ſeiner Politik, die ſich ſchwerlich rechtfertigen läßt, bemächtigte er ſich der Perſon des Königs, und führte ihn mit ſich nach Conſtantinopel. Aus Eiferſucht, die von intriguanten Hofbedienten immer mehr angefacht ward, rief der Kaiſer ihn ſelbſt zurück, unter dem Vorwande,

ihn dem Cosrhoes entgegen zu ſtellen, der ſich zu neuen Feindſeligkeiten rüſtete. Vitiges ward zum Patricius ernannt.

Nichts wäre dem Beliſar leichter geweſen, als ſich ſelbſt zum Könige von Italien zu machen. Ildebald, den die Gothen, die noch im Beſitze von Pavia und Verona geblieben waren, mit dem Purpur bekleideten, ließ den Beliſar nochmals aufs inſtändigſte bitten, die Krone anzunehmen; er aber ſchlug ſie von neuem aus, denn es war ihm unmöglich, um eines Königreichs willen einen argwöhniſchen Fürſten zu hintergehen, deſſen Undankbarkeit er gleichwohl zu fürchten hatte. Alles an ihm war groß, ſeine Größe der Seele, und ſeine Tugenden noch mehr, als ſeine kriegeriſchen Talente. Eine Nation würde glücklich geweſen ſeyn, die ihn zum Herrſcher gehabt hätte, da ſelbſt die ſo oft von ihm überwundenen Feinde unter ſeinen Geſetzen zu leben wünſchten. Zu eben der Zeit, als er die Monarchen zittern machte, warteten die Ackerleute in aller Sicherheit ihr Geſchäft auf dem Felde ab. „Ein Kriegsheer,“ ſagte er, „muß die Aecker ſchützen und nicht verheeren.“ In einem Zeitalter, da Verderbniß der Sitten und niedrige Denkart herrſchten, ſchienen die Helden des alten Roms in ſeiner Perſon wieder ins Leben zurückgekehrt zu ſeyn. Aber bei Hofe vermochten ſeine unedlen und verſchmitzten Neider mehr als er; je größere Dienſte er dem Staate leiſtete, deſto eifriger ſannen ſie auf ſein Verderben. Zuletzt mußten ſie leider über dieſen großen Mann ſiegen. Das iſt das Unglück der Fürſten, wenn ſie ſich von gierigen und neidiſchen Betrügern umgeben ſehen, und, indem ſie ſich auf die Treue ſolcher Leute verlaſſen, die doch nur ihr eigenes Glück ſuchen, ſie das wahre Verdienſt außer Acht laſſen, und die Tugend ſelbſt in Verdacht ziehen. Aber die Dienſte des Beliſar redeten hinlänglich für ihn. Seine Treue war durch einleuchtende Proben bewährt, und wenn Juſtinian einen edlen Geiſt und richtige Unterſcheidungskraft gehabt hätte, ſo hätte er

Maßregeln argliſtiger Ränke nicht mit den edlen Thaten des Helden verwechſeln können. Er brauchte den Beliſar faſt immer, wenn er in Noth war, er fand ihn immer ſeines Vertrauens würdig, und belohnte ihn jedesmal mit Undank.

Eine unendliche Menge Städte und Feſtungen, die Juſtinian theils ausbeſſern, theils neu erbauen ließ, die ſeine Finanzen erſchöpften, ohne daß das Reich an Stärke gewann, konnte den Mangel an Kriegszucht, an Muth und patriotiſchen Geſinnungen nicht erſetzen. Sobald die Armeen keine große Feldherren an ihrer Spitze hatten, ſo zeugte Alles von Hinfälligkeit. Nach Beliſars Abreiſe machten ſich die Gothen, wie wir bald ſehen werden, furchtbar, da inzwiſchen Cosrhoes den Orient in Schrecken ſetzte.

Dieſer kriegeriſche Fürſt konnte die Eroberungen des Kaiſers nicht ohne Unmuth anſehen. So eifrig ihn auch Juſtinian bei friedlichen Geſinnungen zu erhalten ſuchte, ſo griff er gleichwohl zu den Waffen, drang in Syrien ein, und bemächtigte ſich der Städte Hierapolis und Beröa (das jetzige Aleppo), zweier feſten Plätze, bei denen er keinen Widerſtand fand. Er belagerte darauf Antiochien, dieſe Nebenbuhlerin Roms und Conſtantinopels; er eroberte die Stadt mit Sturm, übergab ſie der Plünderung, und legte ſie in Aſche, weil die Einwohner von der Höhe ihrer Mauern ihn beſchimpft hatten.

Die Abgeſandten Juſtinians kamen mit neuen Friedensvorſchlägen, dem perſiſchen Könige zuvörderſt die Ungerechtigkeit dieſes Krieges vorzuſtellen, den er wider die Tractate unternommen hätte. Seine Antwort war, Juſtinian habe den Frieden zuerſt gebrochen, und er bewies ſolches mit Briefen, die an die Barbaren geſchrieben waren, um ſie wider die Perſer aufzuwiegeln. Er verlangte darauf eine Summe baaren Geldes, und noch außerdem gewiſſe Jahrgelder. „Wie,“ ſagten die Geſandten,

„ſollen die Römer den Perſern zinsbar werden?" — „Nein," erwiederte Cosrhoes, „ſondern ihr ſollt nur uns Perſern für die Beſchützung eurer Gränzen ein ähnliches Jahrgeld zahlen, als ihr den Hunnen und Saracenen zahlt." Man ward dahin eins, daß ihm ſogleich 5000 Pfund Gold, und noch außerdem jährlich 500 Pfund ſollten gegeben werden.

Der kaum geſchloſſene Friede ward von beiden Seiten gebrochen. Juſtinian ſchickte den Beliſar wider die Perſer. Cosrhoes gab, noch ehe er angegriffen ward, den Bitten der Lazier Raum, die, unterdrückt von dem Geize eines römiſchen Befehlshabers, ihn baten, ſie von der Tyrannei zu befreien, und ſie zu ſeinen Unterthanen anzunehmen. Die feſte Stadt Petra konnte nicht widerſtehen. Die Römer verloren alſo Lazien. Als einige Zeit nachher der perſiſche König Paläſtina zu überfallen gedachte, gelang es dem Beliſar, der faſt gar keine Truppen hatte, durch eine Kriegsliſt ihn glauben zu machen, daß er mit einem furchtbaren Heere im Anzuge wäre; er ſetzte ihn dadurch in Furcht, und nöthigte ihn, über den Euphrat zurückzugehen.

Jedoch ward dieſer Feldherr, des Kaiſers in Italien wegen, abgerufen, und Martin, ſein Nachfolger, wurde mit 30,000 Mann von 4000 Perſern in die Flucht getrieben.

So viel Unglück und ſo manche Demüthigung erlitten die Römer allenthalben, wo ſie nicht den Beliſar zum Anführer hatten.

Schon ſtand das Reich in Gefahr, Italien zu verlieren. Die Feldherren dachten mehr aufs Plündern, als auf die Vertheidigung des Landes. Ein Oberaufſeher der Finanzen, den Juſtinian als Statthalter dahin geſchickt hatte, reizte die Völker und die Soldaten, durch allerlei Arten der Bedrückungen, denn er war ohne Verſtand und ohne Rechtſchaffenheit, zur Empörung. Der König der Oſtrogothen, Ildebald, der anfangs nur 1000 Mann in ſeinem Gefolge hatte, brachte bald eine zahlreiches Heer

zuſammen, und bemächtigte ſich des ganzen Landes jenſeits des Po. Er beging einige Ungerechtigkeiten, und ward ermordet. Sein Nachfolger Evarich hatte daſſelbe Schickſal, weil er des Thrones unwürdig ſchien.

Totilas.

Totilas, Ildebalds Neffe, ein junger Prinz, der dem Theodorich an die Seite geſetzt zu werden verdiente, und im Jahre **541** zum Könige ausgerufen ward, erweckte ſeine Nation zu neuen Hoffnungen. Er ſchlug die Römer bei Faenza, und bald darauf Marcello, nahe bei Florenz. Er begegnete den Gefangenen mit ſo vieler Leutſeligkeit, daß er ſich aus denſelben getreue Unterthanen machte; und er verbreitete die Unruhe bis nach Rom und Ravenna. Lucanien, Apulien, Calabrien, Neapel ſelbſt, waren gar bald unter ſeiner Botmäßigkeit. Die italieniſchen Truppen erhielten keinen Sold mehr, lebten bloß vom Raube, und achteten nicht auf die Befehle ihrer Feldherren; die Truppen des Totilas hingegen beobachteten eine ſtrenge Kriegszucht. Dieſer Held, gelinde gegen die Ueberwundenen, wollte ſich nicht bewegen laſſen, einen ſeiner beſten Soldaten, der die Tochter eines Römers entehrt hatte, zu begnadigen. „Das Unglück meiner Unterthanen," ſagte er, „dringt mir bis ins Herz; aber ich würde ſie ſelbſt noch viel unglücklicher machen, wenn ich die Laſter ungeſtraft ließe."

Unter dieſen traurigen Umſtänden ſchrieben die Feldherren, daß Italien ohne eine ſchleunige Hülfe verloren ſeyn würde. Juſtinian ließ daher zwar den Beliſar dahin abgehen, aber mit ſo wenigen Truppen, daß dieſer tapfere Feldherr ſich genöthigt ſah, zu Ravenna zu bleiben. Inzwiſchen ward Rom vom Totilas belagert. Die Gothen eroberten eine Flotte, die mit Lebensmitteln aus Sicilien beladen war. Die Hungersnoth brachte die Belager=

ten zur Verzweiflung. Zwei habſüchtige Befehlshaber ließen ſich ſo wenig angelegen ſeyn, auf die Erleichterung des allgemeinen Elends zu denken, daß ſie vielmehr davon Vortheil zu ziehen ſuchten, indem ſie das Getreide, das ſie in gewölbten Kellern verborgen hielten, aufs theuerſte verkauften, den Scheffel für ſieben Goldſtücke. Beliſar, der einige Verſtärkung erhalten hatte, bemühte ſich umſonſt, Zufuhr nach Rom hinein zu ſchaffen; ſeine Befehle wurden ſo ſchlecht ausgeführt, daß die ganze Zufuhr den Feinden in die Hände fiel, ehe ſie bei ihm ankam.

Einige Iſaurier, die aus der Stadt gegangen waren, verſchafften dem Könige der Gothen Gelegenheit, ſich eines Thores zu bemächtigen. Er drang hinein, die Beſatzung nahm die Flucht, und er verbot, irgend einen Römer zu tödten. Nur **26** Soldaten und **60** andere Perſonen hatten bereits ihr Leben eingebüßt, alle übrigen wurden gerettet. Totilas forderte die Senatoren vor ſich, und gab ihnen nachdrückliche Verweiſe, daß ſie ſich an einer Nation, von der ſie lauter Wohlthaten und Gutes empfangen, als Verräther bewieſen hätten. Er ſtellte ihnen die weiſe Regierung Theodorichs und der Amalaſunta lebhaft vor Augen, und verglich dieſelbe mit den Bedrückungen, die ſie ſo eben hatten erdulden müſſen. „Ihr ſeyd," ſagte er, „für eure treuloſe Undankbarkeit nach Verdienſt beſtraft; euer neuer Beherrſcher hat euch, aller Schreckniſſe des Krieges ungeachtet, durch die grauſamſten Auflagen erdrückt, und ſeine Finanz-Beamten haben euch mehr Drangſale zugefügt, als eure Feinde." Man konnte dieſen Gründen nichts entgegenſetzen; allein die Römer wünſchten einen andern Herrn, und fanden abermals Urſache, ihren Wankelmuth zu bereuen. So blind iſt gewöhnlich der große Haufe gegen ſeine eigene Wohlfahrt.

Da Totilas den Beſitz von Rom aufgeben mußte, weil er ſeine Truppen zu andern Feldzügen nöthig hatte, gedachte er, die Stadt zu zerſtören. Beliſar gab ihm in einem Briefe

zu bedenken, daß er durch Verwüſtung der prächtigſten Stadt in der Welt den Ruhm ſeiner Thaten verdunkeln würde. „Man verewigt ſich,“ ſchrieb ihm dieſer Feldherr, „man dient der menſchlichen Geſellſchaft, wenn man Städte anlegt; aber durch Verwüſtung derſelben erklärt man ſich für einen Feind der Menſchen, und entehrt ſich auf ewig.“ Der König dankte dem Feldherrn für ſeinen guten Rath, verſprach, von demſelben Gebrauch zu machen, und verließ Rom, nachdem er die Einwohner zerſtreut hatte. Alsbald nahm Beliſar Rom in Beſitz. Die Gothen griffen ihn an, und obſchon die Mauern ſehr ſchlecht ausgebeſſert waren, hatte er doch das Glück, die Stadt wider Totilas zu vertheidigen, und ihn, ſeiner lebhaften Angriffe ungeachtet, zurückzutreiben. Dieſer Fürſt ſchlug andere Feldherren, und eroberte andere Städte, beſonders Peruſia, das eine ſiebenmonatliche Belagerung aushielt.

Beliſar verließ Italien, nachdem er daſelbſt fünf Jahre, ſich ſelbſt überlaſſen, ein Zeuge von den glücklichen Unternehmungen des Feindes geweſen war, und ſich außer Stande ſah, ſeinen alten Ruhm zu behaupten. Juſtinian beförderte das Verderben des Reiches durch unnütze Gebäude, und glaubte recht viel zu thun, indem er dem Feldherrn eine Hand voll Soldaten zugeſtand. Schlechte Officiere, Soldaten ohne Sold und ohne Kriegsbedürfniſſe, das waren die einzigen Werkzeuge, womit man einen jungen, unerſchrockenen, klugen, betriebſamen und angebeteten König überwinden ſollte, deſſen Macht im Verhältniſſe ſeiner Siege zunahm. Hätte Beliſar nicht die Erlaubniß erhalten, nach Conſtantinopel zurückzukehren, ſo würde er in Gefahr geweſen ſeyn, von Totilas bald zermalmt zu werden. Er nahm aus Italien große Reichthümer, die er durch Schatzungen erpreßt hatte; von dieſem Flecken kann man ſein Andenken nur durch die nicht ſehr wahrſcheinliche Vorausſetzung befreien: daß er in der äußerſten Noth, wo-

rin ihn Juſtinian ließ, es für Pflicht gehalten habe, zum Dienſte ſeines Fürſten alles Mögliche zuſammen zu raffen.

Seit 12 Jahren hatten die Gothen den Franken ihre Beſitzungen in Gallien überlaſſen, die ſich von den Alpen bis zur Rhone und von dem mittelländiſchen Meere bis zu dem Königreiche der Burgundier erſtreckten. Juſtinian, der dieſe Provinzen als ein Eigenthum des Reiches betrachtete, und ſich die Zuneigung eines damals ſehr mächtigen Volkes verſichern wollte, beſtätigte dieſe Abtretung förmlich. Totilas, dem es nicht weniger darum zu thun war, die Franken in ſein Intereſſe zu ziehen, hielt um die Tochter Theodeberts, Königs von Auſtraſien, zur Gemahlin an; dieſer aber antwortete: „Seine Tochter ſolle ſchlechterdings einen König zum Gemahle haben, Totilas aber wäre nicht König von Italien, da er Rom nicht hätte behaupten können."

Theodebert bemächtigte ſich der Alpen und verbreitete ſeine Eroberungen nach Ligurien und bis in Venetien. Weil es ihn indeſſen verdroß, daß der Kaiſer ſich den Titel eines Ueberwinders der Franken und der Deutſchen gab, ſchloß er mit dem Könige der Gothen einen Theilungs-Tractat. Nun gedachte er den Krieg ſelbſt in das orientaliſche Reich zu tragen; aber ein frühzeitiger Tod ſetzte ſeinen Unternehmungen ein Ziel.

Totilas, den der Vorwurf verdroß, der ihm vom Theodebert gemacht war, eroberte Rom noch einmal, beſſerte die Stadt wieder aus, und bevölkerte ſie. Er ging darauf nach Sicilien, und kam mit reicher Beute von dort zurück. Zu gleicher Zeit ward Thracien von verſchiedenen Völkerſchaften bedroht; von den Lombarden, die in Pannonien und Noricum; von den Gepiden, die zu Sirmium und in Dacien; von den Herulern, die in Möſien wohnten; und beſonders von den Slaven, die ſeit der Zeit, da Juſtinian den Thron beſtiegen hatte, ſehr furchtbar geworden waren. Die Slaven waren eine zahlreiche und wilde Nation,

die aus dem mitternächtlichen Sarmatien hervorgebrochen war, ſich darauf gegen den Palus Mäotis und die Weichſel ausgebreitet, und ſich zwiſchen der Weichſel und dem Dnieſter niedergelaſſen hatte. Die Antier, die unter ihnen ein beſonderes Volk ausmachten, das man mit den Bulgaren oder Avaren verwechſelt hat, hatten ihren Wohnſitz gegen die Donau genommen.

Die Slaven, lauter große, ſtarke und nie zu ermüdende Leute, die in einzelnen, von einander abſtehenden Hütten wohnten, den Ackerbau vernachläſſigten, keine andere Beſchäftigung kannten, als den Krieg, eiferſüchtig über ihre Freiheit waren, und, ihres wilden Charakters ungeachtet, eine edelmüthige Gaſtfreiheit ausübten, machten einen ſchrecklichen Einfall in Thracien und Illyrien. Ob ſie gleich anfangs in geringer Zahl angezogen kamen, ſo erregten ſie doch durch ihre Verwüſtungen und Grauſamkeiten einen ſolchen Schrecken, daß Juſtinian ihnen ſeinen Neffen, den Germanus, entgegenſchickte; der Ruf dieſes Feldherrn trieb ſie zurück. Germanus, der den Beliſar in Italien erſetzen ſollte, und deſſen Tugend dem Verderbniſſe des Hofes widerſtanden hatte, ſtarb plötzlich. Nun gingen die Slaven von neuem über die Donau, ſchlugen viele Feldherren, und wurden zwar, da ſie bis auf eine Tagereiſe von Conſtantinopel fortgerückt waren, ſich zurückzuziehen genöthigt, aber kamen deſto wüthender wieder zurück.

Zur Vollendung des Unglückes entzündete ſich von neuem, und in Lazien, der Krieg mit den Perſern, der durch einen 4jährigen Waffenſtillſtand aufgehalten war. Die Römer, welche anfangs ſiegten, verloren ihre Vortheile; Juſtinian erkaufte daher einen neuen Frieden unter Bedingungen, die ihm Cosrhoes vorſchrieb. Statt der jährlich zu zahlenden Gelder gab er die für fünf Jahre geforderte Summe auf einmal, um den Schein zu vermeiden, als ob er einen Tribut erlege; eine kindiſche Erfindung der Eitelkeit, die der kleinen Seele dieſes Fürſten würdig war.

Zwei Mönche entſchädigten ihn dadurch, daß ſie Seidenwürmer-Eier und das Geheimniß, Vortheile daraus zu ziehen, nach Conſtantinopel brachten. Der Preis der Seide war damals ſo hoch, daß man ſie faſt mit Gold aufwog, und die Perſer bereicherten ſich durch dieſen Handlungszweig.

Uebrigens irrte man ſich nicht in Abſicht auf das Betragen des Kaiſers. Man betrachtete die Summen, die er den Feinden des römiſchen Namens auszahlen ließ, als einen entehrenden Tribut. Man murrte öffentlich darüber, daß er für **11½** Jahr dem Cosrhoes **4600** Pfund Gold ausgezahlt hätte, und daß dieſes eben ſo viel als ein jährlicher Tribut von **400** Pfund wäre. Man ſagte mit einem Worte, daß er niederträchtigerweiſe den Frieden erkaufe, ohne daß gleichwohl der Krieg aufhöre.

So klein er ſich gegen die Perſer betrug, ſo unbiegſam bewies er ſich gegen die Gothen. Totilas that wiederholte Friedensvorſchläge, und fand kein Gehör. Dieſer Held erbot ſich im Namen ſeiner Nation, einen Tribut zu erlegen, allen Anſprüchen auf Sicilien und Dalmatien zu entſagen, und dem Kaiſer in allen ſeinen Kriegen zu dienen. Er ſtellte vor, daß, da ein Theil von Italien den Franken gehöre, die Gothen ſich mit den übrigen ganz verheerten Ländereien begnügen wollten. Ohne Zweifel würde er den Juſtinian zur Reue über die ſtolze Verweigerung ſo vortheilhafter Anträge gebracht haben, wenn Narſes nicht, ihn zu beſtreiten, an die Spitze eines großen Heeres geſtellt worden wäre.

Narſes, Oberkämmerer und Liebling des Kaiſers, war ein Verſchnittener, und ohne Zweifel in den Ränken des Hofes ſehr erfahren, weil es ihm gelang, ſich von dem Sclavenſtande zu einer der höchſten Stufen des Glückes empor zu ſchwingen, aber durch ſeine Verdienſte und Talente noch über ſein Glück erhaben.

Daß der Kaiſer ihn zum Feldherrn erwählte, ſchien bloß von der beſondern Gunſt herzurühren, in welcher er bei demſelben ſtand.

Er kannte den Krieg nicht, und als er 13 Jahre zuvor Hülfstruppen nach Italien führte, vereitelte er die Entwürfe des Beliſar durch ein unverzeihliches Mißverſtändniß.

Indeſſen war doch die Wahl des Kaiſers eine Quelle der Siege. Narſes ſtellte ſich, als ob er den Antrag von ſich ablehnte, um Alles zu erlangen, was er wünſchte. Man öffnete ihm den Schatz, und er brachte eins der ſtärkſten Heere zuſammen, die das Reich ſeit langer Zeit gehabt hatte. Seine ſcheinbare Frömmigkeit, verbunden mit einem verſchmitzten, durchdringenden Verſtand, mit großem Muthe, mit vieler Klugheit und mit einer unerſchöpflichen Freigebigkeit, halfen ihm ſehr ſeine Unternehmungen befördern. Die Soldaten glaubten von ihm, daß er von einer höheren Eingebung begeiſtert würde, und hielten ſich unter ſeinen Fahnen für unüberwindlich.

Weil die Franken, die von Treviſo, Vicenza und Padua Meiſter waren, ihm den Durchzug verſagten, nahm er ſeinen Weg nach Ravenna, ging nahe bei Rimini vorbei, ohne mit der Belagerung dieſer Stadt Zeit zu verlieren, und richtete ſeinen Marſch nach Rom. Totilas zog ihm entgegen. In der Ebene von Lentagio (im Herzogthume Urbino) kam es zur Schlacht. Die Gothen wurden in die Flucht geſchlagen und ließen 6000 Mann auf dem Schlachtfelde. Ihr König, der ſich zur Erkämpfung des Sieges alle erſinnliche Mühe, aber vergeblich, gab, ward endlich von einer Lanze durchſtochen, und ſtarb bald darauf zu Capra. Ein Corps Longobarden that dem Narſes vortreffliche Dienſte. Man zweifelte nicht, daß dieſe Nation ſich bald Italien unterwerfen würde. Der Sieger bemächtigte ſich Roms, und belagerte Cumä, die ſtärkſte Feſtung in Italien.

Die Gothen erwählten den Teja zu ihrem Könige, einen tapferen Feldherrn, der, ohne dem Totilas an Leutſeligkeit zu gleichen, im Kriege ſeine Stelle zu vertreten verdiente. Mit dem Entſchluß, Cumä zu entſetzen, kam derſelbe bis zum Veſuv.

Man lieferte eine zweite Schlacht, in welcher beide Armeen Wunder der Tapferkeit thaten. Teja, der ſich in die größten Gefahren wagte, hatte ſchon zu verſchiedenen Malen ſeinen Schild mit einem andern verwechſelt. Er wollte jetzt, weil der ſeinige mit 12 Lanzen beſchwert war, wieder einen neuen anlegen, als er in dem Augenblicke, da er ſeine Bruſt entblößte, durchſtochen ward. Die Gothen ſetzten das Treffen mit gleicher Hitze fort. Als ſie endlich ihre Kräfte erſchöpft fühlten, erboten ſie ſich, die Waffen zu ſtrecken, wenn man ihnen erlaubte, mit ihren Habſeligkeiten aus Italien wegzuziehen; wenn man ihnen nach ihren Geſetzen zu leben verſtatten und ſie als Bundesgenoſſen des Reiches behandeln wollte. Narſes geſtand ihnen dieſes zu, um ſie nicht zur Verzweiflung zu bringen.

Cumä, das von Aligern, des Totilas Bruder, vertheidigt ward, widerſtand gleichwohl einem ſo fürchterlichen Feinde. Eine Mine, die in der Höhle der Sibylle angebracht war, ſtürzte Thürme und ein Thor um; dennoch war es den Römern noch nicht möglich, durchzudringen. Narſes ſuchte unterdeſſen Toscana zu bezwingen. Lucca ergab ſich nach einer langen Belagerung. Endlich lieferte Aligern die Schlüſſel von Cumä freiwillig ab, weil er lieber unter den Befehlen der Römer, als der Franken und Deutſchen ſtehen wollte, die, unter dem Vorwande, ihm Beiſtand zu leiſten, Italien mit einer Armee bedrohten.

Die Anführer derſelben, Bucelinus und Leutharius, wurden überwunden. Nachdem endlich 7000 Gothen in Compſa, dem jetzigen Conza, ſich im Jahre 554 zu ergeben gezwungen wurden, war die Eroberung von ganz Italien vollendet. Narſes blieb daſelbſt 13 Jahre lang Statthalter.

So fiel eine Monarchie, die von Theodorich geſtiftet und von Totilas wieder hergeſtellt war; zwei Fürſten, die den größten Männern gleich geſchätzt zu werden verdienten.

Mitten unter den großen Reichsangelegenheiten dogmatiſirte Juſtinian immer fort, und wollte ſeine Meinungen zu allgemeinen Glaubensregeln machen. Seit vielen Jahren hatte er ein Edict wider die drei Capitel ausgehen laſſen. Unter den drei Capiteln verſteht man die theologiſchen Werke dreier Verfaſſer, wovon der erſte, Theodorus von Mopsveſt, in der Gemeinſchaft der Kirche verſtorben war, und die beiden andern, Theodoretus und Ibas, an der chalcedoniſchen Kirchenverſammlung Antheil gehabt hatten. Der Kaiſer verdammte ſie, und man mußte bei Strafe der Ungnade dieſes Edict unterſchreiben. Der Pabſt Vigilius, den er nach Conſtantinopel zu ſich einladen ließ, weigerte ſich anfangs, entſchloß ſich doch zuletzt, zu unterzeichnen. Die occidentaliſchen Biſchöfe thaten den Pabſt in den Bann. Er widerrief, wurde ins Gefängniß geworfen, entkam, und that die Feinde der drei Capitel in den Bann. Eine bloß von morgenländiſchen Biſchöfen gehaltene Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel verdammte das, was der Kaiſer verdammt hatte. Wer ſich weigerte, zu unterſchreiben, ward geſtraft. Obſchon der Occident ſich wider den Ausſpruch der Kirchenverſammlung empörte, ſo nahm doch Vigilius denſelben an. Aber eine Menge Biſchöfe, beſonders in Iſtrien und Venetien, welche die aglariſche Spaltung zu Stande brachten, verwarfen es in einem Zeitraum von mehr als 150 Jahren. Mit der Zeit iſt mit allgemeiner Bewilligung das conſtantinopolitaniſche Concilium unter die öcumeniſchen aufgenommen worden. Dieſe Streitſucht, die durch ihren Einfluß in die Angelegenheiten des Staates und in die Anordnung der Geſellſchaft gleich ſchädlich iſt, erſchütterte den Orient beſtändig bis zum gänzlichen Verfalle des Reiches. Der Occident ward unter der Botmäßigkeit der Barbaren blos vom Kriege erſchüttert.

Eine lange anhaltende Peſt, ſchreckliche Erderſchütterungen, beſtändige Kriege, unternehmende Barbaren, die ſtets zum Streite

gerüſtet ſtanden, und ſtets bedrückte und unglückliche Völker, das Alles zeigt das Gemälde der Regierung Juſtinians, bei allem glücklichen Erfolge der Unternehmungen ſeiner Feldherren. Er glaubte ſich dadurch vor Einfällen ſicher zu ſtellen, daß er die Feinde ſeines Reiches bezahlte; das Geld, welches er niederträchtig bei ihnen verſchwendete, erregte nur immer mehr ihre Habſucht und ihre Kühnheit. Vor Antritt ſeiner Regierung beſtand die Armee aus 645,000 Mann, er brachte ſie auf 150,000 herunter, die noch dazu allenthalben zerſtreut waren. Dieſe Verringerung, die unter andern Umſtänden hätte löblich ſeyn können, war jetzt ſehr am unrechten Ort, da die Truppen nicht zureichten, ſo vielen Feinden Widerſtand leiſten zu können. Noch dazu fehlte es ihnen an Unterhalt. Die Summen, die dazu beſtimmt waren, wurden der Raub der Einnehmer und die Nahrung ihrer Prachtliebe. Man verließ den Dienſt eben, da er am nöthigſten war. Der Kaiſer hoffte, die göttliche Rache, der er alle die Drangſale zuſchrieb, durch ſeinen unerbittlichen Religionseifer zu entwaffnen. Er ließ die Flucher, Läſterer und Heiden hinrichten, aber die Religion gewann dadurch wenig, und das Mißvergnügen vermehrte ſich beſtändig.

Zwei bis dahin unbekannte Völker, die Avaren und Türken, waren aus der Tartarei bis an die Grenzen des Reiches vorgerückt. Sie ſchickten Geſandte, um ihre Dienſte anzubieten, das hieß: um eine Beſoldung zu verlangen. Juſtinian unterließ nicht, wie es ſchon oft geſchehen war, ſie davon zu unterrichten, daß ſie mehr Vortheile gewinnen könnten, wenn ſie die Römer angriffen. Im folgenden Jahre (559) ward Thracien von einem Heere der Hunnen überſchwemmt. Es ſtieg über die lange Mauer (die theils durch Erdbeben gelitten hatte und nirgends hinlänglich beſetzt war) und ſtreifte bis an die Thore von Conſtantinopel; Alles zitterte, ſelbſt am Hofe des Kaiſers.

Beliſar, den man ſeit zehn Jahren am Hofe nicht bemerkte, ſchien damals die einzige Zuflucht des Vaterlandes zu ſeyn. Man übertrug es ihm, die Barbaren zurückzutreiben, und er ſchlug ſie faſt ohne eine Kriegsmacht. Der Neid erwachte und er wurde zurückberufen. Sogleich kamen die Hunnen zurück. Der Kaiſer zahlte ihnen nach Gewohnheit Geld, um ihrer los zu werden. Jedoch brachte er andere Hunnen wider ſie auf, die ſeit langer Zeit von ihm beſoldet waren, und jetzt, aus Furcht, ihren Sold zu verlieren, einen blutigen Krieg gegen die zuletzt gekommenen führten. Dieſe Barbaren richteten einander mit ſolcher Wuth zu Grunde, daß ſich der Name ſelbſt mit ihrer Macht verlor.

Mit Recht ließ man es ſich beſonders angelegen ſeyn, einen dauerhaften Frieden mit den Perſern zu ſchließen, die ſowohl wegen der Macht ihres Reiches, als wegen der großen Talente ihres Königs dem Kaiſer die furchtbarſten unter allen Feinden waren. Nach ſiebenjährigen, oft unterbrochenen Unterhandlungen ward endlich ein Frieden auf fünfzig Jahre geſchloſſen, der dem Kaiſer eben ſo ſchimpflich, als nöthig war. Den vornehmſten Bedingungen dieſes Friedens zufolge ſollte das Reich den Perſern 30,000 Stücke Goldes zahlen; ſollte Cosrhoes ganz Lazien räumen, und den Barbaren niemals den Durchzug durch die caspiſche Pforte erlauben, die Römer hingegen ſollten ſich niemals den Gränzen Perſiens nähern dürfen. Den Chriſten ward Duldung zugeſtanden, wiewohl unter der Bedingung, daß ſie keine Proſelyten zu machen ſuchen ſollten. Die Friedensakte enthielt unter andern, Segenswünſche, zu Gott zum Beſten derer, die den Frieden treulich hielten, und Verwünſchungen auf den Fall der Treuloſigkeit. So ward denn derſelbe Gott von beiden Parteien zum Zeugen angerufen. Beide Fürſten ſchrieben einander, um den Frieden zu beſtätigen. Unter den vielen ſtolzen Titeln, die ſich der perſiſche König beilegte, ſchien der ganz neu zu ſeyn, daß er ſich einen Rieſen der Rieſen

nannte. Wenn das Lächerliche dieſes Ehrennamens geſchwächt werden konnte, ſo war es dadurch, daß Juſtinian im Vergleiche mit Cosrhoes ein Zwerg zu ſeyn ſchien.

Man erzählt, der Kaiſer, der nicht wußte, wo er Geld finden ſollte, habe eine ſehr reiche Dame um ein Anleihen gebeten. Anicia, ſo hieß dieſe Dame, erbat ſich Bedenkzeit, und verwandte darauf ihr ganzes Vermögen an Goldblech, womit ſie das Gewölbe einer Kirche bekleiden ließ. Als ſie damit fertig war, zeigte ſie ſolches dem Kaiſer und ſagte: „Siehe hier alle meine Güter, mache damit, was Dir beliebt.“ Juſtinian lobte ihre Frömmigkeit und entfernte ſich mit großer Verlegenheit.

Der zunehmenden Körperſchwäche des Kaiſers ungeachtet, entſtand eine Verſchwörung wider ſein Leben; die Mörder aber wurden in dem Augenblicke der Ausführung ihres Vorhabens in Verhaft genommen. Ein Verbrechen führt das andere herbei. Drei Betrüger, angeſtellt von den Feinden des Beliſar, beſchuldigten dieſen Helden einer Verſchwörung. Man hielt ihn ſieben Monate lang gefangen, beraubte ihn ſeiner Aemter, und ließ ihn jeden Augenblick ſein Todesurtheil erwarten. Er rechtfertigte ſich endlich und bekam die Gunſt des Juſtinian wieder, deren er aber bald darauf durch den Tod beraubt ward. Daß Beliſar mit ausgeſtochenen Augen, um Brod bettelnd, herumwandern mußte, iſt eine Fabel.

Man beſchuldigte den Beliſar, daß er ſich zu nachgebend gegen ſeine Gemahlin Antonia bewieſen habe, die die Tochter eines Wagenlenkers des Circus war, und an niedriger Geburt, an Ausſchweifungen und Bösartigkeit der Kaiſerin Theodora glich.

Zur äußerſten Schwäche des alten Kaiſers fehlte nur noch, ſelbſt ein Ketzer zu werden, nachdem er die Ketzer unabläſſig verfolgt hatte. Seine dogmatiſche Eitelkeit verleitete ihn dazu. Er ward ein Anhänger und Beförderer derjenigen Secte von Irrgläubigen,

welche behaupten, daß der Leib Chriſti, von ſeiner Empfängniß an, keiner Leiden und keiner Veränderung fähig geweſen ſey. Er gab ein eignes Edict heraus, um dieſe ſeltſame Lehre geltend zu machen; er verbannte den Patriarchen Eutychius und einige andere Prälaten, die ſeiner Meinung nicht beiſtimmten, und er fing ſchon an, die Gewiſſen mehr als jemals zu zwingen, als er im 84. Jahre ſeines Alters und im 39. ſeiner Regierung ſtarb.

Verblendet von dem Glanze der Begebenheiten, die ihn erleuchteten, legen ihm viele Schriftſteller den Namen des Großen bei. Ein Patriarch zu Conſtantinopel canoniſirte ihn zu Ausgange des 6. Jahrhunderts. Aber Evagorius, ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber, ſagt: „Er habe das ganze Reich mit Unrecht und Unordnung erfüllt, und würde in der Hölle ſein Urtheil empfangen.“

Der Lobſprüche ſeiner Bewunderer ungeachtet, iſt dennoch des Juſtinians Geſetzgebung in mancher Betrachtung ſehr fehlerhaft, denn bewegliche Geſetze, die ſich von einem Tage zum andern verändern, und folglich vom Eigenthume abhängen, bringen in die bürgerliche Geſellſchaft weniger Ordnung als Verwirrung. Ordnung und Abſtellung der Mißbräuche werden nur dadurch erlangt, wenn man die Geſetze ſo einfach, ſo deutlich und genau als möglich abzufaſſen und nach den wahren Grundſätzen der Billigkeit einzurichten ſucht. Hätten des Juſtinians Geſetze überhaupt dieſe edlen Vorzüge, ſo hätte er ſie nicht bis ins Unendliche vervielfältigen müſſen, und ſie würden nicht zu ihrer Erklärung ganze Bibliotheken von Auslegungen hervorgebracht haben.

Als dieſer Fürſt ſich entſchloß, ein Geſetzbuch herauszugeben, ſo übertrug er dieſes Geſchäft dem Tribonianus, einem Hofmanne und Rechtsgelehrten, der mit der Rechtspflege Wucher trieb, und der außerdem keine ſo ausgebreiteten Einſichten hatte, als zu einem ſolchen Werke erfordert werden. Der Codex ward mit zu großer Flüchtigkeit verfertigt, und erſchien im Jahre 529. Er enthielt die

kaiſerlichen Geſetze von des Adrians Regierung an. Mehr als 200 neue Verfügungen des Kaiſers, und eine Menge Fehler, die man in der erſten Sammlung bemerkt hatte, verurſachten eine zweite Ausgabe im Jahre 534, dieſelbe, welche wir noch jetzt haben.

Die Digeſta, oder Pandecten, die innerhalb drei Jahren in Ordnung gebracht wurden, erſchienen im Jahre 533. Sie machten ein ungeheueres Werk aus, worin alles Nützliche aus mehr als 2000 Büchern alter Rechtsgelehrten geſammelt, verbeſſert und methodiſch geordnet ſeyn ſollte. Der Kaiſer gab den Pandecten Geſetzeskraft, und verbot alle Erklärung. In zweifelhaften Fällen ſollte man ſich an den Kaiſer wenden, der allein das Recht hätte, die Geſetze zu ergänzen und auszulegen. Er befahl den Richtern, ſich an die Pandecten zu halten, und ſchaffte alle übrigen Geſetze dergeſtalt ab, daß es nicht erlaubt ſeyn ſollte, ſich auf dieſelben zu berufen. Da Tribonianus und die übrigen Sammler völlig Gewalt hatten, den Text ſowohl in den Pandecten als in dem Codex zu verändern, zu erweitern und abzukürzen, ſo darf man nicht an der Veränderung zweifeln, welche viele Geſetze oder alte Entſcheidungen litten, die unter dem Namen alter Rechtsgelehrten bekannt waren.

Die Inſtitutionen, die kurz vor den Pandecten herausgegeben wurden, hatten gleichfalls Geſetzeskraft. Sie enthalten die Anfangsgründe der Rechtsgelehrtheit. Man ſchätzt ſie höher, als die beiden andern Werke.

Endlich erſchienen auch die Novellen Juſtinians, die in manchen Stellen ſeinem Codex geradezu widerſprachen.

Im Orient erhielt ſich dieſe große Sammlung von Geſetzen nicht länger, als bis in das 9. Jahrhundert. Der Kaiſer Baſilius ordnete daſelbſt ſtatt des Juſtinianiſchen Codex ſeine Baſilica an. Im Occident ward der Codex bald durch die longobardiſchen Geſetze verdrängt, und blieb bis ins 12. Jahrhundert in

Vergeſſenheit, wo man zu Amalfi ein Exemplar von den Pandecten fand. Alſo war der höchſte Triumph der Geſetze des Juſtinians derjenige, den ſie über die neueren Völker erhielten, die unglücklicherweiſe jene Geſetze zu früh und zu ſpät kennen lernten; zu ſpät, weil dadurch viele Irrthümer der Barbarei und Unwiſſenheit würden vernichtet worden ſeyn; zu früh aber, weil man aus Mangel reifer Einſichten aus denſelben das Schlechte nebſt dem Guten beibehielt. Der Kaiſer ſelbſt gab nur zu überzeugende Beweiſe von dem ſchlechten Gehalte ſeiner Geſetze, weil während ſeiner Regierung allenthalben Unordnungen herrſchten. Doch muß man auch geſtehen, daß mitten unter Unruhen und Gefahren die Geſetze ihre Macht verloren.

Im Jahre 541 ſchaffte Juſtinian das Conſulat ab, das ſeit langer Zeit ein leerer Titel geworden war. Sieben Mal im Jahre zogen die Conſuln mit Gepränge durch die Stadt, und warfen unter das Volk Geld aus. Dieſer eitle Aufwand ſtieg auf 2000 Pfund Gold; Ausgaben, deren Erſparung oft ſchwierig war, und die einem Conſul unerträglich waren. Einige Kaiſer nahmen gleichwohl noch den Conſuls-Titel an.

Juſtinians Nachfolger.

Juſtinus II., des Juſtinians Neffe und Nachfolger im Reiche, ein ſchwacher Wollüſtling, beſchleunigte den Untergang des Staats durch einen unvernünftigen Stolz und durch die ungereimteſte Unvorſichtigkeit. Narſes verwaltete ſeit 13 Jahren die Statthalterſchaft Italiens mit genugſamem Muthe, um die Barbaren im Zaume zu halten, aber vielleicht mit zu großer Strenge, um ſeine Statthalterſchaft beliebt zu machen. Die Italiener, die immer zum Murren geneigt waren, beklagten ſich, daß ſie unter den Befehlen eines Verſchnittenen ſtehen ſollten, und bedauerten,

10*

daß ſie nicht mehr unter der Herrſchaft der Gothen ſtänden, von denen ſie doch befreit zu werden gewünſcht hatten. Die Kaiſerin Sophia haßte den Narſes, ſie gab den Verläumdungen ſeiner Neider ein Gewicht. Nicht damit zufrieden, ihn aus der Gunſt des Kaiſers geſetzt zu haben, beſchimpfte ſie ihn ſogar, indem ſie ihm einen Spinnrocken und eine Spindel überſchickte, mit dem Befehle, ſich bei Hofe einzufinden, um mit ihren Frauen zu ſpinnen. Der alte Feldherr, der durch dieſen Spott äußerſt aufgebracht ward, antwortete: „Ich will eine Spindel voll ſpinnen, die ſie nimmermehr abhaspeln ſoll." Er berief die Longobarden nach Italien. So erzählt es Paulus Diaconus, ein Geſchichtſchreiber dieſer Nation. Narſes ſtarb bald darauf aus Reue. Longinus, ſein Nachfolger in der Statthalterſchaft, und erſter Exarch zu Ravenna, war nicht vermögend, der ungeheuern Menge von Longobarden zu widerſtehen, die, gleich einem reißenden Strome, das Reich zu überſchwemmen drohten.

Die Longobarden, eine von den deutſchen Völkerſchaften, die vermuthlich urſprünglich in Scandinaviens Schoße erwachſen waren, hatten von Juſtinian Pannonien und Noricum erhalten. Ihr König Alboin dachte auf die Eroberung Italiens. Weil er ſich zuvörderſt von ſeinen furchtbaren Nachbarn, den Gepiden, zu befreien ſuchte, ſo ſchloß er ein Bündniß mit dem Chan oder Fürſten der Avaren. Er ſchlug und tödtete den König der Gepiden, Cunimund, und vermählte ſich mit deſſen Tochter. Er ging darauf über die juliſchen Alpen, bemächtigte ſich ohne viele Mühe der Landſchaft der Venetier, die ſich bis an den Fluß Adda erſtreckte, machte von allen Seiten ſehr ſchnelle Eroberungen, und theilte die eroberten Staaten in drei Herzogthümer, Friaul, Spoleto und Benevento. Pavia, das er ſich nach einer dreijährigen Belagerung unterwarf, erhob er zur Reſidenz ſeines Reiches.

Die Longobarden bemächtigten ſich niemals der Stadt Rom, weil man ſie jedes Mal mit Geld abkaufte. Das Reich behielt nichts weiter, als Ravenna, die Seeſtädte in Campanien, Brutien, das alte Calabrien, worin Brindiſi, Tarent und Otranto waren, und Sicilien. Die Exarchen, die den perſiſchen Satrapen glichen, beherrſchten dieſes Land mit unumſchränkter Gewalt; doch konnten ſie nach Gutdünken der Kaiſer abberufen werden, und mußten denſelben jährlich eine gewiſſe Summe bezahlen. Man konnte es leicht vorausſehen, daß das Exarchat, da es ſich ohne Unterſtützung von Conſtantinopel nicht erhalten konnte, einſt in fremde Hände fallen würde.

Alboin machte ſich durch ſeine Gerechtigkeit und Gnade eben ſo beliebt als ehrwürdig. Die Ueberwundenen freuten ſich, unter ſeiner Herrſchaft zu ſtehen, und dieß iſt unſtreitig das größte Lob für einen Eroberer; aber durch einen höchſt traurigen Tod ward er um die Früchte ſeiner Tapferkeit und Weisheit gebracht. Aus der Hirnſchale des Cunimund, jenes Königs der Gepiden, welcher von ſeiner Hand erſchlagen war, hatte er ſich, nach der barbariſchen Gewohnheit des Nordens, ein Trinkgeſchirr gemacht, um ſich deſſelben bei feierlichen Gelegenheiten zu bedienen. Als er einſt vom Weine berauſcht war, überreichte er dieſes Trinkgeſchirr der Königin, Roſamunde, Cunimunds Tochter, und lud ſie ein, daraus zu trinken. Voll Abſcheu und Wuth, dachte ſie auf eine grauſame Rache. Sie bat den Peridäus, einen tapfern Officier, ihr zur Ermordung des Königs ſeine Hand zu leihen. Da er ſich nicht ſogleich dazu entſchließen konnte, ſo bediente ſie ſich der ſonderbarſten Liſt. Der Officier trieb mit einer ihrer Hofdamen Liebeshändel; Roſamunde legte ſich in einer Nacht an die gewöhnliche Schlafſtelle dieſes Frauenzimmers, ließ den Officier ſeine Luſt büßen, gab ſich ihm darauf zu

erkennen und ſagte: „Wähle nun, ob du den Alboin tödten, oder als Opfer ſeines Zornes ſterben willſt.“ Peridäus fürchtete ſich vor einer peinlichen Todesſtrafe, und ermordete den König in Roſamundens Gegenwart.

Clephis, Alboins Nachfolger in der Regierung, machte ſich durch ſeinen Geiz und durch ſeine Grauſamkeit verhaßt, und ward, nach einer anderthalbjährigen Regierung, von einem ſeiner Hofbedienten erwürgt. Die Großen unter den Longobarden befreiten ſich nunmehr von der königlichen Gewalt. Zehn Jahre hindurch beherrſchten 36 Herzoge (viele Geſchichtſchreiber ſetzen die Zahl dieſer Herzoge auf 34) als Tyrannen jeder ſeine Unterthanen. Doch erwählten ſie nachmals den Autharis, des Clephis Sohn, zum Könige, der die Macht der Longobarden durch neue Eroberungen vermehrte. Hätten die Herzoge ſich nicht einen König gegeben, ſo würde die Anarchie gar bald den Untergang der ganzen Nation nach ſich gezogen haben.

Zu eben der Zeit, da der Kaiſer Juſtinus Italien einbüßte, reizte ſein thörichter Stolz die Perſer zum Kriege, des 50jährigen Friedens ungeachtet, den Juſtinian für ſo nothwendig gehalten hatte. Er ſchickte Geſandte an den Chan der Türken, der auf dem Berge Altai, nahe bei dem Urſprunge des Irtis, ſeine Reſidenz hatte, um mit demſelben ein Bündniß zu ſchließen. Er beſchwor die Vertheidigung der Perſarmenier und Iberier, die ſich wider den Cosrhoes empört hatten, weil derſelbe ſie zwingen wollte, dem Chriſtenthume zu entſagen. Als Cosrhoes die ihm ſchuldigen Summen abfordern ließ, antwortete er mit vielem Stolze, daß er dieſelben nicht bezahlen würde; daß, wenn der perſiſche König ſein Freund heißen wolle, es wider die Freundſchaft wäre, von ihm Geld zu verlangen, und daß er hoffe, den Stolz deſſelben zu demüthigen, und Perſien von einem Tyrannen zu befreien, der die Chriſten verfolgte. Im Jahre 573 brach

demnach der Krieg wieder aus; die römiſchen Truppen belagerten Niſibis; aber die Einwohner würdigten ſie nicht einmal, ihre Thore zu verſchließen. Die Belagerung ward bald aufgehoben. Cosrhoes eroberte Daras, die Vormauer des Reiches in Meſopotamien, und Syrien wurde von einem ſeiner Feldherrn verheert. Juſtinus, gebeugt von ſo vielen Unglücksfällen, verfiel in Raſerei. Tiberius, von ihm zum Cäſar ernannt, ein Mann, der ſein Glück gemacht hatte, der aber des Thrones würdig war, nahm die beſten Maßregeln, um den ſiegenden Waffen der Perſer Einhalt zu thun. Der ſtolze Cosrhoes ward im Jahre 576 bei Militina in Kleinarmenien überwunden; er ſah ſein Königreich verwüſtet, und ſtarb. Sein Nachfolger, Hormisdas, ſetzte den Krieg fort, der noch unter verſchiedenen Regierungen bis zu der Zeit fortdauerte, da die Saracenen ihre Eroberungen anfingen. Alſo bekam das ſchon wankende Reich von allen Seiten neue Erſchütterungen.

Juſtinus ſtarb im Jahre 578. Er hatte, durch die 140ſte Novelle, die mit allgemeinem Beifalle von Juſtinian gegebenen Geſetze wider die Verſtoßung der Ehegatten auf beiderſeitige Bewilligung aufgehoben, und den Ehemännern wiederum die Erlaubniß zugeſtanden, ſich, wenn ihnen die Verbindung nicht gelegen wäre, von ihren Weibern zu trennen, und zur zweiten Ehe zu ſchreiten. „Da," ſagte er, „die Ehe auf beiderſeitige Bewilligung geſchloſſen wird, ſo muß ſie auch bei veränderten Geſinnungen wieder aufgehoben werden." Er ſetzte hinzu, er habe dieſe Verordnung auf Verlangen vieler Perſonen gemacht, um den Vergiftungen zuvor zu kommen, und den unverſöhnlichen Feindſchaften ein Ziel zu ſetzen. So ſehr waren die Sitten verdorben; ſo ſehr hatten die Grundſätze der Religion von der Heiligkeit und Unzertrennlichkeit der Ehe Mühe, über die Laſter und Gewohnheiten zu ſiegen.

Nach des Juſtinus Ableben ſah ſich Tiberius, der bereits durch weiſe Staatsverwaltung die Römer wieder furchtbar gemacht hatte, in dem völligen Beſitze der kaiſerlichen Gewalt. Er war wohlthätig, gerecht, arbeitſam, und ließ die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen ſeine einzige Beſchäftigung ſeyn. Weil er ſich aber doch gegen die Barbaren zu ſchwach fühlte, oder vielmehr, weil er der Nothwendigkeit der Umſtände weichen mußte, überließ er den Avaren Sirmium, eine wichtige Stadt, und die einzige, die ihm noch in Pannonien übrig war. Ihr Chan wollte auch die ihm ſchuldigen dreijährigen Summen von 80,000 Goldſtücken für jedes Jahr ſogleich ausbezahlt haben, und man mußte, um Frieden zu erlangen, ihm ſolches zugeſtehen. Dieſer Schimpf ward nicht durch den Sieg erſetzt, den der Feldherr Mauritius, nachdem er vorher von den Perſern war geſchlagen worden, über dieſen erhielt. Tiberius ernannte dieſen Mauritius zu ſeinem Nachfolger, und ſtarb nach einer zu kurzen Regierung. Er ſetzte, nach dem Zeugniſſe des Theophylactus, ſeinen Schatz und ſeinen Ruhm in den Ueberfluß und in den Wohlſtand ſeiner Unterthanen; er war ein Feind vom großen Gepränge, und wünſchte lieber der Vater ſeiner Völker als ihr Beherrſcher zu ſeyn.

Obſchon Mauritius den Ruhm eines großen Feldherrn verdiente, und Tugenden beſaß, die zu einem guten Regenten erfordert werden, ſo ward doch während ſeiner Regierung, die er im Jahr 582 antrat, dem Verfalle des Staates nicht abgeholfen. Die Longobarden erhielten ſich unter ihren Königen Autharis und Agiluph und die Avaren bewirkten eine Vermehrung der ihnen zu zahlenden Jahrgelder. Nach langen fortgeſetzten Feindſeligkeiten erbot ſich der ſiegende Chan, die Gefangenen gegen ein Goldſtück für jeden Kopf, und nachmals noch gegen eine geringere Summe, auszuliefern. Weil aber Mauritius es verweigerte, wurden die Gefangenen, 12,000 an der Zahl, niedergehauen.

Deſſen ungeachtet ſchloß Mauritius mit den Avaren Frieden, und vermehrte den jährlich zu bezahlenden Tribut mit 20,000 Goldſtücke. Einige beſchuldigten hier den Kaiſer eines niederträchtigen Geizes, Andere hingegen ſagen, er habe die Gefangenen zur Strafe nicht auslöſen wollen, weil er Urſache gehabt hätte, mit ihnen unzufrieden zu ſeyn. Dem ſey, wie ihm wolle, das Volk fing an zu murren, und der Haß wider den Kaiſer wurde allgemein.

Zwei Jahre darauf fand ſich Phocas an der Spitze einer Armee von Rebellen zu Conſtantinopel ein, ward zum Kaiſer ausgerufen, und ließ die fünf Söhne des unglücklichen Mauritius enthaupten, der ſelbſt der Hinrichtung mit zuſehen mußte, und bei jedem Hiebe ausrief: „Herr, du biſt gerecht, und gerecht ſind deine Gerichte!" Dieſe grauenvolle Scene, wovon man bisher unter ſo vielen Grauſamkeiten noch kein Beiſpiel gehabt hatte, ward mit der Hinrichtung des Vaters beſchloſſen.

Obſchon Phocas ein Ungeheuer, und von allen Arten des Verdienſtes entblößt war, ſo ſchrieb doch der Pabſt Gregorius der Heilige an ihn in den ruhmvollſten Ausdrücken aus Intereſſe für den heiligen Stuhl. Dieſer Pabſt, der mit ſeinem Eifer für die Religion und mit ſeinen Liebeswerken dem Pabſtthume Ehre machte, hatte ſich mit dem Mauritius über den Titel eines allgemeinen (öcumeniſchen) Patriarchen überworfen, den ſich die Biſchöfe zu Conſtantinopel anmaßten. Juſtinian hatte ihnen denſelben beigelegt. Johann der Faſtende, der ſich durch ſeine ſtrenge Sitten und durch ſeine Almoſen ehrwürdig machte, wollte, der lebhaften Widerſprüche des Pabſtes ungeachtet, dieſen Titel behaupten. Gregorius bewirkte vom Phocas eine Erklärung, welche die Rechte der römiſchen Kirche begünſtigte, die aber von den Griechen nicht beachtet wurde. Gregorius nahm den demüthigen Titel eines Knechtes der Knechte Gottes an, und zwar

aus ungeheuchelter Beſcheidenheit, wodurch er die Achtung gegen ſeine Würde und gegen ſich ſelbſt vermehrte. Er hatte ſich zu Rom ein ſolches Anſehen erworben, daß er ſich hätte ganz unabhängig machen können, wenn er weniger tugendhaft geweſen wäre. Dieß war nach aller Wahrſcheinlichkeit der Grund, warum Phocas ihn ſchonte, und dieß war auch eine der Urſachen von der fortſchreitenden Gewalt der Päbſte.

Unter der Regierung eines Tyrannen war das Reich von allen Arten der Drangſale geängſtigt. Der perſiſche König, Cosrhoes **II.**, den Mauritius wider einen Rebellen erhalten hatte, ward dem Phocas ein unverſöhnlicher Feind. Die Perſer durchbrachen alle Schranken. Sie bemächtigten ſich ſogar der Stadt Edeſſa, die eine authentiſche Verſicherung von Chriſtus zu haben behauptete, daß ſie nie ſollte erobert werden. Sie verwüſteten ganz Aſien von dem Tigris an bis zum Bosporus. Sie drangen bis vor die Thore Chalcedons, welches bloß durch die Meerenge von Conſtantinopel getrennt war.

Die Grauſamkeit des Tyrannen verurſachte noch mehr, als die öffentlichen Unglücksfälle, einen beſtändigen Ausbruch von Verſchwörungen. Er vergrößerte die Gräuel ſeiner Barbareien noch durch einen ſehr barbariſchen Religionseifer, indem er befahl, daß alle Juden mit Gewalt ſollten getauft werden. Endlich bat Priscus, des Kaiſers Eidam, gegen den er einen Verdacht gefaßt hatte, im Namen des Senats den Exarchen in Afrika, Heraclius, daß derſelbe dem bedrängten Vaterlande zu Hülfe kommen möchte.

Heraclius ſchickte darauf ſeinen Sohn mit einer Flotte ab. Der Hafen von Conſtantinopel ward erobert. Man bemächtigte ſich des Phocas, band ihm die Hände auf dem Rücken zuſammen, und ſchleppte ihn ſo zum Sieger. Als dieſer voll Unwillens ausrief: „Siehe nun, Elender, wie Du das Reich beherrſcht haſt!“

antwortete Phocas: „Beherrſche Du es beſſer!“ Alsbald fiel der junge Heraclius über ihn her, trat ihn mit Füßen, und ließ ihn aufs grauſamſte verſtümmeln, bis man ihm endlich im Angeſichte des Volkes den Kopf abhieb. Nach einer beinahe achtjährigen Regierung hatte er eben dieſen Heraclius, des Exarchen Sohn, zum Nachfolger.

Seiner Tapferkeit und kriegeriſchen Talente ungeachtet, fiel der neue Kaiſer in eine gänzliche Unthätigkeit, entweder, weil der elende Zuſtand des Reiches ihm noch zur Zeit keine Unternehmung zu wagen verſtattete, oder, weil der Geſchmack, den er an Luſtbarkeiten fand, und die Verführung der Großen alle Ruhmbegierde in ihm erſtickten. Die Viſigothen entriſſen den Römern das Wenige, was ſie noch in Spanien beſaßen. Die Longobarden ließen Alles für Ravenna fürchten, wo ſich die Exarchen durch ihre Ungerechtigkeit immer gehäſſiger machten. Die Perſer eroberten Jeruſalem und verheerten Egypten. Die Avaren, die in den Jahren, da ſie Friede gehabt, neue Kräfte geſammelt hatten, empörten ſich abermals, und man mußte von ihnen den Frieden von neuem erkaufen.

Man erinnert ſich noch, daß Conſtantin gewiſſe Brodaustheilungen zu Conſtantinopel eingeführt hatte. Theodoſius hatte dieſelben anſehnlich vermehrt; aber aus Mangel an Geld mußte man damit einhalten, ob ſich ſchon Heraclius für jedes Brod ein Recht erpreßt hatte. Es entſtand ein allgemeines Murren; der Kaiſer wollte nach Afrika flüchten, aber man verhinderte ihn daran.

Endlich ward der Muth des Kaiſers durch den Troz des Cosrhoes und durch die Siege der Perſer aufs neue belebt. Er richtete ſeine ganze Kraft wider dieſelben, ſtellte ſich an die Spitze ſeines Heeres, und kriegte ſechs Feldzüge nach einander hindurch mit großem Glücke. Die Plünderung des Pallaſtes zu Diſtagerda, wohin Cosrhoes ſeine Reſidenz verlegt hatte, weil die Aſtrologen ihm ein Unglück in Kteſiphon, ſeiner Hauptſtadt, geweisſagt hatten,

verſchaffte dem Kaiſer unermeßliche Geldſummen. Einem orientaliſchen Schriftſteller zufolge, der aber auf gut morgenländiſch bei ſeinen Erzählungen ins Uebertriebene fällt, hatte der Schatz des perſiſchen Königs einen jährlichen Zufluß von mehr als **1000** Millionen franzöſiſchen Livres. Blos die Edelſteine füllten **1000** Koffer u. ſ. w.

Cosrhoes ſah ſich, nachdem er von den Römern war überwunden worden, von ſeinem Sohne Syroes des Reiches beraubt. Dieſer unnatürliche Sohn hatte die Grauſamkeit, ſeinen Vater Hungers ſterben zu laſſen, und ſchloß darauf im Jahre **628** einen Frieden mit dem Heraclius. Kraft dieſes Friedens behielten beide Reiche ihre ehemaligen Gränzen, die Gefangenen wurden von beiden Seiten gegen einander ausgewechſelt, und der Kaiſer führte im Triumphe das berühmte Kreuz mit ſich, das die Perſer aus Jeruſalem weggenommen hatten. Es war eigentlich ein Holz, das für ein Stück des Kreuzes gehalten ward, woran Chriſtus geſtorben war. Im folgenden Jahre brachte der Kaiſer daſſelbe nach Jeruſalem, und ſetzte es mit großer Feierlichkeit an ſeinen ehemaligen Platz. Bei dieſer Gelegenheit ward das Feſt der Kreuzerhöhung eingeführt.

Kaum war dieſer Krieg beendigt, als der Kaiſer wieder in ſeine ehemalige Unthätigkeit fiel. Er war kein Held mehr, ſondern ein weibiſcher, unempfindlicher Fürſt, ein kleiner Geiſt, der ſich zu der Zeit, wo er den größten Theil ſeiner Staaten einbüßte, mit ſpitzfindigen Streitigkeiten beſchäftigte. Der Monothelismus riß die Wunden wieder auf, die von ſo vielen Ketzereien der chriſtlichen Welt waren geſchlagen worden. Aus allen dieſen Ketzereien leuchtete der Aberwitz der Griechen hervor, die, ungelehrig bei den Behauptungen der Kirche, über die unbegreiflichſten Geheimniſſe vernünftelten, ſie durch ihre vermeintlichen Aufklärungen noch mehr verdunkelten, und beſtändig die gefährlichſten Streitigkeiten wieder

erweckten. Der Arianismus hatte zur Befeſtigung der Einheit Gottes die Gottheit Chriſtus verworfen; der Neſtorianismus hatte in Chriſtus, zur Behauptung ſeiner zwei Naturen, zwei Perſonen angenommen; der Eutychianismus hatte aus Eifer für die Einheit der Perſon Chriſtus ſeine beiden Naturen in eine einzige vermiſcht; endlich behauptete der Monothelismus, es ſey nur ein Wille in Chriſtus, weil es ihm unbegreiflich ſchien, daß in einer Perſon eine zweifache Kraft zu wollen, ſeyn könne. Dieſe Ketzerei fand viele Anhänger, weil man dadurch die verſchiedenen Meinungen am beſten mit einander vereinbaren zu können glaubte. Zur Begünſtigung deſſelben machte Heraclius mit Einſtimmung der Patriarchen zu Alexandrien und zu Conſtantinopel ſeine berühmte Verordnung, Ecthesis genannt, die der Pabſt Johann **IV.** 639 verbannte. Der Pabſt Honorius, der ſich von dem Scheine täuſchen ließ, hatte dieſe neue Meinung als eine Lehre, die in Abſicht auf die Religion gleichgültig wäre, vernachläſſigt; aber es zeigte ſich bald, daß ſie Grundwahrheiten betraf, und, ſtatt die Chriſten zu vereinigen, ſie noch vielmehr zertrennen und erbittern mußte.

Die deutſchen und nordiſchen Völker bis zu Ende des fünften Jahrhunderts.

Da die deutſchen Völkerſtämme einſahen, daß ſie einzeln der römiſchen Macht nicht gewachſen ſeyen; ſo entſtanden größere Verbindungen unter ihnen. Unter Marcus Aurelius Antonius fing der markomanniſche Krieg an, in welchem mehrere deutſche Völker vereinigt in die römiſchen Provinzen eindrangen.

Die Markomannen aus den Gegenden des heutigen Böhmens und Mährens und mehrere andere mit ihnen verbündete deutſche Völker fielen in Pannonien (vom Kalenberg bis an den Saufluß, oder Savus), die Katten, Frieſen, Bructerer und Marſen in Gal-

tien und Italien ein, und trieben die Römer überall in die Enge. Marc Aurel, welcher die Römer in Pannonien ſelbſt anführte, ſtarb im Jahr 177 zu Wien (Vindobona), und ſein Nachfolger Commodus mußte den Frieden erkaufen.

Unter Aurelian und Probus (270—282) ſchien ſich die Macht der Römer wieder zu erholen. Conſtantin der Große führte ſeit ſeinem Regierungsantritte im Jahre 306 glückliche Kriege gegen die Franken, und ſeit dem Jahre 323 gegen die Alemannen und Gothen. Auch Julian war im Jahre 357 gegen die Alemannen glücklich, und unter ihm und Valentinian I. wurden die römiſchen Verſchanzungen am Rhein und an der Donau theils erneuert, theils erweitert. Bis auf den Tod Theodoſius I. wurden die römiſchen Gränzen am Rheine und an der Donau noch erhalten.

Die Hauptbeſchäftigung der Deutſchen war Krieg und Jagd. Vom Handel wußten ſie nichts, außer in ſo weit phyſiſches Bedürfniß eine etwaige Vertauſchung nothwendig machte. Weiber und Knechte oder Leibeigene mußten die häusliche Wirthſchaft, ſo wie die letztern auch vorzüglich den Ackerbau zur äußerſten Noth beſorgen. Der freie Deutſche, wenn ihn nicht Krieg oder Jagd beſchäftigten, faullenzte und ſpielte. Sie hatten keine Buchſtaben, und die Römer verzweifelten faſt, deren tief aus dem Halſe herausgegurgelten Töne mit dem römiſchen Alphabet ausdrücken zu können. Dieſes trug bei den römiſchen Geſchichtſchreibern zur Entſtellung der deutſchen Wörter und Benennungen, und ſo zur nachherigen Dunkelheit in der älteſten deutſchen Geſchichte Vieles bei. Von Gelehrſamkeit konnte bei ſolchen Umſtänden noch keine Rede ſeyn. Erſt in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts hat Ulphilas, ein Gothe, aus den griechiſchen und lateiniſchen Buchſtaben ein gothiſches Alphabet zuſammen geſetzt, und mittelſt deſſelben die Bibel in die gothiſche Sprache, eine Mundart der deut-

ſchen, überſetzt. Von den übrigen deutſchen Völkern konnte noch lange nachher keines ſeine Sprache ſchreiben.

Die Wohnungen der Deutſchen waren unterirdiſche Höhlen, oder von Baumſtämmen, Schilf und Flechtwerk gemachte, mit Lett überſtrichene, meiſtens einzeln gelegene Hütten. Sie hatten keine Städte. Sie ſahen dieſelben als ihrer Freiheit nachtheilige Gefängniſſe an. Jeder Hausvater war unbeſchränkter Herr in ſeinem Hauſe, d. h. über ſein Weib, ſeine Kinder und Leibeigenen. Für das weibliche Geſchlecht hatten ſie Hochachtung, und hielten viel auf eheliche Treue. Die Leibeigenen oder Knechte waren weit beſſer daran, als die Servi der Römer, ob ſie ſchon von den römiſchen Geſchichtſchreibern mit dem nämlichen Namen belegt werden. Sie konnten für ſich und die Ihrigen erwerben, nur waren ſie ihren Herren zu Dienſten und Abgaben verpflichtet. Urſprünglich mögen ſie wohl bloß durch das Recht des Stärkern entſtanden ſeyn, welches bei allen wilden Völkern zwiſchen den Einzelnen, ſo wie zwiſchen cultivirten Völkern ſelbſt den Ausſchlag gibt. Wahrſcheinlich ſind aber auch die im Kriege gefangenen Feinde, welche mit dem Leben davon kamen, von den Ueberwindern als Knechte, oder Leibeigene gebraucht, auch ſpäter verhandelt oder verkauft worden.

Unter den Freien ſelbſt war ein dreifacher Unterſchied. Adelinge (Adeliche), Beſitzer anſehnlicher von ihren Vätern ererbter Güter, ſind wahrſcheinlich diejenigen geweſen, deren Vorfahren ſich durch ausgezeichnete Kriegs= oder andere Thaten beſondere Verdienſte erworben hatten. Sie hatten bei den Volksverſammlungen den Vorſitz und Vorrang. Aus ihnen wurden die Könige, Heerführer, Fürſten genommen.

Dieſen zunächſt waren die Frilinge, Freigeborne, welche zwar in Anſehung der Güterbeſitzungen, beſonderer Verdienſte und Zahl der Leibeigenen den Adelichen nachſtanden, aber doch auch bei den

Volksverſammlungen ihre Stimmen, auch Güter und Leibeigene hatten, und waffenfähig waren. Der Stand der Freigelaſſenen war wenig über jenen der Leibeigenen erhoben. Nur waren ſie nicht mit dem Gute haftig, konnten nicht mehr mit demſelben an andere übertragen werden.

Tacitus erwähnt einer Menge deutſcher Völkerſchaften. Sie waren wahrſcheinlich in ihrem Urſprunge patriarchaliſch regierte Stämme, von denen ein jeder ſeinen beſondern Urvater, und von dieſem, oder von einem Berge, Thal oder Fluſſe, wo ſie urſprünglich wohnten, oder von ſonſt einem uns unbekannt gebliebenen Zufalle oder Umſtande ſeine Benennung erhalten hatte. Unerachtet ſie Sprache, Sitten und Gewohnheiten mit einander gemein hatten, ſo ſtanden ſie doch in keiner allgemeinen Staatsverbindung. Sie zogen, je nachdem es die Weide für ihr Vieh, ein ſonſtiges Bedürfniß, oder andere Abſichten erforderten, von einer Gegend in die andere, und kamen häufig ſelbſt unter einander in Krieg. Es ſind folgende: Helvetier, Bojer, Trevirer, Ubier, Nervier, Vangioner, Triboccer, Nemeter, Batavier, Mattiacer, Catten, Uſipier oder Uſipiter, Tencterer, Bructerer, Chamavier, Angrivarier, Dulgibiner, Chaſuarier, Frieſen, Chaucer, Cheruscer, Foſier, Cimbrer, Sueven, Semnonen, Longobarden, Reudigner, Anioner, Angeln, Variner, Eudoſen, Suardonen, Nuithoner, Hermunduren, Nariscer, Markomannen, Quaden, Marſigner, Gothiner, Oſier, Burier, Lygier, Arier, Helveconen, Manimer, Elyſier, Naharvalen, Gothonen, Rugier, Lemovier, Suionen, Sitonen, Aestier, Peuciner oder Baſtarnen, Veneden, Fenner. Dabei merken aber auch die römiſchen Geſchichtſchreiber ſchon an, daß dieſe Völkerſchaften auf einige Hauptſtämme zurückgeführt werden können, und zwar nach Einigen auf vier (Marſier, Gambrivier, Sueven, Vandalen), nach Andern aber auf fünf (Vindelen, Istävonen, Ingävonen, Hormionen, Peuciner). Allein in welchen Gegenden jedes

ſeinen urſprünglichen Sitz gehabt, zu welchem Hauptſtamme ein jedes derſelben gehört habe, läßt ſich um ſo weniger genau beſtimmen, da das nomadiſche Leben und die Wanderungen hierin oft große Veränderungen veranlaßten.

Nur im Kriege ſowohl gegen auswärtige Völker, als auch unter ſich ſelbſt verbanden ſich oft mehrere kleinere Völkerſchaften oder Stämme, traten in einen Kriegsbund zuſammen, und wählten ſich einen Herzog (der das Heer, oder mit dem Heere zog, oder es anführte), oder Fürſten (welcher der fürderſte oder der erſte an der Spitze des Heeres ſtand), und leiſteten dieſem militäriſchen Gehorſam. Die Herzoge oder Fürſten aber wählten ſich aus den tapferſten ihres Heeres eine Leibgarde (comitatus), auf deren Tapferkeit und Treue gegen ihre Perſonen ſie glaubten ſich am meiſten verlaſſen zu können. Dieſe tapfern und treuen Leibgardiſten (comites) der Fürſten halten einige für Lehnsleute oder Vaſallen, woran ſich aber mit Grund zweifeln läßt.

Bei einem Volke, bei welchem Tapferkeit die größte Tugend, Krieg, Jagd und Spiel die Hauptbeſchäftigung, und Leſen und Schreiben unbekannt war, wird man wohl keine vorzüglich gute Juſtizverfaſſung erwarten. Die Streitigkeiten unter den Einzelnen, ſo wie jene zwiſchen den ganzen Stämmen wurden meiſtens durch die Waffen entſchieden. Wer den andern im Kampfe überwand, war der tapferſte, folglich der tugendhafteſte und mußte Recht haben. Wer außer einem förmlichen Kampfe einen andern umbrachte, ihm ein Auge ausbohrte, oder eine Hand abhackte, mußte, um ſich der Rache der ganzen Familie des Umgebrachten, oder Verſtümmelten zu entziehen, einen gewiſſen Vergelt (Vergelta), woraus man unſchicklich Wehrgeld gemacht hat, erlegen, d. i. nach Maßgabe der, fürs Umbringen und für jedes Glied des Körpers mit Rückſicht auf die Verſchiedenheit des Standes beſtimmten Taxe eine gewiſſe Anzahl Pferde, Kühe oder Schafe zur Genug-

thuung oder Vergeltung hergeben, welche zwiſchen dem Beleidigten und ſeiner Familie, oder, wenn jener umgebracht war, unter die Familie des Ermordeten vertheilt wurden. Denn beim Mangel eines ordentlichen Staatsverbandes war Niemand, als die Familie ſelbſt dabei intereſſirt. Betraf der Streit blos das Eigenthum, oder die Parteien konnten ſich bei Beleidigungen über den Vergelt nicht vergleichen, oder es war Zweifel über die Schuld oder Unſchuld des Thäters, oder die Streitenden wollten ſelbſt ihren Zwiſt in Güte beilegen, ſo mußten ſie, in Folge des patriarchaliſchen Syſtems, denſelben den älteſten des Volks oder Grauen (Graven, Grafen) vortragen, und von dieſen nach Vernunft und Billigkeit entſcheiden laſſen. Entweichung aus dem Schlachtfelde (Herisliz), Verrätherei und Ueberlaufen zum Feinde wurde mit dem Tode beſtraft.

Der Religion nach waren die Deutſchen Heiden, welche ähnliche Gottheiten mit andern Völkern hatten. Sie verehrten dieſelben in finſtern Waldungen oder Hainen, mit vieler Myſterioſität. Das Volk war von dem, was dabei vorging, nicht einmal unterrichtet, ſondern blos ſeine Prieſter. Dieſe ſtanden bei dem Volke in großem Anſehen, und lenkten deſſen Einbildung nach Belieben. Ohne ſie beizuziehen, ward weder in Kriegs- noch in Friedenszeiten etwas Wichtiges unternommen. Zum Wahrſagen aus dem Fluge oder Geſang der Vögel, aus dem Gang oder Wiehern der Pferde ꝛc. wurden auch Weiber (Allrunen) gebraucht. Wegen Verehrung der Gottheiten in den Hainen waren dieſe heilig und unverletzlich.

Nachdem Conſtantin der Große die chriſtliche Religion angenommen, und ſie dadurch bald zur herrſchenden in allen zu dem Kaiſerthume gehörigen Ländern gemacht hatte, ward das Chriſtenthum auch in dem römiſchen Germanien eingeführt, und in den angränzenden Gegenden des großen Deutſchlands durch Soldaten,

römiſche Handelsleute und benachbarte Coloniſten wenigſtens bekannt, wozu auch die in den Gränzprovinzen unter Conſtantin und ſeinen Nachfolgern errichteten Bisthümer zu Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Trier, Köln, Lorch ꝛc. beitrugen.

Nach Conſtantins Eintheilung des Reichs in Präfekturen und Provinzen erhielten die in der Hauptſtadt einer jeden Provinz, wo der Präſes provinciä ſeinen Sitz hatte, wohnenden Biſchöfe eine Art von Oberaufſicht über die übrigen Biſchöfe der Provinz, ſo wie ſie der Präſes provinciä über die weltlichen Beamten in der Provinz hatte, und wurden von ihrem Wohnſitze Metropolitani genannt. So wurden dann auch die zu Mainz, Köln und Trier, als Hauptſtädten der zur Präfektur Gallien gehörigen Provinzen Germania prima, Germania ſecunda und Belgica prima, reſidirenden Biſchöfe Metropoliten oder Erzbiſchöfe über die übrigen Biſchöfe dieſer Provinzen. Allein in dem eigentlichen Deutſchland blieb die Religion noch heidniſch.

Weil ſich die deutſchen Völkerſchaften in dem markomanniſchen Kriege verſchiedentlich mit einander verbunden, auch bei ihren Kriegen unter einander einige Stämme ſich mehrere andere unterworfen hatten; ſo verſchwanden nun allmählig die mehrſten der vormaligen Benennungen derſelben, und es kommen andere bei den Geſchichtſchreibern vor. Nur iſt der Name der Longobarden, und zwar in Italien, der Gothen in Schweden, der Frieſen und Sueven aber in Deutſchland ſelbſt bis auf unſere Zeiten noch übrig geblieben. Nebſt dieſen erſcheinen nun noch nach dem markomanniſchen Kriege ums Jahr **213** die Alemannen, **238** die Franken, **286** die Sachſen, am Ende des **4.** Jahrhunderts die Thüringer, und gegen Ende des **5.** die Baiern. Wenn ſich vielleicht ſchon hier und da eines der kleinen Völker zwiſchen dieſern größern eine Zeitlang erhielt; ſo ward es doch bald von denſelben unterjocht. Aber auch dieſe größern Völkerſchaften ſtanden noch in keiner all-

gemeinen Staatsverbindung mit einander, jedes hatte ſeinen beſondern König, Herzog oder Fürſten und ſeine eigene Verfaſſung.

Die Frieſen, welche urſprünglich zwiſchen den beiden Ausflüſſen des Rheins ihren Wohnſitz hatten, haben ſich nach dem Abzuge der Angeln nach Britannien gegen Nordoſten bis an den Ausfluß der Elbe, gegen Weſten aber bis zum Ausfluß der Schelde ausgedehnt. Sie wohnten alſo um die Nordſee (**Mare germanicum**) in einem Theile des heutigen Bremens, in Oſt- und Weſtfriesland, Gröningen, Geldern, Utrecht, Holland und einem Theile von Brabant.

Die in Deutſchland zurückgebliebenen Sueven haben ſich mit den Alemannen, welche wahrſcheinlich von dem Fluſſe Altmühl (**Almona**), an dem ſie urſprünglich gewohnt haben mögen, ihren Namen haben, vereiniget, dergeſtalt, daß ſie mit dieſen nur ein Hauptvolk ausmachten, welches bald Alemanni, bald Suevi genannt wird. Die Gegenden, worin ſie wohnten, waren zwiſchen dem Rheine, Neckar, Lech und der Altmühl, nach dem Rückzuge der Hunnen auch über dem Rhein in dem heutigen Elſaß.

Die in Deutſchland zurückgebliebenen Franken, welche im Gegenſatze derjenigen, die über den Rhein nach Gallien gezogen waren, **Franci orientales, Teutoici, Austrasii** oder Oſtfranken, ſo wie jene **Neustrii** oder Weſtfranken genannt wurden, wohnten am Rheine um den Main, zwiſchen dem Neckar und der Weſer. Der Stamm der Franken ward überhaupt eingetheilt in Salier, wahrſcheinlich von der fränkiſchen Saale, und Ripuarier, Ufer-Franken, weil ſie an den Ufern des Rheins, Mains und der Moſel ꝛc. wohnten.

Die in Deutſchland zurückgebliebenen Sachſen hatten ihren Sitz zwiſchen der Nord- und Oſtſee, jenſeits der Elbe am Eiderfluß, dann am linken Elbeufer neben den Frieſen bis an den Rhein hin in dem ſpätern niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Kreiſe.

Jene über der Elbe hießen Saxones nordalbingii oder transalbini. Dieſſeits der Elbe bis an die Weſer war Oſtſachſen (Saxonia orientalis). Die darin wohnenden Sachſen wurden Ostphali genannt. Dieſſeits der Weſer bis an die Lippe und den Rhein war Weſtſachſen (Saxonia occidentalis), wo die Westphali wohnten. Zwiſchen beiden waren die Engerer (Angarii), deren Namen ſich in dem Herzogthume Engern bis auf die neueſten Zeiten erhalten hat.

Die Thüringer wohnten zwiſchen der Ocker, Mulda und Lahn an der thüringiſchen Saale und Unſtrut in einem Theile des oberrheiniſchen und oberſächſiſchen Kreiſes. Das Land derſelben war in Nord-, Oſt-, Süd- und Weſt-Thüringen eingetheilt.

Jornandes, ein gothiſcher Geſchichtſchreiber, thut gegen das Ende des 5 Jahrhunderts zuerſt der Bojoarier, Bajuwarier oder Baiern Erwähnung. Sie hatten ihre Wohnſitze an der Donau, zwiſchen dem Lech und der Enns. Durch den letzten Fluß wurden ſie von Pannonien abgeſondert, welche Benennung ſich nun über den Kahlenberg bis an die Enns erſtreckte. Ueber der Donau wohnten ſie nordoſtwärts bis gegen Böhmen, als in dem ehemaligen Noricum und einem Theile von Vindelicien in dem baieriſchen und einem Theile des öſterreichiſchen Kreiſes. Einige glauben, ſie ſeyen die alten Boji, ein galliſches oder celtiſches Volk, welches, nachdem es durch die Markomannen aus Gallien vertrieben worden, ſich in dem Lande der Markomannen niedergelaſſen, und demſelben den Namen Bojerheim oder Böheim gegeben hätte, und woraus daſſelbe durch die von Oſten her eindringenden Slaven oder Wenden verdrängt, und ſich in den vorerwähnten Gegenden niederzulaſſen gezwungen worden ſey. Andere behaupten, daß ſie aus dem eigentlichen Deutſchlande von Nordoſten her in dieſe Gegenden eingewandert, und hauptſächlich Markomannen, welche nach dem markomanniſchen Kriege auf einmal aus der Geſchichte ver-

ſchwinden, unter dieſer veränderten Benennung verſteckt ſeyen. Sie hatten ihre eigenen Herzoge oder Könige.

In die durch die Züge und Wanderungen der Völker von ihren vorigen einheimiſchen Einwohnern entblößten Gegenden des eigentlichen Deutſchlandes, gegen Nordoſten vorzüglich, rückten wahrſcheinlich ſchon in dem 5. Jahrhunderte Slaven oder Wenden, Völker ſarmatiſcher Herkunft aus Preußen, Polen und Rußland, ein. Durch ſie wurden das heutige Pommern, Mecklenburg, Lauenburg, Brandenburg, Meißen, Schleſien, die Lauſitz, Böhmen, Mähren, Krain, Kärnthen und die windiſche Mark bevölkert. Später ſind ſie durch ihre beſtändigen Kriege mit den Deutſchen berühmt, zum Theile von dieſen unterjocht und in eine Staatsverbindung gebracht worden, dergeſtalt, daß ſich zwiſchen dieſen mit ſlaviſchen und den mit urſprünglichen deutſchen Völkern beſetzten Gegenden von Deutſchland wenig Unterſchied mehr findet. Sogar hat die wendiſche Sprache der deutſchen größtentheils weichen müſſen. Auffallend dabei iſt, daß einige dieſer wendiſchen Stämme es ſich in neueren Zeiten anmaßten, in der deutſchen Sprache den Ton anzugeben, und ſich zu Sprachmeiſtern in der deutſchen Sprache aufgeworfen haben; noch auffallender, daß dieſe ſie dafür anerkennen, und die durch den wendiſchen Dialect verunſtaltete deutſche Sprache als die beſte, als die Bücher- und Gelehrten-Sprache angenommen haben. Hieran mag wohl die in der Folge bei den urſprünglichen Deutſchen eingeriſſene Latinomanie und auch der Umſtand ſchuld geweſen ſeyn, daß die Wenden von den Deutſchen eben ſo, wie die Deutſchen von den Römern, ihre erſte Cultur erhielten, folglich jene ſich der deutſchen, ſo wie dieſe der lateiniſchen Sprache vorzüglich befliſſen haben.

Stiftung der fränkiſchen Monarchie.
(Chlodowig).

Unter allen deutſchen Völkerſchaften haben ſich die Franken am meiſten hervorgethan, und nicht nur die übrigen Deutſchen, ſondern auch mehrere benachbarte Völker unter ihre Botmäßigkeit gebracht. Ein Theil derſelben, die Salier nämlich, hatten ſich ſchon nach dem Rückzuge des Attila unter ihrem Könige Merovāus, von welchem ſeine Nachfolger Merovinger genannt werden, in Germania ſecunda und Belgica ſecunda feſtgeſetzt, und ihre Eroberungen bis an die Somme (Somona) ausgedehnt. Unter des Merovāus Nachfolger Childerich ſollen ſie im Jahre 481 bis nach Anjou vorgedrungen ſeyn. Childerich's Sohn und Nachfolger Chlodowig (Ludwig) unterwarf ſich durch eine glückliche Schlacht bei Soiſſons gegen den römiſchen Statthalter Syagrius im Jahre 486 alles dasjenige, was die Römer in Gallien beſaßen, und ließ den Syagrius, welcher es nach geendigtem occidentaliſchen Kaiſerthume ganz unabhängig regiert hatte, im Gefängniſſe ermorden.

Eben ſo ehrgeizig als tapfer, ſuchte er ſeine Macht von allen Seiten zu vergrößern, und zur Erreichung dieſer Abſicht leiſtete ihm ſeine Klugheit eben ſo viele Dienſte, als die Gewalt der Waffen. Die Gallier verabſcheuten die römiſche Herrſchaft, und waren dem Prieſterthume ſehr ergeben. Er gewann ſie durch ſein ſchonendes Betragen, durch die Ehrfurcht, die er gegen die Religion äußerte, und durch ſeine Gunſtbezeigungen gegen ihre Biſchöfe. Seine Vermählung mit Clotildis, Gundobalds, König von Burgund, Nichte, flößte ihnen die Hoffnung ein, daß er das Heidenthum abſchwören und ſich zur chriſtlichen Religion bekennen würde. Das Zureden dieſer Prinzeſſin, noch mehr aber Politik und Eroberungsſucht machten ihn nach und nach dazu geneigt.

Er ſetzte ihr nur die große Liebe der Franken zu ihrem Gottesdienſte entgegen. Aber nachdem er die Alemannen bei Zülpich im Jülichſchen geſchlagen, und den Sieg dem Gott der Clotildis, den er in dieſer Schlacht angerufen hatte, zuſchrieb, ließ ſich Chlodowig von dem heiligen Remigius, Biſchof zu Rheims, taufen. Die meiſten Franken folgten ſeinem Beiſpiele. Als ein glücklicher und kluger Anführer überredete er ohne Mühe jene rohen Seelen. Er äußerte von der Zeit an für die wahre Religion großen Eifer, der ihm bei Ausführung ſeiner Abſichten ſehr nützlich wurde. Die Armoriker unterwarfen ſich ihm freiwillig. Durch ſeine Rechtgläubigkeit machte er ſich bei den übrigen Galliern beliebt, weil die Burgunder und Wiſigothen Arianer waren. Uebrigens kann man aus der äußerſten Unwiſſenheit der Franken leicht urtheilen, wie es mit ihrem Chriſtenthume und mit ihrer Rechtgläubigkeit beſchaffen war. Alles beſtand beinahe in Worten, bei denen man nichts dachte, oder in abergläubiſchen Ceremonien.

Gundobald, König von Burgund, ein Mörder ſeiner Brüder, und ein unrechtmäßiger Beſitzer ihrer Staaten, gab dem ehrſüchtigen Eroberer neuen Vorwand zum Kriege. Chlodowig trat mit dem großen Theodorich, König in Italien, in einen Bund, um den Gundobald vom Throne zu ſtürzen. Ohne die Oſtrogothen abzuwarten, beraubte er den König der Burgunder wirklich ſeiner Staaten, und überließ, der getroffenen Vereinbarung zufolge, dem Theodorich einen Theil der eroberten Länder. Weil es ihn aber gar bald reute, dadurch die Macht eines Nachbarn vergrößert zu haben, der ihm weit gefährlicher war, als Gundobald; ſo beredete er Theodorich, den vertriebenen Gundobald wieder in den Beſitz ſeines Königreichs zu ſetzen. Alles wurde daher demſelben zurückgegeben. Bei einer einſichtsvolleren Staatskunſt würde Chlodowig keinen Krieg angefangen haben, der ihm keinen Nutzen brachte.

I B Zwecker del. C Deucker sc. Fkfrt.

CHLODWIG'S TAUFE

Mit dem Entſchluß, das Reich Alarichs, Königs der Weſtgothen, der die Provinzen zwiſchen der Rhone und Loire beſaß, an ſich zu reißen, wußte Chlodowig ſeine ehrgeizigen Abſichten zu einer Religionsſache zu machen. Seinem Vorgeben nach war es eine abſcheuliche Sache, daß Arianer in Gallien herrſchten. Die Biſchöfe des Landes ſtimmten ihm bei, obſchon Alarich kein Verfolger war; und man ſieht hier, daß eben ſowohl bei den barbariſchen Völkern, als zu Rom und Conſtantinopel, die Cleriſei an den Staats-Revolutionen vielen Antheil hatte. Im Jahre 507 ſahen Chlodowig und ſeine Anhänger durch die Schlacht auf der Ebene von Vivonne unweit Poitiers ihre Wünſche erfüllt. Er tödtete den König der Weſtgothen, und bemächtigte ſich vieler Provinzen. Gundobald, der bei dieſem Feldzuge ſein Bundesgenoſſe war, belagerte die Stadt Arles.

Es langte daſelbſt ein Hülfsheer von Theodorich an; denn dieſer Fürſt blieb bei den Gefahren, die ſeine Nation bedrohten, nicht müßig. Die verbündeten Könige, Chlodowig und Gundobald, wurden geſchlagen, und Theodorich blieb Herr von der Provence, von der Provinz Narbonne, und von einem Theile Aquitaniens.

Chlodowig entehrte das Ende ſeiner Regierung durch Treuloſigkeit und die ſchrecklichſten Grauſamkeiten gegen ſeine eigenen Anverwandten. Er erbaute zu eben der Zeit Kirchen und Klöſter, ohne Zweifel, weil er ſich einbildete, daß man eben ſowohl nach den göttlichen Geſetzen, als nach den Geſetzen der Barbaren, alle Verbrechen mit Geld abkaufen könnte. Er ſtarb im Jahre 511 nach einer zu Orleans gehaltenen Kirchenverſammlung, bei welcher er ſelbſt die Punkte vorſchrieb, worüber man ſich berathſchlagen ſollte.

Eine der vornehmſten Verordnungen enthielt, daß kein Laie, der nicht von Geiſtlichen abſtammte, ohne Befehl des Königs oder Erlaubniß des Richters, in den Orden der Cleriſei aufgenommen

werden ſollte. Conſtantin hatte dieſelbe Vorſicht gebraucht, damit nicht die Cleriſei die dem Staate zu deſſen Dienſte nöthigſten und brauchbarſten Leute entziehen möchte. Die Privilegien der Cleriſei gaben dazu einen nur zu großen Reiz. Die Verordnung wurde ſchlecht beobachtet.

Clodowigs vier Söhne, Dieterich, Clodomir, Childebert und Clotar theilten ſich in die väterliche Erbſchaft, und die Monarchie zerfiel unglücklicherweiſe in vier Königreiche, das Königreich Auſtraſien oder Metz, Orleans, Paris und Soiſſons. Dieſe Theilung mußte nothwendig bürgerliche Kriege zur Folge haben. Die Brüder wurden ihres verſchiedenen Intereſſes wegen Feinde, und die gräulichſten Barbareien gewöhnliche Begebenheiten. Sigismund, Gundobalds Sohn, wurde nebſt ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, auf Clodomirs Befehl, ermordet; ſo endigte ſich der Krieg zwiſchen dieſen beiden Fürſten. Nach Clodomirs Tode wurden zwei ſeiner Söhne von ihrem Oheime Clotar, der ſich mit Childebert vereinigt hatte, ihre Erbſchaft zu rauben, mörderiſch erſtochen. Die Geſchichte dieſer Zeit iſt mit Grauſamkeiten, mit treuloſen Handlungen oder lächerlichen Fabeln angefüllt, und intereſſirt nur in ſo fern, als ſie das Gemälde alter Sitten darſtellt.

Theudebert, Sohn und Nachfolger Dieterichs, König von Auſtraſien (Metz), machte ſich durch große Talente und Unternehmungen berühmt. Bei ſeinen Oheimen, deren Raubſucht darauf dachte, ihn ſeines Königreichs zu berauben, wußte er ſich in Anſehen zu ſetzen. Er vereinigte ſich darauf mit ihnen, um das Königreich Burgund, welches ungefähr ſeit hundert Jahren geſtiftet war, zu erobern. Nach dieſer wichtigen Eroberung traf eine Geſandtſchaft vom Kaiſer Juſtinian ein, der die fränkiſchen Könige zu einer Verbindung wider die Oſtgothen einlud. Amalaſunta, Theodorichs würdige Tochter, hatte die Oſtgothen

im Namen ihres Sohnes Athalarich mit vieler Weisheit beherrſcht. Theodat, der letzte Nachfolger, wurde während des vom Beliſar in Italien geführten Feldzuges als ein unwürdiger Prinz des Thrones entſetzt. Die Barbaren nahmen und gaben die Krone, und wollten durchaus keine andere, als tapfere Könige haben. Vitiges, der ſtatt des Theodat erwählt ward, trat mit den Franken, die ſchon mit dem Kaiſer im Bündniſſe ſtanden, in Unterhandlung. Die Franken machten ſich kein Gewiſſen, ſein Geld und ſeine Anerbietungen anzunehmen. Theudebert ging mit einem zahlreichen Heer über die Alpen, griff jetzt die Oſtgothen, dann die Römer an, hieb ſie nieder, und kam in ſeine Staaten zurück. So treulos handelten dieſe raubſüchtigen Krieger, die ſich Alles für erlaubt hielten, wenn nur ein glücklicher Erfolg ihre Ungerechtigkeiten krönte.

Viele Jahre nachher eroberte Theudebert Venedig und einen Theil von Ligurien, und zwar zu eben der Zeit, da Totilas im Jahre 547 der geſunkenen Macht der Oſtgothen wieder aufhalf. Dieſe Eroberung des Theudebert war ohne Nutzen, weil der fränkiſche Fürſt ſtarb, ehe er Zeit genug hatte, ſich in den eroberten Ländern feſtzuſetzen. Unter Königen, wie er war, hätte die von Chlodowig gegründete Monarchie die benachbarten Staaten verſchlingen können.

So viele durch die Theilung des Reiches veranlaßte Widerwärtigkeiten erneuerten ſich durch eine ähnliche Theilung nach dem Tode Clotars, der ſeine Brüder und ſeine Neffen überlebte, und alſo zum Beſitze der ſämmtlichen Länder gekommen war. Seine Söhne, Charibert, Guntram, Siegebert und Chilperich, looſ'ten um die vier Reiche. Ob nun ſchon das Königreich Paris dem Charibert zufiel, ſo verglich man ſich doch, daß die Stadt Paris, die Chlodowig zu ſeiner Hauptſtadt gemacht hatte, ihnen alle gemeinſchaftlich zugehören, keiner aber ohne Be-

willigung der drei andern ſich dahin verfügen ſollte. Ein ſo ſeltſamer Vertrag mußte nothwendig bürgerliche Kriege erzeugen. Alles ſchien ſich zum Unglücke der Nation zu vereinigen. Zwei Prinzeſſinnen, die eher Furien als Frauen genannt zu werden verdienten, Brunehild und Fredegunde, richteten durch ihre blutdürſtige Ehrſucht in Gallien eine allgemeine Zerrüttung an. Die ſpaniſche Prinzeſſin Brunehild war an den auſtraſiſchen König Siegebert vermählt. Fredegunde, die anfangs Chilperichs, Königs zu Soiſſons, Maitreſſe geweſen war, hatte denſelben zu einer Eheſcheidung vermocht, um ſelbſt ſeine Gemahlin zu werden. Der gegenſeitige Haß dieſer beiden Königinnen, und die Gewalt, womit jede von ihnen ihren Gemahl beherrſchte, verurſachten unzählige Verbrechen, welche für die Völker von eben ſo traurigen Folgen waren, als für die königliche Familie.

Siegebert ward, da er ſeinen Bruder Chilperich in Dornik belagert hielt, auf Fredegundens Veranſtaltung meuchelmörderiſch getödtet. Dieſe grauſame Stiefmutter opferte nachher die Kinder ihres Mannes erſter Ehe auf. Brunehild, die ihrerſeits auf Rache dachte, bewaffnete die Prinzen gegen einander, und unterhielt das Feuer bürgerlicher Kriege. Sie fiel endlich Fredegundens Sohn, Clotarn, in die Hände, der ſie als eine Verbrecherin, die ſich des Todes von zehn Königen oder königlichen Prinzen ſchuldig gemacht habe, durch ſcheußliche Beſtrafung hinrichten ließ. Pabſt Gregor der Heilige lobt dieſe Prinzeſſin, die ſich voll Eifers und ſehr freigebig gegen die Kirche bewies.

Die Geſchichte dieſer beiden Königinnen iſt zu intereſſant, als daß ſie nicht etwas ausführlicher behandelt werden ſollte. Brunehild war eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit; klug und einſichtsvoll, aber auch prachtliebend, herrſchſüchtig und unverſöhnlich. Fredegunde war ein Mädchen von geringer Herkunft, aber von

groſser Schönheit und noch gröſserer Argliſt. Chilperich hatte eine Gemahlin, Namens Audovera, und mit derſelben zwei Prinzen und eine Prinzeſſin, als Fredegunde des König Buhlerin ward, und ſich folgender Liſt bediente, die rechtmäſsige Königin zu verdrängen. In Chilperichs Abweſenheit gebar Audovera eine Tochter. Als dieſe getauft werden ſollte, und auf Fredegundens Anſtiften die ernannte Taufzeugin nicht erſchien, ſo beredete dieſes argliſtige Frauenzimmer die Königin, ihr Kind ſelbſt aus der Taufe zu heben. Da nun nach den Grundſätzen der römiſchen Kirche die Gevatterſchaft als eine ſo genaue geiſtliche Verwandtſchaft angeſehen wurde, welche keine Eheverbindung verſtattet, ſo lieſs ſich Chilperich gar leicht zur Eheſcheidung bewegen. Bald darauf ward Fredegunde zur Königin erhoben, aber auch nicht lange nachher verſtoſsen, weil ſich der König mit Galſuinde, Brunehildens Schweſter, vermählte. Doch Fredegunde wuſste ſich wieder in Gunſt zu ſetzen; und da man nach verſchiedenen der Königin zugefügten Kränkungen dieſelbe (vermuthlich auf Anſtiften der Geliebten) todt im Bette fand, ſo ward Fredegunde abermals öffentlich für Chilperichs Gemahlin erklärt. Von der Zeit an faſste Brunehild wider dieſelbe einen unauslöſchlichen Haſs, der ſich durch die Ermordung ihres Gemahls, die Fredegunde bewirkt hatte, ſehr vermehrte. Nach Siegeberts Tode wurde die verwittwete Königin, Brunehild, zu Paris gefangen genommen, von ihren Kindern getrennt, und als eine Staatsgefangene nach Rouen geſchickt. Sie vermählte ſich bald nachher mit Merovänus, Fredegundens Stiefſohn; doch Fredegunde ruhte nicht eher, als bis derſelbe, ſo wie auch ihr zweiter Stiefſohn, Chlodowig, ermordet, und die nun noch übrige Stieftochter, Baſine, in das Kloſter geſteckt wurde. Als Chilperich im Jahre 584 von einem Meuchelmörder umgebracht ward, ſo begab ſich Fredegunde in den Schutz des Königs von Bur-

gund, Guntram, und ihr Sohn, Clotar II., welcher damals erſt vier Monate alt war, wurde unter Guntrams Vormundſchaft zum Könige von Soiſſons erklärt. Unzufrieden, ſich von der vormundſchaftlichen Regierung ausgeſchloſſen zu ſehen, entwarf Fredegunde allerlei Anſchläge wider das Leben des Königs Guntram, ihres Schutzherrn, doch ohne daß ihr dieſelben gelangen, bis ſie endlich nach Guntrams Ableben in die Rechte einer Vormünderin trat. Brunehild, die ihren Sohn Childebert, König von Auſtraſien, ſo lange derſelbe regierte, ganz beherrſcht hatte, übernahm nach ſeinem und ſeiner Gemahlin Abſterben im Jahre 596 für ihren zehnjährigen Enkel, Theudebert den Zweiten, die vormundſchaftliche Regierung von Auſtraſien. Nun ward alſo das ganze franzöſiſche Reich von zwei Frauen beherrſcht, die einander aufs bitterſte anfeindeten. Es kam endlich zu einem ſehr blutigen Treffen, in welchem Clotar II. den Sieg erhielt. Im folgenden Jahre ſtarb Fredegunde mitten unter den ehrſüchtigſten Entwürfen, nachdem ſie 30 Jahre lang unter dem Namen ihres Gemahls und Sohnes regiert, und in dieſer Zeit zwei Könige, zwei Königinnen, zwei königliche Prinzen und viele Perſonen von hohem Range durch einen blutigen Tod ihrem Staats-Intereſſe aufgeopfert, ſich durch manche große Unternehmung verewigt und unter andern zwei Schlachten in eigener Perſon gewonnen hatte. Nach Theudeberts II. und deſſen Bruders Tode nahm ſich Brunehild ihrer Urenkel wider Clotarn II. an, und ward dieſem letztern durch Verrätherei überliefert. Die Rache, welcher dieſer König an Brunehilden ausübte, war furchtbar. Drei Tage lang wurde die 70jährige Fürſtin mit den ausgeſuchteſten Martern gefoltert, ſodann auf einem Kameele zur Schau herumgeführt, und zuletzt, mit den Haaren, mit einem Beine und einem Arme an den Schweif eines unbändigen Pferdes gebunden, auf's jämmerlichſte geſchleift; die Ueber-

C. Deucker fc

TRAURIGES ENDE DER KÖNIGINN BRUNEHILD

FIN TRAGIQUE DE LA REINE BRUNEHAULT

bleibſel ihres Körpers aber wurden verbrannt. Dieſes war das unglückliche Ende einer Königin, die an den Königsmorden, deren man ſie beſchuldigte, vielleicht keinen Theil hatte, die große Eigenſchaften beſaß, und von deren Bauliebe noch viele Denkmale vorhanden ſind.

Guntram, König von Orleans und Burgund, der im Jahr 593 ſtarb, hatte, wie es ſein Eigenſinn oder die Umſtände zu erheiſchen ſchienen, bald die eine, bald die andere Partei genommen. Er war ein frommer Fürſt ohne Einſichten, freigebig in Stiftungen, den Biſchöfen blindlings folgſam, bis zur Schwäche nachgebend, wenn es auf Standhaftigkeit ankam; gewaltthätig und grauſam, wenn er Güte hätte gebrauchen ſollen. In den alten Chroniken wird er ſehr gelobt, weil die Schriftſteller Alles, auch die Tugend der Fürſten, nach den Vorurtheilen ihrer Zeiten beurtheilten. Dieſer ſo ſanftmüthige Prinz hatte den Aerzten den Tod geſchworen, falls ſie ſeine gefährlich kranke Gemahlin nicht wieder zur Geſundheit bringen würden. Die Königin ſtarb, und die Aerzte wurden hingerichtet. Man erzählt viele andere Unternehmungen von gleicher Beſchaffenheit, aber Guntrams Andächtelei bedeckte Alles.

Um dieſe Zeit fand im Orient ein Ereigniß ſtatt, welches nicht nur auf das ganze Morgenland von der größten Wichtigkeit war, ſondern auch die größere Verbreitung des Chriſtenthums in jenen Ländern verhinderte; es war dieß die Gründung der Religion Mahomeds.

Mahomed.

Im Jahr 570 oder 571, nach Andern 578 nach Chriſti, ward dem Abdallah Ben Abd Ellmotalleb, einem Araber, der zu der alten angeſehenen Familie der Koreiſchiten, welche die Auf-

ſicht über einen heidniſchen Tempel (Kaaba) zu Mekka hatte, ein Sohn, Mahomed (Muhamed, Mahomet, Mohammed, Muhammed) Ab'lkaſim Ben Abdallah, geboren. Mahomedaniſche Geſchichtſchreiber laſſen dieſes Kind in grader Linie von Ismael, dem Sohne des Patriarchen Abraham, abſtammen, und erzählen, daß in der Nacht, wo es das Licht der Welt erblickte, ſeine zukünftige Größe durch mancherlei Wunder verkündet worden ſey. — Ein feuriger Strahl, der mit ihm zugleich der Mutter Leib verließ, erleuchtete das Land auf viele Meilen ringsherum auf eine außerordentliche Weiſe, und das Kind ſoll, kaum geboren, ſogleich auf die Knie gefallen ſeyn und mit laut vernehmlicher Stimme gerufen haben: Allah Akbar, d. h. „Gott iſt groß! es iſt nur ein einziger Gott und ich bin ſein Prophet!" Zugleich ſoll das heilige Feuer der Perſer, das ſeit den Zeiten des Zoroaſter unaufhörlich brannte, erloſchen und allen böſen Geiſtern die Macht benommen worden ſeyn, ſich ferner in der Nähe des Himmels aufzuhalten, um daſelbſt zu erforſchen, was die Rathſchlüſſe des Allmächtigen ſeyen und damit heidniſche Götzen zu belehren. Ein großer See trocknete augenblicklich aus, und der Pallaſt des Königs von Perſien ſtürzte ſammt 14 Thürmen durch einen Erdſtoß zuſammen. Als der oberſte der Magier, vom König hierüber befragt, die gewünſchte Auskunft nicht zu geben vermochte, ſondern erzählte, daß auch er wunderbare Träume gehabt, wie nämlich der Tigris Alles überſchwemmt habe u. ſ. w., welches bedeute, daß von Arabien böſe Nachrichten zu erwarten ſeyen, ließ der König Khosru einen Vaſallen, der zu Hira reſidirte, zu ſich entbieten und demſelben anbefehlen, einen berühmten arabiſchen Wahrſager oder Traumdeuter mitzubringen. Als dieſer angekommen war, bat er ſich noch die Erlaubniß aus, einen andern berühmten Wahrſager, ſeinen Oheim, zu Rath ziehen zu dürfen, und das Reſultat dieſer Berathungen war: daß das Verlöſchen des heiligen

Feuers, das Austrocknen des Sees, der Umſturz des Schloſſes und der 14 Thürme, ſo wie die Trauer des oberſten Magiers, den Untergang der königlichen Familie der Saſſaniden und die Unterwerfung der Perſer, nach 14 Regierungen ihrer Regenten, bedeute.

Am ſiebenten Tag nach der Geburt des Wunderkindes legte deſſen Großvater Abdal Motalleb demſelben den Namen Mahomed, d. h. herrlich, geprieſen, bei, indem er zu dieſer Feier ein großes Feſt veranſtaltet hatte. Kaum zwei Monate alt, verlor der Neugeborne ſchon ſeinen Vater (nach einigen Geſchichtſchreibern ſoll derſelbe ſchon vor der Geburt ſeines Sohnes geſtorben ſeyn), der ihm nur fünf Kameele und eine Sclavin hinterließ. Seine Mutter, Eminet genannt, übergab ihn der Pflege mehrerer Ammen, und als ſie ſtarb, nahm der Großvater Abdal Motalleb den jetzt ſechsjährigen Knaben zu ſich, und verwandte eine ganz beſondere Sorgfalt auf ſeinen Liebling. Nach zwei Jahren verlor das Kind aber auch dieſen Schutz durch den Tod, und einer ſeiner neun Oheime, Abu Talib, nahm ſich ſeiner an. Mit dieſem reiſ'te er, 13 Jahre alt, in Handelsangelegenheiten nach Syrien. Ein Jahr ſpäter nahm er mit ſeinen neun Oheimen an dem ſogenannten Kampf der Entweihung Antheil, der ſich zwiſchen den Koreiſchiten und den Hewaſeniten entſponnen hatte, und der ſiegreich für die Erſteren endete. Schon auf ſeiner erſten Reiſe nach Syrien hatte er in der Stadt Bosra einen neſtorianiſchen Mönch, mit Namen Felix Boheira, kennen gelernt, der, wie die Mahomedaner behaupten, ſogleich den dereinſtigen großen Propheten in dem Knaben erkannt haben ſoll, indem um deſſen Haupt eine glänzende durchſichtige Wolke geſchwebt habe, und verdorrte Bäume, an die er ſich lehnte, ſogleich wieder grünten, auch ſoll er zwiſchen ſeinen Schultern ein prophetiſches Zeichen erblickt und ſeinen Begleitern ganz beſonders anempfohlen haben, daß das

Kind ja nicht in die Hände der Juden falle, denn es ſey zu etwas ganz Außerordentlichem beſtimmt. Als der Knabe herangewachſen war, ſoll er der ſchönſte und zugleich der klügſte Jüngling unter den Arabern geworden ſeyn. Sein Oheim Abu Talib empfahl ihn einer reichen Wittwe, Chadidſcha mit Namen, als Factor, deren ausgebreitete Handelsgeſchäfte er ſo ſehr zu deren Zufriedenheit beſorgte, und der er ſo ſehr gefiel, daß ſie ihm ihre Hand anbot und ihn heirathete. Er blieb ihr auch ſehr treu und ergeben, obgleich ſie 15 Jahr mehr als ihr Gatte zählte, der damals 25 Jahr alt war. Er lebte mit der Chadidſcha in der glücklichſten Ehe. Auf ſeinen Reiſen nach Perſien, Syrien, Yemen u. ſ. w. entfernte er ſich oft von der Caravane und ſuchte die Einſamkeit auf, um ſich religiöſen und frommen Betrachtungen zu überlaſſen, und jedes Jahr begab er ſich im Monat Ramadan in eine Höhle auf dem Berge Horeb bei Mekka, um ſich daſelbſt in der Einſamkeit zu dem großen Werke, wozu er ſich berufen glaubte, vorzubereiten, nämlich alle Abgötterei abzuſchaffen, und die Lehre eines einzigen wahren Gottes, deſſen Prophet er ſey, zu verbreiten. — Zuerſt ſtellte er den Satz auf, daß die erhabene Einheit Gottes ſowohl von den Heiden, als von Juden, welche den Esra als Gottes Sohn angeſehen hatten, und von allen Chriſten verfälſcht worden ſey, und nahm es kraft ſeiner göttlichen Sendung auf ſich, die Welt von ihrem Aberglauben und ihrer Unwahrheit zu befreien. — Sein Anſehen war ſchon ſo groß, daß als die Kaaba zu Mekka durch einen neuen Bau vergrößert wurde, und ſich ein großer Streit entſpann, welcher von den Stämmen den heiligen ſchwarzen Stein auf ſeinen Platz bringen ſollte, man ihn zum Schiedsrichter ernannte. Mahomed ließ den Stein ſogleich auf ein ſtarkes Tuch legen, und befahl nun den Abgeſandten jedes Stammes, einen Zipfel deſſelben zu ergreifen, und ſo vereint den Stein an ſeine Stelle zu bringen, wo er ihn dann

ſelbſt noch zurechtſchob. — Einſt begab er ſich wieder in die Höhle des Berges Horeb, wohin er ſeine Gattin mitnahm und derſelben daſelbſt entdeckte, daß ihm kürzlich hier der Engel Gabriel erſchienen ſey, und ihm offenbarte, daß ihn Gott zu ſeinem Propheten erkoren habe. Dies ſey nämlich in der Nacht vom 23ſten auf den 24ſten Ramadan geſchehen, welche deßhalb im Koran die Nacht des göttlichen Rathſchluſſes genannt wird. Als der zukünftige Prophet zuerſt die herrlich glänzende Geſtalt des Engel Gabriel erblickte, fiel er wie geblendet nieder, als aber dieſer hierauf eine Menſchenfigur annahm, ſtieg Mahomed in ſeiner Begleitung bis auf die Mitte des Berges, wo er eine Stimme vernahm, die ihm zurief: „O Mahomed, du biſt der Verkündiger Gottes und ich bin Gabriel!“ Der Engel ſagte ihm hierauf, eine Schrift vorhaltend: „Lies!“ und als er erwiederte, daß er nicht leſen gelernt habe, fuhr Gabriel fort: Gott, der die Menſchen ſchreiben gelehrt, wird dieſem Mangel abhelfen, und Mahomed konnte leſen. Sein Weib, dem er das Alles mittheilte, war zuerſt von ſeiner göttlichen Sendung überzeugt und bekehrt, und ſprach zu ihm: „Sey muthig, denn ich bin überzeugt, daß du der Prophet dieſes Volkes wirſt.“ Er kehrte nun nach Mekka zurück und ging ſieben Mal um die Kaaba herum, um ſich zu ſeiner göttlichen Sendung zu weihen, und die Offenbarung der Verſe, Ajet (ein Wunder) genannt, die er, wo es nöthig war, bekannt machte, ward ihm zu Theil. Es iſt dies die unter dem Namen Koran geſammelte Schrift, das heilige Geſetz aller Mahomedaner. Jetzt fing er ſeine Bekehrungen zuerſt bei ſeinen Verwandten an, unter denen er bald Gläubige fand, und nannte ſeine Lehre Islam, d. h. Hingebung in Gott, und ihre Bekenner Muslim. Zuerſt wollte er ſeine Sendung den Koreiſchiten bekannt machen, und lud ſeine Oheime und deren Familien zu einem großen Gaſtmahl ein, einer derſelben aber, Abu Leheb, behauptete, das Vorgeben einer

göttlichen Sendung ſey Betrug und Blendwerk, und faſt alle verließen ihn, ſeinem Worte keinen Glauben ſchenkend. Bei einem zweiten Mahle, das er veranſtaltete, und bei dem er den Ali zum Weſir ſeines noch zu ſchaffenden Reiches ernannte, erging es ihm nicht beſſer, ja er ward ſogar verſpottet und ausgelacht. Er ließ ſich aber nicht abſchrecken, ſondern fuhr fort zu offenbaren und begann ſogar öffentlich die neue Lehre zu predigen und allen Götzendienſt und falſche Götter hart anzugreifen und zu verdammen, wodurch er ſich eine große Feindſchaft, Haß und Verfolgung von Seiten der Koreiſchiten zuzog. Und als ihm einſt ſein Oheim Abu Talib das Gefährliche ſeiner Lage vorſtellte, antwortete er dieſem: „Und wenn man mir die Sonne in die rechte und den Mond in die linke Hand legte, mich abzubringen, ſo würde ich doch das Begonnene ausführen.“ Indeß gelang es ihm dennoch, ſich immer mehr Anhänger zu verſchaffen, unter denen bedeutende und einflußreiche Perſonen, einer ſeiner Oheime, Hamſa, und der ſehr geachtete Omar Ben Elchattab, waren. Allein ſeine Gegner wurden nur deſto wüthender und 83 ſeiner Anhänger mußten, um ihren Nachſtellungen zu entgehen, ſich nach Aethiopien flüchten, und Mahomed ſelbſt mußte ſich drei Jahre lang in unzugänglichen Gebirgen aufhalten, der Wuth der Koreiſchiten zu entgehen. Dieſe waren beſonders deßhalb gegen ihn aufgebracht, weil die neue Lehre ſie bedrohte, der Aufſicht der Kaaba zu berauben, welche ihnen äußerſt einträglich war. Sie machten ſogar einen feierlichen Bund, mit Mahomeds nächſten Verwandten und Anhängern weder durch Heirath, noch Handelsvertrag ein Bündniß einzugehen; dadurch hofften ſie Alles von ihm abzuſchrecken. Zu ſeinem Unglück ſtarb auch jetzt noch ſein greiſer Beſchützer Abu Talib, und öfters entging er nur mit genauer Noth der Gefahr des Todes, und mußte ſich Schimpf und Spott und Beleidigungen gefallen laſſen, und zum Uebermaße des Unglückes verlor er

kurz nach dem Tode ſeines Oheims auch ſeine treue Gattin. Von ſo viel Unglück und ſeinen Gegnern verfolgt und trotz dem, daß er, als die Ungläubigen ein Zeichen ſeiner göttlichen Sendung verlangten, den Mond ſich in zwei Theile berſten ließ, von dem der eine verſchwand, weil ſich der Berg Hara zwiſchen beide ſtellte, mußte er nach der Stadt Towef entfliehen. Als Mahomed im 12ten Jahre ſeiner prophetiſchen Sendung einſt zwiſchen zwei Bergen ohnweit Mekka unter freiem Himmel ſchlief, bekam er in dieſer Nacht abermals einen Beſuch vom Engel Gabriel, der ihm das Herz aus dem Buſen nahm, es öffnete und daſſelbe von allen Erbſünden rein wuſch, es reinigte, mit hoher Weisheit und Glauben füllte, und dann wieder an ſeinen Ort legte. Hierauf führte er ihm das Thier Al Borak zu, welches 140 Flügel hat, und beſtimmt iſt, auf göttlichen Befehl die Propheten ſchnell von einem Orte zum andern zu bringen. Nach Mahomeds Ausſage ſoll es milchweiß und ein Mittelding zwiſchen einem Eſel und einem Mauleſel geweſen ſeyn, auch ſoll es das Angeſicht eines Menſchen und Backen eines Pferdes gehabt, und ſeine Augen ganz geleuchtet haben, wie etwa von der Sonne erleuchtete Sterne; auch ſoll es eine Seele gehabt haben, und Alles hören und verſtehen, aber nicht ſprechen können, bis ihm Gabriel die Gabe zu reden verliehen hatte. Seine Schnelligkeit war die des Blitzes, daher ſein Namen Al Borak (Urheber des Blitzes). Dieſes Thier nahm ihn auf ſeinen Rücken und führte ihn in einem Augenblicke durch die Luft nach Jeruſalem.

Kaum war er zu Jeruſalem angelangt, als er zum Tempel ging, worin er den Ibrahim, Muſa und Iſa, das iſt Abraham, Moſes und Jeſus, antraf, nebſt einer großen Menge Propheten und Heiligen, die ihn alle grüßten und ſich unverzüglich zum Gebete mit ihm vereinigten. Darauf ſtieg er mit dem Engel Gabriel auf einer Leiter von Licht in die Höhe, welche für

ſie bereits hingeſtellt worden; den Al Borak aber ließen ſie bis zu ihrer Rückkunft auf dem heiligen Platz ſtehen. Sie kamen ſodann gleich zum erſten Himmel, wo Gabriel gleich bei ihrer Ankunft an das Thor klopfte; und als er dem Pförtner berichtete, wer er ſey, und daß er Mahomed, den Freund Gottes, bei ſich hätte, da wurde ihm auf göttlichen Befehl unverzüglich das Thor geöffnet. Dieſes ſtellte er als ein Thor von ganz ungeheurer Größe vor. Von dem erſten Himmel meldet er gleichfalls, daß er aus reinem Silber beſtanden, und daß er in demſelben die Sterne an goldenen Ketten hängen geſehen, die ſo groß geweſen als der Berg Noho bei Mekka in Arabien. In dieſen Sternen hätten die Engel Wache gehalten, um die Teufel zu verhindern, daß ſie nicht zu nahe kommen und entweder die Handlungen der Einwohner des Himmels ausforſchen, oder ihre Reden anhören möchten, um ſie darnach zu verſuchen. Bei dem erſten Eintritt in den Himmel erblickte Mahomed einen alten abgelebten Mann, der ihn den beſten unter ſeinen Söhnen und den beſten unter den Propheten nannte. Dieſer ehrwürdige Mann war, wie er vom Gabriel erfuhr, unſer erſter Vater Adam, der ſich ihm zu ſeinem Gebet empfahl. Er ſah auch eine unzählige Menge Engel von allerlei Arten und Geſtalten, und unter denen, die ihm in Geſtalt geflügelter Thiere erſchienen, ſah er einen Hahn, ſo weiß als der Schnee und von ſo erſtaunlicher Größe, daß er mit ſeinem Kopf den zweiten Himmel berührte, ohnerachtet derſelbe die Tagereiſen von 500 Jahren, nach der gewöhnlichen Rechnung der Reiſenden im Morgenlande, von dem erſten Himmel entfernt war. Ja Einige verſichern, daß der Kopf dieſes Hahns durch alle ſieben Himmel durchgereicht, bis zum Thron Gottes, der noch ſieben Mal höher iſt. Von ſeinen Flügeln wird uns gemeldet, daß ſie mit Carfunkel und Perlen beſetzt geweſen, die er, wenn es ihm beliebig war, gegen Oſten und Weſten in einer ſeiner Höhe gemäßen

Weite ausbreiten konnte. Der Engel Gabriel unterrichtete ihn, daß die in Thiersgeſtalt erſcheinenden Engel bei Gott für alle lebendige Creaturen auf Erden bäten, denen ſie an Geſtalt ähnlich wären; die Menſchengeſtalt hätten, bäten für die Menſchen; die den Beſtien ähnlich wären, bäten für die Beſtien; die den Vögeln ähnlich, für die Vögel. Der vorhin erwähnte Engel ſtellte, nach Mahomeds Bericht, den Fürſprecher der Hähne vor, und vereinigte ſich alle Morgen mit Gott iu Anſtimmung eines heiligen Liedes durch ſein Krähen, welches ſo durchdringend ſey, daß es alle Einwohner des Himmels und der Erde hören könnten, nur Männer und Nymphen ausgenommen, und alsdann fingen alle Hähne, ſowohl körperliche als geiſtige, auch an zu krähen. Bei Annäherung des Tages des Gerichts ſoll der große weiße Hahn in dem erſten Himmel befehligt werden, ſeine Flügel zuſammenzuziehen und zu krähen aufzuhören, welches für alle exiſtirende Dinge ein Zeichen ſeyn werde, daß der Tag nahe ſey, nur die Männer und Nymphen ausgenommen, welche, weil ſie ſein Krähen vorher nicht gehört, auch von ſeinem Stillſchweigen nichts merken würden. Die Mahomedaner glauben, daß es drei Stimmen gibt, die Gott allezeit höre, nämlich die Stimme desjenigen, der beſtändig im Koran lieſet; die Stimme desjenigen, der des Morgens ſehr frühe um Vergebung ſeiner Sünden bittet; und endlich die Stimme dieſes großen Hahns, die in Gottes Ohren die allerangenehmſte ſeyn ſoll. Der erſte Himmel ſoll aus einem dünnen ſubtilen Dunſt beſtehen, der das Firmament genannt wird, und der himmliſche Raum, der mit dieſem Dunſt durch und durch angefüllt iſt, ſoll voll Engel und vernünftiger Weſen von vorzüglichem Range ſeyn, von welchen ſich einige vor dem Mahomed tief gebückt haben, andere aber gar vor ihm niedergefallen ſeyn ſollen, als ob ſie ihn anbeten wollten. Die vornehmſten darunter waren Michael und

Ismael, die dem Gabriel und dem Mahomed die größten Ehrenbezeigungen widerfahren ließen.

Von dem erſten Himmel kamen ſie zum zweiten, zu welchem ſie zugelaſſen und empfangen wurden, wie vorhin. Es iſt nicht gemeldet worden, was ihnen während der Auffahrt begegnet iſt, nur ſo viel wird geſagt, daß, dieſen Himmel zu erreichen, nach der Art und Schnelligkeit, wie man auf Erden reiſet, von dem vorigen eine Reihe von 500 Jahren erfordert. Die Tradition ſagt, daß der zweite Himmel aus einer Art von Erz beſtehe, ſo den Namen Maun führet. Hier ſoll Mahomed zuerſt den Noah angetroffen haben, der ſich über ſeine Ankunft ſehr erfreute, und ſich ſeinem Gebet empfohlen habe. Hierauf den Iſa und Yahya, das iſt, Jeſus und Johannes, die ihn beiderſeits in dieſem Orte bewillkommt und ihn den beſten Menſchen und den beſten Propheten genannt hätten.

Als Gabriel und Mahomed in dem dritten Himmel ankamen, ſo wurden ſie eben ſo empfangen, als vorhin. Dieſer Himmel, ſagen einige mahomedaniſche Schriftſteller, war faſt ganz aus lauter Edelgeſteinen zuſammengeſetzt; obwohl andere vorgeben, daß er aus einer Art Eiſen beſtanden, welches ſie Zaitun (Dſaidun) nennen. Unter den wunderbaren Geſchöpfen, die Mahomed hier zu ſehen bekam, war ein großer Engel, der Getreue Gottes genannt, unter deſſen Gebot 100,000 andere Engel ſtanden. Einige geben vor, es ſey dieſer Engel von ſo erſtaunlicher Größe geweſen, daß ſeine beiden Augen 70,000 Tagereiſen von einander geſtanden. Er hatte eine große Tafel vor ſich ſtehen, auf welche er beſtändig einige Worte ſchrieb, andere wieder auslöſchte. Außer der erſten Benennung dieſes Engels, die Mahomed vom Gabriel erfuhr, führte er auch noch eine andere, nämlich der Engel des Todes. Auf die erwähnte Tafel ſchrieb er, nach der Erzählung Gabriels, die Namen aller derer, die geboren wurden,

rechnete ihre Lebenstage aus, und ſtrich die Namen aus, wenn er gefunden, daß die Perſonen, welche dieſelben geführt, die ihnen beſtimmte Anzahl der Tage erfüllt hatten. Und Gabriel ſetzte hinzu, wenn ein ſolcher Name ausgetilgt worden, ſo müſſe die damit bezeichnete Perſon gleich ſterben. Es iſt hierbei zu bemerken, daß der dritte Himmel auf 500 Jahrreiſen von dem zweiten entfernt geweſen, wie auch, daß Gabriel und Mahomed dieſen unermeßlich großen Raum etwa in einer Stunde durchreiſ'ten. Bei ihrer Ankunft in dem vierten Himmel wurden ſie eben ſo aufgenommen, wie in den andern. Der vierte Himmel war aus einem ſehr feinen Silber zubereitet, das Zohari heißt. In dieſem Himmel ſah er eine weit größere Menge Engel, als in dem vorigen, und unter denſelben einen, der ſo lang war, daß er vom dritten Himmel bis zum vierten reichte, welche Länge eine Reihe von 500 Jahren betrug. Dieſer Engel, wie Mahomed vom Gabriel erfuhr, brachte ſeine Zeit mit Weinen zu, und ſtellte ein klägliches Angſtgeſchrei an, welches durch die Sünden der Menſchen und durch das Verderben, welches ſie ſich muthwillig zuziehen, bei ihm verurſacht wurde. Einige Muſelmänner geben vor, daß Mahomed hier einen andern Engel geſehen, der auf einem Lichtthron geſeſſen, mit einer großen Menge geringerer Geiſter umgeben, die zu ſeiner rechten und linken Hand geſtanden, und jederzeit fertig geweſen ſeyen, ſeinen Willen zu vollbringen; das Haupt dieſes Engels habe gereicht bis zum ſiebenten Himmel und ſeine Füße hätten auf der ſiebenten Erde geſtanden. Denn die Mahomedaner glauben, daß die Anzahl der Erden der Anzahl der Himmel gleich ſey. Der fünfte Himmel, in welchen ſie ohne die geringſte Schwierigkeit zugelaſſen wurden, iſt gleichfalls von dem vorhergehenden eine Reiſe von mehr als 500 Jahren entfernt, und beſteht, wie die Tradition ſagt, aus dem allerfeinſten Gold, welches wegen ſeiner Feinheit und Lauterkeit Al Safia genannt

wird; Andere aber ſagen, daß er von Demant geweſen. An dieſem Orte ſoll das Feuer des göttlichen Zorns über die verſtockten Sünder, und beſonders über die gottloſen Araber, verwahret werden.

In dem ſechſten Himmel traf Mahomed Moſes an, der ihn ſeinen Bruder nannte, und als er ihn erblickte, zu weinen anfing. Die Urſache, die er anführte, war, weil ein Knabe nach ihm geſendet worden, der ein Werkzeug ſeyn werde, mehr einzelne Perſonen von der Nation, zu der er gehöre, ins Paradies zu bringen, als Israeliten oder Juden in dem geſegneten Lande geweſen. Die Materie, woraus der ſechste Himmel nach der Beſchreibung Mahomeds beſtanden, ſoll, wie einige Muſelmänner ſagen, ein ſehr koſtbarer Stein geweſen ſeyn, der Al Haſala, das iſt, der helle und durchſichtige, genannt wurde.

Von dem ſechſten Himmel ſtieg Gabriel und der Prophet in den ſiebenten, der, wie einige muſelmänniſche Ueberlieferungen vorgeben, gänzlich aus göttlichem Licht beſtand; oder, wie andere ſagen, aus einem rothen Hyacinth, der Al Laama heißt. Einige verſichern, daß Mahomed hier einen Engel angetroffen habe, der die größte unter allen Creaturen Gottes geweſen, der 70,000 Häupter, ein jegliches Haupt 70,000 Angeſichte, ein jegliches Angeſicht 70,000 Mäuler und ein jegliches Maul 70,000 Zungen gehabt und wovon eine jede Zunge 70,000 Sprachen geredet und mit denſelben beſtändig das Lob des Allmächtigen verkündiget haben ſoll. Hier ſtellte Mahomed nach dem Berichte des Al Bokhari und einiger Traditionen, die unter den Muſelmännern in großer Achtung ſtehen, eine Unterredung mit einem ehrwürdigen Alten an, der auf einem Lichtthron geſeſſen, welcher am Hauſe Al Mamur aufgerichtet geweſen, und der Engel Gabriel berichtete ihm, daß dieſer Alte Abraham, der Vater der Gläubigen und der Freund Gottes ſey. Abraham begegnete ihm mit eben der Ehrerbietung, die ihm in den untern Himmeln war erwieſen

worden; worauf er auf einem Zurgelbaume (ein africaniſches Gewächſe) erhöhet wurde, über welchen Niemand kommen konnte. Dieſer Baum, ſagen die Ausleger, ſtand im ſiebenten Himmel, zur rechten Hand des Thrones Gottes, und er machte die äußerſte Gränze aus, über welche ſelbſt die Engel nicht ſchreiten dürfen, oder, wie ſich Andere es beſſer vorſtellen, über welchen ſich die Erkenntniß keiner einzigen Creatur erſtrecken kann. Der Koran ſcheint anzuzeigen, daß dasjenige, was unter dieſem Baum geweſen, als Mahomed denſelben geſehen, aller Zahl und Beſchreibung unfähig ſey. Einige nehmen an, daß das ganze Heer der Engel neben demſelben gebetet, Andere aber, daß die Vögel, die auf deſſen Zweigen geſeſſen, in der Stelle des jetzt erwähnten Buches gemeint würden. Dieſer Baum, der bei den Arabern Sedra oder Sedrat heißt, wie Abulfeda aus dem Al Bokhari erzählet, trägt Früchte, die den Waſſertöpfen von Hajr ähnlich und deſſen Blätter geſtaltet ſind, wie Elephantenohren. Die Früchte deſſelben ſind ſüßer als Milch und Honig und eine einzige davon, wie die Tradition des Ebn Abbas mit ſich bringt, der ſie unmittelbar aus der Hand Mahomeds empfangen hat, iſt hinlänglich, alle Creaturen Gottes zu erhalten, wenn ſie auch alle im Himmel verſammelt ſeyn ſollten. Hier ſah, wie Al Bokhari ſagt, der vorgebliche Apoſtel vier Flüſſe, wovon zwei innerhalb des Paradieſes mit großer Schnelligkeit ſich ergoſſen, die zwei äußern aber waren der Nil und Euphrat. Die Quelle dieſer Flüſſe, oder der Brunnen, woraus ſie entſpringen, iſt unter dem Baum Sedrat und heißt im Koran Salſabil. Bei dieſem Brunnen verließ der Engel Gabriel den Mahomed und es folgte ihm in dem Amte, ein Führer dieſes Apoſtels zu ſeyn, ein andrer Engel, der den Namen Iſrafil führte, und der dem arabiſchen Propheten, nach dem Berichte des Abu Horeira, bekannt machte, daß die hier befindlichen vier Flüſſe Al Cawthar, der Nil Egyp=

tens, Sihan oder Jihan hießen und daß ſie alle aus vorerwähntem Brunnen entſtänden, der unter dem Thron Gottes wäre. Das Haus Mamour oder Mamur, das iſt, das beſuchte, wurde, der vorigen Tradition zufolge, täglich von **70,000** Engeln beſucht, von welchem Umſtande es auch ſeinen Namen erhalten zu haben ſcheint. Der Geſtalt nach war es in allen Stücken dem Al Haram oder heiligen Tempel zu Mekka gleich, und wenn es einmal aus dem ſiebenten Himmel fallen ſollte, ſo würde es, wie einige Muſelmänner glauben, ſenkrecht auf dieſen Tempel fallen. Mahomed erzählt, daß es aus rothem Hyacinth erbauet geweſen, und daß in demſelben eine unbeſchreibliche Menge von Lampen unaufhörlich gebrannt hätten. Die Engel unterrichteten ihn hier, wie in der Erzählung des Abu Horeira gemeldet wird, daß ſie tauſend Jahre vor der Erſchaffung Adams angefangen, zu dieſem Hauſe Wallfahrten anzuſtellen, welches im Himmel zuweilen Al Dhorah, das iſt, das ſehr weit entfernte, eben ſo Al Mamur genannt worden. Nachdem nun der Apoſtel zum Hauſe Mamur war erhoben worden, ſo brachte ihm der Engel Gabriel drei Becher, wovon der eine mit Wein, der andere mit Milch, der dritte mit Honig angefüllt war. Er nahm den Becher mit Milch, als den zuträglichſten unter den dreien, und trank ihn aus; und der Engel Gabriel billigte ſeine Wahl. Eine andere Tradition aber ſagt, daß ihm nur zwei Becher waren angeboten worden, wovon der eine mit Milch, der andere mit Wein angefüllt geweſen; als er nun den erſten dem letztern vorgezogen, hätte er eine Stimme gehört, die zu ihm ſagte: „du haſt eine glückliche Wahl getroffen, Mahomed, denn hätteſt du Wein getrunken, ſo würde deine Nation vom rechten Weg abgewichen ſeyn, folglich würden ihr auch ihre Unternehmungen fehlgeſchlagen ſeyn.“

Weil dem Engel Gabriel nicht erlaubt war, weiter mitzugehen, als bis zum Hauſe Al Mamur, und bis zu dem vorhin

erwähnten Brunnen, ſo nahm er Abſchied von Mahomed, der auf ſeine oder auf des Engels Iſrafil Anweiſung nun allein ſeinen Weg bis zum Thron Gottes fortſetzte. Ehe er aber dieſen herrlichen Thron erreichte, mußte er über zwei Lichtmeere gehen, und eines von ſchwarzer Farbe und von unermeßlichem Umfange. Er ging auch durch eine unendliche Menge von Engeln durch; die Al Sajedun, oder niederfallende Anbeter, Mahalelun, daß iſt, die Gott loben und preiſen, Carabun oder Cherubim und Rohanun, das iſt geiſtige, heißen. Der Engel Iſrafil daſelbſt hatte eine Million Häupter, ein jegliches Haupt eine Million Mäuler, ein jegliches Maul eine Million Zungen, und eine jegliche von dieſen Zungen hatte eine Million Sprachen geredet, in welchen dieſer Engel Tag und Nacht das Lob Gottes unaufhörlich pries. Endlich, nachdem Mahomed durch dieſen unermeßlich großen Raum gereiſ't war, kam er zum Thron Gottes ſelbſt unmittelbar, wo er eine Stimme hörte, die zu ihm ſagte: „O Mahomed, tritt herzu und nähere dich dem herrlichen und allmächtigen Gott.“ Als er nun hierauf weiter in die Höhe geſtiegen ſey, ſo hätte er einen Glanz von überſchwänglicher Klarheit geſehen, zugleich aber ſey er nach dem göttlichen Befehl dem Allmächtigen ſo nahe getreten, daß er kaum zwei Ellen weit von ihm geſtanden habe. Auf der rechten Seite des Throns war, nach der Erzählung dieſes Propheten, der Name Gottes und Mahomeds in folgenden arabiſchen Worten geſchrieben: **La Allah Illa Allah, Wa-Mahomed Rasoul Allah,** das iſt: kein Gott als Gott, und Mahomed iſt ſein Prophet; welche Worte, die Grundartikel des muſelmänniſchen Glaubens in ſich faſſen, er auch an allen Thoren der ſieben Himmel, durch welche er reiſen mußte, geleſen zu haben vorgab. Indem er nun in die Gegenwart Gottes geſtellt war, wie er uns meldet, ſo ſah er Gott ſitzen auf ſeinem Thron, der zum Zeichen ſeiner Gnade eine von ſeinen Händen auf des

Propheten Bruſt, die andere aber auf ſeine Schulter legte, deren Kälte ſo heftig geweſen, daß ſie durch alle Theile ſeines Leibes gedrungen; wiewohl unmittelbar darauf eine unausſprechliche Süßigkeit und Zufriedenheit, die aus der göttlichen Gegenwart gefloſſen, ſich in ſeine Seele ausgebreitet und ihn mit dem vollkommenſten Vergnügen erfüllt habe. Darauf hielt er, wie die Tradition ſagt, eine lange und vertrauliche Unterredung mit Gott, der ihm viel verborgene Geheimniſſe offenbarte, ihn in der Erkenntniß ſeines Geſetzes unterrichtete, ihm zu beſſerer Einrichtung ſeines Verhaltens Regeln vorſchrieb, und ihm Anweiſung gab, wie er dieſelben dem Volke, über welches er der Oberſte ſeyn ſollte, auf die wirkſamſte Art mittheilen könnte, wobei er ihm zugleich verſchiedene ſonderbare Vorrechte ertheilte. Einige darunter waren, daß er die allervollkommenſte Creatur ſeyn, daß er mehr als alle andere Menſchen geehrt und über ſie erhaben, daß er der Erlöſer aller derer, die an ihn glauben würden, ſeyn, daß er in den Stand geſetzt werden ſollte, alle Sprachen zu reden, und daß die Beute, die er im Krieg machen würde, ihm allein gehören ſollte.

Nachdem nun der Prophet vollſtändige Inſtructionen von dem allmächtigen Gott ſelbſt erhalten hatte, ſo war er nun darauf bedacht, wieder zu den niedrigen Gegenden herabzuſteigen und ſeine Freunde auf Erden zu beſuchen. Es kam daher der Engel Gabriel an einem bequemen Orte wieder zu ihm, und brachte ihn ſtufenweiſe und durch die ſieben Himmel nach Jeruſalem, wo Al Borak auf ihn wartete. Auf ihrer Rückreiſe ſtießen ſie allenthalben auf eine große Menge Engel, welche ſie mit den größten Freudenbezeigungen und freundſchaftlichſten Glückwünſchen grüßten. Als ſie der Erde wieder näher kamen, ſo war Alles ſtockfinſter, kaum aber waren ſie etwas tiefer hinabgekommen, ſo hatten ſie Licht genug, das Königreich Armenien und die Provinz Aderbijan zu erkennen, die ihnen von ferne wie zwei grüne Gartenbeete un=

ter ihnen vorkamen. Zu Jeruſalem beſtieg der Prophet den Al Borak und wurde vom Engel Gabriel auf der ganzen Reiſe nach Mekka begleitet. Bei ſeiner Ankunft an dieſem Orte ſagte er zum Engel Gabriel: „Mein Volk wird mich vermuthlich der Lügen beſchuldigen, und mir nicht glauben, wenn ich demſelben die beſondern Umſtände meiner Nachtreiſe erzählen werde.“ Hierauf antwortete Gabriel: „O Mahomed! Abu Bekr, der wahrhaftige Zeuge, wird in dieſem Fall alle beſonderen Umſtände dieſer wunderbaren Begebenheit hinlänglich vertheidigen, wenn es dir gefällig ſeyn wird, ſie ihnen zu erzählen.“

Trotz dieſer wunderbaren Reiſe hatte aber Mahomed fortwährend große Unannehmlichkeiten und Gefahren auszuſtehen, und es koſtete ihm viele Mühe, ſeinen Feinden zu entgehen. Dennoch breitete ſich ſeine Lehre immer mehr aus, und beſonders nahmen ſie viele der die Kaaba beſuchenden Pilger an, die ſich bekehrten und zu ihr bekannten, und dieſe verbreiteten ſodann den Islamismus weiter und zwar bis in die entfernteſten Gegenden. So kam er auch nach Medina, damals noch Yaſchreb genannt, wo ihm die feindliche Geſinnung der dortigen Araber gegen die Koreiſchiten ſehr zu ſtatten kam, da jene dem neuen Propheten ihre Hülfe und ihren Beiſtand gegen ſeine Gegner anboten. — Dies war der Grund, daß Mahomed, als er im Jahr 622 aus Mekka fliehen mußte, und nachdem er ſich drei Tage in einer Höhle vor ſeinen Feinden verſteckt hatte, ſich nach Medina flüchtete. Dies war die berühmte Hedſchra (Hegira), von der die Mahomedaner ihre Zeitrechnung zählen. — Ehe er jedoch nach Medina ging, hielt er es für dienlich, ſich nach Koba, einem von Medina etwa zwei Meilen nordwärts entlegenen Dorfe, zu begeben, wo er ſich vier Tage im Haus eines Mannes aufhielt, der Calthum Ebn Al Hadam hieß. Hier legte er den Grund zu einer Moſchee, und nannte ſie Al Takwa, das iſt, der Tempel der Gottſeligkeit, welche

nachher, dem Berichte Einiger zufolge, von den Nachkommen Amru Ebn Awf aufgebaut wurde. Ehe Mahomed das Dorf Koba erreichte, begegnete ihm Boreida Ebn Al Haſeib, der Sahamiter, an der Spitze der Banu oder Nachkommen Saham's, deren Anzahl ſich auf 70 Perſonen belief, die ſogleich dem Islamismus beitraten, nachdem ſie dem Propheten den Eid der Treue und des Gehorſams geleiſtet hatten. Während dem Aufenthalt zu Koba trat noch ein anderer Proſelyt zu ihm, der unter den Mahomedanern in großem Anſehen ſtehet. Es war dies der berühmte Salman Al Farſi, oder Salman der Perſer, der von einer anſehnlichen Familie zu Ispahan abſtammte, und der in ſeinen jüngeren Jahren die Religion ſeines Landes verließ, und die chriſtliche Religion annahm. Als er aber nachher eine Reiſe nach Syrien machte, ſo wurde ihm von einem gewiſſen Mönch von Amuria gerathen, nach Arabien zu reiſen, indem daſelbſt um dieſe Zeit das Erſcheinen eines Propheten erwartet würde, der die Religion Abrahams wieder einführen ſollte, und den er unter andern auch an dem prophetiſchen Siegel zwiſchen ſeinen Schultern erkennen würde. Salman, deſſen Vater Dekan oder Gouverneur zu Ispahan war, trat dieſe Reiſe an und fand den Mahomed zu Koba, wo er auf ſeiner Flucht nach Medina ausruhte; er erkannte auch gar bald, daß er die Perſon ſey, die er ſuche, und bekannte ſich zum Islamismus. Als nun Mahomed am 16ten Tage des erſten Monats Rabi des Morgens ganz frühe von Koba aufgebrochen war, ſo kam er noch denſelben Tag zu Medina an, nachdem er glücklich, oder, wie uns die Muſelmänner ſagen, wunderbarerweiſe aller Gefahr entgangen war, die ihm drohte. Aus der Stadt kamen ihm an 500 Einwohner etwas vor die Stadt entgegen, denen ſeine Ankunft von einem Juden war kund gethan worden, der ſich auf einen der höchſten Thürme der Stadt geſtellt hatte. Kaum war er an dieſem Orte angekommen,

als er mit allen möglichen Freudensbezeigungen empfangen, und nebſt dem Abu Bekr unter einem allgemeinen Zujauchzen des Volkes zu dem Hauſe des Abu Ayub Ebn Zeid, des Anſars, geführt wurde, der des Propheten Geräth auf ſeinen eignen Schultern in das für ihn zubereitete Zimmer trug. Hier blieb er, bis er ſelbſt ein Haus gebaut hatte, wozu er gleich Anſtalten machte, und neben demſelben zu gleicher Zeit eine Moſchee, zur Uebung ſeiner neuen Religion, anlegte. Hierher wendete ſich auch ſein treuer Freund Ali, in einer Zeit von ungefähr drei Tagen, nachdem er erſt zu Mekka einige Angelegenheiten beſorgt hatte. Abu Bekr war überaus vergnügt, da er den Propheten in einer ſo erwünſchten Lage ſah, ob er gleich vorher wegen der ihn bedrohenden Gefahr ſo niedergeſchlagen und muthlos geweſen, daß Mahomed nöthig hatte, ſeine hinſinkenden Lebensgeiſter mit den im Koran befindlichen Worten aufzumuntern: Aengſtige dich nicht, denn Gott iſt mit uns. Kurz, die Anzahl der Neubekehrten vermehrte ſich täglich, ſo daß er gar nicht mehr daran zweifelte, daß er in kurzer Zeit werde im Stande ſeyn, ſein weit ausſehendes Vorhaben auszuführen.

Das Erſte, was Mahomed nach ſeiner Ankunft zu Medina vornahm, war, daß er einen Tempel oder die erwähnte Moſchee zu den gottesdienſtlichen Uebungen und das Wohnhaus für ſich erbaute, und dazu nahm er einen Platz, der ſonſt eine Stallung für Kameele, oder, wie Andere wollen, ein Begräbnißplatz war, und welcher dem Sahal und Soheil, den Söhnen des Amru, gehörte, welche Waiſen waren und unter der Vormundſchaft des Moad Ebn Ofra ſtanden.

Jetzt nahm er in Medina die fürſtliche und prieſterliche Würde an, heirathete Abubekrs Tochter, Aiſchah, d. i. die Jungfrau, weil ſie die einzige Frau war, die Mahomed als Jungfrau heirathete, weßhalb ihr Vater Abdallah von da an auch Abubekr,

d. i. Vater der Jungfrau, genannt wurde, und führte hierdurch, da er ſchon nach Chadidſchah's Tod ſich anderweitig vermählt hatte, die Vielweiberei geſetzlich ein. Jetzt erklärte er, da ſeine Partei zahlreicher geworden war, den Islam mit dem Schwerte ausbreiten zu wollen. Zunächſt überfiel er mit 319 Reutern eine Karawane von 1000 Mann, geleitet von Abu Sophian, Haupt der Koreiſchiten, im Thal Beder, und ſiegte. Die reiche Beute verbreitete ſeinen Ruhm und gewann ihm Anhänger; doch als er 625 denſelben Führer und ſeine 3000 Mann mit 950 Mann am Berge Ohud angriff, ward er gänzlich geſchlagen, verwundet und rettete kaum das Leben. Sein Anſehen begann zu wanken, allein durch die Lehre einer unbedingten Vorausbeſtimmung, dadurch, daß er den Unfall den Sünden der Seinigen zuſchrieb und den Gefallenen ewiges Glück im Paradies verhieß, befeſtigte er daſſelbe wieder, und muthig hielt ſeine Partei zu Medina eine 20tägige Belagerung durch die Koreiſchiten unter Abu Sophian aus, zwang ſie zum Abzug, wendete ſich dann gegen den mit ſeinen Feinden verbundenen jüdiſchen Stamm Koreidha, eroberte deſſen Hauptfeſtung, machte alle erwachſenen Männer nieder, führte die Weiber und Kinder in Gefangenſchaft und vertilgte ſo dies Volk faſt gänzlich. Während der Kriegsruhm Mahomeds wuchs, verleitete ihn Sinnlichkeit und Uebermuth der Macht zu mehreren Abweichungen von dem eigenen Geſetz. Beſonders wurde er in ſeinen ſpätern Jahren von Frauenliebe geleitet; im Ganzen waren ihm gegen 20 Weiber wirklich vermählt. Mahomed entſchuldigte ſich, da, wo er das Geſetz überſchritt, immer durch erhaltenen göttlichen Befehl. So heirathete er Zeinab, die Gemahlin ſeines ehemaligen Sclaven Zeid, obſchon ſie mit ihm in einem Grade verwandt war, der Andern als blutſchänderiſch verboten war, und eben ſo unterhielt er zahlreiche Liebſchaften mit Weibern Anderer. Sein und der Seinigen Glück und ſein immer ſteigendes perſönli-

ches Anſehen verleiteten ihn zu übermüthigen Botſchaften an Khosru Perwitz, den Perſerkönig, Herakleus, Kaiſer von Byzanz, Motawkas, Beherrſcher in Aegypten, ſo wie an die übrigen Fürſten in Aethiopien und Arabien. Zunächſt richtete er ſeine Waffen indeſſen gegen Mekka, um dort frühere Beleidigungen zu rächen; er nahte ſich der Stadt im Jahr 629 mit 1400 Mann, angeblich um in der Kaaba ſeine Andacht zu verrichten. Die Koreiſchiten wieſen ihn indeſſen zurück und geſtatteten ihm endlich, nur 3 Tage lang mit den Seinigen, die ſämmtlich unbewaffnet ſeyn mußten, ihre fromme Abſicht zu erfüllen. Doch gelang es ihm, drei vornehme Koreiſchiten, Kaled, Amru und Othman, zu bekehren. 630 rückte ein Heer Mahomeds gegen die Stadt Muta in Paläſtina, wo durch den byzantiniſchen Statthalter Geſandte des Propheten ermordet worden waren; der Statthalter aber wehrte ſich ſo gut, daß Zeid blieb und das Heer der Moslemim nur durch Kaleds Klugheit erhalten wurde. Später benutzte Mahomed eine Beleidigung der Koreiſchiten, um mit 10,000 Mann über Mekka herzufallen, und die erſchrockenen Einwohner konnten ſich nur durch Unterwerfung, Annahme des Islams und Zerſtörung der Götzenbilder der Kaaba retten. Den ſchwarzen Stein in ihr weihte der Prophet zu neuer Verehrung. Mahomed bemühte ſich nun, auch die übrigen Araber zu unterwerfen, gerieth indeſſen bei einem dieſer Kämpfe im Thal Hamain in große Gefahr, errang aber doch endlich den Sieg. 631 unterwarf ſich ganz Arabien dem Mahomed, der nun mit 30,000 Mann, worunter 10,000 Reuter, gegen den Kaiſer Harakleus nach Syrien zog, jedoch nur bis Tabuck kam, dort den Kaiſer zur Annahme ſeiner Lehre auffordern ließ und nach Medina umkehrte. 632 unternahm er eine Wallfahrt nach Mekka, wobei er von 90,000 (nach Andern von 150,000) Gläubigen umgeben war. Bald nach ſeiner Rükkehr ſtarb er zu Medina 633. Nur ſeine erſte Gemah-

lin hatte Kinder geboren, von dieſen überlebten ihn nur die Nachkommen der Fatime, Gemahlin Ali's. Nach dem mahomedaniſchen Volksglauben ſoll Mahomeds Sarg zu Medina Wunder bewirken und in der Luft hängen. Seine Aſche ruht aber wirklich in einer heiligen mit Gitterwerk verſchloſſenen Capelle, wo eine Urne ſein Grabmal vorſtellt.

Als Mahomed ſtarb, hinterließ er ſeine vorgeblichen Offenbarungen in großer Unordnung; dieſe Arbeit zu ordnen, war, nach dem Abu Jaafar, ſeinem unmittelbaren Nachfolger Abu Bekr vorbehalten. Dieſer zog nach der Niederlage des Moſeilama in Ueberlegung, daß viele von denjenigen, welche den Koran leſen und wiederholen konnten, in Yamama waren erſchlagen worden, und daher befürchtete er, es möchte irgend ein Theil deſſelben verloren gehen. Aus dieſer Urſache befahl er, daß das ganze Werk nicht nur von den Palmblättern und Häuten, worauf es geſchrieben ſtand, und welche man zwiſchen zwei Brettern oder Deckeln aufbewahrte, ſondern auch aus dem Munde derjenigen, welche die Lehren und Offenbarungen Mahomeds auswendig wußten, aufs neue ſollte geſammelt werden. Dieſe Abſchrift machte einen anſehnlichen Band aus, der von den Arabern Al Moshaf genannt wurde, welches in ihrer Sprache ein Buch oder einen Band bedeutet. Nachdem man Alles vollſtändig zuſammengebracht, ſo wurde das ganze Werk der Haffa, einer der Wittwen des Propheten, zur Verwahrung anvertraut. Die meiſten Mahomedaner aber behaupten, daß weder ihr Prophet ſelbſt, noch ſonſt ein Sterblicher an ſeiner Stelle, den Koran verfertigt habe; denn ſie glauben, daß dieſes Buch eines göttlichen Urſprungs, ja ſogar ewig und unerſchaffen ſey, und daß die erſte Abſchrift deſſelben von jeher auf einer ſehr großen Tafel beim Throne Gottes angeſchrieben geſtanden. Dieſe Tafel nennen ſie die aufbewahrte Tafel, und es ſollen alle vergangenen und zukünftigen göttlichen Rathſchlüſſe an derſelben aufgezeichnet ſeyn. Sie geben

auch vor, daß eine von dieſer Tafel genommene Abſchrift des Koran auf einem großen zuſammengerollten Papier, durch den Dienſt des Engels Gabriel, in den unterſten Himmel heruntergeſchickt worden, welches im Monat Ramadan in der Nacht der Gewalt geſchehen ſey; und von dieſem unterſten Himmel aus habe Gabriel dieſe Schrift dem Mahomed ſtückweis geoffenbart, nämlich Einiges zu Mekka, und Einiges zu Medina, welches in einem Raum von 23 Jahren zu verſchiedenen Zeiten geſchehen ſey, nachdem es die Umſtände erfordert hätten. Doch habe ihm der Engel alle Jahre einmal das ganze Werk gezeigt, welches in Seidenzeug eingebunden und mit köſtlichen Steinen des Paradieſes ausgeziert geweſen ſeyn ſoll. Im letzten Jahre ſeines Lebens aber habe Mahomed die Gnade genoſſen, dieſes Buch zweimal zu ſehen. Viele von den genannten Stücken des Koran beſtanden, nach der Erzählung der Mahomedaner, nur aus wenigen Verſen, die der Engel Gabriel auf einmal aus dem unterſten Himmel, oder, nach der Redensart der Araber, aus dem Kreiſe des Mondes heruntergebracht hatte, und welche dann hernach Mahomeds Schreiber von Zeit zu Zeit niederſchrieben in dieſen oder jenen Theil dieſes oder jenes Capitels, bis endlich alle Capitel, nach der Anweiſung des Engels ſelbſt, wären vollſtändig gemacht worden.

Die Mahomedaner nennen den Koran, wie die Chriſten ihre Bibel, das Buch Gottes und glauben, daß jeder Theil, ja jedes Wort deſſelben, vom Himmel gekommen ſey. Sie nennen ihn das ächte Buch, das Buch von Gott geſandt, die Richtſchnur ohne alle Krümme, den Oberaufſeher der Menſchen und der Geiſter, das beſtändige Wunderwerk, das größte von allen Wunderwerken, das vortrefflichſte unter allen heiligen Büchern, die zierlichſte unter allen Ausarbeitungen; vieler anderer außerordentlichen Ehrennamen zu geſchweigen.

Die Muſelmänner theilen ihre Religion in zwei Stücke ab; das eine nennen ſie Iman, das iſt Glaube oder Theorie; das an=

dere aber Din, das iſt Gottesdienſt oder Ausübung. Erſteres beſteht aus zwei Hauptſätzen oder Artikeln, die aber wieder die ſechs folgenden Nebenartikel in ſich ſchließen: einen Glauben an Gott; an ſeine Engel; an ſeine Schriften; an ſeinen Propheten; an die Lehre von der Auferſtehung und dem Tage des Gerichtes; und an die Sätze von Gottes unbedingten Rathſchlüſſen und ſeiner ewigen Vorherbeſtimmung, beides, des Guten und des Böſen. Die Punkte, die zur Ausübung gehören, ſind: das Gebet und Alles, was ſich darauf beziehen oder dazu vorbereiten kann; die Zacat oder Almoſen, deren Bezahlung der liſtige Mahomed zu einem Hauptartikel ſeiner Religion machte, weil er dadurch in Stand geſetzt wurde, jederzeit ein anſehnliches Corps Truppen auf den Beinen zu halten; ferner die Faſten im Monat Ramadan und die Wallfahrten nach Mekka. Die Beſchreibung, die wir hier vom Islamismus gegeben, wie ſolcher den Iman und Din in ſich begreift, iſt keine andere, als diejenige, die Mahomed, nach der Erzählung der Muſelmänner, dem Engel Gabriel gegeben, der dann ſolche gebilligt und derſelben durch ſein Zeugniß ein urkundliches Anſehen verſchafft haben ſoll.

Die vornehmſten ihrer Engel ſind Gabriel, Michael, Azrail und Israfil. Den Gabriel nennen ſie den heiligen Geiſt und den Engel der Offenbarungen, weil er dem Mahomed bisweilen in ſeiner wahren, und bisweilen in einer menſchlichen Geſtalt erſchienen ſey, und demſelben den Koran geoffenbart habe. Den Michael halten ſie für den Freund und Beſchützer der Juden, welche Meinung aus dem Propheten Daniel nicht nur ein Anſehen, ſondern ſogar die Beſtätigung gewinnt. Den Azrail heißen ſie den Todesengel, weil er die menſchlichen Seelen von ihren Leibern trennen ſoll. Den Namen Israfil geben ſie demjenigen Engel, deſſen Amt einſt darin beſtehen ſoll, daß er am Tage der Auferſtehung die Trompete blaſe.

Die Mahomedaner glauben eine allgemeine Auferſtehung und ein künftiges Gericht. Die Dauer des Gerichtstages wird, zufolge einer Stelle des Koran, **1000**, nach einer andern aber **50,000** Jahre lang währen.

So lang aber der Gerichtstag, als die Zeit, welche, nach der Meinung der Mahomedaner, die Auferweckten zubringen müſſen, bevor ſie ihr Endurtheil zu erwarten haben, währen mag, ſo ſoll doch das Urtheil ſelbſt keine längere Zeit dauern, als erfordert wird, ein Schaf zu melken, oder aufs höchſte nur ſo viel Zeit wegnehmen, als man zwiſchen dem erſten und zweiten Melken eines Kameels gewöhnlicherweiſe verfließen läßt. Jallaloddin verſichert, daß Gott alle Geſchöpfe in einem halben Tage richten werde; Andere aber ſagen, er werde nicht ein Mal einen völligen Augenblick damit zubringen. Die Wage, worin an dieſem großen Urtheilstage alle Dinge ſollen gewäget werden, iſt, nach der muſelmänniſchen Beſchreibung, von einer ſo ungeheuren Größe, daß ihre zwei Schalen, wovon die eine über dem Paradieſe und die andere über der Hölle hängt, beides Himmel und Erde in ihren Raum faſſen können. Dieſe Wage ſoll alsdann von dem Engel Gabriel gehalten, und in die Schalen derſelben ſollen auch die Bücher, worin die Worte und Handlungen der zu richtenden Geſchöpfe geſchrieben ſtehen, geworfen werden; und das Urtheil wird ſich darnach richten, ob die Schale der guten oder böſen Handlungen das Uebergewicht erhalte. Diejenigen, deren gute Werke ſchwer wiegen, ſollen ſelig, diejenigen aber, die man zu leicht befinden wird, verdammt werden. Nach dieſem ſoll die Wiedervergeltung folgen, kraft deren ſich jedes Geſchöpf an dem andern wegen des ehemals von demſelben erlittenen Unrechts wird rächen dürfen, und eine völlige Genugthuung bekommen ſoll, welche darin beſtehen wird, daß man eine ziemliche Portion von den gaten Werken, die in der Schale des Beleidigers liegen, herausnehmen und

ſolche den guten Werken des beleidigten Theils zulegen wird. So wird es Gott mit dem menſchlichen Geſchlechte halten. Was die unvernünftigen Thiere anbetrifft, ſo wird ſie Gott, nachdem ſie gleichfalls eins an dem andern Rache genommen, in Staub verwandeln laſſen; die gottloſen Menſchen aber werden zu ſchweren Strafen aufbehalten.

Nach dem Glauben der Mahomedaner wird am letzten Tage die Hölle vermittelſt **70,000** Stricken, an deren jedem **70,000** Engel ziehen ſollen, gegen den göttlichen Richterſtuhl geſchleppt werden, welche Anrückung unter einem raſenden Gebrülle und Toben erfolgen ſoll. Dieſer Begriff, welcher das Behältniß der verdammten Geiſter als ein überaus großes und ungeheures Thier vorſtellt, ſcheint aus dem Verfaſſer der Offenbarung hergenommen zu ſeyn, welcher ſagt, daß, nach dem allgemeinen Gerichte, der Tod und die Hölle, Hades, in den feurigen See ſollen geworfen werden. Dem ſey, wie ihm wolle, ſo wird bei den Mahomedanern gelehrt, daß die Hölle in ſieben Stockwerke oder Gemächer, deren eins immer über dem andern ſteht und welche das Behältniß der verſchiedenen Claſſen der Verdammten ſeyn ſollen, eingetheilt werde. Die Strafen der Sünder werden nach der Größe ihrer Verbrechen mehr oder minder ſchrecklich ſeyn. Furchtbare Dämonen ſchleppen ſie an glühenden Ketten durch die Feuerpfühle und Schwefelſtröme; ihre Fußbedeckung ſind feurige Schuhe und ihre Köpfe werden unaufhörlich in dampfendem Pech geſotten.

Kleider, die aus Feuer beſtehen, ſind für ſie bereitet worden; ſiedendes Waſſer ſoll ihre Köpfe benetzen. Ihre Eingeweide und ihre ganze Haut wird dadurch aufgeriſſen werden, und Schläge, mit eiſernen Stäben ausgetheilt, werden auf ſie fallen. Umſonſt wird die Angſt Verſuche machen, einen Weg durch das Feuer zu finden, die Henker werden ſie immer in daſſelbe zurückſtoßen und ſagen: „Empfindet die Qual der Flammen.“ Kein Schlaf wird

Rommäder Berlin 1838.

DAS PARADIES DER MUHAMEDANER

LE PARADIS DE MAHOMET

ſie erquicken und kein Trank. Zur Züchtigung der Gottloſen hat Gott den Baum Zakkum in die Hölle geſetzt. Aus dem innerſten Grund derſelben geht er in die Höhe. Seine Früchte ſehen ſo häßlich aus, wie die Köpfe von Schlangen oder Teufeln; aber die Verdammten müſſen davon eſſen und ihre Mägen damit anfüllen, und nach dieſem Genuſſe wird ihnen ein Trunk ſiedend heißes Waſſer gereicht. Die Zeit, wie lange die Gläubigen in der Hölle bleiben müſſen, wird, zufolge einer von Mahomed überlieferten Tradition, nicht unter 400 und nicht über 7000 Jahre lang währen; und wenn die einem Jeden beſtimmte Zeit der Befreiung verfloſſen ſeyn wird, ſo wird ſie die Barmherzigkeit Gottes, auf Fürbitte ihres Propheten, loslaſſen. Die Muſelmänner glauben, daß zwiſchen der Hölle und dem Paradieſe eine Scheidewand ſey, welche ſie Al Orf nennen, und wovon im ſiebenten Capitel des Koran Meldung geſchieht.

Ehe die Gerechten ins Paradies eingehen, ſollen ſie durch einen Trunk aus dem Teiche eines Propheten erfriſcht werden. Derſelbe ſoll ein vollkommenes Viereck ausmachen, und eine Monatreiſe im Umfange haben. Das Waſſer, womit dieſer Teich verſehen iſt, kommt aus zwei Canälen des Al Cawthar, einer der Flüſſe des Paradieſes, und iſt weißer als Milch, und wohlriechender als Biſam; es iſt daſſelbe auch, nach einer Tradition des Propheten, ſüßer als Honig, kühler als Schnee und gelinder als Milchrahm. Die Ufer des Teichs ſind von Chryſoliten, und die Trinkgefäße von Silber. Wer von dieſem Waſſer getrunken, den wird nimmermehr dürſten.

Die rechtgläubigen Mahomedaner lehren, daß das Paradies ſchon vor der Welt geſchaffen geweſen, und liege über die ſieben Himmel erhaben, gerade unter dem Thron Gottes; wiewohl man aus dem zweiten Capitel des Koran ſchließen könnte, daß Mahomed daſſelbe in den ſiebenten Himmel geſetzt habe. Nach Eini-

gen ſoll der Erdboden des Paradieſes aus dem feinſten Weizenmehl, nach Andern aus dem köſtlichen Biſam, und nach noch Andern aus Safran beſtehen. Die Steine daſelbſt ſollen lauter Perlen und Hyacinthen, die Mauern der Gebäude mit Gold und Silber ausgeſchmückt und die Stämme aller Bäume von Gold ſeyn. Der merkwürdigſte Baum darunter wird Tuba oder der Baum der Glückſeligkeit genannt, von welchem die Ausleger des Koran viel lächerliches Zeug erzählt haben. Er iſt ſo groß, daß man auch mit dem flüchtigſten Roß ſeinen Schatten noch nicht in einem Jahrhundert durcheilen würde; in die Wohnung eines jeden Gläubigen reicht einer ſeiner Aeſte, die mit den herrlichſten Früchten aller Art, Granatäpfeln, Ananas, Trauben, Datteln und dgl., die man auf Erden gar nicht kennt, und ſo lieblich ſchmecken, daß man ſich gar keine Vorſtellung davon macht, fortwährend belaſtet ſind, und das Wunderbarſte iſt, daß dieſe herrlichen Früchte ſich Jedem, der nur den entfernteſten Wunſch dazu hegt, ſogleich von ſelbſt darbieten und an den Mund begeben, um verzehrt zu werden. Außerdem liefert dieſer Baum nach einem jeglichen Wunſch der Seligen alle Arten köſtlich zubereiteter Speiſen, die prächtigſten Kleider, Betten, Decken, herrlich aufgeſchirrte Roſſe mit goldenem Zaumzeug und Gebiß, eben ſolche Kameele, mit Edelſteinen beladen, und dies Alles geht aus ſeinen aufſpringenden Früchten hervor. Aus der Wurzel dieſes herrlichen Wunderbaums entſpringen ganze Ströme von köſtlicher Milch, Honig und Wein, allein letzterer von einer Gattung, wie man ihn auf Erden gar nicht kennt, und der, ſo viel man auch davon trinkt, nie berauſcht. Eine der vornehmſten Zierden des Paradieſes ſind, dem Mahomed zufolge, ſeine Flüſſe. Einige derſelben, ſagen ſeine Nachfolger, fließen mit Waſſer, einige mit Milch, einige mit Wein, und andere mit Honig; ſämmtlich aber entſpringen ſie aus der Wurzel des Baumes Tuba. Der Garten wird von einer großen Menge klei-

ner Quellen und Baſſins bewäſſert, deren Bette von Biſam, der Grund von Kampfer, die Seiten von Safran, und die Steinchen lauter Rubinen und Smaragden ſind. Es läßt ſich aus dem Koran ſchließen, daß ein beſonderes Paradies für die Menſchen und ein beſonderes für die Genien ſoll zubereitet werden; oder, wie Einige ſagen, Gott werde jeder Perſon zwei Gärten einräumen, den einen als eine ſchuldige Belohnung der guten Werke, den andern aber als ein freiwilliges Gnadengeſchenk. Einige Früchte dieſer Gärten ſollen denjenigen gleichen, die wir hier auf Erden genießen, andere aber von einer neuen und unbekannten Art ſeyn, dergleichen die menſchlichen Augen niemals geſehen haben. An den Zweigen der Bäume hängen Glockenſpiele, welche die bezauberndſte Muſik machen. Außer den köſtlichen Früchten, die man in dem Garten, oder vielmehr in den Gärten des Paradieſes finden ſoll, wird auch daſelbſt, wie Mahomed im 55ſten Kapitel ſeines Koran lehrt, eine große Menge lieblicher und ſchöner Jungfrauen erſcheinen, die nie öffentlich geſehen wurden, weil ſie in beſondern Zelten aufbewahrt geweſen ſind. Dieſe Frauenzimmer würden, wegen ihrer großen ſchwarzen Augen, Hur al oyun genannt, und der Umgang ihrer Geſellſchaft wird eine der größten Glückſeligkeiten der Gläubigen ausmachen. Sie werden auf grünen Kiſſen und reizenden Teppichen liegen, nachdem ſie vorher von allen Unreinigkeiten, denen das ſchöne Geſchlecht unterworfen iſt, geſäubert worden ſind. Die glückliche Wohnung, wo ſich dieſe glänzenden und bezaubernden Mädchen aufhalten, und wo auch alle wahre Gläubigen ihren Sitz bekommen werden, heißt bei den Mahomedanern Al Jannat oder der Garten, bisweilen auch Jannat al Ferdaws, das iſt, der Garten des Paradieſes; Jannat Aden, das iſt, der Garten Eden; Jannat al Mawa, das iſt der Garten der Wohnung; Jannat al Maim, das iſt, der Garten des Vergnügens u. ſ. w. Durch dieſe verſchiedenen Namen verſtehen Einige eben ſo viel verſchiedene Gär-

ten, oder wenigſtens Plätze von unterſchiedenen Graden der Seligkeit (deren ſie nicht weniger als 100 zählen), worunter der geringſte ſeinen Bewohnern ſo viele Vergnügungen verſchaffen wird, daß kein erſchaffenes Weſen dieſelben aushalten kann, wofern es nicht eben ſo viele Kräfte allein beſitzt, als hundert Menſchen zuſammen. Aber dieſe Kräfte wird Gott, nach Mahomeds Verſicherung, einſt allen Gläubigen geben, und ſie dadurch geſchickt machen, jene Freuden nach ihrem ganzen Inbegriffe vollkommen zu genießen. Nachdem ſich die Gerechten durch Schöpfung eines Trunkes aus Mahomeds Teiche werden erfriſcht haben, ſo werden ſie, wenn wir dem Al Ghazali glauben wollen, an zwei Brunnen gelangen, die unter einem gewiſſen Baume, nahe am Thore des Paradieſes, entſpringen. Aus einem dieſer Brunnen werden ſie trinken; hierdurch werden ihre Leiber gereinigt werden, und aller in ihnen befindliche Unrath abgehen; aus dem andern aber werden ſie ſich waſchen. Sobald ſie ſich vor dem Thore ſelbſt zeigen, werden einem Jeden zwei zu ſeiner Aufwartung und Bedienung beſtimmte ſchöne Jünglinge, von himmliſcher Abkunft, entgegen kommen und ihn empfangen. Dieſe Jünglinge werden von zwei Engeln begleitet ſeyn, welche die Geſchenke tragen, die ihm Gott zuſchickt. Hierauf werden die Gerechten insgeſammt ins Paradies eintreten; obgleich, nach Mahomeds Ausſpruch, Niemand, weder durch ſeine eigene, noch ſogar durch des Propheten gute Werke einen Eintritt daſelbſt erlangt. Niemand wird durch ſeine eignen Verdienſte, ſondern lediglich durch die Barmherzigkeit Gottes ſelig werden. Indeſſen wird doch, wenn man dem Koran einigen Glauben beimeſſen darf, die Seligkeit eines Jeden nach ſeinen Verdienſten beſtimmt ſeyn, und in jeder Wohnung iſt ein anderer Grad der Herrlichkeit anzutreffen. Der höchſte Grad iſt für die Propheten aufbehalten, der zweite für diejenigen, welche den Menſchen die Anbetung Gottes gelehrt und beigebracht haben; der

dritte für die Märtyrer, und der unterſte für die übrigen Seligen, nach Maßgabe ihrer verſchiedenen Verdienſte. Mahomed wird, wie er ſelbſt ſagt, zuerſt ins Paradies kommen, nach ihm die Armen, und 500 Jahr nach dieſen die Reichen. Er berichtet uns auch, daß die größte Zahl der Bewohner des Paradieſes aus Armen, und der größte Theil der zur Hölle Verdammten aus Reichen beſtehen werde. Gleich nach dem Eingang der Seligen ins Paradies wird ſie Gott bewirthen, und ihnen mit ausgeſtreckter Hand die ganze Erde, welche einem großen und ungeheuren Laibe Brod ähnlich ſeyn wird, gleich einem Stück Kuchen, überreichen. Die 70,000 Gläubigen, die, nach der allgemeinen Meinung der Ausleger, ohne vorgängige Unterſuchung ins Paradies kommen werden, ſollen von dem Ochſen Balam und von dem Fiſche Nun ſchmauſen, an welchen Thieren die Lebern ſo groß ſind, daß ſich 70,000 Mann daran ſättigen können. Hieraus ſcheint zu erhellen, daß keine andere Gläubigen, als nur die, die zur erſtgemeldeten Zahl gehören, die Erlaubniß haben werden, von dieſer Leber, welche die Muſelmänner als den köſtlichen Leckerbiſſen ſogar des Paradieſes betrachten, zu ſpeiſen. Nach Endigung dieſes Gaſtmahls und genommenem Erlaub werden ſich die Seligen jeder in die ihm angewieſene Wohnung verfügen, wo der Genuß ganz überſchwänglicher Ergötzungen alle ihre Hoffnungen und Begriffe unendlich überſteigen wird. Denn da werden auf ſie warten wenigſtens 72,000 der liebenswürdigſten Houris, ein Zelt von unermeßlicher Koſtbarkeit, eine erſtaunliche Anzahl Bedienten, eine bewundernswürdige Veränderung von allerlei Speiſen, auf goldenen Schüſſeln, viele Gattungen der herrlichſten Getränke in goldenen Schalen, die köſtlichſten Weine, welche die Eigenſchaft haben, daß ſie nicht berauſchen, die prächtigſten Kleider, ein zahlreiches Gefolge von Aufwärtern und kurz Alles, was man ſich nur wünſchen kann. Es ſoll ihnen Alles gewährt werden, was all ihre Sinne vergnü-

gen und all ihren Begierden ſchmeicheln kann. Und damit die paradieſiſchen Wollüſte in ihren allerhöchſten Graden können genoſſen werden, ſo ſollen die Einwohner daſelbſt einer beſtändigen Jugend genießen, zu welchem Ende ſie in der beſten Blüthe des menſchlichen Alters, das iſt, ungefähr wie im 30ſten Jahr, um welche Zeit man in der Regel am geſundeſten und ſtärkſten iſt, auferweckt werden ſollen; welches auch mit den Verdammten ſo gehalten werden ſoll, damit ihnen die äußerſte Qual, die ſie in aller Ewigkeit ausſtehen müſſen, deſto empfindlicher falle. Die Mahomedaner glauben, daß die Hölle ſieben und das Paradies acht Thore habe, und daß jene zugeſchloſſen, dieſes aber geöffnet würde, wenn man eine gewiſſe Anzahl Tage faſtete. Dieſer Einbildung zufolge hat die Sonna die Beobachtung einer ſolchen Faſten ſcharf eingebunden, und um ſolche in deſto größerem Anſehen zu erhalten, berufen ſich die orthodoxen Muſelmänner dießfalls auch auf die mündlichen Traditionen ihrer Propheten.

Die Mahomedaner glauben, daß Alles, was jemals auf dieſer Welt geſchehen iſt, und noch künftig geſchehen ſoll, es mag gut oder böſe ſeyn, gänzlich von dem göttlichen Willen herkomme, und von aller Ewigkeit her auf der aufbewahrten Tafel unwiderruflich feſtgeſetzt und angeſchrieben ſtehe, folglich an die feſte und unabänderliche Vorherbeſtimmung, und huldigen dem Fatalismus.

Folgende vier Verrichtungen ſind die Hauptgebote des Korans: Gebet, Almoſengeben, Faſten und die Wallfahrt nach Mekka. Unter dem Gebete werden die geſetzmäßigen Abwaſchungen oder Reinigungen, welche dazu vorbereiten, zugleich mit verſtanden. Es gibt aber zweierlei Grade des Abwaſchens; der eine heißt Ghoſl, und beſteht in einer gänzlichen Eintauchung des Leibes ins Waſſer; der zweite, Namens Wodu, beſteht nur im Waſchen des Geſichtes, der Hände und der Füße, nach einer gewiſſen Weiſe. Die Almoſen ſind von zweierlei Art, geſetzliche und freiwillige. Bei den

letztern iſt es in eines Jeden Willkür geſtellt, mehr oder weniger zu geben, nachdem es ihm gut dünket; allein die erſtern ſind von beſtändiger und unvermeidlicher Verbindlichkeit. Die dritte Hauptausübungspflicht, die den Mahomedanern ihre Religion auferlegt, iſt das Faſten; eine Pflicht, die von ihrem Propheten für ſo wichtig gehalten worden, daß er ſie gewöhnlich die Pforte der Religion nannte. Auch vom Al Ghazali, dieſem großen muſelmänniſchen Lehrer, wurde es ſo hoch geſchätzt, daß er es für den vierten Theil des Glaubens rechnete. Nach der Ausſage der mahomedaniſchen Gottesgelehrten gibt es drei Grade des Faſtens: 1) die Abhaltung des Bauches und andere Theile des Körpers von Befriedigung ihrer Lüſte. 2) Die Entziehung der Augen, Ohren, Zunge, Hände, Füße und anderer Glieder von der Sünde. 3) Das Faſten des Herzens von weltlichen Sorgen, und Abkehr der Gedanken von allen übrigen Dingen und einzige Richtung derſelben auf Gott. Der Koran befiehlt den Muſelmännern ausdrücklich, im ganzen Monat Ramadan zu faſten, weil in dieſem Monat, nach ihrem Vorgeben, der Koran vom Himmel herab auf die Erde geſandt wurde. Das Faſten währt von der Zeit an, wenn der Neumond zuerſt eintritt, bis zur Wiederkunft des nächſten Neumonds, während welcher Zeit ſie ſich von Tages Anbruch an bis in die Nacht oder zum Untergang der Sonne von Eſſen, Trinken und Umgang mit Weibern enthalten müſſen. — Was den vierten Ausübungspunkt oder die Wallfahrt nach Mekka betrifft, ſo wird dieſe von den Muſelmännern für eine ſo unumgänglich nothwendige Pflicht gehalten, daß ihrer Meinung nach derjenige, welcher ſtirbt, ohne ſie verrichtet zu haben, nicht hoffen kann, ſelig zu werden.

Die vornehmſten Verbote des Korans ſind: 1) das Weintrinken. Gewiſſenhafte Muſelmänner beobachten dieſen beſonderen Punkt ſo genau, vornehmlich, wenn ſie die Wallfahrt nach Mekka verrichtet

haben, daß ſie es für ſträflich halten, nicht nur Wein zu koſten, ſondern auch Trauben zu preſſen, um ihren Saft zu trinken, ihn zu kaufen oder zu verkaufen, oder auch ſich von dem durch Verkauf dieſes Getränks erworbenen Gelde zu ernähren. Das Spielen iſt nicht weniger als der Gebrauch berauſchender Getränke ausdrücklich in dem zweiten und fünften Hauptſtück des Koran verboten. Das Wahrſagen aus Pfeilen, eine Gewohnheit, die unter den heidniſchen Arabern vor Mahomeds Geburt im Schwunge war, iſt gleichfalls mit ausdrücklichen Worten im Koran verdammt. Die Pfeile, die ſie zu dieſem Ende gebraucht, waren gleich denen, mit denen ſie Looſe warfen, ohne Köpfe oder Federn, und wurden in dem Tempel eines Götzen verwahrt, in deſſen Gegenwart ſie befragt wurden. Einige dieſen ähnliche Pfeile hatte das Götzenbild Ismael in der Kaaba in der Hand, als es von Mahomed im achten Jahr der Hegira zerſtört wurde. Zuweilen gebrauchten die Araber beim Wahrſagen ſieben Pfeile, gemeiniglich aber nur drei. Auf einem derſelben, die alle in einen Sack gethan wurden, war geſchrieben: „Herr, befiehl es mir;“ auf dem andern: „Herr, verbiete es mir,“ und der dritte war ohne Aufſchrift. Wurde der erſte herausgezogen, ſo ſahen ſie es für eine Genehmhaltung der Sache an, die ſie vor ſich hatten; wurde der zweite herausgenommen, ſo zogen ſie den gegenſeitigen Schluß daraus; war es aber der dritte, ſo miſchten ſie dieſelben wieder und zogen aufs neue, bis eine entſcheidende Antwort durch einen von den andern gegeben wurde. Dieſe Wahrſagerpfeile wurden gemeiniglich befragt, ehe etwas von Wichtigkeit unternommen wurde, z. B. wenn ein Mann im Begriff war, zu heirathen, oder eine Reiſe zu unternehmen oder dergleichen.

Man darf ſich nicht wundern, daß auch über den Unterſchied der Speiſen, der ſo allgemein von den morgenländiſchen Völkern beobachtet wird, Mahomed, um ſeinen hauptſächlichſten Vorbildern, den Juden, nachzuahmen, einige Verordnungen gemacht habe.

Demzufolge verbietet der Koran das Eſſen des Bluts und Schwein-fleiſches, oder was irgend von ſelbſt geſtorben, oder zu Ehren irgend eines Götzen erſchlagen, oder erdroſſelt, oder durch einen ungefähren Streich oder Fall getödtet, oder von irgend einem andern Thier ermordet worden iſt. Doch im Nothfall, wo ein Menſch Gefahr läuft, vor Hunger zu ſterben, erlaubt ihm das mahomedaniſche Geſetz, dieſe verbotenen Arten von Nahrung zu genießen. Ob aber gleich der muſelmänniſche Prophet in dieſem Stück ſo genau bei dem jüdiſchen Geſetz geblieben iſt, ſo iſt es doch gewiß, daß er Dinge zu eſſen erlaubt, die von Moſes nicht erlaubt werden. Da-hin gehört das Kameelfleich, das der Koran den Muſelmännern zur Nahrung zu gebrauchen erlaubt. Mit dem Verbot, Blut oder das zu eſſen, was von ſelbſt umgefallen iſt, zielte Mahomed auf die heidniſchen Araber ſeiner Zeit, die gewohnt waren, beides zu eſſen. Was das Erſtere anbelangt, ſo war es allgemein ge-bräuchlich unter ihnen, aus einem lebendigen Kameel das Blut in einen Darm herauszuziehen, es entweder am Feuer zu kochen oder zu röſten, und dann zu eſſen.

Die Vielweiberei erlaubt der Koran, obgleich mit gewiſſen Einſchränkungen. Den ausdrücklichen Worten des mahomedaniſchen Geſetzes gemäß, kann ein Mann nicht mehr als vier Frauen haben, es mögen Frauen oder Beiſchläferinnen ſeyn; und wenn ein Mann auch von dieſer Anzahl freigeborner Frauen einige Unbequemlich-keit befürchtet, ſo wird ihm gerathen, nur eine zu heirathen, oder wenn er mit einer nicht zufrieden ſeyn kann, ſich ſeiner Sclavin zu bedienen, jedoch ohne die geſetzte Anzahl zu überſchreiten.

Die Eheſcheidung ferner iſt wie die Vielweiberei im Koran erlaubt. Demungeachtet kann ein Muſelmann ſeine Frau zwei Ma-von ſich ſtoßen, ohne daß er gezwungen iſt, ſich von ihr zu ſcheil den, wenn ihn etwa das, was er gethan hat, reuen ſollte. Schei-det er ſich aber das dritte Mal von ihr, ſo handelt er gegen das

Geſetz, wenn er ſie wieder zu ſich nimmt, ehe ſie mit einem andern Manne verehelicht geweſen und von dieſem zweiten Ehemann wieder geſchieden worden iſt.

Der Freitag iſt der Tag, den Mahomed beſonders zum Dienſt und zur Feier des allmächtigen Gottes beſtimmt hat; die Urſache, warum grade dieſer Tag dazu erwählt wurde, iſt nicht mit Gewißheit zu ermitteln.

Mahomed hatte ſeinen Eidam Ali, weil er denſelben für den Würdigſten hielt, zu ſeinem Nachfolger ernannt; dennoch ward Abubekr, Mahomeds Schwiegervater, vorgezogen. Daraus entſtand eine gewaltige Trennung und eine unverſöhnliche Feindſchaft zwiſchen den Türken und Perſern. Dieſe behaupteten, daß die erſten drei Chalifen vor dem Ali Uſurpatoren geweſen wären; dieſes verurſachte einen großen Religionsſtreit. Wären die Saracenen deßwegen, oder wegen eines Artikels im Alkoran, untereinander in Zwieſpalt gerathen, ſo würden ſie ohne Zweifel über die Griechen wenig haben ausrichten können. Aber in der erſten Hitze ihres Enthuſiasmus, noch arm, zu einer harten Lebensart gewöhnt, ohne Begriff vom Luxus, ſehnten ſie ſich nur nach Schlachten, und, durch eine ſchwärmeriſche Religion vereinigt, verzehrten ſie gleich Blitzen des Himmels Alles, was ihnen aufſtieß. „Wir bringen euch,“ ſagten ſie, „das Paradies oder die Hölle, Ihr müſſet entweder euch zum Islamismus bekennen, oder Tribut bezahlen, oder unter unſern Säbelſtreichen erliegen.“ Und ſie hielten Wort.

Abubekr eroberte innerhalb zwei Jahren einen großen Theil von Syrien. Er ſtarb ohne Vermögen. Seine tägliche Ausgabe betrug nicht mehr, als fünfzig franzöſiſche Sous. Man bewundert die Anfangsworte ſeines Teſtaments: „Dieſes iſt der letzte Wille Abubekrs, den er kurz vor ſeinem Hintritte in die andere Welt und zu der Zeit macht, da die Ungläubigen zu glauben anfangen, da die Gottesverächter nicht mehr zweifeln, und die Lügner Wahrheit reden.“

Omar, ſein Nachfolger und Nacheiferer, vollendete bald Syriens Unterwerfung. Aber größere Ehre erwarb er ſich dadurch, daß er einen Böſewicht begnadigte, den Conſtantin, Sohn des Heraclius, abgeſchickt hatte, ihn zu ermorden. In einem einzigen Feldzuge unterwarf er ſich ganz Meſopotamien, während Amru, einer ſeiner Feldherren, Egypten bezwang. Bei ſeinem Ableben im Jahr 644 war bereits beinahe ganz Perſien in der Gewalt der Saracenen. Im folgenden Jahr ward die Eroberung von ſeinem Nachfolger Othmann vollendet. Das mächtige Reich der Perſer, das ſeit den Tagen des Craſſus den Römern ſo fürchterlich geweſen war, erlag mit ſeinem letzten Könige Isdegard III. unter den Streichen einer Nation, die, ehe Mahomed kam, verachtet war. Aber hier in Perſien fand dieſe Nation auch das Gift des Luxus, durch welches deren Verderben früh oder ſpät mußte befördert werden; gleichwohl fügte ſie noch einen Theil von Afrika ſo vielen Eroberungen bei. Wir werden ſie in Spanien, Gallien und Italien eindringen und endlich von Tartaren bezwingen ſehen. Iſt doch die Welt nichts anders als ein Schauſpiel blutiger Staatsveränderungen.

Aus tauſend Zügen erkennt man das Uebergewicht der Muſelmänner über jene letzten Römer, die ſie in allen ihren Feldzügen gänzlich zerſchmetterten. Es ſey uns genug, einige Denkwürdigkeiten davon anzuführen. Die Saracenen nahmen in einem Gefechte die Flucht, nachdem ihr Feldherr in die Gefangenſchaft gerathen war. „Habet ihr denn vergeſſen,“ ſchrie einer ihrer Anführer, „daß, euern Feinden den Rücken zukehren, heiße, Gott und ſeinen Propheten beleidigen. Was liegt daran, daß Derar gefangen iſt? Gott lebt und ſieht euch.“ Sie wandten ſich wieder um, und ſchlugen die Römer.

Vor der Schlacht bei Yarmuk, die der Eroberung Jeruſalems vorherging, ſprach einer der Anführer ſeinen Truppen mit dieſen

Worten Muth ein: „Ihr Muſelmänner, denket, daß das Paradies vor euch liege, hinter euch aber der Teufel und die Hölle ſeyen.“

In einer Unterredung fragte Conſtantin den Amru, was für ein Recht er auf Syrien zu haben glaube, und dieſer antwortete: „Das Recht, das mir der Schöpfer gibt. Die ganze Welt iſt ein Eigenthum Gottes; er vertheilt die Länder unter ſeine Knechte, wie es ihm gefällt, und das Glück der Waffen thut uns ſeinen Willen kund.“

Mahomed hatte einen Muſelmann verurtheilt, weil er einen Juden bevortheilte. Der Muſelmann unterſtand ſich, an Omar zu appelliren. Dieſer ließ ſich den ganzen Prozeß erzählen, zog darauf ſeinen Säbel, ſchlug dem Betrüger den Kopf ab und ſagte: „Dieß iſt die Strafe derer, die ſich wider einen Urtheilsſpruch des Propheten auflehnen.“

Als Omar Jeruſalem erobern wollte, führte er auf ſeinem Kameele ſeinen Mundvorrath bei ſich, mit einem Schlauche mit Waſſer und einem hölzernen Gefäße. Als er einige Saracenen in Seide gekleidet ſah (in Kleidern nämlich, die ſie beim Plündern erbeutet hatten), befahl er, ſie in den Koth zu werfen, mit dem Geſichte gegen die Erde, und ihre Kleider zu zerhacken.

Nach der Eroberung Alexandriens wollte Amru einen Theil der Bibliothek retten. Er bat deßwegen den Omar um Erlaubniß; dieſer aber ſchrieb: „Wenn die Bücher, wovon du redeſt, nichts anders enthalten, als was im Buche Gottes ſteht, ſo ſind ſie unnütz, und ſtimmen ſie mit demſelben nicht überein, ſo taugen ſie nichts. Laß ſie daher verbrennen.“

Im Jahr 636 eroberten die Araber auch Aleppo oder Haleb, deren Namen Seleukos Nikator mit dem der macedoniſchen Stadt Beröa vertauſcht hatte, welchen ſie auch unter den Römern führte. Die neuen Eroberer ſuchten ihren alten Namen Chaleb, bei Ptolomäus Chalybon, wieder hervor, den ſie fortan behielt.

Fortſetzung der Geſchichte der Franken.

Die Majores Domus (Hausmeyer).

(613 nach Chriſti Geburt.)

Nach der Hinrichtung vieler Prinzen wurde Chilperichs und Fredegundens Sohn alleiniger Herrſcher und König der Franken. Er ſtellte die Ruhe wieder her, gewann die Zuneigung ſeiner Unterthanen, machte ſich bei den Großen durch Vergrößerung ihrer Macht beliebt, und überließ die Staatsverwaltung von Auſtraſien einem Major Domus, und die von Burgund einem andern Staatsbeamten, die von der Zeit an Vicekönigen glichen, und durch ſtets zunehmende Gewalt ſich den Weg zum Throne bahnten. Dieſe Kronbedienſteten, die aus Hausmeyern im Pallaſte Miniſter der Prinzen und Herren der Regierung geworden waren, mußten unumſchränkte Herrſcher werden, ſobald der Thron mit ſchwachen ohnmächtigen Königen beſetzt wurde, die unfähig waren, ſie zu ihrer Pflicht zurückzuführen.

Die Laſter, wodurch ſich Dagobert, Clotars Sohn, verabſcheuungswürdig machte, die Auflagen, womit er, theils zur Befriedigung ſeiner Ausſchweifungen, theils um dieſelben nach damaliger Gewohnheit durch fromme Verſchwendungen auszuſöhnen, das Volk beſchwerte, ſchwächten die königliche Macht, indem ſie ſolche herabwürdigten. Seine beiden Söhne, Siegebert II., und Chlodowig II., ſtifteten Klöſter, und beſchäftigten ſich außerdem mit nichts als mit Kleinigkeiten. Die Majores Domus thaten Alles. Grimoald, Major Domus in Auſtraſien, unterſtand ſich, ſeinen eigenen Sohn auf den Thron zu ſetzen. Der unrechtmäßige Regent wurde zwar vertrieben, aber dieſes verwegene Beiſpiel war das Vorſpiel vieler ähnlicher Unternehmungen, denen freilich der köingliche Name, der bloß Name war, wenigen Widerſtand entgegen ſetzen konnte.

Ohne die Einwilligung der Großen zu ſuchen, hatte der Major Domus, Ebroin, Dieterich III., einen von Chlodowigs II. Söhnen, auf den auſtraſiſchen Thron geſetzt. Die Auſtraſier ſchoren dieſem Prinzen das Haar ab, und ſteckten ihn in das Kloſter. Nach dem Tode ſeines ermordeten Bruders Childerich kam er wieder zur Regierung. Inzwiſchen empörte ſich das von Ebroin tyranniſirte Auſtraſien, und wollte Herzoge oder unabhängige Statthalter haben. Pipin von Herſtall, ein Herr, der ſich des allgemeinen Zutrauens würdig gemacht hatte, herrſchte daſelbſt mit ſouverainer Gewalt. Dieterich, alleiniger König in Frankreich, der ihn erbittert hatte, fiel in ſeine ſiegenden Hände. Als Herrſcher des ganzen Königreiches regierte Pipin unter dem Namen eines Major Domus 27 Jahre hindurch mit eben ſo vieler Klugheit als Tapferkeit. Die Könige waren bunte Schattenbilder, die man zuweilen dem Volke zeigte. Der Beiname unthätig (**faineans**) drücket ihre Trägheit, Schwäche und Dummheit aus. Indem er die alten Volksverſammlungen, die durch den Despotismus derjenigen, die vor ihm die Würde eines Major Domus bekleideten, außer Gewohnheit gekommen waren, wieder herſtellte, und beſonders die ungeſtüme Lebhaftigkeit der Franken wider auswärtige Feinde, die er immer ſchlug, zu leiten wußte, blieb Pipin in dem ruhigen Beſitze einer Macht, die man bis dahin in der Monarchie nicht gekannt hatte.

Nach dem Tode dieſes großen Mannes kam die höchſte Gewalt in die Hände ſeiner Wittwe Plecktrudis, deren Enkel, noch ein unmündiges Kind, Major Domus war; denn Pipin wollte ein Amt, das die Stelle der königlichen Gewalt vertrat, bei ſeiner Familie erblich machen. Carl Martell, Pipins Sohn von einer Concubine, wurde in Verhaft genommen, weil man ihn im Verdacht hielt, daß er nach der Regierung ſtrebe. Das Volk wurde es bald müde, ſich von einer Frau beherrſchen zu laſſen;

man erwählte daher einen gewiſſen Raginfried zum Major Domus. Carl war unterdeſſen aus ſeiner Gefangenſchaft entkommen und von den Auſtraſiern als ihr Befreier aufgenommen worden. Raginfried, der ſich Auſtraſien unterwürfig machen wollte, erfuhr bei vielen Gelegenheiten zugleich mit dem Könige Chilperich II. die unbezwingliche Ueberlegenheit dieſes Helden. Nach dem Beiſpiele ſeines Vaters ſetzte ſich Carl Martell in den vollen Beſitz der höchſten Gewalt. Er war derſelben werth. Eine weiſe und muthige Regierung, beſtändige Siege, und mit einem Worte, der Ruhm und die Wohlfahrt des Staates waren die Richtſchnur ſeiner Gewalt. Ohne ihn würde Frankreich unter das Joch der Muſelmänner gekommen ſeyn, die ſich bereits zu Herren von Spanien gemacht hatten.

Die Araber erobern Spanien.

Seitdem die Weſtgothen in dieſer römiſchen Provinz, die ſchon vorher von den Vandalen war erobert worden, eine eigene Monarchie errichtet hatten, waren daſelbſt im Allgemeinen die Geiſtlichen mehr regierende Herren, als die Könige, die daher kaum genannt zu werden verdienen. Faſt alle Sachen wurden vor den Gerichtshöfen der Biſchöfe abgehandelt, die in ihren Concilien oft die größten Staatsangelegenheiten entſchieden. Mit den Großen des Reiches, unter denen ſie den erſten Rang behaupteten, vergaben ſie ſogar die Krone, die mehr von der Wahl als vom Erbrechte abhing. Das Königreich war ein Schauplatz von Staatsveränderungen und Verbrechen. Die Menge der ermordeten Könige erreget Schaudern und Entſetzen. Die Barbaren nahmen, nachdem ſie feſten Fuß gefaßt hatten, neue Laſter an, und ihre Wildheit war daher noch mörderiſcher; ſelbſt der Eigennutz mußte ſie

zu den ſcheußlichſten Verbrechen verleiten. Es ſey uns genug, der vornehmſten Regierungen zu gedenken, die ſich durch einige merkwürdige Begebenheiten auszeichnen.

Leuvigild, der im Jahre 585 ſtarb, iſt berühmt, theils wegen ſeiner Siege über die Sueven, deren Staaten er eroberte, theils wegen ſeiner Gewaltthätigkeiten wider ſeinen Sohn Hermanngild, den er aus keiner andern Urſache, als weil derſelbe die katholiſche Religion angenommen hatte, bis in den Tod verfolgte. Reccared, ſein anderer Sohn und Nachfolger im Reiche, ſchwur den Arianismus ab. Nun wurden die Arianer verfolgt. Dieſer Verfolgungsgeiſt herrſchte in Spanien mehr als in andern Ländern. Siſebut, der im Jahre 612 den Juden bei Todesſtrafe befahl, ſich taufen zu laſſen, war in mancher andern Hinſicht ein kluger Fürſt, der den orientaliſchen Kaiſern alles dasjenige entriß, was ſie noch an den Küſten des mittelländiſchen Meeres beſaßen. Chintila verbannte alle Juden, und ein Concilium verordnete, daß kein Prinz den Thron beſteigen ſolle, ohne ſich zuvor durch einen Eid zur Beobachtung der Geſetze wider dieſes unglückliche Volk zu verpflichten. Es ſchien, als ob die Inquiſition bereits aufwachſen wollte. Unter dem Receſuint war die Erwählung der Könige einer Verſammlung von Biſchöfen und Pfalzgrafen (Palatinen) vorbehalten. Dieſe Pfalzgrafen waren die vornehmſten Kronbedienſteten. So verlor alſo das Volk eines ſeiner koſtbarſten Vorrechte. Wamba, Ueberwinder der Saracenen, die Spanien überfielen, wurde darauf von dem ehrſüchtigen Erviges in Verhaft genommen, und im Jahre 682 des Thrones für unfähig erklärt, weil man ihm während einer von einer Krankheit erzeugten Schwäche eine Bußkleidung angelegt hatte; eine verhaßte Unternehmung, die erſte in ihrer Art, die ſchon in der Ferne ankündigte, was einſt die Geiſtlichkeit zu unternehmen fähig ſeyn würde. Eine Kirchenverſammlung ſicherte den Thron des Erviges. Eine an=

dere unter ſeiner Regierung gehaltene Kirchenverſammlung unterſagte den Königen die eheliche Verbindung mit einer königlichen Wittwe, als ein hölliſches Verbrechen. Aus dieſem einzigen Canon kann man von dem Geiſte der Geſetzgebung urtheilen. Die Grauſamkeiten und Unordnungen des Wititſa, der den Geiſtlichen ſich zu verheirathen, und den Laien ſo viele Beiſchläferinnen, als es ihnen beliebte, zu halten erlaubte, erregten im Jahre 710 einen bürgerlichen Krieg. Roderich oder Rodrigo ſtürzte dieſen Prinzen vom Throne, und ward bald darauf von einem Volke, dem nichts widerſtehen konnte, gleichfalls vom Throne geſtürzt.

Es iſt bereits von der Stiftung des Mahomedismus geredet worden, einer Religion, die durch Schwärmerei zu Eroberungen anreizte, und durch Eroberungen derſelben immer neue Nahrung gab. Der Stifter derſelben, Mahomed, war im Jahr 633 geſtorben. Bald nachher begriff das Reich der Araber oder der Saracenen, ſowohl in Aſien als in Afrika, bereits unermeßliche Erdſtriche in ſich. Der Koran ſchien, durch Waffen unterſtützt, die ganze Welt ſich unterjochen zu wollen.

Man ſagt, daß der Graf Julian aus Rache und Wuth gegen Roderich, der ſeine Tochter entehrt hatte, ſelbſt die Saracenen eingeladen haben ſoll, Spanien zu erobern. Die alten Denkmale beſtätigen dieſe Erzählung nicht, die, wenn ſie wahr wäre, nur ein Beiſpiel mehr von Staatsveränderungen ſeyn würde, welche durch die Laſter der Fürſten veranlaßt wurden. Die Saracenen, damals Herren von Mauritanien (daher ſie Mauren hießen), ſtürzten ſich über Spanien. Sie gewannen im Jahr 712 die entſcheidende Schlacht bei Xeres in Andaluſien, nach welcher der weſtgothiſche König auf immer verſchwand. Muza, der als Vicekönig des Chalifen Walid in Afrika herrſchte, brachte bald darauf die Eroberung völlig zu Stande. Nach der klugen Staatskunſt dieſer Secte bot er den Einwohnern freie Religionsübung

und die Beibehaltung ihrer Geſetze an, und verlangte weiter keinen Tribut, als den ſie ihren Königen bezahlt hatten. Die meiſten Städte nahmen ihn freiwillig auf. Die anderen ließ er plündern und verbrennen. Oppas, Erzbiſchof von Sevilien, und Oheim der Kinder des Wititſa, erröthete nicht, für die Muſelmänner die Waffen zu führen, und ſeinem Haß gegen Roderich ſein Vaterland und ſeine Religion aufzuopfern; aber Pelayo, ein Held von königlichem Geblüte, der, begleitet von einer großen Menge Chriſten, nach den aſturiſchen Gebirgen geflüchtet war, gründete daſelbſt ein kleines Königreich, worin er ſich durch Tapferkeit erhielt. Sein Eidam, Alphonſus, beſtieg nachmals den Thron, und benutzte die bürgerlichen Kriege, die gar bald die Eroberer mit einander entzweiten, zur Erweiterung ſeines Reiches.

Indeſſen begränzte ſich die Ehrſucht der Mauren nicht innerhalb der Pyrenäen. Sie griffen anfangs, wiewohl ohne etwas auszurichten, den Herzog von Aquitanien, Eudo, einen Abkömmling Chlodowigs, an. Abdorrahman, ein neuer Emir oder Statthalter in Spanien, that mit einem überaus zahlreichen Heer einen zweiten Einfall, und kam bis Sens. Zurückgeſchlagen von dem Biſchofe Ebbo, überfiel er Aquitanien, ſchlug den Herzog, und drang bis an das Herz des Königreiches. Carl Martell that der einreißenden Gewalt Einhalt. Seiner blutigen Schlacht zwiſchen Poitiers und Tours hatte Frankreich ſein Heil zu danken. Abdorrahman war unter den Erſchlagenen. Man ſchätzt den Verluſt der Saracenen auf mehr als 300,000 Mann; aber dergleichen Uebertreibungen verdienen keinen Platz in der Geſchichte. Der erlittenen Niederlage ungeachtet, hielten ſich doch die Feinde noch einige Jahre in Languedoc und Provence, bis der franzöſiſche Held ſie endlich gänzlich vertrieb.

Unter der Botmäßigkeit der Mauren war Spanien anfangs

unglücklich. Die Emirs, abhängig von den Vicekönigen von Afrika, welche ſie nicht lange an ihrer Stelle ließen, beſtrebten ſich mehr, die Provinzen zu erſchöpfen, als die Gerechtigkeit und gute Ordnung zu handhaben. Das Feuer der bürgerlichen Kriege flammte auf. Die Chalifen, die zu Damascus reſidirten, waren nicht nur zu entfernt, um die Unruhen ſtillen zu können; ſondern die Streitigkeiten, die wegen des Chalifats ſelbſt ausbrachen, beförderten ſogar die Unternehmungen der Aufrührer. Dieſe anſehnliche Würde, die das Prieſterthum mit der königlichen Gewalt vereinigte, und bisher in dem Beſitze der Ommiaden geweſen war, ward im Jahre 750 der Familie der Habbaſſiden zu Theil. Die Staatsveränderung war blutig, und erzeugte eine andere, die den Spaniern wahre Vortheile brachte, welche ſie von ihren Unterdrückern befreiten.

Der Prinz Abdorrahman, den man auch Almanzor nennet, hatte bei dem Blutbade, das den Ommiaden ſo tödtlich war, ſein Leben gerettet, und legte in Spanien den Grund zu einem unabhängigen Königreiche. Er erfocht einen Sieg, ward zum Könige ausgerufen, und unterwarf ſich alle Provinzen, nur diejenigen ausgenommen, die Pelayo und Alphonſus erobert, oder noch im Beſitze behalten hatten. Er erwählte Cordua zu ſeiner Reſidenz, und machte dieſe Stadt zu einem Sitze der Künſte, der Pracht und der Luſtbarkeiten. Ohne die Chriſten zu verfolgen, wußte er das Chriſtenthum beinahe auszurotten, theils indem er die Würden und Gnadenbezeigungen blos den Anhängern des Mahomed ertheilte, theils indem er Mahomedaner und Chriſten durch das Band der Ehe vereinigte. Kein europäiſcher Fürſt glich ihm an Staatskunſt, wie kein Volk den Arabern in demjenigen gleich kam, was den Geiſt des Menſchen ehret. Ehemals Feinde der Vernunft und der Wiſſenſchaften, hatten ſie jetzt dieſelben zu vervollkommnen gelernet. Sie ſchritten fort in vielen Arten der

Wiſſenſchaften, während eine barbariſche Unwiſſenheit die anderen Völker herabſetzte.

Carl Martell, der ſich eben ſo geſchickt am Staatsruder, als unüberwindlich bei Anführung der Heere bewies, und mit dem bloßen Titel eines Major Domus mehr König als irgend ein Souverain in Europa war, fuhr nach der Niederlage der Saracenen unabläßlich fort, die Ehre des fränkiſchen Namens zu erhöhen. Im Jahre 737 wurde durch den Tod Dieterichs IV. der Thron erlediget; dennoch regierte er unter dem Titel eines Herzogs, ohne einen König zu ernennen, und ohne ſelbſt nach einem Ehrennamen zu ſtreben, wodurch ſeine Macht um nichts vergrößert worden wäre. Er hatte Aquitanien an Harald oder Hunold, einen Sohn des Eudo, zurück gegeben, und bloß ſich und ſeinen Kindern die Souverainetätsrechte vorbehalten. Er rüſtete ſich zu einem Zuge nach Italien, wohin Pabſt Gregor III. ihn aus Staatsabſichten eingeladen, und ihm das Conſulat zu Rom angeboten hatte; aber er ſtarb im Jahre 741, noch vor Ausführung deſſelben. Er hatte einen ſeiner Söhne, Carlomann, zum Nachfolger in Auſtraſien, und ſeinen andern Sohn, Pipinus Brevis, zu ſeinem Nachfolger in Neuſtrien, oder in dem weſtlichen Frankreich und Burgund, ernannt. Carls Andenken iſt von den Kirchenſchriftſtellern entehrt, die es dieſem großen Manne nicht vergeben konnten, daß er den Großen des Reiches, um dieſelben zu Kriegsdienſten in beſſeren Stand zu ſetzen, den Nießbrauch vieler Kirchenländereien zugeſtanden hatte. Sie vergaßen es alſo, daß er mit ſeinen Waffen ſowohl die Kirche als das Königreich vor dem mahomedaniſchen Joche in Sicherheit geſetzt hatte.

Carlomann wurde ein Mönch, nachdem er in Deutſchland ſeinen Muth gezeigt hatte. Seine Entfernung von der Welt machte ſeinen Bruder allgewaltig. Pipin ſtrebte nach der Krone, obſchon er einen gewiſſen Childerich II., deſſen die Geſchichte der dama=

ligen Zeit nicht ein Mal erwähnt, hatte zum Könige ausrufen laſſen. Der Pabſt beförderte ſeine ehrgeizigen Abſichten mit großer Geſchicklichkeit, weil er wider den griechiſchen Kaiſer und die Longobarden ſeines Beiſtandes bedurfte. Hier iſt es Zeit, Italien und Conſtantinopel einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Ihre damalige Lage war der Grund der wichtigſten Begebenheiten.

Das Reich der Longobarden und das griechiſche Kaiſerthum.

Alboin hatte zur Zeit Juſtin II., nachdem die Feldherren Juſtinians der gothiſchen Herrſchaft in Italien ein Ende gemacht hatten, das longobardiſche Reich geſtiftet. Dieſe neue Macht ward durch die Waffen vergrößert, und durch die Weisheit vieler Fürſten befeſtigt. Der dritte longobardiſche König, Autharis, machte ſein Volk glücklich, nachdem daſſelbe 10 Jahre hindurch alles Elend einer zerſtörenden Anarchie erduldet hatte. Die freundlichen Zuredungen ſeiner Gemahlin, Theudelinde, einer baieriſchen Prinzeſſin, bewirkten ſeine Bekehrung zum Chriſtenthume. Er ward ein Arianer, wie faſt alle Barbaren, die das Chriſtenthum annahmen; die Longobarden waren es gleichfalls. Indeſſen genoſſen die Katholiken eine ſo völlige Religionsfreiheit, daß der große Theodorich noch zu herrſchen ſchien. Es iſt auffallend, daß der Pabſt Gregor der Heilige gleichwohl ſagte, der Tod des gottloſen (nefandissimi) Autharis ſey eine Strafe von Gott, weil er verboten habe, longobardiſche Kinder als katholiſche Chriſten zu taufen. Hätte man ihn nicht vielmehr darum loben ſollen, daß er die Katholiken in dem ruhigen Gebrauche ihrer Religion ließ?

Agilulph, des Autharis Thronfolger, unternahm die Eroberung Roms. Doch Gregors Unterhandlungen und Geſchenke

retteten die Stadt. Theudelinde hatte den Agilulph geheirathet. Sie ſtand in Verbindung mit dem Pabſte. Was ihr bei ihrem erſten Gemahle nicht hatte gelingen wollen, das gelang ihr jetzt; ſie flößte dem Könige eine Neigung für die katholiſche Religionspartei ein. Faſt in ganz Europa bewirkten die Königinnen eine Veränderung der herrſchenden Religion, und vertraten bei den Höfen die Stelle der Apoſtel. Ihr Geſchlecht machte ſie fähiger, lebhaftere Eindrücke des chriſtlichen Glaubens anzunehmen, und geſchickter, ſolche durch Empfindungen mitzutheilen.

Rotharius übertraf den Ruhm ſeiner Vorfahren, indem er den Longobarden geſchriebene Geſetze gab, die im Jahre 643 in einer allgemeinen Verſammlung abgefaßt wurden. Er bekannte ſich zum Arianismus, aber mit ſo vieler Mäßigung, daß die meiſten Städte zwei Biſchöfe hatten, einen arianiſchen und einen katholiſchen. Eine ſolche Toleranz ward ſonſt nirgends angetroffen.

Unter Luitpranden, der im Jahre 712 König ward, bekannte ſich die Nation zu den Lehrſätzen der römiſchen Kirche. Die Einſicht dieſes Fürſten erhellet beſonders aus einem ſeiner Geſetze, in welchem er die lächerliche Gewohnheit des Zweikampfes tadelt, wodurch man nach dem Eigenſinne der Menſchen Gott zwingen will, die Wahrheit ans Licht zu bringen, und hinzufügt, er dulde dieſen Mißbrauch, weil die Longobarden demſelben zu ſehr ergeben wären. Bei den Barbaren wurden faſt alle Sachen durch den Zweikampf entſchieden.

Immer voll Thätigkeit, ſuchte Luitprand bei ſeinem großen Muthe und eben ſo großer Klugheit ſeine eigene Größe in der Beförderung der Wohlfahrt ſeiner Unterthanen. Die Schwäche des byzantiniſchen Kaiſerthumes und die unglücklichen Unternehmungen dieſes Hofes boten ihm dazu Gelegenheit dar. Die abergläubiſche Denkart der Griechen bewies immer ihren Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten. Oft war ſchon Conſtantinopel

von den Saracenen belagert worden. Nachdem ihre Flotten durch das griechiſche Kunſtfeuer (eine Erfindung des Ingenieurs Callinicus) waren verbrannt worden, ſo ſahen ſie ſich unter der Regierung des Conſtantinus, mit dem Zunamen Pogonatus, genöthigt, einen 30jährigen Waffenſtillſtand zu ſchließen, in welchem ſie ſich zur Auszahlung eines Tributs verpflichteten. Das ſechſte allgemeine Concilium, das im Jahre 680 gehalten ward, ſchien durch Verwerfung des Monothelismus alle Religionsſtreitigkeiten zu hemmen. Dieſes würde den Griechen einen zweifachen Vortheil gebracht haben, wenn ſie davon hätten Gebrauch zu machen gewußt, aber ihr Eigenſinn und ihre Vorurtheile waren unheilbar. Einige wollten die beiden Brüder des Conſtantinus Pogonatus krönen, weil man drei Kaiſer haben müßte, wie in der Dreieinigkeit drei Perſonen wären. Man urtheilte und handelte auf eine unbegreifliche Weiſe. Eine ſo lächerliche Denkart herrſchte unter Juſtinianus II., der die Unvorſichtigkeit hatte, den mit den Saracenen geſchloſſenen Waffenſtillſtand zu brechen; unter Philippicus Bardanes, der dem Monothelismus neues Leben gab, und das ſechſte Concilium verdammte; unter Anaſtaſius II. und Theodoſius III., die beide ins Kloſter gingen, und unter Leo dem Iſaurier, der durch eine neue Ketzerei neue Streitigkeiten erregte, die dem Reiche noch größeres Unheil brachten, als die vorhergehenden.

Leo verbot im Jahr 727 die Anbetung der Bilder, von der die blinde Leichtgläubigkeit des Volkes den gröbſten Mißbrauch machte, und die es daher bis zum Enthuſiasmus zu vertheidigen ſich nicht enthalten konnte. Statt das Volk von der Schädlichkeit der Mißbräuche zu belehren, nahm man demſelben die Gegenſtände, die es zu verehren und worauf es ſein Vertrauen zu ſetzen gewohnt war. Man löſchte die Gemälde, zerbrach die Bildſäulen, nachdem man vergebens unterſagt hatte, ſie zu verehren. Es

entſtand allenthalben Aufruhr und Empörung. Der Pöbel heftete die Religion an dieſe ſinnlichen Gegenſtände, denen er immer eine gewiſſe wunderthätige Kraft beilegte. Die meiſten Prieſter, vornehmlich die Mönche, denen an der Beibehaltung des Bilderdienſtes gelegen war, überließen ſich einem eben ſo gewaltthätigen als anſteckenden Eifer. Conſtantinus Copronymus, Sohn des Kaiſers Leo, überbot die Ausſchweifung ſeines Vaters, und fand einen unbezwinglichen Widerſtand, den die Verfolgung in Wuth verwandelte. Das Volk betrachtete die Bilderſtürmer mit Abſcheu. Selbſt die Arianer hatten ſich, durch Beſtreitung der Gottheit Chriſti, den Katholiken nicht verhaßter gemacht.

Conſtantin V. verordnete den Bilderdienſt auf einer allgemeinen Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel und wollte ſogar das Mönchsthum aufheben. Zu einem ſolchen Schritte war das achte Jahrhundert noch nicht reif, am wenigſten der Staat von Byzanz. Zwar war Conſtantin V. glücklich im Kampfe gegen die Araber, die er mehrmals beſiegte; dagegen aber verlor er das Exarchat gegen die Longobarden unter dem Aiſtulph, und ward von den Bulgaren geſchlagen. Schon längſt war zwiſchen den byzantiniſchen Kaiſern und den römiſchen Biſchöfen, die den Bilderdienſt mit Wärme vertheidigten, Mißvergnügen und Spannung eingetreten; vergeblich wünſchten die letztern Unterſtützung von den Kaiſern des Morgenlandes gegen die im mittlern Italien ſich weiter ausbreitenden Longobarden. Dazu kam der Rangſtreit zwiſchen dem römiſchen Biſchofe und dem Patriarchen zu Conſtantinopel über den Primat, und die Trennung der abendländiſchen Kirche von der morgenländiſchen in der Lehre von dem Ausgange des heiligen Geiſtes vom Vater und dem Sohne.

Leo IV. folgte ſeinem Vater Conſtantin V. und regierte in deſſen Geiſt; er bevölkerte mehrere Städte in Thracien, beſiegte die Araber und Bulgaren, und ſtarb frühzeitig, worauf die

verwittwete Kaiſerin Irene (731) die Regierung für ihren noch minderjährigen Sohn Conſtantinus (IV.) Porphyrogennetus übernahm, eine Weiberregierung, ohne Haltung und Kraft. Der junge Kaiſer war bereits mit Carl des Großen Tochter verlobt; allein dieſe Verbindung ward auf Irenens Veranlaſſung abgebrochen. Die Bulgaren und Araber bedrohten von neuem das Reich, ſo daß man die letztern mit einem jährlichen Tribute abkaufen mußte. Auf Veranlaſſung der unnatürlichen Mutter ward der Kaiſer, der in einem Alter von 14 Jahren ſelbſt regieren wollte, (796) geblendet, und ſtarb an der gefährlichen Verletzung. Irene herrſchte ſeit dieſer Zeit allein, und ſtellte den Bilderdienſt wieder her, wodurch ſie Verſchnittene, Pfaffen, Mönche und den Pöbel auf ihre Seite brachte.

Die Italiener bewieſen ſich in Vertheidigung der Bilder nicht weniger eifrig, und empörten ſich offenbar gegen die dawider gemachten Verordnungen. Rom, Neapel und die andern dem Reiche unterworfenen Städte fingen an, in ihren Beherrſchern nichts als die Beſchaffenheit verabſcheuungswürdiger Ketzer wahrzunehmen. Ravenna, die Hauptſtadt des Exarchats, wurde ein Schauplatz der Unruhe und der Empörung. Luitprand wußte von dieſen Umſtänden Vortheile zu ziehen. Er belagerte die Stadt, bemächtigte ſich derſelben im Jahre 728, nahm noch viele andere Plätze ein, und war im Begriffe, das ganze übrige Italien zu unterjochen. Die Bannſtrahlen, womit man die Bilderſtürmer ſchlug, machten das Volk geneigt zur Abwerfung des conſtantinopolitaniſchen Joches. Die Landſchaft der fünf Städte (Pentapolis) in der Nachbarſchaft von Ravenna, welche die Städte Peſaro, Rimini, Fano, Ancona und Uniena in ſich begriff, hatte erklärt, die Sache des Pabſtes ſey die Sache der Provinz, und da der Exarch und ſeine Anhänger im Banne wären, wolle ſie ſich ka-

tholiſche Statthalter wählen; kurz, man ſchien bereits entſchloſſen, einen Anführer, das iſt, einen Kaiſer zu ernennen.

Obſchon Rom von Herzogen regiert ward, die von den Exarchen abhingen, ſo hatten doch die Päbſte damals in Rom ſchon das größte Anſehen; nicht ſowohl ihrer beträchtlichen Reichthümer, ſondern vielmehr der Ehrfurcht wegen, welche die Religion für den päbſtlichen Stuhl einflößte, und wegen des Zutrauens, das man zu ihrer Perſon hegte. Der heilige Gregor hatte in vielen Staatsangelegenheiten mit Königen Unterhandlungen gepflogen, und Verträge geſchloſſen. Seine Nachfolger theilten ihre Sorge unter diejenigen Sachen, die das Bisthum und den Staat betrafen. Es konnte nicht anders ſeyn, nachdem die geiſtlichen Aemter mit irdiſchen Vortheilen verbunden waren. Da es den Päbſten eben ſo ſehr darauf ankam, ſich der Herrſchaft der Kaiſer zu entziehen, als ſich den Unternehmungen der italieniſchen Könige zu widerſetzen, ſo ſuchten ſie alle mögliche Mittel zur Erreichung dieſer zweifachen Abſicht auf. Sie bedienten ſich der Liſt und der Religion, und wurden Monarchen. Unter allen Dingen verdient dieſes, ſowohl für ſich ſelbſt betrachtet, als auch wegen ſeines ſchnellen Fortganges und ſeiner erſtaunenswürdigen Folgen, vielleicht die ſorgfältigſte Unterſuchung.

Gregor II., der wegen eines ſolchen Nachbars, als Luitprand war, in großen Sorgen ſtand, erklärte ſich für den Kaiſer Leo, und ſprach die Venetianer um Hülfe an. Dieſe Republik, die den Schreckniſſen, die Attila verbreitete, gewiſſermaßen ihren Urſprung zu danken hatte, hatte ſich durch Muth und Klugheit ſehr empor geſchwungen. Die Longobarden wurden aus Ravenna vertrieben; aber Leo bewies ſich deſſen ungeachtet noch immer ſehr erbittert, ſowohl wider den Pabſt, als wider die Bilder. Seine Gewaltthätigkeiten brachten die Römer zu einer Empörung, und ſie erkannten nun keinen andern Herrn als den Pabſt.

Bei ſeiner fortdauernden Feindſchaft wider die Longobarden bemühete ſich Gregor II., Carl Martell, ihren Bundesgenoſſen, wider ſie zu bewaffnen. Doch dieſes gelang ihm nicht. Gregor III. erneuerte die Unterhandlungen, und durch vortheilhaftere Anerbietungen gewann er endlich dieſen Helden; allein Carls Tod verſchob die Ausführung der Unternehmung. Luitprand willigte in das inſtändige Verlangen des neuen Pabſtes Zacharias, er gab ihm ſogar die zum Herzogthume Rom gehörigen vier Städte, deren er ſich bemächtigt hatte, zurück, und endigte im Jahre 744 in Ruhe und Frieden eine eben ſo lange als ruhmvolle Regierung. Sein Nachfolger, Ratchis, belagerte Perugia, ließ ſich aber doch von dem Pabſte entwaffnen. So viel vermochte das Anſehen der päbſtlichen Würde, daß dieſer Fürſt nach einer Unterredung mit dem Zacharias nicht nur die Belagerung aufgab, ſondern ſich auch den Eindrücken der Religion bis zur Annehmung der Mönchskappe überließ. Unterdeſſen befand ſich Zacharias in Anſehung der Griechen und Longobarden beſtändig in einer unruhigen und gefährlichen Lage. Er ſuchte daher, wie ſeine Vorgänger, ſich der Unterſtützung der Franken zu verſichern, und durch Staatsklugheit dasjenige zu erſetzen, was ihm an Macht fehlte. Die Triebfedern der Religion ſtärkten ſeine Hoffnungen.

Verbreitung des Chriſtenthums in Deutſchland.

Ungeachtet der bedeutenden Fortſchritte, welche durch Chlodowigs Bekehrung dem Chriſtenthume unter den Franken erwuchſen, ſo wollte es doch auf Deutſchlands rauhem Boden noch keine feſte Wurzel faſſen. Der größte Theil der deutſchen Völkerſtämme war daher um dieſe Zeit dem blinden Heidenthume ergeben. Da fügte es denn die göttliche Vorſehung, daß unſern Urvätern aus

dem fernen Norden, von woher man es am wenigſten verſah, die Morgenröthe eines freundlichen Tages anbrach. Es kamen nämlich in dem Zeitraum vom ſiebenten bis zum neunten Jahrhundert, hauptſächlich von England und Irland aus, wo das Chriſtenthum ebenfalls frühzeitig Eingang gefunden hatte, verſchiedene chriſtliche Lehrer nach Deutſchland, um hier das Evangelium zu verkündigen, doch enthalten die Nachrichten hierüber nur Bruchſtücke. So wirkte der Aquitanier Sanct Goar, wahrſcheinlich noch zu Ende des ſechſten Jahrhunderts am Rhein, und zwar in der Gegend, wo noch jetzt die Stadt St. Goar ſein Andenken bewahrt. Hier lebte er als Einſiedler, predigte das Evangelium, that Wunder und bewirthete die Reiſenden, welche zu ihm kamen, der Sage nach durch ſeine Wunderkraft. Columban und Gallus, Irländer, lehrten im Anfange des ſiebenten Jahrhunderts unter den Franken, Baiern und Schwaben; der letzte begab ſich ſogar bis an die Schweiz, und legte hier in einer unwirthbaren Gegend, wo nur wilde Thiere hauſ'ten, ein Kloſter an, welches ſpäterhin unter dem Namen St. Gallen zu einer bedeutenden Abtei ſich erhob. In der zweiten Hälfte deſſelben Jahrhunderts folgten dieſen noch andere Glaubensboten nach, unter welchen Kilian, Emmeran und Willebrod die bekannteſten ſind. Kilian, ein Schotte oder Irländer, ward Lehrer der Oſtfranken in der Gegend von Würzburg und bekehrte hier Herzog Gozbert, welcher 687 die Taufe empfing; Emmeran, aus Franken, wirkte in der Gegend von Regensburg, und Willebrod, ein Angelſachſe, unter den wilden Frieſen und Flandern, an den Küſten der Nordſee. Er war für die Verbreitung des Chriſtenthums ſehr thätig, und ließ in ſeinem Eifer nicht nach, ſelbſt als es den Frieſen gelungen war, eines ſeiner Gefährten habhaft zu werden, und ſolchen als Götzenopfer zu ſchlachten. Er ſtiftete viele Kirchen, Klöſter und Bisthümer und ſtarb im Jahre 739 als ein

Rosmäsler Berlin 1838

BONIFACIUS VERBREITET DAS CHRISTENTHUM.

Greis von 80 und mehreren Jahren. Sein Beiſpiel weckte auch andere Männer ſeiner Zeit zu gleichen Unternehmungen, z. B. den fränkiſchen Biſchof Wulfram, welcher ſelbſt den König eines fränkiſchen Volkes, Radbod, für das Chriſtenthum gewann. Im Begriffe, ſich taufen zu laſſen und ſchon im Waſſer ſtehend, fragte der Fürſt plötzlich den Biſchof: „wo ſind denn meine Vorfahren, im Himmel oder in der Hölle?“ Wulfram gerieth in Verlegenheit, und als er zur Antwort gab: ſicherlich ſeyen ſie, die ungetauft geſtorben, am Orte der Qual, ſo zog Radbod ſeinen Fuß ſchnell aus dem Waſſer, und erklärte: „Nun ſo will ich denn lieber unter der Menge meiner Vorfahren bei Wodan bleiben, als mit den Chriſten in ihren Himmel kommen!“ — Waren nun auch alle dieſe Heidenbekehrer der grauen Vorzeit keine wiſſenſchaftlich gebildete, ſchulgerechte Gottesgelehrte, und hatten ſie aus der unerſchöpflichen Quelle chriſtlicher Weisheit gewöhnlich nur oberflächlich geſchöpft; ſo waren ſie doch für die Sache der chriſtlichen Religion erwärmt und begeiſtert und mit felſenfeſtem Muthe gewappnet, um mit Beſiegung der mannichfaltigen Hinderniſſe, welche ſich ihrer Wirkſamkeit entgegenſtellten, dem Himmelsrufe in ihrer Bruſt zu folgen, des Evangeliums hellſchimmernden Gnadenſtern den Völkern der Erde zu zeigen.

Bonifacius, der Apoſtel der Deutſchen.

Als ein Stern erſter Größe ſtrahlt unter den frühern Glaubensboten, welche in unſerm Vaterlande das Evangelium vom Reiche Gottes verkündigten, vorzüglich der Engländer Winfried hervor, ſpäter Bonifacius genannt. Er wirkte mit weit mehr Glück, als alle ſeine Vorgänger; was von dieſen nur begonnen ward, das vollendete er. Wohl gebührt ihm daher der nachmals ihm vom Pabſte beigelegte Ehrenname: „Apoſtel der Deutſchen.“

Dieſer verdienſtvolle Mann war gegen das Ende des ſiebenten Jahrhunderts, nämlich ums Jahr 680 zu Kirton in der Grafſchaft Devon geboren. Schon als Knabe von frommer Begeiſterung erfüllt, wurde er in Klöſtern nach der Bildung und Denkweiſe jener Zeiten erzogen, und las die Väter und die heilige Schrift. In einem Alter von 30 Jahren wurde er zum Prieſter geweiht. Nun aber fühlte er in ſich einen unwiderſtehlichen Drang, Heidenbekehrer zu werden, und er erkor ſich hierzu im Stillen das Land, wohin ihm ſchon ſo viele gleichgeſinnte, fromme Wahrheitsfreunde vorangezogen waren. In Begleitung zweier Mönche begab er ſich mit Erlaubniß ſeines Abtes im Jahre 716 nach Friesland, wo ihm aber die Predigt des Evangeliums unterſagt wurde. Er kehrte daher unverrichteter Sache wieder nach England zurück; ließ ſich indeß durch dieſen vereitelten Verſuch nicht muthlos machen, ſeinen Plan weiter zu verfolgen. Hierzu glaubte er vor Allem ſich erſt eine päbſtliche Vollmacht verſchaffen zu müſſen, wohl wiſſend, daß er ſich dann um ſo mehr des Schutzes der vom päbſtlichen Stuhle ſchon damals abhängigen weltlichen Obern zu erfreuen haben würde. Mit Empfehlungsſchreiben ſeines Biſchofs verſehen, ging er deßhalb 718 nach Rom, wo Gregor II. gerne ſeinem Verlangen nachgab; doch nur unter der Bedingung, ſtets im Sinne und nach dem Willen des römiſchen Kirchenhauptes handeln und in zweifelhaften Fällen erſt deſſen Gutachten einholen zu wollen. Winfried verſprach Gehorſam, und nun arbeitete er, für ſeinen heiligen Beruf noch mehr erwärmet, mit glücklichem Erfolge an der Bekehrung der Heiden in Thüringen, Friesland und Heſſen, wo er ein Kloſter zu Amöneburg erbaute, in der Abſicht, ſich Gehülfen und künftige Lehrer zu erziehen, auch den getroffenen kirchlichen Einrichtungen einen deſto feſteren Halt zu geben. Bei ſeinen Unternehmungen war ihm die päbſtliche Vollmacht um ſo nützlicher, als ihm gerade die meiſten Hinderniſſe von den ſchon

hier und da angeſtellten Geiſtlichen in den Weg gelegt wurden, welche, höchſt unwiſſend und roh, ein ausſchweifendes, vergnügungsſüchtiges Leben führten; jagten, fiſchten, mit in Krieg zogen, Kinder unter geweihten Eichen tauften, opferten u. ſ. w., ſo wie man es haben wollte. Mit Winfrieds unermüdlicher Thätigkeit im Dienſte der Kirche war der Pabſt äußerſt zufrieden. Er lud ihn daher ein, nach Rom zu kommen, und Winfried unternahm ſeine zweite Reiſe dahin im Jahre 723. In Anerkennung ſeiner Verdienſte, denn welche Mühſeligkeiten und Entbehrungen hatte Winfried bisher erdulden müſſen, und wie oft war bei der rohen Wuth der Heiden ſelbſt ſein Leben in Gefahr, empfing er jetzt vom Pabſte den Ehrennamen: „Bonifacius“ (d. h. Wohlthäter), und wurde zugleich zum Biſchofe der neu geſtifteten Kirchen in Deutſchland ernannt. Vor ſeiner Abreiſe von Rom ließ man ihn noch eine ſchwere Eidesformel unterſchreiben (ganz im Geiſte des ſchon früher gegebenen mündlichen Verſprechens), und auf dem Grabe des Apoſtels Petrus niederlegen. Sie lautet ungefähr folgendermaßen: „Im Namen des dreieinigen Gottes verſpreche ich, Bonifacius, dir, heiliger Petrus, deinem Stellvertreter und ſeinen Nachfolgern, nie in etwas zu willigen, was der katholiſchen Kirche und ihrem Haupte zuwider ſey, und Alles zu entdecken, wenn etwa jemals andere Biſchöfe etwas Nachtheiliges beginnen ſollten. Dieß gelobe ich vor Gott bei der Strafe des Ananias und der Saphira.“ Nachdem Bonifacius dieſen Schwur geleiſtet hatte, gab ihm der Pabſt verſchiedene Empfehlungsſchreiben an die deutſchen Biſchöfe und Fürſten mit, unter welchen das wichtigſte an Carl Martell war, der ihm auch überall Sicherheit und Unterſtützung angedeihen ließ. Von Bekehrungseifer getrieben, zog Bonifacius jetzt wieder nach Heſſen, wo er die Donner-Eiche bei dem Dorfe Geismar fällte, zu welcher man früherhin oftmals Wallfahrten veranſtaltete. Die Heſſen verehrten dieſelbe

als ein dem Thor, dem deutſchen Nationalgotte, geweihtes Heiligthum, und hatten ſich zahlreich verſammelt, um den Mann zu ſehen, welcher es wagen würde, mit kühner Hand dieſe Eiche zu verletzen; ſie hegten dabei die zuverſichtliche Erwartung, daß der Donnergott alsbald den Frevler, welcher ſein Heiligthum antaſtete, niederſchmettern würde. Als aber der im Laufe der Jahrhunderte wahrſcheinlich hohl gewordene Baum dennoch fiel (die Sage ſetzt hinzu, ſchon bei dem erſten Einhauen in denſelben habe ſich ein Wind erhoben, welcher die Wipfel der Aeſte gebrochen, und den Baum in vier Theile von gleicher Länge geſpaltet hätte), ſo wurden die Zuſchauer überführt, daß ihr Gott ohnmächtig ſey gegen den, welchen Bonifacius predige; und in großen Schaaren eilten ſie herbei, ſich taufen zu laſſen. Aus dem Holze der Eiche ließ Bonifacius eine Capelle errichten, welche er, um auch hier ſeine Ehrfurcht gegen Rom zu beweiſen, dem Apoſtel Petrus weihte, ſo wie überhaupt Alles, was er unternahm, von demüthiger Ergebenheit an den päbſtlichen Stuhl Zeugniß gibt. Von Heſſen begab ſich Bonifacius im Jahre 724 oder 725 nach Thüringen, und auch in dieſem Lande wurde ſein Bekehrungswerk mit glücklichem Erfolge gekrönt; hier ward durch ihn bei Altenberga, einige Stunden von Gotha, die erſte chriſtliche Kirche in Thüringen zu Ehren Johannes des Täufers erbaut, und wahrſcheinlicherweiſe zu Taufhandlungen für die daſige Gegend beſtimmt. Sehr ſinnvoll und die Segnungen des Chriſtenthums bezeichnend, hat man zum Andenken an das ehrwürdige Heiligthum, das einſt hier geſtanden, und von dem nur noch wenige bemooſte Ruinen übrig ſeyn ſollen, im Jahre 1811 auf dem ſogenannten alten Berge ein ſchönes Denkmal errichtet, ein 30 Fuß hoher Leuchter (Candelaber) aus Sandſtein gearbeitet, mit ausgebreiteter Flamme, verkündigt ſinnbildlich die Erleuchtung, welche durchs Chriſtenthum von hier aus verbreitet wurde. Ein Holzhauer in Altenberga,

Nicolaus Brückner, gab durch ein Vermächtniß die erſte Veranlaſſung zur Errichtung dieſes Gedächtnißſteins. — Inzwiſchen war Bonifacius Gönner, Pabſt Gregor II., im Jahre 731 geſtorben, und ſein Nachfolger ward Gregor III. Mit dieſem trat der raſtlos thätige Heidenbekehrer in dieſelben freundſchaftlichen Verhältniſſe, wie mit ſeinem Vorgänger. Er wurde jetzt ſogar zum Erzbiſchofe ernannt, jedoch ohne begrenzten Kirchſprengel und galt von nun an als Obervorſteher aller Kirchen Deutſchlands. Um den neuen Pabſt perſönlich kennen zu lernen, und wegen Befeſtigung der neuen Kirchen das Nöthige zu verabreden, reiſ'te er daher im Jahre 738 zum dritten Mal nach Rom. Wie früher auch dießmal mit Ehrerbietung aufgenommen, verweilte er länger als ein Jahr allhier, worauf er mit neuen Empfehlungsſchreiben ausgeſtattet nach Deutſchland zurückkehrte. Kaum war er in Baiern angelangt, ſo theilte er daſſelbe in vier Bisthümer ein, nämlich in Salzburg, Regensburg, Freiſingen und Paſſau. Seine Anordnung meldete er nach Rom, wo ſie die päbſtliche Beſtätigung erhielt. So wurde die allhier in tiefen Verfall gerathene kirchliche Ordnung wieder hergeſtellt, wozu insbeſondere auch regelmäßig angeordnete Synoden gar Vieles beitrugen; allein Baierns Geiſtlichkeit wurde dadurch zugleich von dem römiſchen Hirtenſtabe völlig abhängig.

Auch in Thüringen und Heſſen ſuchte Bonifacius jetzt dem Chriſtenthume ein dauerhafteres Beſtehen zu geben, indem er hier mehrere Bisthümer anlegte, welche er mit treu ergebenen Freunden beſetzte, z. B. Eichſtädt, Würzburg, Buraburg und wahrſcheinlich auch Erfurt. Doch die denkwürdigſte ſeiner Stiftungen war ohne Zweifel die Errichtung des Kloſters Fulda, welches, ſpäter zur Abtei, zuletzt ſogar zu einem Bisthume erhoben, in kurzem als die wirkſamſte Schule der deutſchen Kirche emporblühte und Jahrhunderte lang der Sitz wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen war. Zur Begründung der neuen Anſtalt hatte ſich Bonifacius einen jungen Baier,

Namens **Sturm**, erſehen, welcher im Jahre 744 Hand ans Werk legte und ſehr zweckmäßige Einrichtungen traf, deßhalb auch Abt daſelbſt ward. Wie groß das Anſehen war, deſſen ſich dieſes Kloſter erfreute, beweiſ't, daß es ſchon im Jahre 779 an 400 Mönche vom Orden der Benedictiner zählte. Durch beträchtliche Schenkungen gelangte es aber auch nach und nach zu großem Reichthume, und erhielt ſich bis auf die neueſten Zeiten, da es im Jahre 1802 ſäculariſirt, d. h. in ein weltliches Fürſtenthum verwandelt, und erſt dem Prinzen von Naſſau-Oranien und dann dem Hauſe Kurheſſen zu Theil wurde. — Durch die Erhebung zum Erzbiſchofe von Mainz im Jahre 745 ſtieg **Bonifacius** auf eine noch höhere Stufe des Anſehens; aber ſein regſamer Geiſt und ſein frommer Bekehrungseifer bewogen ihn, keine Gefahr und Beſchwerde achtend, noch im hohen Greiſenalter ſich abermals zu den Frieſen zu begeben. Wie es ſcheint, hatte er ein gewiſſes Vorgefühl ſeines nahen Endes; denn als er Mainz verließ, nahm er nicht bloß ſein Leichengewand mit ſich, ſondern ſprach auch zu ſeinem geliebteſten Schüler, dem Prieſter **Lull**, welchen er zu ſeinem Stellvertreter ernannte, wie uns ſein Lebensbeſchreiber **Willibald** berichtet, beim Abſchiede: „Ich will und mag nicht abſtehen von der beſchloſſenen Reiſe! Der Tag meiner Auflöſung naht heran; bald werde ich, der Laſt des Körpers entledigt, zur ewigen Vergeltung gelangen. Du aber, geliebter Sohn, vollende den angefangenen Kirchenbau in Thüringen; rufe das Volk, ſo weit deine Stimme reicht, von Irrwegen zurück; vollende auch das Kloſter zu Fulda, und begrabe allda meinen Leichnam.“ Er ſchiffte ſich nun mit einem Gefolge von Geiſtlichen und Mönchen auf dem Rheine ein, und gewann unter den Frieſen durch ſeine Predigten gar bald Vieler Herzen, ſo daß mehrere Tauſende derſelben ſich taufen ließen. Nun ſollten ſie noch gefirmelt, d. i. unter Gebet mit geweihtem Oele beſtrichen und eingeſegnet werden. Der Tag zu dieſer Feier-

lichkeit (5. Juni 755) war ſchon feſtgeſetzt. Bonifacius lag mit ſeinen Begleitern an den Ufern eines Fluſſes zwiſchen Oſt- und Weſt-Friesland und erwartete die Ankunft der Neugetauften. Allein, was geſchah? Plötzlich erſcheint eine heidniſche Raubſchaar, mit Lanzen und Schilden bewaffnet. Seine Begleiter rüſten ſich zur Gegenwehr; Bonifacius aber ſpricht zu ihnen mit ruhiger Unerſchrockenheit: „Kinder, laſſet ab vom Streit, legt die Waffen nieder, die heilige Schrift warnt uns, Böſes mit Böſem zu vergelten. Der lang erſehnte Tag iſt gekommen. Hoffet auf Gott; er wird unſere Seelen erretten.“ Während er ſo ſprach, ſtürzten die Bewaffneten auf ihn ein, und tödteten ihn ſammt allen ſeinen Begleitern, an der Zahl 53. Doch die benachbarten Chriſten rächten den Tod des verehrten Lehrers. Kaum hatten ſie Kunde von dem Geſchehenen vernommen, ſo wagten ſie einen Einfall in das Gebiet der Frieſen, mordeten viele dieſer Feinde des Chriſtenthums, verwüſteten ihr Land, und führten ihre Weiber und Kinder gefangen weg. Alles das geſchah zwar in guter Meinung von ihnen; aber wie wenig ſtimmte dieſe Rache mit den Grundſätzen der Sanftmuth und Feindesliebe überein, welche Bonifacius bis ans Ende ſeiner Tage gepredigt hatte! Sein Leichnam wurde, einer früheren Beſtimmung gemäß, zu Fulda beerdigt, nachdem er früher ſchon zu Utrecht und auch zu Mainz beigeſetzt war. Es geſchahen nun zahlreiche Wallfahrten zu ſeinem Grabe, und die Schätze des dortigen Kloſters gaben nach und nach zur Entſtehung der Stadt Fulda Veranlaſſung.

Pipin bemächtigt ſich des fränkiſchen Throns.

Der ehrgeizige Pipin, der ohne Zweifel von den Abſichten des Pabſtes unterrichtet war, legte demſelben eine Gewiſſensfrage vor, dergleichen man noch nie der Entſcheidung Roms unterworfen

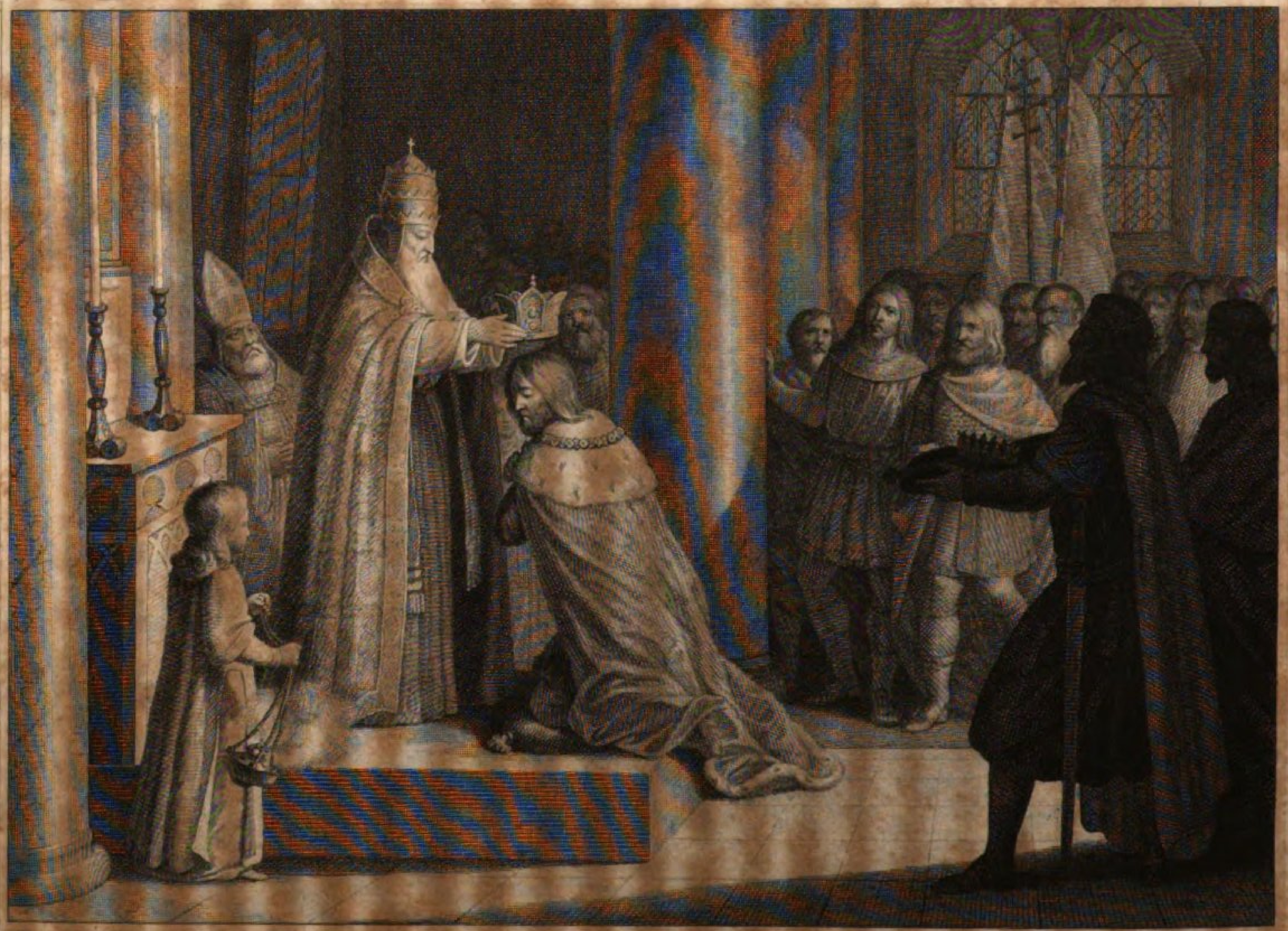
hatte. Die Frage war, wer den königlichen Titel führen müſſe, ein zum Regieren unfähiger Fürſt, oder ein Miniſter, der in der That die königliche Gewalt in Händen hätte, und dieſelbe mit Ruhm ausübte? Zacharias entſchied dieſe Frage zum Beſten des Unterthans wider ſeinen rechtmäßigen König. Die Geiſtlichkeit begünſtigte Pipin, weil er einen Theil der Ländereien zurück gab, die Carl Martell derſelben entzogen hatte; die Großen fürchteten ihn wegen ſeiner Macht und Geſchicklichkeit, und die Nation verachtete unthätige Könige, welche ſie kaum dem Namen nach kannte. Das Urtheil des Pabſtes ließ daher keinem Zweifel Raum. Man ſchor dem Könige Childerich das Haupthaar ab, das heißt: man nahm ihm die königliche Würde. Er ward ſammt ſeinem Sohne in ein Kloſter geſteckt. Pipin beſtieg den Thron, und der berühmte Heidenbekehrer unter den Deutſchen, der heilige Bonifacius, damals Biſchof zu Mainz, einer ſeiner beſten Anhänger, ſalbte ihn mit großer Feierlichkeit. Dieſe von den Juden entlehnte Ceremonie der Salbung, von der die Franken bis dahin nichts gewußt hatten, ſchien dem Könige einen heiligen und unverletzlichen Charakter zu geben; aber weil die Unwiſſenheit Alles mißbraucht, ſo mußte dieſe Ceremonie die Biſchöfe gar bald auf die Gedanken bringen, daß ſie vermittelſt der Salbung den Fürſten die königliche Gewalt verliehen, und dieſe irrige Meinung mußte von gefährlichen Folgen ſeyn. Seit langer Zeit ließen ſich die Kaiſer von den Patriarchen zu Conſtantinopel krönen; bald werden nun auch die Päbſte die occidentaliſchen Kaiſer krönen. Man wird es als eine ausgemachte Wahrheit vorausſetzen, daß die Krönung und Salbung bei Uebernehmung der höchſten Gewalt unentbehrlich ſey, und aus einer frommen Ceremonie wird ſich die hohe Cleriſei das Recht anmaßen, die Kronen zu vergeben. Endlich erreichten die Päbſte ihre Staatsabſichten; der neue König der Franken bezahlte ihnen ihre Freundſchaft mit Wucher. Aiſtulph, der dem Ratchis in

der Regierung folgte, bemächtigte ſich der Stadt Ravenna, des ganzen Exarchats und der fünf Städte, und bedrohete das Herzogthum Rom. Zacharias lebte nicht mehr. Stephan III. rief den Conſtantin Copronymus, der ſich blos mit dem Bilderkriege beſchäftigte, vergeblich um Hülfe an. Dieſer Kaiſer empfahl ihm Unterhandlungen mit Aiſtulphen, und, im Falle derſelbe unlenkbar wäre, ſich an den fränkiſchen König zu wenden. Stephan reiſete ab, kam in Frankreich an, ſalbte Pipin aufs neue, und erklärte denſelben und deſſen Söhne für römiſche Patricier; ein Titel, mit welchem die höchſte Gewalt verbunden war. Zur Vergeltung beſchenkte Pipin die römiſche Kirche mit dem Exarchat und den fünf Städten. Dieß ſind Begebenheiten, von denen man in der Geſchichte wenige Beiſpiele antrifft. Ein Geſandter, dem das Geſchäft aufgetragen war, zur Erhaltung einiger Länder ſeines Souverains, mit einem fremden Fürſten in Unterhandlung zu treten, vertheilte dieſe Länder in zwei Looſe, und verkaufte dem fremden Fürſten die Hälfte, unter der Bedingung, daß dieſer Fürſt ihm die andere geben ſolle, wenn er ſich derſelben würde bemächtigt haben; aber man muß es geſtehen, der größte Fehler war dabei auf der Seite des Kaiſers, der die Römer hülflos ließ.

Pipin ging eiligſt über die Alpen. Aiſtulph bat um Frieden, erhielt denſelben, brach ihn wieder bald nach Abzug der Franken, und belagerte Rom. Damals ſchrieb Stephan an ſeinen Beſchützer jenen berüchtigten im Namen des heiligen Petrus abgefaßten Brief, in welchem er ſehr liſtig alle Begriffe unter einander warf, das Geiſtliche und Weltliche, die Güter der Kirche und die Kirche ſelbſt, das Heil der Seelen und den Wohlſtand der Hirten, und in welchem er zur Belohnung für einen aus Staatsabſichten zu unternehmenden Krieg zeitliches Wohl und ewige Seligkeit verſprach, und zugleich mit der Verdammniß drohete,

wenn man ihm die geſuchte Hülfe verweigern würde. Dieſem im Namen des Apoſtels Petrus abgefaßten Briefe ließ der Pabſt einen andern folgen, in welchem er die Longobarden beſchuldigte, daß ſie nicht nur auf dem Lande, in den Städten und Kirchen gräuliche Verwüſtungen angerichtet, ſondern auch die heiligſten Sachen gemißbraucht, Nonnen entführt, Ordensleute zu Tode gepeitſcht, Ehefrauen zerfleiſcht, deren Kinder in Stücke zerriſſen, und denſelben vor den Augen ihrer Mütter das Gehirn herausgenommen hätten. Lauter Beſchuldigungen, die ſchon durch den Charakter der Longobarden ſo ſehr widerlegt werden, daß ſie nicht den geringſten Glauben verdienen. Dieſe liſtige Sprache ward bald allgemein. Wer der Kirche etwas ſchenkte, der ſchenkte es Gott und dem heiligen Petrus; der Kirche etwas ſtreitig machen, das hieß, wider Gott ſelbſt und wider den heiligen Petrus Angriffe wagen. Die Leichtgläubigkeit und der Aberglaube gaben dergleichen Sophismen eine ſolche Stärke, daß dadurch die natürliche Ordnung der Geſellſchaft beinahe ganz umgeſtürzt wurde.

Pipin kam bald wieder nach Italien zurück. Der Kaiſer erbot ſich, ihm die Kriegskoſten zu bezahlen, wenn nur die von den Longobarden zuletzt gemachten Eroberungen an das Reich zurück gegeben würden. Jedoch Pipin antwortete, er hätte dieſe Provinzen nun einmal dem Apoſtel Petrus geſchenkt, und er wollte um aller Welt Schätze willen dieſe Schenkung nicht wieder zurück nehmen. Aiſtulph, der in ſeiner Reſidenz Pavia belagert gehalten ward, ging alle Friedensbedingungen ein, die man ihm vorſchrieb. Pipin ſetzte den Pabſt in den Beſitz von Ravenna, Rimini, Fano, Peſaro, Sinigaglia, Comachio, Forli u. ſ. w., doch mit Vorbehaltung der Oberherrſchaft über dieſen Staat, die er als römiſcher Patricius behauptete. Neapel, das von einem Herzoge beherrſcht ward, Gaëta, faſt ganz Calabrien, das Land der Brutier und einige Seeſtädte blieben unter der Gewalt des



DIE KRÖNUNG KARL DES GROSSEN

Kaiſers. Solche Vortheile zog auf Koſten des Reiches der päbſtliche Stuhl von den Bilderſtreitigkeiten.

Nach einer beſtändigen Reihe von Siegen, nachdem er nämlich Sachſen und Slaven ſich zinsbar gemacht, den Herzog von Baiern zum Eide der Treue genöthigt, und Aquitanien wieder mit der Krone vereinigt hatte, ſtarb Pipin, eben ſo ſehr von Fremden, als von ſeinen Unterthanen geehrt, im Jahre 768, im 17ten Jahre ſeiner Regierung. Volle 16 Jahre hatte Pipin als König, überhaupt aber 26 Jahre Frankreich beherrſcht. Außer ſeinen Söhnen Carl und Carlomann überlebte ihn noch eine eheliche Tochter Giſela, die der griechiſche Kaiſer an ſeinen älteſten Sohn Leo vermählen wollte, nachher aber für den Prinzen des longobardiſchen Königs Deſiderius beſtimmt wurde. Weil man ſie aber dem erſten der Religion wegen, und dem letzten aus Staatsurſachen verſagte, ſo ward ſie eine Nonne. Niemals hatte Pipin nach einer ganz unumſchränkten Herrſchaft geſtrebt; er brachte die vornehmſten Angelegenheiten vor die Verſammlungen des Volkes, deſſen Orakel er durch ſeine Klugheit war. Mit Einwilligung der Großen hatte er das Reich unter ſeine beiden Söhne Carl und Carlomann getheilt.

Carl der Große (742 — 814).

Wo eigentlich Carl der Große das Licht der Welt erblickte, iſt ſehr ungewiß und unmöglich zu erforſchen, mehr als ſieben Städte oder Villas werden als ſeine Geburtsorte genannt, unter denen Aachen, Ingelheim, Carlsburg bei München ꝛc. Eginhard, ſein Geheimſchreiber, ſagt ſelbſt, daß er nichts Zuverläſſiges von Carls Geburt und Jugend habe erfahren können, da ſich nichts Schriftliches vorgefunden, auch Niemand mehr gelebt habe, der hierüber hätte Auskunft geben können. So viel nur iſt mit

Gewiſsheit anzunehmen, daſs das Jahr 742 das ſeiner Geburt war. Das fränkiſche Reich war unter die beiden Söhne Pipins, Carl und Carlomann, vertheilt; ſie waren aber nicht lange einig, und wer weiſs, wohin es gekommen wäre, wenn nicht Carlomann im Jahre 771, 21 Jahre alt, unvermuthet geſtorben wäre, ſein Bruder blieb nicht ganz ohne Verdacht wegen dieſes plötzlichen Todes. Carl, der, ſehr ehrgeizig und mit groſsem Genie begabt, ſich jetzt frei an der Spitze eines groſsen Reiches befand, entwarf nun groſse Pläne, von denen er während ſeiner 46jährigen Regierung viele ausführte.

In Italien blieb noch immer eine Gährung zu Unruhen, die durch den gegenſeitigen Haſs der Päbſte gegen die Longobarden unterhalten ward. Die Herzoge von Spoleto und Benevent wollten den Deſiderius, Aiſtulphs Nachfolger, nicht für einen König erkennen. Dieſer Prinz, der ihre Widerſpenſtigkeit den päbſtlichen Ränken zuſchrieb, hatte die Länder verheert, die man das Patrimonium Petri zu nennen pflegte. Er ſöhnte ſich jedoch ſpäter mit dem Pabſte aus, deſſen Staatsklugheit derjenigen ſeiner Vorgänger glich. Man hat noch Briefe von Paul an Pipin, in welchen dieſer Fürſt als ein neuer Moſes, die Franken als ein heiliges frommes Volk, die Longobarden hingegen als Feinde der Kirche und des Glaubens geſchildert werden, da doch dieſe letztern, gleich den übrigen, katholiſche Chriſten waren. Lob und Tadel wurden ſo ertheilt, wie es die Vortheile erheiſchten.

Als nach Pauls I. Tode, Conſtantin, Sohn des Herzogs von Neri, ſich mit bewaffneter Hand des päbſtlichen Stuhles bemächtigt hatte, ſo wehrte Deſiderius einer ärgerlichen Spaltung, indem er die Wahl Stephans IV. begünſtigte. Deſſen ungeachtet wandte ſich Stephan an die Franken, um den longobardiſchen König zum Zurückgeben einiger Kirchengüter zu zwingen. Stephan trieb ſeine Undankbarkeit noch weiter. Der Entwurf

einer zweifachen Vermählung der beiden Brüder Carls des Großen und Carlomanns mit zwei Töchtern des Deſiderius verurſachte ihm die lebhafteſte Unruhe. Dieſe zweifache Vermählung war ein Werk der Bertrade, Carls und Carlomanns Mutter, die noch eine dritte Verbindung in Vorſchlag brachte, nämlich die Vermählung ihrer Tochter Giſela mit Adalgiſus, des Deſiderius Sohn. Er bemühte ſich, die Verbindung zu zerreißen. Er berief ſich, nicht nur darauf, daß die beiden Prinzen bereits vermählt wären, ſondern er ſchilderte ihnen auch die Longobarden als ein Volk, das nichts als Verachtung und Abſcheu verdiene: „wir wiſſen gewiß," ſagte er, „daß von ihnen die Ausſätzigen ihren Urſprung haben." Carl der Große ließ ſich durch eine ſo übertriebene Beſchuldigung nicht abhalten, ſich mit der Tochter des Deſiderius zu vermählen, wiewohl er dieſelbe bald darauf verſtieß, aller Wahrſcheinlichkeit nach in der Abſicht, ſich des Reiches ihres Vaters zu bemächtigen.

Deſiderius, den dieſer Schimpf aufs äußerſte verdroß, nahm Carlomanns Wittwe und beide Söhne, die Carl der Große ihrer angeſtammten Rechte beraubt hatte, in Schutz. Er ſuchte darauf Pabſt Adrian I. in ſein Intereſſe zu ziehen; als ihm das nicht gelang, griff er die Kirchenländereien an. Nun ging Carl der Große, deſſen Geſinnung Adrian kannte, ſchnell über die Alpen, bemächtigte ſich der Stadt Verona, wo ſich Carlomanns Söhne und Wittwe aufhielten, eroberte, nach einer langen Belagerung, Pavia, und machte dem longobardiſchen Reiche, das 206 Jahre beſtanden hatte, ein Ende. Deſiderius ſtarb im Kloſter. Von den ferneren Schickſalen der beiden Brüderſöhne Carls des Großen ſchweigt die Geſchichte gänzlich.

Während der Belagerung von Pavia war er nach Rom gegangen. Die ganze Geiſtlichkeit kam ihm in Prozeſſion mit den Kirchenfahnen entgegen, der Pabſt empfing ihn prächtig in der

Peterskirche, und das Volk ſang: „Gelobt ſey, der da kommt im Namen des Herrn!“ Bei dieſer Gelegenheit beſtätigte Carl der Große die Schenkung Pipins. So ſagen die Geſchichtsſchreiber. Gleichwohl iſt dieſe wichtige Urkunde niemals weder im Originale, noch auch irgend in einer Copie erſchienen, und deßhalb zweifelhaft.

So freigebig ſich auch Carl der Große gegen den heiligen Stuhl beweiſen mochte, ſo vernachläſſigte er doch ſeinen eigenen Vortheil nicht. Mit dem Titel eines longobardiſchen Königes übernahm er zugleich als römiſcher Patricius die Souverainetätsrechte über Rom und über die dem Pabſte zugeſtandenen Staaten. Man will behaupten, daß Adrian ihm das Recht, die Wahl der Päbſte anzuordnen und zu beſtätigen, zuerkannt habe; allein die oſtgothiſchen Könige und die Exarchen hatten bereits als Oberherren von Rom dieſes Recht ausgeübt. Nach einer Münze des Pabſtes zu urtheilen, ſcheint derſelbe in Rom ſelbſt die Souverainetät gehabt zu haben, wann aber und wie, das läßt ſich nicht ergründen. Ohne Zweifel verſäumte er nichts, um neue Begnadigungen zu erhalten. Auf der andern Seite iſt es ſehr glaubhaft, daß Carl ſich ſeiner Eroberungen nicht werde beraubt haben.

Die Kriege wurden damals noch ohne alles Syſtem und ſehr unterbrochen geführt. Man hatte weder reguläre Truppen, noch Fonds zu ihrer Unterhaltung. Ein jeder Gutsherr führte ſeine Soldaten herbei, und durfte nur eine gewiſſe Zeit dienen. Man war gemeiniglich genöthigt, nach geendigtem Feldzuge mit dem Kriege aufzuhören; die Truppen erhielten ihren Abſchied, und kamen, wenn es nöthig war, im folgenden Jahre wieder zuſammen. So dauerte der Krieg wider die Sachſen, der beſtändigen Siege ungeachtet, **30** Jahre hindurch.

Der arabiſche Prinz Abdorrahman herrſchte mit Ruhm in Spanien. Die kleinen chriſtlichen Könige von Aſturien hatten klüglich um Frieden gebeten; aber die Statthalter von Saragoſſa

und Aragonien empörten ſich, riefen Carl zu Hülfe, und erklärten ihn für ihren Oberherrn. Er ging 778 über die Pyrenäen, und unterwarf ſich das ganze Land bis an den Ebro, oder ward vielmehr von den Großen, mit denen er im Einverſtändniſſe ſtand, aufgenommen. Bei dem Rückmarſche von dieſem Feldzuge ſchlug der Herzog von Gasconien zu Ronceval ſeinen Nachtrab. Da ward jener Roland erſchlagen, den die alten Romanſchreiber ſo berühmt gemacht haben, und der Carls Schweſterſohn geweſen ſeyn ſoll. Doch damals hatte die Ritterſchaft noch nicht diejenige Ausbildung, die ihr in dieſen fabelhaften Büchern angedichtet wird.

Ronceval iſt ein ſehr romantiſches, großes und ſchönes Thal, durch die Pyrenäen gebildet, zwiſchen Pampeluna und St. Jean Pied de Port in der Meriedad de Sangueſſa, der Provinz Pamplona in Spanien, wo 778 der Nachtrab von Carl des Großen Heer von den Gebirgsvölkern geſchlagen wurde. Eginhard erzählt die Sache, wie folgt: „Während in anhaltendem und faſt ununterbrochenem Kriege gegen die Sachſen geſtritten wurde, griff Carl, nachdem er in die bequemſten Gränzplätze Beſatzungen vertheilt, mit ſo großer Kriegsrüſtung, als er nur konnte, Hispanien an, und nachdem er den Bergwald des Pyrenäus überſtiegen, und alle Städte und Burgen, bis zu denen er vorgedrungen, in ſeine Gewalt bekommen, kehrte er nebſt ſeinem Heere wohlbehalten und unverletzt wieder heim, außer daß er beim Rückzuge gerade auf dem Bergrücken des Pyrenäus die vasconiſche Hinterliſt in etwas erfahren mußte. Denn da das Heer im langen Zuge, wie es des Ortes und der engen Päſſe Beſchaffenheit geſtattete, lang geſtreckt daherzog, fielen die Vasconer aus ihrem Hinterhalt, den ſie in des höchſten Berges Gipfel gelegt (es iſt aber der Ort wegen des Schattendunkels der Waldungen, ſo dort in großer Menge vorhanden ſind, für Hinterhalte ſehr geeignet), auf den hinterſten

16*

Theil des Gepäckes und auf die, ſo als die Letzten im Zuge zur Bedeckung die Voraufziehenden ſchirmten, und von der Höhe herab anrennend, ſtürzten ſie dieſe in das darunter gelegene Thal und nachdem ſie im hitzigen Handgemenge alle ſammt und ſonders getödtet und das Gepäck geplündert, zogen ſie unter dem Schutz der ſchon anbrechenden Nacht von dannen und zerſtreuten ſich mit der größten Schnelligkeit nach allen Seiten. Bei dieſer Unternehmung unterſtützte die Vasconen ſowohl die Leichtigkeit ihrer Waffen, als auch die Lage ihres Ortes, wo die Sache vorfiel; im Gegentheil waren die Franken durch die Schwere ihrer Rüſtung und durch die Unebenheit des Bodens gegen die Vasconen ganz im Nachtheil. So kamen im Treffen ums Leben der Seneſchalk Eghart, der Pfalzgraf Anshelm und Rutland (Roland), Graf der britanniſchen Mark, der Held und tapfere Paladin der Romanenſchreiber früherer Jahrhunderte (der Künſtler hat deſſen Tod auf der Stahlplatte ſehr gut dargeſtellt), nebſt mehreren Anderen. Und doch konnte dieſe That augenblicklich nicht gerächt werden, weil der Feind nach vollbrachter Sache ſich ſo zerſtreute, daß nicht einmal Kunde zurückblieb, unter welchem Volke er zu ſuchen ſey.

Im Jahre 788 ſtarb Abdorrahman, und ſein Tod, der unter ſeinen Kindern bürgerliche Kriege verurſachte, verſchaffte den ſpaniſchen Chriſten Gelegenheit, ſich zu erheben. Von der Größe dieſes Monarchen zeugt noch eine prächtige Moſchee, die jetzige Cathedralkirche zu Cordova, ein Gebäude, das 600 Fuß lang und 250 Fuß breit iſt, deſſen Gewölbe auf 365 Säulen ruht, die von Alabaſter, Jaspis und ſchwarzem Marmor ſind.

Seit langer Zeit waren die Sachſen mit den Franken im Kriege. Sie behielten alle Wildheit germaniſcher Sitten bei, und die Liebe zur Freiheit entflammte noch immer ihren Muth. Sie waren nicht nur dem Pipin zinsbar, ſondern auch von demſelben gezwungen worden, Miſſionäre anzunehmen. Sie konnten

I.B.Zwecker del.

C.Deucker sc. Fkfrt.

ROLAND'S TOD.

LA MORT DE ROLAND.

weder die Bezahlung des Tributs, noch eine friedliebende Religion ertragen, die den menſchlichen Leidenſchaften ſo ſehr entgegen arbeitet. Weil dieſe Barbaren einige Miſſionäre getödtet hatten, ſo bewog der Abt zu Fulda im Jahre 772 in einer zu Worms gehaltenen Reichsverſammlung den König, ſie deßhalb zu bekriegen. Sie wurden oft geſchlagen, und blieben immer rebelliſch. Der berühmte Wittekind, ihr Feldherr, hörte nicht auf, ihre Liebe zur Unabhängigkeit und ihren kriegeriſchen Muth rege zu erhalten. Im Jahre 782 erfocht er über die Franken einen vollkommenen Sieg.

Carl der Große rächte ſich auf das grauſamſte durch das Blutbad bei Verden, wo 4500 der vornehmſten Sachſen niedergehauen wurden. Eine für Carl um ſo unwürdigere That, da er es nicht mit rebelliſchen Unterthanen zu thun hatte, ſondern mit Leuten, die für ihre Freiheit und Religion fochten, und jetzt in der demüthigſten Stellung ihn um Gnade baten. Nach vielen blutigen Niederlagen unterwarf ſich endlich Wittekind, ließ ſich taufen, viele tauſend Sachſen folgten dieſem Beiſpiel und nahmen das Chriſtenthum an. So treu er auch ſeinen Verſprechungen blieb, ſo war er doch ſelbſt nicht vermögend, ſeine Landsleute zu einer heilſamen Gelehrigkeit zu bewegen. So oft ſie unterwürfig gemacht wurden, ſo oft empörten ſie ſich wieder.

Nach 30 kriegeriſchen Jahren wurden ſie endlich dadurch unterjocht, daß man einige tauſend Familien nach Flandern und andern Gegenden verpflanzte. Die Muthigſten nahmen ihren unverſöhnlichen Haß gegen das Joch und die Religion der Franken mit ſich nach Scandinavien.

Der Eroberer betrachtete das Chriſtenthum mit Recht als das beſte Mittel zur Bändigung eines wilden Volkes; aber er wußte nicht, daß die Gewalt keine Chriſten mache. Seine Capitularien für die Sachſen haben ein eben ſo barbariſches Anſehen, als ihre Sitten; er nöthigte ſie, bei Todesſtrafe, ſich taufen zu

laſſen; er bürdete ihnen die Bezahlung des Zehnten an die Geiſtlichkeit auf, den ſelbſt die Franken zu erlegen ſich weigerten; er verurtheilte diejenigen zur Hinrichtung, die nicht die Faſten halten würden; mit einem Worte, er gebrauchte unmenſchliche Gewalt ſtatt der Ueberzeugung. Seine erſten ſächſiſchen Geſetze empören die Menſchheit. Gleichwohl gewöhnte ſich das Volk endlich daran, und ließ ſie vom Kaiſer Conrad II. beſtätigen. Blutige Tribunale, die man das Vehmgericht, das weſtphäliſche Gericht, nannte, übten lange Zeit hindurch mehr eine fürchterliche Inquiſition als eine wahre Gerechtigkeitspflege aus; ohne ordentliche Rechtsform, auf das bloße Zeugniß verachtungswürdiger Angeber, verurtheilten ſie die Angeklagten.

Alle, die ſich noch in Deutſchland zu widerſetzen wagten, erlagen unter dem Schwerte des fränkiſchen Helden. Taſſilo, Herzog von Baiern, den man gezwungen hatte, die Belehnung zu empfangen, empörte ſich von neuem, und wurde ſeiner Länder beraubt.

Auf Carls Einladung erſchien Taſſilo auf dem nach Oſtern im Jahre 788 zu Ingelheim gehaltenen Reichstage, ward des Hochverraths beſchuldigt, und zum Tode verdammt; doch milderte Carl das Urtheil dahin, daß er ſeiner Würden entſetzt und ſammt ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern in ein Kloſter geſteckt wurde. Die Slaven in Pommern wurden unterjocht; die Hunnen und Avaren, die ſich in Ungarn niedergelaſſen hatten, wurden bis jenſeit des Raabfluſſes vertrieben. Carl der Große durfte ſich nur ſehen laſſen, um ſeine Feinde zu vertreiben. Noch größer zeigte er ſich ſeinen Unterthanen.

Mitten unter ſo vielen Kriegen beſchäftigte ſich Carl der Große mit Regierungsangelegenheiten, den Geſetzen, Sitten, Wiſſenſchaften und der Religion. Er hielt häufige Reichsverſammlungen zur Berichtigung der Staats- und Kirchenangelegenheiten. Er

I H Zwecker del — C Deucker ſc

WITTEKIND'S TAUFE

war voll unermüdeten Eifers, Alles zu unterſuchen und Alles anzuordnen. Die Kirchenverſammlung zu Frankfurt, wo der Bilderdienſt verdammt wurde, bietet der Geſchichte eine unterhaltende Materie dar, um die Vorurtheile damaliger Zeit, das Anſehen des Königs, das Schädliche einer ſtreitſüchtigen Theologie, und die Mittel wider das Böſe, welches ſie hervor bringen kann, kennen zu lernen.

Der erſte Gegenſtand dieſer Kirchenverſammlung betraf die Verwerfung der Lehre zweier ſpaniſcher Biſchöfe, Felix von Urgel und Elipand von Toledo, die, um dem Vorwurfe der Vielgötterei zu begegnen, deren die Juden und Muſelmänner die Chriſten beſchuldigten, den Satz behaupteten, daß Chriſtus nur ein angenommener Sohn Gottes ſey, und die Lehre von der Dreieinigkeit zerſtörten, indem ſie dieſelbe zu vertheidigen ſchienen. Es fanden ſich auf Befehl des Königs 300 Biſchöfe und zwei Abgeſandte des Pabſtes zur Kirchenverſammlung ein. Frankfurt wurde ein anderes Nicäa, wo die Lehre der Kirche über die Ketzerei den Sieg erhalten ſollte.

Carl ſelbſt eröffnete die Verſammlung vom Throne, und ſchlug die Verwerfung der gedachten Biſchöfe vor. In einem Briefe an die Kirchen in Spanien bedient er ſich dieſer merkwürdigen Ausdrücke: „Ihr verlanget, daß ich ſelbſt urtheilen ſoll; ich habe es gethan, und habe als Zuhörer und Schiedsrichter der Verſammlung der Biſchöfe beigewohnt; wir haben eingeſehen und durch die Gnade Gottes beſchloſſen, was man glauben muß." Weder Conſtantin, noch einer der andern Kaiſer, die in Entſcheidung theologiſcher Materien eine nur zu große Ehre ſuchten, hatten jemals aus einem ſo entſcheidenden Tone geredet. Carl, weit entfernt, deßwegen getadelt zu werden, wurde vielmehr beſtändig mit Lobſprüchen überhäuft. Sein Anſehen und ſeine Wohlthaten bedeckten ohne Zweifel alle Fehler ſeines Betragens.

Bei der Frage wegen des Bilderdienſtes bewies er noch grö-

ßere Hoheit. Leo IV., Sohn des Conſtantin Copronymus, hatte aus Verfolgungseifer, worin er ſeinem Vater glich, ſeine eigene Gemahlin Irene des Landes verwieſen, weil ſie einige Bilder der Heiligen unter ihrem Kopfkiſſen verſteckt hatte. Dieſe andächtelnde und ehrſüchtige Prinzeſſin kam endlich unter ihrem Sohne Conſtantin Porphyrogenneta, der noch ein Kind war, zur Regierung. Sie wollte den Bilderdienſt, den ſie aus eigener Neigung und aus Staatsklugheit liebte, wieder herſtellen. Sie bediente ſich zur Erreichung dieſer Abſicht des Taraſius, ihres Staatsſecretärs, der zum Patriarchen von Conſtantinopel erwählt war. Die im Jahre 787 gehaltene zweite nicäiſche Kirchenverſammlung that den Ausſpruch, daß man den Bildern eine gottesdienſtliche Verehrung, nicht aber die wahre Anbetung erweiſen ſolle, die man der Gottheit allein ſchuldig iſt. Die in den Acten dieſer Kirchenverſammlung angeführten falſchen Schriften und apogryphiſchen Thatſachen beweiſen zwar die Unwiſſenheit der Griechen, aber ſchwächen doch, nach der Bemerkung großer Theologen, keineswegs das auf wahre Schriften gegründete Urtheil.

Zum Unglücke war die vom Pabſte Adrian nach Frankreich geſchickte Ueberſetzung ſo fehlerhaft, daß es darin hieß: „Ich verehre die Bilder mit eben der Anbetung, die ich dem dreieinigen Gott erweiſe.“ Es bedurfte nicht einmal ſo viel, um die wider die Griechen und deren Glauben eingenommenen Franken mit Grauen zu erfüllen; denn in der fränkiſchen Monarchie wußte man von keiner Verehrung der Bilder. Carl ließ durch die Biſchöfe die caroliniſchen Bücher verfertigen, die er in ſeinem Namen unter dem Titel bekannt machte: „Wider die in Griechenland zur Einführung des Bilderdienſtes verborgener und ſtolzer Weiſe gehaltene Kirchenverſammlung.“ Schon dieſer Titel kündigte eine aus Schmähungen und falſchen Schlüſſen zuſammengeſetzte Rhapſodie an. Kurz, die Kirchenverſammlung zu Frankfurt verwarf die Schlüſſe der

BORNIGER sculps.

KIRCHENVERSAMMLUNG IN FRANKFURT a/m.

UNTER KARL DEM GROSSEN 793

nicäiſchen Kirchenverſammlung mit der äußerſten Verachtung, und der König überſchickte dem Pabſte ſeine caroliniſchen Bücher, die recht dazu gemacht waren, den Streit in volle Flammen zu ſetzen.

Bei einem ſophiſtiſchen und auf theologiſche Streitigkeiten ſo erhitzten Volke, als die Morgenländer waren, hätte aller Erwartung nach eine ſo kitzliche Sache die gefährlichſten Folgen haben müſſen; und die hatte ſie doch nicht, weil die Cleriſei des Landes mit dem Fürſten einſtimmig dachte, und weil überdies der kluge Adrian ſich nach den Umſtänden zu ſchicken wußte. Seine Antwort an Carl den Großen war aufs behutſamſte abgemeſſen. Er behauptete darin die Lehre der nicäiſchen Verſammlung, ohne die frankfurtiſche zu verwerfen; wenn er, ſo ſchreibt der Pabſt, das Concilium der Griechen angenommen habe, ſo ſey es in der Beſorgniß geſchehen, daß ſie wieder in Irrthum zurück fallen möchten; und er redet überhaupt von gewiſſen Entwürfen, womit er ſich zur Erhöhung der römiſchen Kirche und der königlichen Gewalt beſchäftige. Dieſe Entwürfe waren vermuthlich dieſelben, die ſein Nachfolger in Ausführung brachte. Die Päbſte haßten das conſtantinopolitaniſche Kaiſerthum; ſie erfuhren, wie gut ſie ſich unter dem Schutze Frankreichs ſtanden; ein fränkiſcher Kaiſer, der ihnen ſeine Hoheit zu danken hätte, müßte für die Erhöhung der römiſchen Kirche ſich deſto mehr beſtreben. Und wirklich nahte ſich die Zeit, wo Carl der Große dieſen Titel erhielt.

Carl verlangte von Adrian, daß er den griechiſchen Kaiſer in den Bann thun ſolle, ohne Zweifel, weil er dieſes für das wirkſamſte Mittel zur Beſchleunigung ſeiner Abſichten hielt. Wegen der Bilder konnte der Pabſt das nun nicht mehr thun; aber was Erſtaunen erregen muß, er verſprach Conſtantin und Irenen für Ketzer zu erklären, wenn ſie ſich weigern würden, gewiſſe Kirchenländereien zurückzugeben. So wurde denn, um eines irdiſchen Vortheils willen, zu den geiſtlichen Waffen gegriffen. Welche Un=

ſolches dadurch, daß er Carl das heilige Grab in Jeruſalem überließ, wohin ſich ſchon damals viele Chriſten Andachts halber wandten. Der Patriarch von Jeruſalem hatte Carl dem Großen durch einen Mönch ein Geſchenk von Reliquien überſchickt. Carl gab dieſem Mönche auf deſſen Heimreiſe den Prieſter Zacharias zur Begleitung mit, und dieſer überbrachte bei ſeiner Rückkunft die Schlüſſel zu dem heiligen Grabe, und die Fahne der Stadt Jeruſalem. Unter den Seltenheiten, die Harun al Raſchid dem großen Kaiſer durch Geſandte zum Geſchenke übermachte, bewunderten die Franken am meiſten eine Schlaguhr, die erſte, die man im Königreiche geſehen hatte. In einer alten Handſchrift heißt es hinſichtlich dieſer Geſchenke: „Und indem Harun al Raſchid den heimkehrenden Geſandten (Carls) eigene beigeſellete, überſchickte er ihm einen Elephanten von wunderbarer Größe und Affen, Balſamöl, und vielerlei Salben, Farben, Räucherwerk und Arzneien von der mannigfaltigſten Art, ſeidne Mäntel in großer Menge und Pracht, alſo daß man den Orient ausgeleert zu haben ſchien, um den Occident zu füllen. Er ſchickte ihm auch ein Zelt (Pavillon) und Saaldecken von wunderbarer Größe und Schönheit; denn Alles daran war von Baumwolle (Byſſus), die Decken und ſelbſt die Stricke, und gefärbt mit den verſchiedenſten Farben. Auch war dabei ein Stundenmeſſer aus Meſſing, mit mechaniſcher Kunſt wunderbar zuſammengeſetzt, auf welchem ſich nach einer Waſſeruhr ein Zeiger durch 12 Stunden drehete, mit eben ſo viel ehernen Küchelchen, die, wenn die Stunden voll waren, auf ein druntergeſtelltes metallenes Becken fielen, und durch ihren Fall das Becken klingen machten, wobei zugleich 12 Reiter nach der Zahl der Stunden durch 12 Fenſter hervorkamen, und durch den Stoß des Heraustretens eben ſo viel Fenſter, die vorher offen ſtanden, ſchloſſen. Und ſo war noch anderes viel an dieſer Uhr, das hier herzuzählen zu lang wäre. Es waren außerdem unter den vorgenannten Ge-

J. L. Englehardt Sculpt. 1839

CARL DER GRÓSSE EMPFÁNGT GESCHENKE VON HARUN AL RASCHID

Timacker del. Stich u. Druck v. E. Grünewald

gewitter ſah man ſchon damals in der Ferne wider die Fürſten aufſteigen! Leo III., der im Jahre 796 Adrians Nachfolger wurde, überſchickte Carl dem Großen unverzüglich die große römiſche Fahne, und bat ihn, Jemand abzuſenden, um die Huldigungen von den Römern entgegen zu nehmen, zum überzeugenden Beweiſe, daß man ihm in Rom die Souverainetätsrechte zu jeder Zeit zugeſtanden habe. Zwei angeſehene Geiſtliche, Verwandte des vorigen Pabſtes und Leo's Feinde, klagten denſelben drei Jahre ſpäter nicht nur an, ſondern bemächtigten ſich ſeiner auf freier Straße, ſchlugen ihn und ſchleppten ihn halb todt in ein Kloſtergefängniß. Er entwiſchte und wandte ſich zu Carl dem Großen, der ihn, mit Ehre überhäuft, nach Rom zurück bringen ließ, und ſich anſchickte, ihm nach Italien zu folgen.

Carl kam in Rom an, und hatte ſechs Tage geheime Unterredungen mit dem Pabſte. Hierauf berief er die Biſchöfe und Großen, um die wider den letztern anhängig gemachten Klagen zu unterſuchen. Die Prälaten riefen: „der apoſtoliſche Stuhl kann von Niemanden gerichtet werden.“ So dachte Symmachus nicht, als er unter der Regierung Theodorichs aus eigenem Triebe verlangte, daß man ſeine Sache in einer Kirchenverſammlung richten möchte. Leo redete gleichwohl als ein Angeklagter, und ſagte, der König ſey gekommen, in ſeiner Sache zu erkennen, und reinigte ſich von den wider ihn vorgebrachten Beſchuldigungen mit einem Eid.

Am Weihnachtstage wohnte Carl der Große in der Peterskirche der Meſſe bei. Plötzlich, mitten unter den Kirchen-Ceremonien, ſetzte ihm der Pabſt die kaiſerliche Krone auf ſein Haupt, und das Volk ſchrie von allen Seiten: „Leben und Sieg ſei Carl, dem von der Hand Gottes gekrönten, dem großen und friedfertigen Kaiſer der Römer.“ Wenn man dem Berichte ſeines Secretärs Eginhard Glauben beimeſſen dürfte, ſo geſchah dieß wider alle Erwartung Carls, der vielmehr darüber ſein Erſtaunen und

ſogar ſein Mißvergnügen bezeigte; aber wenn man den Ehrgeiz dieſes Fürſten, ſeine und des Pabſtes Staatsabſichten, die von dieſen beiden gepflogenen geheimen Unterredungen und die Umſtände bei dieſer Krönung erwägt, ſo entziehen ſie den Verſicherungen Eginhards alle Glaubwürdigkeit. Was hatten übrigens die Römer, und was inſonderheit der Pabſt für ein Recht, einen Kaiſer zu ernennen, und was konnte dieſer alſo beigelegte Titel dem fränkiſchen Könige für ein Recht ertheilen? Man glaubte das Kaiſerthum, wovon keine Spur mehr übrig war, wieder hergeſtellt zu ſehen; und Carl der Große betrug ſich als ein Nachfolger des Auguſtus.

Irene, die, um allein zu herrſchen, ihren Sohn Conſtantin entthronet und getödtet hatte, trug ſich ihm zur Gemahlin an, weil ſie ihre Beſitzungen in Italien zu verlieren fürchtete. Schon war die Vermählung beſchloſſen, als der Patricier Nicephorus eine Verſchwörung zu Stande brachte, Irenen ins Kloſter ſteckte und den Thron beſtieg; ſie ſtarb nicht lange hernach auf der Inſel Lesbos. Weil auch er ſich vor Carl dem Großen fürchtete, ließ er zu demſelben Geſandte abgehen. Jetzt wurden die Gränzen beider Reiche beſtimmt. Vermöge eines neuen im Jahre 811 geſchloſſenen Friedens blieben Calabrien, Sicilien, die Weſtſeite von Neapel, Dalmatien und Venedig unter der Herrſchaft der Griechen. Man hat Beweiſe, daß Venedig damals noch nicht unabhängig war; allein es ſtrebte nach der völligen Freiheit, und verſchaffte ſich dieſelbe bald.

Der Ruf von Carls Größe verbreitete ſich bis nach Aſien. Er unterhielt einen Briefwechſel mit dem berühmten Harun al Raſchid, dem 25ſten Chalifen, einem derjenigen, die zur Aufklärung und Bildung der Araber am meiſten beitrugen. Nach dem Berichte Eginhards zog derſelbe die Freundſchaft des Königs der Franken der Freundſchaft aller andern Fürſten vor. Er bewies

ſolches dadurch, daß er Carl das heilige Grab in Jeruſalem überließ, wohin ſich ſchon damals viele Chriſten Andachts halber wandten. Der Patriarch von Jeruſalem hatte Carl dem Großen durch einen Mönch ein Geſchenk von Reliquien überſchickt. Carl gab dieſem Mönche auf deſſen Heimreiſe den Prieſter Zacharias zur Begleitung mit, und dieſer überbrachte bei ſeiner Rückkunft die Schlüſſel zu dem heiligen Grabe, und die Fahne der Stadt Jeruſalem. Unter den Seltenheiten, die Harun al Raſchid dem großen Kaiſer durch Geſandte zum Geſchenke übermachte, bewunderten die Franken am meiſten eine Schlaguhr, die erſte, die man im Königreiche geſehen hatte. In einer alten Handſchrift heißt es hinſichtlich dieſer Geſchenke: „Und indem Harun al Raſchid den heimkehrenden Geſandten (Carls) eigene beigeſellete, überſchickte er ihm einen Elephanten von wunderbarer Größe und Affen, Balſamöl, und vielerlei Salben, Farben, Räucherwerk und Arzneien von der mannigfaltigſten Art, ſeidne Mäntel in großer Menge und Pracht, alſo daß man den Orient ausgeleert zu haben ſchien, um den Occident zu füllen. Er ſchickte ihm auch ein Zelt (Pavillon) und Saaldecken von wunderbarer Größe und Schönheit; denn Alles daran war von Baumwolle (Byſſus), die Decken und ſelbſt die Stricke, und gefärbt mit den verſchiedenſten Farben. Auch war dabei ein Stundenmeſſer aus Meſſing, mit mechaniſcher Kunſt wunderbar zuſammengeſetzt, auf welchem ſich nach einer Waſſeruhr ein Zeiger durch 12 Stunden drehete, mit eben ſo viel ehernen Küchelchen, die, wenn die Stunden voll waren, auf ein druntergeſtelltes metallenes Becken fielen, und durch ihren Fall das Becken klingen machten, wobei zugleich 12 Reiter nach der Zahl der Stunden durch 12 Fenſter hervorkamen, und durch den Stoß des Heraustretens eben ſo viel Fenſter, die vorher offen ſtanden, ſchloſſen. Und ſo war noch anderes viel an dieſer Uhr, das hier herzuzählen zu lang wäre. Es waren außerdem unter den vorgenannten Ge-

F. L. Englehardt Sculpt. 1839

CARL DER GRÖSSE EMPFÄNGT GESCHENKE VON HARUN AL RASCHID

Tomecker del. Stich u. Druck v. E. Grünewald

ſchenken zwei Leuchter aus Meſſing, von wunderbarer Größe und Schlankheit, welches Alles nach Aachen in den Pallaſt zum Kaiſer gebracht wurde. Es kamen auch zu ihm Abgeſandte des Königs der Afrer (aus Afrika), die einen marmariſchen Löwen und einen numidiſchen Bären brachten, ingleichen iberiſches (ſpaniſches) Dunkelblau und tyriſches Purpurroth und andere Merkwürdigkeiten derſelben Gegenden. Der großmüthigſte Kaiſer Carl dagegen erwiederte dies den Afrikanern, die immerwährend an Lebensmitteln bittern Mangel leiden, durch Europas Reichthümer, durch Getreide, nämlich durch Wein und durch Oel, und nicht bloß für das eine Mal, ſondern ſeine ganze Lebenszeit hindurch, um ſo reichlicher und mit ſo freigebiger Hand, daß er ſie auf immer ſich unterworfen und treu erhielt und von ihnen nicht ſchlechte Tribute empfing. Ferner ſchickte der Kaiſer dem Könige der Perſer Geſandte, die ihm überbringen mußten hispaniſche Pferde und Mauleſel, und friſiſche Mäntel, weiße, graue, gewürmelte (geſprenkelte) und ſaphirne, die man in jenen Ländern ſelten und nur ſehr theuer hat. Hunde auch ſchickte er, einzig an Behendigkeit und Wildheit, dergleichen der Perſer früher verlangt hatte, um Löwen oder Tiger damit zu fangen oder zu vertreiben."

Der Elephant kam übrigens, wie der ächte Text Eginhards richtig ſagt, einige Jahre vor den übrigen Geſchenken Haruns. Carl hatte des ſeltenen, nie geſehenen Thieres wegen 797 drei Geſandte mit großen Geſchenken an den Chalifen nach Bagdad geſchickt. Zwei davon, Lantfrid und Sigmund, ſtarben; und der dritte, ein Jude, Namens Iſaak, kam erſt nach vier Jahren wieder zurück. Er landete im October 801 an der genueſiſchen Küſte mit dem Elephanten, und weil des Schnees wegen die Alpen nicht mehr zu paſſiren waren, blieben Mann und Thier den Winter über in Vercelli. Im Sommer traten ſie die Reiſe nach dem Rhein an, und ſo merkwürdig war die Erſcheinung des erſten

Elephanten wohl, den Deutſchland ſah, daß die Annaliſten theils den Tag anführen, an welchem er, ſein Name war Abulabaz (pater devastationis, der Verwüſter, der Ungeheuergewaltige), in Aachen anlangte, es war der 20. Juli des Jahres 802; theils als eine Denkwürdigkeit des Jahres 810 auszeichnen; im Sommer dieſes Jahres ſey der Elephant des Königs Aaron zu Lippe (oder Lippenheim) plötzlichen Todes geſtorben. Ja, das Gerücht trug die Kunde von dieſem Elephanten ins Ausland, und der Mönch Dicuil, der 825 in Irland ſchrieb, weiß von ihm, und führt die Völker des Reiches der Franken zu Zeugen an, die es in Kaiſer Carls Zeiten geſehen, daß der Elephant, wie der Ochſe, ſich lege, was Julius Solinus läugne.

So ſehr ſich auch Carl der Große die Aufklärung ſeiner Nation angelegen ſeyn ließ, ſo kamen doch ſelbſt die Gelehrten ſeines Hofes nicht dem Chalifen gleich. Die Araber konnten damals dem ganzen, tief in Barbarei verſunkenen Europa zu Lehrmeiſtern dienen. Dieſe erſtaunliche Erſcheinung verdient eine nähere Betrachtung.

Nachdem die Abaſſiden ſich wieder des Thrones bemächtigt hatten, ſo verlegten ſie die Reſidenz des muſelmänniſchen Reiches von Damascus nach Caffa, und von da nach Bagdad am Tigris. Eben dahin zog der Chalif Almanſor die Wiſſenſchaften und Künſte, wovon die Griechen ihren barbariſchen Ueberwindern zuerſt Begriff und Geſchmack beigebracht hatten; eine Art des Triumphs, deſſen ſich verfeinerte Völker auch ſelbſt in ihrer Erniedrigung erfreuen; ein troſtreicher Triumph, wenn irgend etwas diejenigen tröſten kann, die nach einer ruhmvollen Freiheit unter dem Joche der Knechtſchaft ſeufzen. Mahadi, Almanſors Thronfolger, pflegte jenen koſtbaren Samen, den der Letztere ausgeſtreuet hatte. Al Raſchid, Mahadis Nachfolger, vermehrte die Fruchtbarkeit deſſelben durch ſeine Bemühungen und durch ſeine Einſichten; und unter Alma=

mon Motaſſem und Watik blühete er noch mehr, bis endlich Zwieſpalt und bürgerliche Kriege den Arabern, wie ſo vielen andern Nationen, die Früchte des Geiſtes entriſſen, die gewöhnlich nur in Zeiten des Friedens und des Wohlſtandes zu gedeihen pflegen.

Von den ſchleswigiſchen oder ſüdjütiſchen Königen, welche von den fränkiſchen und deutſchen Schriftſtellern mit den däniſchen Oberkönigen, deren Vaſallen eigentlich jene waren, unſchicklich verwechſelt werden, herrſchte zu Carl des Großen Zeit, ſo gut als unabhängig, Gottfried, ein mächtiger und ſiegreicher Fürſt. Aufmerkſam auf Carls Eroberungen, die auch ſeinen Staaten zu drohen ſchienen, griff er 810 Carls Länder, beſonders mit einer Flotte Friesland an, verheerte die Inſel, erpreßte 100 Pfund Silber, legte den Sachſen und Obotriten Schatzungen auf, und drohte Carl in ſeinem Hauptſitze zu Aachen anzugreifen. Carl rüſtete ſich zur Gegenwehre; aber Gottfrieds, durch Meuchelmord der Seinen bewirkter Tod verhütete einen blutigen Krieg, den Jedermann erwartete. Mit Hemming, Gottfrieds Bruderſohne und Nachfolger, verglich ſich Carl im Jahre 811. Zwölf Bevollmächtigte von jeder Seite brachten an der Eider den Frieden zu Stande, wodurch dieſer Fluß zur Gränze des deutſchen Reiches gemacht wurde.

Eine von den Urſachen, die den Fall der Staaten beförderten, war immer ihre Vertheilung unter viele Prinzen. Doch das war eine eingeführte Gewohnheit, die auch Carl der Große im Jahre 806 in ſeinem Teſtamente befolgte, das er von den Biſchöfen und Herren unterzeichnen ließ, und nachmals nach Rom ſchickte, um auch von dem Pabſte unterzeichnet zu werden. Kraft dieſes Teſtamentes ſollten die Irrungen, die etwa unter ſeinen drei Söhnen entſtehen möchten, durch die Kreuzprobe beigelegt werden. Dieß war einer der ungereimteſten gerichtlichen Beweiſe; derjenige gewann, der am längſten die Arme kreuzweiſe in die Höhe halten konnte. Da im Jahre 813 Ludwig, König von Aquitanien,

nach dem Ableben ſeiner beiden Brüder, der einzige Sohn Carls war, ſo nahm derſelbe ihn zum Mitregenten an, und befahl ihm, die Krone ſelbſt vom Altare zu nehmen, und ſich mit eigenen Händen aufzuſetzen, gleich als um dadurch anzuzeigen, daß er ſie allein von Gott habe. Doch bald führte die Geiſtlichkeit andere Grundſätze ein.

Der Ruhm des fränkiſchen Reiches ſchien mit Carl dem Großen zu erſterben, der zu Aachen, ſeiner gewöhnlichen Reſidenz, im **71**ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Er hatte **47** Jahre als König der Franken und **14** Jahre als Kaiſer regiert. Seinem Leichname erwies man die ſeltſame Ehre, daß man denſelben in der von ihm zu Aachen erbauten Marienkirche, geſchmückt mit dem völligen kaiſerlichen Ornate, auf einen prächtigen Thron ſetzte. Er beſaß ganz Frankreich, ganz Deutſchland, einen Theil von Ungarn, die Niederlande, die Grafſchaft Barcelona in Spanien, und das feſte Land von Italien bis Benevento. Zur Behauptung weitläuftiger Staaten ward ein Geiſt, wie der ſeinige, erfordert.

Er war das Wunder ſeines Zeitalters durch ſeine Talente, ſeine Feldzüge und ſeine weit ausſehenden Abſichten, durch ſeine unglaubliche Thätigkeit, durch die Weisheit, womit er regierte, ſelbſt durch die Tugenden, obgleich man daran gar manche Flecken wahrnahm. Mitten unter den größten und wichtigſten Unternehmungen richtete er ſein Augenmerk auf tauſend einzelne Gegenſtände. Sein Haus war ein Muſter ſeiner guten Haushaltung, und er ſelbſt ein Muſter wahrer ungekünſtelter Größe. Er führte die Gewohnheit ein, nach den Provinzen Commiſſäre zu ſchicken, um das Betragen der Herzoge, die als Statthalter darin regierten, und der Grafen, die daſelbſt die Gerechtigkeitspflege beſorgten, zu unterſuchen, die Klagen anzunehmen, den Bedrückungen abzuhelfen, und gute Ordnung zu erhalten. Dieſe Abgeordneten legten alle drei Monate ihren Beſuch ab; oft kamen ſie

ſogar nach Rom, woſelbſt die Päbſte ihnen die größte Achtung bezeigten.

Da die Geiſtlichen damals die Einzigen waren, welche einige Kenntniſſe hatten, ſo darf man ſich nicht wundern, daß Carl der Große, ein eben ſo großer Freund der Wiſſenſchaften als der Religion, ſie immer mit Gunſtbezeigungen überhäufte. Er gebrauchte die Biſchöfe in allen Geſchäften; geſellte ſie den Grafen zur Handhabung der Gerechtigkeit bei, und machte mit ihnen und den Großen ſeines Reichs jene, zu zahlreichen Capitularien, worin Mißbräuche mit guten Geſetzen vermiſcht ſind. Er verordnete den Zehnten zum Erſatze der Ländereien, die der Kirche abgenommen waren; eine Auflage, die lange Zeit hindurch vieles Murren erregte. Auf der andern Seite hingegen unterſagte er den Biſchöfen den Gebrauch der Waffen, und befahl ihnen, den Wiſſenſchaften obzuliegen, und das Amt treuer Hirten zu verwalten. Mit einem Worte, er bemühte ſich, die Kirchenzucht wieder herzuſtellen; und wenn es ihm damit nicht gelang, ſo war ſolches der ſtärkſte Beweis von der Unheilbarkeit des Uebels. Daß die Geiſtlichkeit ſich unter ſeine Befehle ſchmiegte, war kein geringer Beweis von ſeinen Regierungsfähigkeiten.

Wir haben geſehen, wie weit dieſer Fürſt ſein Anſehen in Religionsſachen trieb, ohne daß ſich die Biſchöfe und Päbſte ihm im geringſten widerſetzten. Man ſah davon ein neues Beiſpiel in dem berühmten Streite über die dritte Perſon der Dreieinigkeit. In dem nicäiſchen Glaubensbekenntniſſe hieß es, daß der heilige Geiſt vom Vater ausgehe. Seit dem ſiebenten Jahrhundert ſetzten die Spanier und Franzoſen hinzu: „und vom Sohne.“ Dieſes war ſowohl in den Augen der Griechen ein abſcheuliches Aergerniß, als auch in den der römiſchen Kirche, die das Abſingen des Glaubensbekenntniſſes mißbilligte, eine ſtrafbare Neuerung. Der König berief im Jahre 809 die Kirchenverſammlung zu Aachen,

um den Zuſatz vom Sohne zu beſtätigen. Er vertheidigte die Wahrheit dieſes Zuſatzes nach Art eines Lehrers in einem von Schriftſtellern zuſammengeſtoppelten dogmatiſchen Briefe, den er an den Pabſt Leo III. ſchrieb. Leo entſchied nichts, er rechtfertigte bloß den zu Rom eingeführten Gebrauch, und rieth, den fränkiſchen Zuſatz allmählig außer Kraft zu ſetzen. Ohne das nachgebende Betragen des Pabſtes hätte das: „vom Sohne", vielleicht eben ſowohl eine Trennung unter den Italienern und Franzoſen, wie unter den Griechen und Lateinern verurſacht. Zum guten Glücke waren die Geiſtlichkeit und die Mönche des Occidents damals nicht ſehr ſtreitſüchtig; zu einer andern Zeit hätte dieſes Verfahren des Herrſchers das Signal bürgerlicher Mißhelligkeiten werden können.

Wenn ſich gleich Carl der Große, nach dem Beiſpiele der griechiſchen Kaiſer, das Anſehen eines Gottesgelehrten geben wollte, ſo war wenigſtens ſein Talent nicht in einen Kreis unnützer Spitzfindigkeiten eingeſchränkt. Es ſtrebte nach Allem, was groß und nützlich war. Er ſchuf eine Seemacht, um ſich den Einfällen der Normänner zu widerſetzen, dieſen furchtbaren Seeräubern, die ſchon damals das Königreich beunruhigten, und es nach ſeinem Ableben verheerten. Er unternahm es, vermittelſt eines Canals zwiſchen dem Rheine und der Donau, den Ocean mit dem ſchwarzen Meere zu vereinigen. Für den Handel wäre dadurch großer Vortheil entſtanden; aber er blieb unausgeführt, weil dazu Kenntniſſe erfordert wurden, welche die Fähigkeit aller Franken weit überſtiegen. Der Kaiſer berief viele Gelehrten zu ſich, und errichtete in ſeinem Pallaſte eine Art von Akademie, von der er ſelbſt ein Mitglied war. Er legte in den Kathedralkirchen und Klöſtern Schulen an. Man lehrte darin die Grammatik, Rechenkunſt und den Kirchengeſang, ſonſt nichts. Doch war dieſes viel, da die Concilien von den Prieſtern nichts weiter verlangten, als daß ſie das Vaterunſer verſtehen mußten.

Die Schenkungen, womit Carl der Große die Kirchen, und beſonders die Kirche zu Rom, überhäufte, zu welcher er, wie Eginhard mit Erſtaunen berichtet, nur vier Andachtsreiſen unternommen hatte, waren bedeutend; dieß war die herrſchende Denkart vieler Jahrhunderte. Zur Beſtreitung der Staatskoſten und zu den frommen Verſchwendungen wurden die Schätze der Hunnen und Longobarden verwendet. Es ſcheint ſonderbar, daß Carl der Große, der den Geiſtlichen wegen ihrer Liebe zu Reichthümern Vorwürfe machte, ſie gleichwohl zu bereichern fortfuhr. Drei große Abteien waren die Belohnung des gelehrten Engländers Alcuin, den er nach Frankreich berufen hatte, deſſen Verdienſte er bewunderte, und deſſen Schriften jetzt Niemand mehr leſen mag. Man machte dieſem mächtigen Abte den Vorwurf, daß er zwanzigtauſend Sclaven habe. Da das Landvolk leibeigen war, und die drei Abteien leicht zwanzigtauſend Unterthanen enthalten konnten, ſo war der Vorwurf nicht ohne Grund. Man kann ſich daraus wenigſtens einen Begriff von dem Reichthume der Geiſtlichen machen.

England bis zu dieſem Zeitraum (827).

Um dieſe Zeit fing England an, eine bedeutendere Rolle in der Geſchichte zu ſpielen. Nachdem die Römer, um das Uebrige des Reichs gegen die Barbaren zu ſchützen, Großbritannien verlaſſen hatten, war daſſelbe ein Raub der Sachſen geworden, welche, von den Briten wider die Picten und Scoten zu Hülfe gerufen, ihre Unternehmung mit der Unterwerfung der Briten ſelbſt endigten. Es war im Jahr 449, als die Sachſen, Angeln und Jüten, deren alte Wohnſitze die Länder waren, die jetzt Holſtein, Schleswig und Jütland heißen, angeführt von Hengiſt und Horſa, auf Einladung der Briten, nach Britannien übergingen.

Wirklich ſchützten ſie und die nachfolgenden ſächſiſchen Hülfsvölker die bedrängten Briten gegen ihre Feinde, wurden aber bald den Briten furchtbar, unterjochten dieſe, und ſtifteten die Heptarchie, die Königreiche Kent, Suſſex, Weſtſex, Eſſex, Northumberland, Oſtangeln und Mercia, welches anfangs Middelangeln hieß. Von den Angeln erhielt Britannien den Namen England. In dem Königreiche Kent ward das Chriſtenthum von der Königin Bertha, einer Tochter Charibert's, Königs von Paris, und Gemahlin des Königs Ethelbert, eingeführt. Damals ſchickte Gregor der Große den Mönch Auguſtin nach England, dieſen Barbaren das Evangelium zu predigen. Eine Königin von Northumberland und eine Königin von Mercia folgten dem Beiſpiele der Bertha. Die chriſtliche Religion drang allenthalben durch. Man fiel von Zeit zu Zeit wieder in den Götzendienſt zurück, weil das ſchlecht unterrichtete Volk, dem es faſt ganz an Grundſätzen fehlte, ſich gänzlich von dem Eigenſinne der Könige leiten ließ. Die Urgötter verſchwanden endlich auf immer. Daß England ſich dem römiſchen Stuhle ſo völlig unterwarf, kam daher, weil die Mönche, die zuerſt zu Miſſionären gebraucht wurden, oder deren Nachfolger, den Gehorſam gegen den Pabſt zu einer der erſten Pflichten der Religion machten.

Offa, der berühmteſte König von Mercia, beſtieg im Jahre 755 den Thron, nachdem er den König von Oſtangeln ermordet und ſich deſſen Staaten bemächtigt hatte. Er ging darauf nach Rom, um Losſprechung zu erbitten, und erhielt dieſelbe von dem Pabſte Adrian I. Er ordnete den St. Petersgroſchen an, eine Art von Steuer, da von jedem Hauſe ein Groſchen mußte erlegt werden, welche die Päbſte von der Zeit her als einen Tribut forderten. Mit einem Worte, er löſchte das Andenken an ſeine Verbrechen durch koſtbare Stiftungen aus, die ein armer Staat nicht lange unterhalten konnte. Dieſer Prinz ſtand in Verbindung mit

Carl dem Großen, und ſchickte ihm den berühmten Alcuin, der als ein Wunder von Gelehrſamkeit verehrt ward, weil man kaum Bücher leſen konnte.

Die Heptarchie ging im Jahre 827 zu Grunde. Egbert, König von Weſtſex, der der einzige Nachkömmling der alten königlichen Familien war, verwandelte ſie in ein einziges Königreich. In ſeiner Jugend verfolgt, hatte er an dem Hofe Carls des Großen eine Freiſtätte und Unterricht gefunden; daſelbſt hatte er die ſächſiſche Wildheit abgelegt, um ſanftere Sitten anzunehmen. Denn der Geſchichtsſchreiber von Malmesbury ſchildert die Franken als das Muſter der occidentaliſchen Völker, obſchon die Franken ſelbſt damals von der alten Barbarei ſich nur ſehr wenig unterſchieden.

Egbert's Weisheit und Tapferkeit retteten das Königreich, das von den Dänen angegriffen ward. Dieſe Seeräuber wurden immer fürchterlicher. Wir werden ſie bald ſehen, wie ſie ſich theils in England und theils in Frankreich niedergelaſſen haben. Viele Sachſen, die vor der gottesdienſtlichen und ſtaatsklugen Grauſamkeit Carls aus ihrem Vaterlande entwichen waren, hatten ihre Zuflucht zu den Dänen genommen, und ihnen Rachſucht und Haß wider das Chriſtenthum eingeflößt.

Ludwig der Fromme (814 bis 840).

Unter dem Sohne Carl's des Großen, unter Ludwig, mit dem Zunamen der Fromme, kündigte Alles einen nahen Verfall an. Die kleinmüthige Andächtelei dieſes Fürſten, die Schwäche ſeines Charakters, und ſeine wenigen Verſtandeskräfte mußten unter der Regierungslaſt eines ſo weitläufigen Reiches erliegen. Sein größtes Vertrauen ſetzte er auf einen frommen Mönch, deſſen ganze Geſchicklichkeit darin beſtand, daß er andere Mönche

wohl zu lenken wußte. Durch allerlei Reformationsentwürfe machte er ſich bei der Cleriſei verhaßt, ohne vorher zu ſehen, daß dieſe ſich ihm nicht ſo unterwürfig beweiſen würde, wie ſeinem Vater. Kurz, er war ſehr beſorgt für ſein Gedeihen in der Heiligkeit, aber wenig für ſeine Regierung. Als wenn die wahre Frömmigkeit nicht in der Erfüllung der vornehmſten Pflichten beſtände, und als wenn Kloſterübungen die Geſchäfte des Thrones vergüten könnten.

Einer ſeiner größten Staatsfehler war der, daß er die Monarchie unter ſeine Söhne vertheilte, und dadurch die höchſte Gewalt, die durch ſeine Untüchtigkeit zur Regierung ſchon ſo unkräftig geworden war, noch mehr ſchwächte. Er machte Pipin zum Könige von Aquitanien, Ludwig zum Könige von Baiern, und ſeinen älteſten Prinzen, Lothar, zum Mitkaiſer. Der König von Italien, Bernhard, Carls des Großen Enkel, ward über dieſe Theilung unwillig. Als König von Italien und als der Sohn von dem älteſten Sohne des Kaiſers maßte er ſich Rechte an, die mit Lothar's Mitregentſchaft nicht beſtehen konnten. Seine Schmeichler bewegten ihn zu einer Empörung. Er brachte Truppen auf wider ſeinen Oheim, zur Schmach der Kaiſerwürde, welcher ſeine Krone unterworfen war. Seine Truppen verließen ihn. Er ward gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. Ludwig veränderte die Todesſtrafe dahin, daß er ihm die Augen ausſtechen ließ. Der junge Prinz ſtarb drei Tage nachher. Um neuen Unruhen zuvorzukommen, wurden drei natürliche Söhne Carls des Großen, der viele Beiſchläferinnen oder Gemahlinnen von der zweiten Ordnung gehabt hatte, in ein Kloſter geſperrt.

Nach ſolcher Strenge hielt Ludwig, gefoltert von ſeinem Gewiſſen, welches ihm vorwarf, daß er der Mörder ſeines Neffen und der Tyrann ſeiner Brüder geworden ſey, und unterhalten in ſeinen ängſtlichen Zweifeln durch die Unvernunft oder Ehrſucht der

Mönche und Prälaten, eine Reichsverſammlung, worauf er ſich ſelbſt anklagte, und die Biſchöfe bat, ihn zur öffentlichen Buße zuzulaſſen. Man ſchien an dieſem Betragen des Kaiſers ſich ſehr zu erbauen. Man lernte aber zugleich einſehen, wie leicht man ſich einen ſchwachen Fürſten, der durch übel verſtandene Frömmigkeit die Majeſtät entehrte, unterwürfig machen könne.

Judith, eine baieriſche Prinzeſſin und zweite Gemahlin des Kaiſers, ließ allen Samen der Empörung aufkommen. Ihr Sohn, Carl, der nachmals unter dem Namen Carl der Kahle König ward, ſchien durch die Theilung, die der Kaiſer unter den Prinzen erſter Ehe gemacht hatte, ganz von der Thronfolge ausgeſchloſſen zu bleiben. Um nun demſelben auch ein Reich zu verſchaffen, beredete ſie Ludwig zu einer neuen Theilung. Sie bewirkte dazu ſogar die Einwilligung Lothars, der mehr als einer ſeiner Brüder Urſache hatte, ſich dieſer Neuerung zu widerſetzen, und den ſeine Gefälligkeit gar bald gereuete. Die drei Prinzen errichteten einen furchtbaren Bund wider den Kaiſer. Ein Mönch von vornehmer Geburt, der früher an dem Hofe Carl's des Großen in großem Anſehen geſtanden, nun aber, nachdem er in Ungnade gefallen, mit der Regierung unzufrieden war, und als ein Heiliger verehrt ward, Wala, Abt von Corvin, trat an die Spitze der Rebellen, und zog durch ſein Beiſpiel und ſeine Reden eine große Menge Prälaten zu ſeiner Partei. Man erfand Wunder, um das leichtgläubige Volk zu empören; verläumdete die Regierung und beſonders die Kaiſerin, welche man eines ehebrecheriſchen Umganges mit dem Grafen Bernhard, einem verabſcheuten Miniſter, beſchuldigte. Ludwig zitterte vor Angſt, und demüthigte ſich; ſeine Gemahlin ward in ein Kloſter verwieſen, und er ſah ſich beinahe ſelbſt genöthigt, die Mönchskappe anzulegen, denn dazu ſuchte man ihn zu bringen, und behielt die kaiſerliche Würde nur durch die liſtigen Bemühungen eines Mönches, der die Prinzen in Zwietracht ſetzte. Die Mönche

wurden im Occident eben das, was ſie ſeit vielen Jahrhunderten ſchon im Orient geweſen waren.

Ehe die Empörung ausbrach, hatte Ludwig vier Kirchenverſammlungen angeſtellt, und deren Beurtheilung ſein und ſeiner Kinder Betragen, alle Mißbräuche, und folglich die ganze Reichsverwaltung unterworfen. In den Acten der pariſiſchen Kirchenverſammlung, die nur allein aufbewahrt wurden, machte man ihm übertriebene Vorſtellungen von dem Anſehen der biſchöflichen Würde; und man gedenkt folgender ſeltſamen Ausdrücke, deren ſich Conſtantin in einer Anrede an die Biſchöfe ſoll bedient haben: „Gott hat euch die Macht gegeben, über uns zu richten; aber ihr könnet von Menſchen nicht gerichtet werden. Gott hat euch als Götter über uns geſetzt, und einem Menſchen kommt es nicht zu, über Götter zu richten. Dieſes iſt nur eine Befugniß desjenigen, von dem geſchrieben ſteht: Gott ſteht in der Gemeinde Gottes, und iſt Richter unter den Göttern." Hieraus laſſen ſich vielleicht die Unternehmungen der Geiſtlichkeit wider die Kronen am beſten erklären. Wie weit mußten ſie doch bei ſolchen Grundſätzen ihre Kühnheit treiben, ſobald es den regierenden Fürſten ſowohl an Klugheit als an Muth fehlte.

So viele Beweiſe der Schwäche, zu denen ſich noch eine allgemeine Amneſtie geſellte, mußten die Anführer zu immer größerer Frechheit verleiten. Inzwiſchen wollte doch Ludwig als Gebieter handeln. Ein neues Mittel, ſeine Unterthanen aufzubringen. Er erklärte Judith wieder für ſeine Gemahlin, die, nach abgeworfenem Nonnenſchleier, ihre von Rachgier gereizte Ehrſucht an den Hof zurückbrachte. Er verwies den Abt Wala, deſſen Züchtigung die Schwärmerei ſeiner Bewunderer nur vermehrte. Er ſchloß Lothar von der Kaiſerwürde aus; zum Beſten des jungen Carls enterbte er den König von Aquitanien, der ſich einer zweiten Empörung ſchuldig gemacht hatte, und ſetzte ſich dadurch dem unver-

ſöhnlichen Haſſe ſeiner unnatürlichen Kinder aus. Er machte ſich ſogar ſeinem Miniſter, dem Grafen Bernhard, verhaßt, indem er ſich den Rathſchlägen eines Mönches überließ.

Bald darauf brach der bürgerliche Krieg in volle Flammen aus. Pipin und Ludwig brachten im Elſaß ihre Truppen wider einen Vater zuſammen, den ſie verachteten, und als einen Unterdrücker anſahen. Der Pabſt Gregor IV. vereinigte ſich mit ihnen, unter dem Vorwande, die Gemüther zu beruhigen; aber es verbreitete ſich das Gerücht, daß er nur gekommen ſey, um den Kaiſer in den Bann zu thun. Die kaiſerlich geſinnten Biſchöfe machten dem Pabſte den Vorwurf, daß er an ſeinem Oberherrn zum Verräther würde; ſie drohten, Bannſprüche mit Bannſprüchen zu vergelten, und ihn ſogar abſetzen, wenn er es ferner mit den Rebellen halten würde. Agobard von Lyon, der berühmteſte unter den franzöſiſchen Prälaten, folgte ganz entgegengeſetzten Geſinnungen. Er ward nach Hofe berufen, verweigerte dem königlichen Befehle den Gehorſam, und behauptete, daß man dem Pabſte gehorchen müſſe.

Dieſe irrigen Vorſtellungen gründen ſich auf die falſchen Decretalen, die zur Zeit Carls des Großen gemacht wurden, um die Macht der Päbſte bis ins unermeßliche auszudehnen. Nie hat eine Betrügerei anſteckendere Folgen gehabt. Dieſe untergeſchobenen Verordnungen, die man den Päbſten der vier erſten Jahrhunderte zuſchrieb, ob ſie ſchon mit den Sitten und der Kirchenzucht der erſten Jahrhunderte in offenbarem Widerſpruche ſtehen, wurden als unverbrüchliche Geſetze der Kirche angeſehen, vergifteten die Geſetzgebung aller Staaten, und würden noch ihre Kraft behaupten, wenn die neuere Kritik nicht ihre Unechtheit dargethan hätte. Eine Menge, zum Theile aus einer ſo verdorbenen Quelle von Wala und deſſen Schüler, dem Mönche Ratbert, zuſammengeſtoppelter Schriftſtellen überredeten Gregor, daß er Alles zu richten berechtigt und über jeden Richterſtuhl erhaben wäre. Daher athmet

auch ſeine Antwort an die königlich geſinnten Biſchöfe einen bis dahin noch unbekannten Uebermuth.

Inzwiſchen rückte der Kaiſer mit ſeinem Heere den Rebellen entgegen. Er beklagte ſich, daß man das päbſtliche Anſehen wider ihn mißbrauche. Der liſtige Lothar ſchickte den Pabſt zu ihm ab, unter dem Vorwande, durch denſelben einen Frieden zu vermitteln. Man weiß eigentlich nicht, was zwiſchen dem Kaiſer und dem Pabſte vorging, aber das weiß man, daß Ludwig ſich plötzlich von ſeinen Truppen verlaſſen ſah, daß das Ausreißen bei denſelben allgemein ward, und daß er ſich ſelbſt den Rebellen in die Hände lieferte. In einer tumultuariſchen Verſammlung wurde der Kaiſer abgeſetzt, und ſein Sohn Lothar als Kaiſer anerkannt. Der Pabſt kehrte hierauf nach Rom zurück.

Zur Befeſtigung dieſer Reichsveränderung, und um den unglücklichen Kaiſer auf immer aller Macht zu berauben, gaben die Prälaten folgendes Mittel an: „Ein Büßender,“ ſagten ſie, „ſey zu allen bürgerlichen Aemtern untüchtig.“ Ein mit der Kirchenbuße belegter König wäre folglich unfähig, zu regieren. Man würde daher dem abgeſetzten Kaiſer die Rückkehr zum Throne auf immer abſchneiden, wenn man ihn auf lebenslang öffentlich zur Kirchenbuße verdammte. Ebbo, den Ludwig aus dem Sclavenſtande zum Erzbiſchofe von Rheims erhoben hatte, war der eifrigſte Beförderer dieſes ſchändlichen Entwurfs. In einer öffentlichen Verſammlung am Reichstage hielt er eine heftige Rede zur Beſchimpfung ſeines Herrn, und ließ ihn ſodann auf Lebenszeit zur Buße verurtheilen.

Man ſagte dem andächtigen Ludwig, daß er, nach Verluſt ſeiner Kaiſerwürde, an nichts, als an das Heil ſeiner Seele zu denken habe. Ohne darüber einigen Unwillen zu äußern, war er noch voll Hochachtung gegen dieſe Treuloſen, die ihres heiligen Amtes ſo unwürdig waren. Er hielt ſich in dem Kloſter St.

Medard zu Soiſſons als ein Gefangner auf. Eben dahin begaben ſich die Biſchöfe, um der ärgerlichen Ceremonie beizuwohnen. Auf einen groben härenen Rock zur Erde niedergeworfen, erklärte ſich Ludwig ſelbſt öffentlich für ſchuldig. Noch begnügte man ſich mit dieſem Bekenntniſſe nicht, ſondern gab ihm ein geſchriebenes Beichtbekenntniß in die Hand, und zwang ihn, ſich, nebſt andern Verbrechen, auch dieſer ſchuldig zu bekennen: daß er während der Faſten einen Feldzug angeſtellt, auf den grünen Donnerſtag einen Reichstag angeſetzt, und wider ſeine Kinder Krieg geführt habe; denn damals war es dem Aberglauben ein Leichtes, die unſchuldigſten und ſelbſt die nothwendigſten Unternehmungen in Verbrechen umzuformen. Nachdem er alſo Alles bekannt hatte, was man von ihm verlangte, legte er ſein Wehrgehänge und die königliche Kleidung ab, zog als ein Büßender ein grobes Bußkleid an, und ward in eine Zelle eingeſchloſſen. Agobard ſogar verfertigte eine eigne Schutzſchrift zur Vertheidigung dieſes abſcheulichen Verfahrens. Das Vorurtheil rechtfertigt Alles.

Aber das Geſchrei der Natur und die Stimme der Gerechtigkeit machten mehr Eindruck auf die Gemüther. Lothar ward allgemein verabſcheut, ſeine beiden Brüder vereinigten ſich wider ihn. Er führte ſeinen Vater mit ſich nach Aachen, von da nach Paris, und gezwungen, auf ſeine eigne Rettung zu denken, ließ er ihn im Kloſter zu St. Denis. Dahin drängten ſich alsbald die Vornehmen des Reiches, um ihm als ihrem rechtmäßigen Oberherrn zu huldigen. Ludwig unterſtand ſich nicht, die Huldigung anzunehmen, bevor er von den Biſchöfen Losſprechung erhalten hatte. Er ſchrieb an den Abt Gilduin, er habe vermittelſt des Anſehens und auf den Ausſpruch der Biſchöfe ſein Wehrgehänge wieder angelegt. Weil er dieſe ihm widerfahrne Gnade den Verdienſten des heiligen Dionyſius zuſchreibe, ſo bäte er den Abt, die Geſchichte dieſes ſeines Beſchützers zu beſchreiben. Gilduin

verfertigte wirklich eine Lebensgeſchichte dieſes erſten Biſchofs zu Paris, oder vielmehr einen Roman, in welchem er denſelben mit dem Dionyſius Areopagita verwechſelte, und von ihm erzählt, daß er nach erduldetem Märtyrertode den ihm abgehauenen Kopf von der Erde aufgehoben habe, und ihn von der Zeit an alſo auf den Händen trage. Die Einfalt damaliger Zeit erhielt lange dieſe Fabel in Anſehen.

Auf einem Reichstage zu Diedenhofen, wo Ludwig ſeine Klage wider diejenigen Biſchöfe anbrachte, die ſich des Hochverraths am meiſten ſchuldig gemacht hatten (früher glaubte man nicht, daß ſie zur Rechenſchaft könnten gezogen werden), ward Agobard von Lyon drei Mal vorgeladen, und als er auf die dritte Einladung nicht erſchien, ſeines Amtes entſetzt. Um einer ſolchen Schande auszuweichen, bekannte der gefangene Ebbo ſich im Stillen für ſchuldig, und begab ſich freiwillig ſeiner Biſchofswürde. Bald nachher ward Alles vergeſſen. Der Kaiſer ſetzte den Agobard wieder in ſein Bisthum, bewies ſich gegen Gregor IV. ſehr ehrerbietig, und ließ ſich die Ausſprüche der Verſammlung zu Diedenhofen gefallen, in welchen der vorhin angeführte vorgebliche Ausdruck Conſtantins aufs nachdrücklichſte wiederholt ward.

Folgſam den Abſichten dieſer Verſammlung, verpflichtete er Pipin zur Wiedererſtattung der Kirchengüter, die man zurückforderte. Er beſchäftigte ſich übrigens mit lauter Andachtsübungen, zu eben der Zeit, da die Normänner ihre gewöhnlichen Landungen und Streifereien in den Provinzen fortſetzten, und der Staat durch herrſchende Unordnungen verheert ward.

Eben dieſelben Staatsfehler, die ſich immer erneuerten, brachten auch immer einerlei unglückliche Folgen hervor. Pipin ſtarb; die Kaiſerin Judith raubte ſeinen Söhnen die Erbfolge, zum Vortheile Carls, dem ſie kurz zuvor Neuſtrien verſchafft hatte. Lothar, der ſchon im Beſitze des Königreichs Italien war, bekam ſeinen

Theil von der Beute aus dem Nachlaſſe Pipins, und ſchwur, für dieſen Preis den Prinzen Carl, den Sohn der Judith, zu ſchützen. Der König von Baiern, den es verdroß, ſich von dieſer Theilung ausgeſchloſſen zu ſehen, empörte ſich abermals mit bewaffneter Hand wider ſeinen Vater. Der gütigſte unter allen Vätern, der ſanftmüthigſte unter allen Fürſten, ward immer von ſeinen Söhnen und ſeinen Unterthanen als ein Tyrann behandelt, weil die Fehler der Schwäche eben ſowohl als Unbilden der Tyrannei die Gemüther aufbringen können.

Verzehrt von Kummer und geſchreckt durch eine Sonnenfinſterniß, die er für eine Vorbedeutung ſeines Todes hielt, eben da er auszog, ſeinen rebelliſchen Sohn zu beſtreiten, verfiel der Kaiſer nahe bei Mainz in eine Krankheit, und ſtarb im 28. Jahre ſeiner Regierung. Er hatte bei vieler Gelehrſamkeit die Tugenden eines Privatmannes und Mönches, aber Regent wußte er nie zu ſeyn.

Er hatte gleich anfangs die Freiheit der canoniſchen Wahlen wieder hergeſtellt, auf welche die Geiſtlichkeit ſehr eiferſüchtig war, die aber mit dem Vortheile der Krone ſich ſchwer vereinigen ließen. Nicht der unangenehmen Amtsbewerbungen und Aergerniſſen zu gedenken, die dadurch oft waren veranlaßt worden, diente es nur, die Biſchöfe und Aebte in einem monarchiſchen Staate zu mächtig zu machen, daß man die Wahl dem Eigenſinne der Wählenden überließ.

Die merovingiſchen Könige ernannten daher ſelbſt, oder beſtimmten diejenigen, die erwählt werden ſollten. Ludwig der Fromme erfuhr nur zu ſehr, daß die Sicherheit der Regenten damals von der Unterwürfigkeit der Cleriſei abhing. Der Luxus, der Stolz, die Herrſchſucht der geiſtlichen Herren, ihr Geſchmack an unheiligen Dingen, und die Vorurtheile ſelbſt derjenigen, deren Sitten untadelhaft waren, wurden dem Staate um ſo gefährlicher,

da ſie im Namen Gottes redeten, und ſich daher faſt immer Gehorſam zu verſchaffen wußten.

Eines der Capitularen vom Jahre 816 erklärte diejenigen Schenkungen für nichtig, welche zum Nachtheile der Kinder und der nächſten Verwandten deſſen, der ſolche ausſetzte, der Kirche angewieſen wurden. Dieſer Mißbrauch, den bereits Carl der Große unterſagt hatte, vermehrte ſich von Tag zu Tag.

Die Päbſte, die mit großer Geſchicklichkeit jede Gelegenheit zu nutzen wußten, merkten bald, wie viel ſie ſich über einen zu gewiſſenhaften und kleinmüthigen Fürſten anmaßen könnten. Stephan V., der im Jahre 816 erwählt war, erwartete nicht die Beſtätigung ſeiner Wahl, ſondern ſchickte bloß einige Abgeordnete mit Entſchuldigungen der Förmlichkeit wegen an den Kaiſer; er kam bald darauf ſelbſt, den Kaiſer zu krönen und zu ſalben, und dieſer warf ſich bei der Gelegenheit dem Pabſte dreimal zu Füßen, anſtatt daß Adrian ſich vor Carl dem Großen niederwarf. Wahrſcheinlich ließ ſich Stephan zu dieſer Reiſe dadurch bewegen, weil er glaubte, daß die Krönungsceremonie den Päbſten das Recht gäbe, die kaiſerliche Würde zu ertheilen; und eben dieſes war ein Recht, deſſen ſich der römiſche Hof anmaßte. Pascal I. befolgte das Beiſpiel Stephan V.; er nahm ohne Bewilligung des Kaiſers von dem päbſtlichen Stuhle Beſitz, und machte diesfalls dieſelben Entſchuldigungen.

Inzwiſchen übten doch Ludwig und Lothar die Souverainitätsrechte in Rom aus, und ſchickten zur Gerechtigkeitspflege ihre Beamten dahin. Die Päbſte ließen ihnen auch von dem römiſchen Volke den Huldigungseid ſchwören. Jedoch die dem Eide beigefügte Clauſel: „der dem apoſtoliſchen Herrn (dem Pabſte) verſprochenen Treue unbeſchadet,“ entdeckte die Staatsabſichten, deren Erreichung bloß von Umſtänden abhing. Eugenius II. und Valentin wurden im Beiſeyn kaiſerlicher Commiſſäre eingeweiht.

Gregor IV. wollte zwar die Beſtätigung des Kaiſers abwarten, ward ihm aber nachmals nicht weniger untreu.

Unter der päbſtlichen Regierung Gregor's hatten die Saracenen Sicilien unterjocht, und machten das toscaniſche Meer unſicher. Italien ward von ihren Waffen bedroht. Weil Gregor fürchtete, daß ſie ſich der Tiber bemächtigen und Rom angreifen möchten, ließ er Oſtia wieder aufbauen und befeſtigen. Die Saracenen im Süden, die Normänner im Norden, auf allen Seiten Gefahr, innerlich aber Elend, Verwirrung, Zwieſpalt, gräuliche Laſterthaten und Bürgerkriege; das war eine lange Reihe von Jahren hindurch das Wichtigſte der Geſchichte damaliger Zeit.

Lothar, Carl der Kahle und Ludwig III., der Stammler. Zunehmende Macht der Päbſte bis 879.

Ein böſer Sohn wird nie ein guter Bruder; denn da bei demſelben die Empfindungen der Natur einmal erſtickt ſind, ſo achten die Leidenſchaften, die das Herz beherrſchen, weiter keine Pflicht mehr. Man mußte es alſo erwarten, die Söhne Ludwigs des Frommen gegen einander bewaffnet zu ſehen. Kaiſer Lothar vergaß ſogleich die eidlichen Verſicherungen, die er zum Beſten Carls des Kahlen gegeben hatte, und faßte den Entſchluß, ihn ſeiner Staaten zu berauben; er machte zugleich ähnliche Entwürfe gegen den König von Baiern. Dieſe beiden jüngeren Brüder, die das gemeinſame Intereſſe mit einander vereinigte, erfochten über ihren älteren Bruder einen vollſtändigen Sieg bei Fontenai in Burgund. Die Geſchichte gedenket weniger ſo blutiger Schlachten; denn der brüderliche Haß ließ hier ſeine ganze Wuth aus.

Ludwig und Carl hatten jetzt nur darauf zu denken, wie

ſie ſich der Staaten ihres überwundenen und flüchtigen Bruders verſichern möchten. Sie wandten ſich deßwegen an die Cleriſei, und zwar mit einem Zutrauen, das um ſo gegründeter war, da Lothar, um eine Armee zuſammen zu bringen, den Sachſen die Freiheit, das Chriſtenthum abzuſchwören, oder die Gewiſſensfreiheit verſprochen hatte. Zu Aachen verſammelten ſich viele Biſchöfe, unterſuchten das üble Betragen des Kaiſers, und fragten darauf die beiden Prinzen, ob ſie Lothar's Beiſpiel befolgen, oder das Reich dem göttlichen Geſetze gemäß regieren wollten. Die Antwort der Prinzen läßt ſich leicht errathen. „So nehmet denn," ſagten die Biſchöfe, „das Reich im Namen Gottes an; wir ermahnen Euch dazu, wir befehlen es Euch." — Der Befehl würde in ſeine volle Kraft getreten ſeyn, wenn Lothar ihn eben ſo verpflichtend geachtet hätte, als ſeine Brüder; aber dieſer Prinz war noch immer furchtbar. Kraft eines neuen Theilungstractats ließ man ihm das Kaiſerthum, Italien und die Länder zwiſchen der Rhone und den Alpen, der Maas und dem Rhein. Carl behielt Neuſtrien und Aquitanien. Ludwig, der von nun an den Zunamen des Deutſchen führte, bekam alle Provinzen jenſeits und einige Städte dieſſeits des Rheins.

Dieß iſt der berühmte Vergleich von Verdun (**pactum Verodunense**) vom Jahre **843**, wodurch die fränkiſche Monarchie in drei unabhängige Königreiche zergliedert ward. Ludwig bekam das ehemals ſo genannte Oſtfranken (**Francia orientalis**), das iſt: Deutſchland bis an den Rhein, nebſt den drei Städten Speyer, Worms und Metz. Carl des Kahlen Antheil war das ſogenannte Weſtfranken (**Francia occidentalis**), das heutige Frankreich. Lothar erhielt, nebſt der Kaiſerwürde in Italien, den ganzen Strich Landes zwiſchen dem Rhein auf der einen Seite und der Rhone, Saone, Maas und Schelde auf der andern. Von der Zeit an war alſo Deutſchland, wie jedes der beiden andern

Reiche, ein für ſich beſtehendes Reich. Ludwig der Deutſche ſchrieb ſich nun nicht mehr König von Baiern, ſondern König von Deutſchland. Die Kaiſerkrone war alſo mit der deutſchen nicht mehr verknüpft.

Die Beendigung des Bürgerkrieges war bloß ein Unglück weniger. Die Einfälle der Normänner, die Unternehmungen der Saracenen, die Italien mit Schrecken erfüllten; die Unabhängigkeit der Großen, die ſeit der letzten Regierung gewohnt waren, den Fürſten und die Geſetze zu verachten; das Mißvergnügen der Clerisei, die ihre Güter den Unternehmungen der Großen bloßgeſtellt ſah; dies Alles weiſſagte unglückliche Staatsveränderungen, Alles fachte das Feuer der Unruhen an.

In einer Zuſammenkunft zu Merſen an der Maas, wo die drei Monarchen gemeinſchaftlich ihre Vortheile wahrzunehmen bemüht waren, kamen ſie dahin überein, daß die Söhne die Krone ihrer Väter erben ſollten, wenn ſie auch ihren Oheimen die ſchuldige Ehrerbietung erweiſen würden. So unzulänglich auch dieſe Vorſicht war, ſo konnte ſie gleichwohl bürgerliche Kriege verhindern. Aber einige andere Anordnungen, die zu Merſen getroffen wurden, thaten der königlichen Gewalt großen Abbruch. Es ward beſtimmt, daß, allgemeine Kriege ausgenommen, die von feindlichen Anfällen fremder Völker bewirket würden, die Vaſallen nicht mehr verpflichtet ſeyn ſollten, ihrem Könige zu folgen; und daß es jedem freien Manne frei ſtehe, ſich entweder den König, oder einen von deſſen Vaſallen zum Herrn zu wählen. Der erſte Artikel vermehrte die Unabhängigkeit, und der zweite die Macht der Vaſallen; denn ſehr viele Unterthanen wollten lieber von einem Großen abhängen, auf deſſen Schutz ſie Rechnung machen konnten, als von dem Monarchen, von dem ſie weniger Beiſtand zu erwarten hatten.

Wenige Jahre darauf ſtarb Lothar in Mönchskleidern im Kloſter Prüm, nachdem er wenige Tage zuvor, da ihn eine Krank-

heit überfiel, die Regierung niedergelegt hatte. Er hatte ſeine Staaten unter ſeine Söhne vertheilt, und in Kraft der Vereinbarung zu Merſen ward ſein letzter Wille befolgt. Ludwig erhielt demnach Italien ſammt dem kaiſerlichen Titel, Lothar II. die Provinzen zwiſchen der Rhone, der Saone, der Maas, der Schelde und dem Rheine, welche nach ſeinem Namen das Königreich Lothringen genannt wurden. Carl erhielt das Königreich Provence zwiſchen der Rhone, dem mittelländiſchen Meere und den Alpen. Dieſe beſtändigen Theilungen zergliederten die Monarchie Carls des Großen ſehr, und das war noch nicht das größte Uebel, das dadurch veranlaßt ward.

Unordnung und Schrecken verbreiteten ſich überall, vornämlich in den Staaten Carls des Kahlen, der ein eben ſo ſchwacher Fürſt, als ſein Vater, und eben ſo unruhig, als ſeine Mutter war. Die Normänner drangen mit Feuer und Schwert bis in das Herz des Königreichs, bis nach Rouen, und ſogar bis vor die Thore von Paris. Der junge Pipin, Sohn des letztern Königs von Aquitanien, der mit Gewalt zum Mönche geſchoren und aus Rache ein Rebell geworden war, vereinigte ſich mit den Seeräubern. Nomenojus, Herzog von Bretagne, nahm widerrechtlicher Weiſe den königlichen Titel an. Statt dagegen Maßregeln zu nehmen, hielt Carl Kirchenverſammlungen, miſchte ſich in einen Streit der Mönche und Biſchöfe über die Prädeſtination, nährte die innerlichen Mißhelligkeiten, und ſchien den Staat den Feinden preis zu geben. Die Cleriſei war in voller Bewegung wider die Großen des Reiches, welche ſich der Kirchengüter bemächtigten. Sie forderte ihre Güter zurück, als Güter, die Gott zugehörten, und als ein Erbtheil der Armen, die den Räubereien dergeſtalt bloßgeſtellt wären, daß Frauen weltlichen Standes ſogar Abteien beſäßen, die für Männer beſtimmt wären. Sie drohete, ſie donnerte mit Bannſprüchen, und ſah mit Schrecken, daß man ſie verachtete. Auf der

andern Seite führten die weltlichen Herren bittere Klagen über die Geiſtlichkeit, und ſchilderten dieſelbe als die Urheber aller Unruhen, und als einen Feind der Krone. In einer allgemeinen Verſammlung zu Epernay, von welcher die Biſchöfe ausgeſchloſſen wurden, gelang es ihnen, die Decrete der letztern Concilien bis auf einige Anordnungen, welche ſich bloß auf die Kirchenzucht bezogen, einzuſchränken. Bei dieſer Gelegenheit beging der König zwei große Fehler; er begünſtigte die Großen, die doch Feinde der königlichen Gewalt waren, und erbitterte die Biſchöfe, die mit Waffen der Religion einen ſchwachen König vom Throne zu ſtürzen vermögend waren.

Weil man täglich die Drangſale wachſen, und aus denſelben kein Rettungsmittel mehr ſah, ſo ward der Geiſt der Empörung faſt allgemein. Einige Aufrührer wandten ſich an Ludwig den Deutſchen, mit der Bitte, das Reich ſeines Bruders zu überfallen. Er kam an der Spitze ſeiner Truppen, und empfing von den meiſten Herren die Huldigung. Wenilo, Erzbiſchof von Sens, einer der vornehmſten Verſchwornen, beſtrebte ſich am meiſten, ſeine Unternehmung zu befördern. Carl der Kahle würde verloren geweſen ſeyn, wenn die Biſchöfe der Provinzen von Rouen und Rheims ſich nicht geweigert hätten, dem Beiſpiele zu folgen. Der berühmte Hinkmar ſchrieb in ihrem Namen an den Thronräuber einen mit Vorwürfen angefüllten Brief, in welchem man gleichwohl weniger Muth als Staatsklugheit wahrnimmt. „Wenn,“ heißt es in demſelben, „wenn wir ſehen werden, daß es der Wille Gottes ſey, die Kirche durch dich zu retten, und das Königreich deiner Herrſchaft anzuvertrauen; ſo werden wir uns bemühen, unter deiner weiſen Regierung dasjenige zu thun, was wir für das zuträglichſte halten werden; denn Gott kann eine bös angefangene Sache zu einem guten Ende leiten.“

Obſchon dieſe Worte keine Treue ankündigten, die alle Pro-

ben hält, ſo thaten doch die Prälaten der beiden Provinzen ſchon viel für ihren König, indem ſie nicht wider ihn Partei nahmen. Er gewann Zeit, brachte eine Armee zuſammen, und vertrieb Ludwig den Deutſchen. Nun wurden an dieſen Letztern von der franzöſiſchen Geiſtlichkeit Abgeordnete mit fürchterlichen Befehlen geſandt, gleich als wenn ſich ihre Gerichtsbarkeit auch über Deutſchland erſtrecken könnte. Von ihr aufgefordert, ſich der Kirchenbuße und noch härtern Strafen zu unterwerfen, begnügte ſich Ludwig mit der Antwort, daß er ſich zu nichts entſchließen könne, ehe er die Biſchöfe ſeines Reiches zu Rathe gezogen hätte. So ſieht man die Schwäche ſelbſt in ſeinem Widerſtande.

Nicht minder und bis zum Erſtaunen ſonderbar war das Betragen Carls des Kahlen in Anſehung des Verräthers Wenilo. Er berief zu deſſen Verurtheilung ein Concilium zu Savonieres in der Gegend von Toulon. Er überreichte hier ſeine Klage wider Wenilo, und ſagte in derſelben: „Ich hätte nicht meiner königlichen Gewalt entſetzt werden ſollen, oder wenigſtens hätte ich erſt von den Biſchöfen, die mich zum Könige geſalbet haben, zur Rechenſchaft gezogen werden müſſen; ich habe mich immer ihrer Zucht unterworfen, und bin dazu noch immer bereit.“ Wenilo entging der Verurtheilung, weil er ſich mit dem Könige ausſöhnte, und die Biſchöfe auf der Kirchenverſammlung verpflichteten ſich durch einen Canon, in der Einigkeit zu beharren, um an der Beſſerung der Könige, der Großen und des Volkes zu arbeiten.

Alle Urkunden beweiſen, daß die Geiſtlichen ſich berechtigt hielten, die Kronen nach Gefallen zu vergeben; daß ſie dieſes vermeintliche Recht auf die Salbung und Krönung der Monarchen gründeten; daß ſie dieſe heilige Ceremonie von den Zeiten Chlodowigs herleiteten, die zuerſt zum Beſten Pipin's eingeführt ward; daß ſie ſich fabelhafter Erzählungen und Sophismen bedienten, um ſich unabhängig zu machen; daß ſie ſich weigerten,

Huldigungseide abzulegen, weil heilige Hände ſich nicht ohne Grauen und Entſetzen unreinen Händen unterwerfen könnten, und daß ſo unausſtehliche Anmaßungen durch die Gewohnheit tiefe Wurzel faßten. Ein Schritt führte einen andern herbei. Aus einem Mißbrauche ward ein Recht, und ein zweideutiger Ausdruck ſchien ein göttliches Geſetz zu ſeyn. Die Unwiſſenheit rechtfertigte Alles. Und was ließ ſich nicht aus den ſchimpflichen Reden eines Königs folgern, der in einer öffentlichen Kirchenverſammlung Biſchöfen die Gewalt zugeſteht, ihn ſeiner königlichen Würde zu entſetzen? Man kann es nicht läugnen, daß die Ausſchweifungen der Geiſtlichkeit größtentheils aus einem Fehler der Laien entſtanden, die eben ſo verblendet als laſterhaft waren. Unſere Kirchengeſchichtſchreiber verſchweigen keine der hier angezeigten Thatſachen. Wenn es den Biſchöfen gelang, ihr Unabhängigkeitsſyſtem geltend zu machen, ſo war das ein nun ein Mal entſchiedener Fall, auf den ſich der römiſche Hof künftig zu ſeinem Vortheile berufen konnte. Sergius II., der im Jahre 844 Gregor IV. in der Regierung folgte, hatte ohne Genehmigung Lothars, damaligen Kaiſers, von dem päbſtlichen Stuhle Beſitz genommen. Lothar, den dieß verdroß, ſchickte ſeinen Sohn Ludwig mit einigen Prälaten und Kriegsvolk an den Pabſt. Der Pabſt führte den Prinzen an die Thür des heiligen Peters, und ſagte zu ihm: „Ich erlaube dir, hinein zu treten, wenn du gute Abſichten haſt; im gegenſeitigen Falle werde ich es nicht zugeben.“ Als von Ludwigs Leuten einige Gewaltthätigkeiten ausgeübt wurden, ließ er ſogar die Thore Roms ſperren. Man führte Klagen über ihn. Sergius ward vor eine Kirchenverſammlung vorgeladen. Er erſchien und rechtfertigte ſich. — Leo IV., berühmt durch den Muth, womit er Rom wider die Saracenen vertheidigte, und Benedict III., der wider den Willen des Kaiſers erwählt ward, lebten mit den Königen in Eintracht.

Aber Nikolaus I., kühner als einer ſeiner Vorfahren, machte ſich zum Richter der Könige und Biſchöfe, und realiſirte die Chimäre der falſchen Decretalen. In ſeinen Briefen und in ſeinem ganzen Betragen nahm er folgende Grundſätze an: daß der päbſtliche Stuhl die Macht habe, jede Schrift für wahr oder unecht zu erklären (daraus folgt dann, daß Alles, was die Päbſte geſchrieben oder gebilligt haben, wahr, Alles hingegen, was von ihnen verworfen wäre, falſch ſey, und das würde weit führen); daß man in allen geiſtlichen Angelegenheiten an den Pabſt appelliren dürfe, und daß er zu deren Entſcheidung allenthalben Legaten hinſenden, und Concilien zuſammenberufen könne, und daß man auch dann, wenn nicht appellirt würde, ſich ſeinem Ausſpruche überlaſſen müſſe (er wäre folglich im eigentlichen Verſtande allein Richter der ganzen chriſtlichen Welt); daß ein Canon den Vorzug vor einem Geſetze hätte, wenn dieſes dem Canon zuwider wäre (dadurch ward die geſetzgebende Macht ſehr herabgewürdigt); daß man den Fürſten nur Gehorſam und Unterwürfigkeit ſchuldig ſey, inſofern ſie ſich gut betrügen, und ihre Unterthanen wohl beherrſchten. „Im entgegengeſetzten Falle", ſagte er, „muß man ihnen als Tyrannen und nicht als Königen begegnen, und ſtatt durch Gehorſam ihren Laſtern zu ſchmeicheln, ſich ihnen vielmehr widerſetzen."

Der Pabſt fand eine willkommene Gelegenheit, in Frankreich diejenige Macht auszuüben, die er ſich anmaßte. Lothar, König von Lothringen, verſtieß ſeine Gemahlin Theutberge, die der Blutſchande fälſchlich beſchuldigt ward. Sie hatte ſich dießfalls ſogar durch die Probe mit ſiedendem Waſſer gerechtfertigt, war aber hernach, laut ihres eigenen Geſtändniſſes, des Verbrechens überwieſen, wenn anders ein unwillkürliches und durch Gewalt und Furcht erzwungenes Geſtändniß für Ueberzeugung gelten kann. Ein Concilium zu Aachen gab dem Lothar die Erlaubniß, ſich mit Waldraden, ſeiner Beiſchläferin, zu vermählen. Dieſe Ver-

mählung war ſein einziger Wunſch; denn eine laſterhafte Liebe hatte ihn bis an den Abgrund des Verderbens hingezogen. Das Aergerniß war groß. Nikolaus nahm ſich der Sache an, und wollte den König zwingen, ſeine erſte Gemahlin wieder zu nehmen. Ermahnen, zureden hatte der Pabſt, als allgemeiner Vater der Gläubigen, ihm dießfalls wohl können; aber ihn vor ſeinen Richterſtuhl fordern, und ihn zwingen, das konnte er nicht. Bisher hatte man die Ehe nicht ſowohl als ein Sacrament (ob ſie gleich von der Kirche ſo betrachtet ward), ſondern als den bündigſten unter allen bürgerlichen Verträgen angeſehen. Die chriſtlichen Kaiſer hatten zur Feſthaltung der Ehen die nöthigen Verfügungen getroffen; die römiſchen Geſetze, welche die Eheſcheidung erlaubten, hatten ſich lange Zeit nach Conſtantinus in Kraft erhalten. Carls des Großen zwiefache Eheſcheidung war ohne verdrießliche Folgen geblieben; die Concilien zu Verberie und Compiegne, in der Mitte des achten Jahrhunderts, hatten ſogar Decrete publicirt, welche die Eheſcheidung begünſtigten. So viel vermochte die Gewalt der Sitten und Gewohnheiten wider die Lehre von der Unzertrennlichkeit der Ehen. Das Unternehmen des Pabſtes war daher um ſo viel ſonderbarer, da ein geiſtliches Gericht den Fehltritt des Königs beſchönigte, und der Pabſt den Grafen Balduin von Flandern, der eine Tochter Carls des Kahlen entführt hatte, eben damals in Schutz nahm. Pabſt Nikolaus befahl den Biſchöfen, zu Metz mit ſeinen Legaten ein Concilium zu halten, den König Lothar dahin vorzuladen, und ihm das Urtheil zu ſprechen. Da das Concilium, ganz wider die Erwartung des Pabſtes, die Eheſcheidung für gültig erklärte, ſetzte er die Biſchöfe von Trier und Cöln ab, die den Auftrag hatten, ihm die Acten zu überliefern. Dieſe Prälaten beklagten ſich deßwegen bei dem Kaiſer Ludwig. Der Kaiſer begab ſich alsbald nach Rom, gebrauchte ſein ganzes Anſehen, und ſchien feſt entſchloſſen, der päbſtlichen

Gewalt Einhalt zu thun; aber er wurde krank. Eine abergläubiſche Furcht bemächtigte ſich ſeiner; er entfernte ſich, nachdem er das Verfahren des Pabſtes gut geheißen hatte. Nikolaus ward nun noch gebieteriſcher. Vergebens demüthigte ſich Lothar ſo weit, daß er verſprach, nach Rom zu kommen, um ſich perſönlich zu rechtfertigen. Der Pabſt beſtand darauf, daß er zuvörderſt Waldraden entfernen ſollte. Endlich drohte ein Legat, den König unverzüglich in den Bann zu thun, wenn er in ſeinem Ungehorſame beharren würde. Der König, dadurch geſchreckt, unterwarf ſich, rief ſeine Gemahlin Theutberge wieder an den Hof, und gab ſogar zu, daß der Legat Waldraden mit ſich nach Rom nahm. Ein ſehr unwürdiger Triumph! Waldrade entwiſchte unterweges, und nahm bald wieder ihren frühern Platz ein. Die unglückliche Theutberge, unter der Laſt der Verfolgung erdrückt, bat ſelbſt um Erlaubniß, ſich von Lothar trennen zu dürfen, indem ſie erklärte, daß ihre Ehe nichtig, die Verbindung mit Waldrade hingegen rechtmäßig ſey; doch Nikolaus war unbeweglich.

Er hatte ſo eben über die franzöſiſche Geiſtlichkeit einen Sieg davon getragen, indem er den Rothade, Biſchof von Soiſſons, den ein Provincial-Concilium entſetzt hatte, wieder in ſein Bisthum einſetzte. Er nahm die Beſchwerden von allen Geiſtlichen an, die mit ihren Biſchöfen unzufrieden waren, und gewöhnte dadurch die Völker an ein höchſtes Tribunal außer ihrem Vaterlande, und folglich eine fremde Oberherrſchaft zu erkennen. Er ertheilte Befehle in der Erbſchaftsſache des Königs von Provence, da Carl der Kahle dem Kaiſer Ludwig, des verſtorbenen Bruder, die Thronfolge ſtreitig machte. Er ſchrieb in dieſer Angelegenheit: „Man verhindere den Kaiſer nicht, Königreiche zu beherrſchen, die ihm vermöge einer von dem heiligen Stuhle beſtätigten Erbſchaft und vermöge der Krone zukommen, die der oberſte Prieſter ihm

auf ſein Haupt geſetzt hat.“ Wenn daher die Biſchöfe von Trier und Cöln in einer ſehr heftig abgefaßten Zuſchrift dem Pabſte den Vorwurf machten, daß er ſich zum Kaiſer der ganzen Welt erhöbe, ſo war dieſer Ausdruck nicht ohne Grund. Man kann Nikolaus I. als den Vorläufer Gregors VII. anſehen, und unter ähnlichen Umſtänden würde er, aller Wahrſcheinlichkeit nach, dieſelben Ausſchweifungen begangen haben. Er ſtarb im Jahre 867.

Seine Grundſätze hatten eine ſolche Oberhand gewonnen, daß Adrian II., der doch weit gemäßigter dachte, und den Frieden wieder herzuſtellen wünſchte, recht viel zu thun glaubte, als er dem Könige von Lothringen erlaubte, nach Rom zu kommen, um ſich entweder zu rechtfertigen, oder ſich der Kirchenbuße zu unterwerfen. Carl der Kahle und Ludwig der Deutſche erwarteten mit Ungeduld, daß ihr Bruderſohn in den Bann gethan würde, in der Ueberzeugung, daß ihnen dadurch das Recht zuwachſen würde, ihm ſeine Staaten zu entreißen. So begünſtigte die blinde Ehrſucht der Könige die päbſtlichen Unternehmungen, von denen ſie ſo viele Gefahren zu befürchten hatten. Lothar reiſ'te nach Rom, und wandte alle möglichen Mittel an, den Pabſt zu erweichen. Er empfing von ſeiner Hand das Abendmahl, nachdem er eidlich verſichert hatte, daß er, ſeit dem Verbote des Pabſtes Nikolaus, mit Waldraden keinen ſträflichen Umgang unterhalten habe, und auch in Zukunft nicht unterhalten wolle. Bei ſeiner Rückkehr von Rom ſtarb er zu Piacenza. Jedermann hielt ſeinen Tod für eine göttliche Beſtrafung ſeines Meineides, und dadurch erhielt die Probe mit dem heiligen Abendmahle ein deſto größeres Anſehen. Theutberge veranſtaltete zu Piacenza ſein Begräbniß, ging darauf nach Metz, und ſtarb als Aebtiſſin eines dortigen Kloſters. Waldrade ſtarb als Nonne in dem Kloſter zu Remiremont.

Der Kaiſer Ludwig II., Lothars Bruder, hätte von Rechtswegen ſein Erbfolger ſeyn ſollen; er konnte aber ſein Recht nicht

mit den Waffen geltend machen, weil er mit den Saracenen zu thun hatte, die in dem Beſitze von Bari und Tarent waren, und Italien verwüſteten. Adrian gedachte die Sache für ihn auszumachen, und bedrohte in dieſer Abſicht die Thronräuber mit dem Bann. „Die Waffen," ſchrieb er, „die Gott mir in die Hände gegeben hat, ſind zu des Kaiſers Vertheidigung gerüſtet." Carl der Kahle fiel gleichwohl in Lothringen ein. Die dortigen Großen, beſonders die Biſchöfe, unterwarfen ſich ihm freiwillig. Sein Bruder, der König von Deutſchland, theilte mit ihm dieſe anſehnliche Beute.

Damals ließ der berühmte Hinkmar, Erzbiſchof von Rheims, an den Pabſt einen Brief mit den lebhafteſten Vorſtellungen ergehen, indem er ihn an die Ehrfurcht und Unterwürfigkeit erinnerte, welche die ältern Päbſte den Königen erwieſen hätten, und ihm gerade heraus ſagte, daß ſeine Würde ihm nicht das geringſte Recht auf die Regierung der Staaten gebe; daß er nicht zugleich Biſchof und König ſeyn könne; daß den Völkern die Erwählung ihrer Könige zukäme; daß unrecht angebrachte Bannſprüche vergebens und unwirkſam wären; daß Franken, freie Leute, ſich nicht von dem Biſchofe zu Rom zu Sclaven machen ließen u. ſ. w.

Adrian, der ſich durch dieſe Gründe keineswegs überzeugen ließ, ſchüttete ſeinen ganzen Zorn über den König und über Hinkmar aus. Er nahm die Partei Carlomanns, Sohnes Carls des Kahlen, der Diaconus und Abt von vielen Klöſtern war, ſich jetzt empört und zu einem Anführer von Räubern aufgeworfen hatte. Der Pabſt befahl dem Könige, dieſen ſeinen rebelliſchen Sohn wieder in den Beſitz ſeiner Güter und Würden einzuſetzen; er verbot zugleich den Unterthanen, unter Androhung der Verdammniß, ſich Carlomann zu widerſetzen, und erklärte ſich mit eben ſo vieler Erbitterung zum Beſten des Biſchofes zu Laon, der Hinkmars Bruderſohn und ein Feind ſeines Oheims und des

Königs war. Doch nach Umſtänden nahm auch der Pabſt eine andere Sprache an. Da er ſah, daß ſeine Drohungen nicht geachtet wurden, und da er die Freundſchaft des Königs von Frankreich zu gewinnen ſuchte, weil der Tod des Kaiſers nahe ſchien, ſchrieb er an Carl einen Brief voller Lobeserhebungen; er bewunderte ſeine Frömmigkeit und Weisheit, und verſprach, daß er Niemand anders als ihn für einen Kaiſer erkennen wolle, wenn man ihn auch durch einen Scheffel Goldes davon abzubringen ſuchte. Dieß iſt der letzte Brief Adrians, der eben ſo unternehmend als Nikolaus, aber geſchmeidiger und ſtaatskluger war.

Sein Nachfolger, Johann VIII., führte Adrians Entwurf zum Beſten Carls aus. Der Kaiſer ſtarb ohne männliche Erben. Ludwig der Deutſche war in naher Todesgefahr, und ſeine drei Söhne mußten durch Theilung ſeines Reiches daſſelbe ſehr ſchwächen. Carl der Kahle, der nur einen einzigen Sohn hatte, ſchien zur Beſchützung des römiſchen Hofes der Fähigſte zu ſeyn. Dies gab ihm einen unſtreitigen Vorzug. Er ging mit einer Armee über die Alpen, und empfing die Kaiſerkrone als ein Geſchenk vom Pabſte. In einer Reichsverſammlung erklärten ſich die italieniſchen Biſchöfe, Aebte und Herren alſo: „Weil die göttliche Güte, durch die Verdienſte der heiligen Apoſtel und durch ihren Vicar, den Herrn Johann, nach dem Urtheile des heiligen Geiſtes, dich zum Kaiſer erhoben hat, ſo erwählen wir dich einmüthig zu unſerem Beſchützer und Herrn.“ Dieſe Formulare ſind merkwürdig wegen der Folgen, die ſich leicht daraus ziehen laſſen.

Carl hatte ſeine Schatzkammer erſchöpft, und das Kaiſerthum gleichſam erkauft. Er brachte einen Befehl vom Pabſte mit, kraft deſſen der Erzbiſchof zu Sens, mit der Gewalt, Concilien zu halten, und die Angelegenheiten anzuordnen, zum Vicar des heiligen Stuhles ernannt ward. Carl gab ſich alle Mühe, dieſen Befehl auf einer Kirchenverſammlung zu Ponthyon in Aus-

übung zu bringen; aber er konnte nichts weiter als die Antwort bewirken: „Wir werden dem Pabſte in eben der Ordnung gehorchen, wie unſere Vorfahren ſeinen Vorgängern gehorcht haben.“ Hinkmar von Rheims und die andern Biſchöfe wußten doch wenigſtens zuweilen die Vorrechte ihrer Kirche zu behaupten. Ein Vicar des Pabſtes würde bald ihr Herr und Gebieter geworden ſeyn.

Nach dem Tode Ludwigs des Deutſchen wollte ſich der ehrſüchtige und unbedachtſame Kaiſer eines Theiles der brüderlichen Erbſchaft bemächtigen, und gewann nur die Schande, geſchlagen zu werden. Seine drei Bruderſöhne, Carlomann, Ludwig und Carl, behielten ihr Erbtheil. Der Erſte hatte Baiern, Pannonien, Kärnthen und die ſlaviſchen Reiche Böhmen und Mähren; der Zweite Sachſen, eigentlich Oſtfranken, Thüringen, Friesland und einen Theil von Lothringen, und der Dritte Schwaben. Carl der Dicke (denn dieſer Beinamen unterſcheidet ihn am beſten von dem franzöſiſchen Carl, dem Einfältigen, deſſen in der Folge gedacht werden wird) bekam Alemannien und einige ſonſt zum lothringiſchen Reiche gehörige Städte.

Unterdeſſen, daß Alles zergliedert und entkräftet ward, ſetzten die Saracenen ihre Streifereien fort; ſie verheerten Comachio. Der Pabſt forderte den Kaiſer zum Beiſtande auf, und ermahnte ihn, ſich desjenigen zu erinnern, der ihm das Kaiſerthum geſchenkt habe, mit dem Zuſatze: „Ich möchte ſonſt, wenn du mich in Verzweiflung ſetzteſt, vielleicht meine Geſinnungen ändern.“ Dieſe nur zu deutliche Drohung war von der beſten Wirkung. Obſchon Frankreich von Normännern überſtrömt ward, und obſchon Carl denſelben keinen Widerſtand thun konnte, ſo unternahm er doch einen Zug wider die Saracenen. Kaum war er in Italien angelangt, als er die Nachricht empfing, daß ſein Bruderſohn, Carlomann, ſich den Gränzen nähere, um ihm die Kaiſerkrone zu

entreißen. Bald darauf ſah ſich Carl von den Großen verrathen, entwich, ward krank und ſtarb im 54ſten Jahre ſeines Lebens in einer Bauernhütte.

Ein Capitular von dem letzten Jahre ſeiner Regierung erlaubt den Großen, ihre Aemter auf ihre Kinder und nächſten Anverwandten zu vererben. Dieſe iſt eine der vornehmſten Urſachen der Lehnsregierung, die ſich auf den Ruinen der königlichen Gewalt erhob. Aber ſeit dem Tode Carls des Großen neigte ſich Alles zur Anarchie.

Die Normänner fallen in Frankreich ein. Alfred der Große in England.

Unter Normännern (Männern aus Norden) verſtand man die Völker des alten Scandinaviens, jetzt Schweden und Norwegen, zu welchen man noch die Bewohner Dänemarks hinzufügen muß. Von ihnen haben viele germaniſche Nationen, die ſich im römiſchen Reiche niederließen, ihren Urſprung. Dieſe Völkerſchaften behielten die Sitten der erſten Celten bei, die den Sitten der Scythen gänzlich entſprachen; einfache, harte, wilde Sitten, die aus ihnen fürchterliche Eroberer machten. Ihre Religion war ihrer Sitten würdig. Sie verehrten den Odin, den die Sachſen Wodan nannten, als den höchſten Gott; und ſchilderten denſelben als den „ſchrecklichen Gott, den Urheber der Verwüſtung, den Vater des Gemetzels, des Mordbrennens“ u. ſ. w. Man brachte ihm Menſchenopfer; man glaubte, daß ſeine Belohnungen für diejenigen wären, welche in den Schlachten die meiſten Feinde tödteten; man ſtrebte nach der Glückſeligkeit, dereinſt in ſeinem Pallaſte ſich in Bier zu bezechen; und man glaubte, daß die Hirn=

ſchalen der getödteten Feinde bei jenen ewigen Gaſtmahlen zu köſtlichen Trinkgeſchirren dienen würden. *)

Daß unzählige Nationen den Vater der Natur, das unendlich gütige Weſen, in einen Zerſtörer und in einen blutdürſtigen Tyrannen verwandelten, das kam daher, weil unwiſſende Menſchen ſich eine Gottheit nach ihrem Geſchmacke bilden, und derſelben ihre Leidenſchaften leihen. Wenn unter dieſen Barbaren Jemand noch vernünftiger urtheilte, und keine Ungeheuer für Gottheiten halten konnte, ſo ſtürzte er ſich, bei Ermangelung des Begriffes von einem reinen unendlichen Geiſte in den Abgrund der Gotteslä ugnung. Im elften Jahrhunderte ſagte einſt ein Krieger zu dem chriſtlichen Könige in Schweden, Olaw: „Meine Landsleute und ich ſetzen unſer ganzes Vertrauen auf unſere Stärke, die iſt unſere einzige Religion, und nach unſerer Meinung Alles, was uns nöthig iſt.“

Der vornehmſte Grundſatz der Celten und beſonders der Scandinavier war der, daß die Macht zu Allem ein Recht gebe, und der Sieg ein Beweis der gerechten Sache ſey. Der Krieg war die Seele aller ihrer Unternehmungen; ſie athmeten nichts als Schlachten, und um Beute zu machen, eilten ſie von einer Unternehmung zu der andern. Daher kamen die vielen Auswanderungen, die man fälſchlich einer zu großen Bevölkerung zugeſchrieben hat (denn das Land war faſt ohne alle Künſte und ohne Cultur); Auswanderungen, die blos in ihrer kühnen Raubgier ihren Grund hatten, und dieſe ungebauten Landſtriche nothwendig entvölkern mußten.

Beſchwerden, Wunden, Waffen dienten gewiſſermaßen zum Spiele der Kinder und der Jünglinge. Auch in den ſchrecklichſten

*) Siehe die nordiſche Mythologie im erſten Bande dieſer Weltgeſchichte.

Gefahren durfte man das Wort Furcht nicht ausſprechen. Die Weiber verachteten den Tod eben ſo ſehr, als die Männer. Sie ſtarben nicht nur mit Unerſchrockenheit, ſondern auch oftmals mit ſcheinbarer Freude. Die Erziehung, die Vorurtheile, die Sitten, die Beiſpiele und die Feſtigkeit im Dulden, das Alles bändigte in ihnen die Empfindungen der Natur. Nichts fehlte ihnen an Kriegszucht, um der Unterwerfung jeder völlig gebildeten Nation verſichert zu ſeyn.

Carl der Große kam den Einfällen der Normänner dadurch zuvor, daß er eine Seemacht unterhielt, womit er die Mündungen der Flüſſe ſichern ließ. Unter Ludwig dem Frommen verbreiteten die Normänner die erſten Unruhen in Frankreich; und unter Carl dem Kahlen richteten ſie gräuliche Verwüſtungen an. Ihre Flotten, die aus leichten Barken beſtanden, trotzten den Stürmen des Oceans, und drangen allenthalben durch. Sie ſtürzten ſich über die Küſten, und ſetzten ihre Streifereien in dem Innerſten der Provinzen unaufhaltſam fort. Die Regierung wußte nicht das Uebel zu verhüten, und die hülfloſen Unterthanen zitterten. Dieſe Räuber bezeichneten allenthalben ihre Schritte mit Blut und Flammen. Mit der Beute ſchleppten ſie zugleich die jungen Kinder fort, erzogen daraus Seeräuber, und erſetzten dadurch den Verluſt, den ſie an Mannſchaft erlitten hatten. Kaum hatten ſie ſich entfernt, ſo kamen ſie mit neuer und vermehrter Stärke zurück. Sie plünderten Rouen zwei Mal; überfielen und verbrannten Paris im Jahre 845; verheerten Aquitanien und andere Provinzen mit Feuer und Schwert, und ſetzten den König in die äußerſte Bedrängniß.

Als die Reſidenz den Barbaren zum Raube ward, hielt ſich Carl der Kahle zu St. Denis verſchanzt, und dachte, wie das Volk, nur auf die Rettung der Ueberbleibſel. Statt zu kämpfen, erkaufte er den Frieden, oder glaubte vielmehr, mit einer Summe von 7000 Pfund Silber den Frieden zu erkaufen. Das hieß, den Feinden zur Erneuerung des Krieges die Mittel und die Luſt

ertheilen. Ihre Eidſchwüre zu brechen, war ihnen ein Geringes. Die Wunder, welche die Mönche bewirkten, rührten ſie wenig. Ein normänniſcher Anführer plünderte die Kirche zu St. Germain; er ward, wie die Mönchschroniker erzählen, durch ein Wunder zu Boden geworfen, und ſchrie, daß der Heilige ihn mörderiſch zerſchlüge; unterdeſſen raubte man immerfort, und vornämlich in den Kirchen.

Zur Vollendung der Schande ordnete Carl der Kahle, als er im letzten Jahre ſeiner Regierung dem Pabſte zu Hülfe zog, in einem Capitular eine Steuer an, die den Normännern bezahlt werden ſollte. Dieſe Steuer beſtand in einem Sou für jedes Haus der Großen; die freien Leute und die Leibeigenen wurden verhältnißmäßig geſchätzt, und die Biſchöfe erhielten Befehl, ihre Prieſter zu einem Beitrage anzuhalten. So wußten der König und die Nation ſich zu vertheidigen. Die Saracenen in Spanien verſtanden das beſſer; ſie zwangen die Seeräuber, welche ſie angriffen, zum Rückzuge.

Wenn gleich England eben dieſelbe Geißel fühlte, ſo fand es doch ſeine Rettung durch einen großen Fürſten. Zur Zeit Etelwulphs, Egberts Nachfolger in der Regierung, richteten die Dänen daſelbſt viele Verwüſtungen an, weil der König aus Frömmigkeit die Regierungsgeſchäfte vernachläſſigte. Drei ſeiner Söhne regierten eben ſo ruhmlos. Zum Glücke beſtieg Alfred, ihr jüngſter Bruder, ein vortrefflicher Regent, in dieſen Zeiten der Schreckniſſe, im Jahre **871**, den Thron. Stets bewaffnet wider die Dänen, hatte er bereits viele Siege erfochten. Weil ſich aber immer neue Schwärme von Seeräubern zu den bereits vorhandenen geſellten, ſo verließen ihn ſeine muthlos gewordenen Soldaten. Er ward genöthigt, ſich als ein Bauer zu verkleiden, hielt ſich einige Monate bei einem Schäfer auf, verſchanzte ſich darauf in dem Innerſten einer ſumpfigen Gegend, wagte einige Angriffe auf den Feind, und erwartete eine Gelegenheit, ihn zu ſchlagen.

Endlich erfuhr er, daß ein engliſches Heer in einem unerwarteten Treffen die Dänen geſchlagen hatte. Auf dieſe Nachricht ging er aus ſeiner Freiſtätte hervor, ſpielte die Rolle eines Harfenſpielers, ging ſicher in das Lager der Dänen, beluſtigte ſie, täuſchte ſie, unterſuchte Alles, bemerkte ihren Mangel an Kriegszucht, und ihr blindes Vertrauen auf ihre Stärke, entwarf ſeinen Plan zum Angriffe, und entfernte ſich, um ihn auszuführen. Bald darauf machte er ſeinen Unterthanen, die ihn für todt hielten, bekannt, daß er noch lebe, und brachte einen Haufen ſeiner beſten Leute zuſammen. Man lief von allen Seiten, ſich unter ſeine Fahnen zu ſtellen, und ſchlug die Feinde. Er dachte darauf, dieſe zu ſeinen Unterthanen zu machen, und erlaubte ihnen, ſich unter der Bedingung, daß ſie die chriſtliche Religion annähmen, in den entvölkerten Provinzen Northumberland und Oſtangeln niederzulaſſen. Dieſes ſchien das Beſte zu ſeyn, was die Umſtände erlaubten. Der Ackerbau und die Religion konnten die Sitten der Seeräuber mildern; ſie ſelbſt konnten Beſchützer des Staates werden, der ſie in ſeinen Schooß aufgenommen hatte, und mußten ſich von Liebe und Ehrfurcht gegen einen wohlthätigen König durchdrungen fühlen, deſſen Tapferkeit und Stärke ſie kannten. Alle Bedingungen wurden angenommen, und England fing endlich an, ſich wieder zu erholen.

Es kam vornehmlich darauf an, neuen Unglücksfällen vorzubeugen, und Alfred wandte dazu die beſten Mittel an. Die Herſtellung der Städte, eine ſtehende Armee, vertheilt in den Provinzen, eine anſehnliche Seemacht in kurzer Zeit gebildet, die Engländer geübt in der bisher verabſäumten Schifffahrt, eine milde und weiſe Regierung, die für alle öffentliche Bedürfniſſe ſorgte: das waren die erſten Früchte des Friedens, das waren die Pfänder der Sicherheit und des Sieges. Im Jahre 895 erneuerte ein fürchterlicher Einfall der Dänen die Drangſale in Frankreich; aber

für England war derſelbe nur ein bald vorübergehendes Ungewitter; denn Alfred zerſtreute die Feinde bald.

Er widmete die übrige Zeit ſeiner Regierung ſolchen Staatsgeſchäften, die ſeines Geiſtes und der Größe ſeiner Seele würdig waren. Er vervollkommnete die Geſetze, hielt ſelbſt auf Gerechtigkeit, und ließ ſie allenthalben herrſchen. Zur Unterſuchung der Verbrechen ordnete er Geſchworne an; nach dem Berichte dieſer Geſchwornen, die mit dem Angeklagten gleiches Standes waren, mußten die Richter das Urtheil fällen. Er theilte das Reich in Grafſchaften, und die Grafſchaften in Centenen, Decenen oder kleinere Diſtrikte, dergeſtalt, daß Ordnung, Uebereinſtimmung und Gehorſam leicht konnten erhalten werden. Die öffentliche Freiheit war eine Folge von der Herrſchaft der Geſetze über jeden einzelnen Bürger. Alfred wollte, daß die Engländer frei ſeyn ſollten, indem ſie den Geſetzen gehorchten. Durch dieſe regierte er, indem er ihnen ſelbſt Gehorſam leiſtete.

Die Wiſſenſchaft, die den Verſtand aufklärt, um die Sitten zu bilden, ſchien ihm eines der geſchickteſten Mittel, ſeine Unterthanen glücklich zu machen. Er berief Gelehrte, errichtete Schulen, ſtiftete zu Oxford eine ſehr anſehnliche Schule, woraus nachmals die Univerſität ward, und belohnte das Verdienſt, wo er es fand. Er legte ſich ſelbſt auf Wiſſenſchaften, und ſchrieb über die Moral. Die Künſte, der Ackerbau, der Handel, nichts entging dem wirkſamen Eifer, der ihn beſeelte. Er ſtreute überall Samen des Wohlſtandes und der Tugend aus; unglücklicher Weiſe konnte dieſer Same nicht Wurzel faſſen, und wurde unter den folgenden Regierungen beinahe gänzlich erſtickt. Dieſer König, der ſo ſehr Bewunderung verdient, und vielleicht Carl den Großen übertraf, ſtarb im Jahre 901, im 53ſten Jahre ſeines Alters.

Verfall des fränkiſchen Reichs. Deutſchland 878—954.

Auf dem feſten Lande von Europa herrſchten allenthalben Elend, Unordnung und Anarchie. Ludwig der Stammelnde, Carls des Kahlen Sohn, erkaufte gewiſſermaßen die Krone unter Bedingungen, welche die Biſchöfe und Herren ihm vorzuſchreiben wagten. Er ward nur dann als König erkannt, nachdem er den Erſteren verſprochen hatte, daß die Cleriſei in dem Beſitze der Güter und Privilegien bleiben ſollte, deren ſie ſich unter Ludwig dem Frommen erfreut hatte. Hinkmar von Rheims hatte von Carl dem Kahlen ein ähnliches Verſprechen erpreßt. Die Könige ſahen ſich ſo tief herab geſetzt, daß ſie mit Unterthanen, die für das Wohl der Nation wenig beitrugen, Vergleiche treffen mußten.

Johann VIII. hielt 878 ein Concilium zu Troyes in Champagne, um über Lambert, Herzog zu Spoleto, und Adelbert, Herzog von Toscana, die in dem Kirchenſtaate Gewaltthätigkeiten ausübten, den Bannfluch auszuſprechen. Die Herzoge hatten ſogar den Pabſt ſelbſt gefangen genommen, der ſich in dieſer Bedrängniß erſt ſchriftlich und darauf perſönlich an den König von Frankreich wandte. In einem Canon dieſer Kirchenverſammlung heißt es: „Die Mächtigen der Erde ſollen ſich nicht unterſtehen, ſich in Gegenwart der Biſchöfe zu ſetzen, wenn dieſe Letzteren es nicht befehlen.“ Der flüchtige Pabſt ertheilte in Frankreich allgemeine Befehle, gab ſich die Miene eines Beherrſchers der Könige, krönte Ludwig den Stammelnden, und verlangte Truppen bei Strafe göttlicher Rache. Schon dieſe Züge ſind hinlänglich, um von dem Zuſtande einer Monarchie zu urtheilen.

Ludwig des Stammelnden beide Söhne, Ludwig III. und Carlomann, die er mit ſeiner erſten und nachmals verſtoßenen Gemahlin gezeugt hatte, folgten demſelben im Jahre 879 in der Regierung. Der Herzog Boſo, Carlomanns Schwiegervater,

verſchaffte ihnen die Krone. Sie theilten das Reich, und lebten in Eintracht; dennoch ward die Monarchie von den Unterthanen zergliedert. Ein Concilium zu Mantaille im Delphinat ertheilte, wie es ausdrücklich lautet, auf göttliche Eingebung das Königreich Arles oder Provence demſelben Herzog Boſo, einem ehrſüchtigen und gewandten Mann, dem ſeine Ränke den Pabſt und die Geiſtlichkeit gewonnen hatten. Demſelben koſtete es keine Mühe, an dem Hauſe Carls des Großen zum Verräther zu werden. Carlomann, König von Baiern, beſaß Italien, und ließ ſich noch einen Theil von Lothringen abtreten. Schon beſaßen die Herren den größten Theil der Länder, und ein König von Frankreich beſaß faſt nichts.

Die beiden Söhne Ludwigs des Stammelnden wurden durch den Tod ihrer Staaten beraubt; Ludwig III. ſtarb 882, und Carlomann 884, und nun hätte ihr Bruder Carl, genannt der Einfältige, nach dem Geburtsrechte ihnen in der Regierung folgen ſollen; weil er aber erſt fünf Jahre alt war, und das Reich einen König brauchte, der den Feinden die Stirn zu bieten im Stande wäre, ſo ward Carl der Dicke, Sohn Ludwigs des Deutſchen, der ſchon Kaiſer war (ſein Bruder, der deutſche Carlomann, der Italien mit der Kaiſerwürde beſaß, war ſchon 880 geſtorben, ohne eine andere Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen, als ſeinen natürlichen Sohn Arnulph, Herzog in Kärnthen) und die Erbſchaft ſeiner Brüder angetreten hatte, zum Könige in Frankreich erwählt. Er vereinigte damals das ganze franzöſiſche Reich, das Königreich des Thronräubers ausgenommen, unter ſeinem Zepter. Dies war zu viel für einen Mann ohne Geiſt und ohne Muth. Carl hatte ſich entehrt, als er den Rückzug der Normänner erkaufte, die auch Deutſchland ihre Wuth empfinden ließen. Nachdem er ihnen Friesland abgetreten, und einen Tribut verſprochen hatte, erbitterte er ſie zu eben der Zeit durch eine Treuloſigkeit. Unter dem Vorwande freundſchaftlicher Unterhandlungen lockte Carl

den Herzog Gottfried, Heerführer der Normänner, nach einer Rheininſel, und ließ ihn und ſein Gefolge hinterliſtigerweiſe morden, da er ſich ihnen durch Feigherzigkeit verächtlich gemacht hatte. Wüthender als jemals ſtürzten ſich die Normänner über Frankreich, drangen bis Pontoiſe vor, verbrannten dieſe Stadt, und belagerten darauf Paris.

Dieſe Belagerung iſt in der franzöſiſchen Geſchichte berühmt. Man bewies von beiden Seiten Wunder der Tapferkeit. Odo, Graf von Paris, der zwei Jahre darauf den Thron beſtieg, ſein Bruder Robert, der Biſchof Gotzlen und nachmals der Biſchof Anſerich, der Abt Ebolus, Gotzlens Bruderſohn; dieſe alle zeichneten ſich beſonders durch ihren Patriotismus und durch ihre Herzhaftigkeit aus. Die Belagerten hielten die Belagerung über ein Jahr aus, und Carl der Dicke erſchien nicht.

Von der Hauptſtadt zum Beiſtande aufgefordert, kam er endlich mit einem zahlreichen Heer an. Faſt des Sieges gewiß, fehlte es ihm an Muth, eine Schlacht zu wagen; er zog eine ſchimpfliche Unterhandlung vor; machte ſich anheiſchig, den Feinden **700,000** Pfund Silber zu zahlen, und erlaubte ihnen, die Zahlung in Burgund abzuwarten, das hieß, ihre Streifereien fortzuſetzen.

Die Normänner hatten aus dem Kloſter zu St. Germain einen Pferdeſtall gemacht, und von den Mönchen **1400** Mark Silber Brandſchatzung erpreßt. Die Mönche ſchrieben den Heiligen die Befreiung der Stadt Paris zu.

Alle Völker der fränkiſchen Herrſchaft betrachteten des Kaiſers ſchändliches Betragen mit Unwillen, und athmeten nichts als Empörung. Die Deutſchen ſtanden zuerſt auf. Carl zog ſich daſelbſt den Haß der Großen dadurch zu, daß er die Erblichkeit der Lehen abſchaffen wollte, und den Haß der Prälaten, daß er dem Biſchofe zu Vercelli, Liutward, ſeinem erſten Miniſter, der eines ſträf-

lichen Umganges mit der Kaiſerin beſchuldigt ward, den Prozeß machte. Liutward ſetzte die Mißvergnügten in Bewegung, der Kaiſer ward an einem Reichstage abgeſetzt, und dahin gebracht, daß er von der Freigebigkeit des Erzbiſchofes von Mainz leben mußte. Er ſtarb im Anfange des Jahres 888. Man ernannte Arnulph, Carlomanns, Königs von Baiern, natürlichen Sohn, zu ſeinem Nachfolger. Italien unterwarf ſich dem Berengar, Herzog von Friaul, und dem Guido, Herzog von Spoleto, die beide von mütterlicher Seite Verwandte des Carolingiſchen Hauſes, vorhin Freunde, jetzt Nebenbuhler waren, bewaffnet, Italien zu zerrütten. Der Graf Odo, der Paris gerettet, deſſen Vater Robert der Tapfere, Herzog von Frankreich, war, der ſich zu ſeiner Zeit gleichfalls als ein Held bewieſen hatte, ward zum Könige erwählt, er ſchien aber die Krone nur als Vormund Carls des Einfältigen anzunehmen. Dieſe großen Männer waren Ahnherren Hugo Capets, des Stammvaters der dritten Geſchlechtsfolge der Könige in Frankreich.

Des Muthes und der Talente ungeachtet, wodurch ſich der berühmte Odo auf eine ſehr ausnehmende Weiſe auszeichnete, ward Frankreich nicht nur durch unaufhörliche ungerechte Erwerbungen der Großen, ſondern auch durch neue Zergliederungen immer mehr geſchwächt. Als eine Partei zum Vortheile des rechtmäßigen Thronerben aufſtand, trat Odo 897 derſelben einen Theil des Reiches ab. Der Graf Rudolph ward zum Könige von Burgund jenſeits des Berges Jura erwählt, welches Königreich Bügey, Savoyen, Genf und einen Theil von Helvetien in ſich begriff. Unter Burgund dieſſeits des Jura verſtand man das Königreich Arles, das ein Concilium dem Sohne des Boſo eben ſo ertheilte, wie ein anderes Concilium daſſelbe deſſen Vater ertheilt hatte. Aus der Geſchichte würde ein Chaos werden, wenn ſie ſich auf eine genaue Erzählung aller Unruhen einlaſſen wollte, die durch Liſt und Ge-

walt allenthalben in dem anarchiſchen Staate angerichtet wurden. Beſtändig wurden neue Lehen der Krone entriſſen.

Odo ſtarb im Jahre 898, ohne daß er die Wunden des Staates hätte heilen können; Carl der Einfältige, der dieſen Beinamen nur zu ſehr verdiente, mußte durch Schwäche das Uebel nur noch ärger machen. Die Großen, die insgeſammt nach Unabhängigkeit ſtrebten, waren in ewiger Fehde wider einander; dieſe Gelegenheit nützten die Normänner, um im Reiche feſten Fuß zu faſſen. Rollo, einer ihrer beſten Heerführer, welcher bereits England mit Schrecken erfüllt hatte, bemächtigte ſich der Stadt Rouen, und machte daraus einen Waffenplatz. Er wurde ſo furchtbar, daß der König ihm ſeine Tochter zur Gemahlin, und mit derſelben das am Meere gelegene Land, welches die Seeräuber verheerten, anbieten ließ. Ein Biſchof, der in dieſer Angelegenheit an Rollo geſchickt ward, verlangte von demſelben dagegen nichts weiter, als daß er das Chriſtenthum annehme, und hielt ihm in dieſer Abſicht Himmel und Hölle vor. Das Intereſſe ließ dem Normann keine lange Wahl. Nachdem er ſeine Soldaten, die ſich wenig aus der Religion machten, um Rath gefragt hatte, verſprach er unter der Bedingung den Frieden zu ſchließen, daß ihm noch außer der angebotenen Provinz ſo lange, bis dieſelbe wieder angebaut ſeyn würde, Bretagne überlaſſen werden ſollte. Der König willigte ein, und er huldigte der Krone 912 nicht ſowohl als ein Vaſall, ſondern als ein Eroberer. Bei der Huldigung ließ er es ſich zwar gefallen, ſeine Hand in des Königs Hand zu legen; aber voll edlen Stolzes weigerte er ſich ſchlechterdings, dem Könige den Fuß zu küſſen. Endlich geſchah doch ſolches an ſeiner Statt von einem ſeiner Untergebenen, und dieſer betrug ſich bei dieſer Ceremonie ſo ungeſchickt, daß, indem er den Fuß des Königs aufhob, dieſer rücklings niederfiel.

Dieſer Held verdiente der Stifter eines Staates zu ſeyn.

die Normandie, die von den Seeräubern dieſen Namen empfing, ward glücklich und blühend unter ſeinen Geſetzen. Er bändigte die Wildheit ſeines Volkes, ſetzte den Ackerbau an die Stelle des Plünderns, und verbannte den Diebſtahl bei Barbaren, die vom Raube zu leben gewohnt waren. Auf eben dieſe Art hatten die Zerſtörer des römiſchen Reiches gleich anfangs ihre Macht befeſtigt.

Mit dem ſchwachen Carl, der ſich von Hagano, einem verhaßten Miniſter, ganz beherrſchen ließ, trieben die Großen des Reiches ihr Spiel, wie die Normänner mit ihm ihr Spiel hatten. Robert, König Odo's Bruder, verurſachte eine Empörung. Statt ſeine Truppen zu verſammeln, nahm Carl ſeine Zuflucht zu einem Concilium, und ließ diejenigen, die ſich wider ihn auflehnen würden, zum voraus in den Bann thun. Die Empörung, welche auf eine Zeit lang aufgeſchoben blieb, brach endlich im Jahre 922 aus. Man nöthigte Carl, ſeinem Miniſter den Abſchied zu geben, und verſprach ihm unter dieſer Bedingung noch auf ein Jahr Gehorſam. Aber mit dem Ablaufe von ſieben Monaten verrieth ihn der Erzbiſchof von Rheims, der ihm in ſeinem Kirchenſprengel eine Freiſtatt gegeben hatte, und krönte Robert zum Könige. Dieſer ward bald nachher in einem Treffen erſchlagen. Sein Sohn, Hugo der Große, oder der Abt, hätte ſich auf den Thron ſetzen können, aber er wollte das Reich lieber dem Herzoge von Burgund, Rudolph, überlaſſen. Dieſer neue König erwarb ſich die Liebe der Großen durch zu freigebige Verſchenkung der Krongüter.

Herbert, Graf von Vermandois, lockte Carl den Einfältigen zu ſich, indem er ihm ſeinen Schutz verſprach, und nahm ihn gefangen. Er ſetzte ihn wieder in Freiheit, aber nur, um ihn nochmals zu verrathen, und dieſes für den Preis der Grafſchaft Laon die ihm Rudolph abgetreten hatte. Carl ſtarb noch in demſelben Jahre 929 im Gefängniſſe.

Unter ſeiner Regierung verlor das Carolingiſche Haus Deutſchland und das Kaiſerthum. Der Pabſt Stephan VI. hatte Guido, Herzog von Spoleto, Berengars Feind, und darnach den Sohn des ehrſüchtigen Herzogs Lambert zum Kaiſer gekrönt. Der Pabſt Formoſus hingegen hatte Arnulph, Carlomanns natürlichen Sohn, gekrönt, nachdem derſelbe ſich anheiſchig gemacht hatte, ſich Roms zu bemächtigen. Ludwig IV., Arnulphs Sohn, ein Prinz von ſieben Jahren, war ſeinem Vater, als König von Deutſchland, in der Regierung gefolgt. Ein anderer Ludwig, König von Arles, Sohn des Thronräubers Boſo, hatte ſich von Benedict IV. zum Kaiſer krönen laſſen. Aber Berengar, der dieſen Letztern zu Verona überfallen und ihm die Augen ausſtechen ließ, hatte wieder den italieniſchen Thron beſtiegen. Dieſe Staatsveränderungen ließen noch größere erwarten.

Die Deutſchen, welche Carl den Dicken im Jahre 887 abſetzten, wählten Arnulphen, des deutſchen Carlomanns natürchen Sohn und Ludwigs des Deutſchen Enkel, zu ihrem Könige. Demſelben folgte, als er im Jahre 899 geſtorben war, in Deutſchland ſein Sohn, Ludwig das Kind, der noch minderjährig König ward, und früh im Jahre 911 mit Tod abging. Nun kam die deutſche Krone an Conrad I. aus Franken, nach deſſen im Jahre 918 erfolgten Ableben an das ſächſiſche Haus. In Italien hatte ſich, als Carl der Dicke todt war, Berengar, Herzog von Friaul, zum Könige ausrufen laſſen; allein Guido, Herzog von Spoleto, ſchlug Berengar, und ward im Jahre 889 zu Pavia als König von Italien erkannt, und 891 vom Pabſte Stephan V. (oder VI.) als Kaiſer gekrönt. Er hatte noch 894 ſeinen Sohn Lambert zum Mitkaiſer angenommen. Gleichwohl krönte, nach Lamberts Tode, 896, Pabſt Formoſus Arnulphen zum Kaiſer. Aber die folgenden Päbſte, Stephan VI. (oder VII.) und Johann IX., erkannten Guido's Sohn, Lambert, dafür. Dieſer

ſtarb im Jahre 898. Pabſt Benedict IV. krönte ſtatt ſeiner Ludwig, Boſo's Sohn, König von Provence, den Berengar blendete und nöthigte, nach Provence zurückzukehren. Berengar, der ſich des Thrones bemächtigte, kam im Kriege mit Rudolph II., Könige von Burgund, um. Nachmals war unter mancherlei Verwirrung Italiens die Kaiſerwürde ſo lange gänzlich verſchwunden, bis ſie Otto der Große wieder herſtellte.

Nach dem Tode Ludwigs IV., oder das Kind, der im Jahre 911 ſtarb, gehörte Deutſchland von Rechtswegen Carl dem Einfältigen. Doch die Deutſchen verachteten ihn zu ſehr, als daß ſie ihn für ihren König hätten erkennen ſollen; und er ſelbſt war ſo ſchwach, daß er auch nicht ein Mal einen Anſpruch auf die Tronfolge wagte. Die Stände erwählten einmüthig Otto, Herzog von Sachſen, den Erlauchten, der ſich weigerte, die Krone anzunehmen, ſein Alter vorſchützte, und dagegen den Herzog Konrad von Franken in Vorſchlag brachte. Konrad ward darauf, durch die Stimmen der Nation, König von Deutſchland. Berengar, König von Italien, ward vom Pabſte Johann X. im Jahre 916 zum Kaiſer gekrönt. Alſo verlor die Nachkommenſchaft Carls des Großen allmählig alle Früchte der Staatskunſt und der Siege dieſes Helden, weil keiner ſeiner Nachfolger ſich ſeiner würdig bewieſen hatte.

Eine unvermuthete Landplage erneuerte die Schreckniſſe, unter denen Europa ſo lange geſeufzet hatte. Kaiſer Arnulph hatte gegen den König von Mähren die Hunnen zu Hülfe gerufen, und die Feſtungswerke niedergeriſſen, die Carl der Große längs dem Raabfluſſe zur Schutzwehr wider ihre Einfälle hatte aufführen laſſen. Wild wie ihre Vorfahren, wurden ſie bald Peiniger derjenigen, zu deren Beiſtande ſie herbei geeilt waren. Vom Jahre 901 an verwüſteten ſie Baiern, Schwaben und Franken. Ganz Deutſchland ſah ſich darauf ihrer raubſüchtigen Wuth bloß geſtellt.

Ludwig IV., das Kind, unterwarf ſich, um ihrer los zu werden, einem jährlichen Tribute. Nun ſtürzten ſie über Italien, und plünderten es zu wiederholten Malen. Noch unter Konrad I., der ſich gleichfalls zu einem Tribute verſtand, verwüſteten ſie Deutſchland. Sie drangen in Lothringen und bis in Languedoc vor, verheerten das Land, erſchlugen die Einwohner, und ſchonten nichts.

Man darf ſich nicht wundern, daß ſo viele Drangſale Schwärmerei erzeugten. Jedermann glaubte, daß ſich das Ende der Welt nahe; Jedermann beraubte ſich ſeines Vermögens zum Vortheile der Kirchen und Klöſter. Die Unordnungen vervielfältigten ſich bei dem Volke, bei der Geiſtlichkeit, bei dem Adel, und bei der Reichsverwaltung. Unvernunft und tiefſte Unwiſſenheit ſind der eigenthümliche Charakter des 10. Jahrhunderts; und aus dieſem Grunde wurden auch in demſelben die entſetzlichſten Verbrechen begangen, weil die Leidenſchaften durch nichts im Zügel gehalten wurden.

Hugo der Große, der, außer vielen reichen Abteien, die Grafſchaft Paris und die Herzogthümer Frankreich und Burgund beſaß, verſchmähete nach Rudolphs Tode entweder noch den königlichen Titel, oder wollte auch den Schein eines Thronräubers vermeiden. Die eigentliche Urſache, warum Hugo ſeinen Anſpruch auf die Krone nicht geltend machte, war die, weil er an Herbert, Herzog von Vermandois, einen zu mächtigen Mitbewerber um den Thron hatte. Er berief den Sohn Carls des Einfältigen, Ludwig, zurück, der den Beinamen übers Meer führt, weil er nach England geflüchtet war, wohin ihn ſeine Mutter zur Zeit der Unruhen geführt hatte. Doch dieſer Ludwig war, wie ſo viele Andere, bloß dem Namen nach König. Er wollte ſelbſt regieren; darüber ward Hugo ſein Feind, nahm ihn gefangen, und ſetzte ihn nicht eher in Freiheit, als bis er ſich die Grafſchaft Laon, die noch faſt das einzige Krongut war, hatte abtreten laſſen.

Um 938 machte Hugo Bündniſſe gegen den König, der

ſich nicht von ihm regieren laſſen wollte. Nach des Königs Kriegen mit dieſem und andern ſeiner großen Vaſallen kam im Jahre **942**, durch Vermittelung des deutſchen Königs Otto des Großen, der Friede zwiſchen dem Könige und ſeinen mißvergnügten Vaſallen zu Stande. Als nachmals der König und Hugo gegen den Herzog von der Normandie zu Felde gezogen waren, wurde Erſterer im Jahre **945** ein Gefangener der Normänner, und nachher, vermöge eines von Hugo vermittelten Vergleiches, an denſelben ausgeliefert. Erſt damals hielt Hugo den aus normanniſcher Gefangenſchaft befreiten König ſo lange gefangen, bis dieſer ihm im Jahre **946** Laon abtrat.

Otto I. von Sachſen, der nach ſeinem Vater, Heinrich dem Vogelſteller, König in Deutſchland ward, vermittelte den Frieden zwiſchen dem Könige und ſeinen Vaſallen. Kirchenverſammlungen und der Pabſt ſelbſt hatten Hugo in den Bann gethan. Die lothringiſchen Biſchöfe hatten Ludwig eine Hülfsarmee geſchickt. Es wurde viele Jahre hindurch wegen des Erzbisthums zu Rheims Krieg geführt, das der Graf von Vermandois ſeinem fünfjährigen Sohne hatte ertheilen laſſen, um es im Namen dieſes Kindes ſelbſt zu beſitzen. Die Geſchichte ſtellt hier nichts anders, als eine Reihenfolge von Ausſchweifungen und Räubereien dar.

Ludwig übers Meer hinterließ bei ſeinem Ableben ſeinem Sohne Lothar ein bloßes Schattenkönigreich; oder eigentlich Hugo der Große wollte ihm den Titel eines Königs zugeſtehen, indem er ſich ſelbſt die Gewalt des Königs vorbehielt. Hugo, der ſich eben ſo furchtbar gemacht hatte, wie ehedem ein Major Domus, ſtarb zwei Jahre nachher. Sein Sohn, Hugo Capet, erbte ſeine Abteien, ſeine Würden und ſeine Macht. Dem Könige Lothar fehlte es nicht an Thätigkeit und Muth. Er unternahm die Wiedereroberung Lothringens, in deſſen Beſitze die

Könige von Deutſchland waren. Kaiſer Otto II. ſetzte ihm einen Mitbewerber entgegen, indem er Carln, dem Bruder des Königs, Nieder-Lothringen überließ, das derſelbe als ein Vaſall annahm. Lothar, den dieſes verdroß, drang in Lothringen ein, überfiel den Kaiſer, und jagte ihn in die Flucht. Er ward aber ſelbſt wieder geſchlagen, und trug noch ein Mal den Sieg davon. Endlich entſagte er ſeinen Anſprüchen auf das Königreich Lothringen, das unter Otto und dem Prinzen Carl getheilt blieb.

Das deutſche Kaiſerthum (Otto der Große). Von Heinrich dem Vogelſteller bis Heinrich III. (912 bis 1056).

In Deutſchland hatte ſich eine furchtbare Macht erhoben, und die kaiſerliche Würde mit der königlichen vereinigt. Es iſt hier der Ort, dieſe neuen Staatsveränderungen näher zu erwägen. Conrad, Herzog von Franken, ward zum Könige erwählt, weil der Herzog von Sachſen die Krone verbat, und ihn empfahl. Conrad ſtarb im Jahre 919 ohne männliche Erben, nachdem er den Ständen Heinrich, den Sohn jenes Herzogs Otto, dem er die Krone ſchuldig war, zum Thronfolger empfohlen hatte. Die Reichsſtände, die aus der Geiſtlichkeit, dem vornehmſten Adel, und den Häuptern der Armee beſtanden, wählten wirklich dieſen Heinrich, den man den Vogelſteller nannte. Die Chronikenſchreiber ſollen ihn ſo genannt haben, weil man ihn bei Braunſchweig auf dem Vogelherde antraf, als man ihm ſeine Ernennung zum Könige kund machte, und dieſer ſonſt ſehr tapfere und weiſe Fürſt machte ſich die rebelliſchen Vaſallen unterwürfig, übte die Soldaten in den Waffen, baute Feſtungen und Städte, verſagte den Hunnen den Tribut, hieb ſie nieder und ſetzte ſein Königreich in Sicherheit. Heinrich ſtellte die Verbindung Lothringens mit dem deutſchen Reiche wieder

her, ſicherte deſſen Gränzen, war ſehr ſorgfältig im Anlegen der Städte, und ward durch die Sorgfalt der Urheber einer wirklich veränderten Verfaſſung Deutſchlands. Weit paſſender würde deßhalb der Beiname „der Städte-Begründer" für ihn ſeyn. Er verbeſſerte ganz beſonders auch die noch ſehr ſchwerfällige Kriegskunſt der Deutſchen, und führte zu dieſem Zweck beſondere Kriegsſpiele ein. Er benutzte hierzu einen mit den, faſt jedes Jahr in Deutſchland einfallenden Ungarn vortheilhaft abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand, der 9 Jahre dauerte, und den er gegen die Rückgabe eines gefangenen Heerführers der Ungarn verlangte. Er beſiegte nun die Böhmen, die Dalmatier, die Heveller, nahm den Normannen eine große Strecke Landes ab, und ſetzte in den neuen eroberten Ländern Grenz- oder Markgrafen ein, wodurch die Markgrafſchaft Brandenburg, Schleswig ꝛc. entſtanden. Als der Waffenſtillſtand um war, forderten die Ungarn wieder Tribut, aber Heinrich ſchickte ihnen ſtatt deſſen einen räudigen Hund. Im nächſten Jahre 933 brachen ſie nun mit zwei Heeren in Deutſchland ein, wurden aber von den Sachſen und Thüringern, und von Heinrich ſelbſt bei Merſeburg in einer blutigen Schlacht gänzlich geſchlagen, ſo daß ſie vor den erſten 20 Jahren an kein Wiederkommen mehr dachten. Obſchon ſeine Truppen ihm den Kaiſertitel gegeben hatten, ſo findet man doch keine Spur, daß er ſich deſſelben bedient habe. In einer Urkunde vom Jahre 932 nennt er ſich bloß den Schirmvogt Roms, einen Beſchützer des weltlichen Gutes und Rechts der römiſchen Kirche. Er ſtarb 936 zu Memleben an der Unſtrut, und wurde zu Quedlinburg in der dortigen Stiftskirche, die er geſtiftet hatte, begraben.

Sein Sohn, Otto I., folgte ihm in demſelben Jahre durch die Wahl der Stände. Er ſiegte über viele Rebellen, legte Dänemark und Böhmen einen Tribut auf, und wurde der größte Regent ſeines Jahrhunderts.

DIE HUNNEN SCHLACHT BEI MERSEBURG

Italien, getheilt unter verſchiedene mit einander uneinige Tyrannen, zerriſſen von Factionen und beſtändigen Kriegen, den Verwüſtungen der Saracenen unaufhörlich ausgeſetzt, war das unglücklichſte Land in Europa. Rudolph II., König von dem zwiefachen Burgund, von dem das eine jenſeits und das andere dieſſeits des Jura lag, hatte Berengar vom Throne geſtürzt, ward dagegen von Hugo, Markgrafen von Provence, ſo wie deſſen Sohn Lothar wiederum von Berengar II. der Krone beraubt. Berengar I., welcher, wie erzählt iſt, Ludwig, Boſo's Sohn, den Pabſt Benedict IV. zum Kaiſer krönte, geblendet und nach Provence zurück geſchickt hatte, wurde 924 von dem burgundiſchen Könige Rudolph II., der nach Italien gezogen war, erſchlagen. Eine dritte Partei rief demnächſt 926 Hugo, Grafen von Provence oder von Arelat (einen Sohn des Grafen Theobald und der Bertha, einer Tochter des lothringiſchen Königs Lothars II.) herbei. Mit dem verglich ſich endlich Rudolph 930. Dem Hugo, der der Macht Berengars II. weichen mußte, und der vor Gram in Burgund ſtarb, folgte zwar 947 ſein Sohn Lothar; doch behielt auch über dieſen Berengar II. die Oberhand. Hugo hatte des 937 verſtorbenen burgundiſchen Königs Rudolphs II. Wittwe, Bertha, und Hugo's Sohn, Lothar, ſeine zugebrachte Schweſter Adelheid (Rudolphs und der Bertha Tochter) geheirathet. Nach Lothars 950 erfolgtem Tode wollte Berengar II. (Berengars I. Enkel) ſich die darauf ihm zum Theil gewordene italieniſche Krone durch Vermählung der Adelheid, Lothars Wittwe, mit ſeinem Sohne Adelbert ſichern; ein Vorhaben, worin ihm Adelheid entgegen war, und welches Otto des Großen Macht vereitelte.

Die Italiener waren nie mit ihrem Könige zufrieden, und jede Veränderung mehrte ihr Unglück. Einige Päbſte, die ſich unzüchtigen Weibern überließen, unterhielten die Strei-

tigkeiten. Man berief Fremde nach Italien, und ſuchte gewiſſermaßen unterjocht zu werden, um ſich von den Unterdrückern zu befreien; bereuete alsdann den gethanen Schritt; wollte nicht gehorchen, und machte ſich endlich Könige, ohne Ueberlegung, wie ſie das Glück gab. Staatsrevolutionen ſind gemeiniglich Früchte der Zwietracht. Durch dieſe Unruhen gelangten die Deutſchen zum Kaiſerthume.

Auf Verlangen der Adelheid, einer Wittwe des Königs Lothar, die Berengar II. in dem Schloſſe Canoſſa gefangen hielt, ging Otto im Jahre 951 nach Italien, befreiete dieſe Prinzeſſin, und nahm ſie zur Gemahlin. Das Königreich ließ er Berengar, nachdem derſelbe ihm den Huldigungseid geſchworen hatte. Er ging darauf zurück, um die Rebellen in Deutſchland zu bezwingen. Rom verſchloß ihm die Thore. Einige Jahre hernach wurden ihm dieſelben von einem Pabſte geöffnet.

Johann XII. wurde, da er erſt 18 Jahre alt war, zum Pabſte ernannt. Er war ein Enkel der Morozzia, der Beiſchläferin des Pabſtes Sergius III., und verband mit den verdorbenen Sitten ſeines Zeitalters einen kühnen und unternehmenden Geiſt. Die Tyrannei Berengars und ſeines Sohnes Adelbert erregte allenthalben den Geiſt der Empörung. Der Pabſt beſchwor Otto bei der Liebe Gottes und der heiligen Apoſtel, daß er herbeieilen möchte, um die römiſche Kirche aus den Klauen zweier Ungeheuer zu retten, welche dieſelbe zerriſſen. Der König von Deutſchland ließ ſich dazu bewegen. Berengar und deſſen Sohn wurden abgeſetzt, und Otto 961 zu Mailand zum Könige von Italien gekrönt. Im folgenden Jahre krönte ihn Pabſt Johann XII. zu Rom zum Kaiſer; dagegen beſtätigte Otto die Schenkungen der fränkiſchen Fürſten, die für die Päbſte ſo ſehr wichtig waren.

Bald darauf vergaß der Pabſt ſeiner Verbindung mit dem Kaiſer. Er verband ſich wider denſelben mit Adelbert, und

brachte ſogar Truppen zuſammen; weil er aber ſah, daß er dem Kaiſer zu widerſtehen zu ſchwach ſey, nahm er die Flucht. Die Römer ſchworen einen neuen Huldigungseid, in welchem ſie ſich verpflichteten, ohne Bewilligung des Kaiſers oder ſeines Sohnes nie wieder einen Pabſt zu wählen, oder einzuweihen. In einer Kirchenverſammlung ward dem Pabſte Johann, den man gräulicher Laſter beſchuldigte, der Prozeß gemacht. Man lud ihn zwei Mal vor, und er drohte dagegen mit dem Banne. Man ſetzte ihn ab, und wählte an ſeiner Statt Leo VIII., einen bloßen Laien, aber einen tugendhaften Mann. Der abgeſetzte Pabſt verlor den Muth nicht. Er bewog die Römer zu einem Aufruhr, drang in die Stadt, und hielt ein Concilium, von welchem Leo gleichfalls abgeſetzt wurde. Johanns plötzlicher Tod (er ward im Ehebruche erſchlagen) ſtillte den Aufruhr nicht. Benedict V. ward an ſeiner Statt erwählt, denn die Römer hatten ſchon ihres Eides vergeſſen. Nach der Beſchreibung Luitprands, Biſchofs von Cremona, der ein Longobarde von Geburt und ein Schriftſteller damaliger Zeit war, ſtand das römiſche Volk bei all ſeinem Stolze damals in einer ſolchen Verachtung, daß man einen treuloſen, niederträchtigen und mit Schande befleckten Menſchen einen Römer zu nennen pflegte.

Ein ſo verwegener Schritt wider einen großen Prinzen bewirkte nichts anders, als was unſinnige Unternehmungen zu bewirken pflegen. Otto, der zu Montefeltro Berengar gefangen genommen hatte, belagerte Rom, und brachte dieſe Stadt aufs äußerſte. Die Römer unterwarfen ſich, und erhielten Gnade. Benedict ſtellte ſich vor ein Concilium, bekannte ſich für ſchuldig, und legte den päbſtlichen Ornat ab. Otto ſchickte den abgeſetzten Pabſt nach Hamburg, um daſelbſt von dem Erzbiſchofe Adalgagus bewacht zu werden. Benedict ſtarb daſelbſt 965.

Leo VIII. machte mit der ganzen Geiſtlichkeit und mit dem gan=

zen römiſchen Volke ein berühmtes Decret, das als ein Grundgeſetz des Reiches betrachtet wird: „kraft deſſen Otto und ſeine Nachfolger in dem Königreiche Italien auf immer die Gewalt haben ſollten, ihre Thronfolger zu erwählen, den Pabſt zu ernennen, und den Biſchöfen die Inveſtitur zu ertheilen.“ Mehrere päbſtlich geſinnte Schriftſteller haben ſpäter die Aechtheit dieſes Decrets in Zweifel zu ziehen geſucht.

Kaum hatte der Kaiſer Italien verlaſſen, als die Römer durch eine neue Gewaltthätigkeit Johann XIII., der nach dem Tode Leo's VIII. in Gegenwart kaiſerlicher Commiſſäre zum Pabſte erwählt wurde, vertrieben. Voll gerechten Unwillens kam Otto zum vierten Male in ſein Königreich, und beſtrafte die Aufrührer ſtrenge.

Er verbannte die Conſuln, ließ die Tribunen hängen, und den Präfect zu Rom mit Ruthen durch die Gaſſen peitſchen. Man ſieht, daß die alten römiſchen Würden dem Namen nach beibehalten wurden. Eine eitle Nahrung für den Stolz eines eben ſo ſchwachen als unruhigen Volkes.

Als Otto der Große im Begriff war, Apulien und Calabrien, Länder, die, wie er glaubte, zu ſeinem Reiche gehörten, den Griechen zu entreißen, ſchickte er, während eines Waffenſtillſtandes, den Luitprand, Biſchof von Cremona, als ſeinen Geſandten nach Conſtantinopel, um, wenn es möglich wäre, einen Vergleich zwiſchen ihm und dem griechiſchen Kaiſer Nicephorus und eine Vermählung der griechiſchen Prinzeſſin Theophania mit dem jüngern Otto zu Stande zu bringen. Allein Nicephorus nahm den Geſandten Luitprand ſehr ungünſtig auf, verwies es ihm hart, daß er ſeinem Herrn den Titel eines römiſchen Kaiſers beilege, erklärte ſeinen Unwillen über dieſe Anmaßung Otto's des Großen, und über den Schutz, den derſelbe den Fürſten von Capua, Benevent und Salerno verliehen, wodurch er ſie aus der

griechiſchen Herrſchaft in die ſeinige gezogen habe. Auch redete Nicephorus geringfügig von Deutſchen und Sachſen, und begegnete dem Geſandten ſehr unanſtändig. Zu eben der Zeit ließ auch der Pabſt Geſandte an den Hof des Nicephorus abgehen, welche ihn zum Vergleiche mit Otto bewegen ſollten. Weil in ihrem Creditiv Nicephorus griechiſcher, Otto römiſcher Kaiſer genannt wurde, legte man ſie in's Gefängniß. Nicephorus verwarf alſo alle von dem Kaiſer Otto ihm gemachte freundſchaftliche Anträge, verband ſich mit Adelbert, und verſprach demſelben Unterſtützung. In dem nun entſtandenen Kriege litten Otto's Truppen von der Liſt der Griechen. Er aber belagerte Neapel, trieb in Apulien und Calabrien Brandſchatzungen ein, und ſchickte viele gefangene Griechen mit abgeſchnittenen Naſen nach Conſtantinopel. Mittlerweile wurde Nicephorus von den Seinen erſchlagen. Sein Nachfolger, Johann Ziniſces, machte Frieden mit Otto, und geſtattete die Vermählung mit des Kaiſers gleichnamigem Sohn. Otto ſtarb im Jahre 973. Man nannte ihn den Großen, nicht aus Schmeichelei, ſondern weil er es verdiente.

Als ein Nachahmer Carls des Großen in ſeinen Unternehmungen liebte Otto, wie dieſer, die Wiſſenſchaften, und ſein Bruder Bruno, Erzbiſchof von Cöln, flößte ihm den Geſchmack einer Art von Akademie ein. Er ließ ſich, ſo wie Carl, die Bekehrung der Barbaren, die er ſich unterwürfig machen wollte, ſehr angelegen ſeyn, und ſtiftete im Norden, wo das Chriſtenthum immer mehr Eingang fand, viele Bisthümer. Es mochte entweder aus Frömmigkeit, oder aus falſch verſtandener Staatsklugheit ſeyn, er machte die Geiſtlichkeit in Deutſchland zu mächtig, indem er den Geiſtlichen Herzogthümer und Grafſchaften, und mit denſelben alle Gerechtſamen beilegte, die den anderen Herren oder Fürſten eigen waren. Aber um der Macht derſelben ein Gegengewicht

zu geben, ordnete er Schirmvögte an, deren Ernennung von dem Kaiſer abhing, und die mit den Prälaten die Regierung theilen ſollten. Doch die Prälaten wußten ſich bald von dieſen Schirmvögten zu befreien. Otto ſah, wie Carl der Große, entweder nicht genugſam in die Zukunft, oder ward von den Umſtänden fortgeriſſen.

Die Erblichkeit der Lehen, eine andere Quelle der Unordnungen, wurde faſt allgemein in Deutſchland üblich. Der Kaiſer ließ eine große Streitfrage, welche der Scharfſinnigkeit der Rechtsgelehrten genug zu thun machen konnte, durch den Zweikampf entſcheiden. Es kam darauf an, ob in gerade abſteigender Linie ein Repräſentationsrecht ſtattfände; ob zum Beiſpiele ein Enkel, der in des Sohnes Stelle trat (den Sohn repräſentirte), in dem Erbrechte ſeinem Oheim vorzuziehen ſey? Der Ausſpruch fiel zum Beſten der Enkel aus, weil ihr Kämpfer den Sieg erhielt; und dieſes Geſetz dauert noch fort. Unter der folgenden Regierung ward auf einem Reichstage ausgemacht, daß zweifelhafte Streitſachen nicht mehr durch den Eid, ſondern durch den Zweikampf ſollten entſchieden werden. Dadurch verloren wenigſtens die Feigen den Vortheil, den ſie ſich durch den Meineid verſchaffen konnten.

Otto **II.** folgte, **18** Jahre alt, ſeinem Vater in der Regierung, der ihn aus nöthiger Vorſicht, um die Krone ſeiner Familie zu verſichern, ſchon im Jahre **960** hatte erwählen laſſen. Seine Jugend veranlaßte Unruhen, die er aber zu verſcheuchen wußte. Rom öffnete durch neue Verbrechen ſeiner Gerechtigkeitspflege einen Schauplatz. Crescentius oder Cincius, Sohn der unzüchtigen Theodora, die für des Pabſtes Johann **X.** Beiſchläferin gehalten ward, entwarf einen Plan zur Wiederherſtellung der römiſchen Republik, empörte das Volk und ließ den Pabſt Benedict **VI.** in einem Gefängniſſe ſterben. Benedict **VI.** ſcheint mit Genehmigung Otto's **II.** erwählt worden zu ſeyn. Crescen=

tius, der ihn ſtürzte und tödtete, ließ den ihm günſtigen Bonifacius VII. erwählen. Die Grafen von Tusculu, die damals zu Rom mächtig und dem kaiſerlichen Hauſe ergeben waren, ſchreckten den neuen Pabſt, daß er nach Conſtantinopel flüchtete. Durch ihre Vermittelung wurde Donus II., und da derſelbe bald ſtarb, aus ihrem eigenen Hauſe Benedict VII. erwählt. Unter dem Schutze Otto's beruhigte er Rom, und munterte den König auf, ſelbſt nach Italien zu kommen. Erſt unter Otto III. und durch deſſen Vorſchub wurde im Jahre 984 Johann XIV. des im vorigen Jahre verſtorbenen Benedicts VII. Nachfolger. Der gottloſe Bonifacius VII. kam nach Rom, fand Anhang, bemächtigte ſich des päbſtlichen Stuhles, tödtete Johann XIV., und ward im folgenden Jahre 985 ſelbſt erſchlagen.

Dieſe Gräuel folgten ſo geſchwind auf einander, daß die Geſchichtſchreiber in Anſehung der Namen und der Zeit nicht mit einander übereinſtimmen. Der Pabſt des Einen iſt der Gegenpabſt des Andern.

Wir haben ſchon, des Kriegs in Frankreich wegen, des Königreichs Lothringen gedacht, welches Otto mit vieler Staatsklugheit mit dem Bruder des Königs Lothar theilte. Nachdem dieſer Krieg geendigt war, ging der Kaiſer nach Rom, und demüthigte die Aufrührer. Er wollte darauf den Griechen Calabrien nehmen, aber die Saracenen, die eben damals Bundesgenoſſen der Griechen waren, hieben ſein Heer nieder.

Zu einem Vorwande der Unternehmung auf Italien und Calabrien mußte ihm ein vorgegebenes Erbrecht ſeiner Gemahlin Theophania, als einer griechiſchen Prinzeſſin, dienen. Auch reizten ihn die Fürſten von Benevent und Capua, die ſich ſchon ſeinem Vater unterworfen hatten, und daher jeden Verluſt und jede Demüthigung der Griechen gern ſahen. Die griechiſchen Kaiſer Baſilius II. und Conſtantin VIII., des Johann Ziniſces Nachfolger in der Regierung, beſchäftigte der Krieg mit den Bul-

garen. Alles ſchien alſo den günſtigen Ausgang einer Unternehmung anzukündigen, die zur Vollendung der väterlichen Eroberungen abzielte, und der Lieblingswunſch des Kaiſers geweſen zu ſeyn ſcheint. Die Saracenen, es ſey aus eigenem Antriebe, oder aufgefordert von den griechiſchen Kaiſern, die in der äußerſten Noth zu dem Mittel greifen mochten, das ihnen die Verzweiflung darbot, widerſetzten ſich Otto's Eroberung. Anfangs erfocht er große Vortheile über ſie; als er aber, der ungeſtümen Hitze ſeiner Leute folgſam, ſich an einem unbequemen Orte in ein Treffen einließ, erlitt er eine gewaltige Niederlage, und entkam ſelbſt nur mit Mühe. An der allgemeinen Beſtürzung ſcheint nur die Gemahlin des Kaiſers, aus Neigung zu ihren Landsleuten, keinen Theil genommen zu haben. Eine Reichsverſammlung zu Verona berieth über die Fortſetzung des Krieges, und verſicherte dem gleichnamigen Sohne des Kaiſers die Thronfolge; aber noch vor dem Beginnen des neuen Feldzuges ſtarb der Kaiſer am Ende des Jahres 983 zu Rom.

Sein Sohn Otto III., der ſchon bei des Vaters Leben erwählter Kaiſer war, folgte ihm als ein dreijähriger Prinz in der Regierung. Die Großmutter und die Mutter des Prinzen machten ſich einander die Herrſchaft ſtreitig, und eine ſtürmiſche Regierung beunruhigte Deutſchland. Rom ſah bald neue Factionen und Aergerniſſe wieder aufwachſen. Crescentius ſetzte daſelbſt mit ſeinem ſchwärmeriſchen Eifer für die Freiheit Alles in Flammen. Pabſt Johann XV. rief den Kaiſer zu Hülfe. Otto erſchien in Italien. Da jedoch unterdeſſen der Pabſt geſtorben war, ſetzte er Gregor V. an deſſen Stelle, und ließ ſich von demſelben krönen. Gregor war ein naher Verwandter des Kaiſers. Crescentius ermangelte nicht, denſelben zu verjagen, machte einen andern Pabſt unter dem Namen Johann XVI., und überredete die Römer, daß ſie frei wären.

Ducker del.   T. d'Englehart sc.

GREGOR V BESTRAFT DEN GEGENPABST JOHANN XVI

Punition de Jean XVI par Gregorie V

E. Grünewald impr.

Aber im Jahre 998 kam Otto nach Rom, belagerte die Engelsburg, worin der Rebell eingeſchloſſen war, eroberte ſie mit Sturm, oder, wie italieniſche Schriftſteller melden, durch Capitulation, und ließ den Crescentius enthaupten. Die Römer hatten ihrem Gegenpabſte die Augen ausgeſtochen. Gregor trieb die Rache ſo weit, daß er ihn auf einem Eſel herum führen ließ, deſſen Schwanz ihm zum Zügel dienen mußte. Man ſchließe auf die Sitten des Volkes von dem Betragen der Häupter der Religion, die, unglücklicher Weiſe von dem Strome der verderbten Sitten hingeriſſen, durch die Gewalt eines anſteckenden Beiſpiels das Uebel nur verſtärken halfen.

Nach dem Tode Gregor's V. beförderte Otto III. den gelehrten Gerbert, der unter dem Namen Sylveſter II. bekannt iſt, zur päbſtlichen Würde.

Eine der vornehmſten Beſchäftigungen Otto's III. war der Krieg, den er bis 995 mit den Wenden führte. Die Wenden oder Slaven, die außer andern Ländern auch einen beträchtlichen Theil von Deutſchland, und beſonders die Länder an der Oſtſee bewohnten, waren ſchon zum Theil ſeit Carl's des Großen Zeiten und nachmals noch mehr von den Kaiſern und Königen aus dem ſächſiſchen Stamme unterjocht; aber ſie lehnten ſich oft wieder gegen die Regierung und das ihnen aufgedrungene Chriſtenthum auf. Otto III. ſtellte die Ruhe und Ordnung bis an die Oſtſee wieder her. Unter ſeiner Regierung hatte das Chriſtenthum in mehr als einem Lande, beſonders in Rußland und Siebenbürgen, Fortſchritte gemacht. Auch zeichnete ſich ſolche durch einige Aufnahme aus, die den Künſten und Wiſſenſchaften zu Theil ward. Der Kaiſer ſtarb im Jahre 1002.

Ihm folgte Heinrich II. (der Heilige genannt), 972 geboren. Er war Herzog von Baiern, ſeinem Namen nach der III., ein Sohn Heinrich's II. (des Kurzen) und der Giſela, einer Tochter

Conrads I., Königs von Burgund. Nach ſeines Vaters Tode folgte er ihm in dem Herzogthume Baiern nach, und als das Reich nach dem Ableben des Kaiſers Otto III. erledigt ward, rang er unter den vielen Mitbewerbern um die Krone, und wurde in dem Jahre 1002 zu Mainz zum Könige von Deutſchland ausgerufen und gekrönt; ſeine Gemahlin Kunigunde hingegen, die er kurz darnach genommen hatte, empfing dieſe Ehre zu Paderborn. Nachdem Heinrich II. ſeine Mitbewerber meiſtens durch Güte überwunden hatte, ließ er ſich zu Aachen das zweite Mal krönen, und ward auf ſolche Art auf den Thron Carls des Großen unter der gewöhnlichen Feierlichkeit eingeſetzt. Indeſſen hatte ſich in Italien Harduin, der Markgraf von Yvrea, zum König aufgeworfen, und wiewohl Heinrich II. wider denſelben zu Hülfe herbeigerufen war, ſo erlaubten ihm doch die noch nicht in Ordnung gebrachten deutſchen Angelegenheiten die Abreiſe nicht, und er ſchickte Otto, Herzog von Kärnthen, mit einiger Mannſchaft dahin, der jedoch von Harduin in die Flucht geſchlagen ward. Dieſes Ereigniß forderte im Jahre 1005 Heinrich II. auf, ſelbſt den Zug nach Italien vorzunehmen, wo bei ſeiner Ankunft Harduin ſich in ſeine Feſtungen einſchloß, alles Uebrige im Stiche ließ, und worauf ſogar Pavia Heinrich II. die Thore öffnete, wo er in Gegenwart des Adels, und mitten unter dem Jubelgeſchrei des Volkes zum König von der Lombardei gekrönt ward. Die Feierlichkeit war kaum vorüber, als ſich das Volk zu Pavia von den Anhängern Harduins ſogleich aufhetzen ließ, keinen auswärtigen König zu dulden, und auch die Gelegenheit zu benutzen, um ihn aus dem Wege zu räumen. Wirklich war der darauf erfolgte plötzliche Aufſtand ſo wüthend, daß es Heinrich II. ſein Leben gekoſtet haben würde, wenn nicht ſeine theils vor den Stadtmauern gelagerten, theils in den benachbarten Dörfern gelegenen Soldaten eilends herbei geeilt wären, ſich durch Sturm der Stadt bemächtigt

und auf ſolche Art den König gerettet hätten. Von der Macht überwältigt, krochen nun die Einwohner von Pavia zu Kreuze, baten demüthig um Verzeihung, und nachdem ihnen Heinrich II. erlaubt hatte, zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen, was ſie glaubten, erwiederte er ihnen: „Ich weiß wohl, daß Ihr nicht Alle ſtrafbar ſeyd, und verlange nicht ein Mal die Urheber der Empörung zu wiſſen, indem ich ihnen verzeihe. Die Güte wird meine liebſte Tugend ſeyn, und ich verlange mehr geliebt, als gefürchtet zu werden." Dieſe Großmuth und Mäßigung verminderte zwar das wilde Weſen der Lombarden und Römer, und erregte Verwunderung, ſie verminderte aber doch nicht den heimlichen Haß gegen dieſen Fürſten, der nach einem zu Ponteleona gehaltenen Reichstage wieder nach Deutſchland zurückkehrte. Seine Gegenwart wurde nun auch dort deſto nothwendiger, weil die Polen ſowohl, als die Böhmen ſich abermals geweigert hatten, den gewöhnlichen Zins zu entrichten, und ſich nicht anders als durch Unterjochung zu ihrer Pflicht zurückführen ließen. Im Jahre **1013** mußte Heinrich von neuem nach Italien, wohin ihn das Betragen Harduins neuerdings aufgefordert hatte. Dieſer hielt auch dießmal nicht Stand, ſondern verſchloß ſich bei der Ankunft des Königs wieder in ſeine Feſtungen, und erbot ſich, ſeine Krone niederzulegen, wofern ihm die Herrſchaft über Yvrea gelaſſen würde. So geneigt auch Heinrich II. dazu geweſen war, ſo verwarfen doch ſeine Räthe ein ſolches Begehren, durch welches Benehmen die Römer ſo geſchreckt wurden, daß der Gegenpabſt Gregor die Flucht ergriff, wodurch Benedict VIII. im ruhigen Beſitze des päbſtlichen Stuhles blieb. Heinrich II. ließ ſich hierauf in Italien huldigen, gab daſelbſt Geſetze heraus, brachte das Weihnachtsfeſt zu Pavia zu, kam ſodann im Jahre **1014** nach Rom, und ward in dieſer Stadt mit größter Feierlichkeit von dem Pabſte zum Kaiſer gekrönt. Nach der Krönung beſtätigte er die der römiſchen Kirche von ſeinen Vor-

fahren gemachten Schenkungen, fügte denſelben neue hinzu, ſtiftete zu Bobir ein Bisthum, feierte hierauf das Oſterfeſt zu Pavia, und kehrte endlich nach geſtillten Unruhen in der Lombardei wieder nach Deutſchland zurück. Auf ſeiner Reiſe nach Lothringen beſuchte er Richard, Abt zu St. Vannes zu Verdun, und von der Glückſeligkeit dieſes klöſterlichen Lebens eingenommen, faßte er den Entſchluß, daſelbſt leben und ſterben zu wollen. Um ihn davon zurückzuhalten, ſchickte ſich Richard an, als ob er es in ganzem Ernſte aufnähme, und befragte den Kaiſer, ob er auch entſchloſſen wäre, ihm vollkommen Gehorſam zu leiſten. Sobald ihm Heinrich II. dieſes zuſicherte, erwiederte er: „Ich befehle Euch alſo, in der Regierung des Reichs fortzufahren, die Gerechtigkeit ſtandhaft auszuüben, und Euer ganzes Anſehen dazu anzuwenden, um den Völkern die Ruhe und den Frieden zu verſchaffen.“ Der Kaiſer gehorchte, und hielt in den polniſchen Angelegenheiten zu Merſeburg einen Reichstag. Im Jahre 1020 hatte der Kaiſer die Freude, auf ſein öfteres Anſuchen den Pabſt Benedict VIII. in Deutſchland zu ſehen, wo dieſer die Kirche des heil. Stephans zu Bamberg eingeweiht, und das Bisthum, das unmittelbar dem heil. Stuhle unterworfen war, neuerdings beſtätigt hatte. Allein die Hauptabſicht des Pabſtes war dabei, den Kaiſer zu einem neuen Zuge nach Italien zu bereden, wo die ſeit einiger Zeit mächtig gewordenen Griechen bald den ganzen untern Theil von Welſchland unter ihre Herrſchaft gebracht haben würden, gegen die ſchon der tapfere Melo, Fürſt von Baci, den Kürzern zog, und eben darum auch den Kaiſer um Hülfe zu bitten nach Deutſchland kam. Heinrich II. brach demnach mit einem ſtarken Heere nach Italien auf, belagerte die von den Griechen erſt erbaute Stadt Troja, bezwang ſie glücklich nach einem dreimonatlichen Widerſtande, gab das dem Pandulph von Capua entriſſene Fürſtenthum einem andern Pandulph, Grafen von Teano, deſſen Grafſchaft aber den Enkeln des

inzwiſchen zu Bamberg verſtorbenen Melo; erhielt die Fürſten von Salerno und die Neapolitaner in der Treue gegen das Reich; und räumte dort den Normännern für ihre geleiſteten Dienſte ein Stück Landes ein, die nachher nicht nur noch wichtigere Dienſte gegen die Griechen geleiſtet, ſondern eben ſo auch die Longobarden bezwungen haben, bis endlich nach Eroberung Siciliens das ſicilianiſche Reich geſtiftet wurde. Während ſeines Aufenthaltes in Italien brachte der Kaiſer die dortigen Angelegenheiten in Ordnung, mußte aber wegen einer unter ſeinen Soldaten eingeriſſenen Krankheit eilends nach Deutſchland zurückkehren, wo er zu Seligenſtadt eine Verſammlung der Biſchöfe, und hierauf an den franzöſiſchen Gränzen mit dem König Robert eine Unterredung hielt, mit dieſem einen Vertrag wegen Abtretung Burgunds an das Reich machte und ſodann die vornehmſten Städte in Deutſchland beſuchte. Er ſtarb 1024 im 52ſten Jahre ſeines Alters, in ſeiner Regierung im 24ſten, nach erlangter Kaiſerwürde aber erſt im 11ten Jahre. Sein Leichnam ward nach Bamberg gebracht, und ſehr prächtig in der dortigen Kathedralkirche beigeſetzt, Eugen III. aber erklärte ihn in der Folge auf das im Jahre 1052 gemachte Anſuchen der Biſchöfe und Domherren von Bamberg in die Zahl der Heiligen.

Ihm folgte Conrad II., der Salier. Er erhielt im Jahre 1025 von dem Erzbiſchofe zu Mainz die königliche Salbung, und begab ſich hierauf nach Aachen, wo er unter dem Frohlocken des Volks auf den Stuhl Carls des Großen geſetzt und ſeine Gemahlin Giſela von dem Erzbiſchofe von Cöln gekrönt wurde. Gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung durchreiſ'te er die vornehmſten deutſchen Provinzen. So wenig er eroberungsſüchtig nach fremdem Gute griff, eben ſo wenig ließ er von dem etwas fahren, was ſeine Vorfahren einmal zum Reiche gebracht hatten, oder was dieſem bereits durch Verträge zugeſichert war. Darum beſtand

er unnachgiebig auf der Vereinigung Burgunds mit Deutſchland, und brachte den König Rudolph III. dahin: daß er den mit Heinrich dem Heiligen eingegangenen Erbvertrag, aller Weigerungen und Ausflüchte ungeachtet, mit ihm erneuern mußte, und wußte ſich nach deſſen Tode in den Beſitz deſſelben zu ſetzen. Auch in Italien hatte Conrad II. anfangs einige Verdrießlichkeiten, weil man ſich dort von dem deutſchen Reiche losmachen, und, bevor er nach Rom kommen konnte, die kaiſerliche Krone daſelbſt zu empfangen, dieſelbe einem andern zuwenden wollte. Dieſe unruhigen Köpfe wandten ſich zuerſt an Robert, König von Frankreich, und ließen ihm für ſeinen Sohn Hugo das Königreich anbieten; da ſich aber dieſer weigerte, wandten ſie ſich an Wilhelm, Herzog von Aquitanien, welcher über ihre Vorſchläge und Bedingungen ſogar lachte. Als Conrad II. dieſes hörte, beſchloß er, nach Italien zu reiſen, ließ aber zuvor ſeinem noch jungen Sohne Heinrich die Nachfolge im Reiche zuſichern, und traf zu Como den Pabſt Johann XIX. an, der ihm entgegen kam. Nachdem er zu Mailand zum König der Lombardei gekrönt war, verſchiedene Unruhen geſtillt, ſich der Treue der dortigen Völker verſichert, und Mehreres in Ordnung gebracht hatte, eilte er nach Rom, und empfing daſelbſt mit ſeiner Gemahlin Giſela den 26. März 1026 unter großer Feierlichkeit die kaiſerliche Krone. Der neugekrönte Kaiſer ging nun nach Apulien, unterwarf ſich Benevent, Capua, und andere Städte theils durch Gewalt, theils durch freiwillige Ergebung, erweiterte den in Apulien zahlreicher gewordenen Normännern ihre Beſitzungen, geſellte ſie den dortigen Reichsvaſallen zu, und vertraute ihnen die Küſten, um ſie gegen die Griechen zu vertheidigen. Im Jahre 1028 ließ Conrad II. ſeinen ehedem ſchon zum Reichsnachfolger erwählten elfjährigen Sohn Heinrich zu Aachen krönen, und bald darnach ſah er ſich genöthigt, einiger Gränzſtreitigkeiten halber in Ungarn einzufallen. Allein der dortige

König Stephan ſchickte Geſandte an ihn, auf deren Unterhandlungen der Friede wieder erfolgte. Dafür koſtete ihm aber die Wiederherſtellung der Ruhe in Polen mehr Mühe. Mieſko, der dortige Herzog, hatte ſeinen Bruder Otto von der Erbſchaft ausgeſchloſſen, und ſich nicht nur ganz Polen, ſondern auch den königlichen Titel angemaßt. Der Kaiſer unterſtützte Otto, verjagte den Mieſko, und theilte Polen in drei Theile, wovon er jedoch nach des Otto Tode einen Theil Mieſko aus Gnaden gab, und in Schleſien Markgrafen einſetzte. Als im Jahre **1032** Rudolph, König von Burgund, mit Tode abgegangen war, nahm der Kaiſer dieſes ihm ehedem ſchon zugeſicherte, und mittelſt des Teſtaments alſo verordnete Königreich in Beſitz, und ließ ſich das Jahr darauf zu Peterlingen zum König von Burgund krönen, worauf Burgund mit dem römiſchen Reiche vereinigt wurde. Bald darnach brach der Kaiſer in Geſellſchaft ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes nach Italien auf, und ward zu Mailand von dem Erzbiſchofe Heribert auf das prächtigſte empfangen. Als er dort die Beſchwerden anhörte, und einige wider dieſen Erzbiſchof vorkamen, forderte er ihn zwar vor; doch dieſer erſchien ſo wenig, daß er ſogar erklärte, dem Kaiſer ſtehe es nicht zu, einen Biſchof zu verurtheilen. Indem alſo Conrad **II.** den Erzbiſchof für den Urheber der Unruhen anſah, ließ er ihn in Verhaft nehmen, und gab ihn Conrad, Herzog von Kärnthen, in Verwahrung. Er ließ auch noch drei andere Biſchöfe ins Gefängniß werfen, weil man ſie beſchuldigte, als ob ſie dem Kaiſer ſeine Würde nehmen und dieſelbe Eudo, Grafen von Champagne, zutheilen wollten. Indeſſen gelang es dem Erzbiſchofe, zu entkommen, nach Mailand zurückzukehren, und ſich dort in einen ſolchen Vertheidigungsſtand zu ſetzen, daß der Kaiſer zwar die ganze Gegend umher verwüſtete, aber von dieſem Platze doch nicht Meiſter werden konnte, ſondern ſich zurückziehen mußte. Er ſetzte hierauf über den

Po, und kam nach Parma, wo er wegen einem zwiſchen den Soldaten und Einwohnern entſtandenen Aufruhr zur Züchtigung die Stadt in Brand ſtecken und einen Theil ihrer Mauern ſchleifen ließ. Aus Italien zurück, führte er ſeinen Sohn nach Burgund, wo er ſich nochmals den Eid der Treue ſchwören ließ, und erhielt zu Goslar von den Slaven den jährlichen Zins. Ein Anfall vom Zipperlein nöthigte ihn ſodann, ſich etwas länger zu Nimwegen zu verweilen, von wo er nach Utrecht kam. Hier fing er an, Schmerzen zu fühlen, die ihm ſein nahes Ende ankündigten; er ſtarb am Pfingſtmontage im Jahre **1039**, nachdem er beinahe **15** Jahre regiert hatte. Sein Eingeweide ward zu Utrecht zurückgelaſſen, ſein Leichnam aber nach Speier gebracht, und daſelbſt in der Kathedralkirche beigeſetzt, zu welcher er den Grund zu legen befohlen, und welche nachher der Begräbnißort der Kaiſer aus dem ſchwäbiſchen Hauſe war. Er iſt der erſte Fürſt, der den kaiſerlichen Scepter an das fränkiſche und ſchwäbiſche Haus gebracht hat.

Heinrich **III.**, ſeines ſtarken Bartes wegen der Bärtige, und auch ſeiner kohlſchwarzen Haare halber der Schwarze genannt, kam **1017** zu Oſterbeck in Geldern zur Welt, und war ein Sohn Conrads **II.** und deſſen Gemahlin Giſela. Schon bei Lebzeiten ſeines Vaters ward er Herzog in Baiern, und wurde auch, wie wir bereits vernommen, zum König von Deutſchland und Burgund gekrönt. Als er nach dem Tode ſeines Vaters mit **22** Jahren die Regierung antrat, ward er genöthigt, die Waffen gegen die Böhmen zu ergreifen, weil dieſe den jährlichen Zins ihm zu leiſten ſich geweigert hatten. Er erlitt zwar anfänglich eine Niederlage, ſchlug ſie aber endlich, und brachte ihren Herzog Brzegislav zum Gehorſam. Mehr Mühe koſtete es ihm, die ungariſchen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und er gerieth mit Odo, König von Ungarn, in einen Krieg, weil er den nämlichen Peter aufgenommen hatte, der als Mitbewerber um die Krone von dieſem

verjagt war. Heinrich III. fiel daher in Ungarn bis nach Preßburg ein, verheerte das Land, und gab den Ungarn, weil ſie den Peter nicht annehmen wollten, einen Herzog aus ihrem Geſchlechte, den aber Odo bald wieder verjagte, worauf Heinrich III. dieſen auf dem Throne ließ. Als er aber bald wieder untreu ward, zog er abermals nach Ungarn, ſchlug Odo an dem Fluſſe Raab aufs Haupt, und zwang die Ungarn, Peter für ihren König anzunehmen, der ihm auch ſodann den Huldigungseid leiſtete. In den darauf folgenden Jahren, nachdem Peter durch einen Verwandten, Andreas, der Augen beraubt und vom Throne geſtoßen war, ward Heinrich III. abermals aufgefordert, die Waffen gegen Ungarn zu ergreifen; doch als er ſchon ſeinen Zug unternahm, ſchickte ihm Andreas entgegen, und erbot ſich nicht allein zum Gehorſam, ſondern auch zu dem jährlichen Zinſe, wodurch er ſich unter der Bedingung beſänftigen ließ, daß er, nebſt dem Erſatz der Kriegskoſten, ein Stück von Ungarn unmittelbar an das deutſche Reich abtreten und außerhalb Italien die Kriegszüge mitmachen mußte. Je ruhiger es um dieſe Zeit in demſelben ausſah, deſto mächtigere Parteien herrſchten zu Rom, wodurch es geſchah, daß drei Päbſte zugleich daſelbſt waren. Dieſen Unordnungen abzuhelfen, kam Heinrich III. nach Italien, ließ ſich zu Mailand zum König der Lombardei krönen, und begab ſich hierauf nach Rom, wo in einem Kirchenrathe zu Sutri die als Afterpäbſte erkannten Benedict IX. und Sylveſter III. abgeſetzt wurden; Gregor VI. hingegen legte ſeine Würde freiwillig nieder, worauf dann Heinrich III. nach Rom kam, wo Suidger, der Biſchof von Bamberg, unter dem Namen Clemens II. im Jahre **1047** zum Pabſte erwählt wurde, und nach dieſer Handlung ſogleich Heinrich III. zum Kaiſer krönte. Künftigen Unruhen bei der Pabſteswahl vorzubeugen, ward der alte Vertrag erneuert, daß ohne kaiſerliche Bewilligung kein Pabſt eingeſetzt werden ſollte. Nach

ſeiner Zurückkunft in Deutſchland beſchäftigte ſich der Kaiſer mit Vergebung der Reichslehen, und mit den ungariſchen Angelegenheiten, bei welchen der inzwiſchen auf den heil. Stuhl erhobene Pabſt Leo IX. einen Vermittler zu machen nach Deutſchland kam, wo er zugleich Hülfe wider die Normänner ſuchte, die nach Allem griffen, mochte es den Griechen, der römiſchen Kirche, oder dem Reiche gehören. So viel Mühe ſich auch immer der Pabſt gab, den Kaiſer zu bereden, mit ihm ſogleich nach Italien zu gehen, ſo geſtatteten es doch die Umſtände nicht, ſondern er brachte nur deutſche Völker mit ſich, mit denen er ſo unglücklich gegen die Normänner war, daß er ſelbſt gefangen nach Benevent geführt, jedoch mit vieler Ehrerbietung gehalten, und hierauf wieder entlaſſen wurde, worauf er bald ſtarb, und Victor II. zu ſeinem Nachfolger bekam. Heinrich III. hatte inzwiſchen im Jahre 1053 auf dem Reichstage zu Tribur am Rhein ſeinen dreijährigen Sohn, der in der Folge unter dem Namen Heinrich IV. merkwürdig ward, und dem er das Herzogthum Baiern gab, zum König von Deutſchland wählen laſſen. Er mußte wieder nach Italien, die dortigen Unordnungen zu ſtillen, wo indeſſen der von ihm abgeſetzte und noch immer unruhige Herzog Gottfried die mächtige Wittwe des Markgrafen Bonifaz, Namens Beatrix, eine Mutter der nachher ſo berühmt gewordenen Mathilde, geheirathet hatte, von deſſen Haſſe gegen ſein Haus und Einfluſſe auf Italien er deſto mehr zu befürchten hatte, weil auf der andern Seite die Normänner kein Ziel und keine Schranken mehr hielten. Er ſchickte ihm bei ſeiner Ankunft Geſandte, durch die er ihn verſichern ließ, daß er ſo wenig an Empörungen denke, daß er vielmehr im Gegentheile bereit wäre, für das Wohl des Kaiſers und des Reiches das Aeußerſte zu wagen. Selbſt ſeiner Heirath wegen rechtfertigte er ſich, und eben das Nämliche that auch Beatrix, die gefliſſentlich deßhalb zu ihm kam, die er aber zu aller Sicherheit

mit ſich nach Deutſchland nahm. Nach ſeiner Zurückkunft in Deutſchland hielt Heinrich III. in der Gegend von Metz eine Unterredung mit dem König von Frankreich, und begab ſich hierauf nach Sachſen, weil Goslar, das er aus einer ſchlechten Hütte zu einem anſehnlichen Orte gemacht hatte, ſeit einiger Zeit ſein Lieblingsaufenthalt war. Seine Hauptſorge ging auf die ungariſchen, und noch immer nicht ganz beigelegten niederländiſchen Angelegenheiten. Seine Sorge vermehrte noch mehr die um dieſe Zeit in Deutſchland eingeriſſene Hungersnoth, der abzuhelfen er kein Mittel unverſucht ließ. Eben dieſe Hungersnoth verleitete auch die Slaven in der Laußitz, einen Einfall in Sachſen zu machen, denen zwar anfangs kräftiger Widerſtand geleiſtet wurde, bis ſie endlich ſiegten, worauf ſie Alles plünderten, und nicht eher herauszogen, als nachdem ſie eine anſehnliche Beute gemacht hatten. Dieſe höchſt empfindlichen Umſtände wirkten auf die Geſundheit Heinrichs III. ſo ſehr, daß er, da man es am wenigſten glaubte, den 5. October im Jahre 1056, ſeines Alters im 39ſten, ſeiner Regierung aber im 17ten zu Bothfeld ſtarb, wohin er ſich der Jagd wegen begeben hatte. Einige Schriftſteller verſichern, er wäre an einem großen Stücke Brod erſtickt, das er nicht hinunterſchlucken konnte. Andere geben wieder als Urſache ſeines Todes an, daß er zu viel Hirſchleber gegeſſen hätte.

Die nordiſchen Reiche (Dänemark, Norwegen, Schweden und Rußland) von ihrer Entſtehung bis zum elften Jahrhundert.

Verhüllt in den Schleier der Fabel, gleich aller Geſchichte der älteſten Zeiten, läßt dennoch durch denſelben die ältere nordiſche Geſchichte einige nicht zu verkennende Züge der Wahrheit hervorſchimmern. Othin oder Odin ſoll der Stifter der Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden ſeyn. Bei den nordiſchen Völkern, wie wir wiſſen, ein angebeteter Gott, deſſen Perſon, wie es bei mehreren Helden, Weltweiſen, Geſetzgebern, Lehrern der Alten der Fall iſt, vervielfältigt vorkommt. Gleichwie man mehr als einen Zoroaſter findet, ſo findet man auch mehr als einen Othin. Der letzte von dreien dieſes Namens ſcheint ungefähr **70** Jahre vor Chriſti Geburt aus den Gegenden am Tanais oder Don nach Norden gekommen zu ſeyn. Liſt und Klugheit halfen ihm eben ſo ſehr als Tapferkeit zu den großen Eroberungen, die er folgendermaßen vertheilt haben ſoll. Seinen Freund Niord machte er zum Regenten der eigentlichen Schweden in Upland und Haimdal; einen andern ſeiner Freunde ſetzte er über die eigentlichen Dänen in Schonen; ſeinem Sohne Seming gab er die Herrſchaft über die eigentlichen Norweger im Drontheimiſchen; ſeinen Sohn Skiold machte er zum Herrn über Seeland und die kleinen herum liegenden Inſeln, und über einen Theil Jütlands. Nach demſelben heißen die folgenden Könige Skioldungen, d. i. Abkömmlinge von Skiold. Dieſer Prinz ſoll auch Leire oder Lethra angelegt haben, den nachmaligen berühmten Sitz der däniſchen Oberkönige. Sein Enkel Frode, der Friedliebende, regierte in Seeland zur Zeit der Geburt Chriſti.

Etwa um die Mitte des dritten chriſtlichen Jahrhunderts regierte Dan mit dem Beinamen Mikilatti, d. i. der Hochmüthige, König in Schonen. Durch Vermählung mit der seeländiſchen Prinzeſſin Olufa vereinigte er mit ſeinem Reiche, dem älteſten Vaterlande der eigentlichen Dänen, Seeland und die Inſeln. Auch ſcheint ſein Name die Benennung Dänemark, die ein flaches Land bezeichnet, über ſein ganzes Reich ausgebreitet zu haben.

Daſſelbe wurde bald wieder in kleinere Staaten vertheilt. Unter deren Königen hielten ſich die zu Leire für die größten und vornehmſten. Um das Jahr 650 war Ivar Vidfadme, König in Schonen, ein mächtiger Fürſt, der Schweden, Oſt- und Weſtgothland, Seeland und einen Theil von Pommern und Preußen unter ſeiner Botmäßigkeit hatte. Seine Nachfolger, Harald Hildetar, Sigurd Ring und Regner Lodbrock, erhielten und vermehrten dieſe große Macht. Dennoch unterblieb die Zerſtücklung des Staates nicht ganz. Unter den abgetheilten Königen, Unterkönigen und Vaſallen der Krone thaten ſich die jütiſchen, ſüdjütiſchen, d. i. ſchleswigiſchen, Regenten hervor. In den Tagen Carls des Großen verdunkelten ſie das Anſehen der lethraiſchen Könige; aber nach den plötzlichen Todesfällen der ſüdjütiſchen Könige Gottfried und Hemming entſtand unter den Prinzen ihres Hauſes von verſchiedenen Linien ein gefährlicher Erbfolgeſtreit. Zwei dieſer Prinzen, Harald und Erich, unvermögend, ihren Gegnern zu widerſtehen, ſuchten Schutz und Hülfe bei dem Kaiſer Ludwig dem Frommen. Sie erhielten unter der Bedingung des Uebergangs zum Chriſtenthum und der Taufe Alles, und bekamen Lehen in Friesland und Holſtein. Ihr Beiſpiel und das Beſtreben der Heidenbekehrer, welche ſeit Carls des Großen Zeit das Evangelium in Norden auszubreiten ſuchten, ließ mitten unter den Kriegen über die Erbfolge den ausgeſtreuten Samen des Chriſtenthums ungeſtört aufwachſen. Unter Ludwig dem Frommen war

beſonders Anſchar, Erzbiſchof zu Hamburg oder Bremen, eifrigſt bemüht, den Nebel der Abgötterei und des Aberglaubens in Holſtein, Schleswig, in allen deutſchen Staaten, durch die wohlthätigen Strahlen der chriſtlichen Religion mehr und mehr zu zerſtreuen. Seine Bemühungen waren von Erfolg und von Dauer.

Gorm der Alte, der, wie es ſcheint, um 855 den lethraiſchen Thron beſtieg, wollte die Abhängigkeit aller Unterkönige von der Krone wieder herſtellen, und die Ausbreitung des Chriſtenthums nicht länger dulden. Jenes iſt ihm gelungen. Er unterwarf ſeinem Scepter alle kleinen jütiſchen Könige bis an Schleswig; aber das Chriſtenthum vermochte er in ſeinen Staaten nicht zu unterdrücken. Sey es aus Haß gegen daſſelbe, oder aus Gründen der Staatsklugheit, ſo lieferte er wenigſtens den benachbarten Sachſen viele Schlachten. Auch ſcheint er nicht unglücklich in ſeinen Unternehmungen geweſen zu ſeyn, bis endlich der deutſche König, Heinrich I., gegen ihn auszog, und ſich aller derjenigen Ueberlegenheit glücklich bediente, welche ihm die weitere Fortſchreitung in der Cultur und die beſſere Kriegskunſt über die damals minder gebildeten Dänen gaben. In einer großen Feldſchlacht beſiegt, war Gorm genöthigt, dem deutſchen Könige im Jahre 931 die Erweiterung der deutſchen Reichsgränze bis an die Schley, die Pflanzung einer ſächſiſchen Colonie in der Stadt Schleswig, und die Stiftung einer Markgrafſchaft zu erlauben. Daß dieſer Begebenheit nur von wenigen deutſchen Schriftſtellern gedacht iſt, hat außer andern Gründen einige bewogen, ſie ganz zu läugnen; allein die Erwerbung, welche Heinrich in dem kleinen Erdſtriche zwiſchen der Schley und der Eyder dem deutſchen Reiche verſchaffte, iſt ſo unerheblich, daß ſie leicht von Schriftſtellern, die an entferntern Orten lebten, konnte übergangen werden. Nur der Fleiß und die Sorgfalt, welche Adam, im 11. Jahrhunderte Stiftsherr zu Bremen, mit ſeiner Kenntniß der däni-

ſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Geſchichte verband, erlaubte ihm nicht, den Vorfall unbemerkt zu übergehen.

Gorm der Alte, den die chriſtlichen Schriftſteller, weil er das Chriſtenthum nicht begünſtigte, härter und grauſamer, als er war, geſchildert haben, hatte von ſeiner Gemahlin Thyra zwei Prinzen, Knut und Harald. Knut, der Liebling ſeines Vaters, der ſchon bei Lebzeiten des Letztern einen beträchtlichen Theil der däniſchen Staaten als Unterkönig oder Statthalter regierte, ſtarb eines gewaltſamen Todes, wie Einige meinen, von der Hand ſeines Bruders. Der alte König überlebte ihn nicht lange. Sein jüngerer Sohn, Harald, beſtieg hierauf den Thron, ungefähr im Jahre 935. Man hat ihn durch den Beinamen Blaatand, d. i. Blauzahn, von andern Königen ſeines Namens unterſchieden.

Harald Blaatand fuhr fort, die Macht und das Anſehen des däniſchen Reiches zu erhöhen. Er erbaute, oder verſtärkte und erweiterte wenigſtens den großen Gränzwall bei Schleswig, der unter dem Namen des Dannawirks bekannt iſt; eine Art, ganze Länder zu befeſtigen, die in ältern Zeiten üblich und nützlich war, aber bei der gegenwärtigen Verfaſſung der Kriegskunſt ſehr unnütz ſeyn würde. Er legte die Feſtung Jomsburg in Pommern an, und ſtiftete daſelbſt eine däniſche Colonie. Er nahm an den norwegiſchen Streitigkeiten der Söhne des norwegiſchen Königs Harald Harfager Theil. Er ſchützte Richard, Herzog von der Normandie, gegen die Bedrückungen der Könige von Frankreich, Ludwigs übers Meer und deſſen Sohnes Lothar, indem er im Jahre 945 an dem Ausfluſſe der Dive mit einer wohlbemannten Flotte erſchien, und 961 eine andere größere zum Beiſtande des bedrängten Herzogs abgehen ließ. Er glänzte nicht nur als Sieger, ſondern auch als Geſetzgeber der Dänen, der Frieſen und der holſteiniſchen Sachſen; er verlegte die Reſidenz von Leire oder Lethra nach Roſchid. Das Chriſtenthum ſcheint

er ſchon bei ſeines Vaters Lebzeiten, wiewohl noch ohne Taufe, angenommen zu haben.

Die Ermordung des Markgrafen von Schleswig und der von Otto dem Großen an den König der Dänen abgeſchickten Geſandten, welche von einigen ſeiner Unterthanen unternommen war, reizte eben ſowohl den Zorn des Kaiſers, als der Beiſtand, den der König einem unruhigen deutſchen Reichs-Vaſallen geleiſtet oder zu leiſten Hoffnung gemacht hatte. Nach der wahrſcheinlichſten Zeitbeſtimmung war es im Jahre **972**, als Otto gegen Harald zu Felde zog, ihn, nach einer tapfern Gegenwehre, in einer Feldſchlacht beſiegte, und dann unter der Bedingung, daß der König dem Chriſtenthume in ſeinen Staaten freien Lauf laſſen ſollte, Frieden mit ihm ſchloß. Zur Verſicherung des Vergleiches ließ Harald ſich, ſeine Gemahlin Gunilde, und ſeinen noch kleinen Prinzen Sueno oder Suend taufen. Letzterer erhielt nach dem Kaiſer, der ihn aus der Taufe hob, den Namen Suenotto.

Der Friede war nicht von Dauer. Bald nach der Thronbeſteigung Otto's **II.** nahm König Harald, vermuthlich aus Eiferſucht über die Macht der Sachſen in ſeiner Nachbarſchaft, Theil an dem Streite des Kaiſers mit deſſen unruhigem Vetter, dem Herzoge Hezilo von Baiern, und verheerte um **974** zu deſſen Vortheile Sachſen. Vergebens ſtürmte der Kaiſer das Dannawirk. Er mußte ſeine Schiffe ſuchen, und in Holſtein überwintern. Im folgenden Frühjahre brachte er in Holſtein und in andern ſeiner Herrſchaft unterworfenen Ländern ein ſtarkes Heer zuſammen. Der berühmte Hagen, Jarl oder Statthalter von Norwegen, der mit dem norwegiſchen Heere zum Beiſtande des Königs gekommen war, vertheidigte das Dannawirk gegen den erneuerten Angriff des Kaiſers ſo tapfer, daß derſelbe abermals ſeine Truppen einſchiffen mußte. Von dem Herzoge Bernhard von Sachſen und dem Grafen Heinrich von Stade aufgemun-

tert, wagte endlich der Kaiſer noch einen Verſuch. Dabei half ihm der Anſchlag Olof Trygwaſon's, dieſes nachmals ſo berühmten norwegiſchen Königs, durch angezündete, mit Reiſern angefüllte Theertonnen das Holz des Waldes in Brand zu ſtecken, und die Beſatzung zu vertreiben. Otto folgte dem Rathe, führte demnächſt ſeine Truppen zur See von der Mündung der Schley, und drang tiefer in Jütland ein. König Harald ging ihm mit der ganzen däniſchen Macht entgegen. Nach einem lange zweifelhaften Kriegsglücke ſiegte der Kaiſer. Harald flüchtete nach der Inſel Marſey im Limfiord. Daſelbſt kamen endlich der Kaiſer und der König zuſammen, und ſchloſſen Frieden.

Zum Unglücke für das Königreich und für das Chriſtenthum zerſtörten beides bald darauf innerliche Unruhen. Harald Blaatands Sohn, Suend oder Suenotto, verließ das Chriſtenthum, auf welches er als ein Knabe getauft war, brachte alle Heidniſchgeſinnten zu ſeinem Vortheile auf, und ergriff die Waffen gegen ſeinen Vater. Der alte König, der ſich muthig genug vertheidigte, kam endlich auf Jomsburg um, getödtet von Palnatocke, damaligem Oberhaupte der Colonie Suend, der nicht nur das Land rings um Schleswig her, ſondern auch Sachſen verheerte, und den deutſchen Kaiſer noch ein Mal zum Kriege gegen Dänemark nöthigte. Die Unruhen, welche noch zur Zeit Otto's **II.** anfingen, dauerten unter Otto **III.** fort. Daß derſelbe bei ſeinem Einbruche in Dänemark einen Sieg über ein däniſches Heer erfochten habe, iſt gewiß; daß er Dänemark zinsbar oder lehenspflichtig gemacht habe, iſt eine falſche, gleich der von Otto **I.** auf Mißverſtand der Urkunden begründete Nachricht. König Suend Tveskiäg, d. i. mit dem geſpaltenen Barte (denn dieſen Namen führt er in der Geſchichte), war ein mächtiger Fürſt. Er war glücklich genug, England zu erobern, und ſtarb daſelbſt **1016**, nachdem er ſeinen Abfall vom Chriſtenthume ſchmerzlich bereut und ſich von

neuem dazu bekannt hatte. Vielleicht noch etwas früher, als Dänemark, ward das noch mehr als dieſes Reich zerſtückte Norwegen in einen zuſammenhängenden Staatskörper vereinigt. Harald Harfager (das iſt Schönhaar), der aus dem alten Stamm der Fürſten, die man für Othins Nachkommen hält, entſproſſen ſeyn ſoll, unternahm und vollendete dieſes große Werk 873, indem er 31 kleine norwegiſche Könige bezwang, und einer der mächtigſten Fürſten wurde. Seine Herrſchaft erſtreckte ſich bis Finmarken. Ein Theil der mißvergnügten Norweger flüchtete, um ſich der Herrſchaft Harald Harfagers zu entziehen, nach den Inſeln Island und Faroë. Mit ihnen kam die Luſt zur Geſchichte und zur Dichtkunſt, das Vergnügen an Geſchlechtsregiſtern und an der Kenntniß großer Thaten berühmter Vorfahren dahin. Genährt in dem Schooße der Freiheit und des Friedens, welche Island vor andern nordiſchen Ländern beglückten, wuchſen in der glücklichen Inſel, ihrer fernen Lage und ihres kalten Himmelsſtriches ungeachtet, Dichter und Geſchichtskundige empor, welche den verdienten Beifall der Nachwelt erhielten. Bei Ermanglung der beſſern Schreibmaterialien, der Dinte, des Pergaments und des Papiers, verewigte die Runenſchrift manche wichtige Nachricht in den Baumrinden, in hölzernen Stäben, in Steinen, in Denkmalen, welche die Thatſachen richtiger und zuverläſſiger als bloße Ueberlieferung auf die Nachwelt bringen. Harald Harfager theilte ſein Reich unter ſeine Söhne, doch ſo, daß der älteſte Oberkönig ſeyn ſollte. Dieſe Einrichtung hatte die gewöhnliche Folge, Streit der Brüder und verheerenden Erbfolgekrieg. Nach mancherlei blutigen Vorfällen kam Olof Trygwaſon, ein Abkömmling Harald Harfagers, zur Krone. Er hatte den erwähnten Hagen Jarl erſchlagen, das Chriſtenthum in Norwegen und in Island theils gegründet, theils ausgebreitet, und die Stadt Drontheim erbaut. Endlich hatte der tapfere, ruhmbekränzte König das traurige Schickſal, von dem däni-

ſchen Könige Suend Tveskiäg, der ſich mit den Schweden und und mit den unzufriedenen Norwegern verbunden hatte, im Jahr **1000** getödtet zu werden.

In den obigen Nachrichten von Odin iſt bereits bemerkt worden, daß ſein Gefolge und ſein Geſchlecht auch Schweden beherrſcht habe. Als er in dieſes Reich kam, herrſchte daſelbſt Gylfe, ein Enkel von Gore, ein Abkömmling von Forinother, der König von Jotoland und Finnland genannt wird. Von Odins Sohne und Nachfolger, Yngue, ſoll in Schweden das königliche Haus ſeiner Nachkommen den Namen der Ygliner erhalten haben, gleich wie das in Dänemark vom Skiold unter dem Namen der Skioldunger begriffen wurde. Aus dem Stamme der Yngliner war im ſiebenten chriſtlichen Jahrhunderte Ingiald, mit dem Zunamen Illräda, der **12** kleine Könige durch trügeriſche Freundſchaftseinladung zu einem Gaſtmahle lockte, bei welchem ſie verbrannt wurden. Durch ſolche Grauſamkeit und durch Ränke machte er ſich zum unumſchränkten Herrn des ganzen Reiches. Gleichwohl war es, bei dem allgemeinen Mißvergnügen der Nation, dem vorgedachten Könige von Schonen, Iwar Widfadme, ein Leichtes, ihn mit glücklichem Erfolge anzugreifen. Ingiald wählte die Todesart, wodurch er ſo viele Unterkönige des Lebens beraubt hatte. Er ließ, nach angeſtelltem Gaſtmahle, ſich ſelbſt, ſeine Tochter und alle Hofbedienten verbrennen.

Iwar Widfadme, d. i. der weit um ſich Greifende, herrſchte zugleich über Schweden und Dänemark, und über noch mehrere Länder. Nach ihm herrſchten ſeine Tochterſöhne Harald Hildetar und Randwer, und nachmals Sigurd Ring, der nach aufgehobener Theilung das ganze Iwarſche Reich unter ſein Scepter brachte. Er blühte um die Mitte des achten chriſtlichen Jahrhunderts, und wurde der Stammvater eines Königshauſes, welches nach ihm den Namen der Sigurdſchen führte, und

ſich bis auf das Jahr 1060 auf dem ſchwediſchen Throne erhalten hatte.

Sigurds Sohn, Regner Lodbrock, herrſchte über Dänemark und Schweden. Nach ſeinem Tode bekam erſteres ſein jüngſter Sohn Sigurd, letzteres der ältere, Biörn Jernſida. Damals war die Macht der Unterkönige ſehr groß. Mit Dänemark war Schweden zu dieſer Zeit lange im Frieden. Die Heereszüge der ſchwediſchen Könige waren meiſtens gegen Oſten gerichtet. Erich Edmunſon, der 883 ſtarb, unterwarf ſich Finnland, Karelien, Eſthland und Kurland. Deſſen Enkel, Erich Segerſäll, der Siegreiche, führte, nachdem er ſeinen Bruderſohn, Styrbiörn, überwältigt hatte, einen glücklichen Krieg mit dem däniſchen Könige Suend Tveskiäg. Im beſſern Vernehmen mit dieſem ſtand Erich Segerſälls Sohn, Olof Skötkonung (d. i. Schooßkönig, weil er bei ſeines Vaters Tode ein Kind war, das im Schooße getragen wurde). Beide waren Bundesgenoſſen, als ſie im Jahre 1000 den berühmten König von Norwegen, Olof Trygwaſon, überwältigten.

Schon vor Olof Skötkonung hatte das Chriſtenthum angefangen, in Schweden Fuß zu faſſen. Anſchar, erſt Mönch zu Corvey, dann Erzbiſchof zu Hamburg oder Bremen, dieſer berühmte und um den ganzen Norden ſo ſehr verdiente Heidenbekehrer, hatte bereits in Schweden die Lehre des Welterlöſers gepredigt; allein die Finſterniß des Heidenthums hatte die Lichtſtrahlen verſchlungen, die kaum Schweden zu erhellen angefangen hatten. Unter dem Könige Olof Skötkonung, der ſich, ſeine Kinder und ſeinen Hof taufen ließ, ſchlug es tiefere Wurzeln.

Dänen, Norweger und Schweden waren es, die, unter dem Namen der Waräger, ſich auch in Rußland merkwürdig machten. Dieſes große Reich, das in ſpätern Zeiten, in tartariſcher Dienſtbarkeit, ſeine dunkle Periode hatte, war in ältern Zeiten berühmter und mit den übrigen nordiſchen Reichen in mehr als einer Art

der Verbindung. Bei den alten nordiſchen Geſchichtſchreibern kommt es unter dem Namen Garderyk, Holmgard, Oſtergard und Auſturgard vor. Die letztere Benennung führte es, weil es den Scandinaviern gegen Oſten lag. Der ruſſiſche Namen iſt ſpäter aufgekommen.

Nach dem Zeugniſſe Herodots wohnten in einigen Gegenden Rußlands, neben andern Völkerſchaften, zwiſchen dem Dnieper und Don, Scythen; ein Namen, der ſonſt bei den Alten oft zur Bezeichnung mehrerer weſentlich unterſchiedener Nationen, oft auch von der Unwiſſenheit gebraucht und gemißbraucht, aber von Herodot in dieſem Falle beſtimmt genug angewandt iſt, um eine Nation von andern ſie umgebenden auszuzeichnen. Bei den nachmaligen großen Bewegungen und Heereszügen aſiatiſcher und anderer Völkerſchaften wurde ein beträchtlicher Theil des ſüdlichen Rußlands, die heutige Ukraine und das belgorodiſche Gouvernement, ein Raub verſchiedener derſelben. In dieſen Unruhen behielten endlich die Slaven die Oberhand; dieſer große Völkerſtamm, welcher anfänglich an der Weichſel, am Dnieper und Don ſeinen Aufenthalt gehabt zu haben ſcheint, und in der Folge ſich in unzähligen Zweigen an der Donau in Ungarn, Polen, Rußland, an der Elbe und an der Oſtſee weit ausgebreitet hat. Ein Theil der Slaven ſoll im fünften oder ſechſten Jahrhunderte Kiew, eine andere Colonie Nowgorod erbaut haben. Im neunten Jahrhunderte wurde dieſe Colonie von den Warägern beunruhigt, und bei ihrer Uneinigkeit leicht beſiegt. Doch Nowgorod ermannte ſich, verjagte in einem allgemeinen Aufſtande ſeine ausländiſchen Herren, und bildete ſich zu einem unabhängigen Freiſtaate. Allein neue Factionen zerſtörten die Ruhe und jedes ſcheinbare Glück. In der Fülle der Verwirrung entſchloſſen ſich die Nowgoroder, aus ihren bisherigen Feinden, den Warägern, ſich einen Beherrſcher zu erwählen. Eingeladen durch eine feierliche Geſandtſchaft, kamen drei der berühmteſten normanniſchen Helden, die Brüder Rurik, Sineus und

Truwar, mit einem ſtarken Gefolge in Nowgorod an. Sineus und Truwar ſtarben im Jahre 864 unbeerbt. Rurik, der ihr Gebiet in Beſitz nahm, war der Stifter eines neuen Reiches, machte die Stadt Nowgorod zu ſeiner Reſidenz, legte verſchiedene Städte an, erhielt die innere Ruhe des Landes, und herrſchte in Anſehen und Glück bis an ſeinen Tod. Seine Nachfolger beförderten durch Muth und Klugheit den Flor ſeines Reiches.

Während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes Ighor übernahm Oleg die vormundſchaftliche Regierung, ein berühmter und ſiegreicher Fürſt, der aber ſeine Eroberungen nicht immer nach dem Maßſtabe der Gerechtigkeit eingerichtet zu haben ſcheint. Er unterwarf ſich 882 Kiew, und machte es zum Sitze ſeines Reiches. Dieſes bisher unabhängige Fürſtenthum ward durch ein Paar vornehme Waräger, Oskold und Dir, die mit oder vor Rurik gekommen waren, geſtiftet. Oleg's niedrige Liſt beförderte ihren Tod. Er nöthigte das ſtolze Conſtantinopel zum Tribute, ſchloß mit den Griechen 913 einen Handelstractat, und ſtarb, nach Einigen, von dem Stiche einer Schlange. Unter ihm ward der Name der Ruſſen bekannter. Er ſcheint urſprünglich nur einen kleinen Theil der zu dem großen Reiche gehörigen Völkerſchaften bezeichnet zu haben, und von den Griechen, denen dieſer, ſonſt nicht der beträchtlichſte Theil am bekannteſten war, der ganzen Nation beigelegt worden zu ſeyn. Auch iſt dieſes nicht der einzige Fall, daß ein großer Staat nach einem kleinen Theile deſſelben, unterſchiedene vereinigte Nationen nach einer derſelben benannt worden ſind.

Auf Oleg's Bahn ging Ruriks Sohn Ighor Rurikowitſch, der von 913 bis 945 herrſchte, mit Ruhm einher. Doch drückte er die Drewier zu ſehr mit Auflagen, die, dadurch aufgebracht, ihn erſchlugen. Seine ſchöne und ſtaatskluge Wittwe Olghar rächte ſeinen Tod, verbeſſerte die Landesverfaſſung, ſorgte für die Aufnahme des Handels, übergab ihrem Sohne die Mitherr-

ſchaft, nahm zu Conſtantinopel die chriſtliche Religion an, konnte aber die Einführung derſelben nicht bewirken, da ihr Sohn dem Götzendienſte treu blieb. Sie ſtarb zu Kiew. Ihr kühner Sohn Swätoslaw Ighoriewitſch dachte ſowohl bei ihrem Leben, als nach ihrem Tode auf Eroberungen. Er führte eine harte Kriegszucht ein, und gab ſelbſt davon das Beiſpiel, beſiegte viele Nationen, eroberte 80 Oerter an der Donau, ernannte Perejaslawl (Preslav oder Periſthlawa, vor Alters Marcianopel) zu ſeiner Reſidenz, focht mit abwechſelndem Glücke gegen die Griechen, und ward zuletzt von dem petſchenegiſchen Feldherrn Kura geſchlagen, gefangen und getödtet.

Vermittelſt einer von ihm ſelbſt verfügten Theilung des Reiches erhielt ſein Sohn Jaropolk Kiew, der andere, Oleg, das Land der Drewier, und der dritte, Wladimir, ein Sohn der ſchönen Maluſcha, aus Lubecz am Dnieper in Klein-Rußland, Nowgorod. Auch dieſe Theilung hatte die gewöhnliche Wirkung, Zwiſt unter den Brüdern. Auf Antrieb des ſonſt verdienten Feldherrn Swenald, der den Oleg aus Privaturſachen haßte, erſchlug dieſer ſeinen Bruder Jaropolk, und nahm deſſen Land in Beſitz. Wladimir, der ein ähnliches Schickſal fürchtete, zerfiel darüber mit ſeinem Bruder Jaropolk, und raubte demſelben Thron und Leben.

Nun war dieſer Wladimir Swätoslawitſch, der den Ehrennamen des Großen erhalten hatte, Herr der ganzen ruſſiſchen Monarchie. Hauptſächlich aus Staatsurſachen, und um die griechiſche Prinzeſſin Anna oder Anaſtaſia zu heirathen, nahm er die chriſtliche Religion an 988, beförderte ihre Einführung durch Verordnungen und durch ſein Beiſpiel, ſuchte die Barbarei zu verſcheuchen, ſtiftete Schulen, begünſtigte den Handel, ſchickte Reiſende aus, die Erfindungen fremder Völker zu erlernen, und ſchmückte ſein Reich mit neuerbauten Städten. Unter ihm ward der Gebrauch der ſlavoniſchen Buchſtaben in Rußland durchgehends eingeführt. Viel-

leicht würden ſeine Anſtalten für die Zukunft von unbegränzter Wirkſamkeit geweſen ſeyn, wenn er nicht kurz vor ſeinem, im Jahre 1015 erfolgten Tode ſeinen Staat unter ſeine 12 Söhne vertheilt hätte.

An ſeinen Hof drängten ſich Juden, Moslemen und Chriſten, alle, um ihn zu bekehren, um ſich in einem ſo mächtigen Glaubensbruder einen ſtarken Schirmherrn zu erwerben. Wladimir hörte geduldig die Lehre der Moslemen an, als aber das Verbot des Weines kam, da bat er ſie zu ſchweigen, meinend, ihre Religion ſey nicht für ihn, denn ohne die Luſt des Trinkens könnten die Ruſſen nicht beſtehen. Die Juden wies er noch härter ab; denn er ſagte zu ihnen: „O ihr Thoren, euch hat Gott in ſeinem gerechten Zorne ob eurer Sünde in aller Welt zerſtreuet, und uns wollt ihr euren Glauben auflügen!“ Den Chriſten aber verſprach er mild, ſich zu ihrem Glauben bekennen zu wollen, denn er nur ſchien ihm mit ſeinem geſunden Verſtande am beſten zu harmoniren. 988 ließ ſich Wladimir zu Cherſon taufen, in Gegenwart ſeiner Braut Anna, der Tochter des griechiſchen Kaiſers Romanus, und Schweſter der deutſchen Kaiſerin Theophania, Otto's II. Gemahlin.

Frankreich.

Hugo Capet, Robert, Heinrich I. (987 bis 1060).

Zu der Zeit, da das ſächſiſche Haus in dem Beſitze Deutſchlands und Italiens, dieſer der franzöſiſchen Herrſchaft entriſſenen Reiche war, verlor das Haus Carls des Großen die Krone von Frankreich, die damals faſt nichts weiter als ein leerer Titel war. Lothar ſtarb, und nicht lange nach ihm ſein Sohn, Ludwig V. Nach einigen Nachrichten ſoll Lothar an Gift geſtorben ſeyn, das

DIE TAUFE WLADIMIRS DES RUSSEN, (988).

Druck u. S. J. Wolf in Frankfurt a/m.

ihm von ſeiner Gemahlin Emma wäre beigebracht worden. Auch den König Ludwig V. ſoll deſſen Gemahlin Blanca mit Gift getödtet haben. Hugo Capet, welcher ſeiner Verdienſte wegen eben ſo berühmt war, als er ſich durch Geburt und Macht vor Andern auszeichnete, ergriff dieſe Gelegenheit, ſich einer Krone zu bemächtigen, die bereits auch ſein Großvater Robert und ſein Großoheim Odo getragen hatten.

Nach dem Rechte der Geburt gehörte ſie eigentlich Carln, Herzog von Lothringen, Lothars Bruder; allein die Eigenſchaft eines kaiſerlichen Vaſallen ſchien ein rechtmäßiger Vorwand, ihn davon auszuſchließen. Man beſchrieb ihn noch außerdem als einen feigen Prinzen, der ſeiner Abkunft unwürdig und ein Verräther ſeines Vaterlandes wäre.

Hugo hatte die Cleriſei und die Mönche dadurch in ſein Intereſſe gezogen, daß er den von ſeinem Vater ererbten Abteien entſagt hatte. Durch eine ausnehmende, wahre oder verſtellte Ehrfurcht vor den Reliquien verſchaffte er ſich ihren Beifall und die Hochachtung des Volkes. Man gab vor, der heilige Riquier, deſſen Reliquien-Kaſten er barfuß getragen hatte, habe ihm die Krone verſprochen. Dieſes Gerücht, das zu rechter Zeit ausgebreitet ward, bahnte ihm dazu den Weg, und endlich beförderten Geſchicklichkeit und Gewalt ſeine ehrgeizigen Abſichten.

Er wurde in einer Volksverſammlung zum Könige ausgerufen, ließ ſich zu Rheims ſalben und krönen, und gebrauchte die Vorſicht, ſeinen Sohn Robert zum Mitregenten anzunehmen. Carl fiel in das Königreich, bemächtigte ſich Laons, eroberte bald darauf Rheims durch Verrätherei des Erzbiſchofs Arnulph, ſeines Oheims. Aber er ſelbſt fiel, verrathen von dem Biſchofe zu Laon, in die Hände ſeines Thronbewerbers, und ſtarb als Gefangener im Jahre 992.

Der Prozeß des Erzbiſchofes Arnulph von Rheims, der

ſich ſo undankbar gegen ſeinen Wohlthäter, ſo treulos gegen ſeinen König bewieſen, den er anerkannt und dem er den Eid der Treue geſchworen hatte, wurde eine wichtige Staatsangelegenheit. Man hielt eine Kirchenverſammlung, um ihn zu richten. Seine Anhänger behaupteten, ſeine Sache müſſe zu Rom entſchieden werden. Arnulph von Orleans, einer der angeſehenſten Biſchöfe im Reiche, bewies das Gegentheil. Nachdem er die Aergerniſſe, wodurch der heilige Stuhl einige Zeit her war entehrt worden, lebhaft geſchildert hatte, ſagte er: „Macht ſich der Pabſt durch Wiſſenſchaft und Tugend ehrwürdig, ſo haben wir von ihm nichts zu beſorgen; und noch weniger haben wir ihn zu fürchten, wenn er aus Unwiſſenheit oder aus Leidenſchaft ſich verirret.“ Man wurde endlich dahin eins, daß die Kirchenverſammlung entſcheiden könne. Der König fand ſich perſönlich ein, um das Urtheil zu betreiben. Der ſchuldig befundene Erzbiſchof warf ſich ihm demuthsvoll zu Füßen, legte den biſchöflichen Ornat ab, und genehmigte ſeine Abſetzung in einer dießfalls ſelbſt ausgeſtellten Urkunde. Hugo verſprach, ſeines Lebens zu ſchonen, im Falle er nicht ein neues Verbrechen begehen würde, welches den Tod verdiente. Der berühmte Gerbert wurde an ſeiner Statt Erzbiſchof.

Gerbert war nicht von hoher Abkunft, aber durch ſeine Talente empor gehoben und Mönch zu Aurillac geweſen. Dem eiferſüchtigen Haſſe der andern Mönche, die er verachtete, ausgeſetzt, hatte er ſich nach Spanien entfernt, und daſelbſt die Wiſſenſchaften der Araber ſtudirt. Als Mathematiker und Philoſoph war er in den Augen des Volkes ein Zauberer. Aber er hatte bei den Höfen Eingang gefunden; er war der Lehrer des Kaiſers Otto **III.** und nachmals Roberts, Hugo Capets Sohnes, geworden. Der König wußte ihn nicht beſſer zu belohnen, als durch Ertheilung des Erzbisthums zu Rheims.

Sein Glück und ſeine Verdienſte ſetzten ihn allerlei Wider-

wärtigkeiten bloß. Die neidiſchen Biſchöfe ſchrieben an den Pabſt Johann XV., daß die Abſetzung Arnulphs ungültig wäre, weil man ſie ohne Zuziehung des Pabſtes veranſtaltet hätte. Dieſer Grund ſchien entſcheidend. Der ehrfurchtsvollen Gegenvorſtellungen des Königs ungeachtet, trug Johann kein Bedenken, die Prälaten der Kirchenverſammlung mit dem Interdikte zu belegen. Nun überließ ſich Gerbert ganz ſeiner natürlichen Hitze, und ſchrieb wider den Pabſt mit großer Heftigkeit in einem Briefe an den Erzbiſchof von Sens. „Laſſet uns," ſagte er, „unſern Widerdersachern nicht Gelegenheit geben, zu glauben, daß das Prieſterthum einem einzigen Menſchen dergeſtalt unterworfen ſey, daß, wenn ſich derſelbe beſtechen, oder durch Geld, durch Gunſt, durch Furcht oder Unwiſſenheit verleiten läßt, man alsdann nicht länger Biſchof ſeyn könne, ohne ſich ähnlicher Mittel bei ihm zu bedienen." Doch die größere Gewalt war auf der Seite Johanns XV. Der Hof wollte es nicht mit ihm verderben, weil er ſich wegen der Vermählung des Königs Robert mit Bertha regte. Es fand ſich ein Legat ein, der im Namen des Pabſtes Befehle ertheilte und Concilien hielt. Arnulph erhielt das Bisthum wieder, und Gerbert wurde abgeſetzt. Aber der erſte blieb, ſo lange Hugo Capet lebte, im Gefängniſſe; und der andere, der bei Otto III., ſeinem ehemaligen Zöglinge, Sicherheit und Schutz fand, ward Erzbiſchof zu Ravenna, und zuletzt Pabſt, unter dem Namen Sylveſter II.

Robert hatte nach Ableben ſeines Vaters nicht ſo bald die Regierung angetreten, als er ſich den Unternehmungen des römiſchen Hofes um ſo mehr ausgeſetzt ſah, da er mit einer großen Schwäche des Characters eine ängſtliche und wenig aufgeklärte Gewiſſenhaftigkeit verband. Die Kirche hatte das Verbot der Ehen wegen zu naher Verwandtſchaft bis auf den ſiebenten Grad ausgedehnt, um ſich durch Diſpenſation mehr Geld verſchaffen zu

können; und Robert war mit ſeiner ſehr geliebten Gemahlin Bertha im vierten Grade verwandt. Ihre eheliche Verbindung war von vielen Biſchöfen genehmigt. Dennoch unternahm es Gregor V., ſie zu trennen. Auf einer Kirchenverſammlung zu Rom erließ er, ohne die geringſte Unterſuchung vorzunehmen, ohne die Parteien zu hören, ein despotiſches Decret, kraft deſſen er dem Könige und der Königin bei Strafe des Kirchenbannes ſich von einander zu ſcheiden befahl, und alle Biſchöfe, welche an dieſem vorgeblichen Verbrechen Antheil gehabt hatten, ſo lange mit dem Interdicte belegte, bis ſie dem apoſtoliſchen Stuhle Genugthun geleiſtet haben würden. Aus zärtlicher Liebe gegen ſeine Gattin verſagte Robert anfangs dieſem päbſtlichen Befehle ſeinen Gehorſam. Er ſah ſich unter dem Banne. Nach dem Berichte des Cardinals Peter Damian wurde der König von dem Augenblicke an von allen ſeinen Hofleuten bis auf zwei Bediente verlaſſen, deren Aberglaube gleichwohl ſo weit ging, daß ſie die Gefäße, deren er ſich an ſeiner Tafel bedient hatte, durch das Feuer reinigten. Eben dieſer leichtgläubige Schriftſteller ſetzt hinzu, daß die Königin, zur auffallenden Beſtrafung ihrer Blutſchande, von einer Mißgeburt entbunden wurde, die den Hals und den Kopf einer Gans hatte. Robert, der durch dieſes Wunder bekehrt ward, oder vielmehr eine Empörung fürchtete, wich dem abergläubigen Schrecken, ließ ſeine Gemahlin Bertha von ſich, vermählte ſich darauf mit Conſtantia, einer Tochter des Grafen von Arles, und erheirathete an derſelben, ſtatt der liebenswürdigen Gattin, von der er ſich aus Zwang hatte trennen laſſen müſſen, eine Furie. Gregor nöthigte ihn noch außerdem, den Verräther Arnulph wiederum auf den Biſchofsſtuhl zu Rheims zu ſetzen. Wir werden zu ſeiner Zeit ſehen, wie die Donner des Vaticans ganz Europa in Schrecken ſetzten, die Throne erſchütterten, und die feſteſten Bande der menſchlichen Geſellſchaft zerriſſen. Indeſſen hätte doch Robert

die Oberherrſchaft über den Pabſt erlangen können, wenn er dazu Muth und Ehrgeiz gehabt hatte. Nach dem Ableben Heinrich II., der Otto's III. Thronfolger und der letzte ſächſiſche Kaiſer geweſen war, boten die Italiener, die es müde waren, ſich von Deutſchen beherrſchen zu laſſen, dem Könige Robert die Krone und das Reich an. Er hatte die Klugheit, ſich dieſe Ehre zu verbitten. Auf die Kaiſer aus dem Hauſe Sachſen folgten nunmehr die fränkiſchen Kaiſer, und zwar zuerſt in der Perſon Conrad II., der im Jahre 1024 die Regierung antrat.

Unter der Regierung Heinrichs II. hatte Arduin, Markgraf von Ivrea, den Titel eines Königs von Italien geführt, und einen Krieg gegen den deutſchen Monarchen ausgehalten. Pavia hielt es mit dem einen, und Mailand mit dem andern. Unter dieſen beiden Städten entſtand ein unverſöhnlicher Haß. Ganz Europa war voll Factionen; aber in keinem Lande waren ſie ſo ſtürmiſch, als in Italien. Es iſt glaublich, daß der Zuſtand zu Rom, wo der Kaiſer, die Päbſte, und die Liebe zur Freiheit zugleich oder wechſelweiſe herrſchten, das Uebrige in Bewegung und Aufruhr ſetzte, oder doch der Nationalunruhe mehr Wirkſamkeit gab. Um wieder auf Robert zu kommen, ſo wurde ihm ſeine zweite Ehe eine Quelle von Bekümmerniſſen und Drangſalen. Die Königin Conſtantia herrſchte mit einem unerträglichen Stolze und wollte die Thronfolge beſtimmen. Sie war ihrem älteſten Sohne, dem Prinzen Heinrich, nicht gewogen, und brachte Alles auf, den König zu bewegen, daß er den jüngſten Sohn, Namens Robert, zum Mitregenten annehme. Voll Unwillens, weil ihr dieſes nicht gelang, verfolgte ſie die beiden Brüder, welche die aufrichtigſte Freundſchaft mit einander unterhielten. Sie bewirkte es ſogar, daß dieſelben wider ihren Vater, den ſie faſt ganz beherrſchte, die Waffen ergriffen. Glücklicher Weiſe kehrten ſie bald wieder zurück. Nichts kann uns von dem Charakter der Königin, und überhaupt

von den Sitten damaliger Zeit eine treuere Abbildung geben, als die Ketzergeſchichte zu Orleans. Eine Italienerin hatte heimlich Religions-Lehrſätze vorgetragen, und viele Perſonen verführt, unter welchen ſich angeſehene Geiſtliche befanden. Ihre Ketzereien griffen die Lehren und Gebräuche der Kirche an. Sie wurden in Verhaft genommen, ihrer Irrungen wegen auf einer Kirchenverſammlung, auf welcher ſie mit den Biſchöfen disputirten, geprüft und zum Feuertod verurtheilt. Conſtantia ſtand an der Kirchenthür, als dieſe unglücklichen Leute vorbeigingen, um nach dem Scheiterhaufen geführt zu werden. Die Königin ſchlug einem der vornehmſten dieſer Ketzer, der ihr Beichtvater geweſen war, mit einem Stecken ein Auge aus, und freute ſich dieſer That, als eines Beweiſes ihres Religionseifers.

Heinrich I., den Robert noch bei ſeinem Leben hatte ſalben und krönen laſſen, folgte demſelben in der Regierung. Conſtantia bewaffnete ihren andern Sohn wider dieſen Bruder, gegen den er ſich bisher ſo freundſchaftlich bewieſen hatte. Der König, der anfangs nach der Normandie geflüchtet war, dämpfte bald darauf den Aufruhr, und gab den Rebellen das Herzogthum Burgund. Das Sonderbarſte während ſeiner Regierung war dieß, daß er die Tochter des ruſſiſchen Großfürſten, Jaroslaw, zur zweiten Gemahlin nahm. Die Hinderniſſe der Heirathen waren ſo vervielfältigt, und das Beiſpiel ſeines Vaters war ſo abſchreckend, daß er ohne Zweifel glaubte, in jenem unbekannten Lande eine Gemahlin aufſuchen zu müſſen, um ſich vor dem Kirchenbanne in Sicherheit zu ſetzen. So groß war die Verwirrung allenthalben in der bürgerlichen Ordnung, daß ſelbſt ein König nicht wußte, wie er ſich vermählen ſollte.

Die Unordnungen, welche noch außerdem von der Anarchie bewirkt wurden, ſind über alle Beſchreibung. Der Gottesfriede, oder Stillſtand Gottes, der als ein Gegenmittel erfunden ward,

kann uns wenigſtens einigen Begriff von der Größe des Uebels geben. Im Jahre 1033 fertigten die Biſchöfe, wie ſie vorgaben, auf göttliche Eingebung, ein Decret aus, in welchem allen Laien befohlen ward, daß ſie fernerhin keine Waffen mehr tragen, keinen Erſatz der ihnen unrechtmäßig entzogenen Güter verlangen, den Tod ihrer Verwandten ungeahndet laſſen, den Mördern vergeben, des Freitags bei Waſſer und Brod faſten, und ſich des Sonnabends des Fleiſcheſſens enthalten ſollten. Wer ſich zu dieſem Allen nicht mit einem Eide verpflichten würde, der ſollte mit dem Banne belegt und ihm bei ſeinem Ableben ein ehrliches Begräbniß verſagt werden. Ein einziger Biſchof, Gerhard von Cambray, hatte den Muth, dieſer Verordnung zu widerſprechen. Er ſtellte vor, daß nur den Königen das Recht zukäme, Krieg zu führen, und Frieden zu ſchließen; daß ein ſolcher Eid nur die Meineide vermehren würde; und daß es nicht klug gethan wäre, diejenigen, welche im Staate die größte Zahl ausmachten, mit unerträglichen Pflichten zu belaſten. Doch der gute Biſchof ward als ein Feind des Friedens angeſehen, bis er dem Beiſpiele der übrigen folgte. Die Erfahrung aber zeigte bald die Weisheit ſeines Rathes. Nach einem kurzen Anfalle von Andacht ſah man die Fehden und Gewaltthätigkeiten von neuem ausbrechen, und natürlicher Weiſe mußten diejenigen, die das zarteſte Gewiſſen hatten, dabei zum Opfer werden. Jeder kleine Herr war damals der Tyrann ſeines Landguts und der Feind ſeiner Nachbarn; und jeder große Herr war ein noch furchtbarerer Tyrann. Es war kein Geſetz und keine Gerechtigkeit mehr. Die Waffen entſchieden Alles. Da die Biſchöfe ſahen, daß ihre Kirchenſtrafen ohne Nutzen waren, ſo verwandelten ſie im Jahre 1040 den Gottesfrieden in einen Stillſtand. Bei Strafe der Kirchenbuße und des Bannes wurden von Mittwoch Abends an bis zum Montag Morgens alle Gewaltthätigkeiten unterſagt. Das war noch zu viel. Man ſchränkte das Verbot auf

einen kürzern Zeitraum ein, nämlich von Sonnabend Abends an bis zum Montage Morgens. Dadurch ſchienen denn in den übrigen Tagen der Woche Räubereien und Mordthaten für rechtmäßig erklärt zu ſeyn. Bei den wildeſten Nationen findet man keine ſo arge Anordnung. Die Zeit, auf welche der Gottesfriede oder Waffenſtillſtand (Treuga, Treua seu Treuia Dei) verordnet wurde, war nicht immer und nicht allenthalben gleich. Außer genannten Terminen wurden oft für die Adventzeit, oder für die Faſtenzeit, oder für die Zeit von Himmelfahrt bis Pfingſten, oder für das Feſt der Kirchenweihe u. ſ. w., dergleichen Treuga Dei ausgeſchrieben. Die Abſicht der ganzen Einrichtung war wohl, die Gewaltthätigkeiten und die Befehdungen, die man nicht ganz verhindern konnte, wenigſtens zu vermindern und einzuſchränken; allemal aber blieben Bannſtrahlen und Cenſuren, gewaltthätige Eingriffe in die Vorrechte der königlichen Gerechtſame, indem auch in dieſen Fällen die Geiſtlichen ſich einer Gerichtsbarkeit über weltliche Angelegenheiten anmaßten. Dieß iſt ein Bild von dem Zuſtande der Franzoſen unter der Regierung Heinrichs I., die bis 1060 dauerte.

England, Dänemark, Spanien und Arabien.

(990 bis 1020).

Nach der Regierung des großen Alfreds verlor England von Tag zu Tag die Früchte ſeiner bewundernswürdigen Einrichtungen, die der beſtändigen Unruhen, der Kriege und der Barbarei wegen in dem Königreiche keine feſte Wurzel faſſen konnten. Eduard der Alte, Alfreds Sohn, war immer gegen die Dänen bewaffnet. Drei Söhne dieſes Eduards, Athelſtan, Edmond I.

und Edred, regierten nach einander bei weniger Ruhe. Unter dem Letztern traten die Benedictinermönche als Reformatoren auf, richteten ihre Angriffe wider die Clerisei und die übrigen Mönche, deren Unregelmäßigkeiten öffentlich bekannt waren; beherrschten den König ganz, veranlaßten eine Empörung wider Edwy, seinen Thronfolger, der nicht eben das System annahm; wurden noch mächtiger unter Edgar, dessen Tugenden, so sehr auch dieselben durch unedle Thaten verunstaltet wurden, sie hoch gepriesen haben; und beherrschten gewissermaßen das Reich unter dem Namen Eduards des Märtyrers. Der berühmte Abt Dunstan, Bischof zu Worcester und London, und Erzbischof zu Canterbury, der bei dem Rufe eines Heiligen diese drei Bisthümer zugleich besaß, war die Seele aller der Unruhen, die zum Besten der Mönche ausbrachen. Auch berief er sich auf die Ehre und den Dienst Gottes. Die große Gewalt, welche er ihnen verschaffte, diente zur Vermehrung derjenigen, welche sich der römische Hof nahm.

Das war nun freilich kein wirksames Mittel, um die Dänen, die im Jahre **991** ihre Einfälle erneuerten, zurück zu treiben. Ethelred, ein Fürst ohne Muth und Verstand, reizte ihre Habsucht, indem er ihren Rückzug erkaufte. Auf den Rath des Erzbischofs von Canterbury verwilligten die Engländer den Dänen eine Steuer oder Brandschatzung, die nachmals oft erneuert und unter dem Namen Danageld beibehalten wurde. Suend Tveskiäg, König von Dänemark, und Olof Trygwason, damals Prinz und nachmals König von Norwegen, fielen England an. Nach einem von ihnen erfochtenen Siege mußte König Ethelred ihnen das Danageld und Lebensmittel für ihr Heer versprechen. Außerdem erpreßten sie noch **16,000** Pfund. Olof Trygwason, der sich in England hatte taufen lassen, ließ sich in einen Vergleich mit den Engländern ein, den er treu erfüllte; König Suend setzte den Krieg fort, und mit vermehrtem Grimme, nachdem die feige

Grauſamkeit des engliſchen Königs am **13.** November **1002** ſehr viele der ſich in England befindlichen Dänen umgebracht hatte. Die Angriffe wurden **1003** und in den folgenden Jahren beſtändig erneuert; und ſo wenig oft wiederholte Schatzung und Danageld, als ſchwache Verſuche zum kriegeriſchen Widerſtande konnten den Engländern ihre Unabhängigkeit erhalten. Endlich vollendete **1013** König Suend die Eroberung Englands und Ethelred flüchtete nach der Normandie.

Der bald erfolgte Tod des Königs Suend reizte zwar die Engländer, die Wiederherſtellung des Königs Ethelred zu verſuchen, aber ohne großen Erfolg. Suend hatte dem älteſten ſeiner Prinzen, Harald, Dänemark, dem jüngern, Knut, der nachmals den Beinamen des Großen erhielt, England beſtimmt. Knut hielt ſich noch nicht ſtark genug, der Macht zu widerſtehen, welche ſich zum Vortheile Ethelreds gegen ihn aufwarf. Er ging nach Dänemark, und kehrte bald, in Begleitung und mit Beihülfe ſeines Bruders, des däniſchen Königs Harald, **1015** nach England zurück. Er gewann ſchon im folgenden Jahre einen Theil des Reiches. Der unthätige Ethelred ſtarb bald, und hinterließ ſeinen wankenden Thron dem würdigen Prinzen Edmund, der ſchon bei des Vaters Leben ein tapferer Vertheidiger der Freiheit ſeines Vaterlandes geweſen war. Nach abwechſelndem Kriegsglücke und mancherlei Vorfällen verglichen ſich Knut und Edmund über eine Theilung; allein Edmunds bald erfolgter Tod gab dem Könige Knut Gelegenheit, ganz England zu gewinnen. Er ſchloß Edmunds Söhne und Brüder von der Regierung und Thronfolge aus. Knuts Bruder, Harald, war faſt zugleich mit Edmund geſtorben; und Knut war nun der mächtige Herrſcher der Dänen und der Britten. Zu dieſen Beſitzungen fügte er nachmals einen Theil von Schottland und Pommern, ganz Norwegen und einen Theil von Schweden hinzu. Er machte das Chriſtenthum **1026** zur herrſchenden Religion in Dänemark. Bei

einer Wallfahrt nach Rom machte er ein Freundſchaftsbündniß mit dem Kaiſer Conrad II. Vermöge deſſelben ward des Königs Tochter, Gunilde, die Gemahlin des kaiſerlichen Prinzen Heinrichs, nachmaligen dritten Kaiſers dieſes Namens, und Conrad hob die Mark zu Schleswig auf, ſo daß nun wieder die Eyder Deutſchlands äußerſte Gränze ward. Er hielt ein ſtehendes Kriegsheer von 6000 Mann, Thinglith genannt. Auch iſt er der Urheber des ſogenannten Witterlagsrechts, welches eine Art von Hof- und Kriegsrecht war. Vor ſeinem Tode 1036 hatte dieſer Prinz, dem die Geſchichte den Namen des Großen beigelegt hat, noch die Betrübniß, daß Norwegen, worüber er ſeinen Sohn Suend zum Unterkönige geſetzt hatte, ſich der däniſchen Herrſchaft wieder entzog.

Dieſer ſein Sohn Suend überlebte ihn nicht lange. Seinen Sohn Harald hatte Knut zum Könige von England, den andern, Hardeknut, zum Könige von Dänemark ernannt. Der letzte war Knut des Großen mit der Emma, des angelſächſiſchen Königs Ethelreds II. Wittwe, erzeugter Prinz, und wegen dieſer Abkunft den Engländern ſo angenehm, daß er ſeinem Bruder die engliſche Thronfolge ſtreitig machte. Haralds Tod 1039 bahnte Hardeknut den Weg zur Wiedervereinigung der brittiſchen und däniſchen Krone. Schon vorher hatte er einen Verſuch gemacht, das Königreich wieder zu erobern. Ueber daſſelbe herrſchte damals Magnus der Gute, ein Sohn Olofs des Heiligen, und durch dieſen ein Abkömmling von Harald Harfager. Als das däniſche und norwegiſche Heer zur Feldſchlacht bereit ſtand, nöthigten die Feldherren und Kriegsleute beider Heere ihre Könige zum Vergleiche. Vermöge deſſelben ſollte jeder ſein Reich bis an ſeinen Tod ruhig beſitzen, auf den Fall des unbeerbten Ablebens eines von beiden aber der andere deſſen Reich, doch nur auf Lebenszeit, erhalten. Hardeknuts Schwelgereien in England beförderten ſeinen Tod 1041. Härte und Verachtung

hatten ihn den Engländern ſo verhaßt gemacht, daß ſie nun ferner keinem Könige aus däniſchem Geblüte gehorchen wollten. Sie ſetzten ſeinen Halbbruder, Eduard den Bekenner, auf den Thron. Deſſen Regierung beunruhigten der mächtige Graf Godwin und deſſelben ehrgeiziger Sohn Harald, der nach der Krone ſtrebte, und ſie nach Eduards Tode erhielt, ohne ſich ihrer lange freuen zu können.

Von Dänemark nahm, nach Hardeknuts unbeerbtem Ableben, vermöge des vorgedachten Vergleichs, Magnus der Gute, König von Norwegen, ſogleich Beſitz. Zu ſeinem Statthalter in Dänemark verordnete er Suend, den Sohn von Ulf Jarl, der unter Knut dem Großen durch ſeinen Uebermuth umkam, wenn er gleich der Gemahl der Aſtrid oder Eſtrithe, des Königs Schweſter, war. Von dieſer ſeiner Mutter hat Suend den Beinamen Eſtrithſon erhalten. Suend Eſtrithſons Ehrgeiz und Streben nach der Krone machten dem Könige Magnus viel zu ſchaffen. Doch widerſtand er ſeinem Gegner ſo nachdrücklich, daß derſelbe ſchon alle ſeine großen Entwürfe aufgeben wollte, als Magnus kurz vor ſeinem Ableben ihn ſelbſt zu ſeinem Nachfolger ernannte. In Norwegen folgte dem Könige Magnus ſein Vaterbruder Harald Hardraade. Suend Eſtrithſon iſt eben ſo ſehr durch Muth, Talente und Einſichten, als durch die Menge ſeiner Abkömmlinge berühmt.

Spanien, das noch unruhevoller als England war, ſtellt uns nur ein verworrenes Gemälde von großen Unordnungen, von kleinen Fehden und kleinen Staatsrevolutionen auf. In dem Königreiche Cordova zogen ſich die Chriſten dadurch eine Verfolgung zu, daß ſie auf den Mahomedismus ſchimpften, welches in den Geſetzen bei Todesſtrafe verboten war. Umſonſt ſagte ein einſichtsvoller Biſchof, daß man diejenigen, die ohne Noth dem Mahomed fluchten, nicht als Märtyrer anſehen müſſe; umſonſt verbot auch eine

Kirchenverſammlung, die Mariana eine unrechtmäßige nennt, dieſe Ausſchweifungen des Eifers; man ſah davon noch immer unzählige Beiſpiele, die als heroiſche Thaten gerühmt wurden.

Das ſchwache Königreich Aſturien, das von Pelayo, dem einzigen Sprößlinge der gothiſchen Könige, geſtiftet war, wuchs durch die Tapferkeit und Klugheit Alphons III., der den Beinamen des Großen erhielt, zu einem angeſehenen Staate heran. Zu gleicher Zeit ſtiftete Garcias Ximenes, ein Franzoſe ſeiner Abkunft nach, das Königreich Navarra, das nachmals das anſehnlichſte unter den chriſtlichen Reichen dieſes Landes ward. Die Mauren oder Araber beſaßen indeſſen noch Portugal, Murcia, Andaluſien, Valenzia, Granada, Tortoſa und die inneren Provinzen bis jenſeits der Gebirge von Saragoſſa und Caſtilien, das iſt, mehr als drei Viertel von Spanien, und zwar die fruchtbarſten Gegenden.

Unter den Mauren ſtrebte ein Haufe nur zu mächtiger Herren nach der Unabhängigkeit. Der Souverain mußte immer ſeine Unterthanen bekämpfen. Aber auch unter den Chriſten herrſchte keine beſſere Einigkeit. Stets mit den Mauren im Kriege, zeriſſen ſie ſich unter einander. Die Regierung Alphons des Großen zeichnete ſich durch Verſchwörungen und Empörungen aus. Seine eigene Gemahlin ſogar und ſeine beiden Söhne waren Rebellen. Er überließ die Krone ſeinem älteſten Sohne Garcias, focht ſogar großmüthig unter ſeinen Befehlen, und ſtarb im Jahre 912 mit dem Ruhm eines Helden. Man hat von ihm eine Chronik, die bis auf die Regierung des Wamba zurück geht.

Ein anderer ſpaniſcher Held, Ramirus II., König von Aſturien, erhielt im Jahre 938 bei Simancas einen berühmten Sieg über die Mauren, von denen bei dieſer Gelegenheit 80,000 Mann auf dem Schlachtfelde ſollen geblieben ſeyn. Er hatte auf einer Wallfahrt nach Compoſtella dem heiligen Jacob verſprochen,

daß, wenn er Sieger würde, alle ſeine Unterthanen jährlich ein gewiſſes Maß voll Getreide an die St. Jacobskirche ſchenken ſollten. Die Kirche ward dadurch reich, und der Name des heiligen Jacobs war von der Zeit an das Feldgeſchrei der Spanier. Man findet allenthalben ähnliche Begebenheiten, allenthalben hat das Vertrauen, das ſie einflößten, große Wirkungen hervorgebracht.

Unterdeſſen gelang es doch dem tapfern Almanzor, Vicekönig von Cordova, dieſem berühmten Feinde der Chriſten, unter denſelben im Jahre 995 ein großes Gemetzel anzurichten. Er nahm im folgenden Jahre Leon mit Sturm ein, plünderte darauf Compoſtella, beraubte die St. Jacobs-Kirche ihrer Schätze, und ließ die Thüren derſelben auf den Schultern der Ueberwundenen nach Cordova ſchleppen. Eine epidemiſche Krankheit nöthigte ihn zum Rückzuge. Die Chriſten, in der gewiſſen Zuverſicht, daß der Himmel ihr Rächer ſeyn würde, vereinigten ſich endlich wieder, und ſchlugen den Almanzor im Jahre 998. Dieſer Feldherr, der, wie man verſichert, in mehr als 50 Schlachten über ſie den Sieg erfochten hatte, der mit dem Muthe eines Helden Tugenden der Staatskunſt verband, und die Juden und Chriſten mit eben der Billigkeit wie ſeine Muſelmänner beherrſchte, dieſer große Feldherr fand es unerträglich, die erlittene Niederlage zu überleben, und endigte ſein Leben durch Hunger.

Wenig Jahre nachher machten ſich zwei Mauren nach dem Tode Hiſſem's II., des letzten Königs von Abdorrahmans Nachkommenſchaft, den Thron ſtreitig. Die Grafen von Barcellona und Urgel, nebſt drei Biſchöfen, nahmen mit bewaffneter Hand die Partei des einen wider den andern, und die drei Biſchöfe fanden in der Schlacht ihren Tod. Daß die Chriſten, des Religionshaſſes ungeachtet, ſich mit den Ungläubigen vereinigten, dazu ließen ſie ſich ohne Zweifel dadurch bewegen, weil ſie aus ihren bürgerlichen Kriegen Vortheile zu ziehen hofften; vielleicht geſchah es

auch, weil ſie Geſchmack an ritterlichen Thaten fanden, und aus Liebe zu Abenteuern, welche ihnen die Saracenen mit ihrem Beiſpiele einflößten.

Von dem Anfange des 11. Jahrhunderts an ward das Königreich Cordova durch die Herrſchaft ſehr vieler Herren zergliedert, die, unter Begünſtigung der Unruhen, ſich eigenmächtig den königlichen Titel beilegten. Toledo, Valenza, Saragoſſa, Sevilla, Orihuelas und faſt alle große Städte hatten ihre unabhängigen Könige. Aus den Provinzen wurden Königreiche. Die Zahl der Königreiche ward immer größer, ſelbſt unter den Chriſten. Ein Sancho, König von Navarra, mit dem Beinamen der Große, weil er viele mauriſche Plätze eroberte, hatte die Unvorſichtigkeit, ſeine Staaten unter ſeine vier Söhne zu vertheilen. Nun gab es Könige von Leon, Könige von Navarra, Könige von Caſtilien und Könige von Aragonien. Dieſe Könige, die alle aus einem Geſchlechte abſtammten, begegneten einander feindſelig; eine natürliche Folge der vielen Theilungen. Mit einem Worte, die alte ſpaniſche Geſchichte iſt um ſo weniger intereſſant, und um ſo viel dunkler, je mehr ſich der königliche Stamm in Zweige abtheilte, die ſich einander durchflochten. Man ſieht faſt nichts anders, als einen verwirrten Haufen von Verbrechern, welche die Zwietracht anderswo mit größerem Aufſehen hervor bringt.

In der That verdient es unſere Aufmerkſamkeit, daß, da das Volk allenthalben unterdrückt und ſclaviſch gehalten ward, der Adel von Aragonien, um ſich wider den Souverain eine deſto mächtigere Partei zu machen, dem Volke dieſes Königreichs große Vorrechte verſchaffte. Die Ricos Hombres, die von dem Volke erwählt wurden, bildeten ein Tribunal, das der Krone ſehr gefährlich ward. Den Vorſitz in demſelben hatte der Groß-Juſtitiarius. Dieſer nahm den Eid von dem Könige entgegen, ſetzte ihm ein bloßes Schwert auf die Bruſt, und ſagte dabei: „Wir, die wir

eben ſo viel ſind, als du, wir machen dich zu unſerm Herrn und Könige, mit der Bedingung, daß du unſere Gerechtſamen und Freiheiten aufrecht erhältſt; ſonſt aber nicht." Wurden nun ihre Privilegien gekränkt, ſo hatte der Juſtitiarius das Recht, den König vor die verſammelten Stände zu fordern, und ihn abſetzen zu laſſen. Er war der Ausleger, der Herr der Geſetze, der oberſte Richter. Nachmals errichtete man im Jahre **1461** ein Tribunal, das von den Ständen ernannt ward, um im Nothfalle den Groß-Juſtitiarius zur Rechenſchaft zu ziehen, und es war freilich Bedürfniß des Staates, ihm Aufſeher zu ſetzen. Dieſe obrigkeitliche Würde fing erſt unter Philipp **II.** an, ihr mächtiges Anſehen zu verlieren.

Auch das große Reich der Araber erfuhr Staatsrevolutionen, die, erzeugt von Uneinigkeit und Kriegsunruhen, früh oder ſpät die feſteſten Throne umſtürzen. Nach der Regierung Watiks, etwa in der Mitte des neunten Jahrhunderts, verlor ſich der Ruhm des Kalifats. Unter ſchwachen oder böſen Fürſten machten ſich die Statthalter unabhängig. Aus Algier, Tunis und Tripolis wurden beſondere Staaten. Die Religionsſtreitigkeiten vermehrten bald darauf die Unordnung, und bewaffneten die Ehrſüchtigen. Die Secte der Fatimiten ſchwang ſich mit der Wuth des Fanatismus empor, und gründete ein eigenes Reich in Egypten. Cairo, die Hauptſtadt dieſes Reiches, ward zu gleicher Zeit die Reſidenz eines neuen Kalifen, und eine ſehr blühende Handelsſtadt.

Andere Fanatiker, die ſich in der Ueberzeugung, daß die Erſchlaffung der Religion Mahomeds eine Verbeſſerung erfordere, der Hitze ihrer ſchwärmeriſchen Begeiſterung ganz überließen, zogen ſich Verfolgungen und Bannſprüche zu, und wurden eben dadurch mächtig, daß man ſie verfolgte. Sie empörten ſich, erfochten Siege, und bemächtigten ſich der weſtlichen Küſten von Afrika. Ihr Anführer, der, gleich zwei andern Kalifen, zugleich die prieſterliche und königliche Würde annahm, beherrſchte unter dem

Titel eines Miramolin dieſes neue Königreich, das ſich von dem ungeheuern Staatskörper losgeriſſen hatte.

Die Kalifen von Bagdad hatten türkiſche Hülfstruppen erhalten. Die Türken oder Turkomannen waren ein Volk, das, aus der Tartarei hervorgegangen, nach Krieg und Eroberungen dürſtete. Dieſe Hülfsvölker bedienten ſich der Gelegenheit, diejenigen zu unterjochen, deren Beſchützer ſie waren. Sie bemächtigten ſich der aſiatiſchen Provinzen; ſie beraubten die Kalifen ihrer königlichen Würde, ob ſie gleich ihr Prieſterthum verehrten, weil ſie ſich die Religion des Landes weislich gefallen ließen. Man ſah viele Reiche unter Monarchen entſtehen, die Sultane hießen, und zwar von den Kalifen die Inveſtitur annahmen, aber zugleich alle Vorſicht anwandten, um ihnen nicht zu viele Gewalt zu laſſen. Der königliche Prieſter glich bereits in der Mitte des 11. Jahrhunderts den europäiſchen Königen; je mehr ſich die Zahl ſeiner Vaſallen vergrößerte, deſto mehr verringerte ſich ſeine Gewalt.

Das griechiſche Kaiſerthum (810 bis 1060).

Trennung der griechiſchen und lateiniſchen Kirche.

Das conſtantinopolitaniſche Kaiſerthum, am Rande ſeines Unterganges, ſtellt ein Schauſpiel der Schwäche, der Thorheit, des Aberglaubens, der Verbrechen und der Empörungen dar. Nicephorus, den, wie wir bemerkt haben, Irene vom Throne ſtürzte, war ein abſcheulicher Tyrann. Die Saracenen entriſſen ihm die Inſel Cypern, und die Bulgaren, die Geißel Thraciens, erſchlugen ihn in einem Treffen im Jahre 811, nachdem ſie ſein Heer vernichtet hatten.

Sein Sohn Stauratius machte ſich gleich im Anfange ſeiner Regierung ſo verhaßt, daß ein allgemeiner Aufruhr ihn nöthigte, ins Kloſter zu gehen.

Michael Rangabes weigerte ſich, mit den Bulgaren Frieden zu ſchließen, weil ein Mönch den Ausſpruch that, daß man die Ueberläufer nicht mit gutem Gewiſſen zurück geben könne. Nun ſchlugen die Bulgaren die Griechen aufs Haupt. Der Kaiſer nahm die Flucht, und ſeine darüber aufgebrachten Truppen riefen Leo den Armenier zum Kaiſer aus.

Leo wollte den König der Bulgaren durch Meuchelmörder tödten laſſen, und dieſer rächte ſich durch Ausplünderung der Vorſtädte von Conſtantinopel. Der Kaiſer glaubte zur Rettung des Staates nichts Beſſeres unternehmen zu können, als die Abgötterei, d. i. die Bilder, zu zerſtören. Er gab Befehl zu einer neuen Verfolgung, und **820** Menſchen wurden in einer Kirche niedergehauen.

Sein Nachfolger in der Regierung, Michael der Stammelnde, duldete anfangs den Bilderdienſt, ward aber nachmals andern Sinnes, ſtellte Verfolgungen an, und wollte ſogar, daß man nach jüdiſcher Weiſe den Sabbath und das Paſcha feiern ſollte. Die Saracenen benutzten ſeine Einfalt, um die Inſel Creta (jetzt Candia) wegzunehmen; ſie bemächtigten ſich faſt ganz Siciliens, und nahmen Apulien und Calabrien mit Gewalt ein.

Unter dem Theophilus, der ſonſt des Thrones viel würdiger war, wurden die Verfolgungen verdoppelt, und die Eroberungen der Saracenen immer ausgebreiteter. Nach ſeinem Tode führte die Kaiſerin Theodora die Vormundſchaft über ihren minderjährigen Sohn Michael **III.**, und ſtellte, ſo wie vorhin Irene, den Bilderdienſt wieder her. Sie wollte darauf die Manichäer durch Schrecken bekehren, und ließ ſie zu Tauſenden hinrichten. Diejenigen, die dem Bluturtheile entwichen, halfen die Kriegsvölker

der Saracenen vergrößern, und das Reich hatte ſeine eigenen Unterthanen zu Feinden. Michael ſchickte ſeine Mutter Theodora ins Kloſter, überließ ſich jedem Verbrechen, und trieb ſeine Gottloſigkeit ſo weit, daß er aus den Ceremonien der Kirche ein Poſſenſpiel machte; endlich ward er im Jahre 867 von Baſilius, den er zum Mitregenten angenommen hatte, und unvorſichtig wieder abzuſetzen gedachte, meuchelmörderiſcher Weiſe umgebracht.

Baſilius, ehemals ein Bettler, ward Kaiſer. Man rühmt ſeine Tugend und Gerechtigkeitsliebe; er ließ ſich aber von dem berühmten Patriarchen Photius, dem er ſein Vertrauen ſchenkte, nachdem er ihn vorher des Landes verwieſen hatte, zum beſten haben. Er gebrauchte ſeine Seetruppen zur Erbauung einer Kirche, und ließ unterdeſſen Syracus von den Saracenen wegnehmen.

Sein Sohn Leo verfertigte Reden zu der Zeit, da die Feinde ihre Verwüſtungen und Eroberungen fortſetzten. Man hat ihm gleichwohl den Beinamen eines Philoſophen gegeben, weil er die Wiſſenſchaften liebte, und den Gelehrten günſtig war.

Der Sohn dieſes Leo, Conſtantin Phorphyrogeneta, der von 912 bis 959 regierte, machte ſich als ein Beſchützer der Wiſſenſchaften, denen er ſelbſt oblag, ruhmwürdig. Die vornehmſten Männer gaben in der Philoſophie, Geometrie und Rhetorik Unterricht. Aber die Reichsangelegenheiten hatten ſchlechten Fortgang.

Noch ſchlechter gingen dieſelben unter ſeinem Sohne Romanus, der ſeinen Vater vergiftet hatte, und der Tyrann ſeines Volkes ward.

Nicephorus Phocas hatte das Glück, die Saracenen zu überwinden, und ihnen Antiochien und andere Eroberungen zu entreißen. Er machte ſich aber durch Geiz und Tyrannei äußerſt verhaßt. Seine Gemahlin ward das Haupt einer Verſchwörung

wider ihn, und er ward in ſeinem Bette mit einem Dolche erſto- chen. Johann Zimisces, einer ſeiner Meuchelmörder, bemäch- tigte ſich des Reiches. Die Ruſſen waren in das Reich gedrungen; er ſchlug ſie aber bei Adrianopel und in Bulgarien. Der ver- ſchnittene Baſilius, ſein Oberkammerherr, der ſich durch Er- preſſungen bereichert hatte, und deßhalb beſtraft und ſeiner Schätze beraubt zu werden fürchtete, vergiftete im Jahre 976 dieſen tap- fern Fürſten, und wußte ſich unter deſſen Enkel, Baſilius II., in Anſehen zu erhalten.

Baſilius war nichts weiter, als ein ſchrecklicher Krieger. Nach einem Siege über die Bulgaren ließ er beinahe 5000 Ge- fangenen die Augen ausſtechen. Er beſchwerte ſeine Unterthanen dergeſtalt mit Auflagen, daß ſie ſich ſeiner Siege nicht erfreuen konnten; er focht bloß für ſich ſelbſt, und nicht für ſie.

Auf ſeinen Tod folgten ſo ſchwarze Verbrechen, daß man da- von kaum Beiſpiele antrifft. Die Prinzeſſin Zoe, eine Tochter Conſtantins, der des Baſilius Bruder und Mitkaiſer war, hatte den Romanus Argyrus geheirathet, der im Jahre 1028 zum Kaiſer ausgerufen wurde. Zoe verliebte ſich in Michael den Paphlagonier, einen Mann von geringer Abkunft. Um dieſen ihren Geliebten auf den Thron zu erheben, brachte ſie ihrem Ge- male Gift bei, und da das Gift nicht ſchnell genug wirken wollte, ließ ſie ihn in einem Bade erſäufen. Der Patriarch von Con- ſtantinopel wollte anfangs gar nicht zugeben, daß die Kaiſerin ſich mit Michael vermählen ſollte; aber 5000 Pfund Gold hoben ſeine Gewiſſenszweifel. Im Jahr 1041 ſtarb der Kaiſer Michael, von Krankheit ausgezehrt, und unter großer Gewiſſensangſt in einem Mönchskleide. Zoe gab das Reich und ihre Hand dem Michael Calaphatas, Sohn eines Schiffskalfaterers und einer Schweſter des vorigen Michaels, in der Hoffnung, daß er nur der Diener ihres Willens ſeyn würde. Aber der Kaiſer war eifer-

ſüchtig auf die Herrſchaft, und verbannte ſie nach einer Inſel. Man empörte ſich, und brachte die Kaiſerin und ihre Schweſter Theodora zurück, und ſtach dem Kaiſer Michael die Augen aus. Die beiden Schweſtern herrſchten ein Jahr zuſammen und beſchäftigten ſich mit lauter Kleinigkeiten. Endlich wünſchte das Volk einen Kaiſer zu haben. Zoe vermählte ſich daher mit Conſtantinus Monomachus, einem ihrer ehemaligen Liebhaber, und ließ denſelben krönen. Dieſer neue Kaiſer liebte mehr eine junge Maitreſſe, als die Kaiſerin. Die Griechen, die dadurch in Wuth geſetzt wurden, nahmen ihn bei einer Prozeſſion gefangen, und erklärten, daß ſie nur den beiden Kaiſerinnen gehorchen wollten. Man würde den Conſtantinus in Stücke zerhauen haben, wenn die Prinzeſſinnen nicht die Aufrührer beſänftigt hätten. Dieſer Conſtantinus machte das Reich durch ſeine Habſucht noch ohnmächtiger. Die Gränzprovinzen mußten ſich wider die Barbaren ſelbſt vertheidigen, und waren aus dieſer Urſache von Abgaben frei. Der Kaiſer wollte, daß ſie, gleich den andern Provinzen, zahlen ſollten, und nahm dagegen ihre Beſchützung auf ſich. Sie mußten demnach Steuern erlegen, und wurden ſchlecht vertheidigt.

Nach dem Tode des Conſtantinus Monomachus herrſchte Theodora. Ihr folgte Michael Stratioticus, und dieſem Iſaac Comnenus.

Dieß iſt genug, um uns von dem Zuſtande des orientaliſchen Reiches einen Begriff zu geben. Traf man gleich daſelbſt zuweilen einen tapfern und geſchickten Regenten an, ſo blieb doch dieſelbe Denkart herrſchend. Iſaac Comnenus, einer der beſten Kaiſer, der im Jahr 1057 den Thron beſtieg, zog ſich den Haß der Mönche zu, weil er den Ueberfluß ihrer Reichthümer zur Abhülfe der öffentlichen Bedürfniſſe verwandte. Die Mönche ſchrien über Gottesvergeſſenheit und Kirchenraub. Der Kaiſer, der nach einem Falle mit dem Pferde krank ward, fiel in Andächtelei,

und legte im Jahre 1059 zum Beſten des Conſtantinus Ducas die Krone nieder, um ein Mönch zu werden.

Der zu friedliebende Ducas überließ die Provinzen den Verwüſtungen der Türken. Er ernannte ſeine drei Söhne zu Kaiſern, übertrug aber die Regierung ihrer Mutter Eudoxia, und verlangte von derſelben, daß ſie ſich nicht wieder vermählen ſollte. Sie hatte ſich dazu ſchriftlich anheiſchig gemacht. Bald nachher fiel es ihr ein, den Romanus Diogenes, den ſie zum Tode verurtheilt, deſſen gutes Anſehen aber ihr Herz gerührt hatte, zum Gemahle anzunehmen. Ihr ſchriftliches Verſprechen, das ſie dem Patriarchen zur Bewahrung übergeben hatte, ſetzte ſie in große Verlegenheit. Um daſſelbe wieder zurück zu erhalten, ſtellte ſie ſich, als wenn ihre Wahl auf einen Verwandten des Patriarchen gehe. Der Patriarch billigte daher die Wiedervermählung der Kaiſerin und lieferte ihr ohne Zeitverluſt die Schrift aus. Alsbald vermählte ſich Eudoxia mit Romanus und ſetzte ihn auf den Thron. Die Griechen waren damals nicht viel beſſer, als die Barbaren.

Die Trennung der griechiſchen Kirche, die um dieſe Zeit zur Reife kam, iſt eine Begebenheit, die ſchon unabhängig von ihrer Beziehung auf die Religion unſerer ganzen Wißbegierde würdig iſt. Man muß bis auf ihren Urſprung zurückgehen, um ihren Fortgang zu verfolgen. Ignatius, Patriarch von Conſtantinopel, ward im Jahre 858 durch Hofränke ſeines Amtes entſetzt, und darauf an ſeine Stelle Photius geſetzt, ein bloßer Laie, von ſehr vornehmer Geburt und von großem Geiſte, der der gelehrteſte Mann in Europa war, aber zugleich von gefährlichem Charakter, zu Ränken aufgelegt, voller Liſt und heuchleriſch, bald nachgebend und fein, bald ſtolz und ſanft. In ſechs Tagen ſtieg er zum Patriarchen empor. Am erſten Tage ward er Mönch, denn bei den Griechen mußte man Mönch ſeyn, wenn man im Dienſte der Kirche

ſein Glück machen wollte; am zweiten Tage Lector, am dritten Subdiaconus; am vierten Diaconus; darauf Prieſter, und endlich Biſchof und Patriarch.

Da beide Patriarchen, ſowohl der alte als der neue, ihre Anhänger hatten, und der Staat dadurch beunruhigt ward, wendete ſich Michael III. an den Pabſt Nicolaus I., welcher letztere nichts mehr wünſchte, als über die griechiſche Kirche eben ſo, als über die Kirchen des Occidents, Herr zu ſeyn. Ein Concilium von mehr als 300 Biſchöfen, unter welchen zwei beſtochene Legaten den Vorſitz führten, beſtätigte im Jahre 861 die Abſetzung des Ignatius und die Wahl des Photius. In einem Concilium zu Rom erklärte hingegen Nicolaus den Ausſpruch des conſtantinopolitaniſchen Conciliums für nichtig, und belegte den Photius mit dem Banne, „im Namen Gottes, der Apoſtel, aller Heiligen, und der ſechs allgemeinen Concilien, und nach dem Urtheile des heiligen Geiſtes, durch den Mund des Pabſtes ausgeſprochen.“

Photius, den dieſes gewaltſame Verfahren in Wuth ſetzte, hielt ſeinerſeits gleichfalls ein Concilium, that den Pabſt in den Bann, ſetzte denſelben ab, und nahm den Titel eines öcumeniſchen oder allgemeinen Patriarchen an; einen Titel, den man in Rom nicht ausſtehen konnte. Nach einem ſchon vor langer Zeit angenommenen Grundſatze behauptete er, daß mit der Reſidenz des Kaiſers zugleich das Primat nach Conſtantinopel verlegt ſey. Er entſchloß ſich, die griechiſche Kirche von der römiſchen unabhängig zu machen; und um dieſe letztere durch ſolche Beſchuldigungen, die auf das Volk einen tiefen Eindruck machen konnten, in böſen Ruf zu bringen, warf er derſelben vor, daß ſie in der Faſtenzeit Käſe und Milch zu genießen erlaube; daß ſie dem Manichäismus folge, indem ſie die Prieſter zwinge, unehelich zu bleiben, beſonders aber, daß ſie in dem Glaubensbekenntniſſe das Wort: „Und vom Sohne,“ eingeſchoben habe; eine ungeheuere Gotteslăſterung, wie ſich Photius

ausdrückte, wodurch das Chriſtenthum umgeſtürzt würde. Er verdammte ſogar das Faſten am Sonnabende, und den Gebrauch der Geiſtlichen, ſich den Bart ſcheren zu laſſen. Als ein großer Geiſt hätte Photius ohne Zweifel ſich nicht ſolcher elenden Beſchuldigungen bedient, wenn er ſich nicht nach den kleinen Begriffen des großen Haufens hätte bequemen müſſen.

Baſilius, Michaels **III.** Mörder und Nachfolger in der Regierung, that dem Streite Einhalt, indem er den Ignatius wieder einſetzte. Photius, der ihm ſeinen Kaiſermord freimüthig verwieſen hatte, ward vertrieben. Man donnerte auf ihn in einer Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel, man nennt ſie das achte allgemeine Concilium, zu welchem ſich von Adrian **II.** drei päbſtliche Legaten eingefunden hatten. Nun ſchien der Friede zwiſchen den beiden ſtreitigen Kirchen hergeſtellt. Er konnte nicht von Dauer ſeyn, weil die Urſache des Streites, die Eiferſucht, nicht gehoben werden konnte. Das Intereſſe veranlaßte einen neuen Bruch.

Der König der Bulgaren, deſſen Gemahlin eine Chriſtin war, hatte das Chriſtenthum angenommen; und ſein Beiſpiel ward, wie gewöhnlich, von einem großen Theile ſeines Volkes befolgt. Nun war die Frage: Ob Bulgarien unter dem Gerichtszwange des Pabſtes oder des Patriarchen zu Conſtantinopel ſtehen ſolle? Das conſtantinopolitaniſche Concilium entſchied dieſe Frage zum Beſten des Patriarchen; aber die päbſtlichen Legaten widerſprachen dieſer Entſcheidung; und Johann **VIII.**, Adrians Nachfolger, bedrohte den Ignatius mit dem Kirchenbanne und der Abſetzung, falls er nicht die nach Bulgarien geſchickten Prieſter und Biſchöfe unverweilt zurück berufen würde. Gleichwohl war Bulgarien ein abgetrenntes Stück von dem orientaliſchen Kaiſerthume. Rom wollte noch immer Alles ſeiner Herrſchaft unterwerfen.

Ignatius ſtarb. Photius hatte ſein Anſehen bei Hofe wieder erhalten. Der Pabſt, dem die Saracenen einen Tribut von

25,000 Mark Silbers aufgelegt hatten, hatte die Hülfe des Kaiſers Baſilius nöthig. Daher erhielt die Sache bald eine andere Geſtalt. Johann VIII. entſchloß ſich, den Photius als Patriarchen zu erkennen, und ſchickte in dieſer Abſicht Legaten ab. Ein im Jahre 879 zu Conſtantinopel verſammeltes Concilium von 400 Biſchöfen ſetzte den Pothius aufs feierlichſte wieder ins Patriarchat, und vernichtete die wider ihn gerichteten Ausſprüche der andern Concilien. Der Pabſt ſchrieb ſogar einen Brief, in welchem er diejenigen, welche in dem Glaubensbekenntniſſe das: „Und vom Sohne,“ eingeſchoben hätten, für Uebertreter erklärte.

Er zweifelte keineswegs, daß Photius allen Anſprüchen auf Bulgarien entſagen würde. Als er das Gegentheil vernahm, griff er zu den Waffen, die er immer in Wirkſamkeit hielt; er donnerte Bannflüche. Seine Nachfolger wollten den Patriarchen nicht anerkennen. Dieſer ward vom Kaiſer Leo, dem Philoſophen, des Landes verwieſen, und hinterließ bei ſeinem Ableben den Saamen einer ewigen Trennung, in Anſehung deren man den Einfluß des Parteigeiſtes in Religionsangelegenheiten nicht genug bedauern kann.

Die unglückliche Trennung erfolgte erſt in der Mitte des 11. Jahrhunderts. Der Patriarch Michael Cerularius, der bei weitem nicht ſo geſchickt, aber eben ſo ehrgeizig als Photius war, unternahm es, das päbſtliche Joch abzuwerfen; er ſchmähte auf die lateiniſche Kirche, hielt ſich in dieſer Abſicht bei Kleinigkeiten auf, und machte Alles zu Verbrechen. Das Fleiſch unreiner und erſtickter Thiere zu genießen; an dem Mittwoche überhaupt Fleiſch, und des Freitags Eier und Käſe zu eſſen; des Sonnabends zu faſten; ſich ungeſäuerten Brodes zum Meßopfer zu bedienen; und zur Zeit der Faſten nicht das Halleluja zu ſingen: das waren ihm Gräuel und Abſcheulichkeiten. Ja in einer zu Rom ausgefertigten Antwort heißt es, daß die Lateiner denjenigen, die, außer in Hungersnöthen,

vom Blute und vom Erſtickten äßen, eine ſchwere Buße auflegten. Cerularius ließ ſich mehr von Leidenſchaft als Vorurtheil leiten, und er ſuchte nur allerlei Vorwände zur Beſchönigung ſeines Unternehmens.

Ein ſehr heftiger Brief des Pabſtes Leo IX. vermehrte den Groll des Patriarchen. Leo beſchuldigte die Griechen mehr als 90 von der römiſchen Kirche verworfene Ketzereien; und bewies die weltliche Macht der Päbſte aus der chimäriſchen Schenkung Conſtantins. Die Beweisgründe des Pabſtes waren von eben ſo ſchlechtem Gehalte, als diejenigen, deren ſich der Patriarch bediente. Dieſer verſagte den nach Conſtantinopel geſchickten Legaten ſchlechterdings die Audienz. Die Legaten legten daher im Jahre 1054 auf den Altar der Sophien-Kirche eine Urkunde nieder, des Inhaltes: „daß Michael und ſeine Anhänger, wofern ſie ſich nicht bekehren würden, mit denen, die ſich der Simonie ſchuldig machen, mit den Ketzern, mit dem Teufel und ſeinen Engeln verflucht ſeyn ſollten.“ In dieſer Urkunde wurden die Griechen zu gleicher Zeit beſchuldigt, daß ſie die bei ihnen einkehrenden Gäſte ihrer Mannheit beraubten, und ſie ſodann zu Biſchöfen machten, das moſaiſche Geſetz verfluchten; die jüdiſchen Reinigungen beobachteten; das Ausgehen des heiligen Geiſtes in dem Glaubensbekenntniſſe ausgetilgt hätten; den Prieſtern zu heirathen erlaubten, und ſie nöthigten, Bärte und lange Haare zu tragen; mit einem Worte, daß ſie alle alten Ketzereien wieder erneuerten.

Cerularius antwortete den Legaten in einem mit Schmähungen angefüllten Decrete: „In dieſe fromme Stadt, aus welcher ſich der orthodoxe Glaube in die ganze Welt verbreitet hat, ſind aus den Finſterniſſen des Occidents ruchloſe Leute gekommen, und haben ſich unterſtanden, den wahren Glauben durch ihre abweichenden Lehren zu verfälſchen.“ Schon dieſer Eingang zeigt deutlich, wie ſehr ſich die Gemüther im Streite erhitzen, ſobald

man aus den Schranken der Mäßigung weicht. Die Griechen verachteten die Römer im höchſten Grade. Sie ſahen dieſelben als unwiſſende Barbaren an; die Herrſchaft, deren ſich die Päbſte über die ganze Welt anmaßen wollten, erregte ihren Unwillen, und ſie vergalten Bannflüche mit Bannflüchen. Da die orientaliſchen Kaiſer zuweilen aus dem Occidente Hülfe nöthig hatten, ſo gaben ſie ſich manches Mal viele Mühe, die beiden Kirchen wieder in einander zu vereinigen; aber das Staats-Intereſſe erſtickte den Religionshaß nicht. Einiger ſcheinbarer friedſamen Zwiſchenzeiten ungeachtet erhielt ſich die Trennung fortwährend.

Anmaßungen, Sitten und Streitigkeiten der Geiſtlichkeit, Lehen und Ritterweſen im 9. bis 11. Jahrhundert.

Im Occident, die Mauren in Spanien ausgenommen, herrſchte eine ſo tiefe Unwiſſenheit, daß nur ſehr wenige Menſchen leſen, und noch viel wenigere ſchreiben konnten. Die Geiſtlichen und die Mönche, die allein in dem Beſitze dieſes wichtigen Geheimniſſes blieben, wurden dadurch nothwendiger Weiſe Schiedsrichter und Gebieter aller Angelegenheiten. Sie zogen die Ehen, die Verträge und Teſtamente, denen ſie mit großer Sorgfalt ein geheimnißvolles Anſehen zu geben ſuchten, zu ihrer Gerichtsbarkeit. Dadurch eröffneten ſie ſich neue Quellen zur Vergrößerung ihrer Macht und Reichthümer, um ſich wegen der liegenden Güter zu entſchädigen, welche die weltlichen Herren ihnen entriſſen hatten. Alles erhielt die Farbe der Religion; bürgerliche Angelegenheiten wurden mit geiſtlichen verwechſelt, und aus dieſer unnatürlichen Vermiſchung entſtanden unzählige Mißbräuche.

Zum Beweiſe von dieſem Allen dürfen wir uns nur auf die

Ehe berufen, die unſtreitig die wichtigſte unter allen geſellſchaftlichen Verbindungen iſt, und deßhalb folglich den bürgerlichen Geſetzen die meiſte Aufſicht gebührt. Die chriſtlichen Kaiſer hatten in dieſer Hinſicht das Beiſpiel der alten Geſetzgeber befolgt, ohne daß Jemand etwas dawider eingewandt hätte. Aber die ſchon unumſchränkt gewordene Geiſtlichkeit ſah in der Ehe nichts weiter als ein Sacrament. Sie erfand, um den ehelichen Verbindungen zu wehren, neue Hinderniſſe der Verwandtſchaft, der Schwägerſchaft, ſelbſt der geiſtlichen Schwägerſchaft, und ſie dehnten ſolche ſo weit aus, daß man faſt nicht mehr wußte, wo man eine rechtmäßige Gattin hernehmen ſollte, da man ſelbſt bis auf den ſiebenten Grad keine heirathen durfte. Ueber dieſen großen Gegenſtand, von dem alles Uebrige abhing, maßten ſich die Päbſte ein beſonderes Recht an. Und welchen Gebrauch machten ſie von dieſem Rechte? Der fromme König von Frankreich, Robert, ward gezwungen, ſich von ſeiner Gemahlin zu trennen, weil ſie im vierten Grade mit ihm verwandt war; da doch franzöſiſche Prälaten dieſe keuſche und zärtliche Verbindung gut geheißen hatten. Um dergleichen Gewaltthätigkeiten auszuweichen, wußte Heinrich, Roberts Sohn, ſich nicht beſſer zu helfen, als daß er ſich eine Gemahlin aus Moskau kommen ließ.

Weil nur die Religion allein einige Herrſchaft über zügelloſe Barbaren ausüben kann, ſo würde die Gewalt der Diener der Religion ſehr heilbringend geweſen ſeyn, wenn ſie ſich alle derſelben weislich zu bedienen gewußt hätten; allein ſie ſelbſt waren Barbaren und unwiſſende Leute, die keine guten Führer und Hirten ſeyn konnten. Die Vorurtheile häuften ſich, die Religion wurde verkannt. Daher wurden die Bewegungsgründe der Religion, die Alles ordnen ſollten, weil ſie ſich von dem vorgezeichneten Ziele entfernten, oftmals Quellen der Irrthümer und der Thorheiten. Statt der weſentlichen Pflichten des Chriſtenthums, die ſo ſehr geeignet ſind,

Ordnung zu erhalten, und Gerechtigkeitsliebe einzuflößen, ſetzte man die Tugend in willkürliche Uebungen, die ſich ſehr leicht mit dem Verbrechen verknüpften. Die Moral ſchien unter den Haufen andächtiger Erfindungen erſtickt zu ſeyn, Reliquien, Pilgrimſchaften, Opfer und fromme Vermächtniſſe ſchienen den boshaften Menſchen die Pforten des Himmels zu eröffnen. Ehemals diente die Strenge der Büßung, Einige von Fehltritten zurückzuhalten, Andere zu beſſern; jetzt begnügte man ſich mit zweideutigen Aeußerungen der Frömmigkeit, welche zuweilen dem verdorbenſten Herzen einen Vorwand gaben, ungeſtraft laſterhaft zu ſeyn. Sie bildeten ſich in der That ein, daß Gott nichts weiter verlange, und ſie erkauften ſich gewiſſermaßen das Recht, ohne Gewiſſensbiſſe ihren Leidenſchaften nachzuhängen.

Wenn die Prälaten den Geiſt des Chriſtenthums nicht kannten, ſo kannten ſie die Gränzen ihrer Macht noch weniger. Statt ſich der Kirchenſtrafen zum Heile der Seelen zu bedienen, bedienten ſie ſich derſelben, ihre Privilegien zu ſchützen, und ihre Anſprüche durchzuſetzen. Das Prieſterthum, das vornehmlich zum Segnen beſtimmt iſt, ward weit mehr zum Verfluchen gebraucht. Man that in den Bann, um zu verdammen, nicht, um zu retten; man that in den Bann nach gewiſſen Staatsabſichten und Rachgier; man that die Großen, ſelbſt die Könige in den Bann, die man ihrer Macht berauben, oder zur Unterwürfigkeit zwingen wollte, und die Bannſprüche, dieſe unſichtbaren Waffen der Kirche, wurden, wie wir bald ſehen werden, Werkzeuge der Kriege und blutiger Staatsveränderungen. Es läßt ſich kaum eine Ausſchweifung oder falſche Vorſtellung denken, welche nicht die Unwiſſenheit heiligte. Die Geſchichte dieſer Jahrhunderte gereicht dem menſchlichen Verſtande zur Beſchimpfung. Selbſt die Religion würde dadurch entehrt werden, wenn ihr dasjenige, was ſie an ihren eigenen Dienern verdammt, zugerechnet werden könnte. Sie ſtellt immer einige große

Beiſpiele der Tugend dar, die unglücklicher Weiſe in dem Wirbel der Laſter verſchlungen wurden, aber doch wenigſtens zur Beſchämung der Laſterhaften dienlich waren.

Eine unwiſſende, habſüchtige Geiſtlichkeit, die ſich ein allgemeines Tribunal errichtete, und es für Entehrung hielt, dem Beherrſcher des Landes den Eid der Treue zu ſchwören; die auf Vergebung der Krone Anſprüche machte; die in Frankreich, in Spanien und in andern Ländern verſchiedene Male wirklich Kronen vergab; die Alles vor ihren Richterſtuhl ziehen wollte, und keinen Richter über ſich erkannte; die ihre ungereimten Anſprüche durch die falſchen Decretalen, und durch die Schriften tugendhafter und weiſer Prälaten, eines Agobärd von Lyon, und ſogar des berühmten Hinkmar von Rheims geheiligt ſah; eine Geiſtlichkeit, die Krieg und Friede gebot, die ſich gleichwohl den Gewaltthätigkeiten der Großen bloß geſtellt ſah, und ſich eben ſo oft des Schwertes als der Kirchenſtrafen bediente: durch welch ein Wunder hätte ſie die Tugenden ihres Standes haben können? Kannte ſie doch kaum die Forderungen der Wohlanſtändigkeit. Aergerniſſe herrſchten allenthalben, ſogar auf dem heiligen Stuhle. Man ſah Biſchöfe, die zur Verachtung der ſtrengen Verordnungen der römiſchen Kirche öffentlich verheirathet waren. Die Prieſter, die alten Mönche hatten größtentheils Weiber oder Kebsweiber, ohne Scham und ohne Gewiſſenszweifel *). Den Baſtarden derer, welche geiſtliche Pfrün-

---

*) Auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa, im Jahre 325, widerſetzte ſich Paphnutius, ein Biſchof aus Thebais, ſehr lebhaft dem Geſetze der Eheloſigkeit, welches man den Prieſtern auflegen wollte. Es war erſt gegen das ſiebente Jahrhundert, daß man mit dem eheloſen Stande einen Begriff von Vollkommenheit und Tugend verband. Gregor VII., ein eifriger Verfolger verheiratheter Geiſtlichen, erregte große Verwirrungen. Beinahe wäre der Erzbiſchof von Mainz von ſeiner Geiſtlichkeit zu Grunde gerichtet worden, welche er zu Erfurt verſammelt hatte, dieſe Neuerung einzuführen. Mit Unrecht würde man daher in die Reihe öffentlicher Aergerniſſe das Betragen derjenigen Geiſtlichen ſetzen, die ſich weigerten, ſich einem neuen Geſetze zu unterwerfen, das offenbar der Natur entgegen ſtrebt.

den genoſſen, wurden die Kirchengüter als ein Erbgut verliehen; noch viel öfter wurden ſie durch öffentliches Ausgebot verkauft, und aus der Simonie ward, vornehmlich zu Rom, ein öffentlicher Handel, bei welchem ſich die Gewaltthätigkeit nur zu oft in die Angelegenheiten des Intereſſe miſchte. Selbſt die Schriften der Geiſtlichen ſetzen dieſe beklagenswürdige Thatſachen außer Zweifel, es darf nicht befremden, daß die guten Sitten ſich verloren, da die Laſter durch Unwiſſenheit volle Macht erhielten.

Da die zu weit getriebene Unordnung nothwendig das Gefühl für die Tugend untergraben mußte, und da außerdem die öffentlichen Drangſale, unter dem Europa erlag, Religions-Hitze erregten: ſo entſtand die Mönchs-Reformation zu Clugni im Anfange des zehnten Jahrhunderts, und hatte einen zum Erſtaunen reißenden Fortgang. Ein neues Schauſpiel von Heiligkeit machte auf die Völker einen mächtigen Eindruck. Fromme und ſtrenge Mönche wurden als Engel angeſehen, die zur Rettung des menſchlichen Geſchlechts vom Himmel gekommen wären. Je mehr ſie die Reichthümer verachteten, deſto mehr Schätze wurden ihnen aufgedrungen. Da alle mögliche Arten der Unglücksfälle die Vermuthung ſtärkten, daß das Ende der Welt herannahe, ſo bekümmerte man ſich wenig um die Bedürfniſſe einer Familie. Man glaubte ſeinen Kindern und ſich ſelbſt deſto ſicherere Anſprüche auf die Seligkeiten jenes Lebens zu verſichern, je bereitwilliger man ſeine Güter jenen eifrigen Dienern der Gottheit überließ, die ſich durch das Ende der Welt nicht abhalten ließen, dieſe Güter in Empfang zu nehmen. Man hatte den Ehrgeiz, in ihre Geſellſchaft aufgenommen zu werden. Man verachtete die Biſchöfe, Prieſter und Mönche, deren Aufführung in der That Verachtung verdiente, und die Reformatoren nahmen eben ſo ſehr an Anſehen und Gewalt zu, als man gegen ſie Ehrfurcht und Zutrauen hegte. Daher erwuchſen Eiferſucht und Streitigkeiten zwiſchen den Weltgeiſtlichen und Or-

denſgeiſtlichen, zwiſchen den alten und neuen Mönchen. Dieſe erhielten endlich die Oberhand, und daraus entſtand eine neue Quelle der Unordnungen; denn dieſe Oberherrſchaft, die ihrer Natur nach der Ordnung zuwider war, ward ihnen ſelbſt zur Klippe, an welcher ihre Tugend, die ihnen ſo viele Gewalt verſchafft und wodurch ſie ſich ſo ehrwürdig gemacht hatten, ſcheiterte.

Dieß war die Zeit, wo die Religion, die bereits gar ſehr von ihrer alten Einfalt verloren hatte, mit vielen Kloſtertugenden überladen ward. Dieß war die Zeit, wo die lauten Gebete ſich ins Unendliche verlängerten, wo Kniebeugungen und andere Ceremonien ein vorzügliches Verdienſt erwarben; wo beſondere Andachtsübungen weit höher geſchätzt wurden, als Ausübung der Pflichten; wo man allerlei ſeltſame Mittel erfand, den Todten Linderung zu verſchaffen, und für die Verbrechen der Lebenden zu büßen; wo man zum Beiſpiele feſt glaubte, daß man nicht für ſich, ſondern auch in der Stelle eines Andern, der göttlichen Gerechtigkeit dadurch ein Genüge leiſte, wenn man ſich eine gewiſſe Anzahl Streiche mit Geißeln gäbe, welche gewiſſe Jahre des Fegfeuers abkaufen könnten. Dieß war die Zeit, wo man die Leben der Heiligen mit unzähligen Fabeln anfüllte, um all demjenigen, was das Volk glauben ſollte, ein Gewicht zu geben. Metaphraſtes verbreitete dieſe Fabeln bei den Griechen, und die Lateiner, die noch unwiſſender waren, mußten ſich daher noch leichtgläubiger finden laſſen. Mit einem Worte, die Schriften dieſer Zeit wimmeln von Ausſchweifungen, weil ein blinder oder eigennütziger Aberglaube die Feder führte, und weil man auf der einen Seite eben ſo gern glaubte, als man auf der andern betrog.

Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts erlaubte man ſich noch, von der Vernunft zu ſprechen, wo ſich doch die geſunde Vernunft verloren hatte. Es entſtanden demnach in Frankreich einige theologiſche Streitigkeiten. Der Mönch Godſchalk glaubte, das Geheimniß

von der Prädeſtination in ein helleres Licht zu ſetzen, indem er der Lehre des heiligen Auguſtinus folgte. Er fand in dem berühmten Hinkmar von Rheims einen fürchterlichen Widerſacher, der, da er Godſchalken nicht mit Gründen zurückführen konnte, ihn in Gegenwart des Königs Carl des Kahlen geißeln ließ. Der Mönch Ratbert bediente ſich in der Lehre von der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im Abendmahle ſo harter und neuer Ausdrücke, daß zwei andere Mönche, Raban und Ratram, indem ſie nur Ratberts Ausdrücke beſtritten, die Lehre ſelbſt zu beſtreiten ſchienen. Damals wurde die Albernheit und Dummheit ſo weit getrieben, daß man Unterſuchungen über die Verdauung des heiligen Abendmahls, über die Niederkunft der Jungfrau Maria, über Materien anſtellte, welche ſelbſt weiſe und vorſichtige Theologen, ohne Gefahr, die Geheimniſſe zu entheiligen, nicht berühren konnten. Zum guten Glücke verſchwanden alle dieſe Streitigkeiten in dem Chaos des zehnten Jahrhunderts. Was würde aus der Lehre der Kirche geworden ſeyn, wenn nicht die tiefſte Unwiſſenheit das fernere Dogmatiſiren unterſagt hätte?

Im 11. Jahrhunderte lebten die Studien wieder auf, aber welche Studien? Eine falſche Logik grübelte über Worte, ohne Sachbegriffe zu geben. Durch zu ängſtlich genaue Unterſuchungen miſchte ſie Alles unter einander; ſie brachte eine kauderwälſch gelehrte Sprache auf, die ſchon für ſich fähig war, alle Wiſſenſchaften zu vertilgen; ſie eröffnete hitzigen Streitern, die nach dem Beiſpiele der Griechen mit ihren Sophismen das Feuer der Streitigkeiten und Ketzereien anzündeten, ein weites Schlachtfeld. Weil die neuen Lehrer ſich nur für Theologen ausgaben, ſo beſchäftigten ſie ſich auch nur vornehmlich mit theologiſchen Materien, und weil ſie weder Geſchichte, noch Alterthümer, noch Kritik kannten, ſo konnte ihre Arbeit keine guten Früchte bringen. Berengarius, Domherr von Tours, wollte die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes

Chriſti im Abendmahle beweiſen, und gab dadurch Gelegenheit zu dem Streite über die Transſubſtantiation. Der Mönch Lanfrancus, ſein Rival, ſtellte dadurch, daß er ihn in vielen Concilien verdammen ließ, und die Biſchöfe und Päbſte wider ihn aufhetzte, die Transſubſtantiation, über welche man nur in einer einzigen Schule disputirte, den Angriffen ganzer Legionen von Sectirern bloß.

Die Zahl der Ungereimtheiten mußte ſich durch ſchlechte Studien vervielfältigen. Das Auffallendſte von allen iſt indeſſen die zügelloſe Gewalt, die den Päbſten beigelegt ward. Dieſe Gewalt der Päbſte war vornehmlich ein Werk jener frommen Mönche, die das Orakel von Europa geworden waren. Der römiſche Hof bereicherte ſie mit unerhörten Privilegien, ließ ſie keine andere Gerichtsbarkeit als die ſeinige anerkennen, und knüpfte ſie durch jedes erſinnliche Band an ſich. Da ſie außerdem von Jugend auf gewohnt waren, die unwiderſprechlichen Befehle eines Vorſtehers als Befehle der Gottheit anzuſehen, ſo nahmen ſie es gerne als bewieſene Wahrheit an, daß das Haupt der Kirche, der Statthalter Chriſti, eine unbegränzte Gewalt habe. Ihre Grundſätze waren auf Vorurtheile und Intereſſe gebaut, und wurden durch Unwiſſenheit und Schwärmerei geheiligt. Ein erſter kühner Schritt führte immer zu einem anderen noch kühneren fort. Ein glücklicher Erfolg ſchien ein Rechtsgrund zu ſeyn. Sophismen und Erdichtungen vertraten die Stelle der Demonſtration. Die Unternehmungen Gregors IV. wider Ludwig den Frommen, Nikolaus I. wider Lothar, König von Lothringen, Adrians II. wider Carl den Kahlen, Johann VIII. wider verſchiedene Mächte, und Gregors V. wider den König Robert; alle dieſe Unternehmungen ſind für nichts zu achten, wenn man ſie mit denjenigen vergleicht, welche ſich Gregor VII., dem es nicht an eifrigen Nachfolgern fehlte, ſpäter erlaubte.

So mußte dann die Religion mehr als jemals den unerhörteſten

Ausſchweifungen zum Vorwande dienen, an den wichtigſten Angelegenheiten Theil nehmen, und die vornehmſte Triebfeder der Begebenheiten werden. Es iſt alſo nothwendig, die Irrthümer und Mißbräuche zu kennen, welche ſie verdarben. Dieſelben muß man als Hauptgegenſtände, ſowohl der Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, als der politiſchen Geſchichte betrachten; denn die Religionsbegriffe verſchlangen damals alle Erkenntniß der Menſchen, die ſicherlich niemals ſo wenig von Politik und ſelbſt von Religion wußten, als eben damals.

Ein anderer unterſcheidender Charakter dieſer beiden letzteren Epochen iſt die aus der Feudalregierung entſtandene Anarchie. Die Beneficien oder Lehen, welche die Könige den Großen gaben, um ihnen ihre geleiſteten Dienſte zu vergelten, und ſie in dienſtfertigen Stand zu ſetzen, hätten, da ſie anfangs widerruflich waren, ſtatt die königliche Gewalt zu untergraben, dieſelbe vielmehr unterſtützen müſſen, wenn alle Könige Carl dem Großen gleich geweſen wären. Aber der Ehrgeiz und die Habſucht der Großen wußten die Schwäche der Fürſten vortrefflich zu benutzen. Sie zerſtörten die Kammergüter, indem ſie neue Lehen erpreßten. Nicht zufrieden mit dem Mißbrauche, ſtrebten ſie nach Eigenthum, und die Erbſchaft ſicherte ihren Familien den Raub, den die Krone litt. Das Unglück war von der Zeit an unvermeidlich, ſobald Könige nicht mehr zu regieren wußten, ſobald die fortdauernden bürgerlichen Fehden und Gefahren ſie nöthigten, ſich den Beiſtand, ja, den Schutz ihrer Unterthanen zu erkaufen; ſobald die Großen die Gewalt hatten, ſich unrechtmäßig in den Beſitz desjenigen zu ſetzen, was man ihnen nicht ohne Gefahr verweigern konnte. Aus dem Beiſpiele Einiger machten ſich die Anderen ein Recht; da der Damm einmal durchbrochen war, ergoß ſich der Strom von allen Seiten.

Die Herzoge oder Statthalter der Provinzen, die Markgrafen, denen die Beſchützung der Gränzen anvertraut war, und die Grafen,

die für die Gerechtigkeitspflege zu ſorgen hatten, alle dieſe ehemaligen Kronbedienten wurden gar bald Herren der Herzogthümer, der Markgrafſchaften und Grafſchaften. Nach ihrem Beiſpiele bemächtigten ſich die Biſchöfe und Mönche in denjenigen Gegenden, wo ſie die ſtärkſten waren, der Städte und Landgüter. In Deutſchland wurden ſie am allermächtigſten, weil die falſche Staatskunſt der Ottonen ſich aus der Geiſtlichkeit eine Partei wider die Großen machen wollte. Man verſichert, daß dieſe Kaiſer der Kirche zwei Drittel der Güter des Königreichs ſollen geſchenkt haben. Ohne großen Scharfſinn hätte man es doch vorherſehen können, daß die Geiſtlichkeit ſich von denſelben Leidenſchaften, welche die Laien beherrſchten, leiten laſſen und damit die Kunſt verbinden würde, dieſe ihre Leidenſchaften mit all demjenigen zu bedecken, was die Religion Blendendes und Fürchterliches hat.

Im neunten und zehnten Jahrhunderte ſchlug die Feudal-Regierung die tiefſten Wurzeln. Sie ward faſt in allen neuen europäiſchen Staaten eingeführt, weil ſie vielleicht mit den alten deutſchen Sitten in genauer Verbindung ſtand. Der König, als Lehensherr, nahm die Huldigung und den Eid der Treue von ſeinen Vaſallen für die Lehen entgegen, welche dieſe von der Krone hatten, und welche, wenn die Vaſallen bei ihrem Ableben keine Erben nachließen, wieder an die Krone verfielen. Er hatte das Recht, im Kriege ihre Dienſte zu verlangen; an ſeinem Hofe mit ihren verſammelten Pairs über ſie zu richten; und im Falle ſie ſich der Felonie oder einer Empörung ſchuldig machten, ihre Lehengüter einzuziehen. Uebrigens übten die großen Vaſallen in ihren Lehen königliche Rechte aus; ſie münzten Geld, hatten unumſchränkte obrigkeitliche Gewalt, gaben Geſetze, und hatten ihren eigenen Hof und ihre Untervaſallen; mit einem Worte, ſie waren größtentheils mächtig genug, um den Monarchen zittern zu machen, wenn anders Fürſten ohne wirkliche königliche Gewalt den Namen der Monar-

chen verdienen. Da die Anarchie den Gewaltthätigkeiten freien Lauf ließ, und der unmittelbare Schutz der nächſten Herren nach dem Könige ihnen nützlicher war, als der Schutz des Königs ſelbſt, ſo vermehrte ſich die Zahl der Untervaſallen von Tag zu Tage. Jeder wollte an den Vortheilen des Feudalkörpers Theil nehmen. Die Beſitzer freier Ländereien, welche man erblehenzinsfrei nannte, gaben dieſelben irgend einem Großen, um ſie von ihm als Lehensgüter zurückzunehmen, und ſchufen ſich einen Schutzherrn, indem ſie ſich zu Lehensmännern machten. Daher vervielfältigten ſie die Lehen bis ins Unendliche. Mühlen und Backöfen nahmen ſogar den Namen der Lehen an, die Afterlehen hatten wieder andere Afterlehen unter ſich, und es entſtand eine ſo in einander geſchlungene Kette von verhältnißmäßigen Rechten, daß es vergebliche Mühe ſeyn würde, ſie entwickeln zu wollen.

Aus der Feudal-Regierung erwuchſen die ſchrecklichſten Unordnungen. Die Gewalt entſchied Alles. Große und kleine Herren waren beſtändig in Waffen, um ihre Lehen zu beſchützen, oder andere an ſich zu reißen. Das Verbrechen hatte ſich vor keinem Strafurtheile zu fürchten. Mord und Raub dauerten ohne Aufhören fort, die Fehden und Privatkriege machten eine Art des Staatsrechtes aus. Die meiſten Herren, zu Hauſe Tyrannen und auswärtig Räuber, verachteten die natürlichen Empfindungen, und die Grundſätze der Billigkeit. Die Menſchen würdigten ſich zu wilden Thieren herab, und man darf ſich nicht wundern, daß die Biſchöfe, um der allgemein gewordenen gar zu ausſchweifenden Laſterhaftigkeit Einhalt zu thun, auf ſeltſame Mittel fielen, und den Gottesfrieden, den Stillſtand Gottes erfanden. Schlechte Aerzte wollten unheilbare Krankheiten heilen, und die Arzneimittel bewirkten neue Uebel.

Selbſt der Kriegsdienſt, der doch die vornehmſte Obliegenheit der Vaſallen ausmachte, hatte keine feſtgeſetzten Regeln, weder in Anſehung der Dauer des Feldzugs, noch in Anſehung der Entfer-

nung der Oerter, der Zahl der zu ſtellenden Mannſchaft und der Beſchaffenheit des Krieges. Er war auf eine Zeit von 40, von 60, von mehr oder weniger Tagen eingeſchränkt, nach willkürlichen Verabredungen, die nicht von Dauer ſeyn konnten. In gewiſſen Fällen kam den Vaſallen, ſtatt der Verpflichtung, ihrem Lehensherrn zu dienen, das Recht zu, wider ihn die Waffen zu führen. Der Souverain war zuweilen der Vaſall ſeiner Vaſallen. Alles hing übrigens von den Umſtänden ab, weil der Stärkere entweder Geſetze gab, oder ſeinen Gehorſam verweigerte. Die Scythen, die mit ihren Herden herum irrten, machten gewiſſermaßen einen beſſern Staatskörper aus.

Es wäre überflüſſig, von dem bejammernswürdigen Zuſtande des Volkes eine Schilderung zu geben, da man ſich denſelben gar leicht vorſtellen kann. Vor der Sclaverei, in die ſich das Volk allenthalben verſetzt ſah, ſchaudert die Menſchheit nicht ſo ſehr, als vor den Gewaltthätigkeiten und vor der äußerſten Dürftigkeit, wovon es ein Opfer war. Dumm geworden durch Unterdrückung und öffentliche Drangſale, aber doch noch einer Rückkehr in ſich ſelbſt fähig, mußte ſein ſchwacher Verſtand das Maß ſeines Unglücks voll machen. Die einzige hier zu machende Bemerkung iſt dieſe, daß ein großer Theil des Volkes ſich entweder der Geiſtlichkeit und den Mönchen, oder den weltlichen Herren freiwillig zu Sclaven gab, bald aus einem dummen Andachtseifer, bald um ſich gegen Arbeit Brod zu ſchaffen, und bald um ſich von einer noch grauſamern Tyrannei los zu winden. Die Knechtſchaft — wer ſollte es glauben? — war in dieſen ſchrecklichen Zeiten ein Rettungsmittel.

Der damals ſchon ſehr allgemeine und in einiger Hinſicht nützliche Geſchmack an dem Ritterthum ward dadurch höchſt ſchädlich, daß er die Kampfſucht und die heftige Begierde nach Abenteuern noch vermehrte. Bei den alten Deutſchen wurden den ungen Leuten unter gewiſſen Ceremonien, die ihnen einen krie-

geriſchen Eifer einzuflößen vermögend waren, die Waffen zuerſt angelegt. Aber die Ritterſchaft, als ein militäriſcher und politiſcher Orden betrachtet, war im 11. Jahrhundert noch neu. Man ſah in derſelben die Religion, oder vielmehr die Andachtsliebe mit den ritterlichen Uebungen dergeſtalt verbinden, daß die Schwärmer daraus eine Art von Sacrament machten, und ſie mit der prieſterlichen, ja ſelbſt mit der biſchöflichen Würde verglichen; eine Vorſtellung, die den alten Thorheiten völlig entſprach. Nachdem ein angehender Ritter vorgeſchriebener Maßen gefaſtet, den Tag vor ſeiner Einweihung in einer Kirche gebetet und das Abendmahl empfangen hatte, und nach vielen religiöſen Ceremonien, bei welchen Prieſter und Pathen gewiſſe Verrichtungen hatten, empfing er das Schwert und die Umarmung, und weihete ſich ſodann feierlich der Vertheidigung des Glaubens und dem Schutze der Wittwen, der Waiſen und der Unterdrückten. Von den Mauren in Spanien her, hatte ſich eine romanhafte Galanterie verbreitet, wodurch ſich die Ritter vorzüglich auszeichneten. Es war nämlich eine heilige und unverbrüchliche Pflicht, für die Ehre der Damen, und inſonderheit zum Ruhme derjenigen, für deren Ritter man ſich erklärte, zu kämpfen. Edle Geſinnungen fingen an, ſich zu regen, aber in dem Schooße herrſchender Laſter konnten ſie ſich zu geläuterten Tugenden nicht erheben.

Dieſe Stiftung entſprach den kriegeriſchen Sitten zu ſehr, als daß ſie nicht eine Begeiſterung hätte erregen ſollen. Die Jungen von Adel, die in den Häuſern der Ritter erzogen wurden, lernten von denſelben die Kriegskunſt, die Religion und die Liebe. Sie dienten den Rittern als Edelknaben, und nachmals als Waffenträger, und ſtrebten nach dem höchſten Range der Ritterwürde, wozu man durch Tapferkeit gelangen konnte. Daraus entſtand für den Adel ein zweifacher Vortheil. Wer in dem Beſitze von Lehensgütern war, erzog ſich dadurch tapfere und ihm mit Treue ergebene Soldaten; und wer arm war, fand Unterſtützung, eine gute

Erziehung, und hoffnungsvolle Ausſichten und Mittel, ſein Glück zu machen. Weil man aber in den ritterlichen Uebungen ſein einziges Verdienſt ſuchte, ſo wurde Unwiſſenheit, Aberglaube und eine übertriebene Kampfſucht mehr als jemals der unterſcheidende Charakter des Adels.

Die Zeiten, worin ſie am meiſten blühten, waren dennoch Zeiten der Ausſchweifungen, des Raubes und der Barbarei, wo man oft alle Laſter und Verbrechen bei denjenigen Rittern antraf, die man als Helden hoch pries. In den am beſten eingerichteten Ständen iſt die Zahl derer, die den vorgeſchriebenen Regeln gemäß leben, immer die kleinſte, ausgenommen vielleicht bei ihrem erſten Anfange. Nach dem Maße, wie man ſich von ihrem Urſprunge entfernt, führt die Zeit Mißbräuche ein; aber dieſe Mißbräuche müſſen den Menſchen, nicht aber der Lebensart, der ſie ſich gewidmet haben, zugerechnet werden. Die Ritterſchaft hatte in dieſer Hinſicht das Schickſal aller andern Stiftungen, und außerdem war, um die Sache in ihrem wahren Lichte darzuſtellen, ihre Einrichtung von verſchiedenen Uebelſtänden unzertrennlich. Wenn man ſie ſelbſt von der Seite des Krieges betrachtet, ſo mußte nothwendig große Unordnung bei einer ungeſtümen Miliz herrſchen, die von Niemand anders, als von ihrer Stärke, Geſetze annahm, und nur auf Mittel zur Vervielfältigung der Gefahren zu ſinnen ſchien; die Prahlerei mit Ruhm, und Verwegenheit mit Tapferkeit verwechſelte, und die, in der Trunkenheit ihrer falſchen Vorurtheile, niemals ſich würde haben überzeugen können, daß es weiſere Völker gebe, die, gleich den Lacedämoniern und Römern, einen zu weit getriebenen Muth als Feigheit beſtraften; endlich eine Miliz, die, wenn ſie einmal zum Weichen gebracht war, ſich nicht wieder ſammeln konnte, und folglich unvermögend blieb, ihre Fehler und den erlittenen Verluſt wieder zu erſetzen.

Sie ſchienen ſich eine ganz abergläubige Religion zur einzigen

Zwecker del. C. Deucker fc.

DIE HÖLLE

Regel ihres Betragens gemacht zu haben. Sie kannten bloß äußerliche Religionsübungen, die ihnen von Prieſtern empfohlen wurden, welche meiſtens eben ſo unwiſſend waren, als diejenigen, denen ſie zu Gewiſſensführern dienten.

Von dem Himmelreiche machte ſich die Phantaſie der frommen gläubigen Chriſten eine ſo erhabene Vorſtellung, als es Sterbliche wohl zu thun im Stande ſind. In ewig ſtrahlendem Lichtglanz erſcheint die allerheiligſte Dreieinigkeit; Gott der Vater als ein hochehrwürdiger Greis über dem Weltall ſchwebend, Gott der Sohn in unendlich lieblicher Schönheit und Milde, und der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube oder als ein Auge, bildeten das göttliche Triumvirat. Nebſt ihnen ſchwebt die Jungfrau Maria als Himmelskönigin, auch als Schmerzensmutter mit dem Kinde von der Erde hinauf. Vier Erzengel, unter denen Gabriel, Raphael und Michael ſind, umgeben den Thron des Allmächtigen, deſſen Weisheit, Macht und Stärke, Gerechtigkeit und Liebe ſie andeuten. Zahlloſe Heerſchaaren beflügelter Engel, welche himmliſche Muſik auf Harfen ertönen laſſen und dazu ſingen, ſchweben in den weiten Räumen des unendlichen Himmels, den außer ihnen die Heiligen, Apoſtel, Jünger, Märtyrer und alle Seligen bewohnen. Sonnenglanz und herrlich duftendes Roſenlicht umgibt und entzückt Alle, und die Freude und das Wohlbehagen iſt ſo groß, daß es kein ſterblicher Mund auszudrücken und kein ſterbliches Gemüth zu faſſen im Stande iſt.

Furchtbar grauenvoll iſt dagegen auch die Hölle der Chriſten, wo der Fürſt der Finſterniß in ſeiner ſchrecklichen Glorie thront. Hier müſſen die Gottloſen in der Geſellſchaft fürchterlicher, hämiſcher, ſchadenfroher und boshafter Teufel die Höllenſtrafe erdulden, die nach der Schrift endlos ſind. Ueber den Ort, wo dieſe Hölle ſich befindet, iſt man nicht einig. Die heilige Schrift ſelbſt beſtimmt ihn nicht, eben ſo wenig die Kirchenväter; daher Einige den

Mittelpunkt der Erde annehmen, wie die meiſten Scholaſtiker, Andere tief unter der Erde, wieder Andere unter den feuerſpeienden Bergen, und Einige ſogar in der Sonne den Ort ſuchen.

Hier lodert ein ewiges Feuer, ein ſiedender Schwefel- und Pechpfuhl, in welchem die Verdammten unaufhörlich und endlos die entſetzlichſten Qualen zu erdulden haben, und tobende Gewiſſensbiſſe und vergebliche Reue, gräßliche Schmerzen und Entbehrung jedes Genuſſes, werden fortwährend an ihnen nagen, und das Troſtloſeſte wird ſeyn, daß ihnen jede Hoffnung an eine dereinſtige Erlöſung benommen iſt, ſo daß ſie nimmer ein Ende ihrer furchtbaren Qualen zu erwarten haben. Doch ſind ſpätere chriſtliche Theologen hiervon abgewichen, und haben dieſe Lehre als mit der unnennbaren Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes nicht vereinbar verworfen, und angenommen, daß endlich ſich auch die Verdammten, nachdem ſie genug für ihre Sünden und Verbrechen gebüßt haben würden, ſich derſelben noch zu erfreuen haben und von ihren unnennbaren Leiden erlöſ't werden würden, jedoch niemals den Grad der Seligkeit erlangen könnten, deſſen ſich die von jeher Frommen und Tugendhaften zu erfreuen hätten.

Wie von dem Aberglauben der frommen Ritter zum Unglauben nur Ein Schritt war, ſo bedurfte es bei ihnen auch nur eines Schrittes, um von ihrer Schwärmerei in der Liebe in die zügelloſeſten Ausſchweifungen zu verfallen.

Die Kämpfe und Turniere, welche die Mauren einführten, dieſe mörderiſchen und prächtigen Spiele wurden bald bei den andern Völkern üblich, die Ritter aller Länder gingen mit leidenſchaftlicher Begierde auf Abenteuer aus. Dieſe Liebe zu Abenteuern gab zu den Eroberungen der Normänner in Italien Gelegenheit; und ſie war eine von den vornehmſten Urſachen der Kreuzzüge. Die Unternehmungen der Ritter, vermiſcht mit der Macht der Päbſte, fangen von jetzt an, eine ſehr wichtige Epoche zu machen.

Das Pabſtthum bis auf Gregor VII. Die Normänner verlieren England 1050 — 1066.

Wir ſind jetzt in den Zeiten, wo die Päbſte, uneingedenk der Gränzen und der Pflichten ihres dem Frieden geweihten Amtes, das Feuer bürgerlicher Kriege entzünden, Unterthanen wider ihre Fürſten bewaffnen, und durch die Schreckniſſe des Aberglaubens ganz Europa in Aufregung bringen. Der berühmte Gregor VII. war eigentlich der Urheber aller dieſer Drangſale; aber ſeine Vorgänger hatten bereits die Anlagen dazu gemacht, und die Begebenheiten, welche ſich wenige Jahre vor ſeinem Pontificat zutrugen, kündigten dieſe verderblichen Unternehmungen ſchon an.

In allen Kirchen waren Aergerniſſe, aber keine mehr davon angeſteckt, als die Kirche zu Rom. Benedict IX., Nachfolger Johanns XIX., der im Jahre 1033 geſtorben war, wurde ſeiner Ausſchweifungen und ſeiner Tyrannei wegen vertrieben. Nachdem er aber den päbſtlichen Stuhl aufs neue beſtiegen hatte, verkaufte er ſeine Würde Gregor VI., den der Mönch Glaber als einen Heiligen beſchreibt. Sylveſter III., der nach Benedicts Vertreibung das Pontificat gleichfalls erkauft hatte, fuhr fort, den päbſtlichen Titel zu führen. Alle drei ſuchten nur Geld zu gewinnen, und dieſer ſo hochberühmte Gregor erließ ein Rundſchreiben an die Chriſten, in welchem er um Beiträge bat, um ſeinen Rang mit Würde behaupten zu können. Ein gleichzeitiger Schriftſteller hatte daher nicht Unrecht, indem er die geiſtlichen Würden mit Kaufmannswaaren verglich, die man öffentlich feil bietet. Man wußte nichts mehr von Sitten und von Gefühl des Rechtes.

Kaiſer Heinrich III. ging, wie wir geſehen haben, voll Unwillens über dieſe Unordnungen, im Jahre 1046 nach Rom, und ließ die drei Päbſte abſetzen. Man erwählte Clemens II.

und nach demſelben Damaſus II., der nach 23 Tagen ſtarb. Der Kaiſer warf darauf ſein Augenmerk auf Bruno, Biſchof von Toul, ſeinen Verwandten, den ſeine erbaulichen Sitten empfahlen. Eine Verſammlung zu Worms ernannte ihn zum Pabſte. Er ging nach Italien, verlangte eine canoniſche Wahl, wurde unter lautem Zurufe eingeführt, und nahm den Namen Leo IX. an. Der Kaiſer überließ ihm Benevent, um ſich von einem jährlichen Tribut von 100 Mark los zu kaufen, der ſeit der Regierung Heinrichs II. als eine Erkenntlichkeit für die Begünſtigung, daß das Biſthum Bamberg unmittelbar unter dem Pabſte ſtand, ausgezahlt ward. Man ſieht daraus, wie es zum Theil die Schuld der Kaiſer war, daß die Päbſte durch Zerſtörung der eingeführten Rechte ihre Schätze und ihre Gerichtsbarkeit vermehrten. Wie viele Gnadenverfügungen erkaufte man von Rom, die nichts als Mißbräuche der päbſtlichen Gewalt waren.

Wenn Leo IX. eben ſo viel Mäßigung als Eifer gehabt hätte, ſo hätte er noch weit mehr verdient, unter die Heiligen verſetzt zu werden. Voll von heißer Reformationsbegierde, und ſeiner Meinung nach berechtigt, von jedem Mittel ſeines Anſehens Gebrauch zu machen, hatte er kaum den Thron der Kirche beſtiegen, als er wie ein unumſchränkter Beherrſcher handelte. Ohne Genehmigung Heinrich's I., König von Frankreich, und ſelbſt ihm zum Trotz, hielt er eine Kirchenverſammlung zu Rheims, in welcher er einige Biſchöfe abſetzte, und diejenigen mit dem Banne belegte, die ſich aus Gehorſam gegen ihren König nicht dabei eingefunden hatten. Auf ſeiner Rückkehr nach Italien fertigte er unterwegs über alle, die ihm ſtrafwürdig ſchienen, Abſetzungs- oder Bannurtheile aus. In einer Kirchenverſammlung zu Rom ließ er ſeine Tyrannei noch offenbarer ausbrechen. Auf diejenigen, die ſich der Simonie ſchuldig gemacht hatten, wie auf die, welche ſich Beiſchläferinnen hielten, wurden Bannflüche geſchleudert. Dennoch änderten ſich die Sitten

nicht. Eine Kirchenverſammlung, die in demſelben Jahre (1050) zu Paris gehalten wurde, verdammte den Berengar und deſſen Anhänger mit der Erklärung, daß, wenn ſie nicht ihren Irrthum ablegen würden, alle Truppen des Reichs ſie unter der Anführung der Geiſtlichkeit in prieſterlicher Kleidung ſo lange verfolgen ſollten, bis ſie ſich den Lehrſätzen der Kirche würden unterworfen haben, oder hingerichtet ſeyen. Da die franzöſiſchen Biſchöfe auf dieſe Art ihre geiſtliche Gewalt gebrauchten, mußte es freilich einem deutſchen Pabſte ſchwer werden, die ſeinige mit gehöriger Mäßigung anzuwenden. Bald darauf ſah man ihn das Schwert, mit den Bannflüchen vereint, wider die normänniſchen Prinzen führen, die ſich in Italien niederließen; eine Einrichtung, die ſowohl wegen des Sonderbaren, als wegen ihrer Folgen merkwürdig iſt.

Vielen Geſchichtſchreiber zu Folge retteten 40 normänniſche Edelleute, auf dem Rückzuge einer Pilgrimſchaft von Jeruſalem, im Jahre 1016 die Stadt Salerno aus den Händen der Saracenen, die ſich derſelben bereits bemächtigten. Sie ſchlugen die Belohnung aus, die man ihrem Heldenmuthe anbot, und brachten mit dem Ruhme einer ſo glänzenden Eroberung diejenige kriegeriſche Begeiſterung in ihr Vaterland, die noch wichtigere Eroberungen hervorbringen mußte. Andere Geſchichtſchreiber erklärten dieſe Begebenheit aus ſehr wahrſcheinlichen Gründen für falſch, und behaupten, daß die erſten Normänner als Pilgrime den Berg Gargano beſuchten; daß ein tapferer longobardiſcher Feldherr, Namens Melo, der ein Feind der Griechen war, ſie überredete, ſich in Apulien niederzulaſſen; daß ſie wirklich ihren Landsleuten dazu Luſt machten, und daß dieſes der wahre Grund ihrer Eroberungen geweſen ſey.

Dem ſey, wie ihm wolle, die Normänner waren eben ſo unternehmend, eben ſo unerſchrocken und ehrſüchtig, als ihre Vorfahren. Auch war die Hoffnung, ſich zu bereichern, ein mächtiger

Bewegungsgrund, den Gefahren der Schlacht entgegen zu gehen. Sie eilten haufenweiſe nach Italien, ſie verkauften ihren Arm dem, der am beſten bezahlte, bald mit den Griechen verbunden, und bald mit deren Feinden. Der Herzog von Neapel, dem ſie wider den Fürſten von Capua nützliche Dienſte geleiſtet hatten, räumte ihnen zwiſchen dieſen beiden Städten ein großes Gebiet ein, wo ſie im Jahre 1029 Averſa gründeten.

Dieſer Wohnſitz lockte neue Abenteuerer herbei. Drei Söhne Tancreds von Hauteville, eines Edelmanns in der Normandie, wovon der eine Wilhelm mit dem eiſernen Arm genannt wurde, legten den Grund zu einer neuen Herrſchaft für ihre Familie. Nachdem ſie dem Catapan (dieß war der Titel des Statthalters, der von dem conſtantinopolitaniſchen Hofe daſelbſt eingeſetzt war) Apulien entriſſen hatten, theilten ſie das eroberte Gebiet unter ſich und die übrigen Befehlshaber. Eiſenarm ward von ſeinen Soldaten zum Grafen von Apulien erwählt. Sein Bruder Drogo folgte ihm im Jahre 1046 in dieſer Würde. Robert Guiscard, ihr jüngſter Bruder, fand ſich 1060 mit noch zweien ſeiner Brüder ein; und dieſe Familie, die aus 12 Helden beſtand, machte ſich von Tag zu Tage immer furchtbarer.

Italien, das unaufhörlich mit Blut überſchwemmt war, fürchtete in ihnen neue Feinde. Weil Leo IX. die Kirchenländereien eben ſo ſehr als das Gebiet der Laien ihren feindlichen Einfällen bloß geſtellt ſah, ſprach er den Kaiſer um Kriegsvölker an. Er brachte eine Armee von Deutſchen und Italienern zuſammen, und führte ſie in eigener Perſon zum Angriffe wider dieſe Krieger an, nachdem er zuvörderſt über dieſelben den Bann ausgeſprochen hatte. Die Normänner, deren ganze Macht nur aus 3000 Mann beſtand, ſchickten Abgeordnete an den Pabſt, und erboten ſich in den ehrerbietigſten Ausdrücken, ihm ihrer Lehen wegen zu huldigen. Auf ſeine abſchlägige Antwort hieben ſie ſeine Armee nieder, machten

ihn gefangen, warfen ſich vor ihm auf die Knie, erhielten Abſolution, und ſetzten ihn wieder in Freiheit.

Was ſie Leo IX. angeboten hatten, das kam im Jahre 1059 unter Nicolaus II. zur Ausführung. Robert Guiscard ſchwor ihm den Eid der Treue, und empfing von ihm alle diejenigen Ländereien zu Lehen, die er bereits in Apulien und Calabrien erobert hatte, und entweder in dieſem Lande, oder in Sicilien noch würde erobern können. Auf gleiche Weiſe belehnte auch der Pabſt den Grafen Richard von Averſa mit dem Fürſtenthume Capua, das doch Richard nicht beſaß. Die römiſche Politik ſuchte damals Unterſtützung wider den Kaiſer. Sie gab den Normännern, was ſie nicht zu verſchenken hatte, ſondern was dieſe erobern mußten. Man erwarb ſich dadurch mächtige Vaſallen, erhielt die koſtbaren Rechte der Lehensherrſchaft, und mit denſelben neue Mittel zur Vergrößerung. Der Erfinder dieſer ehrgeizigen Politik war der allbekannte Hildebrand (nachmals Gregor VII.), ein italieniſcher Mönch, von niedriger Herkunft, aber ſtrenge, betriebſam, geſchickt, von unternehmendem Geiſte und von unbezwinglichem Charakter; voll Eifers für die Kirchen-Reformation, aber noch mehr für die Anſprüche aufs äußerſte zu treiben, und mit der äußerſten Gewaltſamkeit durchzuſetzen. Seine Lobredner verglichen ihn mit Elias. Chriſtus hatte ganz andere Lehrſätze gepredigt, an die man aber nicht mehr dachte.

Hildebrand beherrſchte die römiſche Kirche lange vorher, ehe er Pabſt wurde. Nach dem Ableben Leo's IX., in dem Jahre 1055, ſchickten die Römer ihn nach Deutſchland, ihm, dem Pabſte, einen Nachfolger auszuſuchen. Seine Wahl fiel auf Victor II., der ihn ſogleich zum Legaten von Frankreich ernannte, wo er ſeine Geſchäfte mit Abſetzung ſechs der Simonie ſchuldiger Biſchöfe begann. Als Stephan IX., Abt zu Monte Caſſino, dem Victor in der päbſtlichen Würde folgte, ward Hildebrand zum Cardinal-

Archidiaconus ernannt; und nach Stephans Tode im Jahre 1058 hatte er Anſehen genug, einen Gegenpabſt abſetzen zu laſſen, und Nikolaus II., den er ganz zu leiten wußte, auf den päbſtlichen Stuhl zu erheben.

In einer Kirchenverſammlung zu Rom ließ Nikolaus das berühmte Decret ausgehen, kraft deſſen die Cardinäle den Pabſt erwählen, die übrigen von der Cleriſei aber mit Zuziehung des Volkes die Wahl beſtätigen ſollten, jedoch ohne Nachtheil „der Unſerm ſehr geliebten Heinrich IV. ſchuldigen Ehre, der jetzt wirklicher König iſt, und bald, wie Wir es ihm bewilligt haben, Kaiſer ſeyn wird; welche Ehre auch auf diejenigen ſeiner Nachfolger kommen ſoll, denen der heilige Stuhl dieſes Vorrecht perſönlich zugeſtehen wird.“ Das Recht, die Wahl des Pabſtes zu beſtätigen, das auf die unſtreitigſte Weiſe den Kaiſern gebührte, ward hier bloß als ein perſönliches Recht dargeſtellt. Aber Heinrich war jung, und Hildebrand machte ſich Alles zu nutze.

Berengar, den Lanfrancus unabläſſig verfolgte, ward gezwungen, in dieſer Kirchenverſammlung ein Formular zu unterſchreiben, des Inhaltes, daß das Brod und der Wein nach der Einſegnung der wahre Leib und das wahre Blut Jeſu Chriſti ſind, genommen und gebrochen von den Händen der Prieſter, und zermalmt von den Zähnen der Gläubigen. Nun glaubte man über den Ketzer den völligſten Sieg erhalten zu haben; aber ſein Glaubensbekenntniß gab, nachdem er es öffentlich widerrufen hatte, zu einem neuen Aergerniſſe Gelegenheit. Der ungeſtüme Eifer des Mönches Lanfrancus, worin er Hildebranden ähnlich war, ging mit großen Schritten dem Glücke entgegen.

Wider die Prieſter, die ſich Beiſchläferinnen hielten, und wider die Simonie erſchollen neue Bannſprüche. Sonderbar aber war es, daß der Pabſt zu eben der Zeit, da man mit Macht wider die Mißbräuche eiferte, ſein Erzbisthum zu Florenz beibehielt. Leo IX.

hatte ſein Bisthum zu Toul beibehalten, und dieſes Beiſpiel war von andern befolgt worden. Welche Gerechtſamen verband man nicht mit dem Titel eines höchſt regierenden Pabſtes, oder eines allgemeinen Biſchofes; dieſer letzte Titel war ohne Zweifel eingeführt, um ihn dem Titel des öcumeniſchen Patriarchen entgegen zu ſetzen, den man doch dem Patriarchen zu Conſtantinopel als Verbrechen anrechnete.

Nach dem Ableben Nikolaus II. ließ Hildebrand, der ſo eben die normänniſchen Prinzen zu Lehensmännern der römiſchen Kirche gemacht hatte, Alexander II. erwählen, ohne daß er den Hof würdigte, deſſen Gutachten einzuholen. Die Kaiſerin Agnes, Wittwe Heinrichs III., die während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Regentin war, wollte dieſem Eingriffe in die kaiſerlichen Rechte wehren, und ließ Cadalous, Biſchof zu Parma, unter dem Namen Honorius II., von etlichen Biſchöfen zum Pabſte erwählen. Es kamen auch wirklich deutſche Truppen an, um ihn in den Beſitz des Pabſtthums einzuſetzen; allein die Fürſten Deutſchlands trafen mit der Regierung eine ſchleunige Veränderung. Der Erzbiſchof von Cöln entführte den jungen Heinrich aus der Gewalt ſeiner Mutter. Der Gegenpabſt ſah ſich aller Unterſtützung beraubt, und ward in's Gefängniß gelegt.

Hildebrands Talente belebten das neue Pontificat. Petrus Domianus, ſein Freund, ein Beförderer der neuen Mönchsübungen, machte ſich in verſchiedenen Geſandtſchaften berühmt. Er ließ ſich vornehmlich in Frankreich die Beſtätigung der Privilegien von Clugni angelegen ſeyn, die ſo weit gingen, daß den Biſchöfen bei Strafe des Bannes verboten ward, ſelbſt in ihrem eigenen Sprengel einen Mönch in den Bann zu thun. Er führte allenthalben den Geſchmack an den Selbſtgeißelungen ein, die gar bald bis zur Schwärmerei getrieben wurden. Dieſer fromme Cardinal, der in Anſehung ſeiner ſelbſt übertrieben ſtrenge war, hegte Grundſätze, die

für die Sünder große Bequemlichkeit hatten. Er ſetzte zum voraus, daß ein Anderer für ſie büßen könne. Man lieſet mit Erſtaunen in einem ſeiner Briefe an einen Prälaten: „Es iſt Dir bekannt, daß, wenn die Büßenden uns einige Grundſtücke geben, wir ihnen ihre Buße im Verhältniſſe gegen ihr Geſchenk vermindern.“ Seine Werke ſind die auffallendſten Denkmale von den falſchen Begriffen und von der Leichtgläubigkeit ſeiner Zeit.

Da der römiſche Hof ſich beſtändig mit Staatsangelegenheiten beſchäftigte, ſo bewirkten auch die Befehle, Anordnungen, Drohungen und Donner Roms ſolche Begebenheiten, die unglaublich ſcheinen müßten, wenn man nicht wüßte, daß das Vorurtheil unter Begünſtigung der Unwiſſenheit Alles auszurichten vermag. Selbſt die Eroberung Englands von den Normännern, die zu den merkwürdigſten Begebenheiten des **11.** Jahrhunderts gehört, ward zum Theile dadurch bewirkt.

Wir haben Eduard den Bekenner, einen Prinzen aus dem königlichen Geſchlechte der Angelſachſen, den Dänen, die den engliſchen Thron beſtiegen hatten, in der Regierung folgen ſehen. Da er ſich aus Andächtelei dem ehelichen Umgange mit ſeiner Gemahlin entzog, blieb er unbeerbt. Er hatte ſeine Jugendjahre in der Normandie zugebracht; er hatte eine beſondere Zuneigung zum Herzog Wilhelm, ſeinem Verwandten, und wünſchte denſelben zu ſeinem Nachfolger zu erklären. Aber die Normänner, die er ins Reich gezogen hatte, waren durch das Anſehen, worin ſie bei dem Könige ſtanden, verhaßt geworden, und die Engländer, bis zur Empörung eiferſüchtig, hatten ihn ſogar genöthigt, die Ausländer zu entfernen. Nach ſeinem Tode ward von der Nation Harald zum Könige erwählt, ein mächtiger und ehrgeiziger Regent, der ſich durch ſeine Staatsklugheit ſchon lange den Weg zum Throne gebahnt hatte.

Dieſer Harald war ein Sohn des mächtigen Grafen

Godwin, deſſen Gemahlin eine Schweſter von dem däniſchen Jarl Ulf war, und den ſeine Vermählung mit der däniſchen Prinzeſſin Aſtrid oder Eſtrithe, Knuts des Großen Schweſter, ſowohl als ſein unruhiger Geiſt, der ſeinen Untergang beförderte, berühmt gemacht haben. Haralds Bruder Toſti machte ihm die Krone ſtreitig, und rief den norwegiſchen König Harald Hardraade zu Hülfe, der ſelbſt Anſprüche auf England machte. Als dieſer mit 200 Kriegsſchiffen und faſt 500 kleinen Fahrzeugen gelandet war, ritt der engliſche König ſelbſt gepanzert zu dem norwegiſchen Heere, und bot ſeinem Bruder, der ihn nicht kannte, den Frieden, ganz Northumberland und ein Drittel von England an. Dieſer aber fragte, was denn der norwegiſche König für ſeine Anſprüche bekommen ſollte. „Sieben Fuß Erde," antwortete der engliſche König, „und außerdem noch ſo viel, als er größer iſt." Denn Harald Hardraade war von rieſenmäßiger Länge. Der König von Norwegen und Toſti blieben in dem Treffen, und der engliſche Harald behauptete das Feld und die Krone. Allein um eben die Zeit war auch Wilhelm der Eroberer in England angekommen, der den ſtreitbaren Harald überwand.

Harald hatte einen Helden, der nicht weniger geſchickt als tapfer war, zum Mitbewerber um die Krone. Der berühmte Wilhelm, Herzog der Normandie, ein natürlicher Sohn des Herzogs Robert, hatte ſich wider den König von Frankreich, Heinrich I., und wider ſeine eigenen Vaſallen, die ihn ſeiner Staaten zu berauben ſuchten, zu erhalten gewußt. Jetzt Herr zu Hauſe, machte er den kühnen Entwurf, England zu erobern. Ein wahres oder untergeſchobenes Teſtament Eduards war es, worauf er ſeine Anſprüche gründete. Das Anſehen, worin er und ſeine Normänner ſtanden, zog eine große Menge Krieger unter ſeine Fahnen. Er erwarb ſich die Gunſt des kaiſerlichen und ſelbſt des franzöſiſchen Hofes, wo der noch minderjährige Philipp I. nicht die geringſten

thronwürdigen Eigenſchaften äußerte. Insgeheim aber ließ er ſich mit großer Klugheit angelegen ſeyn, ſich den Beifall des Pabſtes Alexander zu verſichern, der ihm zur Verſicherung eines gerechten und unfehlbaren Sieges die Fahne des heiligen Peters überſchickte, nachdem er den Harald als einen Tyrannen mit dem Bannfluche belegt hatte.

Der Herzog landete mit **60,000** Mann in England. Er machte ſich durch ein Gelübde zur Erbauung eines Kloſters auf dem Schlachtfelde anheiſchig; erhielt bei Haſtings, wo Harald erſchlagen ward, einen völlig entſcheidenden Sieg; zwang die Engländer unter das Joch, und beherrſchte ſie kraft des Rechtes der Waffen. Die Bannflüche des Pabſtes erſchütterten die Gemüther dergeſtalt, daß der Bruder des Königs ſich dieſes Bewegungsgrundes bedient hatte, um ihm von einer Schlacht abzurathen. Hätte Harald dieſem Rathe gefolgt, ſo würden der Winter, die Mühſeligkeiten und der Mangel vermuthlich die feindliche Armee aufgerieben haben. Die Eroberer haben ihr Glück vielfältig den Fehlern derjenigen zu danken, welche ſie angreifen.

Alexander **II.**, oder vielmehr Hildebrand, der ihn lenkte, benutzte eine Eroberung, die unter dem Siegel des päbſtlichen Anſehens unternommen war. England erhielt jetzt zum erſten Male einen Legaten; durch ſeine Legaten aber war der Pabſt allenthalben gleichſam gegenwärtig, und übte in allen Reichen ſeine unumſchränkte Gewalt aus. Lanfrancus, dieſer italieniſche Mönch, den das Verlangen, ſein Glück zu machen, nach Frankreich gezogen hatte, gelangte zum Erzbisthume Canterbury, dem Primat des Reiches, und ſtrengte alle ſeine Bemühungen an, die jenſeits der Alpen eingeführten Grundſätze in England Wurzeln ſchlagen zu laſſen.

Jedoch Wilhelm, ſo fromm er auch ſchien, war doch nicht

fromm genug, um die Rechte der Krone der Kirche zu unterwerfen. Er beſtand darauf, daß die Synodal-Decrete und ſelbſt die päbſtlichen Bullen nicht eher rechtskräftig würden, bis ſie durch das Siegel der königlichen Gewalt beſtätigt wären; und in der That widerſtrebte die Cleriſei nicht während ſeiner Regierung.

Heinrich IV. und Gregor VII. Wilhelm der Eroberer und Philipp I. von Frankreich.

Heinrich IV., ein Sohn des Kaiſers Heinrich III., erblickte das Tageslicht im Jahre **1050.** Als ein dreijähriges Kind ließ ihn ſein Vater bereits im Jahre **1053** auf dem Reichstage zu Tribur zum Thronfolger beſtimmen. Nach dem Tode ſeines Vaters war er alſo ein Kind, das erſt in das ſechste Jahr ging, und unter einer Mutter ſtand, die, fremd, für ihre unmündigen Kinder viel Standhaftigkeit und Klugheit brauchte, um ſich zu erhalten. Neben ihrem Sohne nahm ſie ſelbſt die Zügel der Regierung; um zu ſeinem Nachtheile keine Mitbewerber auf die Krone Anſprüche machen zu laſſen, bemächtigte ſie ſich der Gewalt, gewann die Biſchöfe und Großen, verſicherte ſich der Soldaten, und vorzüglich der baieriſchen und fränkiſchen Völker, zog den Biſchof von Augsburg, den Kanzler Gibert, und den Hofmeiſter ihres Sohnes zu ihrem geheimen Rathe, und ließ in einer Reichsverſammlung zu Cöln Heinrich IV. zum Nachfolger ſeines Vaters erklären. Allein ſie war kaum mit ihrem Sohne nach Regensburg abgereiſ't, als eben die nämlichen Großen, welche ſie für die Regentin erkannt hatten, aus Neid, weil ſie das meiſte Vertrauen auf Heinrich, Biſchof von Augsburg, ſetzte, ſich verlauten ließen, es gezieme ſich nicht, das Reich einem Weibe anzuvertrauen, allerhand an der Erziehung des Prinzen tadeln wollten, und ſogar auch zu Verläum-

dungen ihre Zuflucht nahmen, um die Minderjährigkeit dieſes Prinzen zu ihrem Vortheile benutzen zu können. Gleichwohl getrauten ſie ſich dieſes Vorhaben nicht ſogleich auszuführen, ſondern es verſtrichen mehrere Jahre, wo Heinrich IV. inzwiſchen auch im Jahre **1061** in einer Verſammlung der Biſchöfe aus Deutſchland und der Lombardei zu Baſel zum römiſchen Patrizier ausgerufen ward, und erſt das Jahr darauf ward beſchloſſen, der Kaiſerin ihren Sohn ganz aus den Händen zu reißen. Zu dieſem Ende ward zu Kaiſerswerth am Rhein ein Gaſtmahl veranſtaltet, nach welchem Hanno, der Erzbiſchof von Cöln, den Prinzen herbeilockte, ein neuerbautes Schiff von ſonderbarer Art in Augenſchein zu nehmen. Dieſer war kaum in daſſelbe geſtiegen, als ſogleich die dazu heimlich beorderten Schiffleute daſſelbe vom Ufer ſtießen, und aus allen Kräften auf das gegenſeitige Ufer zu trieben, worüber der Prinz ganz erſchrocken und beſtürzt aus dem Schiff in den Rhein ſprang, und ertrunken ſeyn würde, wenn nicht Egbert, der Graf von Braunſchweig, mit eigener Lebensgefahr es gewagt hätte, ihm nachzuſpringen und ihn zu retten. Als er zu Cöln war, koſtete es viele Mühe und Liebkoſungen, dieſem Prinzen unter fremden Händen Muth einzuflößen, und nur ein zahlreicher Hofſtaat ſchien ihn beſänftigt zu haben, als er wahrnahm, daß man ihm mit mehr Ehrerbietung begegnete, als unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter. Dieſe Entführung erweckte großen Lärm, ſo daß Hanno ſich genöthigt ſah, auf einem Reichstage zu Cöln ſich deßhalb zu rechtfertigen, was er auch mit großer Beredſamkeit that. Fühlte gleich die Kaiſerin den durch die Entführung ihres Sohnes ihr zugefügten Schimpf ſehr, ſo opferte ſie ihn doch der Liebe zum Frieden und der Furcht auf, ſie könnte vielleicht in ſolche Verwirrungen gerathen, aus denen ihr Niemand heraushelfen würde. Sich bei all ihrem Ruhme, den ſie ſich als Regentin erworben hatte, ſo belohnt und ein ſolches Mißtrauen auf ihre Perſon geſetzt zu ſehen, that

ihr ſo wehe, daß ſie aus Beſorgniß, nur nicht ihrem Sohne zu ſchaden, ſich lieber ganz entfernte, ſich zuerſt in die Abtei Frucheaire, und dann nach Rom begab, wo ſie den Nonnenſchleier annahm. Die Eiferſucht der übrigen Biſchöfe erweckte gegen den Hanno ſogleich mehrere Nebenbuhler, worunter Adalbert, der Erzbiſchof von Bremen, einer der mächtigſten war, dem hierauf in dem Reichstage zu Cöln eben ſo, wie dem Hanno, aufgetragen wurde, ſowohl die Erziehung und Vormundſchaft über den Prinzen, als die Verwaltung der Reichsgeſchäfte zu übernehmen. Man ſchlug ſich gleichſam um die Erziehung Heinrich IV., der um dieſe Zeit in das zwölfte Jahr ging, und Jeder, dem er in die Hände fiel, half an ihm verderben. Da Hanno ein ſehr ſtrenger und ernſter Mann war, ſehr viel auf Pracht hielt, für die Beförderung ſeiner Anverwandten zu den reichſten Bisthümern eiferte, und ſtändiſch und römiſch dachte; Adalbert hingegen ſehr fein und einſchmeichelnd war, außerordentlichen Ehrgeiz beſaß, als ein geſchworner Feind der Herzoge von Sachſen übertrieben kaiſerlich dachte, überhaupt kein Freund aller Fürſten war, die er öffentlich zu ſchimpfen ſich nicht ſcheute, und laut ſagte, er habe die Obhut des gemeinen Weſens bloß deßwegen auf ſich genommen, um nur den König nicht als einen Gefangenen in den Händen von lauter Verräthern ſehen müſſen: ſo kann man ſich leicht vorſtellen, welcher von dieſen zwei ſich ſo entgegengeſetzten Hofmeiſtern dem jungen, ehrbegierigen und feurigen Prinzen, wie Heinrich IV. war, am beſten gefallen habe. Als nun Hanno wegen der Wahl eines neuen Pabſtes eine Reiſe nach Rom machen mußte, und Adalbert Heinrich IV. auf dem Zuge nach Ungarn begleitete, wo dieſer den Salomo auf den Thron einſetzte, ſich mit deſſen Schweſter Bertha nach der bereits zwiſchen ihren Vätern getroffenen Abrede vermählte, und auf dem Rückwege die Slaven züchtigte, fand dieſer Erzbi-

ſchof erſt ungeſtörte Gelegenheit, ihm ſeine ſowohl gegen die Päbſte, als gegen alle Fürſten gehäſſigen Geſinnungen einzuimpfen, und dieſe als Leute zu ſchildern, die ſich auf Koſten des königlichen Anſehens groß machten und nur nach einer gänzlichen Unabhängigkeit ſtrebten; vor allen andern aber machte er ihm die Sachſen äußerſt verhaßt, und flößte ihm Grundſätze einer gränzenloſen Gewalt ein. Dieſem zufolge beſchuldigt man ihn, daß er auch den Leidenſchaften des Prinzen freien Zügel habe ſchießen laſſen, um durch ihn auch ſeine eigenen zu befriedigen, daß er nebſt dem jungen Grafen Werner, einem Lieblinge des Königs, nicht nur weltliche Aemter, ſondern ſogar Biſthümer und Abteien um baares Geld verkauft habe, und mit den letzteren ganz willkürlich umgegangen ſey.

Dem heiligen Pfingſtfeſte **1063** wohnte der junge Heinrich in der Kirche zu Goßlar bei, wo er Zeuge einer, eben ſo ſehr die Religion als ihre Diener und die ganze Geiſtlichkeit herabwürdigenden blutigen Handlung in dem Tempel des Allmächtigen ſeyn mußte.

Die Diener des Abts von Fulda wollten bei der Vesper den Seſſel ihres Herrn zunächſt an den Sitz des Erzbiſchofs von Mainz ſtellen, dagegen widerſetzte ſich nun die Dienerſchaft des gleichfalls anweſenden Biſchofs Hezelo von Hildesheim, und da beide Theile ihr vermeintliches Recht behaupteten, ſo kam es von Wortwechſel zum Schimpfen und Schelten und von dieſem zu einer ſcandalöſen Rauferei, und der Biſchof ſelbſt rief mit lauter Stimme den Seinigen zu: „Schlagt auf die Fulder Hunde, was ihr könnt.“ Die Fulder mußten auch das Feld räumen, kamen aber verſtärkt zurück, und hieben nun tapfer auf die Hildesheimer ein, die ſie endlich nach lebhafter Gegenwehr zur Kirche hinaustrieben, in welcher jedoch das Blut in Stömen rann und mehrere Todte von beiden Seiten geblieben waren. Der Tumult dabei war entſetzlich

SCANDAL IN DER KIRCHE ZU GOSLAR

und alle andächtigen und frommen Chriſten hatten ſich voll Abſcheu über dieſes Benehmen der Geiſtlichkeit geflüchtet. Die Todten wurden endlich weggeſchafft und die Kirche gereinigt. Es wurde nun eine Unterſuchung im Namen des Kaiſers über dieſen gottloſen Scandal eingeleitet, deren Reſultat war, daß der Abt von Fulda allen Schaden tragen und die Mordthaten ſühnen mußte, und ſein Kloſter hart mitgenommen wurde.

Welch eine Scene für den jungen Heinrich! Adalbert, der bald den Hanno ganz verdrängte, galt Alles bei dieſem jungen König. Denſelben nun aber auch ſchon in Thätigkeit zu verſetzen, und ihm mehr Anſehen zu verſchaffen, ließ er ihn im Jahre **1065** zu Worms wehrhaft machen. Der Erſte, gegen welchen Heinrich **IV.** ſeine erſt übernommenen Waffen führen wollte, war ſein voriger Lehrer Hanno, der Erzbiſchof zu Cöln, dem er ſeine gewaltſame Entführung und ſein übriges Betragen nicht vergeſſen konnte. Er würde ſich auch dafür gerächt haben, wenn nicht die übrigen Fürſten, und ſelbſt ſeine inzwiſchen nach Deutſchland zurückgekehrte Mutter ein Vorhaben dieſer Art hintertrieben hätten. War man dieſerhalb mit dem Adalbert unzufrieden, ſo war man es mit ſeiner Reichsverwaltung noch mehr, bei der er einen unumſchränkten Herrn ſpielte, und ſeine Gewalt dergeſtalt mißbrauchte, daß man den Prinzen nicht nur verachtete, ſondern wider ihn ſogar eine Verſchwörung angeſponnen hatte, in welcher beſchloſſen war, Heinrich **IV.** Krone und Leben zu nehmen, und an ſeine Stelle Otto aus Thüringen einzuſetzen, wenn eben dieſer nicht inzwiſchen von den Grafen Braun und Egbert in einem Gefechte getödtet worden wäre. Dieſen und etwa noch größeren Uebeln vorzubeugen, hielten die Reichsſtände im Jahre **1066** zu Tribur eine allgemeine Verſammlung, in welcher wider den Adalbert unter anderen Klagen Heinrich **IV.** vorgebracht wurde, daß eben dieſer ſein Liebling die Güter der Abteien an ſich geriſſen, das Volk

durch Auflagen bedrückt, dem Adel übel begegnet, und die Staatseinkünfte erſchöpft habe. Wie nun dem König vorgeſtellt wurde, daß er ſeine Krone entweder niederlegen, oder den Erzbiſchof von Bremen abdanken müſſe, und man, alles angeſuchten Verſchubes ungeachtet, auf die Erklärung dieſes Entſchluſſes drang, rieth ihm Adalbert, ſich ſeines Schatzes zu bemächtigen, und nach Goßlar, oder anders wohin zu flüchten. Allein die Herren kamen dahinter, bewachten die ganze Nacht den Pallaſt, und ſchonten das Leben Adalberts bloß aus Rückſicht auf ſeinen Charakter. Nun war er genöthigt, mit allen ſeinen Anhängern ſich vom Hofe zu entfernen, wozu ihm Heinrich IV. gegen Beſchimpfungen eine Begleitung mitgab, und nur ſeine Grundſätze blieben zurück, die eben die traurigſten Folgen nach ſich zogen, weil der junge König nach denſelben zu handeln unterrichtet war. Heinrichs vortheilhafte Geſtalt war mit Tapferkeit, Geduld und Freigebigkeit vereint. In ihm war die Anlage zu großen Thaten. Wir werden finden, wie er, bei ſeinen Niederlagen eben ſo, wie bei ſeinen Siegen immer großmüthig, ſein Reich mit dem Schwerte zu behaupten und zu zeigen wußte, daß die Geburt, oder das Glück Kronen zwar zu geben, der Muth aber ſie mit mehrerem Ruhme zu erhalten und zu beſchützen weiß. Je größere Gefahren und Hinderniſſe er antraf, deſto mehr verdoppelte ſich ſein Eifer, ſie zu überwinden. Selbſt die Widerwärtigkeiten waren für ihn eine Ermunterung, und ein Unterricht für das Zukünftige; er würde glücklich regiert haben, wenn er eine beſſere Erziehung erhalten und nicht das Unglück gehabt hätte, einen Adalbert zu ſeinem Hof- und Lehrmeiſter zu bekommen. Die Freiheit, die dieſer Prälat den böſen Leidenſchaften dieſes jungen Prinzen ließ, war in die größten Ausſchweifungen der Unzucht ausgeartet. Dieſes wilde Leben verurſachte ihm vor ſeiner eigenen Gemahlin, der tugendhaften Prinzeſſin Bertha, einen Widerwillen, und er betrug ſich gegen ſie

auf eine Art, die ſich nicht entſchuldigen läßt. Er hörte nicht auf, in den Erzbiſchof von Mainz ſeiner Eheſcheidung wegen ſo lang zu dringen, bis dieſer es dem Pabſte berichtete, der hierauf den Peter Damiani zu der Verſammlung nach Frankfurt ſchickte, und ein ſolches Anſuchen nicht nur ſchlechterdings verwarf, ſondern auch mit dem Kirchenbann drohte. Nur auf die ſehr dringlichen Vorſtellungen der Großen ließ ſich Heinrich IV. endlich bewegen, ſeine Gemahlin wieder aufzunehmen, von der er nachher mehrere Kinder bekam. Weſſen dieſer König ferner beſchuldigt wurde, war: daß er die Güter der Kirchen und Abteien weggenommen und die geiſtlichen Pfründen im Reiche verkauft habe. Hatte er ſich ſchon durch Laſter dieſer Art verhaßt gemacht, ſo machte er es ſich dadurch noch mehr, weil er dem Erzbiſchofe von Mainz für die Verwendung um ſeine Eheſcheidung verſprach, die Thüringer mit bewaffneter Hand zur Abgabe des Zehntens, welche der Erzbiſchof bis jetzt vergebens abforderte, zu nöthigen, worüber die Sachſen um ſo mehr aufgebracht wurden, weil Heinrich IV. ſie mit Gewalt zwingen wollte, und zu dieſem Ende nicht allein beſtändig in Sachſen, beſonders aber zu Goßlar, Hof hielt, ſondern daſelbſt auch an mehreren Orten Feſtungen anlegte, und ſie mit gebornen Franken beſetzte. Hiezu kam, daß, als Bernhard, Herzog von Sachſen, inzwiſchen mit Tode abging, ſeine beiden Söhne Ordulph und Hermann deſſen Länder unter ſich theilten, welches aber Heinrich IV. nicht dulden wollte, und deßhalb den Magnus einen Sohn des inzwiſchen verſtorbenen Herzogs Ordulphs gefangen nahm, um ihn zu zwingen, nicht allein das Herzogthum, ſondern auch ſeine Güter im Lüneburgiſchen abzutreten. Eben ſo wollte auch Heinrich IV. dem Otto von Nordheim, Herzoge von Sachſen, weil dieſer, als ein Abkömmling von Heinrich dem Vogler, ihm theils gefährlich ſchien, theils zu ſtarken Anhang hatte, das von ſeiner Mutter Agnes ihm verliehene Herzogthum Baiern

nicht in Händen laſſen; damit er aber einen Vorwand hätte, daſſelbe einzuziehen, trat ein gewiſſer Egino auf, der den Otto anklagte, er wäre von dieſem gedungen worden, Heinrich IV. zu tödten, und der ſich zugleich erbot, dieſes durch den damals üblichen Zweikampf zu erproben. Otto ward befohlen, deßhalb zu Goßlar zu erſcheinen; weil er es aber für zu erniedrigend hielt, als daß er es mit dem Egino aufnehmen ſollte, ward ihm nicht nur ſein Herzogthum, ſondern auch das Leben abgeſprochen, und er genöthigt, in Sachſen Schutz zu ſuchen. Das Herzogthum Baiern aber gab Heinrich IV. dem jungen Welf, einem Sohne des Markgrafen Azzo und der Kunigunde, einer Erbtochter des alten berühmten ſchwäbiſch welfiſchen Hauſes. Eben dieſer junge Welf ward der Stifter des nachmaligen welfiſchen Hauſes, und weil er ein Schwiegerſohn des entſetzten Otto war, ſchickte er dieſem ſeine Tochter zurück. Alle dieſe Urſachen brachten endlich die ſächſiſchen Fürſten und Prälaten zu einem allgemeinen Mißvergnügen, ſo daß ſie ſich ſämmtlich gegen Heinrich IV. ſchlugen, und von ihm durch eine Geſandtſchaft begehrten, daß er die in Sachſen erbauten Feſtungen ſchleifen, alles den ſächſiſchen Ständen Entriſſene zurückſtellen, ihre Freiheit ungekränkt erhalten, nicht beſtändig in ihren Landſchaften wohnen, die fremden Diener und Beiſchläferinnen wegſchaffen, den für den Erzbiſchof zu Mainz eingeräumten Zehnten abſtellen, und ein beſſeres Leben führen ſollte, oder ſie würden ihn im widrigen Falle bekriegen. Weil man Heinrich IV. dieſe Erklärung als einen bloßen blinden Lärm vorſtellte, und er deßhalb die Geſandtſchaft nur verächtlich abfertigte, brach dieſer zu dem ſächſiſchen Kriege gelegte Zunder in helle Flammen aus, und er ſah wider alles Vermuthen ein Heer von 60,000 Mann gegen Goßlar rücken, das ihn nun nöthigte, ſich in ſein Bergſchloß Harzburg zu werfen, wo er belagert wurde, und woraus er ſich nicht anders, als mit der äußerſten Gefahr

retten und nach Eſchwege in Heſſen flüchten konnte. Heinrich IV. ſammelte zwar ein Heer, konnte aber wenig Leute zuſammenbringen, weil die Schwaben, Baiern, Lothringer, und andere ebenfalls nicht trauten, und durch Beiſpiele mit Sachſen gewarnt, ſich vorſtellten, daß es ihnen nicht beſſer ergehen würde. Nun erkannte Heinrich IV. allgemach, daß die Welt ein wenig anders ausſehe, als er es ſich unter der Anleitung des Adalberts vorgeſtellt hatte, und daß, um eine Nation ſich willfährig und unterthänig zu machen, es nicht genug ſey, einige Schlöſſer zu bauen. Ueber Alles das, was vorging, hatten die Sachſen und Thüringer bereits ihre Klagen bei dem Pabſte Alexander II. angebracht, und dieſem vorgeſtellt, die deutſchen Kirchen befänden ſich in gewaltigen Unruhen, man beſäße ihre Güter unrechtmäßiger Weiſe, man erkaufe die Kirchenämter und geiſtliche Pfründen, das Volk ſey durch die Auflagen unterdrückt, und der Adel verächtlich gemacht, weil die Großen ihm übel begegneten, und ſeine Lehen an Unverdiente vergeben würden. Von all dieſem Unglücke nannten ſie Heinrich IV. den Urheber, und weil ſie den Pabſt um ſchnellſte Abhülfe baten, gab dieſer dem damals in Rom anweſenden Hanno, Erzbiſchofe von Cöln, einen Brief an den König mit, worin von dieſem Rechenſchaft über ſein Benehmen gefordert wurde. Indem Heinrich IV. auf Mittel dachte, ſich gegen alle fernere Klagen der Sachſen und Thüringer ſicher zu ſtellen, ſtarb inzwiſchen im Jahre **1073** Alexander II.

Nach dem Tode Alexanders ward **1073** Hildebrand ohne Vorwiſſen des kaiſerlichen Hofes zum Pabſte erwählt. Mit vieler Klugheit verſchob er ſeine feierliche Einweihung, bis er die nöthige Bewilligung erhalten hatte, und er erhielt dieſelbe durch dieſes Merkmal einer Unterwürfigkeit. Der junge Kaiſer (Heinrich IV.) ſah die Drangſale nicht voraus, die ihm von einem ſolchen oberſten Biſchofe würden zugefügt werden. Gregor VII.

(ſo nannte ſich der neue Pabſt) zeigte ſich bald als einen Feind aller Könige. Streng, unternehmend und unbiegſam, wie er war, ſetzten ihn ſeine Lage und ſein Charakter in den Stand, alle Staaten umzuſtürzen.

Man ſollte es kaum glauben, daß ein Mönch, nachdem er zum Haupte der Kirche erhoben worden, die Errichtung einer Univerſalmonarchie gewagt, alle chriſtlichen Könige als ſeine Vaſallen betrachtet und es wirklich unternommen habe, ſie unter dieſem Titel ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen. Indeſſen erhellet ſolches aus ſeinen eigenen Briefen deutlich. Wer den ehemaligen Zuſtand der Päbſte mit der Macht vergleicht, zu welcher ſie ſich damals bereits empor geſchwungen hatten, begreift es, wie ein kühner Geiſt einen ſolchen Entwurf gebären konnte, und wie er vielleicht denſelben noch eher hätte ausführen können, wenn er eben ſo viel Gewandtheit als Muth gehabt hätte.

Gregor fing mit Bekanntmachung ſeiner Anſprüche auf Spanien an. Er ſchrieb einen Tribut für die Eroberung aus, die man daſelbſt über die Saracenen machen würde. „Denn euch,“ ſchrieb er an die Spanier „euch iſt es ohne Zweifel genugſam bekannt, daß das Königreich Spanien, als ein ehemaliges Eigenthum des heiligen Peters, noch jetzt keinem ſterblichen Menſchen, ſondern allein dem apoſtoliſchen Stuhle zugehört.“ Er verbot ihnen, Eroberungen zu machen, wenn ſie nicht den Tribut treulich bezahlen würden, indem er dieſes Land lieber in den Händen der Ungläubigen, als die Kirche von ihren Söhnen feindlich behandelt ſehen wollte. Nach einer ſolchen Erklärung iſt nichts mehr zu verwundern.

Der König von Frankreich, Philipp I., ein ſchwacher und laſterhafter Fürſt, verhinderte die Einweihung eines Biſchofs zu Macon, und ward noch außerdem beſchuldigt, daß er die Pfründen verkaufte. Gregor ſchrieb an den Biſchof zu Chalons an

der Saone, daß der König ſeine Aufführung ändern müſſe, oder von der Gewalt des heiligen Peters die verdiente Strafe zu erwarten hätte, und daß die Franzoſen durch einen allgemeinen Bannfluch dergeſtalt ſollten getroffen werden, daß ſie ihm den Gehorſam aufkündigen würden, wo ſie nicht etwa den chriſtlichen Glauben lieber abſchwören wollten. Philipp ließ ihm durch einen Geſandten ſeine Ehrerbietigkeit und ſeinen Gehorſam verſichern.

Einige gemißhandelte Pilgrime, und die Summen, die auf öffentlichen Meſſen von einigen italieniſchen Kaufleuten waren erpreſſet worden, gaben zu neuen Klagen Gelegenheit. Das war dem Pabſte genug, um den Biſchöfen zu ſchreiben: „Euer König, der ſein ganzes Leben in Laſter und Schandthaten zugebracht hat, iſt ein Tyrann, und nicht ein König. Will er Euch nicht hören, ſo ſondert Euch gänzlich von dem Gehorſam und von der Gemeinſchaft mit ihm ab, und verbietet durch ganz Frankreich alle gottesdienſtliche Handlungen. Wenn ihn der Bannfluch nicht beſſert, ſo ſoll Jedermann wiſſen, daß wir mit der Hülfe Gottes alle Mittel anwenden werden, das Reich von der Unterdrückung zu befreien.“ In einem andern Briefe eiferte er auf das heftigſte wider das unerhörte verabſcheuungswürdige Verbrechen Philipps, dieſes Königs von Frankreich, oder vielmehr dieſes reißenden Wolfes und ungerechten Tyrannen. Dieſes gräuliche Verbrechen beſtand darin, daß er den italieniſchen Kaufleuten eine Summe Geldes abgenommen hatte.

Entweder Philipp mag ſich unterworfen, oder die deutſchen Angelegenheiten mögen Gregor an ſeiner weitern Verfolgung gehindert haben, der Tyrann blieb auf dem Throne. Dagegen wurde Frankreich einem abſcheulichen Legaten übergeben, dem Biſchofe von Die, einem gebornen Franzoſen, der die Geißel der Nation ward, ſich äußerſt despotiſch betrug, wider das Verbot

des Königs Concilien hielt, ohne Rechtsform eine Menge Biſchöfe abſetzte, für den Pabſt Truppen warb, und Gelder eintrieb, und mit einem Worte, alle Rechte der Biſchöfe und der Krone unter die Füße trat. Gregor verlangte, daß Frankreich ihm eben ſowohl als England einen jährlichen Tribut, wenigſtens einen Römergroſchen (ungefähr einen Thaler nach unſerer Münze), für jedes Haus bezahlen ſolle. Gelang es ihm nun gleich nicht, Frankreich ſolchergeſtalt zinsbar zu machen, ſo gelang es ihm doch wenigſtens, das Primat zu Lyon feſt zu gründen, das einzige, welches über die alten Grundſätze der Nationalgeiſtlichkeit geſiegt hatte.

Unaufhörlich mit dem Kirchenbanne wider die Simonie bewaffnet und wider die Prieſterehen, erfuhr er doch, daß es ihm weit ſchwerer ward, Laſter, als Könige zu bezwingen. Man verbot, bei Prieſtern, die Kebsweiber hatten, Meſſe zu hören, unterſagte ihnen alle Amtsverrichtungen, und drang auf die ſtrengſte Beobachtung des Cölibats. Aber dieſe in einer Kirchenverſammlung zu Rom ergangenen Geſetze ſchienen unerträglich. So viel vermochte der eingeführte Gebrauch über die Kirchenzucht. Sie veranlaßten Empörungen. Gregor ward als ein Ketzer verſchrieen, der die Lehre Chriſti und des heiligen Paulus verfälſche. „Beſteht er darauf, ſo wollen wir lieber dem Prieſterthum als unſern Gattinnen entſagen, und ſo mag er Engel ſuchen, die der Kirche vorſtehen.“ Das war nach dem Zeugniſſe gleichzeitiger Geſchichtſchreiber die faſt allgemeine Sprache. Lanfrancus ſelbſt wußte das Geſetz nicht geltend zu machen. In einer Kirchenverſammlung zu Winchester verbot er zwar den Domherren die Ehe, den Landpredigern hingegen erlaubte er, ihre Gattinnen zu behalten, und befahl nur, daß in Zukunft keiner zum Diaconus oder Prieſter ſollte geweiht werden, der ſich nicht zuvor zum Cölibat verpflichtet hätte. Faſt durchgehends betrachtete ein großer Theil der Cleriſei und des Volkes damals den Cölibat der Prieſter nicht mehr als eine

Pflicht, ganz gegen die alten Concilienſchlüſſe. Man ſchrie demnach im Occident faſt eben ſo laut, als man im Orient geſchrieen hatte, wenn ein Patriarch zu Conſtantinopel es ſich hatte einfallen laſſen, die griechiſche Cleriſei zum eheloſen Stande zu zwingen.

Dem Pabſte lag nichts ſo ſehr am Herzen, als das Prieſterthum von den Fürſten unabhängig und deſto abhängiger von Rom zu machen; daß er den Cölibat als ein Mittel zur Erreichung dieſer Abſicht angeſehen haben ſoll, weil Männer ohne Familie nur durch ſchwache Bande mit der bürgerlichen Geſellſchaft verknüpft ſind, iſt ſehr wahrſcheinlich. Aber unzweifelhaft iſt der Bewegungsgrund, der den Streit wegen der Inveſtituren rege machte. Die Biſchöfe und Aebte, die ihre Güter von den regierenden Fürſten zu Lehen hatten, mußten von denſelben eben ſowohl als die andern weltlichen Herren die Inveſtitur nehmen. Dieſe Ceremonie ſetzte ſie in den Beſitz der zeitlichen Kirchengüter und ihre Abhängigkeit ſchien in dieſer Abſicht um ſo viel gerechter, je reicher und mächtiger ſie, als weltliche Herren betrachtet, waren.

Seit dem neunten Jahrhunderte war es eine in Deutſchland eingeführte Sitte, daß der Fürſt ſie mit Darreichung eines Biſchofsſtabes und eines Ringes inveſtirte. Kein Menſch ließ es ſich einfallen, daß ihnen dadurch die geiſtliche Gewalt ihres Prieſterthumes ertheilt würde. Gregor VII. nahm das gleichwohl als ausgemacht an, um zur Vernichtung der Kronrechte einen ſcheinbaren Vorwand zu haben. Er machte aus der Inveſtitur eine Simonie, und in einer Kirchenverſammlung zu Rom verbot er bei Strafe des Bannes, ſie von Laien anzunehmen. Die deutſchen Biſchöfe, die ſich ohnehin der kaiſerlichen Gewalt zu entziehen wünſchten, unterſtützten dieſes Vorhaben mit Eifer, und die Biſchöfe anderer Länder fanden nicht weniger ihren Vortheil. Daraus entſtanden nun die Kriege zwiſchen dem Prieſterthume und dem Reiche,

Kriege, die deſto ſcheußlicher waren, weil ſie lehrten, unter dem Vorwande der Religion das Blut der Menſchen zu vergießen.

Da die wahre Simonie in Europa allgemein war, ſo fand der falſche Eifer gar leicht Gründe zur Beſchönigung dieſer päbſtlichen Eingriffe in die königlichen Rechte. Könige, die faſt gar keine Gewalt hatten, ohne Krongüter und ohne Geld waren, nahmen gern Theil an den Pfründen. Sie machten ſich kein Gewiſſen daraus, dieſelben manchmal zu verkaufen, und auf der andern Seite hielt man auch die Erkaufung derſelben für keine Gewiſſensſache. Daran waren die Sitten und die Umſtände ſchuld. Haben wir doch die päbſtliche Würde von der Cleriſei, welche das Wahlrecht hatte, an eine Anzahl Käufer verhandelt geſehen.

Heinrich IV., deſſen Unterdrückung Gregor beſonders zur Abſicht hatte, der mit den geiſtlichen Pfründen eine Art von Handel trieb, war mit Beſtreitung der rebelliſchen Sachſen beſchäftigt, deren Trotz ſo weit ging, daß ſie ihm einen Zweikampf angeboten hatten, um durch denſelben zu entſcheiden, ob er Kaiſer bleiben ſolle oder nicht. Während dieſes bürgerlichen Krieges waren ihm von Seiten Roms ſchon manche Unruhen erregt worden, und er war klug genug geweſen, alle mögliche Mäßigung zu gebrauchen. Er hatte ſogar den Gregor gebeten, die Sachſen als Religionsſchänder mit dem Banne zu belegen. Dieſe aber wandten ſich gleichfalls an das päbſtliche Tribunal, und beſchuldigten den Kaiſer der Simonie und anderer Verbrechen. Bald darauf wurden die Sachſen gezwungen, ſich zu unterwerfen; dagegen arbeitete der Pabſt an Donnerkeilen gegen den Kaiſer.

Man ſuchte auf einem Reichstage **1076** die Sache beizulegen, als plötzlich zwei Legaten erſchienen, die den Kaiſer aufforderten, an einem beſtimmten Tage ſich zur Beantwortung der wider ihn gebrachten Klagen vor dem Pabſte zu ſtellen. Heinrich vergalt dieſe Schmach dadurch, daß er auf einer Verſammlung zu Worms

den Pabſt abſetzen ließ, und ihm darauf zu verſtehen gab, daß ein Monarch Gott allein zum Richter habe, und wegen keines Verbrechens, wenigſtens nur wegen Verläugung des Glaubens, abgeſetzt werden könne. Nun ſprach der Pabſt in voller Kirchenverſammlung im Namen des heiligen Petrus den donnernden Bannſpruch aus, kraft deſſen er dem Kaiſer Heinrich das deutſche Reich und das italieniſche Königreich nahm, alle ſeine Unterthanen von ihrem Huldigungseide entband, und ihnen verbot, ihn für ihren König zu erkennen. So ward dann zum erſten Male ein Monarch von dem Pabſte des Reiches entſetzt. Dieſer Urtheilsſpruch diente vielen folgenden zum Muſter.

Nichts konnte befremdender ſeyn, als daß man der Kirchenverſammlung zu Rom, wo dieſes Urtheil des Pabſtes ausgeſprochen ward, die berühmte Gräfin Mathilde und ihre Mutter Beatrix beiwohnen ſah, die einen großen Theil von Italien unumſchränkt beherrſchten, Gregor VII. blindlings ergeben waren, ihn aufmunterten, und ihm mit allen ihren Kräften wider Heinrich, ihren nahen Verwandten, beizuſtehen verſprachen. Dieß war keiner der geringſten Bewegungsgründe, die den Pabſt mit Zuverſicht erfüllten, der ohnehin wußte, daß die Deutſchen zur Empörung geneigt waren. Er bemühte ſich, eine ſo empörende Unternehmung nach ſeiner Art durch Trugſchlüſſe zu rechtfertigen, die für Beweiſe gelten ſollten. „Hat der heilige Stuhl," ſo ſchrieb er an den Biſchof von Metz, „von Gott das Recht empfangen, über geiſtliche Sachen zu richten, wie ſollte er denn nicht auch dieſes Recht über weltliche Sachen haben? Werden die Geiſtlichen verurtheilt, wenn es nöthig iſt; warum ſollten denn nicht die Laien ihrer Verbrechen wegen beſtraft werden? Vielleicht bilden ſie ſich ein, daß die königliche Würde weit über der biſchöflichen ſtehe; ſie können aber den Unterſchied von beiden aus ihrem Urſprunge beurtheilen lernen. Die eine iſt ein Werk des menſchlichen Stol-

zes, und die andere ein Werk der göttlichen Güte; jene ſtrebt nach eitler Ehre, und dieſe hat die Seligkeiten des Himmels zur Abſicht u. ſ. w." Aus dieſer Deduction konnte man nun die Folge ziehen, daß die königliche Gewalt abgeſchafft, hingegen der Pabſt für den einzigen Herrn der Welt mußte anerkannt werden.

Gregors Briefe, ſeine Legaten, und einige andächtige Schwärmer, die dießfalls eigentlich nach Deutſchland geſchickt wurden, machten den päbſtlichen Bannſpruch ſo geltend, als wenn er von Gott gegeben wäre. Unwillig über den ärgerlichen Verkauf der Pfründen, über die Bedrückungen, die ſie von dem Kaiſer zu erdulden hatten, und über ſeine ausſchweifende Lebensart, ſäumten die Deutſchen, ſelbſt die, die den Pabſt abgeſetzt hatten, nicht, ſich wider den Kaiſer zu erklären. Eine Verſammlung zu Tribur entwarf zu deſſen Unterdrückung die gewaltſamſten Maßregeln. Heinrich demüthigte ſich ſo ſehr, daß er ſich erbot, den Großen die Regierung zu überlaſſen, wenn man ihm nur den königlichen Titel und den dazu gehörigen Ornat ließe. Es ward ausgemacht, der Pabſt ſolle gebeten werden, zur gerichtlichen Entſcheidung nach Augsburg zu kommen; würde der König nicht innerhalb eines Jahres von dem Banne losgeſprochen, ſo ſolle er der Krone auf immer verluſtig ſeyn; in dieſer Zwiſchenzeit aber ſolle er, als ein mit dem Banne Belaſteter, zu Speyer ſeinen Aufenthalt haben, von der Kirche ausgeſchloſſen ſeyn und kein öffentliches Geſchäft verrichten. Man dachte damals, daß ein ganzes unter dem Kirchenbanne durchlebtes Jahr, nach dem deutſchen Rechte, den Verluſt der Lehen und aller übrigen Güter zur Folge habe. Die Deutſchen ſchienen ſich in die Knechtſchaft zu ſtürzen, ſelbſt indem ſie ihren Beherrſcher feſſelten.

Heinrich, durch ſein Unglück niedergeſchlagen, gezwungen, ſich dem Geſetze der Rebellen zu unterwerfen, in Furcht vor den unvermeidlichen Folgen des Urtheiles, dem er nicht ausweichen konnte,

HEINRICH DER IV IM SCHLOSSHOF ZU CANOSSA

entſchloß ſich, den Pabſt, ſeinen Unterdrücker, perſönlich um Erbarmen anzuflehen. Er kam als ein demüthig Büßender in Italien an, und begab ſich nach Canoſſa, an den apenniniſchen Gebirgen, einem feſten Schloſſe der Gräfin Mathilde, worin Gregor mit derſelben eingeſchloſſen war. Eine dreifache Mauer umgab die Burg. Innerhalb der zweiten Mauer hielt man den Kaiſer an, und ließ ihn drei Tage lang, mitten im Winter, barfuß und ohne alle Bedienung warten, bis es dem Pabſte gefiel, ihm Gehör zu geben. Dieß erhielt er nach einer rauhen Prüfung durch dringende Bitten und Verheißungen. Er empfing die Abſolution, aber nicht eher, bis er ſich anheiſchig gemacht hatte, ſich vor der deutſchen Reichsverſammlung zu ſtellen, ſich dem Urtheile des Pabſtes zu unterwerfen, wenn dieſer es befehlen würde, der Krone verluſtig zu ſeyn, und ſich bis dahin aller Reichsgeſchäfte zu enthalten. Heinrich beſchwor Alles, was man verlangte.

Gregor las darauf die Meſſe, nahm ſelbſt zum Beweiſe ſeiner Unſchuld die eine Hälfte der Hoſtie, überreichte die andere Hälfte dem Kaiſer, mit dem Verlangen, ſich gleichfalls durch den Genuß derſelben zu rechtfertigen. Dieſer entſchuldigte ſich unter dem Vorwande, daß er den Abweſenden mit dieſer Probe kein Genüge leiſten würde.

Inzwiſchen rüſteten ſich die Longobarden, die damals mit Gregor unzufrieden waren, über die Schwäche und Entehrung Heinrichs, und droheten ihn zu entthronen, und ſeinen Sohn an ſeine Stelle zu ſetzen. Dieſer Umſtand belebte ihn mit neuem Muthe. Er brach ſeinen Eid, und gewann wieder die Zuneigung der Longobarden. Aber die Deutſchen rächten den Pabſt, indem ſie den König abſetzten. An ſeiner Stelle ward in einer Reichsverſammlung Rudolph, Herzog von Schwaben, erwählt.

Gregor wagte es anfangs nicht, ſich für einen von dieſen beiden zu erklären, und gab zu verſtehen, er würde die Partei

desjenigen nehmen, der ſich dem apoſtoliſchen Stuhle am meiſten unterwürfig bezeigen würde. Mit einem Worte, er verlangte, daß ſeine Legaten die Sache auf der Stelle entſcheiden ſollten, und bedrohte einen Jeden, der ſich ihnen widerſetzen würde, mit dem Bannfluche. „Wir binden (ſagt er in ſeinem Decrete) nicht nur die Seele, ſondern auch den Leib, und ſprechen ihm alles Glück in dieſem Leben, und ſeinen Waffen jeden Sieg ab.“ Man hätte glauben ſollen, daß er über das Glück und über alle Elemente zu gebieten habe.

Nach einigen unglücklichen Feldzügen erfocht Rudolph endlich einen Sieg, der ſeiner Partei den Ausſchlag zu geben ſchien. Alsbald erklärte der hochmüthige Gregor Heinrich IV. in einer Kirchenverſammlung zu Rom des Königreiches Deutſchland und Italien verluſtig, nahm ihm alle königliche Macht und Ehre, verbot zugleich allen Chriſten, ihm als ihrem König zu gehorchen, und verdammte ihn ſelbſt dazu, daß er hinfort in den Schlachten kraftlos und niemals ſiegreich ſeyn ſolle. Dieß ſind die eigenen Worte des päbſtlichen Decretes, das er mit dieſer Apoſtrophe an die Apoſtel Petrus und Paulus beſchließt: „Laſſet demnach alle Welt ſehen, daß wenn ihr im Himmel binden und löſen könnet, ihr nicht weniger auf Erden einem Jeglichen, wie er es verdient, Kaiſerthümer, Königreiche, Fürſtenthümer, Herzogthümer, Markgrafſchaften, Grafſchaften und die Beſitzungen aller Menſchen nehmen und geben könnet; laſſet die Könige und Fürſten jetzt eure Gewalt kennen lernen, und zittert vor dem Gedanken, die Befehle eurer Kirche zu verachten; laſſet euren ſtrafenden Eifer über Heinrich ſchleunig ausbrechen, damit kein Zweifel übrig bleibe, daß ſein Unglück das Werk eurer Gewalt, und nicht des Zufalls ſey.“

Wir haben einen zweiten Brief an Hermann, Biſchof zu Metz, der die Gedanken Gregor's und ſeine Grundſätze eines Despotismus ohne Beiſpiel noch mehr enthüllt. Er nimmt in

demſelben als ausgemacht an, „daß ein bloßer Exorciſt eine größere Gewalt habe, als irgend ein weltlicher Herr, denn der Exorciſt befiehlt den Teufeln, deren Sclaven laſterhafte Fürſten ſind; daß die Prieſter ganz offenbar über die Könige erhaben ſind, denn ſie richten die Könige, und können dieſelben von ihren Sünden losſprechen; daß gute fromme Chriſten von dem niedrigſten Stande weit eher, als laſterhafte Fürſten, für Könige müſſen angeſehen werden, denn jene ſind Glieder Chriſti, und dieſe Glieder des Teufels; daß aus dem bündigſten Grunde die Päbſte Herren über Alles ſind, denn die päbſtliche Würde macht unfehlbar, und von dem Apoſtel Petrus an zählt man beinahe hundert Päbſte unter den größten Heiligen.“ Wie durfte man es doch wagen, nach den unzähligen Aergerniſſen des 10. und 11. Jahrhunderts die Heiligkeit zu einer Art von Vorrecht zu machen, das mit der päbſtlichen Würde unzertrennlich und weſentlich verbunden wäre. Doch Vorurtheile ſind oft vermögend, die ungereimteſten Einfälle zu Grundſätzen zu erheben. Die Canoniſten ſchrieben zuletzt, „daß der Pabſt weder ein Gott, noch ein Menſch, ſondern ein Mittelding zwiſchen Gott und Menſch ſey.“

Heinrich, von Natur zu Gewaltthätigkeiten noch geneigter als Gregor, und wüthend über die ihm zugefügten Beleidigungen, überſchritt auf ſeiner Seite alle Gränzen. Er hatte in einem Concilium den Pabſt abgeſetzt, und an ſeine Stelle Guibert, Erzbiſchof von Ravenna, ernannt. Nachdem Rudolph von ihm überwunden und 1080 in einer Schlacht getödtet war, kam er mit ſeinem Gegenpabſte und einer Armee nach Italien zurück. Gregor hatte für Unterſtützung geſorgt. Er konnte nicht nur auf die Gräfin Mathilde rechnen, die ſich ganz von ihm beherrſchen ließ, und zum Zeichen ihrer Ergebenheit dem heiligen Stuhle ein Geſchenk mit ihren Staaten gemacht hatte, ſondern auch auf Robert Guiscard, Herzog von Calabrien und Apulien, und

auf die Normänner, die er ehemals mit ſeinen Bannſtrahlen verfolgt, aber nachgehends mit aller Schonung, die ihm ſeine Staatsklugheit eingab, behandelt hatte. Es entzündete ſich abermals ein blutiger Krieg um des Pabſtes willen, der es ganz vergaß, daß er ein Diener des Friedens ſeyn ſollte.

Nach verſchiedenen Feldzügen und nach einer langen Belagerung bemächtigte ſich Heinrich der Stadt Rom. Guibert wurde unter dem Namen Clemens **III.** zum Pabſte eingeweiht, und krönte dagegen Heinrich zum Kaiſer. Gregor, der von einer Kirchenverſammlung zu Utrecht war in den Bann gethan worden, behauptete ſich in der Engelsburg. Robert Guiscard eilte zu ſeiner Hülfe herbei, und ſetzte ihn in Freiheit. Indeſſen flüchtete Gregor, der ſich zu Rom nicht mehr ſicher hielt, nach Salerno, nachdem er über den Gegenpabſt und über den Kaiſer neue Bannſtrahlen geſchleudert hatte. Er ſtarb im folgenden Jahre (1085). Seine letzten Worte, die er aus der Schrift entlehnte, waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt; darum ſterbe ich als ein Verwieſener.“

Man kann die Unternehmungen Gregors **VII.** zum Theile durch die Vorurtheile entſchuldigen, die durch die falſchen Decretalen waren eingeführt worden, und unter Begünſtigung der Unwiſſenheit immer höher ſtiegen. In Abſicht auf den Kirchenbann gingen dieſelben ſo weit, daß ein Geächteter von aller bürgerlichen Geſellſchaft gänzlich ausgeſchloſſen ſchien. Wer mit demſelben Umgang hielt, fiel eben dadurch ſogleich in den Bann; wer mit dieſem letzteren umging, den traf daſſelbe Schickſal; und ſo ging es ferner ins Unendliche fort. Nun erſtreckte ſich dieſes nicht bloß auf die kirchliche Gemeinſchaft, ſondern auf den Umgang im gewöhnlichen Leben, und auf die unentbehrlichſten Dinge. Gregor glaubte eine große Barmherzigkeit zu erweiſen, indem er in Anſehung der Gattinnen, der Kinder und der Bedienten der mit dem Banne Beleg-

ten eine Ausnahme gelten ließ, und erlaubte, denen, die unter dem Joche des Bannes waren, das Nothwendige zu reichen. Vermöge dieſer angenommenen Grundſätze, die ſehr von den alten Regeln abwichen, mußte ein im Banne ſtehender Fürſt abgeſetzt werden.

Dieſer Pabſt wiederholte oft in ſeinen Briefen die Worte des Jeremias: „Verflucht ſey, der ſein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße.“ Er gab dieſen Worten eine ſchlechte Deutung, und verlor die wahren Abſichten ſeines heiligen Amtes ganz aus den Augen. Aber aus welchem Grunde konnte er behaupten, daß Frankreich, England, Spanien, Dänemark, Ungarn, Dalmatien, Polen und ſogar Rußland ꝛc. ihm, wie er es verlangte, zinsbar ſeyn, oder huldigen und den Eid der Treue leiſten ſollten? daß Sachſen von Carl dem Großen der römiſchen Kirche geſchenkt ſey? daß der König der Deutſchen, den man nach Rudolph erwählen würde, verpflichtet ſeyn ſollte, ſich für ſeinen Vaſallen zu erkennen, und ihm in Allem zu gehorchen? daß folglich das Kaiſerthum, das nun ein Mal mit der deutſchen Krone verbunden war, als ein Lehen des römiſchen Stuhles müſſe betrachtet werden, da doch die Kaiſer das unſtreitige Recht hatten, die Wahl der Päbſte zu beſtätigen? Wenn ein ſolches Staatsſyſtem bloß durch die Macht der Vorurtheile und der geiſtlichen Waffen hätte können eingeführt werden, ſo würde das neue Reich des Prieſterthums zu Rom die Eroberung jenes ehemals ſo fürchterlichen römiſchen Reiches ſehr verdunkelt haben.

Der Eroberer Englands allein wußte ſich durch ſeine Staatskunſt bei einem Pabſte Ehrerbietigkeit auszuwirken, der die Kronen mit Füßen trat. Gregor hatte von ihm verlangt, daß er ihm huldigen und Tribut bezahlen ſollte (denn ſo nannte er den Petersgroſchen, den der fromme König Offa der Kirche als ein Opfer gewidmet hatte). Wilhelm erbot ſich, den Petersgroſchen nach Gewohnheit zu bezahlen, aber ſtatt ihm zu huldigen, verbot

er ſeinen Biſchöfen, zu einer Kirchenverſammlung nach Rom zu gehen. Gregor ſelbſt befahl ſeinen Legaten, den König zu ſchonen, und ſchrieb: „Ob er ſich gleich in gewiſſen Stücken nicht ſo gewiſſenhaft beträgt, als wir es wünſchen, ſo verdient er doch mehr als die andern Könige geehrt zu werden, weil er die Kirchenämter nicht verkauft, weil er ſich nicht zu den Feinden des heiligen Stuhles geſellet, und weil er ſogar eidlich verſichert hat, die Prieſter zur Trennung von ihren Ehegenoſſen, und die Laien zur Wiederauszahlung des Zehenten anzuhalten."

Aus folgendem Zuge kann man ſchließen, wie Wilhelm ſich würde benommen haben, wenn die Cleriſei ſich ihm widerſetzt hätte. Der Biſchof von Bayeux, der von mütterlicher Seite ſein Bruder war, hatte heimlich einen Anſchlag angeſponnen, in Begleitung vieler Herren, mit einem großen Schatze, nach Rom zu gehen, um ſich die päbſtliche Würde zu erwerben. Der König, der davon Nachricht bekommen hatte, warf ihm ſeine Verrätherei vor, und befahl den Großen, ihn in Verhaft zu nehmen. Als Niemand an den Prälaten die Hände legen mochte, nahm er ihn ſelbſt gefangen. Der Biſchof berief ſich auf die Freiheiten der Kirche; aber Wilhelm erwiederte: „ich nehme nicht den Biſchof, ſondern den Grafen gefangen." Er hatte nämlich ſeinen Bruder zum Grafen von Kent gemacht.

Dieſer Monarch war Englands Unterdrücker, trieb daſelbſt das Recht der Waffen, auf die ſich ſeine königliche Gewalt gründete, aufs äußerſte. Durch einige Empörungen gaben ihm die Engländer einen Vorwand zu ihrer Unterjochung, und vielleicht hatte er nur dieſes einzige Mittel, ſie zur Unterwürfigkeit zu zwingen. Er nahm ihre Güter und bereicherte damit ſeine Diener, und bemühte ſich, ihre Geſetze, ihre Gewohnheiten und ſogar ihre Sprache auszurotten. In öffentlichen Schriften und vor den Gerichtsſtühlen wurde nur die franzöſiſche Sprache gebraucht.

Mit einem Worte, er machte ſeine Regierung verhaßt, aber dauerhaft, und ſeine Staatskunſt war die Staatskunſt eines ſchlauen und muthigen Despoten.

Als Wilhelms älteſter Sohn, Robert, mit dem Beinamen Kurzhoſe, die ihm verſprochene Normandie verlangte, ſo wies ihn Wilhelm mit den Worten ab: „ich werde meine Kleider nicht eher ausziehen, als bis ich zu Bette gehe.“ Dadurch wurde der herrſchſüchtige und von Natur ungeſtüme Prinz aufs äußerſte erbittert. Seine Brüder, auf die er ohnehin eiferſüchtig war, begoſſen ihn nicht lange darauf zum Scherze mit Waſſer. Er fühlte ſich dadurch noch mehr beleidigt, verließ den Hof, und begab ſich noch dieſelbe Nacht in Begleitung ſeiner Mitverbundenen nach Rouen, um ſich des dortigen Schloſſes zu bemächtigen; doch dieſes gelang ihm nicht. Hierauf flüchtete er weiter in die Normandie hinein, fand daſelbſt großen Anhang, und wurde, wie man argwöhnte, ſelbſt von ſeiner Mutter mit Geld unterſtützt. Die Unruhen dauerten von **1076** bis **1079**. Endlich wurde er von ſeinem Vater in der Feſtung Gerberoi belagert, und bei einem Ausfalle aus dieſer Feſtung kam es zwiſchen ihm und ſeinem Vater zu einem merkwürdigen Zweikampfe. Sie kämpften, ohne ſich zu kennen, durch ihre Helme bedeckt. Der verwundete König fiel vom Pferde. Jetzt erkannte ihn Prinz Robert, fiel ihm zu Füßen, und hatte Mühe, ihn zu beſänftigen.

Philipp I., König von Frankreich, ſtellte ſich durch einen unbedachtſamen Spott dem Zorne eines ſo gefährlichen Vaſallen bloß, der weit mächtiger, als er ſelbſt war. Wilhelm war übermäßig fett geworden, und mußte deßwegen eine ziemliche Zeit hindurch das Bett hüten. Dieß veranlaßte Philipp zu der Spötterei: ſein Bruder in England müßte lange Wochen halten. Dies erfuhr Wilhelm, und wurde dadurch ſo erbittert, daß er Philipp ſagen ließ: er wolle bald zu Paris ſeinen Kirchengang

halten, und alsdann ſo viele Wachskerzen anzünden, daß Frankreich darüber in Brand gerathen ſolle. Der erboſ'te Wilhelm griff zu den Waffen, drang bis nach Mante, verbrannte dieſe Stadt, und würde ſeine Wuth bis nach Paris gebracht haben, wenn er nicht durch eine tödtliche Krankheit daran wäre verhindert worden.

Schon bei Verwüſtung der Stadt Mante hatte ſich Wilhelm ein Fieber zugezogen, er ſtürzte bald darauf vom Pferde, und bekam von dem Sattelknopfe einen heftigen Stoß an den Magen, der ſeinen Tod verurſachte.

Auf ſeinem Todtenbette machte er ſich darüber Vorwürfe, daß er ſo viel Menſchenblut vergoſſen hatte; aber um ſich über die Schreckniſſe der Zukunft zu beruhigen, überrechnete er ſeine guten Werke. Er freute ſich, als über ein großes Verdienſt, bei der Erinnerung, daß er die Kirche geehrt, daß er Lanfrancus, Anſelmus und andere berühmte Mönche zu den erſten Würden erhoben, zehn von ſeinem Vater geſtiftete Abteien vermehrt und bereichert, und in der Normandie **17** neue Mönchs- und ſieben Nonnenklöſter angelegt habe. Er befahl, ſeine Schätze unter Kirchen und Arme zu vertheilen; denn dadurch glaubte man damals ein Heiliger zu werden, nachdem man eine Geißel der Menſchen geweſen war. Der zweite Sohn des Eroberers, Wilhelm der Rothhaarige, nahm mit Gewalt den engliſchen Thron ein; Robert, ſein älteſter Sohn, beſaß bloß die Normandie und Maine; Heinrich, der jüngſte, der anfangs faſt nichts hatte, ſetzte ſich nachmals in den Beſitz von der ganzen väterlichen Verlaſſenſchaft.

Gregor **VII.** ſchien noch in ſeinen Nachfolgern zu regieren. Der Abt von Monte Caſſino, den er auf ſeinem Todbette zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hatte, und da er unter dem Namen Victor **III.** erwählt ward, erneuerte ſogleich das Decret wider die Inveſtituren, und ſetzte jeden Kaiſer, König, Herzog, Markgrafen u. ſ. w. ab, der ſich gegen dieſe Ordnung auflehnte. Er bezeichnete aus-

drücklich als Ketzer Alle, welche ſich der Simonie ſchuldig machten, das hieß, alle Fürſten, welche die Inveſtitur gaben, und alle Beſitzer geiſtlicher Pfründen, welche dieſelben von ihnen annahmen. Dieſe vermeintliche Ketzerei machte den Zank nur grauſamer. Victor ſtarb im Jahre 1087 unter der Kirchenverſammlung, auf welcher er dieſes Decret ausgehen ließ. Ein anderer Mönch, ein Franzoſe von Geburt, der ſich zum Biſchof von Oſtia emporgeſchwungen, und den Gregor VII. gleichfalls für würdig erklärt hatte, ſein Nachfolger zu werden, gelangte nunmehr zu dieſer Ehre, und nahm den Namen Urban II. an. Er ſchrieb ſogleich nach allen Gegenden, daß er die Grundſätze Gregors aufs treulichſte befolgen würde. Man hatte auch folglich den Ausbruch neuer Ungewitter zu erwarten.

Ein recht furchtbares zog ſich Philipp I. durch ſeine ärgerliche Eheſcheidung von der Königin Bertha zu, mit welcher er verſchiedene Kinder erzeugt hatte. Verliebt in Bertraden, dritte Gemahlin des Grafen von Anjou, machte er wider die Königin den gewöhnlichen Vorwand der zu nahen Verwandtſchaft geltend, und dieſes war um ſo leichter, da man erſt kürzlich wieder die Ehen mit Verwandten bis zum ſiebenten Grade verboten hatte. Der Gegenvorſtellungen des berühmten Ivo, Biſchofes zu Chartres, ungeachtet, verſtieß er ſie nicht nur, ſondern vermählte ſich auch mit ſeiner Buhlerin, die er ihrem Gemahle entführt hatte.

Urban II. miſchte ſich ſogleich in dieſe Angelegenheit. Er drohte in einem Briefe: „Würde der König in dem Laſter beharren, ſo wolle er die ehebrecheriſchen Medianiter mit einem noch ſchärferen Spieße, als der Spieß Pinehas war, durchſtechen." Sein Legat ſprach wirklich den Bannfluch in einer Kirchenverſammlung zu Autun aus, in welcher auch der Kaiſer Heinrich IV. und der Gegenpabſt Guibert mit dem Banne belegt wurden. Philipp unterwarf ſich dem Kirchenbanne, ohne ſich von Ber-

trade n trennen zu wollen. Das Ableben der Bertha gab ihm einige Hoffnung. Bertrade behauptete ſelbſt mit Genehmigung des Grafen von Anjou, ihre erſte Ehe ſey nichtig geweſen. Man hätte dem Uebel durch Güte abhelfen können, aber der Pabſt wollte nun einmal die Sache mit Gewalt treiben.

Beſchäftigt mit dem großen Entwurfe der Kreuzzüge, die bald ausgeführt werden ſollten, kam Urban nach Frankreich, um die Begeiſterung der Franzoſen zu erwecken, die ohnehin zu dergleichen Unternehmungen nur zu ſehr geneigt waren. Er hielt in dieſer Abſicht die Kirchenverſammlung zu Clermont. Hier that er den König Philipp aufs neue in den Bann, nachdem er allen Regenten die Ertheilung der Inveſtitur und allen Biſchöfen und Prieſtern, den Regenten zu huldigen, verboten hatte. Ohne Genehmigung des Königs, deſſen geborner Unterthan er gleichwohl war, gab er mit großer Dreiſtigkeit ſeine Befehle, errichtete ein Bündniß, und warb Soldaten. Er durchreiſ'te darauf die Provinzen, predigte oder gebot im Namen Gottes den heiligen Krieg, ſetzte Biſchöfe ab und bereicherte verſchwenderiſch die Mönche mit Privilegien; denn Gregor VII. und deſſen Nachfolger ſetzten in die Erhebung der Mönche, deren Eifer dem römiſchen Hofe ſo viele nützliche Dienſte leiſtete, einen Theil ihrer Staatsklugheit. In der zu Nimes vom Pabſte gehaltenen Kirchenverſammlung wurden die Mönche als Cherubim vorgeſtellt, und diejenigen für Thoren erklärt, welche nicht glauben wollten, daß ihnen der Kirchendienſt und die Verwaltung der Sacramente gebühre. Gleichwohl iſt es gewiß, daß ihre Ordensregeln ſie zum einſamen Leben verpflichteten. Aber man muß auch geſtehen, daß die andern Prieſter ſich überhaupt ihres Amtes unwürdig bewieſen.

Der Einfluß der Mönchsbegriffe war ſo ſtark, daß auf einem Concilium zu Rouen in dem nämlichen Jahre dieſes ſonderbare Geſetz gemacht ward: „Jedermann ſoll ſich, wie es einem Chri-

ſten geziemet, die Haare ſcheeren laſſen; weigert er ſich deſſen, ſo ſoll er aus der Kirche verſtoßen werden, und kein Prieſter ſoll ihm mit ſeinem Amte dienen, noch ſeiner Beerdigung beiwohnen." Der Mönch Anſelmus, Lanfrancus Nachfolger in dem Bisthume Canterbury, der wegen ſeiner Streitigkeiten mit den Königen von England, denen er die Huldigung verſagte, berühmt iſt, befahl allen Laien, ihre Haare dergeſtalt zu ſchneiden, daß die Ohren bloß wären. Um Frieden zu haben, ließ ſelbſt Heinrich **I.** ſich die Haare ſchneiden.

In allen Kirchenverſammlungen ſchleuderte man den Bann wider die Inveſtituren und die Huldigung, welche Geiſtlichen ihren Monarchen darbrachten. Urban **II.** ſagt in einer Kirchenverſammlung zu Rom im Jahre **1099**: „es iſt ein wahrer Gräuel, daß Hände, die würdig ſind, zu thun, was keinem Engel vergönnt iſt, den Gott Schöpfer zu erſchaffen, und ihn für das Heil aller Völker Gott ſeinem Vater zum Opfer darzubringen, daß ſo hoch begnadigte Hände ſollten zu der unwürdigen Niederträchtigkeit gezwungen werden, ſich zu Sclaven ſolcher Hände zu erniedrigen, die Tag und Nacht mit Unreinigkeiten, mit Raub und Blut befleckt werden." Bei der Huldigung legte der Lehensmann ſeine Hände in die Hände des Lehensherrn. Dieſes war das gräuliche Verbrechen, wodurch die prieſterliche Würde entehrt ward. Dergleichen Geſchwätz litt, da es mit Bannflüchen unterſtützt wurde, keinen Widerſpruch. Auf ähnliche Weiſe ſagten auch die Biſchöfe und Mönche: „der Biſchofsſtab iſt ein Sinnbild der prieſterlichen Gewalt, und der Ring bedeutet die geiſtliche Vermählung des Prälaten mit ſeiner Kirche. Diejenigen, welche mit dem Biſchofsſtabe und dem Ringe inveſtiren, behaupten daher, daß ſie dadurch den heiligen Geiſt mittheilen; ſie ſind folglich der Simonie ſchuldig und alſo Ketzer."

Ein großer Beweis von dem heimlichen Bewegungsgrund, der Alles beſeelte, war das Betragen der Päbſte gegen die normän-

niſchen Fürſten, deren Macht immer mehr wuchs. Robert Guiscard hatte ſeine Tochter dem Sohne des orientaliſchen Kaiſers Michael Ducas zur Gemahlin gegeben, nachdem er dem Reiche faſt alle ſeine Beſitzungen in Italien entriſſen hatte. Er hatte nachmals ſogar Griechenland bekriegt; hatte den Kaiſer Alexius Comnenus zittern gemacht und war im Jahre 1085 zu Corfu geſtorben. Seine Talente und ſeine Tapferkeit lebten in ſeinem Sohne Bohemund, einem der berühmteſten Helden unter den Kreuzbrüdern, wieder auf. Den Normännern gehörte bereits Sicilien, das Roger, der Jüngſte in der Familie, welcher von dem äußerſten Ende Frankreichs gekommen war, um in Italien Staaten zu errichten, erobert hatte. Die auf dieſer Inſel wohnhaften Saracenen und Griechen hatten ſich, mit Beibehaltung ihrer Religion und Geſetze, unterworfen, Robert Guiscard, Hauptanführer der Unternehmung, hatte damit Rogern unter dem Titel eines Grafen belehnt.

Obſchon die normänniſchen Prinzen ſich für Lehensmänner des heiligen Stuhles bekannten, ſo waren ſie doch viel weniger, als irgend ein Anderer, Sclaven des römiſchen Hofes. Urban II. wollte in Sicilien eben ſo, wie in andern Ländern, einen **Legatum a latere** einführen, der in ſeinem Namen befehlen ſollte. Seit der Regierung Nikolaus I. gaben dieſe päbſtlichen allenthalben hingeſandten Staatsbedienten den Königen Geſetze, unterdrückten die Geiſtlichkeit, und machten die Völker unglücklich. Sie richteten, befahlen und ſtraften willkürlich, mit einem Despotismus, den das Vorurtheil ehrwürdig machte. Hildebrand hatte dieſes Joch noch drückender gemacht, und Rom herrſchte durch Meinung eben ſo wirklich, als es in den alten Zeiten durch die Waffen geherrſcht hatte. Doch was ein König von Frankreich ertrug, das wollte ein normänniſcher Edelmann nicht dulden. Urban hatte ſeinen Legaten nach Sicilien geſchickt. Der Graf Roger verhinderte den-

ſelben, die Gewalt ſeiner Legatenwürde auszuüben, und ward dabei ſo ernſt, daß der Pabſt, der wohl einſah, wie ſehr er ihn zu ſchonen Urſache hatte, dem Grafen ſelbſt und deſſen Erben die Gewalt eines Legaten in Sicilien, d. i. die geiſtliche Gerichtsbarkeit, übertrug.

In der päbſtlichen Bulle, dieſem merkwürdigen Denkmale, das uns der Mönch Geofroy von Malterre, ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber, aufbehalten hat, heißt es: „Wir wollen ohne eure Bewilligung in eueren Staaten keinen Legaten der römiſchen Kirche anſetzen, ſondern es iſt unſer Wille, daß Alles, was wir durch einen Legaten thun würden, durch eueren Dienſt geſchehe, als wenn ihr unſer Cardinal-Legat wäret." Dieſes ſonderbare Recht, das man die ſicilianiſche Monarchie nennt, iſt ſtandhaft erhalten worden, ſo ſehr ſich auch der römiſche Hof zu deſſen Zernichtung angeſtrengt hat. In der That bewilligte der Pabſt dadurch nichts weiter als die Gewalt, welche die römiſchen Kaiſer und Carl der Große in geiſtlichen Polizeiſachen ausgeübt hatten. Was zu einer Zeit Staunen erregte, war zu einer andern Gewohnheit.

Urban II., der im folgenden Jahre (1099) ſtarb, folgte auf dem päbſtlichen Stuhle Pascal II., ein Mönch zu Clugni, den Gregor VII. zum Cardinale gemacht hatte, eben ſo ſtolz und unternehmend als Gregor ſelbſt, deſſen Geiſt und Denkart damals der päbſtlichen Würde weſentlich zu ſeyn ſchien. Als Wilhelm der Rothhaarige, König von England, ſagen hörte, daß der neue Pabſt dem Anſelm gliche, dieſem Erzbiſchofe zu Canterbury, mit welchem er ſo vielen Streit gehabt hatte, ſo ſagte er: „Er taugt alſo nichts, aber er ſey, wer er wolle, ſeine päbſtliche Gewalt ſoll ſich nicht bis auf mich erſtrecken." Der gewaltthätige Monarch ſchonte weder Prieſter, noch Mönche. Daher glaubt man auch, daß ſie ſeinen Charakter zu verhaßt geſchildert haben, obſchon er großen Tadel verdiente.

Pascals Legaten belegten den König Philipp auf einer

Kirchenverſammlung zu Poitiers aufs neue mit dem Banne, obſchon Wilhelm, Graf von Poitiers und Herzog von Aquitanien, ſich alle Mühe gab, ſolches abzuwenden. Einige von den Beiſitzern dieſer Kirchenverſammlung empörten ſich; es regnete Steine auf die Legaten und Biſchöfe, und einem Prieſter ward der Kopf zerſchmettert. Dergleichen Aergerniſſe hätten zur Warnung dienen ſollen. Bertrade, die des Bannfluches ſpottete, womit ſie und der König belegt waren, wollte zu Sens, wo alle Kirchen vor ihnen verſchloſſen waren, die Meſſe hören. Sie ließ eine Kirchenthür aufbrechen, und ein ihr ergebener Prieſter las ihr die Meſſe.

Indeſſen hielt Philipp ſehr dringend um die Abſolution an. Endlich erweichte er den Pabſt. Er trat barfuß in eine Kirchenverſammlung zu Paris, und er ſowohl als Bertrade verpflichteten ſich eidlich, einer Verbindung zu entſagen, die man nicht für geſetzmäßig erklären wollte. Von einem Legaten losgeſprochen, fuhren ſie fort, mit einander zu leben, und ihre Kinder wurden für thronfähig erklärt. Man muthmaßte daher, daß ihre Ehe ſey gültig geheißen worden; man könnte auch muthmaßen, daß Pascal ſich verſtellt habe, als wenn er davon nichts wiſſe, weil er wichtigere Geſchäfte hatte.

Philipp I. ſtarb im Jahr 1108 zu Melun. Mit Bertrade hatte er zwei Prinzen und zwei Prinzeſſinnen. Bertrade erhielt die Landſchaft Ober-Brüyere zu einem Leibgedinge, ſtiftete daſelbſt eine Priorei, und ſtarb bald nachher als Nonne.

Der Kaiſer Heinrich IV., der ein beſtändiges Ziel der römiſchen Bannflüche war, diente zu einem ſchrecklichen Beiſpiele der Uebel, welche der Mißbrauch der geiſtlichen Gewalt erzeugte. Urban II. und die Gräfin Mathilde hatten ſeinen Sohn Conrad zu einer Empörung vermocht, und Italien hatte den Rebellen offenbar unterſtützt. Im Jahre 1097 vermochte der Kaiſer eine Reichsverſammlung, dem rebelliſchen Conrad das Recht der

Thronfolge zu nehmen, und dieſes zwar zum Vortheile ſeines zweiten Sohnes Heinrich, der ſich mit einem Eide verpflichtete, ſich in keine Empörung einzulaſſen. Dieſer Eid wurde für nothwendig gehalten, ſo ſehr waren die Geſetze der Natur von dem herrſchenden Aberglauben verlöſcht. Conrad ſtarb bald darauf. Heinrich IV. glaubte den Mißbräuchen dadurch zu wehren, daß er Geſetze gab, um die großen Angelegenheiten der Kirche einem deutſchen Tribunale, das aus Biſchöfen und Herren beſtand, zu unterwerfen, und dadurch zu bewirken, daß der Pabſt nicht die Rechte eines oberſten Richters ausübe. Doch dieſe Geſetze dienten nur dazu, ſeine Feinde noch mehr zu erbittern.

Pascal II., der ihn, wie gewöhnlich, mit dem Banne belegt hatte, bewaffnete vermittelſt allerlei Kunſtgriffe den jungen Heinrich wider ſeinen Vater, unter dem Vorwande, die Sache der Kirche zu vertheidigen. Er ſprach ihn von ſeinem Eide los, als wenn nur der Eid allein von gräulichen Verbrechen zurückhalten könnte. Der Vater ſuchte dieſen Rebellen in einem ſehr rührenden Briefe zur Reue zu bewegen. Dieſer antwortete, er kenne keinen Vater und keinen König, der unter dem Kirchenbanne ſtehe. Man verglich ſich in deſſen über eine Zuſammenkunft, die aber die Verrätherei vollendete. Der Kaiſer ward angehalten, gefangen genommen, und gezwungen, auf die Krone Verzicht zu thun. Der junge Heinrich ward zu Mainz in Gegenwart der päbſtlichen Legaten gekrönt. Heinrich IV. konnte ſogar nicht einmal Abſolution erhalten. Er entkam, warb Truppen, ward überwunden und blieb ohne Hoffnung.

In dem äußerſten Elende, in das er verſetzt ward, bat er den Biſchof zu Speier um eine Präbende zu ſeinem nothdürftigen Unterhalt, indem er vorſtellte, daß er die nöthigen Fähigkeiten hätte, das Amt eines Vorſängers oder Leſers zu verwalten; und auch dieſe Gnade ward ihm abgeſchlagen. Er ſtarb endlich zu Lüttich

im Jahre **1106**, nachdem er dem Rebellen ſein Schwert und ſeine Krone überſchickt hatte. Um das Maß der Gräuel voll zu machen, ließ der unnatürliche Sohn den väterlichen Leichnam, und zwar auf Befehl des Pabſtes, wieder ausgraben; denn einen verbannten Fürſten müßte man bis ins Grab verfolgen. Heinrich **IV.** hatte Laſter und Tugenden. Vielleicht würde er glorreich regiert haben, wenn die Päbſte ſich gegen ihn als Hirten und nicht als Despoten betragen hätten. Man erzählt von ihm, daß er in **66** Feldſchlachten gefochten habe.

Merkwürdig iſt folgende Thatſache. Weil die Biſchöfe zu Cambray und Lüttich dem Kaiſer ergeben blieben, forderte Pascal **II.** den Grafen von Flandern auf, die Waffen gegen ſie zu ergreifen, und er ward dabei durch das ſchmähende Geſchrei der Mönche unterſtützt. Aber die Cleriſei zu Lüttich rechtfertigte in einem Briefe an Männer von gutem Willen den Gehorſam der Unterthanen, und zeigte die Ungerechtigkeit des Pabſtes.

„Wenn," ſchrieben ſie weislich, „wenn der Kaiſer ein Ketzer iſt, ſo ſind wir deßwegen von Herzen betrübt; aber wenn er es wäre, ſo würden wir es doch, ſtatt uns wider ihn zu empören, für unſere Pflicht halten, ihm zu gehorchen und für ſeine Bekehrung zu bitten. Woher hat der Pabſt das Recht, den mörderiſchen Stahl zu ziehen? Woher das Recht, zum Grafen von Flandern zu ſagen: Wir befehlen dieſen Krieg zur Vergebung deiner Sünden? u. ſ. w." Die Lütticher wurden in den Bann gethan, und den Drangſalen des Krieges überlaſſen.

Heinrich V.

Nachdem Heinrich **V.** die Bannflüche über ſeinen Vater ſo trefflich benutzt hatte, und ſiegreich durch einen Vatermord war, ſcheute er ſich nicht, eben dieſes Inveſtiturrecht, das man der fürch-

terlichſten Bannflüche würdig hielt, gegen den Pabſt in Schutz zu nehmen. Pascal II., der neue Ungewitter aufſteigen ſah, ging nach Frankreich, wo die Päbſte gewohnt waren, den Königen zu trotzen, und Unterſtützung zu finden. Philipp I., ſo ſehr er auch Urſache hatte, auf den Pabſt unwillig zu ſeyn, und ſein Sohn und Mitregent Ludwig verſprachen ihm Alles, was er verlangte. Sie befahlen den Biſchöfen, ihn nach Chalons an der Marne zu einer Unterhandlung mit den kaiſerlichen Geſandten zu begleiten.

In der Unterhandlung ward viel, aber ohne Nutzen, diſputirt. Nach damaliger Gewohnheit, ohne Grundſätze zu urtheilen, behauptete der Pabſt, daß die Kirche, da ſie durch das Blut Chriſti zur Freiheit erkauft wäre, nicht wieder in die Knechtſchaft zurückfallen müſſe; daß ſie aber eine Sclavin der regierenden Herren ſeyn würde, wenn ſie ohne deren Bewilligung keinen Prälaten wählen könne; daß das Inveſtiren mit dem Ringe und Biſchofsſtabe, die dem Altare zugehörten, ein gewaltiger Eingriff in die Rechte Gottes und daß es für geweihte Hände eine Verunehrung wäre, wenn ſie zwiſchen die blutbefleckten Hände eines Laien gelegt würden. Die deutſchen Abgeſandten hatten beſſere Gründe vorgebracht. Dieſe Sophiſtereien würdigten ſie keiner Antwort. In der Hitze des Zornes riefen ſie: „Rom iſt der Ort, wo das Schwert dieſen Streit entſcheiden wird.“ Nach ihrer Abreiſe verdammte Pascal die Inveſtituren aufs neue in einer Kirchenverſammlung zu Troyes.

Es ſchien, daß man in Frankreich den Inveſtituren entſagt hatte. Der König von England, Heinrich I., dritter Sohn Wilhelms des Eroberers, entſagte denſelben gleichfalls, weil der Pabſt die Huldigung der Biſchöfe bewilligte, die vorhin zugleich mit der Inveſtitur verdammt war. Heinrich I. ſchonte die Geiſtlichkeit aus Staatsabſichten. Er hatte ſich des Thrones bemäch-

tigt, zum Nachtheile ſeines älteſten Bruders, Robert, Herzog von der Normandie, eines durch die Kreuzzüge berühmten Helden; er hatte dieſem ſeinem ältern Bruder nachmals auch die Normandie entriſſen, und hielt ihn in gefänglicher Haft.

Achtundzwanzig Jahre lang mußte Robert in der Gefangenſchaft ſchmachten, bis er endlich in der Feſtung Cardif ſtarb. Einige ſagen ſogar, er ſey durch ein glühendes Kupferbecken, das man ihm vor die Augen gehalten hätte, ſeines Geſichtes beraubt worden.

Inzwiſchen rückte Heinrich V. **1110** mit einer Armee in Italien ein, und war völlig entſchloſſen, ſich krönen zu laſſen, und ſeine Rechte mit dem Schwerte zu behaupten. Pascal wandte ſich zu ſpät an die normänniſchen Fürſten, ſeine Vaſallen. Weil die erwartete Hülfe ausblieb, trat er in Unterhandlung. Man ward zu Sutri dahin eins, daß auf der einen Seite der deutſche König ſich des Inveſtiturrechtes begeben, die Wahlen frei laſſen, die Domänen des heiligen Petrus zurückgeben, und wider des Pabſtes Leben und Freiheit nichts unternehmen, auf der andern Seite aber der Pabſt dem Kaiſer die Regalien (das iſt, die Ländereien, Lehen und königlichen Rechte, die der Krone mit Gewalt entriſſen, oder durch die Freigebigkeit der Fürſten an den päbſtlichen Stuhl gekommen waren), zurückgeben, Heinrich krönen und ihm allen Beiſtand leiſten ſollte. Die Ausführung dieſes Vergleiches ſchien offenbar unmöglich. Es fehlte beiden Parteien ſowohl an Redlichkeit der Geſinnungen als an Zutrauen.

Heinrich hielt **1111** ſeinen Einzug in Rom, und Pascal erklärte ihn zum Kaiſer. Aber die Biſchöfe waren weit davon entfernt, die Herſtellung der Regalien zu bewilligen. Da der Kaiſer unter keinem geringern Preiſe ſich des Inveſtiturrechtes begeben wollte; da der Pabſt ihm, wenn er ſich nicht dieſes Rechtes durchaus begeben würde, die Krönung verſagte; und da die

Prälaten und Herren, die in des Kaiſers Gefolge waren, den Vergleich von Sutri für nichtig erklärten: ſo entzweite man ſich ſogleich, und der Pabſt ward gefangen genommen. Er geſtand endlich dem Kaiſer das Inveſtiturrecht feierlich zu, krönte Heinrich, las die Meſſe, und reichte ihm die Hälfte der Hoſtie mit dieſen Worten: „Wie dieſer Theil des lebendig machenden Leibes von dem andern getrennt iſt, ſo ſoll auch derjenige von uns beiden, der dieſen Vergleich brechen wird, von dem Reiche Chriſti getrennt ſeyn.“ Heinrich bat um Erlaubniß, ſeinen Vater begraben zu dürfen, deſſen Leichnam er auf Befehl von Rom wieder hatte ausgraben laſſen. Er erhielt dieſe Erlaubniß, aber nicht eher, als bis die Biſchöfe bezeugt hatten, daß Heinrich IV. als ein reuiger Sünder geſtorben ſey.

Kaum war der Kaiſer abgereiſ't, ſich dieſer Pflicht zu entledigen, als ſich von allen Seiten Klagen wider Pascal erhoben. Den Pabſt reuete der geſchloſſene Vertrag, und er ergriff mit Eifer eine Gelegenheit, ihn zu brechen. Er erklärte ihn in einer Kirchenverſammlung zu Rom für nichtig, und bezeugte feierlich, daß er den Verordnungen Gregors VII. und Urbans II. auf immer getreu bleiben wolle. Die Kirchenverſammlung donnerte Bannflüche wider die Inveſtituren, und eine fanatiſche Wuth brach wider den Kaiſer aus. Zu Vienne im Delphinate, eine Stadt zu den kaiſerlichen Domainen gehörig, that man ihn in den Bann. Der Legat Conon belegte ihn ſogar zu Jeruſalem mit dem Banne, und hielt Kirchenverſammlungen in Griechenland, Ungarn, Sachſen, Lothringen und Franken, um neue Bannblitze zu ſchleudern. Ein Mönch, Abt zu Vendome, trieb den Eifer ſo weit, daß er dem Pabſte ſeine Amtsuntreue vorwarf; und in einem Briefe, den er in dieſer Angelegenheit an ihn ſchrieb, erklärte er, daß die Inveſtitur nach der Tradition der Väter eine Ketzerei ſey, und behauptete, daß, wenn man dieſelbe zugeſtehe, man dadurch den Glau-

ben, die Keuſchheit und die Freiheit der Kirche vernichte. Der Erzbiſchof zu Lyon, Josceram, der mit derſelben Hitze ſchrieb, geſtand, daß die Inveſtitur zwar, eigentlich zu reden, keine Ketzerei ſey; aber, ſetzte er hinzu, es würde doch gewiß Ketzerei ſeyn, wenn man ſie für rechtmäßig halten wollte.

Nun entſtanden neue Empörungen, neue Bürgerkriege und neues Blutvergießen. Die Anordnungen der Kirche ſchienen in Blutgeſetze verwandelt zu ſeyn, Pascal beſorgte, ſich eines Meineides ſchuldig zu machen, wenn er ſelbſt den Kaiſer mit dem Banne belegte. Seine Legaten und die Kirchenverſammlungen thaten das an ſeiner Stelle; und die Sachſen und andere Rebellen waren bereitwillig genug, ſeiner Rachgierde zu dienen.

Zu der Zeit, da Deutſchland im Feuer ſtand, ſtarb die berühmte Gräfin Mathilde, die ſeit den Zeiten Gregors VII. eine Sclavin und eine Stütze des römiſchen Hofes geweſen war. Sie beſaß Toscana, Parma, Piacenza, faſt die ganze Lombardei, Spoleto u. ſ. w. Sie war die einzige Erbin ihres Vaters, des Herzogs und Markgrafen Bonifacius, und ihrer Mutter, der Herzogin Beatrix aus dem Hauſe Carls des Großen. Als Wittwe Gottfrieds des Buklichten, Herzogs von Lothringen, hatte ſie ſich mit Welf, Herzog von Baiern, vermählt, und durch Eheſcheidung wieder von ihm getrennt. Die Verſchenkung ihrer Staaten an den heiligen Stuhl, die ſie noch vor ihrem Ableben wieder erneuerte, mußte neue Unruhen verurſachen, denn die meiſten ihrer Staaten waren Reichslehen, und ſie hatte folglich nicht das Recht, ſie zu veräußern; aber man darf ſich nicht wundern, daß Gregor VII. ſie als wohlerworbene Güter betrachtete. Indeſſen eilte doch der Kaiſer, ſie in Beſitz zu nehmen.

Er kam 1113 nach Rom, von wo Pascal II. entwichen war, um ſich den Normännern in die Arme zu werfen. Er ließ ſich von Moritz Bourdin, einem ihm ergebenen Legaten,

aufs neue krönen. Pascal ſtarb, nachdem er dieſen Legaten in den Bann gethan und vergeblich geſucht hatte, ſich Roms zu bemeiſtern. Man ernannte Gelaſtus II., einen ehemaligen Mönch aus Clugni, zu ſeinem Nachfolger. Da der Kaiſer den Gelaſtus nicht bewegen konnte, ſeine Inveſtituren zu genehmigen, ſetzte dieſer ihm, in der Perſon des Bourdin, einen Gegenpabſt. Der anfänglichen Unterſtützung der Normänner in Italien ungeachtet, ſah ſich Gelaſtus genöthigt, nach Frankreich zu flüchten. Er ſtarb daſelbſt, und der Erzbiſchof zu Vienne ward unter dem Namen Calixtus II. ſein Nachfolger.

Dieſer, ein Verwandter Heinrichs V., wünſchte ſehr den Streit zu endigen, ohne jedoch das Syſtem ſeiner Vorgänger aufzugeben. Indem er zu Rheims eine Kirchenverſammlung hielt, näherte ſich Heinrich in eigener Perſon zu einer Unterredung bei Mouzon. Die Unterhandlung wurde bald abgebrochen, weil man nicht einig werden konnte. Nun wurden neue Bannflüche auf den Kaiſer gedonnert, und neue Verordnungen ausgefertigt, welche die Unterthanen von ihrem Huldigungseide entbanden. Die Eide hatten keine Zuverläſſigkeit mehr, ſeitdem ein Wort der Päbſte ſie vernichtete. Wie ſchändlich dieſer Mißbrauch ſey, das hatte Calixtus aus der Antwort des Königs von England ſchließen können, dem er anlag, einen Prälaten, der ſich mit dem Könige entzweit hatte, wieder zu ſeiner Würde zu erheben. Heinrich I. entſchuldigte ſich damit, er habe geſchworen, daß dieß nimmermehr geſchehen ſolle. Calixtus erwiederte: „Ich bin Pabſt, ich will dich von deinem Eide losſprechen.“ Aber der König antwortete: „Wie wenig wird man Eiden trauen, wenn man an einem Beiſpiele ſieht, daß eine Losſprechung ſie unkräftig mache.“

Die vornehmſte Bemühung des Pabſtes war auf die Vertreibung des Gegenpabſtes Bourdin gerichtet, der in Italien herrſchte. Die normänniſchen Fürſten unterſtützten ihn dabei. Er

belagerte Bourdin in Sutri. Die Einwohner lieferten ihm denſelben aus, und nun überhäufte man den unglücklichen Mann mit Schmach; man ſetzte ihn rücklings auf ein Kameel, führte ihn in dieſer Stellung im Triumphe nach Rom, ſetzte ihn den Beſchimpfungen des wüthenden Pöbels bloß, und warf ihn endlich auf den Reſt ſeiner Tage ins Gefängniß. Der Pabſt machte allenthalben ſeinen Sieg kund, und ließ ein Gemälde aufſtellen, in welchem Bourdin zu ſeinen Füßen lag.

Endlich ward auch der Kaiſer genöthigt, nachzugeben. Die immer rebelliſchen Sachſen hatten ihm einen ſchimpflichen Frieden abgezwungen; der Erzbiſchof von Mainz hatte ein Heer wider ihn auf den Beinen, und die Bannſprüche droheten den Thron umzuſtürzen. Heinrich ſuchte daher klüglich ſeine Sicherheit in dem Frieden, der auf einem Reichstage zu Worms geſchloſſen ward. Er entſagte nicht nur der Inveſtitur durch den Biſchofsſtab und Ring, ſondern auch aller Ertheilung der Pfründen, und ſogar den Regalien des heiligen Peters, das heißt der Lehensherrſchaft über die Ländereien der römiſchen Kirche. Der Pabſt geſtand ihm dagegen zu, daß die Biſchöfe und Aebte in ſeiner Gegenwart freiwillig erwählt und die Erwählung von ihm mit den Regalien durch das Scepter inveſtirt würden.

Dadurch, daß man das Scepter an die Stelle des Biſchofsſtabes und des Ringes ſetzte, endigte man eine der ärgerlichſten Streitigkeiten, welche die Menſchheit beſchimpft haben. Nichts beweiſ't mehr, wie grauſam und zugleich wie ungereimt der Aberglaube ſey. Denn wenn das Inveſtiren, oder ſich inveſtiren laſſen, wie man ſo oft den richterlichen Ausſpruch gethan hatte, eine Ketzerei war, was lag denn im Grunde daran, ob ſolches durch Ueberreichung eines Scepters oder eines Biſchofsſtabes geſchah?

In der That ging mit dem Verluſte des Inveſtiturrechtes das edelſte Kleinod der Kaiſerkrone verloren. So lange der Kai-

ſer die Biſchöfe mit dem Ringe und Stabe belehnte, waren dieſe Würden ſehr abhängig von ſeiner Gewalt; und Perſonen von hoher und edler Abkunft hielten eben ſowohl, als ihre Familien, es mit dem Kaiſer, wenn ſie den Beſitz eines reichen Bisthumes wünſchten. Nachher verließ all dieſer mächtige Adel den Hof des Kaiſers, und erhöhte durch ſeine Gegenwart und Anhänglichkeit den Glanz und die Stärke des päbſtlichen Hofes. Denn die Ertheilung der weltlichen Regalien durch das Scepter war, da ſie dem mit Ringe und Stabe ſchon Belehnten nicht leicht verſagt werden durfte, eine ſehr unwirkſame Ceremonie.

Ein allgemeines lateraniſches Concilium, wobei ſich mehr als **300** Biſchöfe einfanden, befeſtigte **1123** den Frieden zwiſchen dem Prieſterthume und dem Reiche. Man ſprach hier den Bannfluch über die Uebertreter des Gottesfriedens aus, der noch immer nach den Geſetzen beſtand, und immer durch die Sitten umgeſtoßen ward. Man that auch diejenigen in den Bann, die Benevent überfallen würden; eine Vorſicht, die zum Beweiſe diente, daß man das Zeitliche nicht außer Acht laſſen wollte. Die Prälaten widerſetzten ſich mit großer Hitze der Gewalt der Mönche. „Es bleibt nichts mehr übrig," ſagten ſie, „als daß man uns den Biſchofsſtab und Ring nimmt, und uns ihnen unterwirft, weil ſie bereits die Kirchen, die Ländereien, die Schlöſſer, die Zehnten, die Opfer von Lebenden und Todten in ihrem Beſitze haben; die Domherren und die Geiſtlichen ſind verächtlich gemacht, ſeitdem die Mönche, ſtatt nach der Regel des heiligen Benedicts in einer heiligen Ruhe zu leben, mit einer unerſättlichen Ehrſucht unſere Rechte an ſich zu ziehen ſuchen." Die Folge davon war, daß man den Aebten und Mönchen das Auflegen der Buße, die Krankenbeſuche und ſelbſt das öffentliche Meſſeleſen verbot. Das war nun ein auffallender Widerſpruch mit den Anordnungen Urbans **II.** und anderer Päbſte. Aber die Gewalt der Mönche litt darunter nicht. Ihre Zahl, ihr

Anſehen und ihre Reichthümer mehrten ſich von Tag zu Tage. Sie hatten die Denkart ihrer Zeit und den römiſchen Hof auf ihrer Seite. Die ganze Geſchichte lehrt, daß die übergroße Macht der Päbſte vornämlich ihr Werk war, weil ſie damals das Obergewicht hatten.

Heinrich V. war auf die Wiederherſtellung ſeiner Gewalt und auf Rache wider ſeine Feinde bedacht. Er konnte es dem König in Frankreich, Ludwig VI., mit dem Zunamen der Dicke, Philipps I. Nachfolger im Reiche, nicht vergeben, daß derſelbe den Pabſt aufgenommen und begünſtigt hatte. Er ſchrieb demſelben einen Theil der Schmach zu, wodurch ihn die Kirchenverſammlung zu Rheims entehrt hatte; und er wollte Frankreich demüthigen, um nachher die deutſchen Fürſten, die ſich unabhängig gemacht hatten, zu bändigen. Vereinigt mit Heinrich I., König in England, ſeinem Schwiegervater, der damals mit Ludwig wegen einiger Städte in der Normandie im Kriege begriffen war, zog er an der Spitze eines zahlreichen Heeres gegen den Letztern. Aber der Eifer der franzöſiſchen Nation zeichnete ſich bei dieſer Gelegenheit auf eine rühmliche Weiſe aus. Die Vaſallen, ſo wenig ſie auch ſonſt der Krone Gehorſam leiſteten, drängten ſich mit bewaffneter Hand in ſolcher Menge wider den auswärtigen Feind herbei, daß Ludwig gar bald ein Heer von 200,000 Mann zuſammen hatte.

Bei dieſer Kriegsrüſtung wider den Kaiſer Heinrich V. bediente man ſich zum erſten Male der berühmten Hauptfahne der franzöſiſchen Truppen, Oriflamme genannt, die aus einem Stück feuerrothen Taffet beſtand, der an einer vergoldeten Stange befeſtigt war, und nach unten zu drei Spitzen hatte, an welchem Quaſten von grüner Seite hingen. Die Oriflamme war ihrem Urſprunge nach die Kirchenfahne der Abtei St. Denis, und ward zu den kleinen Kriegen gebraucht, welche die Abtei zur Behauptung ihrer Kirchengüter zu führen hatte.

Auf der andern Seite erhielt der Kaiſer, da er gegen Champagne vorrückte, von einer neuen Empörung Nachricht. Er ging daher wieder über den Rhein zurück, ohne das Geringſte ausgerichtet zu haben. Man könnte fragen, warum Ludwig nicht mit dieſem großen Heer in die Normandie einfiel? Die Urſache war, daß ſeine Vaſallen zwar bereit waren, ihn zu vertheidigen, aber nicht ſeine Macht zu vermehren. Man ſah es gar wohl ein, daß der König von England, als Herzog der Normandie, für einen König von Frankreich ein furchtbarer Vaſall ſey; daß unter ihnen oft eine mörderiſche Eiferſucht entſtehen müſſe; daß die andern Vaſallen davon Vortheile ziehen könnten, um ſich in der Unabhängigkeit zu erhalten; und daß ſie aus dieſer Urſache ja das Gleichgewicht zum Beſten ihres Lehensherren nicht aufheben müßten. Das war die Grundfeſte der Feudalpolitik.

Heinrich V. machte nach ſeinem vergeblichen Zug nach Frankreich einen Anſchlag, das ganze Reich mit einer allgemeinen beſtändigen Steuer zu belegen, worüber wahrſcheinlich das Mißvergnügen der Stände über ſeine gewaltthätige Entwürfe bald zum Ausbruche gekommen ſeyn würde, wenn nicht ſein unerwarteter Tod der Lage der Dinge auf ein Mal eine andere Wendung gegeben hätte; er bekam nämlich am Arm ein Geſchwär, mit welchem er, ob man es gleich für tödtlich hielt, es wagte, ſich nach Speyer zu begeben, und wirklich nahm dieſes Uebel ſo ſehr überhand, daß er genöthigt war, ſich mit den heiligen Sakramenten der Sterbenden verſehen zu laſſen, und bald darauf den 23. Mai im Jahre 1125 ſeinen Geiſt aufgab, nachdem er 44 Jahre gelebt, und als König 20, als Kaiſer aber 14 Jahre regiert hatte. Er war der Letzte aus dem ſaliſchen Hauſe, oder von den Herzogen von Franken und Worms, welche den kaiſerlichen Scepter 101 Jahr geführt haben. Man ſetzte ihn zu Speyer den Fürſten von ſeinem Hauſe bei. Herrſchſucht, Vergrößerungsbegierde

und Geldgeiz waren die herrſchenden Neigungen Heinrichs V. Kaum hatte ihn ſein Vater zum künftigen Thronfolger ernennen laſſen, ſo ſahen wir, wie er gleich die unaufhaltſamſte Begierde, ſelbſt zu regieren, äußerte, und dieſelbe auf die treuloſeſte und ſtrafbarſte Art zu befriedigen wußte. Geld hatte er in ungeheurer Menge zuſammen geſpart, ohne zu wiſſen, für wen er geſammelt hatte, weil er keine Kinder hinterließ. Bei ſeinen Eigenſchaften, die ihn des Thrones würdig machten, entdeckt man allenthalben in ſeinen Entwürfen viele und tiefe Einſicht, Tapferkeit und Kühnheit; nur war er, ſo wie ſein Vater, größtentheils unglücklich. Als er den Thron beſtieg, änderte er ſeine Aufführung, doch nicht in eine beſſere, ſondern erwies ſich ſeit ſeiner Krönung bis an ſeinen Tod immer ſchlechter. Bei allen ſeinen unſäglichen Reichthümern lebte er arm. Er verlangte, man ſollte die Urtheilsſprüche der Päbſte gegen ihn nichts achten, die er indeſſen doch ſelbſt mit vieler Schärfe gegen ſeinen Vater vollzogen hatte. Die Uebermacht der deutſchen Fürſten hinderte ihn ſehr in Ausführung ſeiner Pläne; denn bei dem geringſten Gedanken, ſie zu beſchränken, ſtanden ſie in Waffen, und das Mißtrauen ſowohl als die Uneinigkeit der Stände war meiſtens die Grundurſache, wenn er nicht immer thätig genug geweſen zu ſeyn ſchien. Sein Denkſpruch lautete: „Elend iſt derjenige, der den Tod wünſcht, noch elender aber, der ihn fürchtet.“

T. S. Engleheart sculp.

PETER DER EREMIT PREDIGT DIE KREUZZÜGE

Zwecker del.

Stich u. Druck v. E. Grünewald.

Die Kreuzzüge.

Der erſte Kreuzzug und ſeine Folgen.

Lange hatten die Bedrängniſſe und Mißhandlungen der abendländiſchen Pilgrime und Chriſten durch den Uebermuth der Türken, welche Jeruſalem und die Umgegend beherrſchten, keinen eifrigen Anwalt gefunden. Dieſer erſchien endlich in einem ſonſt unbedeutenden und beſchränkten Menſchen, Peter dem Einſiedler, der, aus unberühmtem Geſchlecht zu Amiens entſproſſen, nach kurzem Kriegsdienſt den Waffenrock mit der Kutte eines Klausners vertauſcht und als ſolcher in Südfrankreich durch enthaltſame Lebensart und eigenthümliches Weſen die ehrerbietige Achtung des Volks wie der Geiſtlichen gewonnen hatte; denn bei einem hagern, faſt verſchobenen Körper, hellen und feurigen Augen, geringem Verſtand, entzündlicher Einbildungskraft, beſaß er die Fähigkeit, durch fließende und bildreiche Rede auf den großen Haufen zu wirken. Vom Wallfahrtseifer nach Jeruſalem getrieben (1093—1094), ſah Peter mit ſteigendem Grimm, wie die Türken Säulen und Gemälde zerſchlugen, Altäre erſtiegen und umſtürzten, Kelche und heiliges Geräthe mit Füßen traten, Prieſter und weltliche Chriſten durch willkürliche Steuern, Gefängniß und Schläge mißhandelten; gelobte dem klagenden Patriarchen Simeon, welcher ihm Briefe an den Pabſt und mehrere Fürſten des Abendlandes mitgab, als Sendbote für die Befreiung des heiligen Grabes und der Kirche von Jeruſalem nach Kräften zu wirken; ſah, voll ſolcher Gedanken und ſchon zur Abfahrt gerüſtet, im Gotteshauſe der Auferſtehung, wo er nach verrichtetem Gebet in tiefen Schlaf gefallen war, den Heiland; glaubte die Worte zu vernehmen: „auf, Peter, eile, verrichte mit Muth deinen Auftrag; ich aber werde mit dir ſeyn!" trat, durch dieſe Erſcheinung geſtärkt, am folgenden Morgen die

Reiſe nach Antiochien an, beſtieg hier ein nach Apulien beſtimmtes Schiff, erreichte ohne Widerwärtigkeit die Seeſtadt Bari und übergab zu Rom dem damaligen Pabſt, Urban II., das Schreiben des Patriarchen Simeon. Jener lobte nicht nur den Inhalt, ſondern bevollmächtigte auch den Ueberbringer, als Geſandter der Chriſtenheit, das Kreuz zu predigen wider die Heiden. Fortan durchzog Peter zuerſt Italien, darauf Südfrankreich; ſchilderte mit glühenden Farben die Bedrängniſſe der morgenländiſchen Glaubensgenoſſen; beſtätigte ſeine Ausſage durch das oben erwähnte Traumgeſicht und einen vom Himmel gefallenen Brief; ſtiftete überall, wo es nöthig war, Frieden und Eintracht, ja, gewann in ſolchem Grade den Ruf eines Heiligen, daß die Menge ſeinem Maulthier die Haare aus dem Schweif riß und als Reliquien aufbewahrte. Nach ſo glücklichen Voranſtalten berief Urban, die Wichtigkeit des Unternehmens erkennend, eine Verſammlung nach Piacenza (März 1095), wo auf dem Blachfelde **4000** Geiſtliche und **30,000** Laien erſchienen; führte die um Hülfe flehende Botſchaft des griechiſchen Kaiſers Alexius ein, und unterſtützte ihr Geſuch mit aller Kraft der Beredſamkeit. Da riefen Tauſende aus: „man erhebe ſich und ſprenge die Feſſeln der Chriſtenheit!“ und ſchwuren, wie es der Pabſt forderte, bei der erſten Gelegenheit für die Sache Gottes zu ſtreiten. Noch glänzender war die große Landes- und Kirchengemeinde, welche im Wintermonat deſſelben Jahrs, am achten Tage nach dem Feſt des heiligen Martin zu Clermont in Auvergne gehalten wurde; man ſah neben einer ungeheuren Volksmenge **14** Erzbiſchöfe, **225** Biſchöfe, **400** Aebte und viele geringere Geiſtlichen. Nachdem die dringlichſten Angelegenheiten der Kirche verhandelt, wider die zügelloſe Lebensart der Prieſterſchaft manche heilſame Verordnungen beſtimmt, die feindſeligen Könige, Heinrich IV. von Deutſchland und Philipp I. von Frankreich, feierlich mit dem Bann belegt waren, lud der Pabſt die Verſammlung,

welche kein Gebäude faſſen konnte, in die breiteſte Straße der Stadt ein, beſtieg die Rednerbühne und ſprach, als bei dem Gedanken an die Leiden der morgenländiſchen Chriſten die Umſtehenden laut aufſeufzten, etwa folgendermaßen: „Ja, laſſet uns weinen, meine Brüder, aber wehe uns, wenn wir nichts als dieſe Thränen haben! Von Zion ging des Herrn Wort aus, von Jeruſalem kam des Herrn Geſetz zu uns. Auf denn! ihr Bäche, kehrt um zu eurer Quelle, waſchet rein die Orte, ſo der Gottloſen Frechheit beſudelt hat! Es bezeugen die Bücher des alten und neuen Bundes, daß der Erlöſer des Menſchengeſchlechts die Lande der Verheißung durch ſeine Gegenwart erleuchtete, vor Allem aber Jeruſalem, die heilige Stadt, von welcher kommen ſollte zu den ſündhaften Sterblichen der Heiland. Dieſe Wiege unſerer Seligkeit und Mutter des Glaubens hält jetzt in arger Knechtſchaft ein Heidenvolk gefangen, welches Gott fremd iſt. Nachkömmlinge der egyptiſchen Magd legen den Kindern der Freien ſchwere Steuern und Laſten auf; Götzendiener herrſchen ſeit Jahrhunderten in dem gelobten Lande, wo des Herrn Fuß wandelte, und haben die Chriſtgläubigen in Ketten geſchlagen. Hunde ſind eingebrochen in das Allerheiligſte; das Volk Gottes wird gemißhandelt und beſchatzt, das königliche Prieſterthum dienet im Koth, die Fürſtin der Landſchaften, die Stadt Gottes, zahlt Zins, der Tempel des Herrn, aus welchem Mäkler und Wucherer vertrieben wurden, iſt jetzt die Wohnung des Teufels und der hölliſchen Schaaren; die Stadt des Königs der Könige muß dem Aberglauben der Heiden fröhnen, die Kirche der Auferſtehung, die Ruheſtätte des Heilands, den Frevel derer dulden, welche keinen Theil haben an dem ewigen Leben, ſondern beſtimmt ſind dem hölliſchen Feuer. Die durch Geheimniſſe und Wunder geweiheten Plätze ſind Viehſtälle geworden, die Kinder der Frommen wurden ihren Eltern entriſſen, müſſen entweder Gott läſtern und dem Satan gehorchen, oder, beharrlich

im Glauben, den qualvollſten Märtyrertod ſterben. Jene Kirchenräuber achten nicht auf Ort und Stand; im Heiligthum werden Prieſter und Leviten ermordet, Jungfrauen geſchändet und ermordet, ſelbſt hochbetagte Weiber nicht verſchont. Wehe uns, daß wir in ſo elende Zeiten fielen, welche David weiſſagend verkündete: „„O Herr!““ ſpricht er, „„die Heiden ſind in dein Heiligthum eingefallen und haben deinen Tempel beſudelt, dein Volk geſchändet und deine Erben verknechtet.““ Gott, zürneſt du denn fort und fort? Wehe uns, daß wir ſtille ſitzen und ruhig zuſchauen den Miſſethaten! Aber auf, auf, Jeglicher umgürte die Lenden mit dem Schwert und werde ein Sohn des Allmächtigen! Gedenket der Glaubenshelden, des großen Karl und ſeines frommen Sohnes Ludwig, welche die Reiche der Türken zerſtört und die Herrſchaft der heiligen Kirche erweitert haben! Wer den Eifer des Herrn in ſich fühlt, der komme! Laſſet uns die Ketten zerbrechen und das Joch abwerfen! Laſſet uns ausziehen, und der Herr wird mit uns ſeyn.“

Ein tauſendſtimmiger Ruf: „Gott will es! Gott will es!“ unterbrach den Redner, welcher, nachdem Stillſchweigen geboten war, mit ſteigender Heftigkeit alſo fortfuhr: „Unterdrücker der Wittwen, Waiſen und Schuldloſen, hungrige Geier, die ihr am liebſten euch ſelbſt zerfleiſcht und das Schwert in Bruderblut taucht, legt ab den Gürtel eines falſchen, gottloſen Ritterthums, werdet Ritter Chriſti, und eilet herbei zum Schirm der morgenländiſchen Kirche, welche die Milch des göttlichen Worts in euern Mund träufelte. Darum geſtatten wir Allen, ſo an der bewaffneten Pilgerſchaft Antheil nehmen und ſich nach altem Brauch mit dem Kreuze bezeichnen, im Namen Gottes, der Apoſtel Peter und Paul vollkommenen Ablaß, und verheißen denen, welche in dem Kampfe fallen, das ewige Leben; nehmen auch unter unſern beſondern Schutz jedweden Streiter des Herrn, alſo daß Niemand bei Strafe des Bannes einen Sohn der Kirche an Leib oder Gut kränken darf.“

Bei dieſen Worten entſtand allgemeine Bewegung; Einige weinten, Andere zitterten, wie wenn ſie Augenzeugen der geſchilderten Leiden wären; noch Andere mahnten läſſige Nachbarn zur Theilnahme an dem ſegensvollen Pilgerzuge. Da endigte der Pabſt nach kurzem Schweigen mit folgenden Worten: „So reiſet denn hin, und nichts halte euch ab! Denket an des Herrn Ausſpruch: „„Wer Vater und Mutter mehr liebet denn mich, iſt meiner nicht werth. Und wer verläſſet Häuſer und Brüder, Vater und Mutter, Schweſtern, Weib und Kinder um meines Namens willen, der wird's hundertfältig nehmen und das ewige Leben gewinnen."" Kaum hatte Urban ſeine Rede geſchloſſen, als ſich zuerſt Biſchof Ademar von Puy hervordrängte, auf die Knie fiel und um das rothe Kreuz und den Segen bat. Beides wurde gerne bewilligt und dadurch ſolche Begeiſterung geweckt, daß der Pabſt, um den weltlichen und geiſtlichen Herren das beliebte Feldzeichen an die rechte Schulter zu heften, ſein Gewand zerreißen mußte. Darnach wurde Ademar ob der geprüften Rechtſchaffenheit und des lautern Eifers zum Stellvertreter des kirchlichen Oberhauptes für die Heerfahrt ernannt, der allgemeine Gottesfrieden unter den Chriſten verkündigt und die Verſammlung acht Tage nach ihrem erſten Zuſammentritt feierlich entlaſſen.

Nie haben Reden und Beſchlüſſe ſtärker gewirkt als zu Clermont; denn von hier breitete ſich bald, von den heimgekehrten Prieſtern und Rittern angefacht, der Eifer für den heiligen Krieg über alle Landſchaften aus; Städte und Dörfer wandelten ſich in Lager- und Uebungsplätze um; in der Normandie wie in Toulouſe, in Gascogne wie in Lothringen, nahmen Adel und Leibeigene, Bürger und Bauern, Greiſe und Jünglinge, Männer und Weiber das Kreuz; Mönche entflohen, wenn ihre Aebte die Erlaubniß verweigerten, heimlich den Zellen, Nonnen brachen das Kloſtergelübde, Diebe, Räuber und Mörder verließen Kerker und Schlupfwinkel,

um als bewaffnete Pilgrime der gegenwärtigen oder künftigen Strafe zu entgehen; ja manche Schwärmer brannten ſich das verehrte Zeichen mit glühenden Eiſen in die Haut ein, vorgebend, von Gott ſelber geweiht zu ſeyn. Aber nicht auf Frankreich allein, wo bald der Druck des Lehenweſens, bald Abenteurerei und Glaubenseifer wirkten, beſchränkte ſich die gewaltige Bewegung; ſie ergriff auch England und Schottland, den ſcandinaviſchen Hochnorden und Italien, beſonders den Süden; nur Deutſche und Spanier blieben gleichgültiger; jene ob der innern Wirren und des kältern Bluts, dieſe weil ſie den Feind des Chriſtenthums in ihren eigenen Marken bekämpften.

Unter den Fürſten und Herren, welche für die erſte Fahrt in das Morgenland ſich rüſteten, leuchtete durch Heldenmuth, leutſeligen Biederſinn und Gerechtigkeitsliebe Gottfried, Herzog von Niederlothringen, zubenamt nach dem Stammſchloß Bouillon, hervor. Aelteſter Sohn des Grafen Euſtach von Boulogne und Ida's, der Schweſter Herzogs Gottfried des Bucklichten, hatte er die Erbgüter des ermordeten Oheims durch Vermächtniß, die Mark Antwerpen (1076) und zuletzt das Herzogthum Niederlothringen (1089) durch Belehnung vom Kaiſer Heinrich IV. gewonnen, in den Fehden deſſelben mit Rudolph von Schwaben unerſchütterliche Treue und glänzende Tapferkeit offenbart, durch keinen Glückswechſel von der urſprünglichen Tugend abgewandt, das Vertrauen der Waffengefährten in ſolchem Grade erworben, daß ihm 80,000 Reiſige und Fußknechte für die Befreiung des heiligen Grabes als Oberfeldherrn Gehorſam ſchwuren, unter ihnen die jüngern Brüder Euſtach und Balduin, mit ihrem Neffen Balduin von Rames, Sohn Hugo's von Rocheſt. Nächſt Gottfried von Bouillon machten ſich dieſſeits der Alpen durch rege Theilnahme an der Kreuzfahrt bemerklich: der Graf Robert von Flandern, ein kühner, reicher Ritter; der Her-

zog Robert von der Normandie, Sohn Wilhelms des Eroberers, ein tapferer, jedoch ſinnlich träger Herr, welcher, überdieß von mißvergnügten Lehengroßen bedrängt, das Erbe ſeiner Väter dem Bruder Wilhelm II., König von England, um 10,000 Mark Silbers für fünf Jahre verpfändete; der freigebige lebensluſtige Graf Stephan von Blois und Chartres, der 365 Burgen beſaß; der biedere Graf Hugo von Vermandois, Bruder des habgierigen franzöſiſchen Königs Philipp; der unbiegſame und tapfere Graf Raimund von Toulouſe oder St. Gilles, bei ſchon vorgerücktem Alter und häßlichem Aeußern durch Reichthum und Leutſeligkeit der mächtigſte Fürſt im Süden ſeines Vaterlandes. Jenſeits des Gebirgs verſammelten die Normannen Bohemund, Herr von Tarent, und ſein Neffe Tancred auf die gewiſſe Kunde von der beſchloſſenen Kreuzfahrt den Kern der italieniſchen Krieger; aber nirgends hatten die Führer ſo entgegengeſetzte Eigenſchaften; denn Bohemund war bei außerordentlichem Heldenmuth habſüchtig, herrſch- und ruhmgierig, Tancred bei gleicher Tapferkeit uneigennützig, fromm und beſcheiden; jener rauh und hart, dieſer menſchenfreundlich und milde. Unter ſolchen Rüſtungen erſchien der für den Aufbruch beſtimmte Frühling des Jahres 1096, und mit ihm zog auf den Straßen Frankreichs, Lothringens, Süddeutſchlands, Ober- und Unteritaliens zahlloſes bewaffnetes Volk dem Morgenlande entgegen. Umſichtig hatte man nach den nöthigen Unterhandlungen, beſonders mit dem griechiſchen Kaiſer, verſchiedene Wege bezeichnet; der Herzog Gottfried nämlich ſollte durch Ungarn, der Graf Raimund von Toulouſe und der Biſchof Ademar durch Oberitalien und Dalmatien die Fahrt auf Conſtantinopel richten und ſich in dieſem gemeinſchaftlichen Sammelplatz vorläufig vereinigen. Allein die zucht- und meiſtens wehrloſen Rotten Peters des Einſiedlers, welchen man nach der Mönchskutte auch Kukupeter (Petrus

cucullatus) hieß, konnten die feſtgeſetzte Friſt nicht erwarten. Schon um Oſtern verließ die Vorhut unter dem franzöſiſchen Ritter Walther von Pexeio und ſeinem Neffen, Walther ohne Habe (Gautier senz avoir), das Lager bei Köln, eilte durch Schwaben, Baiern und Ungarn, wo der König Koloman Lebensmittel und Durchzug gewährte, nach der Bulgarei, fand aber hier, von den gemißhandelten Einwohnern bei Belgrad und Niſſa angegriffen, mit Walther von Pexeio größtentheils den Tod; die Trümmer erreichten unter Walther Habenichts im tiefſten Elend Conſtantinopel, wo ihnen Kaiſer Alexius freundliche Aufnahme bewilligte. Faſt denſelben Ausgang nahm Peters Gewalthaufe, welcher, von Franzoſen, Italienern, Deutſchen gebildet und 40,000 Mann ſtark, nach mannigfaltigen Unfällen, vorzüglich bei Semlin (Malville) und Niſſa, unter den Mauern der griechiſchen Hauptſtadt lagerte (1. Auguſt), trotz der Warnungen aus Ungeduld, die Ungläubigen zu treffen, nach Kleinaſien überſetzte, und bei Nicäa, der Hofſtadt des ſeldſchukiſchen Sultans Kilidſch Arslan, den verdienten Lohn für die an Kindern, Frauen und Männern verübten Grauſamkeiten empfing; kaum 3000 entrannen dem Schwerte der Türken, um bald bettelnd in die Heimath zurückzukehren; Ritter und Fußknechte, unter jenen Walther Habenichts, Greiſe, Weiber, Geiſtliche und Kinder wurden erſchlagen, die Leichen aufgehäuft, und den Raubvögeln überlaſſen. Noch ſchmähliger endigten die zuchtloſen Rotten des deutſchen Prieſters Gottſchalk, welche beinahe ſämmtlich unweit Meßburg an der Leitha von den Ungarn aufgerieben wurden, und des franzöſiſchen Ritters Wilhelm des Zimmermanns, an Aberglauben und Zuchtloſigkeit der Auswurf des geſammten Kreuzheeres. Denn voran zogen, als vom heiligen Geiſte getrieben, eine Gans und eine Ziege, dieſen folgten, mit jedem Tage anwachſend, gegen 200,000 Pilgrime zu Fuß und 3000 zu Roß, ein räuberiſches, mordgieriges Gezücht, wel-

ches nach den ſchändlichſten Unthaten bei Meßburg theils unter dem Schwert der ergrimmten Ungarn fiel, theils in die Knechtſchaft wanderte.

Als ſich dergeſtalt die für den erſten Zug bewaffnete Chriſtenheit ihres eigentlichen Geſindels entledigt hatte, brachen die geordneten Heerhaufen unter verſchiedenen Abenteuern auf. Denn während Hugo von Vermandois, mit der Fahne des heiligen Peter geſchmückt und von einem glänzenden Gefolge begleitet, von Italien nach Dyrrachium (Durazzo) in Epirus überſetzte, hart an dem griechiſchen Geſtade durch Sturm die meiſten Schiffe und Gefährten verlor, ſelber aber nach Conſtantinopel geführt und genöthigt wurde, dem griechiſchen Kaiſer den Leheneid zu ſchwören; durchzog Gottfried von Bouillon mit 80,000 erleſenen Reiſigen und Fußknechten ohne alle Unfälle in ſtrenger Zucht Deutſchland, Ungarn, die Bulgarei, und lagerte nach kurzer Raſt bei Philippopel unter den Mauern der griechiſchen Hauptſtadt (Auguſt bis Weihnachten). Da bereiteten Furcht und Mißtrauen der Byzantiner, Stolz und Uebermuth der Lateiner blutige Zerwürfniſſe, welche endlich dahin geſchlichtet wurden, daß der Herzog, müde des langen Haders, mit ſeinen angeſehenſten Gefährten Lehentreue ſchwur, und gelobte, alle einſt dem römiſchen Reich unterthänige Städte, Burgen und Landſchaften, welche man erobern würde, den dazu beauftragten Bevollmächtigten zu überliefern. Dennoch mußte Alexius, troz der übertünchten Hoheit, bisweilen die bitterſten Kränkungen erfahren. So ſetzte ſich zum Beiſpiel an einem glänzenden Hoftage der Ritter Robert aus Paris mit auf den Thron und ſprach, als Balduin, Gottfrieds Bruder, dieſe Grobheit rügte, laut in ſeiner romaniſchen Mundart: „Welch ein Bauer iſt der Kaiſer, daß er die trefflichſten Ritter ſtehen läßt!"

Indeß hatte einſtweilen der Vorgang des erſten chriſtlichen Feldherrn die gewünſchte Wirkung; denn auch die nachfolgenden

Fürſten, als Robert von Flandern, Raimund von Toulouſe, ſelbſt der verſchlagene, ehrgeizige Bohemund, huldigten; nur Tancred, der keinen Herrn über ſich erkannte als den Heiland, blieb hartnäckig. Endlich ſtanden alle Pilgrime, nachdem dieſe und ähnliche Hinderniſſe beſeitigt waren, im Mai (1097) unter den Mauern Nicäas, der ſeldſchukiſchen Hauptſtadt, vereinigt; man zählte bei der Muſterung, ungerechnet die Prieſter, Mönche, Weiber und Kinder, angeblich 600,000 Bewaffnete, unter ihnen 100,000 vollſtändig geharniſchte Reiſige. Umſonſt leiſtete die türkiſche Beſatzung die heldenmüthigſte Abwehr; vergeblich ſuchte Sultan Kilidſch Arslan, in einem heftigen Feldſtreit geſchlagen, die durch Stürme, Hunger und Krankheit ſchwer Bedrängten zu entſetzen; ſie mußten nach ſiebenwöchentlicher Einſchließung die Burg und Stadt, gemäß eines geheimen Vertrags, den Bevollmächtigten und Kriegern des griechiſchen Kaiſers übergeben (20. Brachmonat). Kaum ſtillte dieſer durch Geſchenke, Schmeicheleien und Verheißungen den Grimm der Chriſten, welche entgegen einer ausdrücklichen Uebereinkunft von allen Früchten ihres Sieges ausgeſchloſſen blieben und nicht ein Mal den billigen Beuteantheil erhielten. Indeß beſchwichtigten Tancreds Hochſinn, der aus Liebe zum Frieden ſelbſt den Leheneid ſchwur, und die Begierde, das heilige Land zu ſchauen, den Unwillen der Pilgrime, tilgten aber nicht das jetzt befeſtigte Mißtrauen in die Griechen. Alſo brach das geſammte Heer nach kurzer Raſt von Bithynien nach Phrygien auf, wo Kilidſch Arslan aus allen Gauen ſeines Reichs den Kern der leichten Reuterſchaaren verſammelt hatte; gewann mit genauer Noth und beträchtlicher Einbuße die Schlacht bei Doryläum, im anmuthigen Thal Gorgoni gelegen (im Heumonat), und durchwanderte, fortan nicht vom Feinde beläſtigt, aber von Hunger, Durſt und Mühſal gequält, die langen, öden Ebenen bis zum phrygiſchen Antiochien. Es verſchmachteten faſt jeden Tag 500 Menſchen, die meiſten Roſſe und

ANTIOCHIEN

Laſtthiere, alſo daß man Ziegen, Hunde, Schweine mit dem Gepäck belud, und viele Ritter, unfähig zu gehen, Ochſen beſtiegen. Selbſt die Falken, welche ihre Jagdherren bis hierher treu begleitet hatten, erlagen dem heißen Himmel. Aber grade das Unglück ſtärkte den Muth und die Eintracht der Pilgrime, welche endlich in der fruchtbaren, wald- und mattenreichen Umgegend Antiochiens ausruhen durften. Während hier der Gewalthaufe mehrere Wochen lang raſtete, zogen Tancred und Balduin, des Herzogs Gottfried Bruder, auf verſchiedenen Straßen über das tauriſche Gebirge der ciliciſchen Seeküſte zu; jener eroberte die gewerbthätige, meiſtens von armeniſchen und griechiſchen Chriſten bewohnte Stadt Tarſus; dieſer, darob aus Neid zwiſtig mit dem edlern Nebenbuhler, wandte ſich nach kurzem, blutigem Streit oſtwärts, nahm dieſſeit des Euphrat die Burgen Tellbaſcher, Ravendan und bald darauf jenſeit des Stromes Edeſſa. Der unabhängige, aber geſetzlich beſchränkte Fürſt dieſes armeniſch-chriſtlichen Gemeinweſens wurde, weil er weder gegen die wachſende Macht der Türken ſchirmen konnte, noch freiwillig entſagen mochte, von dem Bürgerrath der Zwölfer abgeſetzt und in einem Volksauflauf ermordet, darnach Balduin zum Herrn der Stadt und Grafſchaft Edeſſa angenommen. Dieſe leichte, aber wichtige Erwerbung deckte Seiten und Rücken des großen Kreuzheeres, welches, überall freudig von den armeniſchen und griechiſchen Glaubensgenoſſen als Befreier empfangen, längs der Seeküſte über Cilicien nach Syrien zog, und ſich mit Ausnahme Balduins, der am Euphrat zurückblieb, bei Artaſia (Artáh), vier Meilen von Antiochien, verſammelte. Hier beſchloß man nach reiflicher Ueberlegung, jene uralte und feſte Stadt, welche, 30—40,000 Schritte lang und 6000 breit, an beiden Ufern des waſſerreichen Orontes mehrere Hügel, und zwei, nur durch ein ſchmales Thal getrennte, hohe Berge umfaßte, ohne Zaudern zu belagern, und nicht eher zu verlaſſen, als bis ſie erobert ſey.

Deßhalb wurde auch die Oberleitung aller Streitkräfte einem Kriegsrath übertragen, deſſen wechſelnden Vorſtand die Wahl der Fürſten und Herren beſtimmen ſollte, und für gemeinſchaftliche Ausgaben eine Gemeindekaſſe angeordnet. Darauf näherten ſich die Kreuzfahrer, noch **300,000** ſtreitbare Männer ſtark und überall von der chriſtlichen, zu den Waffen eilenden Bevölkerung des Flachlandes unterſtützt, am **18.** Weinmonat Antiochien, ſchwelgten, vor drei Thoren gelagert und von keinem Feinde geſtört, **15** Tage lang in allen Freuden der Sinnlichkeit, verzehrten oder verſchleuderten die Vorräthe mehrerer Monate, ſtellten keine Feldwachen aus und ſchweiften ſorglos in der anmuthigen, von Hügeln, Wieſen und Gärten durchſchnittenen Nachbarſchaft umher. Klug benutzte Bagi Sejan, welcher von ſeinem Oheim, Sultan Malekſchah, die Herrſchaft über die Stadt bekommen hatte (ſeit **1086**), der Chriſten Fehlgriffe, fiel bei Tag und Nacht aus den Thoren, fing die Zufuhr auf und erſchlug das Geleite. Regen, Kälte, Krankheiten und Hunger ſteigerten bald die Noth zu einem unerträglichen Grade; Zelte und Kleider verfaulten, Pferde und Menſchen ſanken ſchaarenweiſe vor Elend um; von jenen, welche bei dem Anfang der Belagerung **70,000** zählten, blieben im vierten Monat **2000** übrig, von dieſen ſtarben täglich ſo viele, daß die Lebenden kaum Zeit und Raum für die Beerdigung fanden. Da verzweifelte mancher bisher ſtandhafte Pilger, floh nach Cilicien, Cypern und Edeſſa; ſelbſt Peter der Einſiedler folgte mit Wilhelm dem Zimmermann dem Beiſpiel der Feigheit, wurde aber von Tancred eingeholt und zurückgeführt. Im Wahne, die Urſachen der wachſenden Leiden müßten in den heimlichen Sünden geſucht werden, gebot der Biſchof Ademar von Puy, des Pabſtes Stellvertreter, ein dreitägiges Bet- und Bußfeſt, ſchärfte die Sitten- und Lagergeſetze, entfernte alle feilen Dirnen und Ehefrauen, unterſagte bei ſchwerer Strafe Würfelſpiel, Diebſtahl, Raub und Han-

delsbetrug, Fluchen und Saufgelage. Dennoch wurden von den eigens dafür ernannten Richtern viele Schuldige verurtheilt, etliche gepeitſcht, andere geſchoren, gebrandmarkt oder in Ketten gelegt. Endlich gelang es den Anſtrengungen der Fürſten, beſonders Gottfrieds, Antiochien unter beſtändigen Gefechten und Drangſalen ſo von allen Seiten einzuſchließen, daß bald der bitterſte Mangel herrſchte, indeß die Belagerer theils von Edeſſa, theils von der See her Ueberfluß an Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen bezogen. Nichts deſto weniger war bei der Feſtigkeit der Mauern und dem ausdauernden Muth der Beſatzung, welche ſich während eines kurzen Waffenſtillſtandes mit Vorräthen zu verſorgen wußte, die Uebergabe höchſt ungewiß, zumal vom Euphrat her ſtarke Hülfsſchaaren heranrückten, und die Chriſten zwiſchen zwei Feuer zu bringen drohten. In dieſer Verlegenheit knüpfte der ſchlaue und ehrgeizige Bohemund, nachdem ihm die Fürſten im Fall des Gelingens den Siegespreis abzutreten verſprochen hatten, mit einem türkiſchen Befehlshaber, dem armeniſchen Renegaten Pyrrhus (Firuz) ein Einverſtändniß an, erſtieg in der dunkeln Nacht des dritten Brachmonats (1098) nebſt ſeinem Gefolge mittelſt einer Strickleiter den jenem Verräther anvertrauten Thurm der drei Schweſtern, hieb die ſorgloſe Mannſchaft nieder, wie denn Pyrrhus, Entdeckung fürchtend, den eigenen Bruder erſchlug, ließ die Gewalthaufen, welche unter dem Ruf: „Gott will es!" hereinbrachen, eine Nebenthür der Mauer öffnen, bald alle Straßen und Plätze der Stadt mit Raub und Mord erfüllen, alſo daß ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht 10,000 Moslemin getödtet, die übrigen zur Flucht in die Burg genöthigt wurden. Hülflos irrte der alte Fürſt Bagi Sejan ſo lange in dem benachbarten Waldgebirge umher, bis ihn etliche armeniſche Holzhauer erkannten und niederſchlugen; Wehrgehänge und Kopf wurden den ſiegreichen Chriſten überbracht. Dieſe hatten aber kaum in Antiochien die koſtbaren

Beuteſtücke vertheilt und, nicht belehrt durch frühere Leiden, bald zu beten bald zu ſchwelgen begonnen, als auf Befehl des Sultans Barkiarok von Perſien und Bagdad der Statthalter Moſuls, Fürſt Kerboga, nach fruchtloſer Einſchließung Edeſſas mit 200,000 Reutern und Fußknechten am Orontes lagerte, die chriſtlichen Vorwachen zurücktrieb, einen ziemlich breiten und tiefen Graben aufwarf und alſo unter glücklichen Gefechten die Verbindung der meiſten Thore mit dem Flachlande abſchnitt. Gleichzeitig machte die türkiſche Beſatzung der Burg, von Schamſeddaula, dem klugen und heldenmüthigen Sohn Bagi Sejans, geführt, bei Tag und Nacht heftige Ausfälle. Da kam, als Hunger und Krankheit wuchſen, Verzweiflung über das Pilgerheer; viele Ritter und Gemeine, unter jenen auch Wilhelm der Zimmermann, ließen ſich im Dunkeln an Stricken von der Mauer herab und entflohen nach der Seeküſte, etliche ſogar zu den Türken. Nicht der Schandname Strickläufer, nicht die Bitten, Mahnungen und Befehle der Prieſter und Feldherren hemmten die träge Muthloſigkeit des Volks; Tauſende ſaßen, ſeit die letzte Ausſicht auf Entſatz durch den griechiſchen Kaiſer an den Umtrieben und Lügen verrätheriſcher Flüchtlinge geſcheitert hatte, in den Kellern und Gemächern, brüteten über ihrem Elend und vergaßen alle Manneskraft. Darob ergrimmt, ließ Bohemund, welchem der Kriegsrath auf den Vorſchlag des Biſchofs Ademar unumſchränkte Gewalt übergeben hatte, Feuer in die Wohnungen werfen, daß, da ein ſtarker Wind ging, binnen etlichen Augenblicken 2000 Häuſer, mehrere Kirchen und prachtvolle Denkmäler des Alterthums in Aſche ſanken, die dumpfe Verzagtheit aber nicht endigte. In ſolcher Bedrängniß trat Peter Barthelemy, ein Geiſtlicher aus der Provence, zu dem Grafen Raimund und dem Biſchof Ademar von Puy, und entdeckte ihnen, der Apoſtel Andreas habe vier Mal ſichtbar bei Androhung ſchwerer Strafe geboten, 12 vertraute Männer in

die Peterskirche zu ſenden, damit ſie unweit dem Hauptaltar nachgraben und die rettende heilige Lanze des Erlöſers ſuchen möchten. Dieſer Befehl des Himmels wurde ſogleich vollzogen, die Erde geöffnet, der geweihte Speer, welcher, hieß es, des Heilandes Seite durchbohrt hatte, nach langem Harren gefunden und in Purpur eingehüllt dem jubelnden Volk als Unterpfand des gewiſſen Sieges gezeigt. In der That änderte ſich ſchnell die Stimmung; man begehrte ſtürmiſch die Schlacht und gelobte feierlich, vor dem Fall der heiligen Stadt Jeruſalem nimmer an Heimkehr zu denken. Freudig willfahrten die Fürſten, gelobten dreitägige Faſten und Umzüge, und daß ſich für den Tag Peters und Pauls, den 28. Brachmonat, jeder wehrhafte Pilger zum Streit rüſtete. Darauf hielt am Morgen vorher Biſchof Ademar in der Peterskirche ein prunkvolles Hochamt, theilte das Abendmahl aus und verhieß allen tapfern Kämpfern Chriſti Gnade und vollkommenen Sündenerlaß. Inzwiſchen mißkannte Kerboga in ſtolzer Sicherheit die nahende Gefahr, ſchlug jeden billigen Vergleich aus und ſchalt ſeine Unterfeldherren (Emirs), welche an Vorſicht mahnten, Feiglinge und Verräther. Ja, als in der Frühe des Schlachttages die Beſatzung der Burg am höchſten Thurm ein ſchwarzes Banner aushängen und die Drommeten ertönen ließ, verachtete der Fürſt auch dieſes Warnungszeichen, und ſandte, während er ſelber am Schachbrett blieb, nur 2000 Reuter ab, um die Orontesbrücke zu ſchirmen. Jene flohen bei dem erſten Anblick des Feindes, welcher, weiß gekleidete und ſingende Prieſter voran, den Rücken zu decken, langſam von dem Fluß nach dem nahen Gebirge zog. Den erſten Haufen führte Graf Hugo, den zweiten Herzog Gottfried, den dritten Graf Robert von der Normandie, den vierten der Biſchof Ademar, deſſen Kapellan die heilige Lanze trug, den fünften Tancred, den ſechſten und zahlreichſten Bohemund, der damalige Oberfeldherr; etliche hundert

Mann blieben unter dem kranken Grafen Raimund von Toulouſe für die Sicherheit der Stadt zurück. Die Türken, uneinig, ſchlecht geleitet und in 15 Geſchwadern ſchachbrettförmig aufgeſtellt, hielten den ſtürmiſchen Anfall der begeiſterten Chriſten, welche bei dem Anfang der Schlacht den heiligen Georg in glänzender Rüſtung zu ſehen glaubten, nicht lange aus, ſondern löſ'ten ſich, Kerboga voran, in wilder Flucht auf, von der ſchwachen Reuterei etliche Meilen weit verfolgt. Nur der Orthokide Sokman, unlängſt durch den egyptiſchen Chalifen aus Jeruſalem vertrieben, kämpfte mit ſeinen Getreuen klug und tapfer, mußte aber endlich dem Ungeſtüm und der Uebermacht Bohemund's weichen. Unermeßlich war die Beute an Gefangenen, Roſſen, Kameelen, Lebensmitteln, Gewändern, Gold und Silber; vor Allem bewunderte man jedoch das geräumige, ſeidene Feldherrnzelt, welches in ſeinen Haupt- und Nebengängen 2000 Menſchen faſſen konnte und einer kleinen, mit Mauern und Thürmen geſchmückten Stadt glich. Am Abend deſſelbigen Tages huldigte auch die Burg unter Bedingniß eines freien Abzuges für die heldenmüthige Beſatzung; viele Moslemin aber folgten dem Beiſpiel Schamſeddaula's und nahmen das Chriſtenthum an, weil es eben ſo tapfer, als der Islam feig geſtritten hatte.

Nachdem die Fürſten, vorzüglich Bohemund und Raimund, vier Monate lang theils über den Beſitz Antiochiens, welches dem erſtern endlich blieb, gehadert, theils auf nahen und fernen Streifzügen Beute und Schlöſſer gewonnen hatten, forderte das Volk unter heftigen Drohungen Aufbruch nach Jeruſalem; denn es erblickte in der verheerenden Seuche, welche auch den frommen und ſtarkmüthigen Biſchof Ademar hinweggerafft hatte, nicht die Folgen der Unmäßigkeit und des heißen, von den Ausdünſtungen modernder Leichen verpeſteten Himmels, ſondern die ſtrafende Zuchtruthe Gottes, welchen öffentliche und geheime Sünden ſchwer beleidigt

hätten. Allerdings war das Elend furchtbar; es ſtarben an 50,000 Weiber, viele treffliche Ritter und eine zahlloſe Menge gemeiner Pilgrime. Alſo verließen am 24 Wintermonat die meiſten Schaaren das unheimliche Antiochien, erſtürmten nach mannhafter Gegenwehr die feſte Stadt Marra, deren Bewohner ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht, gegen den Vertrag, durch Feuer und Schwert vertilgt wurden (12 Chriſtmonat); umlagerten fruchtlos in der Landſchaft Tripolis die Burg Archa, wobei Peter Barthelemy der Provenzale die Aechtheit der heiligen Lanze wider Arnulf, den Kapellan Roberts von der Normandie, und andere Zweifler durch das Gottesgericht des Scheiterhaufens in der Charwoche (1099) vertheidigte, aber an den Brandwunden ſtarb; zogen langſam unter beſtändigen Kämpfen mit der Ehr- und Habgier des chriſtlichen Adels, dem verzweiflungsvollen Widerſtand der Ungläubigen, durch das alte Phönicien und Paläſtina über Byblus, Berytus, Sidon, Tyrus, Akkaron (Ptolemais), Cäſarea, Lidda, Ramla, Nikopolis (Emaus) dem Ziel ihrer Gelübde, Drangſale und Gefahren entgegen. Von raſtloſer Ungeduld getrieben, brach Tancred mit 100 Rittern von dem zuletzt genannten Standlager auf, beſuchte Bethlehem, die Geburtsſtätte des Heilands, befeſtigte ſeine Fahne an die Kirche des geweihten Orts, ſtreifte darauf bis an die Mauern Jeruſalems, und brachte, mit einer andern Schaar vereinigt, nach heftigem Gefecht etliche Stück Vieh als Siegeszeichen zu dem großen Heer in Nikopolis. Da vergoſſen viele Pilgrime auf die Kunde, jene Thiere gehörten der heiligen Stadt an, Freudenthränen, knieten nieder, und prieſen Gott, alle aber wurden von ſolcher Sehnſucht bewegt, daß ſie noch in der Nacht auszogen, und endlich am Morgen des ſechſten Brachmonats von einem Hügel herab den Gegenſtand ihrer heißeſten Wünſche erblickten. Dem kurzen Schweigen der Wehmuth und Andacht folgte ein lautes inbrünſtiges Dankgebet. Ritter und Fußknechte küßten den gewei-

heten Boden und näherten ſich darauf mit ſchallendem Geſang den Mauern der heiligen Stadt. Dieſe liegt in einer gebirgigen, kornreichen, aber waſſerarmen Gegend Paläſtinas auf zwei Bergen, von welchen Zion (die Burg, Oberſtadt) gegen Mittag, Moria (die Unterſtadt) gegen Mitternacht ſtreicht. Dort zeigt man als die ehrwürdigſten Denkmale der Vorzeit den Thurm oder das Schloß Davids, die runde und dunkle Kirche der Auferſtehung, über dem Grabe des Heilands erbaut und nach dem chriſtlichen Volksglauben am Morgen eines jeden Oſterfeſtes von himmliſchem Feuer, das die Wachskerzen entzündet, wunderbar erleuchtet und Mittelpunkt der Erde; hier (auf Moria) den Tempel Salomon's, früher durch Brücke und Säulengang mit der Hochſtadt verbunden, an welcher nördlich und außerhalb der Ringmauern der Hügel Golgatha (Schädelſtätte) emporſteigt. Nur gegen Mitternacht trifft das Auge auf eine weite, fruchtbare Ebene, auf allen übrigen Seiten hemmen hohe und kahle Berge von tiefen Thälern durchſchnitten und von der Stadt getrennt, die Ausſicht. Gegen Mittag und Abend zieht ſich das Klagthal (Hinnom) fort, berühmt durch den Blutacker des Judas, gegen Morgen das Thal Joſaphat mit der Marienkirche, welche im tiefſten Grunde liegt, den Gräbern Davids, Stephans, der heiligen Jungfrau und dem Hauſe, in deſſen Nähe Chriſtus von den Juden gefangen wurde, und öſtlich begräuzt von dem Oelberg, wo ein großer Felſen an die Himmelfahrt des Erlöſers erinnert.

Dergeſtalt von Natur überaus feſt, wurde Jeruſalem bei der Ankunft des chriſtlichen Heeres durch hohe Thürme, ſtarke Ringmauern und eine Beſatzung von 40,000 Bewaffneten vertheidigt. Dieſe, von dem tapfern Iflikhar-Eddaulah (d. i. Ruhm des Reichs) befehligt und reichlich mit Lebensbedarf und Kriegsgeräthe verſehen, ſtanden im Dienſt des egyptiſchen Chalifen Moſtaali, deſſen kluger Vezir Afdal während der Belagerung An-

EROBERUNG VON JERUSALEM

tiochiens die Verlegenheit der ſeldſchukiſchen Türken benutzt, Tyrus, die heilige Stadt und andere Plätze Paläſtinas für die Fatimiden, als rechtmäßige Nachkommen Ali's, erobert, den wilden Stamm der Orthokiden aber aus ganz Syrien vertrieben hatte. Die Chriſten, bekannt mit den Zerwürfniſſen der Moslemin und von brennender Kampfbegier getrieben, ſchloſſen ſofort Jeruſalem an der nördlichen und weſtlichen Seite ein. Herzog Gottfried lagerte vor dem Hauptbollwerk der Burg Davids, neben ihm zur Linken Graf Raimund mit dem ritterlichen Tancred, dann nordwärts vor dem Thor und der Kirche des Märtyrers Stephanus Herzog Robert von der Normandie, nebſt dem Grafen von Flandern, Balduin von Bourg und andern Herren. Die Oſt- und Südſeite blieben frei; erſt ſpäter beſetzte eine Abtheilung den Oelberg. Obgleich nur **20,000** Fußknechte und **1800** Reuter ſtark und von dem eben ſo zahlreichen Troß mehr gehindert als unterſtützt, von Hunger, Durſt und Beſchwerden entkräftet, ohne hinlängliche Sturmleitern und Wurfmaſchinen, wagten dennoch die Pilger ſchon am fünften Tage (**12.** Brachmonat) einen allgemeinen Angriff, nahmen die Vormauer weg, mußten aber nach fruchtloſen Anſtrengungen, tiefer einzubrechen, auf den Befehl der Fürſten gegen Abend von dem ungleichen Kampfe ablaſſen und fortan ſich kräftiger rüſten. Alſo zogen, das nöthige Bauholz für das Belagerungsgeräthe herbeizuſchaffen, der Herzog und Graf Robert, von einem ſyriſchen Chriſten geführt, in einen ſieben Meilen entfernten Wald, fällten und brachten auf Eſel und Kameelen die ſchlankſten Bäume in das Lager, während andere Haufen Geſträuch für die Verfertigung der Schanzkörbe ſammelten. Mit ſolchem Eifer arbeiteten Ritter und Knappen, Weiber, Greiſe und Kinder, daß binnen etlichen Tagen eine hinlängliche Anzahl von Thürmen, Leitern und Mauerbrechern geliefert wurden. Inzwiſchen quälte der Durſt, furchtbarer wie die Hungersnoth vor Antiochien, die ſchon von der Glühſonne des mor-

genländiſchen Heumonats erſchöpften Menſchen und Thiere; denn man mußte, da Brunnen und Ciſternen verſchüttet waren, das Waſſer theils fünf Meilen Weges weit herholen, theils an der einzigen Quelle Siloa den wachſamen Feinden durch blutige Kämpfe abgewinnen. Da flohen etliche Pilgrime, an der Rettung verzweifelnd, gen Joppe nach der Seeküſte, ließen ſich andere, die Mauern Jeruſalems küſſend, von den Geſchoſſen und Steinen der Ungläubigen tödten, indeß bald auch Mangel und Krankheiten den ſtandhafteſten Muth auf die Probe ſetzten. Die Ankunft einer genueſiſchen Flotte, welche Lebensmittel und geſchickte Baumeiſter brachte, linderte doch allmählig das Elend und beſtimmte den Kriegsrath, welchen überdieß das Gerücht von einem nahenden Heer der Muſelmänner ſchreckte, alle Anſtalten für den Hauptſturm zu treffen. Alſo zogen die Chriſten am Freitage den achten Heumonat, weiß gekleidete Prieſter mit Kreuzen und Heiligenbildern voran, in voller Waffenrüſtung, barfuß, unter dem Schall der Drommeten und bei fliegenden Fahnen zuerſt in die Marienkirche, darnach auf den Oelberg, wo Peter der Einſiedler und Arnulf aus Flandern in begeiſternden Reden Fürſten und Volk zur Eintracht, Frömmigkeit und Ausdauer mahnten, und kehrten, oft von den ſtaunenden Saracenen verhöhnt und beunruhigt, tief gerührt in das Lager zurück. Sofort beſtimmte man den nächſten Donnerstag für einen allgemeinen und entſcheidenden Angriff auf die heilige Stadt. Der verhängnißvolle Tag (**14.** Heumonat) erſchien, und mit ihm ſtürmte, wie ein Mann, das chriſtliche Heer, deſſen Gefahren ſelbſt Weiber theilten, wuthentbrannt wider die feindlichen Mauern und Thore, fand aber eben ſo kluge als tapfere Gegenwehr; denn Steine, Balken, Pfeile, mit Schwefel und ſiedendem Oel angefüllte Geſchirre wurden in ſolcher Menge herabgeſchleudert, daß die Belagerer gegen Abend nach beträchtlicher Einbuße vom Kampf ablaſſen mußten. Dieſer begann in der Frühe des folgenden Tages mit gleicher Erbitterung und dauerte ſieben Stunden lang ohne

gewiſſen Ausgang. Schon wichen, ermattet von dem fruchtloſen Anſtürmen, Ritter und Fußknechte, und es gedachten ſelbſt die kühnſten Führer, Gottfried und Tancred, eines allgemeinen Rückzuges; als plötzlich auf dem Oelberge ein Mann in ſtrahlender Rüſtung erſchien und den weithin ſchimmernden Schild ſchwenkte, wie wenn er zur Fortſetzung des Streits mahnen wollte. Freudig deuteten der Herzog und ſein Bruder Euſtach auf den Sieg verkündenden Boten des Himmels, und jubelnd griff das Volk von neuem zu den Waffen, indeß die Weiber Trank und Speiſe herbeibrachten, Gefahren und Mühſeligkeiten theilten. So wurde binnen einer Stunde troz der feindlichen Geſchoſſe die äußere Mauer zwiſchen dem Stephansthor und dem Thale Joſaphat an mehreren Stellen gebrochen, der Graben ausgefüllt, und der lothringiſche Hauptthurm, deſſen Spitze ein vergoldetes Kreuz und Chriſtusbild ſchmückten, mit ſeinem Wurfzeuge an die innere Mauer vorgeſchoben. Umſonſt leiſteten die Moslemin den Widerſtand der Verzweiflung; von zahlloſen Geſchoſſen umſchwirrt, vom Rauch des angezündeten Strohes und Flechtwerks faſt erſtickt, räumten auch die muthigſten den ihnen angewieſenen Platz. Da fiel aus dem zweiten Stock des Thurms die Fallbrücke, unterſtützt von zwei Balken, welche die Belagerten für ihre Abwehr gebraucht hatten. Binnen etlichen Augenblicken ſtanden zuerſt die flandriſchen Brüder Engelbert und Ludolf, darnach der Herzog Gottfried, Tancred, Robert von der Normandie und der Graf von Flandern auf der Mauer, welche an andern Stellen mittelſt Leitern erſtiegen wurde. Bald öffnete die eingedrungene Schaar das Stephansthor, von wo die Pilger mit dem Ruf: „Gott will es! Gott hilft!“ in die Straßen vorſtürmten. Nicht lange darauf überſtieg Raimund von Toulouſe an der Mittagsſeite die Burg Davids, während der Gewalthaufe durch das geſprengte Südthor mit ſolcher Heftigkeit eindrang, daß 16 Provenzalen im Gewühle erſtickten.

Furchtbar raſ'te jetzt in den Straßen und Häuſern die entfeſſelte Mordgier; überall wurden ohne Unterſchied Männer und Weiber, Greiſe und Kinder oft mit ausgeſuchten Qualen getödtet, Säuglinge von den Brüſten der Mutter hinweggeriſſen und an den Boden geſchleudert, Gefangene langſam verbrannt, oder genöthigt, von den Thürmen herabzuſpringen, alle zur Synagoge flüchtigen Juden durch Feuer vertilgt, **10,000** Muſelmänner, unter ihnen viele Prieſter (Imams) und Geſetzkundige (Ulemas), in dem durch Tancred erſtürmten Tempel Salomons (Moſchee Omar) ſo lange hingewürgt, bis das Blut die Treppe herab rieſelte und die Hufe der Roſſe netzte. Selbſt die auf das Dach Geflüchteten traf am andern Morgen der Untergang; von **40,000** Menſchen blieben nur etliche Hunderte verſchont, um die Todten zu beerdigen, Gaſſen und Wohnungen zu reinigen. Endlich müde des Mordens und Raubens, legten die vom Fuß bis zur Scheitel mit Blut beſpritzten Sieger die Waffen ab, wuſchen ſich und zogen baarfuß, das Haupt unbedeckt, unter Gebeten und Lobgeſängen in die Kirche des heiligen Grabes, wo etliche reumüthig die eben gewonnene Beute in den Opferſtock legten, andere ſchluchzend ihre Sünden bekannten und Beſſerung gelobten, alle aber aufrichtig in die Danklieder der verſammelten Prieſterſchaft einſtimmten und Gott prieſen, daß er die geweiheten Stätten befreit habe von dem Joch der Ungläubigen. Darnach wählten, der aufkeimenden Zwietracht und Zügelloſigkeit kräftig zu begegnen, die am heiligen Grabe verſammelten Herren nach fruchtloſem Widerſpruch der Geiſtlichkeit, welche ein Pfaffenreich gründen wollte, den Herzog Gottfried durch Stimmenmehrheit zum König von Jeruſalem (**22.** Heumonat) und den ehrgeizigen, ränkevollen Kaplan Arnulf zum Patriarchen der morgenländiſchen Kirche.

Kaum waren dergeſtalt die Innenverhältniſſe nothdürftig geordnet, als von Egypten her eine große Gefahr drohete; denn über

100,000 Neger, Beduinen und Egypter naheten unter Afdal, dem Vezir des Chalifen, um die junge Pflanzung der Chriſten im Keime zu erſticken. Jene, nur 5000 Reuter und 15,000 Fußknechte ſtark, aber voll Selbſtvertrauens und Glaubens an die wunderthätige Kraft des unlängſt gefundenen heiligen Kreuzes, zogen dem Feinde freudig entgegen und gewannen durch Heldenmuth und Klugheit bei Askalon einen ſo entſcheidenden Sieg (11. Auguſt), daß fortan nicht nur viele Jahre lang die Angriffe der Moslemin ruheten, ſondern auch freiwillig die Befehlshaber von Ptolemais, Askalon, Cäſarea und andern Städten theils Verträge abſchloſſen, theils Zins gelobten. Denn Gottfrieds ſteigender Ruhm war weniger die Frucht der Waffengewalt, als der vorleuchtenden Milde, Weisheit und Gerechtigkeit. Darum wählten ihn ſelbſt arabiſche Stammhäuptlinge entweder zum Schiedsrichter ihrer Zwiſte, oder überbrachten perſönlich Geſchenke als Zeichen ehrfurchtsvoller Hochachtung, welche bei jedem Beſuch nur neuen Zuwachs fand. So trafen einſt zwei Emirs den gefeierten Helden vor der Seefeſte Aſſur auf einem Strohſack ſitzend und verwunderten ſich darüber. Beſcheiden antwortete der König, darin den erſten Chalifen des Islams gleich: „Warum ſoll die Erde, einſt die Ruheſtätte der Todten, nicht auch den Lebenden zum Polſter dienen?“ Da riefen begeiſtert die Fürſten des Morgenlandes aus: „Wahrlich, dieſer Mann iſt geboren, die Welt zu überwinden und alle Völker zu beherrſchen!“ Ein anderer Emir kam mit beträchtlichem Gefolge und herrlichen Gaben nach Jeruſalem, um die bekannte Leibesſtärke des Königs zu erproben, welcher bereitwillig die ſonderbare Bitte gewährte und zuerſt mit dem eigenen, darnach des Arabers Schwert zwei Kameelen auf einen Hieb den Hals durchſchnitt. Erſtaunt huldigte der Moslemin dem Chriſten als Lehenherrn und ließ reiche Geſchenke an Roſſen, Kameelen, Gewändern, Gold und Silber zurück. Lange überlebte aber König Gottfried die Grün-

dung des Reiches Jeruſalem nicht; er ſtarb mitten in der Jahre und des Ruhmes Blüthe (**18.** Auguſt **1100**), beweint von Franken, Syrern und Griechen und geachtet von den Erbfeinden des chriſtlichen Glaubens; denn er war ein ernſter, ſeinem Worte getreuer Mann, und hatte erfüllt, was die einfache Grabſchrift an dem Gewölbe der Auferſtehungskirche ohne Schmeichelei meldete. „Hier liegt," lautet ſie, „Gottfried von Bouillon, welcher dieſes Ganze dem Chriſtenthum gewonnen hat. Seine Seele ruhe in Chriſto!"

Blickt man von den Kriegsthaten der Kreuzfahrt auf die Geſtaltung der Innenverhältniſſe, welche größtentheils ſchon der erſte König mit Hülfe der weiſeſten und biederſten Pilgrime durch die ſchriftliche Sammlung verſchiedenartiger Geſetze und Gewohnheiten unter dem Namen: Briefe des heiligen Grabes (**lettres du sépulcre, assises du royaume de Jerusalem**) ordnete; ſo erſchien das chriſtlich-morgenländiſche Reich Jeruſalem im ganzen als ein veredeltes Abbild des abendländiſchen Lehenweſens. Von Ibelin im Süden bis Paneas im Norden ausgedehnt, umfaßte das eigentliche Krongebiet, neben Jeruſalem, Joppe und **20** Flecken, vier unmittelbare, durch ein loſes Band zuſammengehaltene Lehenherrſchaften, gegen Mitternacht die Grafſchaft Edeſſa, vom Walde Marith bis nach Maredin in Meſopotamien, unter Balduin, dem Bruder Gottfrieds von Bouillon; das Fürſtenthum Antiochien, ſüdlich von den Burgen Margath und Valenia, weſtlich von Tarſus, öſtlich von Heraclea begränzt und im erblichen Beſitz Bohemunds (ſtarb **1110**); die an Raimund von Touloufe (ſtarb **1105**) übertragene Grafſchaft Tripolis, von der ſüdlichen Markung Antiochiens bis zu dem Hundefluß, zwiſchen Byblus und Byritus gelegen, und das von Tankred (ſtarb **1112**) am See Genezareth geſtiftete Fürſtenthum Tiberias. Dieſen größern, meiſtens nach eigenen Gewohnheiten verwalteten Landſchaften

ſchloſſen ſich viele kleinere Lehen und Herrſchaften an, je nachdem Glück und Waffengewalt das Gefolge der Fürſten begünſtigt hatten, wie denn in der Stadt Jeruſalem Häuſer und Geräthe dem erſten Beſitzergreifer, welcher vor der Thüre ſeinen Schild aufgeſtellt, bleiben durften. Der ſonſt erbliche König, beim Mangel ebenbürtiger Nachkommen und Sippen von den höhern geiſtlichen und weltlichen Herren durch Wahl ernannt, ſchwur auf ein Evangelienbuch, daß er die heilige Kirche, die Wittwen und Waiſen in ihren Rechten wider Jedermann ſchirmen, alle Gewohnheiten und Satzungen des Reichs aufrecht erhalten und erfüllen, alle von den Vorgängern gegebene Verleihungen und Freiheiten anerkennen, und darauf bezügliche Streitigkeiten mit Hülfe des Lehenhofes ſchlichten, endlich unparteiiſche Gerechtigkeit handhaben und vertheidigen wolle mit aller ihm geſetzlich übertragenen Gewalt. Darnach wurde das dergeſtalt auf die Verfaſſung beeidigte Oberhaupt in der Kirche des heiligen Grabes durch den Patriarchen gekrönt, dem Volk vorgeſtellt, mit dem Ring, Scepter, Schwert und Reichsapfel geſchmückt, von allen anweſenden Lehenträgern durch den Huldigungseid begrüßt und in den Tempel Salomons geführt, wo ein öffentliches Mahl die Feierlichkeit beſchloß. Von den vier Kron- oder Reichsbeamten beaufſichtigte der Seneſchall alle königliche Burgen und Feſten, alle Amtsleute (baillifs) und Schreiber, verwaltete innerhalb und außerhalb des Landes die Einkünfte und Kammergüter, entſchied im Namen des Königs, als des gebornen Oberrichters, die bei ihm angebrachten Klagen und trat in dringenden Fällen als Stellvertreter des abweſenden oder verſtorbenen Fürſten auf. Der Connetable führte den Vorſitz im Gerichtshofe des hohen Adels (Pairs), urtheilte über alle Klagen nicht bezahlten Soldes, übte nächſt dem Könige die höchſte Gewalt im Heere, das er muſterte und in Schlachthaufen ordnete, vertheilte die Beute, ſchlichtete die Streitigkeiten zwiſchen Herren und Waffenknechten, und trug endlich

an feſtlichen Tagen die Reichsfahne. Der Marſchall beeidigte und beaufſichtigte alle Dienſtmannen der Krone, Ritter und Fußknechte, ſorgte für die Herberge des Königs und des Heeres und entſchied in Abweſenheit des Connetable die Zwiſte der Kriegsleute. Der Oberkammerherr (le chambrelain) war dagegen als Mundſchenk und Schwertträger nur auf untergeordnete Hofdienſte beſchränkt. Der König, zwar Oberrichter und Feldhauptmann, aber überall durch das ſtreng gegliederte Lehenweſen gehemmt, mußte bei allen wichtigen Angelegenheiten mit den Patriarchen, den Baronen und angeſehenſten Rittern berathen. Die geſetzgebende Gewalt hatte der Reichstag, vom König ausgeſchrieben, von den Adeligen, Geiſtlichen und Bürgern beſucht. Streitigkeiten der unmittelbaren Lehenträger (des hohen Adels) entſchied unter dem Vorſitz des Königs der Oberhof (la haute court), vor welchem die Barone erſcheinen konnten und mußten, um theils ihre und der Freunde Sache zu ſchirmen, theils auf königliche Mahnung vor dem Recht zu ſtehen, oder Recht zu finden. Aehnliche Höfe galten für den mittelbaren oder untern Adel (Afterlehenträger), indeß der Bürgerhof (court des borgés) nach den eigenen Satzungen und Gewohnheiten die Klagen der Standesgenoſſen durch frei gewählte Schöffen unterſuchen und das Urtheil durch den königlichen Grafen ſprechen und vollziehen ließ. Selbſt die ſyriſchen Chriſten wurden mit Ausnahme peinlicher Verbrechen nach den heimiſchen Gewohnheiten von Richtern ihres Volks und Glaubens beurtheilt, alſo daß offenbar die bürgerliche Freiheit in der morgenländiſchen Pflanzung bedeutende Fortſchritte machte. Jedoch zeugte die rechtskräftige Befugniß, nicht den Ritter, wohl aber den Bürger bei entſchiedener Zahlungsunfähigkeit dem Gläubiger als Gefangenen zu überlaſſen, von dem auch in Paläſtina gültigen Unterſchied eines bevorrechteten und dienſtbaren Standes. Als Binde- und Zwiſchenglied ſchreien wie im Abendlande die Kirche, deren obere Beamte, Patriar-

chen, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, aus den lehenherrlichen Grundſtücken, Zehnten und freiwilligen Gaben beträchtliche Einkünfte bezogen und bald in den zahlreichen Klöſtern für die Bekämpfung der Weltlichkeit einen mächtigen, wenn auch unzuverläſſigen Bundesgenoſſen bekamen.

Neben dem neuen chriſtlichen Gemeinweſen, welches deutſche und welſche, ſyriſche und griechiſche Geſchlechter verſchmolz, bildete ſich allmählig eine Reihe von Brüderſchaften aus, die unter dem Namen der geiſtlichen Ritterorden auf der Gränze des Prieſterlich-Weltlichen ſtanden und das Mönch- und Kriegerthum zu einigen ſuchten. Dafür wirkten theils die Nothwendigkeit, das den Heiden entriſſene Erbe Gottes, das Land der Verheißung, durch ein regelmäßiges Aufgebot (Miliz) zu ſchirmen, theils der dem Jahrhundert tief eingeprägte Glaube an die Verdienſtlichkeit der Abtödtung des Fleiſches. Aus dieſem Bunde der Selbſtpeinigungslehre (Asketik) und der Kriegswiſſenſchaft gingen hauptſächlich jene eigenthümliche Brüderſchaften (Corporationen, Orden) hervor, welche mit den chriſtlichen Heerfahrten in das Morgenland in derſelben Zeit blühen, verfallen und ſterben. An ihrer Spitze erſcheinen zuerſt die Johanniter oder Hoſpitalritter, deren Keime ſchon in ältern, allgemein menſchlichen Vereinen hervortreten. Früh nämlich ſtifteten Mildthätigkeit und Gewinnſucht in und bei Jeruſalem mehrere Anſtalten für die Beherbergung und Pflege der armen und kranken Pilgrime des Abendlandes; denn ihnen war bereits um die Mitte des neunten Jahrhunderts unweit der Marienkirche im Thal Joſaphat ein Hoſpital beſtimmt, welches neben Aeckern, Weinbergen und Gärten eine treffliche, von Carl dem Großen verehrte Büchersammlung beſaß, indeß während des **11.** Jahrhunderts bei wachſendem Eifer für die Wallfahrten Kaufleute aus Amalfi nahe der Auferſtehungskirche ein Mönchskloſter zu Ehren der heiligen Jungfrau ſtifteten. Hier hielten Benedictiner nach lateiniſcher Weiſe Gottesdienſt, unterſtützten arme oder gebrechliche Pilgrime

auf das liebreichſte und erbauten bald darauf außerhalb ihrer Ringmauern das Kloſter der büßenden Maria Magdalena, in welchem fromme Schweſtern bedrängten Pilgrimen dienten (um 1050—1060). Da aber auch dieſe Anſtalten dem Bedürfniſſe nicht genügten, ſo gründeten die Benedictiner neben ihrer Kirche ein Kranken- und Armenhaus (Hoſpitium), welches ſie nach Johannes dem Barmherzigen, dem heiligen Patriarchen von Alexandrien, benannten und bei ſteigenden Einkünften der rückſichtloſeſten Mildthätigkeit ohne Anſehen des Glaubens und des Stammes weiheten. Solche Denkart bethätigte beſonders während der Belagerung Jeruſalems durch die Chriſten Gerhard aus der Provence, der damalige Vorſteher des Johanneshoſpitals; Griechen und Syrer, Moslemin und Chriſten, Arme, Kranke und Verwundete, alle Bedrängten fanden den gemeinſchaftlichen Menſchenfreund. Darum vergabte der fromme König Gottfried nicht nur beträchtliche Grundſtücke an die Anſtalt, ſondern geſtattete ihr auch, ſich von dem Kloſter der heiligen Jungfrau zu trennen und unabhängig das vorgeſteckte Ziel zu verfolgen. Alſo nahmen Meiſter und Brüder des Hauſes die Regel und Kleidung der geordneten Auguſtiner Chorherren an, hefteten ein weißes achteckiges Kreuz auf die linke Seite des ſchwarzen Mantels, betrachteten die Kranken und Dürftigen als ihre Gebieter, ſich ſelbſt als Knechte derſelben, und gewannen, dieſem Grundſatze getreu, bald ſolche Achtung, daß Fürſten und Ritter des Morgen- und Abendlandes durch Gaben und Vermächtniſſe Reichthum brachten, Pabſt Paſchalis II. aber das Vorrecht gewährte (1113), ſich nach dem Tode Gerhards ohne die Dazwiſchenkunft geiſtlicher oder weltlicher Behörden einen Meiſter zu wählen, keinen Zehnten an den Patriarchen von Jeruſalem zu entrichten und im ungeſchmälerten Beſitz der jetzigen wie künftigen Schenkungen zu verbleiben. Schon traten einzelne Ritter, dem Waffenwerke entſagend, der mildthätigen, immerdar auf Kranken-

und Armenpflege gerichteten Brüderſchaft bei, welche von ihrem zweiten Meiſter, Raimund Dupuy, eine feſtere Grundlage geſellſchaftlicher Ordnung empfing (1118—1150). Das aufzunehmende Mitglied nämlich ſollte von chriſtlichen Eltern abſtammen, ehelich geboren, nicht in einem andern Orden, nicht leibeigen oder verheirathet ſeyn, Keuſchheit, Armuth und Gehorſam gegen die Befehle des Obern eidlich angeloben, kein Bruder koſtbare Kleider, am wenigſten Pelze tragen, Niemand, um Almoſen zu ſammeln oder in anderer pflichtgemäßen Abſicht, allein gehen, ſondern ſtets in Begleitung von einem oder zwei Gefährten, welche auch ihr Licht ſelbſt mitbringen und überall, wo ſie übernachteten, anzünden müßten, damit nicht in der Finſterniß der böſe Feind Lebensgefahr bereitete. Der Unzüchtige ſollte durch öffentliche Kirchenbuße, Ruthenſtreiche und Verſtoßung aus der Brüderſchaft geſtraft werden; der Hehler von Geld oder Geldeswerth in Gegenwart aller Hausgenoſſen die verbotene Sache am Halſe tragen, Geißelhiebe empfangen und 40 Tage lang, jeden Mittwoch und Freitag bei Waſſer und Brod, Buße thun; der Geiſtliche nur in weißen Kleidern die Geſchäfte ſeines ehrwürdigen Amtes verrichten, überhaupt Jedermann die ſtrengſte Sittlichkeit beobachten. Nicht zufrieden mit dieſen allgemeinen Vorſchriften, verpflichtete der feurige Geſetzgeber, welcher gleichſam eine beſtändige Kreuzfahrt neben der Mildthätigkeit unterhalten, ſchlagen und heilen wollte, die Ritter der Brüderſchaft zum Kampf mit den Ungläubigen; denn dieſe beunruhigten bei dem geringen Umfang des Königreichs Jeruſalem unaufhörlich von den benachbarten Bergen und Schlöſſern aus das offene Blachfeld, hieben die Männer nieder, ſchleppten Frauen und Kinder in Knechtſchaft und unterbrachen die Verbindung zwiſchen der heiligen Stadt und den entferntern Plätzen des chriſtlichen Gebiets. Daher fand der Gedanke, Menſchenliebe und Männerkraft in einem bisher unbekannten Mönchsritterthum auszuprägen, den ungetheilten Beifall

der weltlichen und prieſterlichen Macht; ſo zahlreich trat der Adel in einen Orden, welcher die Bahn kriegeriſchen Ruhmes und ſtiller Demuth gleichzeitig eröffnete, daß man ſich binnen kurzem genöthigt ſah, die Mitglieder nach dem Beruf und Stamm in verſchiedene Reihen zu ſondern. Während nämlich die Ritter als Streiter Chriſti dem Waffenwerk oblagen, oder, heimgekehrt vom Schlachtfeld, Kranke und Arme pflegten, waren die Geiſtlichen als zweiter Stand am Altar und Siechbett beſchäftigt, folgten endlich die ſogenannten dienenden Brüder, welche jedoch nicht in die Ritterſchaft aufgenommen werden durften, bald dem kriegeriſchen, bald dem friedlichen Beruf. Hinſichtlich der Landmark zerfiel der Verein bei wachſendem Umfang an Leuten und Gut nach den Sprachen in ſieben Zungen, Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutſchland und England. Die Verfaſſung war ein gemäßigtes Geſchlechterregiment (Ariſtokratie), indem der Rath, den Großmeiſter an der Spitze, alle Hoheitsrechte übte und namentlich durch Wirthſchaftsbeamte, Lehrer geheißen, die Verwaltung der weitläuftigen, ſpäter in Komthureien und Kommendereien getheilten, Liegenſchaft beſorgte. Selbſt Frauen von reinen Sitten und edler Abkunft durften, wenn ſie die drei Kloſtergelübde abgelegt hatten, als Schweſtern einem Orden beitreten, der zwei Menſchenalter lang ein Spiegel häuslicher und kriegeriſche Tugend blieb und darin glücklich mit den Nebenbuhlern, den Tempelherren, wetteiferte. „Dieſe," meldet der heilige Bernhard, „leben im ſtrengſten Gehorſam gegen die Befehle der Regel und des erwählten Großmeiſters, meiden in der Nahrung und Kleidung allen Ueberfluß, gehören ohne Weib und Kind einer mäßigen und fröhlichen Brüderſchaft an, bewohnen ohne Eigenthum ein gemeinſames Haus, haben alle, könnte man ſagen, nur ein Herz und eine Seele, fliehen den Müßiggang, beſchäftigen ſich, wenn ſie nicht ſtreiten, mit Ausbeſſerung der Kleider, Waffen und Anderem,

was Zeit, Ort und gemeine Nothdurft fordern. Bei ihnen herrſcht kein Anſehen der Perſon; nicht der Adeligſte, ſondern der Tüchtigſte gilt. Sie unterſtützen einander nach Kräften, der Bruder trägt des Bruders Laſten; ein unbeſcheidenes Wort, eine ungebührliche Handlung, ein lautes Gelächter, ſelbſt das geringſte Gemurmel, wird auf der Stelle beſtraft. Schach und Würfelſpiel, Jagden und Falkenbeizen, Harlekine und Gaukler, Bänkelſänger und Schauſpieler ſind ihnen ein Greuel. Sie ſcheeren das Haupt, erſcheinen niemals geſchmückt, ſtets mit nachläſſigem Haar, ſtaubichtem, von der Hitze und dem Panzer gebräuntem Angeſicht. Entſtehet Krieg, ſo ſchirmen ſie ſich drin durch Treue und Glauben, draußen durch Eiſen, nicht durch das Gold; flößen bewaffnet, nicht aber geziert, dem Feinde Schrecken ein, ohne die Habſucht zu reizen. Ihnen gefallen ſtarke und ſchnelle, nicht aber buntſcheckige und geſchmückte Streitroſſe; denn gerichtet auf Kampf, nicht auf Prunk, auf Sieg, nicht auf Eitelkeit, wollen ſie vielmehr Furcht denn Bewunderung erregen. In der Schlacht beſonnen, nicht leidenſchaftlich, ordnen ſie ihre Schaaren mit Bedacht und Umſicht, ſtürzen dann, uneingedenk der ſonſtigen Sanftmuth, mit Ungeſtüm auf den Feind, deſſen Zahl oder Wildheit ihnen nie furchtbar iſt; denn ſie hoffen Sieg von der Stärke des Herrn; darum ſind ſchon tauſend vor einem, zehntauſend vor zweien geflohen. So erſcheinen ſie zugleich ſanfter als die Lämmer und grimmiger denn die Löwen, alſo daß ich nicht weiß, ob man ſie Mönche oder Ritter heißen ſoll; jedoch gebühren ihnen wohl beide Namen.“ Solcher Lobſpruch war nicht übertrieben und grundlos; denn der Tempelverein erhob ſich binnen 50 Jahren durch Frömmigkeit, Heldenmuth und Sitteneinfalt von dürftigen Anfängern zu glanzvollem Reichthum und gebietender Macht im Morgen- und Abendlande. — Neun franzöſiſche Ritter nämlich, unter ihnen Hugo von Payens und Gottfried von St. Omer, ſtifteten, gerührt durch die Gefahren der armen Pilgrime und ent-

ſlammt von dem Beiſpiel der Johanniter, zur Ehre der ſüßen Mutter Gottes eine Brüderſchaft und verpflichteten ſich neben den gewöhnlichen drei Mönchsgelübden zur Beſchirmung Paläſtinas und zum Kampf mit den Ungläubigen (1119). Gerne trat der damalige König Balduin den Theil ſeines Pallaſtes, welcher neben dem hochberühmten Tempel Salomons lag, als Wohnung dem fortan gleichnamigen Orden der Tempelherren (Templer, templarii) ab, bewilligten Pabſt Honorius II. und die nach Troyes in der Champagne berufene Kirchenverſammlung dem erſten Großmeiſter, Hugo von Payens, eine neue, nach den Satzungen des heiligen Benedikt durch den Abt Bernhard geordnete Regel (1128), welche beſonders das gottesdienſtliche und häusliche Leben ſchärfer beſtimmte, ein weißes Kleid mit rothem Kreuz auf der Bruſt und ein weiß- und ſchwarzes Banner mit der Umſchrift: „nicht uns, Herr, nicht uns, ſondern deinem Namen gib Ruhm!" zu äußern Abzeichen erwählte; freudig endlich gaben Fürſten und Völker, Prieſter und Weltliche wetteifernd Beiträge zur Beförderung des heilſamen, der geſammten Chriſtenheit nützlichen Unternehmens. So ſtiftete König Heinrich I. von England zu London den Tempelhof (1130), ſchuf der deutſche Kaiſer Lothar aus einem Theil ſeines Stammlandes, der Grafſchaft Supplinburg, eine reiche Komthurei (1130), trat der betagte Graf Raimund von Barcellona und Provence der Brüderſchaft bei, ja, ſetzte ſie und die Johanniter der heldenmüthige König Alfons von Navarra und Aragonien, in 29 Schlachten Sieger über die Mauren, zu Erben ſeiner Reiche ein (1133). Zwar wurde dieſes Vermächtniß, als entgegen dem Natur- und Völkerrecht, nicht vollzogen; aber es zeugte dennoch urkundlich für den hohen Ruf beider Verbindungen, von welchen die ältere des heiligen Johannes bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts 19,000, die jüngere 9000 Morgen Landes in Europa und Aſien beſaß, ungerechnet die beträchtlichen

Einkünfte anderer Art. Der Templerorden, deſſen weitläuftige Markung in Landſchaften (Provinzen), Balleien und Komthureien zerfiel, hatte, ähnlich den Hoſpitalitern, verſchiedene Gattungen von Mitgliedern; obenan ſtanden, im verſammelten Kapitel jedesmal feierlich aufgenommen, die Ritter, oft mehr als 300 an der Zahl; ihnen folgten die Prieſter und Kapläne, welche in den herrlich ausgeſchmückten Kirchen und Kapellen den Gottesdienſt mit beſonderer Pracht und Salbung verrichteten; dieſen die dienenden Brüder, theils Waffenträger (Brüder Wappner, frères servans d'armes), theils Handwerker (Brüder Handwerker, frères servans des metiers), wie Schmiede, Bäcker, Maurer u. ſ. w. Das Kriegsgeſetz war ſtrenge; Niemand durfte vor drei Feinden fliehen, oder tollkühn angreifen; der Gefangene galt für ausgeſtoßen, man kümmerte ſich nicht um ihn. Die höchſte Gewalt ſtand bei dem Großmeiſter und Rath (Convent), in welchem der erſte Komthur, der Marſchall, Seneſchall, Schatzmeiſter, Befehlshaber der Leichtbewaffneten, und andere Beamten Sitz und Stimme hatten. Als Stellvertreter der ganzen Brüderſchaft verſammelte ſich bisweilen in Jeruſalem der große Rath (Generalkapitel).

Conrad und Lothar, beide erwählte Kaiſer. Die Päbſte Innocenz II. und Anaclet.

Nachdem Heinrich V. 1125 ohne männliche Erben geſtorben war, ſo ſtrebten ſeine Neffen, die Herzoge von Schwaben und Franken, nach der Krone. Die Stimmen der meiſten Fürſten waren für Conrad, Herzog von Franken. Aber der Erzbiſchof von Mainz, der durch ſeine Ränke den kleinen Adel auf ſeine Seite zog, ließ den Lothar, Grafen von Supplinburg, erwählen und ausrufen, ſo ſehr ſich auch die meiſten Fürſten dawider ſetzten.

Conrad ging nach Italien und ward zuerſt zu Monza, und darauf zu Mailand gekrönt.

Friedrich, Herzog in Schwaben, war ein Enkel Kaiſer Heinrichs IV. von deſſen Tochter Agnes. Friedrichs Bruder, Conrad, Herzog in Franken, war zur Zeit der Wahlverſammlung noch nicht wieder aus dem gelobten Lande zurück gekommen, wohin er 1124 einen Zug unternahm. Als auf des mainziſchen Erzbiſchofes Albert Anfrage an die Kroncandidaten (dieſe waren außer Friedrich von Schwaben auch noch Leopold von Oeſterreich, der Heinrich IV. Wittwe geheirathet hatte, und der beiden Brüder, Friedrichs und Conrads, Stiefvater war, und Lothar, Graf von Supplinburg und Herzog zu Sachſen), ob ein Jeder ſich allenfalls dem andern unterwerfen wollte und Friedrich ſich entfernte, brachte es Albert von Mainz dahin, daß Lothar erwählt und zu Aachen gekrönt wurde. Es kam bald zu Feindſeligkeiten zwiſchen Lothar und Friedrich. Dem letztern ſtand ſein aus dem gelobten Lande zurückgekommener Bruder, Conrad, bei, der 1127 den königlichen Titel annahm. Pabſt Honorius II. und der größte Theil von Italien waren Conraden entgegen. Lothar behielt auch in Deutſchland die Oberhand, nachdem Heinrich der Stolze, Herzog in Baiern, ſich mit ſeiner Tochter vermählt hatte, der von ſeinem Schwiegervater auch das Herzogthum Sachſen bekam. Der Krieg mit den Herzogen von Schwaben und Franken endigte ſich 1135 mit beider Unterwerfung und Ausſöhnung.

Honorius II. ſaß nach Calixtus auf dem päbſtlichen Stuhle. Lothar gab demſelben durch eine Geſandtſchaft von ſeiner Erwählung Nachricht. Die Päbſte machten ſich Alles ſo gut zu nutze, daß ſie ſeitdem dieſe Höflichkeitsbezeigung in eine unumgängliche Pflicht verwandelten.

Der Krieg brach bald in Italien aus, und Honorius

ermangelte nicht, Lothars Gegenkaiſer mit dem Banne zu belegen. Durch ein noch größeres Uebel, nämlich durch die Spaltung, welche das Ableben des Pabſtes im Jahre 1130 veranlaßte, ward ganz Europa in Feuer geſetzt. Die kleinere Zahl der Cardinäle erwählte in einer heimlich veranſtalteten Verſammlung den Cardinal Gregor, einen ehemaligen Mönch, unter dem Namen Innocenz II. zum Pabſte. Die andern Cardinäle verſammelten ſich an dem nämlichen Tage zu der gewöhnlichen Zeit, und erwählten öffentlich Peter von Leon, den Enkel eines getauften Juden, deſſen Familie ihrer Reichthümer wegen in großem Anſehen ſtand. Er war Mönch zu Clugni geweſen. Man gab ihm den Namen Anaclet. 27 Cardinäle, die Suffraganeen der Kirche zu Rom, die Erzprieſter und viele Aebte ſchrieben an den Kaiſer Lothar, daß Anaclet allein canoniſch erwählt, der andere hingegen bloß das Werk von einem halben Dutzend der Simonie ſchuldiger Leute ſey. Der Anführer der Cardinäle, die den Anaclet erwählt hatten, ſchrieb an die Cardinäle von der Partei des Innocenz: „Iſt es erlaubt, daß ihr alſo in einem Winkel, in der Finſterniß, im Verborgenen, ohne unſere Zuziehung einen Pabſt erwählet?“ Die gegenſeitige Partei ſchilderte den Anaclet als einen ſchändlichen Mann, durch den der heilige Stuhl verunehret würde.

Dieſer Streit kündigte blutige Kriege an, und aller Wahrſcheinlichkeit nach mußte der Stärkere ſich auf dem päbſtlichen Stuhle behaupten. Anaclet verſicherte ſich des Beiſtandes der Normänner, die ſich in Italien ſo furchtbar gemacht hatten. Dem Grafen Roger II., Herzog von Apulien und Calabrien, ertheilte er den Titel eines Königs von Sicilien und die Oberherrſchaft über Neapel und Capua, vermittelſt der Huldigung und des gewöhnlichen Tributes. Honorius hatte dieſen Prinzen, weil ſich derſelbe ohne ſeine Erlaubniß zu immer größerer Macht emporſchwang, mit dem Banne belegt. Das Betragen der Päbſte gegen die Nor-

männer und der Normänner gegen die Päbſte hing immer von den Umſtänden ab.

Innocenz hatte einen Mann auf ſeiner Seite, der fähig war, ihn zum Sieger über alle ſeine Feinde zu erheben. Wir reden von dem berühmten heiligen Bernhard, Abt zu Clairvaux, einem burgundiſchen Mönche, von dem damals neu errichteten Ciſtercienſer Orden; einem feurigen Geiſte, voll Eifers, voll Strenge und unüberwindlichen Muthes, dem ſein Verſtand, ſeine Beredſamkeit, ſeine Tugend und der Ruf ſeiner Heiligkeit die Gemüther dergeſtalt unterwarfen, daß er die wichtigſten Angelegenheiten entſcheiden durfte, das Orakel der Völker, und gewiſſermaßen der Gebieter der Biſchöfe, der Päbſte und der Könige ward. Dieſer außerordentliche Mann, ausgezeichnet durch ſeine Talente, angeregt vom Eifer für Alles, was ſeiner Meinung nach die Vorurtheile der Religion betraf; aber auch ganz von Kloſtervorurtheilen eingenommen, weil ſich alle ſeine Anſtrengung auf Maximen ſeines Standes bezog, ſetzte Europa in jede Bewegung, die ſeinen Meinungen und ſeinen frommen Abſichten entſprach. Bei aller Hochachtung, die man ſeiner Heiligkeit ſchuldig war, hätte man nicht gegen ſeine Fehler blind ſeyn ſollen, die ihm theils als Fehler ſeines Jahrhunderts, theils als Naturfehler eigen waren.

In Frankreich war man zweifelhaft, für welchen von den beiden Päbſten man ſich zu erklären hätte. Ludwig der Dicke, der dem Anaclet geneigt war, berief zur Entſcheidung dieſer Angelegenheit eine Kirchenverſammlung. Die Kirchenverſammlung ließ es auf den Ausſpruch des heiligen Bernhards ankommen; und dieſer erklärte ſich für Innocenz, der dann ſogleich mit lautem Zurufe als Pabſt erkannt ward. Gerhard von Angouleme, des Honorius Legat, der dieſe ſeine Würde beizubehalten hoffte, hatte den Anaclet als einen unrechtmäßigen Beſitzer der päbſtlichen Gewalt und als einen ausſchweifenden Mann beſchrieben. Der

heilige Mönch hatte es ohne Zweifel geglaubt. Aber Gerhard widerſprach gar bald ſeinen eigenen Zeugniſſe; denn da er die Legatenwürde, nach der er ſtrebte, nicht erhalten hatte, ſo erklärte er ſich für Anaclet, und erregte eine Spaltung in dem Königreiche.

Innocenz war, da man ihn aus Rom vertrieben hatte, nach Piſa geflüchtet. Er wandte ſich eilends nach Frankreich, ward daſelbſt mit der größten Ehrfurcht aufgenommen, und fand Schätze in der Freigebigkeit der Nation. Der König von England war wider ihn eingenommen, weil er die Rechtmäßigkeit ſeiner Wahl für ſehr zweifelhaft hielt. Bernhard eilte, ſeinen Gewiſſenszweifel zu zerſtreuen. „Was fürchteſt du?“ ſagte er zu Heinrich, „büße nur für deine andere Sünden; dieſe nehme ich über mich.“ Heinrich wankte nicht mehr, und leiſtete Innocenz II., was er dem Pabſte ſchuldig war.

Lothar hielt ſich zu Lüttich auf. Innocenz kam dahin, der Kaiſer empfing und begleitete ihn mit tiefer Ehrfurcht, hielt den Zügel des Pferdes und übernahm die Verrichtung eines Stallmeiſters; er bediente ſich aber auch dieſer Gelegenheit, um das Inveſtiturrecht wieder zu verlangen. Der Pabſt befand ſich daher in der äußerſten Verlegenheit; aber Bernhard, der in ſeinem Gefolge war, beſtritt die Forderung des Kaiſers öffentlich, ſchlug ihn durch ſeine dreiſte Beredſamkeit zu Boden, und nöthigte ihn, ſeiner Forderung zu entſagen. Bernhard ſchien, durch ſeine Herrſchaft und Gewalt über die Gemüther, den Königen Geſetze zu geben.

Seine Briefe, merkwürdige Denkmale in Beziehung auf die damaligen Sitten und Begebenheiten, ſind voll von der Heftigkeit, die ſein Betragen beſeelte. „Das Thier in der Offenbarung, dem gegeben iſt, die Heiligen zu läſtern und zu bekriegen, hat den heiligen Stuhl an ſich geriſſen, gleich einem wüthenden Löwen, bereit, ſeinen Raub zu verſchlingen. Ihr habt ein anderes Thier bei euch, das im Verborgenen ziſcht. Jenes iſt grimmiger, aber

dieſes argliſtiger." So drückte er ſich in einem Briefe an Gottfried von Lorron, nachmaligen Erzbiſchof von Bordeaux, aus. Die beiden Thiere waren der Gegenpabſt und deſſen Legat, der Biſchof von Angouleme. Dieſe Anecdoten ſind ſehr wichtig, um ſich von dem Geiſte der damaligen Zeit, ſo wie er ſich in den herrſchenden Tugenden und Laſtern abbildet, einen Begriff machen zu können.

Lothar hatte zu der Zeit, da der König von Sicilien einen Aufruhr in Apulien dämpfte, mit einer kleinen Armee Innocenz II. in den Beſitz von Rom geſetzt. Der Kaiſer hatte von demſelben die kaiſerliche Krone und den Nießbrauch der Domainen der Gräfin Mathilde erhalten, unter der Bedingung, der letztern wegen dem heiligen Stuhle zu huldigen. Zu gleicher Zeit verſchenkte der Pabſt Corſica an die Genueſer, und Sardinien an die Piſaner, mit der Bedingung, die Saracenen von dannen zu vertreiben. Immer ſah man die Päbſte Länder verſchenken, die ihnen nicht zugehörten.

Jedoch Innocenz ward bald genöthigt, aus Rom zu entweichen. Er flüchtete nach Piſa, und hielt daſelbſt eine Kirchenverſammlung, um Anaclet und deſſen Beförderer aufs neue mit dem Banne zu belegen. Der heilige Bernhard war die Seele dieſer Kirchenverſammlung, und der Pabſt hatte ihm noch außerdem die Unterwerfung der Mailänder zu danken, die jetzt ſeine Partei nahmen. Bernhard ſchlug das Erzbisthum zu Mailand und andere Bisthümer aus; er ſpielte unter der Mönchskappe eine viel größere Rolle, als der Pabſt ſelbſt; aber er verachtete die äußerliche Ehre aus Demuth.

Die unglückliche Trennung verurſachte noch viel Blutvergießen. Der König von Sicilien machte Anaclet zum Sieger in Italien. Der Kaiſer rückte mit einer Armee heran, um Innocenz wieder in ſeine vorige Gewalt zu ſetzen. Er nahm dem Könige

von Sicilien Apulien weg, und wollte, nicht ohne Widerſpruch des Pabſtes, der ſich dazu berechtigt hielt, den Grafen Rainolf damit belohnen. Sie verglichen ſich dahin, daß ſie bei dieſer Ceremonie alle beide die Hand an die Fahne von Apulien legten. Eine Empörung in Deutſchland ſetzte Lothars Eroberung Gränzen; und der König Robert nahm ohne Mühe die verlornen Länder wiederum ein. Endlich kündigte der Tod Anaclet's 1138 das nächſt bevorſtehende Aufhören der Spaltung an. Ein neuer Gegenpabſt, Gregor, unterwarf ſich nach zwei Monaten auf Zureden des heiligen Bernhard, der ihn zu Innocenz Füßen führte. Der Heilige freuete ſich des Gedankens, daß der Triumph der Kirche ſein Ruhm und ſeine Krone ſey.

In einer allgemeinen Kirchenverſammlung im Lateran, die im nächſt folgenden Jahre (1139) gehalten ward, bediente ſich Innocenz, nach dem Berichte eines gleichzeitigen Schriftſtellers, in einer Rede folgende Ausdrücke: „Ihr wiſſet, daß Rom die Hauptſtadt der Welt iſt; daß die hohen Aemter der Kirche auf Erlaubniß des Pabſtes als Lehen vertheilt werden; und daß man dieſelben ohne ſeine Erlaubniß nicht rechtmäßig beſitzen kann u. ſ. w." Ein Beweis, was die wichtige Angelegenheit der Inveſtituren für eine Richtung nahm. In dem 20. Canon heißt es: „Wir verweigern es den Königen und Fürſten nicht, mit Zuziehung der Biſchöfe Gerechtigkeit zu handhaben." Man verbot nicht nur die Turniere, ſondern auch die mörderiſche und verhaßte Kunſt der Armbruſt- und Bogenſchützen, die gegen die Ungläubigen ausgeübt ward. Man hätte eben ſowohl die Kriege der Chriſten unter einander verbieten ſollen.

Der König von Sicilien ward mit dem Banne belegt, weil er ſich nicht anders als unter für ihn vortheilhaften Bedingungen unterwerfen wollte; er griff daher nochmals zu den Waffen, und Innocenz zog ihm perſönlich entgegen. Der Pabſt gerieth in

einen Hinterhalt, und ward gefangen. Roger benutzte die Gelegenheit, und erhielt die Inveſtitur des neuen Königreichs Sicilien unter den nämlichen Bedingungen, wie er ſie von Anaclet erhalten hatte. Nach geſchloſſenem Frieden küßte er dem Pabſte die Füße, bat um Vergebung, und huldigte ihm. Dieſer Fürſt, der als ein Thronräuber mit Bannflüchen belegt war, wurde jetzt in den Augen des römiſchen Hofes ein ehrenvoller und tugendhafter König. Der heilige Bernhard, der ihn ſehr gemißhandelt hatte, ſchrieb ihm nun die zärtlichſten Briefe, und ſchickte ihm eine Colonie ſeiner Mönche zu.

Zu dieſer Zeit ward faſt keine wichtige Angelegenheit behandelt, in welcher nicht die Macht der Kirche gegen die bürgerliche Gewalt kämpfte, oder wenigſtens Religionsvorurtheile nicht die ſtrengſte Triebfeder der Menſchen waren. Welch Glück würde die Religion verbreiten, wenn dieſer mächtige und allgemeine Antrieb, befreit von allen Täuſchungen der Unwiſſenheit, nur diente, um zugleich mit den göttlichen Wahrheiten Gefühl und Liebe für die Tugend einzuflößen. Unglücklicherweiſe waren die damaligen Diener der Religion zum Theile zu ehrſüchtig und zum Theile zu wenig aufgeklärten Geiſtes. Daher beunruhigten ſie die Staaten, oder führten, von Mißverſtändniſſen geleitet, die Völker auf Irrwege.

Dieß war die Urſache eines Ungewitters, das über Frankreich ausbrach. Ludwig VII., mit dem Beinamen der Jüngere, war im Jahre 1137 ſeinem Vater, Ludwig dem Dicken, in der Regierung gefolgt. Er war fromm, gut und lenkſam, aber auch dabei lebhaft, und eiferſüchtig über ſeine Rechte und über ſeine Ehre. Das Capitel zu Bourges hatte einen Erzbiſchof erwählt, der dem Hofe zuwider war. Er befahl, eine neue Wahl anzuſtellen, und ſchloß nur dieſen einzigen davon aus. Dieſer aber, der von Innocenz II. in Schutz genommen wurde, war bald darauf in Rom. Der Pabſt weihete ihn, und ſprach von dem Könige,

als von einem jungen Menſchen, den man belehren und im Zaume halten müſſe; ein einziges Subject von der Wahl auszuſchließen, das, ſagte er, heiße die Wahlfreiheit vernichten. Ludwig verbot, den Erzbiſchof anzunehmen. Sogleich belegte der Pabſt und der Prälat das Königreich mit dem Interdicte. Ein ungerechter und verhaßter Ausſpruch; denn nun hörten alle geiſtliche Verrichtungen auf, Alles flößte Schrecken ein, und reizte zur Schwärmerei. Nichts war geeigneter, ein abergläubiſches Volk wider ſeinen Herrn zu empören.

Theobald, Graf von Champagne, ein ungeſtümer Heuchler, der aus Ehrgeiz ein Freund der Mönche war, und mit dem heiligen Bernhard, der ſich von ſeiner falſchen Tugend blenden ließ, in genauer Verbindung ſtand, erklärte ſich für dieſen Erzbiſchof, und erregte durch Ränke einen Bürgerkrieg. Der Abt von Clairvaux war damals in Rom; als ein Freund des Grafen und als ein Anhänger des römiſchen Hofes, miſchte er ſich in die Sache, und ſchrieb an den König: „Du ſtürzeſt alle Begriffe von Ehre und Weisheit dergeſtalt um, daß keine Regel, noch feſte Grundſätze bei dir übrig bleiben. Deine Ausſchweifungen ſind abſchreckend für mich. Ich fange an, es mich reuen zu laſſen, daß ich deine Jugend zu ſehr geſchont habe. Hätte ich einige Gewalt, ſo würde ich ſie hinfort gänzlich zur Vertheidigung der Wahrheit anwenden.“ Er ſchrieb an die königlichen Miniſter, Joscelin, Biſchof zu Soiſſons, und Suger, Abt zu St. Denis: „Wie unterſteht ihr euch, Geſchäfte von der Art zu führen? Man hat Urſache, das Böſe, das ein junger König thut, ſeinen weit einſichtsvolleren Räthen zuzuſchreiben.“ Ein ſehr ungünſtiges Vorurtheil wider den Heiligen erregt der Umſtand, daß die beiden Miniſter Männer von eben ſo großer Geſchicklichkeit als Rechtſchaffenheit waren, und hätte es ihnen auch daran gefehlt, ſo war doch dieſe ſeine Vorſtellung viel zu ſcharf. Wenn Factionen entſtehen, ſo ſchweift der Eifer gar zu leicht aus.

Man kann es gleichwohl nicht unbemerkt laſſen, daß Ludwigs des Jüngern Ungeſtüm gerechte Klagen veranlaßte. Er hatte ſich Vitri's, eines Platzes in der Grafſchaft Champagne, bemächtigt; die Einwohner, welche in eine Kirche flüchteten, wagten es, ſich darin zu vertheidigen. In der Heftigkeit ſeines Zornes über dieſe Halsſtarrigkeit befahl er, die Kirche in Brand zu ſtecken. 1300 Menſchen kamen in den Flammen um. Der König fühlte Gewiſſensbiſſe, machte ſich wegen ſeiner Grauſamkeit die bitterſten Vorwürfe, und überließ ſich ſeinen reuevollen Empfindungen, die ihn ſpäter zu einem Kreuzzuge vermochten.

Zu der nämlichen Zeit, da die päbſtliche Gewalt ſich in den Königreichen ſo mächtig und gebieteriſch bewies, gerieth dieſelbe in dem Mittelpunkte des Pabſtthumes ſehr in Abnahme. Arnold von Brescia, ein ſchwärmeriſcher Mönch, hatte das gemeine Volk wider die weltliche Macht der Religionsdiener aufgebracht. Die Geiſtlichkeit, behauptete er, könne keine Ländereien und Herrſchaften beſitzen, ſondern müſſe von willkürlichen Gaben leben; daher ſollten die Fürſten der Cleriſei ihre Güter entreißen, um dieſelben zum Nutzen des Staates zu verwenden. Der Stolz und die Pracht der Geiſtlichen, und das Elend und die Bedrückung des Volkes gaben dieſen gewaltſamen Reden ein Gewicht. Arnold ward aus Italien vertrieben, ſetzte aber ſeine Predigten in Deutſchland fort. Nichts iſt anſteckender, als eine Schwärmerei, welche die Lieblingsneigung des großen Haufens begünſtigt. Die Cleriſei ward verhaßt; der Geiſt der Freiheit, oder vielmehr der Zügelloſigkeit, erhielt neues Leben, und die Wirkungen deſſelben wurden den Päbſten fühlbar.

Die Römer und die Einwohner von Tivoli haßten ſich ſehr. Innocenz II. belegte die Letzteren mit dem Banne, belagerte ſelbſt die Stadt, und bezwang ſie; erlaubte aber ſeinen Truppen nicht, ſie zu ſchleifen. Dies bewog die Römer zu einer Empörung.

Sie ſtellten den Senat wieder her, und erneuerten den Krieg. Innocenz ſtarb vor Gram. Sein Nachfolger, Cöleſtin II., regierte nur fünf Monate. Lucius II., des Letztern Nachfolger, wollte die Senatoren vom Capitol vertreiben und ward geſteinigt.

Eugenius III., der ehemals Mönch zu Clairvaux und ein Schüler des heiligen Bernhard geweſen war, ward von den Römern mit ähnlicher Frechheit begegnet. Arnold von Brescia wiegelte ſie mit ſeinen kühnen Predigten auf. Sie zwangen den Adel, einem ernannten Patricier Gehorſam zu ſchwören. Der Pabſt entfernte ſich endlich aus Rom, durchirrte einige italieniſche Städte, und begab ſich im Jahre **1146** auf den Weg nach Frankreich, dem gewöhnlichen Zufluchtsorte der Päbſte, die ſich nicht mehr zu Rom behaupten konnten. Bernhard, den man (wie er ſelbſt in einem Briefe ſagt) viel mehr, als den Eugenius, als Pabſt betrachtete, hatte ſchon einen Kreuzzug beſchließen laſſen, und ſetzte zu deſſen Ausführung Alles in Bewegung.

Der zweite Kreuzzug.

Schon hatten die Türken Edeſſa erobert, und man war für Jeruſalem beſorgt, als Eugenius III., **50** Jahre nach dem Anfange der Kreuzzüge, Abgeordnete aus dem Orient erhielt, die um einen zweiten Kreuzzug anhielten. Ludwig der Jüngere, der ſich wegen der Ausplünderung der Stadt Vitri in ſeinem Gewiſſen geängſtigt fühlte, ergriff auf den Rath des heiligen Bernhard mit großem Eifer dieſes Mittel, um für jene Sünde zu büßen. In einer Reichsverſammlung zu Vezelai in Burgund beſtiegen der König und der Abt ein Gerüſt, und hielten Ermunterungsreden zum heiligen Kriege wider die Götzendiener; denn aus Unwiſſenheit und Vorurtheil ſtellte man die Muſelmänner, Tod-

feinde des Götzendienſtes, als Verehrer deſſelben dar. Ludwig und ſeine Gemahlin, die Königin Eleonora, nahmen das Kreuz. Ein großer Vorrath von Kreuzen, die man mit in die Verſammlung genommen hatte, reichte nicht zu für den Haufen derjenigen, welche ſie verlangten. Bernhard zerſchnitt einen Theil ſeiner Kleidung zu Kreuzen, und erlaubte einem Jeden, ſich ſelbſt deren davon zu machen. In einer andern Reichsverſammlung ward er zum Feldherrn des Kreuzzuges ernannt. Er aber war zu klug, um dieſe Ehre anzunehmen, begnügte ſich vielmehr mit Predigen, und nachdem er das ganze Königreich erſchüttert hatte, eilte er nach Deutſchland, um auch da ſeinem Eifer freien Lauf zu laſſen.

Die Geſchichtſchreiber machen von ihm eine ſonderbare Schilderung, wie er durch die Städte lief, allenthalben, ob er ſchon die Sprache des Landes nicht kannte, aufmerkſame Zuhörer fand, und eine Menge Wunder verrichtete, die noch beredter waren, als ſein Vortrag. Das Wunder aller Wunder war, ſeiner Behauptung nach, Conrad **III.**, den erſten Kaiſer aus dem Hauſe Schwaben, *) der zur Annehmung des Kreuzes wenig Neigung hatte, dazu zu bereden. In einer Privataudienz machte Bernhard eine ſehr lebhafte Vorſtellung von den Vortheilen einer ſo leichten, ſo kurzen und ſo rühmlichen Sündenbüßung, ohne eine andere Antwort zu erhalten, als daß der Kaiſer ſolches in ſeiner Rathsverſammlung in Ueberlegung nehmen wolle, und daß Bernhard von dem gefaßten Entſchluſſe des folgenden Tages Nachricht erhalten ſollte. Voll Ungeduld, ſeine Eroberung zu vollenden, predigte er an demſelben Tage mit ſolchem Feuer, daß der Kaiſer auf der Stelle das Kreuz nahm. Der fromme Mönch übte allenthalben über die

---

*) Er folgte dem ſächſiſchen Lothar 1137. Weil er zu Rom nicht gekrönt war, hat er ſich nur Rex Romanorum genannt.

Gemüther eine Macht aus, wovon man bis jetzt kein Beiſpiel gehabt hatte; aber der Erfolg entſprach ſeinen Hoffnungen und Wünſchen keineswegs. Jede der beiden Armeen ſoll aus 70,000 Edlen beſtanden haben. Das war der ſchwer bewaffnete Adel, der von der leichten Reuterei, die weit zahlreicher war, begleitet ward. Ein ſolcher Edle hatte viele Reuter in ſeinem Gefolge. Das Fußvolk war unzählbar. Zwei ſolche Kriegsheere, mit einander vereinigt, würden, von Eintracht geleitet, und mit Klugheit angeführt, ohne Zweifel große Dinge ausgeführt haben; aber ſchimpflicherweiſe fanden ſie ihren Untergang. Eine Art von Wahnſinn ſchien die Fürſten in den Abgrund zu ſtürzen.

Der Kaiſer Conrad trat den Zug zuerſt an. Er war ein Schwager von Emanuel Comnenus, der das orientaliſche Kaiſerthum beherrſchte. Indeſſen hegten die Griechen eben dieſelben Beſorgniſſe, wie zu den Zeiten des Alexius, entweder weil die neuen Kreuzbrüder ähnliche Gewaltthätigkeiten begingen, oder weil die Erinnerung an das Vergangene für die Zukunft fürchten ließ. Als Ludwig der Jüngere nachmals ankam, that ein franzöſiſcher Biſchof den Vorſchlag, man ſollte Conſtantinopel angreifen; und in der That verabſcheuten die Lateiner die ſchismatiſchen Griechen eben ſo ſehr, als die Mahomedaner, die ſie für Götzendiener hielten. Wenn Emanuel Comnenus, wie man ihn beſchuldigt, an ihnen zum Verräther ward; wenn er ihnen falſche Wegweiſer gab, und ihren Untergang befördern half: ſo kann man wenigſtens nicht behaupten, daß dieſer ſonſt großmüthige, edel denkende und ſeiner Siege wegen berühmte Kaiſer ſie ohne Urſache gehaßt habe.

Conrad wagte ſich unüberlegter Weiſe mitten durch Felſen zu tief in Klein-Aſien. Der iconiſche Sultan, der ein beſſerer Feldherr war, zerſtückelte ſeine Armee. Er floh nach Antiochien, ging als Pilgrim nach Jeruſalem, und kam mit wenigen Soldaten nach Europa zurück. Ludwig hatte bei ſeinem Feldzuge daſ-

ſelbe Schickſal. Er ward von den Türken geſchlagen, flüchtete nach Antiochien, ging als Pilgrim nach Jeruſalem, und brachte nach Frankreich nur zweierlei zurück: das Glück, das heilige Grab beſucht zu haben; und die Kränkung, daß er ſich von ſeiner Gemahlin, die ihn auf ſeinem Zuge begleitete, verunehrt glaubte.

Beide kamen ohne Ruhm und faſt ohne Gefolge zurück, und ohne daß ihr Unglück Andern zur Warnung gedient hätte. Sie hatten im Jahre 1148 Damascus belagert; die Chriſten in Paläſtina hatten ſie verrathen, und die Feſtung gerettet. Da die Chriſten ſich einander haßten und anfeindeten, und da alle Arten der Laſter ſich zu der Frömmigkeit der Kreuzfahrer geſellten, ſo darf man ſich nicht über die unausbleiblichen Unglücksfälle wundern, welche man auszuſtehen hatte. Der Abt Suger, ein kluger franzöſiſcher Miniſter, hatte dieſelben vorausgeſehen, indem er ſich dieſer verderblichen Unternehmung widerſetzte. Der heilige Bernhard hätte ſie vorausſehen können, weil ſie von den Sitten abhingen, und die Erfahrung ſie ankündigte, und er würde ſich ſelbſt bittere Vorwürfe erſpart haben. Er glaubte ſich dadurch zu entſchuldigen, indem er alle Schuld auf die Laſter der Kreuzfahrer warf.

Während man ſo viele Krieger durch einen Feldzug verlor, war Frankreich unter der friedlichen Regentſchaft Suger's. Er war fromm, ohne Schwärmerei, hatte eine geſunde Beurtheilungskraft in Hinſicht der Staatsangelegenheiten; und wenn er gleich nicht ganz von Vorurtheilen frei war, ſo hegte er doch keins, das nicht der Vernunft nachgab. Bernhard, deſſen lebhafter und raſtloſer Eifer manches Mal wegen ungegründeter Vermuthungen aufbrauſ'te (wie in den Streitigkeiten mit Abälard, mit Guilbert von Poree, Biſchof von Poitiers, und mit dem ehrwürdigen Abte Peter zu Clugni), hatte auch wider Suger zu einer Zeit, da die Sitten dieſes Abtes ihm zu weltlich ſchienen,

Sturm geblaſen. Suger erwiederte ſolches dadurch, daß er in dem Kloſter zu Saint-Denis eine Sittenverbeſſerung einführte, und in der Beobachtung der Ordensregeln ſich ſelbſt zum Muſter darſtellte. Als Staatsminiſter Ludwigs des Dicken und darauf Ludwigs des Jüngern, verwaltete er alle Geſchäfte als ein ſtaatskundiger Mann; anſtatt daß der Abt von Clairvaux ſie wie ein myſtiſcher oder von Vorurtheilen eingenommener Mönch behandelte. Man mag die Tugend des heiligen Mannes bewundern, aber man darf ſich nicht ſcheuen, zu ſagen, daß ſeine Vorurtheile außerhalb des Kloſters oft ſehr gefährlich wurden.

Heinrich II. (Plantagenet) von England. 1152 — 1174.

Nach Suger's Ableben führte Ludwig einen Entwurf aus, dem jener große Miniſter immer den Rath der Klugheit entgegen geſetzt hatte. Die Königin Eleonora, Erbin von Guienne und Poitou, hatte mit dem Fürſten von Antiochien und mit einem jungen Türken einen verdächtigen Umgang unterhalten. Sie konnte ihren Gemahl nicht ausſtehen, der, wie ſie ſagte, mehr ein Mönch als ein König war. Der König haßte ſeine Gemahlin noch weit mehr, deren Liebeshändel ſein Herz vergifteten. Er verſtieß ſie endlich unter dem gewöhnlichen Vorwande zu naher Verwandtſchaft. Sie vermählte ſich bald darauf mit Heinrich Plantagenet, Herzog von der Normandie, der von ſeinem Vater Anjou und Maine geerbt hatte, und dem ſie als einen Brautſchatz zwei große Provinzen zubrachte, deren jetzt die Krone durch dieſe Eheſcheidung beraubt wurde. Die Thronbeſteigung in England brachte Heinrichs Glück aufs höchſte. Wie er dazu gelangte, verdient näher erzählt zu werden.

Seine Mutter Mathildis, Wittwe des Kaiſers Heinrich V.,

in der zweiten Ehe vermählt mit dem Grafen von Anjou, Gottfried Plantagenet, von der am Hute getragenen Pflanze Plantago, daher der Name der plantagenetiſchen Könige von England, war die einzige Tochter, und folglich Erbin Heinrichs I., Königs in England, der im Jahre 1135 ſtarb. Stephan, Graf von Boulogne, von mütterlicher Seite ein Enkel Wilhelms des Eroberers, ließ ſich zum Könige von England krönen; er gewann anfangs den Adel durch gefährliche Begnadigungen, brachte aber nachmals die Geiſtlichkeit auf, indem er ihr ihre Feſtungen zu entreißen ſuchte. Die Geiſtlichkeit erklärte ſich für Mathildis, krönte ſie, und verrieth ſie nachmals wieder. Der junge Heinrich, den ſie bereits zum Herzoge von der Normandie gemacht hatte, betrat den Schauplatz mit ſo vieler Stärke und Muth, daß Stephan (im Jahr 1153) genöthigt ward, auf Koſten ſeines eigenen Sohnes, ihn zu ſeinem Nachfolger in der Regierung zu ernennen. Im folgenden Jahre ſtarb Stephan; das plantagenetiſche Haus nahm Beſitz vom Throne und bildete eine Macht, die um ſo viel beträchtlicher war, da Heinrich II. mit dem Beſitze großer Staaten große Eigenſchaften verknüpfte. Als Herr von der Normandie, von Anjou, Maine, Touraine, Poitou, Saintonge, Guienne, Perigord, Angoumois, Limouſin, und nachmals auch von Bretagne (vermittelſt der Vermählung eines ſeiner Söhne mit der Erbin dieſes Herzogthums), hatte er Macht genug, um den König in Frankreich, ſeinen ohnmächtigen Lehensherren, zittern zu machen.

Schon genoß England die Vortheile einer weiſen Regierung; die Geſetze waren daſelbſt in Kraft, und die Laſter verdrängt. Verſchwunden waren jene Feſtungen, die durch Stephans Nachſicht einer Menge kleiner Tyrannen zum Aufenthalte dienten; verſchwunden jene Miethtruppen, die Stephan, ſie zu bezwingen, geworben hatte, und die in der That die Räubereien nur vermehren halfen. Heinrich II. dachte noch auf die Abſtellung eines

andern Mißbrauches, der ausſchweifenden Gewalt der Geiſtlichen; der Freiheit von Strafen, die ihnen, allen bürgerlichen Geſetzen zum Trotze, kraft ihrer Privilegien zugeſtanden war; und der unbegränzten Gerichtsbarkeit, deren ſie ſich faſt über alle vorkommende Rechtsſachen anmaßten, indem ſie dieſelben zu Kirchen- und Gewiſſensſachen machten. Dieſe Unternehmung ward zu einer Klippe, an welcher Heinrichs Ruhm und Ehre ſcheiterte, und zog ihm Widerwärtigkeiten zu, unter denen jeder andere Fürſt hätte erliegen müſſen.

Er betrog ſich ſehr, indem er durch Hülfe des Thomas von Becket, ſeines Kanzlers, ſeine Abſicht am beſten durchſetzen zu können glaubte. Dieſer Thomas war ein Geiſtlicher, der viele Talente und viel Muth beſaß, bis dahin ein geſchmeidiger Hofmann, voll Eifers, prachtliebend, üppig, ein Mann von kriegeriſchem Geiſte, und im Beſitze der Kunſt, ſich in allen Angelegenheiten nach dem Geſchmacke ſeines Herrn zu richten. Der König verlieh ihm das Erzbisthum Canterbury, die höchſte Ehrenſtelle im Reiche, welche vermöge der Rechte des Primats und des erſten Pairs eine Gewalt gab, die damals oft gefährlich wurde, weil ſie faſt unbegränzt war. Bei Veränderung ſeines Standes nahm Becket plötzlich eine ganz veränderte Aufführung an. Man ſah in ihm nur den ſtrengen Biſchof, der ſich dem Hofe entzog, ſich ganz den Bußübungen und guten Werken widmete, ſich den Ruf eines Heiligen, und eben dadurch Anbetung von dem Volke erwarb. Er hatte, als er zu Bologna ſtudirte, die italieniſchen Grundſätze von der kirchlichen Gewalt eingeſogen. Seine veränderte Lebensart kündigte die Abſicht an, dieſe Grundſätze aus allen Kräften zu behaupten.

Der Hauptanlaß dieſes Zwiſtes beweiſ't zur Genüge, daß der König im Grunde nicht unrecht hatte. Ein Prieſter beging einen Meuchelmord; dieſer Prieſter hatte ſich eines zweifachen abſcheulichen Verbrechens ſchuldig gemacht. Er hatte die Tochter

eines Edelmanns geſchändet, und darauf, um der Rache ihres Vaters zu entgehen, dieſen letztern ermordet; Heinrich verlangte, daß dieſer Verbrecher von dem ordentlichen Tribunale ſollte gerichtet und zum Tode verurtheilt werden. Becket widerſetzte ſich, berief ſich auf die Freiheiten der Cleriſei, und behauptete, daß man den Mörder mit keinen andern, als nur mit Kirchenſtrafen, belegen könne. Dieſer Mißbrauch herrſchte ſeit langer Zeit allenthalben. Man durfte nur zur Kirche gehören, um vor der Schärfe der Geſetze geſichert zu ſeyn, und leichte Bußübungen waren hinlänglich zur Ausſöhnung der Verbrechen, die eben darum um ſo viel gräßlicher waren, weil ſie der Religion geweihete Hände befleckten.

Der König ließ darauf in einer Verſammlung der Biſchöfe und Herren zu Clarendon verſchiedene Artikel für ſo viele alte Gewohnheiten Englands für Reichsgeſetze erklären, unter andern: „daß geiſtliche Verbrecher den weltlichen Gerichten ſollten ausgeliefert werden; daß kein unmittelbarer Vaſall der Krone, ohne des Königs Bewilligung, mit dem Banne zu belegen wäre; daß man nicht an den Pabſt appelliren, noch ohne Erlaubniß aus dem Reiche gehen dürfe.“ Der Primas ſelbſt verſprach, ſo wie alle andere anweſende Biſchöfe, dieſen Anordnungen ohne Ausnahme Gehorſam. Aber der Ausſpruch des Pabſtes Alexander III. brachte Becket gar bald auf andere Gedanken, oder befeſtigte ihn vielmehr in ſeiner ehemaligen Denkart.

Dieſer Pabſt, der von ſeinem Gegenpabſte Victor im Jahre **1159** aus Rom vertrieben ward, hatte, wie gewöhnlich, ſeine Zuflucht nach Frankreich genommen. Ludwig der Jüngere und Heinrich **II.** waren ihm entgegen gegangen, hatten ihn zu Fuße empfangen, und beiderſeits die Zügel ſeines Pferdes gehalten. Wenn die Päbſte verlangten, daß die Könige ihnen Stallmeiſterdienſte leiſten ſollten, ſo hatten ſie noch viel mehr Urſache, ſolche

königliche Anordnungen, die ſie der Kirche für nachtheilig hielten, für nichtig zu erklären.

So machte es Alexander mit den Verordnungen zu Clarendon. Becket beſtrafte ſich mit neuen Bußübungen für die Sünde, dieſelben unterſchrieben zu haben, und wollte nicht eher ſein Amt vor dem Altare verwalten, bis er von dem Pabſte Abſolution erhalten hätte. Aufgebracht durch dieſe Aufführung, konnte Heinrich ſich nicht mehr halten. Er verfolgte den Primas, nahm ihm ſeine Güter, und verurtheilte ihn zur Landesverweiſung. Becket flüchtete nach Frankreich, weil er des Schutzes eines andächtelnden Königs gewiß war, der bei den Unruhen Englands ſeinen Vortheil fand, und ſich auf die Beſchirmung eines ſtolzen Pabſtes verließ, deſſen Sache er als ſeine eigene vertheidigte. Doch belegte er die Miniſter Heinrichs II. und überhaupt alle Vertheidiger der berüchtigten Verordnungen mit dem Banne.

Die beiden Könige waren faſt beſtändig mit einander im Streite. Ein zwiſchen ihnen geſchloſſener Friede gab Gelegenheit, zur Beilegung dieſer Streitigkeit in Unterhandlung zu treten. Heinrich ſagte zu dem Könige in Frankreich: „Becket beweiſe nur denjenigen Gehorſam, den die heiligſten ſeiner Vorgänger den ſchwächſten unter meinen Vorgängern bewieſen haben, und ich will zufrieden ſeyn.“ Der Primas beſtand aufs hartnäckigſte darauf, nichts nachzugeben, ohne die hinzugefügte Clauſel: „Unbeſchadet der Ehre Gottes und der Freiheit der Kirche.“ Alle Unterhandlungen blieben ohne Wirkung.

Endlich ſchien einige Zeit nachher die Ruhe wieder hergeſtellt zu ſeyn. Man wurde dahin eins, die Streitfrage unerörtert zu laſſen. Aber die Willfährigkeit des Königs machte den Stolz des Erzbiſchofes um nichts geſchmeidiger. Gleich nach ſeiner Rückkunft ins Königreich belegte Becket den Erzbiſchof zu York mit dem Banne, weil derſelbe in ſeiner Abweſenheit Heinrichs älteſten

Sohn und Mitregenten gekrönt hatte. Dieſes gewaltſame Betragen entriß dem Könige in der Hitze des Zornes die Worte, die er nur zu ſehr zu bereuen Urſache hatte: „Wird denn keiner meiner Diener mich an einem undankbaren Prieſter rächen, der mein ganzes Königreich in Verwirrung ſetzt?“ Er gedachte nicht an die Folgen dieſes Ausſpruches, der ſo ſehr vermögend war, ſeine Getreuen zu einer Gewaltthätigkeit zu verleiten. Die Wirkung davon war eben ſo ſchnell als abſcheulich. Vier Edelleute ermordeten Becket in ſeiner Kirche.

Hätte Heinrich nicht die Klugheit gehabt, ſich dem Urtheilsſpruche des Pabſtes zu unterwerfen, und denſelben dadurch zu beſänftigen; wäre die Schwärmerei durch Bannflüche in Gährung geſetzt worden, ſo würde die Krone um ſo mehr in Gefahr gekommen ſeyn, weil der heilige Thomas von Canterbury die Großen und das Volk zu ſeinem Grabe zog. Heinrich ſchwur, daß er an dem Morde keine Schuld habe; er verſprach die neuen Gebräuche, die den Freiheiten der Kirche zuwider waren, nicht in Ausübung bringen zu laſſen; die Appellation an den heiligen Stuhl nicht zu verhindern, und ſich nur von denen, die aus dem Reiche gehen würden, hinreichende Sicherheit geben zu laſſen. Um jeden widrigen Eindruck auszulöſchen, ging er im Jahre 1173 barfuß nach dem Grabe des Heiligen, und empfing Ruthenſtreiche von allen Mönchen der Abtei. Es war viel, daß er ſich um dieſen Preis aus dem Handel zog. In der That hielt er auf die Beobachtung der beſtrittenen Verordnungen, als auf alte Gebräuche des Königreiches. Durch die Sicherheit, die er verlangte, konnte er die Appellationen faſt unmöglich machen, und indem er alſo dem Zorne des Pabſtes auswich, zerſtreute er auch die gefährlichen Vorurtheile ſeiner Unterthanen.

Kraft einer Bulle Adrians IV., Vorgängers Alexanders III., hatte dieſer geſchickte und ehrgeizige Monarch Irland erobert. Jetzt hatte er Wilhelm, König von Schottland, gezwungen,

ſich für ſeinen Vaſallen zu erklären. Aber ob er gleich ein guter Vater war, konnte er doch nicht drei undankbare Söhne, die immer zur Empörung geneigt waren, in dem ſchuldigen Gehorſame erhalten. Heinrich II. häusliche Kränkungen waren vornehmlich ein Werk ſeiner bereits oft gedachten Gemahlin. Eleonora Roſamunde Elliford, das ſchönſte Frauenzimmer in England, war die vornehmſte unter Heinrichs Beiſchläferinnen, und erregte die wüthendſte Eiferſucht der Königin, die doch durch ihre eigenen Liebeshändel, da ſie noch Ludwigs Gemahlin war, kein geringes Aufſehen gemacht hatte. Sie entdeckte den verborgenen Aufenthalt der Roſamunde, hielt derſelben einen Dolch vor die Bruſt, und zwang ſie, einen Gifttrank zu nehmen. Nicht mit dieſer Rache zufrieden, wiegelte ſie auch die Söhne Heinrichs wider ihren Vater auf. Ludwig der Jüngere hatte ſich im Jahre **1173** für ſie erklärt. Heinrich hatte eine Armee von Straßenräubern geworben, die man Brabanzonen, Rubtarier und Cotteraux nannte, und die ihren Dienſt Jedem verkauften, der ſie zu bezahlen Luſt hatte, und er hatte die drei Prinzen zur Unterwürfigkeit gezwungen. Nach dem Tode Ludwigs empörten ſie ſich aufs neue, und wurden dabei von dem neuen Könige in Frankreich, Philipp Auguſt, aus Staatsklugheit begünſtigt. Heinrich II. ſtarb aus Gram, nachdem er die Demüthigung erlebt hatte, ſo wie es der König von Frankreich vorſchrieb, zum Vortheile des rebelliſchen Richards, ſeines älteſten Sohnes und Thronfolgers, einen Vergleich zu ſchließen. Die vornehmſten Bedingungen dieſes Friedens, die freilich für einen König von Heinrichs Charakter ſehr kränkend ſeyn mußten, waren dieſe: Richard ſollte bei ſeines Vaters Lebzeiten zum Könige in England gekrönt werden; Heinrich ſollte dem Könige in Frankreich zum Erſatze der Kriegskoſten **20,000** Mark erlegen; und alle ſeine Lehensleute, die ſich der Sache Richards angenommen hatten, ſollten unge=

ſtraft bleiben. — Heinrichs Unwille ſtieg am höchſten, da er ſich das Verzeichniß der zu begnadigenden Freiherren geben ließ, und unter der Zahl dieſer Aufrührer ſeinen innigſt geliebten Sohn Johann, mit dem Beinamen ohne Land, antraf. Er brach in Ausdrücke der größten Verzweiflung aus, verwünſchte den Tag ſeiner Geburt, verfluchte ſeine undankbaren Kinder, und fiel in ein auszehrendes Fieber, das gar bald ſeine Tage verkürzte.

Der Entwurf zu einem neuen Kreuzzuge ſetzte Europa in Bewegung. Wir werden bald bemerken, wie Philipp Auguſt, Richard und der Kaiſer Friedrich Barbaroſſa in dieſe Unternehmung verwickelt wurden. Der Letztere hatte in Italien große Streitigkeiten.

Friedrich I., Barbaroſſa (1152—1189).

König Conrad, welcher, von dem unglücklichen Kreuzzuge heimgekehrt, die letzten Lebensjahre auf Deutſchlands Beruhigung richtete, empfahl, auch auf dem Sterbebette um das gemeine Weſen beſorgt, den in Bamberg verſammelten Fürſten und Herren ſeinen Neffen, den Herzog Friedrich III. von Schwaben, zur Nachfolge im Reich (15. Hornung 1152); denn er habe im Morgen- und Abendlande Zeugniſſe des Heldenmuths, der Klugheit und Vaterlandsliebe gegeben, ſey überdieß, den Welfen und Waiblingern verwandt, ſchon durch die Abſtammung berufen, den vieljährigen Parteiſtreit gründlich zu ſchlichten und ein Hort des Friedens zu werden. Eingedenk ſolcher Mahnung, welche beſonders der Abt Wibald von Korvey wider etliche Gegner der Hohenſtaufen ſiegreich vertheidigte, erkor der Wahltag in Frankfurt am Main mit großer Stimmenmehrheit den damals 31jährigen Herzog zum König der Deutſchen (5. März), und führte ihn darnach nach Aachen, wo

unter lautem Jubel des Volks der Erzbiſchof Arnold von Cöln die feierliche Krönung vollzog (9. März). Mit dieſem Kaiſer Friedrich I., gewöhnlich der Rothbart (Barbaroſſa) geheißen, beginnt das Jahrhundert der Hohenſtaufen (1152—1268), die volle Entwicklung aller Grundkräfte des Mittelalters, mögen ſie dem deutſchen oder welſchen Stamm, dem chriſtlichen oder islamitiſchen Glaubensbekenntniß angehören. Ueberall offenbart ſich die eigenthümlichſte und mannigfaltigſte Regſamkeit, welche gleichzeitig nach innen und außen hin wirkt und alle Kreiſe der bürgerlichen Geſellſchaft theils umwandelnd, theils befeſtigend ergreift, Parteien entzündet, Satz und Gegenſatz ſchafft, in der durchgreifenden Geiſtergährung bald den Bau mit ſchon früher geſammelten Stoffen abſchließt, bald den Samen zu ſpätern Erzeugniſſen ausſtreuet, überhaupt werkthätig auftritt. Denn während in der Kirche die weltliche und prieſterliche Macht den zweiten Kampf um Herrſchaft erhebt, eine bisher kaum dem Namen nach bekannte Brüderſchaft chriſtlicher Abſonderer (Sektirer) das geheimnißvolle Dunkel verläßt und öffentlich mit dem römiſch-katholiſchen Glauben um Freiheit der Gewiſſen und Rückkehr zum altgermaniſchen Vernunftchriſtenthum ringt, wird im Staat durch das Wachsthum der Bürgergemeinden allmählig die Wiedergeburt der unterdrückten oder vertilgten Freiſaſſen, Wehrfreien bereitet, dem Lehnadel ein Bürgerſtand, dem Fürſten- und Königthum das Freiſtädtethum (Republikanismus) entgegengeſetzt, und die noch ſchwache Kraft durch nicht ſehr feſte, auf Schutz und Trutz gerichtete Bündniſſe (Einigungen, Eidgenoſſenſchaften) geſtärkt. Alsbald gewinnen in den Gemeinden Handel und Gewerbfleiß einen fortan zunehmenden Aufſchwung; indeß die Burgen der Ritter und die Hofſtätten der Könige bald den Schauplatz der jetzt ausgebildeten Turniere, bald des Wettſtreits der ſchönen Künſte, namentlich des Geſanges, darbieten, finden die ernſten Wiſſenſchaften unter dem Schirm der Kirchen- und Staats-

gewalt in freiwilligen, langſam zu Hochſchulen (Univerſitäten) emporſtrebenden Vereinen Aufnahme und Pflege. Bei dem allen dauern endlich die Glaubens- und Eroberungskriege der morgen- und abendländiſchen Völker fort und erhalten die wohlthätige Wechſelwirkung dreier Welttheile, jedoch alſo, daß Europa mit entſchiedener Ueberlegenheit auftritt, und, einen Bezirk Spaniens abgerechnet, die chriſtliche Religion zur vorherrſchenden, auch in den Marken der Slaven, erhebt.

Kein König der Deutſchen erweckte bei dem Beginn ſeiner Herrſchaft ſeit Carl dem Großen durch außerordentliche Eigenſchaften höhere Hoffnungen und Beſorgniſſe als Friedrich I., der Kräftige, mehr langen denn kurzen Leibes, welchen frühzeitige Gewohnheit mit allen Beſchwerden, Gefahren und Waffenkünſten des Kriegs vertraut gemacht hatte; blonden, über einer ſtolz gewölbten, weißen Stirne ſich kräuſelnden Hauptthaares, hellblauer, feuriger Augen, röthlichen Bartes über einem ſtarken, jedoch fein gebildeten Kinn, mit ſchneeweißen Zähnen und ſcharf umriſſenen Lippen, männlich feſten Ganges und würdevoller Haltung, — ſo körperlich geartet und ausgezeichnet vor dem herkömmlichen Menſchenſchlag, beſaß der Hohenſtaufe neben einem umfaſſenden, treuen Gedächtniß ſcharfen, kalt berechnenden Verſtand, im Rathſchlagen beſonnene Umſicht, in der Ausführung Raſchheit und eiſerne, durch keine Hinderniſſe geſchwächte Willenskraft, bei natürlicher Beredſamkeit Luſt an wiſſenſchaftlicher Bildung durch Geſchichte, Sprache und Dichtkunſt, in den Sitten altväterliche Einfachheit und Abneigung gegen fremde Ziererei, als König und Kaiſer ein unbändiges Selbſtgefühl, das, oft bis zum ſchreckenloſen Ehrgeiz geſteigert, im Kriege Grauſamkeiten dulden und üben, im Frieden auch den geſetzlichen Widerſtand beeinträchtigter Reichsglieder als Aufruhr verfolgen und ſtrafen konnte. Für die Stärkung der Krongewalt, welche daneben, wo möglich, erblich werden ſollte, wurde daher mit außerordentlicher

Umſicht und Beharrlichkeit gearbeitet, und jedes Mittel, welches nicht geradezu dem verfaſſungsmäßigen Rechtsbrauch widerſprach, ohne Säumniß benutzt. Dafür zeugt am beſten die einfache, nach der Zeitfolge geordnete Ueberſicht der auf ſolches Ziel gerichteten Schritte, welche ſämmtlich einer den andern vorbereiten und ergänzen, alſo daß zuletzt der unlängſt noch ſchwankende Thron, umgeben vom Gerüſt weltlicher und geiſtlicher Stellvertreter, feſter und glänzender daſteht, wie in den Tagen Carls des Großen.

Zuerſt nämlich wurde zu Regensburg zwiſchen den Welfen und Waiblinger Hohenſtaufen dadurch einſtweilen Sühne geſtiftet, daß mit Beiſtimmung des Reichstages Heinrich der Löwe, bisher Herzog von Sachſen, auch Baiern erhielt, der Oheim deſſelben, Welf VI., die Markgrafſchaft Thuscien, das Herzogthum Spoleto, einen Theil Sardiniens und die mathildiſchen Güter gewann, dagegen der Babenberger, Heinrich II., die bisherige Markgrafſchaft Oeſterreich als ein von Baiern unabhängiges, mit mannigfaltigen Vorrechten ausgeſtattetes Herzogthum empfing. Denn die Herzoge von Oeſterreich oder des Landes ob der Ens ſollten als des Reiches Herz und Schild ihre Lehen jedes Mal zu Pferde und nur auf ihrem eigenen Grund und Boden von dem Kaiſer erhalten, auf öffentlichen Verſammlungen zur rechten Seite deſſelben ſitzen, das untheilbare, erbliche Herzogthum ſowohl ihren Söhnen als Töchtern übergeben und nach Gutdünken mit Ordnungen verſehen dürfen (1156). Wenn dergeſtalt das neue Fürſtenthum der Babenberger eine faſt unabhängige, der Landeshoheit nahe Stellung bekam, die Welfen aber, vom mittelländiſchen Meere bis an die Oſtſee im Beſitz großer Lehen- und Eigengüter, das ſtändiſche Gleichgewicht, Hauptzweck jener regensburger Uebereinkunft, thatſächlich wiederum aufhoben; ſo ſuchte andererſeits Friedrich die Hausmacht der Hohenſtaufen auf Koſten der herzoglichen zu mehren und das Kaiſerthum als den ſtarken Mittelpunkt der dies- wie jenſeit des Gebirges

gelegenen Reichslande der Erblichkeit entgegen zu führen. Alſo wurde das Herzogthum Schwaben zuerſt dem Neffen, Friedrich von Rotenburg, darnach (1185) dem gleichnamigen Sohn übergeben, die Verwaltung Frankens theils dem Halbbruder und Pfalzgrafen bei Rhein, Conrad, theils dem Bisthum Würzburg abgetreten, Steiermark, um Oeſterreich und Kärnthen zu ſchwächen, von dem letzteren abgelöſ't und zum Herzogthum erhoben (1180), die herzogliche Gewalt in Niederlothringen auf Brabant beſchränkt, Burgund dieſſeit des Jura den Herzogen von Zähringen, Berthold IV. und V. (1152—1218) übertragen, die Grafſchaft Burgund vom herzoglichen Verband gelöſ't und als Freigrafſchaft (franche comté) unter die Aufſicht des vierten Sohnes, Otto, geſtellt, trotz der Zerſtücklung des überjuraniſchen Burgunds, wo neben den erwähnten Gebieten die Grafen von Vienne (Delphinat, Dauphiné), Provence und Savoyen als mächtige Lehenträger beſtanden, die Landeshoheit durch feierliche Krönung in Arles und Vermählung mit Beatrix, der reichen Erbtochter des Grafen Rainold, behauptet, endlich das ſchwäbiſche Stammgut durch Einziehung erledigter Lehen und Kaufverträge mit dem Herzog Welf VI., welcher, kinderlos und lebensluſtig, für geringe Summen ſeine italieniſchen und deutſchen Beſitzungen dem Hohenſtaufen überließ (1168), beträchtlich erweitert, alſo daß jetzt geiſtliche und weltliche Herren kein Bedenken trugen, Heinrich, dem Sohne des gefürchteten Kaiſers, die gewünſchte Nachfolge am Königthum zu beſtätigen (1169). Aber das Alles war nur die Vorbereitung zu einem entſcheidenden Schlage, der die deutſche Krongewalt im ganzen Umfange des Reiches abſchließen und durch den Sturz des Welfenhauſes vielen kleineren Herrſchaften Urſprung geben ſollte.

Es hatte nämlich Heinrich der Löwe, Herzog in Sachſen und Baiern, ein thatkräftiger, umſichtiger und ehrgeiziger Fürſt, durch Waffen und kluge Unterhandlungen die ſlaviſchen Völker, an

den Küſten der Oſtſee und ſüdlicher zwiſchen Elbe und Oder seß-haft, nach langen Fehden (1150—1170) theils vertilgt, theils zur Annahme der Taufe und Unterthänigkeit genöthigt, in den Landen der Beſiegten viele Deutſche, beſonders Holländer, Flamländer und Sachſen, angeſiedelt, Abteien und Bisthümer, z. B. in Ratzeburg und Mecklenburg, auf dem Boden der Obotriten geſtiftet, ſchnell aufblühende Städte, wie Lübeck am baltiſchen Meere, mit Freiheiten und gemeinnützigen Rechtſamen beſchenkt, Handel und Gewerbe durch unverbrüchlichen Landfrieden und ſtrenge Vollziehung der Geſetze gefördert, kurz, ein deutſch-ſlaviſches Nordreich gegründet, das vom Niederrhein über Weſtphalen, Friesland, Oldenburg, Stade, Dithmarſchen, Braunſchweig-Lüneburg, Thüringen, Altſachſen, die Altmark, Holſtein, Mecklenburg und Pommern bis zur Oſtſee und Oder auslief, im Süden geſtützt auf Baiern, als den Eckpfeiler der dortigen Welfenmacht. Dieſe Größe, kaum verträglich mit den Pflichten des Lehenträgers und den Anſprüchen des Königs, drohete, darin ähnlich der durch den Hohenſtaufen Friedrich erhobenen Krongewalt, die bisherige, lehenadelige Verfaſſung Deutſchlands aus den Fugen zu werfen und die Geſammtheit in zwei Hälften aufzulöſen, von welchen der Süden dem waiblingiſch-hohenſtaufiſchen Erbkönigthum, der Norden dem welfiſchen Erbherzogthum über kurz oder lang folgen mußte. Unverträgliche Beſtrebungen der Art, von Nebenbuhlern gleicher Kraft und Herrſchbegier ausgehend, konnten daher auf die Länge hin nicht friedlich neben einander beſtehen, zumal Heinrich, ſtolz und ſpröde, die ſchuldige Heeresfolge dem Kaiſer theils verweigerte, theils nachläſſig erfüllte, eigenmächtig mit Erb und Eigen als mit Gütern ſeiner Lehensleute ſchaltete, reichsfreie Grafen Dienſtmannen nannte, weltlichen und geiſtlichen Fürſten die herzogliche Belehnung aufnöthigte, in die Rechte und Freiheiten der Stifte und Erzſtifte eingriff, von der hohen Kirche zu Cöln mannichfaltige Dienſt-

barkeit forderte, dem Biſchof von Halberſtadt als Herr gebot, das Erbe des Grafen Otto von Aſſele in ungerechten Anſpruch nahm, in der Lauſitz und Nachbarſchaft Unruhen erweckte, und dadurch die von ihm faſt unabhängigen Markgrafen wider ſich entrüſtete.

Kaum hatte unter ſolchen Verhältniſſen der Kaiſer Friedrich, längſt begierig nach der Demüthigung des Welfenhauſes und erbittert durch die von dem Herzog verweigerte Heeresfolge, Italien, das Land ſeines Mißgeſchicks, nothdürftig beruhigt (1178), als der dem Nebenbuhler drohende Sturm ausbrach. Denn von allen Seiten her erhoben ſich weltliche und geiſtliche Herren klagend wider Heinrich, welcher jedoch aus Stolz und übertriebenem Selbſtvertrauen die ihm in Baiern und Sachſen anberaumten drei Reichstage nicht beſuchte. Da urtheilten die Fürſten unter dem Vorſitz des Kaiſers zuerſt in Magdeburg für Sachſen, darnach in Regensburg für Baiern (1180): „Weil Herzog Heinrich den ihm gebotenen Hof verabſäumt hat und dingflüchtig geworden iſt, ſo ſoll er mit Erb und Lehen zu Sachſen und Baiern in des Reichs Oberacht fallen.“ Darnach wurde das Herzogthum Baiern, obſchon mit verkürzten Gränzen, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, aus dem uralten Geſchlecht der Herren von Scheiern, übertragen, Sachſen aber dem Grafen von Anhalt, Albrechts von Brandenburg zweitem Sohn, verliehen, jedoch ſo zerſtückelt, daß es faſt nur den ſpäteren, um Wittenberg liegenden Kurkreis und die um Lauenburg an der Elbe fortlaufende Ebene begriff. Denn beträchtliche Striche fielen, wie Engern und Weſtphalen, an die Erzſtifte Cöln, welches überdieß in ſeinem Sprengel die herzogliche Gewalt erhielt, Mainz, Bremen, Magdeburg, die Biſthümer Minden, Paderborn, Verden, indeß ſich auf Koſten des geſtürzten Welfenhauſes auch manche weltliche Herren und Gemeinweſen bereicherten, wie im Norden die Markgrafen von Brandenburg und die Stadt Goslar, im Süden die Grafen von Steiermark und

Andechs, welche letztere fortan Herzoge von Dalmatien und Meran (in Tyrol) hießen, und unabhängig von den baierischen, ihnen nun ebenbürtigen Wittelsbachern wurden. Zwei Jahre lang leiſtete Heinrich der Löwe den Widerſtand der Verzweiflung, wich aber endlich, als der Kaiſer die Elbe überſchritt, Lübeck und viele Burgen, ſelbſt das Stammſchloß Braunſchweig, bezwang, der unabweisbaren Nothwendigkeit, huldigte auf Gnade und Ungnade und erſchien perſönlich vor dem Fürſtentage zu Erfurt (**1181**). Dieſer ſprach folgendes Bannurtheil aus: „Mit Vorbehalt ſeines Erbrechts auf Braunſchweig ſoll der Herzog Heinrich künftiges Jahr außer den Marken ſeines Landes leben und binnen drei Jahren deutſchen Boden nicht mehr betreten; ſeine Gemahlin mag jedoch auf den Stammgütern unbeſorgt verweilen.“ Niedergedrückt von dem Gefühl des ehemaligen Glücks und des gegenwärtigen Elends, fiel der Herzog dem Kaiſer zu Füßen, ſchwor die geforderte Urfehde und ſchiffte bald darauf mit den Seinigen als ein Flüchtling nach England, wo der Schwiegervater, König Heinrich, die Trümmer des noch unlängſt blühenden und mächtigen Welfengeſchlechts mit aller Freundlichkeit empfing und beherbergte.

Fortan regierte der Hohenſtaufe Friedrich Deutſchland ohne Nebenbuhler, von den Fürſten des Reichs geehrt und gefürchtet. Aber auch das genügte dem hochſtrebenden Geiſte des Herrſchers nicht; er ſuchte auch jenſeit den Alpen in Italien die Krongewalt bald durch Waffen, bald durch kluge Unterhandlungen zu ſteigern; jenes geſchah in der Lombardei, dieſes in Neapel und Sicilien. Als nämlich hier das normänniſche Königshaus mit Wilhelm **II.** oder dem Guten (**1166—1189**), Enkel Rogers des Andern, zu erlöſchen drohete, ruhete Friedrich nicht eher, bis ſein erſtgeborner Sohn Heinrich mit Conſtantia, der Muhme des Normannen, trotz des kirchlichen Gegenſtrebens vermählt und dergeſtalt zur Nachfolge im süditaliſchen Königreich berufen war (**1186**). Dieſes

Ereigniß brachte der hohenſtaufiſchen Kronmacht volle Entſchädigung für manche Verluſte und Nachtheile, welche inzwiſchen der Kampf mit dem bürgerlichen Freiſtädtethum (Republikanismus) Oberitaliens nach den außerordentlichſten Anſtrengungen und Glückswechſeln herbeigeführt hatte. Das allmählige Wachsthum der Städte, von ſchwachen und bevormundeten Schutzgeſellſchaften an bis zu ſtarken und unabhängigen Gemeinden (Republiken, republicae, communes), bietet ſeit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts für das ſüdweſtliche, bald auch nordöſtliche Europa eine ununterbrochene Reihe von Unruhen, Fehden und Verträgen dar, welche bei allen örtlichen und zeitlichen Verhältniſſen darin übereinſtimmen, daß ſie die lehenherrliche Vorrechte des Adels und der Geiſtlichkeit zu beugen, den Anſprüchen der oft ſchon erblichen und übermächtigen Krone zu trotzen, mit einem Wort, die Wiedergeburt der altgermaniſchen Freiſaſſen, wenn auch in veränderter Geſtalt, zu bereiten ſuchten. Dieſe Bewegungen, welche, durch feierliche Eide der Theilnehmenden bekräftigt, mit der Sicherung des Eigenthums und der perſönlichen Freiheit beginnen, mit der ſtaatsbürgerlichen Unabhängigkeit der Gemeinden und ihrer Bünden endigen, fanden in Oberitalien deßhalb ihren Mittelpunkt, weil ſich hier das Gedächtniß an die römiſchen Freiſtädte (Municipien) durch manche Ordnungen und Bräuche am lebendigſten behauptet und dem wiederum erwachenden Bürgergeiſte gleichſam den Körper und die Entwicklungsweiſe im voraus zugerüſtet hatte. Folgendes bezeichnet etwa den Gang, welchen die Gemeinden während des 11. und 12. Jahrhunderts bei den romaniſch-germaniſchen Hauptvölkern genommen haben.

In Frankreich, wo ſeit vielen Menſchenaltern der zügelloſeſte Lehendruck galt, gab beſonders unter dem König Ludwig VI. (1108 — 1137) das Bedürfniß der Selbſtbeſchirmung den Anſtoß zu Gemeinheitsvereinen; man gelobte einander Hülfe gegen

Gewaltthätigkeiten und frevelhafte Eingriffe in die Rechte des Lebens und Eigenthums, gewann bald durch Vertrag, bald durch Waffen für die Bürger Steuerfreiheit, und nöthigte den Herrn leibeigener oder höriger Leute, ſich mit einem beſtimmten Jahrzins zu begnügen, und bewirkte, daß kein Glied der Gemeinheit wegen Schulden in Banden gelegt werden konnte. Dieſe Schutzgeſellſchaften, durch glückliche Fehden mit äußern Feinden zu ſtärkerem Selbſtgefühl, durch Handel und Gewerblichkeit zu allgemeinerem Wohlſtande gebracht, übergaben einer bald größern, bald kleinern Anzahl Geſchworner (jurati) oder Schöffen (échevins), welche mit ihrem Meiſter (major, maire) jährlich erwählt wurden, die Hegung der bürgerlichen und untern peinlichen Rechtspflege und die Sorge für das Stadtgut; den Blutbann aber übte der landesherrliche Vogt (praepositus, prévôt), auch Burggraf (castellanus) und Hofrichter (villicus) geheißen. Bisweilen, wenn die Gegenſtände der Rechtspflege und Verwaltung wegen ihrer Vielartigkeit einen erweiterten Geſichtskreis forderten, bildeten die 12 Schöffen der erſten und 12 Geſchwornen der zweiten Reihe vereint den engen Rath, welchem in etlichen größern Städten der weite als höchſte Behörde zur Seite ſtand. Auf den Ruf der Glocke verſammelte ſich die Gemeinde, nicht ſowohl um geſetzgebende Beſchlüſſe zu faſſen, als um die Sprüche der Rathmannen anzuhören. Wenn in Frankreich äußere Noth, befruchtet von dem rührigen, unternehmenden Geiſte der Kreuzfahrten, die erſten Keime des ſtädtiſchen Weſens hervortrieb; ſo gab in England während der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts der genoſſenſchaftliche und freiſinnige Handelsgeiſt dazu den erſten Anſtoß. Längſt nämlich gewohnt, in bedeckten Gängen oder Lauben über Angelegenheiten ihres Berufs zu rathſchlagen, erwarben die Kaufleute größerer Plätze, als Londons, Oxfords, Glocesters, Yorks u. ſ. w., von der Krone für angemeſſene Geldſummen das Gilderecht (Zunftrecht) und die Befugniß, zwei bis

drei jährlich aus ihrer Mitte erwählten Schöffen (**sheriffs, baillifs, stewards**), einen Meiſter (**major**) an der Spitze, die Unterſuchung bürgerlicher Streitigkeiten, und mehrern Aelteſten (**aldermen**) als verwaltenden Beamten die Sorge für das Gemein- oder Stadtgut zu übertragen. Jedoch mußte der Meiſter, welcher ſich als Abzeichen der richterlichen Gewalt einen bald ſilbernen, bald kupfernen Stab (**mace**, Scepter) vortragen ließ, die Beſtätigung des Königs empfangen, in deſſen Namen auch der Blutbann gehegt wurde. Aus den Schöffen, Aelteſten und Stellvertretern der einzelnen Stadtviertel ging ſpäter der Gemeinderath hervor, in dem gegenwärtigen Zeitabſchnitt noch unbekannt.

In Spanien hatten die langen Freiheits- und Glaubenskämpfe wider die ritterlichen Araber Bürgerſchaft und Adel in beſtändiger Kraftübung erhalten, beide Stände zu rühmlichem Wetteifer entzündet und einander näher gebracht als irgend wo ſonſt in Europa; bei den Städtern, welche frühzeitig unter mauriſcher Hoheit durch Handel und Gewerblichkeit ziemlich allgemeinen Wohlſtand erwerben konnten, das Gefühl für Waffenehre genährt, bei den Adeligen durch vielſeitige Berührung mit dem bürgerlichen Leben rohen Kaſtenübermuth gehemmt und zur Achtung der ſtädtiſchen Bundesgenoſſen genöthigt, welche, mit den ritterlichen Geſchlechtern vereinigt, theils den Islam, theils die Krongewalt der chriſtlichen Könige zu demüthigen ſuchten. Dieſe Entwickelung nahm beſonders Aragonien; denn ſchon um den Anfang des **12.** Jahrhunderts (**1118**) bekamen die Bürger Saragoſſas, der arabiſchen Herrſchaft ledig, in einem Freibriefe alle Rechte geborner Hidalgos (Ritter), und **18** Jahre ſpäter (**1133**) rathſchlagten Abgeordnete der aragoniſchen Gemeinden auf dem Reichstage (**cortes**) mit geiſtlichen und weltlichen Lehenherren über Steuern und Landesordnungen. Fortan richteten die Städte Aragoniens und Cataloniens bei wachſendem Reichthum

ihre Hauptſorge nicht ſowohl auf beſondere Angelegenheiten, als auf Erhaltung der allgemeinen ſtändiſchen Rechtſame und Freiheiten, für deren Schutz die geſetzliche Selbſthülfe gegen den König unter dem Namen der Einigung (Union) geſtiftet und feierlich beſchworen wurde. Dieſen verfaſſungsmäßigen Grundſatz des bewaffneten Aufruhrs, eigenthümliche Frucht der gemeinheitlich-ſtändiſchen Entwickelung Spaniens, beſtätigte ſpäter Alfons der Weiſe durch folgenden Freibrief: „Gewaltherrſchaft iſt vorhanden, wenn der Fürſt nicht am Wohlergehen ſeines Volkes arbeitet, wenn er es durch ſein Betragen feige und furchtſam macht, wenn er Mißtrauen ausſtreut und Armuth verbreitet unter den Reichsſaſſen, wenn er die Wohlhabenden und Gelehrten verfolgt, ſtaatsbürgerliche Verbindungen unterſagt, Reden und Handlungen ausſpäht, wenn er ſeinen Rath und die Bewachung ſeines Leibes Fremden anvertraut. Iſt nun Gewaltherrſchaft wirklich vorhanden, ſo ſind alle Bewohner Spaniens, vom **14.** bis zum **60** Jahre, verbunden, die Waffen zu ergreifen für den Sturz des Zwingherrn, und wenn die Männer allein nicht ſtark genug ſind, ſollen ſich auch die Weiber bewaffnen, denn es iſt gerecht, daß Jedermann zum Untergang des Gewaltherrn thätig mitwirkt. Diejenigen, welche dieſem Rufe nicht folgen, werden einen offenbaren Verrath begehen, und in die Strafen verfallen, welche gegen die der verletzten Majeſtät Schuldigen ausgeſprochen ſind."

Mühſamer und auf den kleinen Wirkungskreis der nächſten, unmittelbaren Bedürfniſſe beſchränkt, entwickelte ſich das Bürgerthum Deutſchlands, deſſen Gemeinden hinſichtlich des Urſprungs theils der Prieſterſchaft, theils der Weltlichkeit angehörten, und ſchon deßhalb eine mannigfaltige, höchſt verſchiedenartige Geſtaltung annehmen mußten. Die Pfaffenſtädte nämlich oder Hofſitze (Reſidenzen) der Erzbiſchöfe und Biſchöfe hatten, wie Cöln, Mainz, Straßburg, Regensburg, Speier und Worms, unter den vielfachen Zeitwechſeln einzelne Trüm-

mer und Gewohnheiten altrömiſcher Municipalfreiheit gerettet, zu Gunſten ihrer geiſtlichen Vorſteher und Herren Ablöſung vom Grafenbann oder ſogenanntes Weichbildrecht gewonnen, und eben darin das Mittel gefunden, ſich ſchneller zu heben, als es unter einem mächtigen Laienfürſten möglich geweſen wäre. Auch biſchöfliche Pfalzen, wie Naumburg, Magdeburg, Paderborn, Münſter, Lüttich u. ſ. w., durch hohe Feſte, von reichen Jünglingen beſuchte Stiftsſchulen und mannigfaltigen Gewerbfleiß belebt, wuchſen allmählig zu anſehnlichen, ummauerten Plätzen empor und bekamen mit ſteigendem Wohlſtand das Selbſtbewußtſeyn genoſſenſchaftlicher Kräfte. Daſſelbe begegnete aus gleichen Urſachen und unter ähnlichen Verhältniſſen den berühmteſten Klöſtern und Abteien, z. B. St. Gallen und Fulda. Auf größere Hinderniſſe trafen die Laienſtädte, welche hinſichtlich des Urſprungs und der Beſtimmung in eine dreifache Reihe zerfallen. Entweder nämlich wurden ſie aus rein kriegeriſchen Zwecken als Lagerplätze und Gränzbollwerke wider die Heiden errichtet (Burgſtädte), oder von einzelnen Fürſten aus allgemeiner Rückſicht auf Schutz und Geſittung geſtiftet (Land- und Fürſtenſtädte), oder endlich von den Königen und Kaiſern der gräflich-herzoglichen Aufſicht entzogen und unter die unmittelbare Hoheit des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation geſtellt (Königsſtädte, Reichs- und Freiſtädte, civitates regiae, imperiales, liberae). Die Burggemeinden, welche, wie Duderſtadt, Quedlinburg, Meißen, Merſeburg, Nordhauſen, Goslar, meiſtens von den ſächſiſchen Königen als Schirmorte wider Slaven und Magyaren gegründet wurden, blieben deßhalb in der geſellſchaftlichen Entwickelung zurück, weil ſie theils nur freie, für den Gränzkrieg verpflichtete Lehenleute, theils der Mehrzahl nach Leibeigene und Hörige zu Bewohnern hatten, und ſich in allen Bewegungen durch den Willen ihrer Dienſt- und Mundherren gehemmt ſahen; nichts galt als die Sorge für äußere Bedürfniſſe; kein Geiſt der

Freiheit wirkte ſchaffend in den Gewerben und öffentlichen Ordnungen, welche erſt in weit ſpätern Zeiten von dem allgemeinen Aufſchwung des bürgerſchaftlichen Lebens ergriffen und veredelt wurden. Größere Gunſt fanden einzelne, von aufgeklärten und freiſinnigen Fürſten geſtiftete Landſtädte, namentlich Freiburg im Breisgau (1120) durch Herzog Berthold III., Freiburg im burgundiſchen Uechtland durch Berthold IV. (1179), und Bern, ebendaſelbſt, durch Berthold V. (1191) aus dem alten, reichen und verdienten Geſchlecht der Zähringer, auf eignem Grund erbaut und mit gemeinheitlichen Rechten meiſtens nach dem Vorbild Cölns ſo umſichtig bewidmet, daß Zahl, Gewerbfleiß, Wohlſtand und Waffentüchtigkeit der größtentheils freien Bewohner zu einem ſchnellen und feſten Wachsthum gelangen konnten. Mit den beſcheidenen und bürgerlichen Zähringern wetteiferten im Nordoſten Deutſchlands die kühnen und ehrgeizigen Welfen, von welchen beſonders Heinrich der Löwe in Baiern München (1158), in Sachſen Lübeck (1158) ſtiftete, und dadurch dem braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Gemeinweſen des 13. Jahrhunderts, als Braunſchweig, Hannover, Göttingen, Eimbeck, Münden, und den gleichzeitig gegründeten Wendenſtädten im Lande Mecklenburg, als Güſtrov, Schwerin, Roſtock, Wismar, und in Pommern, als Stettin und Stralſund, die Bahn bereitete. Daſſelbe thaten für die Mark Brandenburg, mit welcher bald Pommern vereinigt wurde (1181), Albrecht der Bär und ſein Sohn Otto; unter ihrem Schutze, von einſichtsvollen Johanniterrittern, niederrheiniſchen und flandriſchen Anſiedlern geleitet, blühten Viehzucht, Acker- und Gartenbau raſch auf, während Handwerke und Gewerbe in Frankfurt an der Oder, Cöln an der Spree und andern umſchloſſenen Plätzen Gedeihen fanden. Eigenthümlich blieben dabei dem nördlichen Deutſchland die ſogenannten Oberhöfe, an welche in verwickelten Rechtsfällen die Berufungen der Töchtergemeinden gingen, wie z. B. Lübeck die Streitigkeiten

der meiſten Oſtſeeſtädte, von Holſtein bis nach Liefland, ſchlichtete, alſo daß ſpäter an 90 Bürgervereine dem lübeckiſchen Recht folgten. Am kräftigſten entwickelten ſich aber die Königsſtädte, welche, unter den letzten Saliern und erſten Hohenſtaufen von den meiſten grundherrlichen und perſönlichen Abgaben befreit, und aus der herzoglich-gräflichen Gewalt unter die unmittelbare Hoheit des Reichs geſtellt, frühzeitig von ſelbſt gewählten Schöffen, deren Vorſitz bei dem kaiſerlichen Burggrafen ſtand, Recht nahmen, und bald auch für peinliche Sachen (Blutbann), wie andere Bedingniſſe eines bürgerſchaftlichen Gemeinweſens, Unabhängigkeit erwerben konnten.

Die Zuſammenſetzung der ſtädtiſchen Bewohner war zwar nicht überall dieſelbe, umfaßte aber dennoch ſtets zwei Arten, Freie und Unfreie, von denen jene in den biſchöflich-königlichen, dieſe in den Fürſten- und Burgſtädten der Zahl nach das Uebergewicht hatten. Die Freibürger, theils dem ritterbürtigen Lehenadel, theils den Wehrfreien (Allodialfreien) angehörig, lebten entweder vom Krieg oder Wein- und Feldbau, wovon die Zehnten der Geiſtlichkeit anheim fielen, beſaßen allein volle Gemeinheitsrechte, durften mit Habe und Nahrung nach ihrem Willen ſchalten, Vermächtniſſe aufſetzen, nach Gefallen heirathen, obrigkeitliche Aemter verwalten und dem Könige Treue ſchwören nnd huldigen. Die Freigelaſſenen und Leibeigenen (Beiſaſſen, Einwohner), von denen jene nur im dritten Gliede Bürger wurden, oft als Mundmannen um beſtimmte Abgabe und Dienſtleiſtung dem Schutz und der Fürſprache eines Freibürgers folgten, dieſe meiſtens als Handwerker in mehr oder minder drückenden Verhältniſſen für den Herrn arbeiteten, wurden durch harte, bisweilen grauſame Gewohnheiten vom freien Lebensgebrauch abgehalten. Denn ſie durften weder ihren Kindern und Verwandten, noch den Kirchen oder Geiſtlichen die mühſam erworbene Habe durch einen letzten Willen übergeben; das beſte Stück Vieh eignete

ſich die Herrſchaft nach dem Tode des Beiſaſſen zu (Hauptfall, Hauptrecht), oder nahm vom Geräthe, was ihr beliebte (Butteil, Beutetheil). Dieſe und ähnliche Laſten, welche bald den Leib, bald den Boden und Vertrieb der Erzeugniſſe beſchwerten, ſuchten die deutſchen Gemeinden in der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts, größtentheils mit Glück, abzuſchütteln, wie denn überdies die damaligen Kaiſer, namentlich Friedrich I., ſo billigem Begehren ſchon aus Staatsklugheit entgegen kamen. Daher wurden in Speier (1111), Worms (1182) und anderswo jene ſchimpflichen Frohndienſte und Steuern aufgehoben, Zölle und Geleitsgelder (Hanſen) theils herabgeſetzt, theils getilgt oder den Städten überlaſſen, Jahrmärkte und Meſſen bewilligt, den Kaufleuten und Handwerkern für die Schirmung ihres Eigenthums Waffenrechte eingeräumt, manche Gemeinden, wie Lübeck (1182), Augsburg (1180), Nürnberg und Rotenburg an der Tauber dem Reiche zugewandt, vor Allem aber die innern Grundgeſetze, welche freiere Ausdehnung ſuchten, in ihrem naturgemäßen Fortſchreiten nicht gehemmt. Bis gegen das Ende des 11. Jahrhunderts nämlich hatte der kaiſerliche und herrſchaftliche Vogt (advocatus, praefectus), welcher ſein Amt zu Lehen trug, ausſchließlich die oberſte Verwaltung beſorgt, die höchſte Gerichtsbarkeit in peinlichen und bürgerlichen Sachen geübt, alle Einkünfte und Gefälle beaufſichtigt, indeß ſein Unterbeamter, der Burgvogt, das Polizeiweſen leitete und bei etwaigen Fehden die waffenpflichtige Mannſchaft führte, der Schultheiß aber, mit Beiziehung von bald ſieben, bald mehreren Schöffen oder Urtheilsfindern, welche man aus den ältern, ehrbaren Geſchlechtern wählte, nach herkömmlichen Rechten und Gewohnheiten Klagen über Schulden, Kauf, Verkauf und ähnliche Gegenſtände des täglichen Lebensverkehres hörte und entſchied. Dieſe Regierungshoheit ging nun bei wachſendem Reichthum und Selbſtgefühl der biſchöflichen und königlichen Städte mit dem 12. Jahrhundert allmählig auf den 12 bis 24

Glieder ſtarken, frei erkorenen und von etlichen Vorſtehern (Bürgermeiſtern, magistri civium) geleiteten Rath (consules cives) über; nur der Blutbann blieb gewöhnlich ein herrſchaftliches, an den Vogt gebundenes Vorrecht, welches ſpäter durch Kauf, Vertrag, Gewalt, gleichfalls der Gemeinde erworben wurde.

Während dergeſtalt eine gegliederte und abgeſchloſſene Körperſchaft der Freibürger entſtand, mit den Geſellſchaftsrechten auch die eigenthümliche Mark der Grundbeſitzer wuchs, traten die meiſtens hörigen oder leibeignen Handwerker, dem Beiſpiel der reichern Kaufleute und ritterbürtigen Geſchlechter folgſam, nach den Berufsarten in Innungen (Zünfte) zuſammen und erſtrebten nicht nur perſönliche Freiheit, ſondern auch Theilnahme an den gemeinheitlichen Regierungsrechten. Jenes gelang größtentheils, dieſes aber ſcheiterte einſtweilen ſowohl an dem Stolz und Starrſinn der vornehmen, altbürgerlichen Gilde, als an dem Mißtrauen des Kaiſers Friedrich I., welcher die jüngern Zunftvereine der Handwerker für ſtaatsgefährliche Eingriffe hielt und bei ſchwerer Strafe unterſagte. Allein weder dieſe, noch andere Verbote konnten den erwachenden Einigungstrieb und geſellſchaftlichen Fortſchritt der untern Stände lähmen, alſo daß der König ſich zuletzt damit begnügen mußte, offenbaren Mißbräuchen zu ſteuern, die Sache ſelbſt aber ihrem eignen Schickſal zu überlaſſen. Eben ſo wenig mochte die Aufnahme flüchtiger Knechte und Zinsleute, welche unangeſprochen nach Ablauf von Jahr und Tag vollkommen frei wurden, gehindert werden; vor den Mauern hinter einer ſchwachen Verſchanzung angeſiedelt, empfingen dieſe bald zahlreichen und gewerbthätigen Aus- oder Pfahlbürger anfangs den Schutz, darnach nicht ſelten auch die Rechte der Gemeinde.

Auf welchen Grundgeſetzen dieſe übrigens bei den Deutſchen gewöhnlich ruhte, das erhellet beiſpielweiſe am beſten aus einem Ueberblick der Verfaſſungsurkunde, die der Zähringer Berthold

der auf eigenem Boden geſtifteten Stadt Freiburg gegeben hat (1120). „Wer hier,“ lauten die allgemeinen Rechte, „Jahr und Tag unangeſprochen verharrt, mag ſich fernerhin ſicherer Freiheit erfreuen; vor dieſer Friſt mag der Herr ſeinen Leibeigenen entweder ledig laſſen, oder wieder hinwegführen, falls er durch das Zeugniß von ſieben der nächſten Blutsverwandten die Gültigkeit der Anſprüche beweiſen kann. Wer ein eigenes und nicht verpfändetes Gut, das eine Mark werth iſt, in Freiburg beſitzt, der iſt Bürger, zahlt als ſolcher keinen Zoll, darf ohne Steuern an den Kaſtvogt (advocatus) frei erwerben, was ihm beliebt, über ſein Eigenthum noch beim Leben der Frau verfügen, was er will, nur die Zeugſchaft von zwei Mitbürgern für gültig anerkennen, die der Fremden aber ablehnen, im Kriegsdienſte des Herrn (des Herzogs) nicht über eine Tagreiſe weit ausziehen, für die Wahl des Schultheißen, der 24 Rathmannen, des Waibels (Stadtknechts) und Hirten jährlich ſeine Stimme geben, jedoch alſo, daß die herrſchaftliche Beſtätigung vorbehalten bleibt. Daſſelbe ſoll gelten von dem Leutprieſter, welchen die Gemeinde erkieſet und der Fürſt genehmiget. Wenn die Bürger mit einander hadern, ſo kann man ſie nicht zwingen, eine Klage zu führen; auch darf der Richter (Schultheiß) darüber keine Nachfrage halten. Wer aber ſeine Klage angebracht hat, muß ſie vollführen; wem der Spruch des Raths der Vierundzwanziger mißfällt, mag ſich an die Stadt Cöln als Oberhof wenden. Kein Zweikampf ſoll gehalten werden, denn um Blutvergießen, Raub, Todſchlag. Wird Jemand blutrünſtig geſchlagen, und will klagen, ſo ziehe er die Glocke, auf deren Schall die 24 Richter erſcheinen, die Wunde beſchauen und waſchen. Wer aber zornigen Gemüths einen Andern bei Tage verwundet hat, verliert die Hand, der Todſchläger das Haupt. Geſchieht die Gewaltthätigkeit bei Nacht, oder in der Schenke, es ſey bei Tag oder Nacht, ſo ſoll der Thäter mit Zweikampf, nicht mit Zeugen,

überwunden werden, dieweil die Schenke wegen der Trunkenheit der Nacht gleich geachtet wird. Iſt ein Todſchläger entwichen, ſo ſoll ſein Haus von Grund aus zerſtört werden, und ein ganzes Jahr lang ungebaut bleiben. Alles Maß des Weines, der Frucht, und alles Gewicht des Goldes und Silbers ſoll bei den 24 Rathmannen ſtehen; und nachdem ſie es ausgeglichen (gemeſſen und geächtet) haben, ſoll die Stadt daſſelbe einem von ihnen, welchem ſie will, übergeben; und wer nachher größer oder kleiner Maß und Gewicht hat, womit er kauft oder verkauft, begeht einen Diebſtahl. Ueber Wein, Brod, Fleiſch und Anderes mögen die 24 nach dem gemeinen Nutzen Satzungen machen. Und welche hierauf ſchwören und es etwa nicht halten, die haben ihre Ehre verloren, und ihre Güter werden ausgerufen werden."

Wie ſtrenge das einfache Grundgeſetz Redlichkeit und weibliche Zucht als altgermaniſche Kerntugenden bewachte, gehet aus folgenden Verordnungen hervor: „Wenn Jemand auf dem Todbette ſeine Kinder einem Andern anvertraut, dieſer aber des Gewinnes willen denſelben ſchadet, und deßhalb von Zeugen überwieſen wird, ſo iſt ſein Leib den Bürgern, ſein Gut dem Herrn verfallen. — Reizt ein Bürger durch Schmähungen die Frau eines Andern, ſo ſoll er zehn Pfund Buße zahlen. — Wenn eines Bürgers Sohn ſeines Mitbürgers Tochter heimlich liebt, ſie beſchläft, und ſolches kundbar wird, ſo ſollen ſie, falls es den Bürgern möglich dünkt, zur Ehe gezwungen werden." Dies die Lage der deutſchen, langſam, jedoch feſt aufblühenden Gemeinden.

Nirgends nahm aber das Bürgerthum einen kühnern Aufſchwung als in Italien, denn wenn es bei den Franzoſen, Spaniern, Engländern und Deutſchen ſich mit dem Wiedergewinne etlicher Freiſaſſen begnügte, ohne die Hoheit des jeweiligen Königs, weltlichen oder geiſtlichen Fürſten zu beeinträchtigen, ſtrebten viele Städte der Lombardei eben ſo entſchieden nach Unabhängigkeit des

innern Lebens, als nach gänzlicher Ablöſung des kaiſerlichen Reichsverbandes, oder mit andern Worten nach volksthümlicher (republikaniſcher) Freiheit, welche unaufhörlichen Kampf wider den bevorrechteten Adel und die deutſche Oberherrſchaft erzeugte. Dazu gab Mailand, begünſtigt durch Lage, Zahl, Gewerblichkeit und kriegeriſchen Trotz der Bewohner, den Hauptanſtoß; denn es errang ſchon um die Mitte des **11.** Jahrhunderts (**1077**?) die Wahl eigener Obrigkeiten, jedoch alſo, daß die Reichshoheit und Berufung (Appellation) an den Pfalzgrafen gültig blieben. Nicht lange darauf mußte ein beträchtlicher Theil des umwohnenden, mächtigen Landadels in die Bürgerſchaft eintreten und durch erprobte Waffenfertigkeit den Eroberungsentwürfen der Gemeinde neue Kraft bringen, indeß der Erzbiſchof und die Kirche, bald gezwungen, bald freiwillig, Schlöſſer und Güter dem ſtädtiſchen Weſen einverleibten. Daſſelbe geſchah, obſchon minder raſch und durchgreifend, in andern ummauerten Plätzen der Lombardei; ſelbſt Rom folgte der gemeinheitlichen Bewegung, ſtreifte die unbedingten Hoheitsrechte des Pabſtes ab und errichtete einen Rath (Senat), welcher, **100** Glieder ſtark, mit zwei Meiſtern (Conſuln) an der Spitze, die Regierung beſorgen ſollte; kaum gelang es Eugen **III.**, durch Hülfe der Normannen den Aufruhr zu ſtillen und einen Theil der herrſchaftlichen Gewalt zu retten (**1149**). Daß dieſe fortan in den italieniſchen Gemeinden, namentlich Lombardiens, Menſchenalter lang keine Wurzeln mehr faßte, ſondern dem freiſtädtiſchen (republikaniſchen) Leben überall weichen mußte, iſt hauptſächlich die Folge der eigenthümlichen Art und Weiſe, wie die Bürgerſchaft zuſammen geſetzt und verfaſſungsmäßig geleitet wurde. Den erſten, gleichſam ausſchließlich kriegeriſchen und ehrgeizigen Stoff nämlich bildeten die ritterbürtigen Geſchlechter, welche theils als höherer (Kapitaneen), theils als niederer Adel (Valvaſſoren) bei manichfaltigen Reibungen und Zerwürfniſſen dennoch in entſcheidenden Augenblicken treu

zu einander ſtanden und, begünſtigt durch überlegene Waffenfertigkeit, nach außen hin zu Eroberungszügen trieben, nach innen hin, oft glücklich, die oberſten Aemter bald durch Gewalt, bald durch um Volksgunſt buhlende (demagogiſche) Künſte erſtrebten. Dagegen vereinigten ſich die Niemanden durch Dienſt und Lehen verpflichteten Freiſaſſen (Arimannen, Ehrenmänner), häufig durch Glieder des untern Adels verſtärkt, zum wohlhabenden, gewerbfleißigen, geſeſſenen Mittelſtande, welcher in Mailand als Motta (Geſellſchaft) die Geſammtheit der Handelsherren, Wechsler, Rentner (Kapitaliſten) und Kunſtarbeiter umfaßte. Der letzten und zahlreichſten Bürgerreihe gehörten die Krämer und Handwerker an; theils aus Freiſaſſen, theils aus ehemaligen Leibeigenen gebildet, durch Zünfte und Vorſteher geeinigt, begnügten ſie ſich meiſtens mit dem Wahlrecht, und überließen, obſchon ihnen ſelber das Herkommen Ritterwürde gönnte, die Führung der kriegeriſchen und friedlichen Geſchäfte dem Adel und den vornehmern Gemeinfreien. Die Behörden waren gewöhnlich ſo geordnet, daß alljährlich wechſelnde Rathsmeiſter (Conſuln, consoli), bald ſechs oder ſieben, bald zwölf, acht oder vier zu Gericht ſaßen, die verbindlichen Beſchlüſſe und Geſetze vollzogen, die ſtreitbare Mannſchaft verſammelten und befehligten, jährliche Ausſchüſſe der weiſeſten und älteſten Männer des Volks unter dem Namen des geheimen (engen) Raths (credenza, consilium sapientum) mit dem gewöhnlich adeligen Conſulat allgemein ſtädtiſche Sachen in vorläufige Erörterung zogen, den Haushalt beaufſichtigten und mit der Fremde unterhandelten, die Hunderte des großen Raths (consilium majus, speciale) unter dem Vorſitz der Conſuln Steuern bewilligten und vertheilten, endlich Geſetzvorſchläge machten, welche von der Gemeinde (Parlament, generale) als Inbegriff der Geſammtbürgerſchaft, und deßhalb auch zu allen Wahlen berechtigt, entweder angenommen oder verworfen wurden. In der Landwehr dienten alle Bürger vom 18.

bis zum 70. Jahr, nach den Stadtvierteln und Thoren in beſondere Rotten getheilt, jede einen Bannerträger (Gonfalonier) an der Spitze. Adel und reiche Freiſaſſen bildeten die Reuterei; der Kern des ſchwer bewaffneten Fußvolks, welchem Leichtgerüſtete (ribaldi) voranzogen, beſtand aus den mittlern Bürgern und folgte in ſeinen Bewegungen der auf einem Karren aufgeſtellten, von erleſenen Schaaren vertheidigten Stadtfahne (caroccio); kühne und dem Tode geweihte Männer zu Roß und zu Fuß, durch langen Helmbuſch und andere Abzeichen kenntlich, übernahmen nicht ſelten als verlorner Haufe (gialdonieri, d. h. waldana, Brüderſchaft) den Schirm der gefährlichſten Poſten, ſey es für den Angriff oder Rückzug. Die Schlacht eröffnete ein allgemeines, durch Trompeten, Hörner und Pauken verſtärktes Kriegsgeſchrei, Spur des altdeutſchen Kampfliedes; dann folgten Reuterei und Fußvolk dem erſten Anprall der freiwilligen Vorhut (feditori, Stecher, Stürmer), Bogenſchützen und anderer Leichtgerüſteten. Mit Geſchicklichkeit wußte man durch Keulenſchläge und Lanzenſtöße dem geharniſchten Feind das Pferd zu tödten oder zu verwunden, indeß die Stadtfahne, auf der weiten Ebene leicht ſichtbar, den Anordnungen des Feldherrn überſchauliche Einheit geben konnte. Keine Fehde der lombardiſchen Gemeinden begann ohne feierliche Aufkündigung des Friedens, welcher gewöhnlich vom Weinmonat bis zum Frühling dauerte; oft wurde der Gegner aufgefordert, Zeit und Ort des Treffens zu beſtimmen. Gefangene Fußknechte bekamen unter dem Verheißen, ſechs Monate lang nicht zu dienen, unentgeldlich ihre Freiheit wieder, Edle und Hauptleute aber wurden ausgewechſelt und losgekauft. Bei mehrtägigen Fahrten ſchirmten leinene Zelte (tende) und bretterne Hütten wider die Unbilden der Witterung; wo möglich, lagerte man auf verſchanzten Hügeln (motte), nicht aus Furcht, ſondern Vorſicht und um Bürgerblut zu ſchonen.

Die meiſten Städte Italiens waren künſtlich befeſtigt, durch

hohe Mauern und Thürme vertheidigt; Mailand zählte der letzten an **100**, und in Florenz ſtiegen etliche Bollwerke der Art **100** Ellen empor; ſie zu errichten, war ein Vorrecht des erſten Adels und der Gemeinden. Sitten und Lebensart der Lombarden, früher roh und üppig, hatten ſeit der freiern Entfaltung des Bürgerthums im Ganzen eine entſchiedene Liebe zum Ernſt, zur Einfachheit und Strenge angenommen. Die oft prachtvollen Kirchen und Rathhäuſer abgerechnet, waren die Wohnungen, auch der reichſten Städter, meiſtens ſchlicht, ohne Kamine, Brunnen und Söller; am Küchenfeuer, in der Mitte des Hauptſaales angezündet, ſtanden Herrſchaft und Geſinde friedlich neben einander. Dreimal in der Woche ſpeiſ'te man Fleiſch, dagegen täglich viel Gemüſe; die kalten Ueberbleibſel des Mittagsmahls wurden am Abend aufgetragen, wobei ein Diener mit der Kienfackel leuchtete, denn Wachs- und Talgkerzen fehlten damals im Hausgebrauche. Jede Wirthſchaft hatte einen oder zwei Becher, ſelten mit Wein, gewöhnlich mit Waſſer angefüllt und von Hand zu Hand gehend. Mann und Frau aßen aus einer Schüſſel; Vorlegeteller waren unbekannt. In der Kleidung galten nur Nothdurft und Bequemlichkeit, nicht Prunk und Ueberfluß; Männer und Jünglinge trugen des Winters entweder einfache Pelze oder grobe Tuchröcke, im Sommer leinene Kittel; den Kopf ſchmückte über dem leichten Barett eine eiſerne, ſchuppenförmig gearbeitete Pickelhaube; viele gingen auch baarhaupt; die Füße deckten Halbſtiefel. Frauen und Jungfrauen kleideten ſich gewöhnlich in Leinwand und grobes Wolltuch; den aus ſolchem Stoff gefertigten Unterrock (sottana) hielt ein Gürtel zuſammen, über welchen dann der Mantel aus gleichem Zeuge geworfen wurde, bei feſtlichen Gelegenheiten mit Grauwerk und hohem Kragen geziert. Gold, Silber und Edelgeſteine waren überhaupt, ſo wie bei der Tracht außerordentlich ſelten. Schläfe und Kinn der verheiratheten Weiber deckten als Abzeichen breite Binden. Spät,

ſelten vor dem 30ſten Jahre, wurden die Ehen geſchloſſen, nicht nach flüchtiger Leidenſchaft und trüglichen Vermögensrückſichten, ſondern nach reifer Wahl und gegenſeitiger Hochachtung. Die Frau, deren mäßige Mitgift etwa 100 Pfund betragen mochte, gehörte dem Hauſe, der Mann dem öffentlichen Weſen an. Dieſe Scheidung der Wirkungskreiſe und das auf die Kinder übergehende Erbtheil der durch keine Lüſte geſchwächten Geſundheit befeſtigten das Band der Treue und entfernten weichliche oder koſtſpielige Zerſtreuungen. Daher ſah man keine Gelage und wilde Luſtbarkeiten, nur Geſellſchaften der Freunde und Blutsverwandten, keine Prunk- und Kleiderſucht, ſondern Sorge für Kind und Geſinde bei der Frau, für Waffen und Roſſe bei dem Mann, wenn ihm ſeine bürgerlichen Geſchäfte Muße gönnten. Von Gemüthsart war der Lombarde heftig, aufbrauſend und unruhig, im Rath ernſthaft und umſichtig, in der Ausführung der Beſchlüſſe zähe und ſtandhaft, trotz der häufigen Parteien und Familienzwiſte für den Schirm der gemeinheitlichen Freiheit aller Opfer fähig und ſparſamer mit dem Gut als dem Leben.

In der Religion herrſchte zwar Anhänglichkeit an die herkömmlichen Satzungen und Gebote des römiſch-katholiſchen Kirchthums, aber dennoch fanden die Bekenner der neuen, durch Arnold von Brescia ausgebildeten Lichtlehre in manchen Städten Ober- und Mittelitaliens einen fruchtbaren Boden. Die Sitten der höhern Geiſtlichkeit nämlich ſtanden im ſchneidenden Widerſpruch zur bürgerlichen Einfalt und Strenge, die Wohn- und Schlafzimmer der Erzbiſchöfe und Biſchöfe waren geſchmückt mit koſtbaren Teppichen, Vorhängen und Geräthen, die Tafeln beladen mit den ausgeſuchteſten Speiſen und Weinen, die mit Hermelin verbrämten Seiden- und Purpurmäntel funkelten wie die Infuln und Prunkroſſe von Gold, Silber, Perlen und Edelgeſtein. Wider ſolche Hoffart der erſten Kirchendiener, welche mit ihrem Beiſpiel auch

auf die untern zurückwirkten, erhoben ſich viele kräftige Stimmen, und forderten, daß die Prieſter den irdiſchen Gütern entſagten, Schwert und Herrſcherſtab der weltlichen Obrigkeit überließen, ſelber aber nach dem Vorbild der Apoſtel und Blutzeugen mit den Erſtlingen, freiwilligen Opfern und Zehnten der Gläubigen die geringen Bedürfniſſe eines demüthigen, chriſtlichen Wandels beſtritten. Fortan war ſteigende Gährung auch in den Kirchenangelegenheiten, welche ſich bald in die ſtaatsbürgerlichen Zwiſte tief verflochten ſahen.

Den Ernſt dieſes reichen und bewegten Lebens ſuchten mannigfaltige, bisweilen eigenthümliche Spiele und Luſtbarkeiten in gewiſſen Friſten zu erheitern. Falkenjagden, Turniere, Wettrennen zu Roß und zu Fuß ergötzten auf gleiche Weiſe den Ritter wie Gemeinfreien; Gaukler, Taſchenſpieler, Bärenleiter, welchen oft unzüchtige Tänzerinnen voranzogen, gefielen dem roheren Haufen, indeß edlere Sänger auf den Straßen und Märkten vor Leuten aller Stände die Thaten Rolands, Carls des Großen und ſeiner Getreuen (Paladine) prieſen, und Stegreifdichter (improvisatori) mit anſchaulichem Spott die Gebrechen und Thorheiten der Zeit geißelten, oder bei wachſendem Religionshader rechtgläubige und um das Heil der Seelen bekümmerte Prieſter am Oſterfeſt die Ankunft und den Untergang des Entchriſt (Antichriſt) auf der Schaubühne darſtellten.

Ackerbau, Handel und Gewerbe nahmen bei den Lombarden ſeit dem Beginn der ſtädtiſchen Freiheit einen friſchen und hoffnungsvollen Aufſchwung; noch wurden die Zünfte, welche nirgends früher als in Italien erſcheinen, mehr von ſtaatsbürgerlichem Wetteifer, als niedrigem Handwerksneide geleitet, noch Landwirthſchaft und ſitzende Lebensart von manchen Gemeinfreien mit Glück verbunden, alſo daß bei den erſchlaffenden Banden der Gutshörigkeit (Leibeigenſchaft) die Scheidewand zwiſchen den Dörfern und ummauerten Plätzen allmählig ſinken und Bürger den Bauern annä-

hern mußte. Selbſt das anderswo ſtreng beſchauliche Kloſterweſen folgte in Oberitalien bisweilen der vorherrſchenden Betriebſamkeit. So wurden anfangs in Mailand, bald auch in den übrigen Städten der Lombardei die demüthigen Brüder (umiliati) Meiſter in der Bereitung der wollenen Tücher, im Klein- und Großhandel. Dagegen blieben bei dem überwiegenden Streben nach Nützlichkeit und werkthätiger Anwendung des Erlernten die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften in der Kindheit; der früher einfache und ernſte Kirchengeſang entartete in ſpielende und weichliche Ziererei; die weltlichen und heiligen Baudenkmale verkündeten keinen Sinn für großartige und natürliche Oeffentlichkeit; Maler und Bildhauer arbeiteten handwerksmäßig für die Nothdurft, während man in Mailand, Rom, Montecaſſino freigebig die kümmerliche Fertigkeit unterſtützte, mit eingelegten Steinen und Glasſtücken den Fußboden zu ſchmücken (Moſaik). Für die wiſſenſchaftliche Bildung nicht nur Italiens, ſondern auch der Fremde, wurde vorzüglich folgenreich die Wiederaufnahme der römiſchen Geſetze und Rechte, welche namentlich Werner (Irnerius) im erſten Viertheil des 12. Jahrhunderts in Bologna auslegte und von hier nach andern Städten verpflanzte, während zu Salerno im Normannenlande die Arzneikunde nach dem Vorbilde der Araber beträchtliche Fortſchritte machte.

Den deutſchen König und Kaiſer ehrten die lombardiſchen Gemeinden bisher als verfaſſungsmäßigen Lehenoberherrn, leiſteten den Huldigungseid, bewilligten für die etwaigen Römerfahrten die herkömmlichen Abgaben zur Beſtreitung der Kriegsbedürfniſſe (foderum), Ausbeſſerung der Wegen und Brücken (paraticum) und Verpflegung des oft zahlreichen Heergefolges (mansionaticum), anerkannten endlich in peinlichen Sachen den Blutbann, in bürgerlichen die oberſtrichterliche Entſcheidung (Appellation) des Pfalzgrafen, als erſten Reichsbeamten. Aber bei wachſendem Selbſtgefühl, Frucht der innern Kräfte, und zunehmender Schwäche des

Kaiſerthums, welchem die deutſchen Wirren und Parteiungen für Italien keine Muße gönnten, betrachteten die meiſten Freiſtädte Oberitaliens ihre Lehenabhängigkeit von der Fremde als Eingriff in die würdige Volksthümlichkeit und verſuchten in einem mehrfach günſtigen Augenblick den deutſchen Reichsverband abzuſtreifen. Jedoch die Mittel widerſprachen dem Zweck; man begehrte äußere Unabhängigkeit auf Koſten der inneren, und erſtrebte Freiheit durch Verknechtung der Mitbürger. An der Spitze dieſes außerordentlichen Unternehmens ſtand Mailand. Lüſtern nach dem Beſitz einer weitläufigen, ſelbſtherrlichen Markung und vorwärts getrieben von kriegeriſchem Ehrgeiz, unterjochte es durch vierjährigen Kampf (1107 — 1111) die Lodeſaner, welche, in ſechs offene Flecken vertheilt, alle Unbilden ſchutzloſer Unterthanen dulden mußten, und bereitete nach einer neunjährigen, verheerenden Fehde (1118 — 1127) den Bewohnern von Como daſſelbe Loos. Fortan hofften die Unterdrückten auf den Beiſtand des Kaiſers, welchem Mailand offenen Trotz bot, Pavia aber, Novara, Cremona und andere kleinere Gemeinden aus Eiferſucht gegen die mächtige Nachbarſtadt die lehenherrliche Treue bewahrten. Gleichzeitig begehrte Pabſt Hadrian IV., unlängſt auf dem Stuhl des heiligen Peter, Hülfe wider die unruhigen Römer, indeß Wetzel, ein Schüler Arnolds von Brescia und feuriger Anhänger der Volkspartei, in wiederholten Sendſchreiben die Nothwendigkeit zeigte, endlich die weltlichen Hoheitsrechte der übermüthigen Prieſterſchaft zu zerſtören und die Würde des Reichs an der Tiber herzuſtellen. Denn die angebliche Schenkungsurkunde Conſtantins ſey eine Lüge und ketzeriſche Fabel, deren Gehaltloſigkeit Taglöhner und Weiber begreifen könnten; das frei erwählte Oberhaupt der Deutſchen möge ſich daher trennen vom Rath der Pfaffen und Mönche, die entgegen allen evangeliſchen und apoſtoliſchen Ordnungen göttliches und menſchliches Recht verwirrten. Dieſe kühnen Entwürfe und Anſichten der kirchlichen Gegenpartei fanden

auch in Deutſchland Anklang; kein geiſtlicher Bann, erklärten Mitglieder des Ulmer Fürſtentages, habe Gültigkeit, wenn ihn nicht das weltliche Gericht beſtätige. Aber der Hohenſtaufe, entſchloſſen, jenſeit der Alpen die lange ſchlummernde Krongewalt wieder zu erwecken und den Strom der freiſtädtiſchen Unabhängigkeit zu dämmen, lehnte einſtweilen die verführeriſche Bundesgenoſſenſchaft mit den Feinden des römiſch-katholiſchen Prieſterkönigthums ab und richtete ſich vorzugsweiſe auf die Demüthigung der lombardiſch-volksthümlichen (nationellen) Gemeinden, inſonderheit Mailands. Alſo wurde, da die Befehle, Lodis und Comos Mißhandlung einzuſtellen, ſtatt des Gehorſams aufrühreriſchen Hohn fanden, im Lechfeld bei Augsburg um den Anfang des Weinmonats (1154) ein beträchtliches Heer verſammelt, über Brixen, Trident, längs den Ufern des Gardaſees gen Roncaglia, an der linken Poſeite zwiſchen Piacenza und Cremona, geführt und hier mit den Gefolgen italieniſcher Lehenträger vereinigt. Darauf büßte Tortona nach hartnäckiger Gegenwehr das mailändiſche Bündniß durch die Zerſtörung ſeiner Mauern und Wohnungen (Hornung 1155), empfingen Pavia und Rom, wo die lombardiſche und kaiſerliche Krone den König der Deutſchen ſchmückten, die Fremden als Schirmherren und Befreier, indeß Arnold von Brescia den Flammentod der Ketzer ſterben mußte, begleitete Krankheit, Mangel, offene und geheime Feindſchaft des Land- und Stadtvolks das anſehnlich geſchwächte Heer über Spoleto, Bologna, Mantua und Verona bis zum Fuße der Gebirge, welche nicht ohne mannichfaltigen Kampf mit den Menſchen und der Natur überſtiegen wurden (Herbſtmonat 1155). Kaum hatte dieſer erſte Zug, deſſen Abſicht ſich nur auf vorläufige Erforſchung der italieniſchen Parteien und Verhältniſſe richtete, geendet, als die Fehde der volksthümlich und kaiſerlich geſinnten Städte der Lombardei in lichten Flammen ausbrach, Mailand, Brescia verbündet, ſiegreich mit Pavia, Novara, Cremona,

dem Markgrafen von Monferrat, Obizzo Malaspina und andern Adeligen ſtritt, die Flecken der eidſchwierigen Lodeſaner verbrannte, und mit regem Wetteifer der Ritter und Bürger, Begüterten und Armen binnen drei Wochen Tortona aus ſeinen Trümmern ſchöner, denn es geweſen war, wieder herſtellte. Dazu kam, daß der Pabſt, geſtützt auf die gewiſſe Hülfe der oberitalieniſchen Gemeinden und der ſüdlichen Normannen, eine kühnere Sprache annahm, die Kaiſerkrone ein Lehen der Kirche nannte, und frühere wider das römiſche Volk und den Ketzer Arnold geleiſtete Dienſte als nicht geſchehen betrachtete. Dieſen aufſteigenden Geiſt trotziger Freiheit, welcher den Norden und Süden der Halbinſel durchzog, zu brechen, vor Allem aber Mailand, den Feuerherd der ſtaatsbürgerlichen Bewegungen, nieder zu werfen, überſtieg Friedrich das andere Mal mit einem ſtarken und erleſenen Heere auf verſchiedenen Straßen die Alpen, ſprach über Mailand, welches umſonſt Rechtfertigung verſucht hatte, im Lager vor dem ſchnell bezwungenen Brescia die Acht aus, und erſchien, ſie zu vollziehen, mit dem Aufgebot der deutſchen und welſchen Getreuen, 100,000 Fußknechte und 15,000 Reiſige, unter den Mauern der ſtolzen Stadt (6. Aug. 1158). Dieſe, in einer weiten, auf jeder Seite zwölf Miglien langen Ebene erbaut, durch mäßig hohe, zwölf Fuß breite Quaderſteinmauern mit 100 Thürmen und 6 Hauptthoren, tiefe, an etlichen Stellen überbrückte Gräben und breite Erdwälle vertheidigt, leiſtete ſo lange den heldenmüthigſten Widerſtand, bis der Feind, in den meiſten Gefechten durch Ueberzahl und beſſere Kriegsordnung ſiegreich, die Verbindung mit dem Flachland abſchnitt, die Frucht- und Obſtfelder zerſtörte, die Dörfer und Weinreben verbrannte. Da kam mit dem Hunger und Elend Zwietracht über die Mailänder, unter welchen zuerſt der Adel laut und ungeſtüm für den Frieden redete. Dieſer wurde nach kurzer Unterhandlung unter folgenden Bedingniſſen gewährt: Die Stadt ſollte fortan Lodi und Como auf keine Weiſe gefähr-

den, allen Hoheitsrechten (Regalien) hinſichtlich der Zölle, Brücken, Wege, Münzen entſagen, dem Kaiſer Treue ſchwören und die Beſtätigung der jährlich erwählten Conſuln anerkennen, **9000** Mark Silbers (5 Millionen Liren) Brandſteuer bezahlen und **300** Geißeln ſtellen (6. Herbſtmonat). Darauf berief Friedrich, den Sieg über das lombardiſche Freiſtädtethum (Republikanismus) durch richterliche Sprüche zu befeſtigen, Abgeordnete des Adels, der Geiſtlichkeit und Gemeinden nach Roncaglia, damit ſie hier nach Anleitung der altrömiſchen Reichsgeſetze, und ihrer gelehrten, zu Bologna ſeßhaften Ausleger über die ſchwankenden Hoheitsrechte in Italien ein für alle Mal entſchieden. Da urtheilte die Verſammlung, von Schmeichelei, Furcht und Hoffnung befangen, daß nach dem Buchſtaben der römiſchen, auch jetzt gültigen Ordnungen alle Herzogthümer und Grafſchaften, die Wahl der Conſuln, jedoch mit Zuſtimmung des Volks, die Münzen, Zölle, Hafen- und Weggelder, Mühlen, Fiſchteiche, Dingſtätten (Gerichte), Grund und Kopfſteuern, alle Nutzbarkeit aus den Flüſſen und dem feſten Lande zu des Kaiſers Hoheitsrechten gehörten. Aber dieſe Mittel, den gemeinſchaftlichen Geiſt in Oberitalien zu zügeln, genügten noch nicht. Alſo wurde, entgegen dem bisherigen Brauch und Vertrag, in allen lombardiſchen Bezirken die Rechtspflege neuen Kronbeamten übertragen, welche man Gewaltsboten (Podeſtas) nannte. Ritterlichen Geſchlechts und Bürger einer fremden Stadt, ſollten ſie die vom Kaiſer verliehene und von den Betheiligten beſtätigte Macht ein Jahr lang ausüben, die jeweiligen Freiheiten und Geſetze beſchwören, endlich vor dem Abtritt der verſammelten Gemeinde Rechenſchaft ablegen und die etwaigen Klagen der Mißvergnügten annehmen.

Unmöglich konnten dieſe Urtheile und Verfügungen, welche das ſtolze Gebäude der lombardiſch-volksthümlichen Unabhängigkeit umſtürzten und die Trümmer mit leerem Schein überfirnißten,

den Beifall der nur gedemüthigten, nicht niedergedrückten Mailänder gewinnen; ſie griffen, als der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach die vertragswidrigen Podeſtas ernennen wollte, einmüthig zu den Waffen und verjagten des Reichs außerordentliche Boten (Jänner **1159**). Auf ſolche Kunde und als friedliche Verſuche ſcheiterten, ſprach der Kaiſer im Schloſſe Marnica bei Bologna vor dem Rath ſeiner Getreuen die Acht aus und gelobte, nicht eher die Krone zu tragen, als bis die aufrühreriſche Stadt ein Schutthaufen geworden wäre. Viele Großen Italiens, beſonders Geiſtliche, ſtimmten bei, ja, der Biſchof von Piacenza verglich in einer wahrhaften Kreuzpredigt Mailand dem Teufel, und erinnerte an Babylon und Ninive, deren Hochmuth Zerſtörung getroffen habe. Dennoch folgten troz der drohenden Gefahren und des Mißverhältniſſes der Streitkräfte etliche Gemeinden, wie Brescia und Cremona, dem Vorbild ihres alten Bundesgenoſſen und ſuchten Rettung im offenen Widerſtand. Dieſen durch ein furchtbares Beiſpiel der Rache zu brechen, verſammelte Friedrich, einſtweilen um Mailand unbekümmert, **100,000** Deutſche und Welſche im Heerlager vor Cremona, welches in einem ſumpfigen Thale des Serio zwiſchen der Adda und dem Oglio erbaut, durch tiefe, breite Gräben, doppelte Mauern und zum Aeußerſten entſchloſſene Bürger vertheidigt wurde. **400** Mailänder, unter dem Befehl Manfreds von Dagnano, und etliche Hülfsſchaaren aus Brescia theilten dieſe Geſinnung. Alſo entbrannte mit dem Heumonat auf beiden Seiten ein grimmiger wechſelvoller Kampf, der **24** Wochen lang unausgeſetzt fortdauerte und alle Geſtalten des Mordes und Raubes, des Elends und der Verwüſtung ſahe. Umſonſt verſuchten die Belagerer, welche nach heißen Gefechten bis zu den Thoren der Stadt vorgedrungen waren, wiederholte Stürme; Geſchoſſe, Steine, Balken tödteten die heranklimmende Mannſchaft und zerſchmetterten das Feldgeräthe; umſonſt fielen ihrerſeits die Cremenſer oft bei Tag und bei Nacht

auf den Feind; ſie wurden nach der heldenmüthigſten Gegenwehr durch die Ueberzahl zurückgetrieben. Dabei geſchahen unerhörte Grauſamkeiten; bald ſchleuderte man ſich draußen wie im Spiel die Köpfe der Getödteten zu, bald befeſtigte man darinnen die Leiber der Erſchlagenen an Wurfmaſchinen, und jubelte, wenn die zerriſſenen Gliedmaßen in das Lager der Deutſchen flogen. Während dort zwei gefangene Bürger gehenkt wurden, ſchlug man zwei aus dem Kerker geholte Ritter im Angeſicht der Waffenbrüder an das Kreuz. Ja, es geſchah, daß der Kaiſer in einer Anwandlung wahnſinniger Wuth **40** cremenſiſche Geißeln und Gefangene, zum Theil Kinder, an einen Thurm binden ließ, damit ſie dem Erbarmen oder der verzweifelnden Vaterlandsliebe ihrer Eltern und Verwandten preisgegeben würden. Dieſe folgten nach kurzem Schwanken der Pflicht gegen das gemeine Weſen und vergaßen jede beſondere Rückſicht, alſo daß ſieben unglückliche Schlachtopfer unter den Geſchoſſen der Ihrigen ſanken und neun an lebensgefährlichen Wunden bluteten. Endlich hatte Friedrich im ſechſten Monat des hartnäckigen Kampfes die Anſtalten zu einem letzten allgemeinen Sturm vollendet, und mit Hülfe eines geſchickten Werkmeiſters, Marqueſi, welcher, am Heil der bedrängten Vaterſtadt verzagend, ſeine Kunſt dem Feinde anbot, mehrere Thürme von ungewöhnlicher Breite und Höhe erbauen laſſen. Hinter den Schießſcharten der obern Stockwerke waren Bogenſchützen und ſchwer gerüſtete Fußknechte aufgeſtellt, um, wenn das verabredete Zeichen erfolge, die **40** Ellen langen Fallgitter niederzulaſſen; im mittlern und untern Geſchoß ſtanden erleſene Krieger, mit Waſſereimern und Stangen verſehen, um das feindliche Feuer zu löſchen und etwaige Enterhaken abzuhalten. Andere Schaaren ſollten gleichzeitig die von allen Seiten her angegriffenen Mauern untergraben oder auf Leitern erſteigen. Nach einem furchtbaren Streit, an welchem die Männer und Weiber, die Greiſe und Kinder Cremas

den rühmlichſten Antheil nahmen, und nach dreimaligem, fruchtloſem Anprall, gelang es dem ungeſtümen Heerhaufen Otto's von Wittelsbach, am Abend des Schlachttages die erſte Verſchanzung zu nehmen und dadurch das Schickſal der jetzt entblößten, ihrer tapferſten Krieger beraubten Stadt zu entſcheiden. Denn ſchon in der Nacht gingen Friedensboten zum Kaiſer, welcher als Zeichen der Achtung freien Abzug mit der nothdürftigſten Habe gewährte. Alſo verließen am 27. Januar 1160 20,000 Menſchen beiderlei Geſchlechts ihre Heimath, und wählten größtentheils die Straße nach Mailand. Crema aber wurde von den erbitterten Nebenbuhlern, den Cremoneſern, auf Befehl Friedrichs geplündert, angezündet und bis auf den Grund zerſtört.

Inzwiſchen hatte der Tod Hadrians IV. (Herbſtmonat 1159) Zwieſpalt in der Kirche hervorgebracht, und dadurch auch den weltlichen Kämpfen eine verſchiedene Richtung gegeben; Etliche nämlich, beſonders die Mehrheit der Römer und Lombarden, folgten dem klugen, ſtandhaften und entſchloſſenen Kardinal Roland als Alexander III.; Andere, namentlich in Deutſchland und bei den kaiſerlich geſinnten Gemeinden Italiens, dem beſchränkten und wankelmüthigen Cardinal Octavian als Victor IV. Nach fruchtloſen Ausgleichungsverſuchen griffen beide Päbſte zu dem Bann, alſo daß fortan die Chriſtgläubigen in zwei Parteien zerfielen, die volksthümlichen Städte Lombardiens aber an Alexander III. einen eben ſo thatkräftigen als ſcharfſichtigen und ehrgeizigen Bundesgenoſſen gewannen. Daher ſetzten die Mailänder, nicht gebeugt durch den Fall Cremas, mit den Brescianern und Piacentinern die Fehde unter mannigfaltigem Wechſel fort, fielen oft, wenn die Deutſchen und Wälſchen von Lodi, Novara, Pavia, Cremona und Como ſorglos plünderten, plötzlich mit ihren Reiſigen, Fußknechten und Sichelwagen heraus, ja nöthigten im Auguſt den Feind, nach der blutigen Schlacht bei Carcano in Unordnung nach

Rom zu flüchten, Zelte und anderes Geräthe dem Feinde zu überlaſſen. Dagegen zerſtörte bei heftigem Winde eine Feuersbrunſt in der Stadt die meiſten Vorräthe und den dritten Theil der Häuſer, ohne daß die in Folge glücklicher Gefechte leichtſinnige Bürgerſchaft den Schaden zeitig zu erſetzen ſuchte. Kaum hatte daher Friedrich die längſt erwarteten Verſtärkungen bekommen, als er im Frühling des folgenden Jahres (1161) mit überlegenen Streitkräften von dem verſchanzten Feldlager bei Lodi aus in das mailändiſche Gebiet einbrach, Saaten, Weinberge und Obſtbäume verbrannte, ſelbſt Gefangene, wie den Ritter Adamo del Palazzi am Leben ſtrafte, und nach heftigen, meiſtens ſiegreichen Kämpfen alle Verbindung mit dem Flachlande abſchnitt; denn er wollte durch Hunger und Zwietracht gewinnen, was dem Schwerte und der offenen Gewalt unmöglich geweſen war. So verlor, wer Lebensmittel einzubringen ſuchte, ohne Gnade die rechte Hand. 25 Unglückliche traf an einem Tag die öffentlich angedrohte Strafe, ja, von ſechs auf der That ergriffenen Rittern wurden fünf geblendet und der letzte verſchont, um die Gefährten heimzuführen. Denn Menſchengefühl und Völkerrecht traten bei dem ſteigenden Parteihaß in den Hintergrund; ſelbſt in Mailand verwilderten ſo die Gemüther, daß man nachläſſige Steuerpflichtige der Folter preisgab. Nichts deſtoweniger wütheten hier im Frühling des Jahres 1162 die größte Hungersnoth, Krankheit und Zwieſpalt (ein Pfund Rindfleiſch koſtete 136, ein Scheffel Salz 95 Liren), ſo daß oft der Bruder den Bruder, der Vater den Sohn mit dem Schwert anfiel, um einige Lebensmittel zu gewinnen. Dabei war wegen der öffentlichen Angelegenheiten häuslicher Zwiſt, indeß Etliche die ſtandhafte Obrigkeit als Urheberin des Elends anklagten und Frieden forderten; Andere, namentlich vom hohen Adel, z. B. Giovanni da Gavirati, heimlich die Vaterſtadt verließen und in das feindliche Lager gingen; noch Andere Kampf auf Tod und Leben woll-

ten. Dieſen mannigfaltigen Mißgeſchicken erlag endlich die Ausdauer des Volks; in ſeinem Namen begehrten Anſelmo dell' Orto und Oſa, damalige Conſuln, vom Kaiſer, der zu Lodi verweilte, den Frieden; dafür werde man die Mauern, Thürme und Schanzen zerſtören, allen Hoheitsrechten entſagen, 300 beliebige Geißeln ſtellen, eine angemeſſene Geldbuße zahlen, mit keiner fremden Gemeinde Bündniſſe abſchließen, 3000 Bürger entfernen, die kaiſerlichen Podeſtas annehmen und das Belagerungsheer auf unbeſtimmte Friſt verpflegen. Friedrich aber antwortete finſter, Beſiegte dürften den Siegern keine Bedingniſſe vorſchreiben, nur von einer Tugend Rettung erwarten, dem blinden Gehorſam, der Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Nach einer kurzen, ſtürmiſchen Rathſchlagung nahmen die Mailänder, deren Lebensmittel kaum für drei Tage ausreichten, das ſchwere Geſetz an, und ſandten den 1. März 16 Abgeordnete, acht Conſuln und acht Ritter, nach Lodi. Dieſe ſchwuren, das entblöſ'te Schwert auf dem Nacken, allen Befehlen des Kaiſers unbedingt zu folgen, und daß ſie dieſen Eid von der ganzen Bürgerſchaft fordern wollten.

Am nächſten Sonntag, den 4. März, überreichten knieend 300 Ritter, unter ihnen der Baumeiſter Quintellino, die Schlüſſel der Stadt und 36 Fahnen; endlich am 6. erſchienen an 1000 Gemeinfreien, viele vom Adel und die Conſuln der letzten drei Jahre ſenkten die 100 Banner der Kirchſpiele und zuletzt die weiße, mit rothem Kreuz geſchmückte Stadtfahne, welche auf das gegebene Zeichen vom ſchweren Rüſtwagen ſich neigte und unweit des kaiſerlichen Throns niederfiel, indeß die zwei ſilbernen Poſaunen der gedemüthigten Republik das letzte Mal ſchmetterten. Darnach forderte Friedrich 400 Geißeln aus den angeſehenſten Geſchlechtern des Adels und der Bürgerſchaft, die Huldigung aller Einwohner auf unbedingten Gehorſam, und daß man für den ungehinderten Einzug des Heeres vor jedem Thor die Mauern bre-

J.B. Zwecker del. C. Deucker sc. Frankf. a/M.

DIE ZERSTÖRUNG VON MAILAND

chen und die Gräben füllen ſollte. Zitternd gehorchte das Volk, aber bekam dennoch ſein Endurtheil nicht, auch da noch ungewiß, als von Pavia aus am 19. März der Befehl an die Conſuln gelangte, binnen acht Tagen alle Einwohner ohne Unterſchied des Standes, Geſchlechts und Alters aus der Stadt zu ſchaffen und bis auf weitern Beſcheid in Hütten einzulagern. Mit dunkler Ahnung des furchtbaren Schickſals folgte die dürftige Menge, aber ganze Schaaren der Wohlhabenden flüchteten und ſuchten Schirm bei Freunden und Verwandten der Nachbarſchaft. Unter ſolchen Voranſtalten kam der entſcheidende 26. März, und mit ihm der Kaiſer, umgeben von ſeinen Deutſchen, den Paviern, den Novarenſern, den Lodeſanern, Cremoneſen und andern wälſchen Bundesgenoſſen, ſichtbar gerührt, ſtill und in ſich gekehrt; denn noch ſchwankte der Entſchluß. Da mahnten die lombardiſchen Getreuen mit ungeſtümen Bitten und Verheißungen an ſtrenge Gerechtigkeit; ſo lange der Sitz des Aufruhrs ſtehe, werde keine Ruhe herrſchen. Jetzt endlich erfolgte der Spruch: „Die Stadt Mailand ſoll in Schutt und Staub zuſammenfallen.“ Sofort begann unter dem Jammergeſchrei der Einen, dem Jubel der Andern, das Zerſtörungswerk, mit ſolchem Wetteifer von den Wälſchen vollzogen, daß binnen ſechs Tagen kaum noch der fünfzigſte Theil Mailands ſtand; es ſanken nebſt den meiſten Bürgerhäuſern in Trümmer die Rennbahn (Circus), der von vier Gewölben und Säulen getragene Triumphbogen, die Bäder, der 245 Ellen hohe, aus Quadern erbaute Glockenthurm der Marienkirche, die Stadtburg mit ihren Marmorſäulen, der eben ſo hohe als feſte Thurm des heiligen Georg im Pallaſt (Giorgio al palazzo), ſammt andern Werk- und Meiſterſtücken der alten und neuen Zeit. Jedoch entgingen der Vernichtung alle Klöſter und Kirchen, aus Ehrfurcht gegen das Heilige, die meiſten Wohnungen des Adels, Verrath zu lohnen, ein Theil der Vorſtädte, den lauen Freiheits-

ſinn der Inhaber zu nähren, viele Stellen der Ringmauern und ihrer 100 Thürme, weil der Rieſenbau dem Feuer und Eiſen trotzte, der römiſche Bogengang, die 16 Säulen geheißen, unweit der Kirche des heiligen Lorenz, aus Achtung gegen die Kunſt. Was jetzt nicht fiel, zerſtörten im nächſten Jahre die dreimal aus Beute- und Rachgier wiederkehrenden Lombarden. Darnach wurden die ihres Vaterlands beraubten Einwohner in vier offenen Marktflecken (burgos), Vigentino, Noceta, Lambrate, Carraria angeſiedelt und der Obhut eines kaiſerlichen Vogtes, des Biſchofs Heinrich von Lüttich, übergeben.

Mailands Sturz wirkte ſchnell und entſcheidend auf das Schickſal der gemeinheitlichen (republikaniſchen) Partei in Oberitalien zurück; denn es huldigten hinter einander Brescia, Piſa, Piacenza, Bologna, Ravenna, Imola und Faenza; brachen, wie man ſolche Bedingung vorſchrieb, ihre Thürme und Ringmauern, ebneten Gräben und Wälle und nahmen die vom Herrn geſetzten Gewaltboten (Podeſtas) als Nachfolger der Conſuln an. Dagegen durften die getreuen Städte, als Pavia, Lodi, Cremona, Genua, ihre herkömmlichen Obrigkeiten frei wählen und eigenen Ordnungen gehorchen. Darauf eilte der Kaiſer, welcher ſein Wort, vor Mailands Fall nicht die Krone zu tragen, gelöſ't und im erſten Taumel trunkener Siegesfreude ſelbſt Urkunden nach der Zerſtörung des verhaßten Feindes ausgefertigt hatte, über Burgund nach Deutſchland; er hoffte, hier in Ruhe die Früchte der Waffengewalt ernten zu können, ſah ſich aber ſchmählig getäuſcht und bald in neue Kämpfe mit den durch Unglück veredelten Gemeinden Lombardiens verwickelt. Es ſchalteten nämlich die mailändiſchen Ober- und Untervögte, taub gegen die Mahnungen der Klugheit und Gerechtigkeit, nur nach dem Gelüſten der ſchrankenloſeſten Hab- und Herrſchgier; legten willkürliche Steuern und Schatzungen auf, ſo daß die geſetzlichen Abgaben ſechsfach erhöht wurden; nöthigten den Landmann, für den Bau der Zwingburgen und Schlöſ-

ſer in Monza, Vigentino, Noceta, Landriano und Montemalo meilenweit Steine und anderes Geräthe als Frohnknechte herbei zuſchaffen; ſtraften die geringſte Widerſetzlichkeit mit ſchweren Geldbußen, Kerker und Bann; zogen die Güter aller ohne männliche Nachkommenſchaft Geſtorbenen ein; warfen, der Zahlung zu entgehen, gültige Schuldſcheine in das Feuer; verkauften die Rechtspflege an den Meiſtbietenden und erzeugten durch dieſe und andere Frevel bei dem gedrückten Volke den Entſchluß, lieber zu ſterben, als ſo elend zu leben. Benachrichtigt von der ſteigenden Gährung, welche überdieß der nach Frankreich flüchtige Pabſt Alexander **III.** gefliſſentlich nährte, eilte der Kaiſer perſönlich in die Lombardei, um den Stand der Dinge zu unterſuchen und die Klagen der Unterthanen zu hören (Herbſt **1163**); denn fruchtlos hatte er bisher die Statthalter gewechſelt und außerordentliche Bevollmächtigte dahin geſandt. Jene konnten und dieſe wollten nicht leidenſchaftslos ſehen und handeln. Kaum war aber Friedrich mit großem Gepränge in Pavia eingezogen, als hier Obrigkeiten und Volk, unfähig, alte Eiferſucht zu vergeſſen, auf die Gefahren deuteten, welche Tortona der Ruhe Italiens bereite. Nimmer werde es raſten, als bis es ihm gelungen ſey, im Bündniß mit den aufrühreriſchen Burgflecken Mailands noch einmal den Brand offener Bürgerfehde zu erregen. Deßhalb müſſe man die Bollwerke dieſer halsſtarrigen, undankbaren Gemeinde ſchleifen. Sofort wurde das Geſuch bewilligt; allein die Pavier zerſtörten nicht nur die Mauern und Thürme, ſondern auch die Wohnungen der verhaßten Stadt, welche binnen etlichen Tagen einen ungeheuren Schutthaufen darſtellte.

Bald darauf wurde des Kaiſers redlicher Wille bei einer andern Gelegenheit von den vollziehenden Behörden betrogen und zur zweiten Miſſethat verführt. Am dritten Chriſtmonat nämlich traf Friedrich auf einer Reiſe in das Mailändiſche zur Nachtzeit

auf die unglücklichen Bewohner des Marktfleckens Vigentino. Männer, Weiber, Greiſe und Kinder, in Lumpen gehüllt, bleich und abgezehrt, warfen ſich während des heftigſten Regens zu Boden und fleheten um Schirm wider ihren hartherzigen Vogt, den Prieſter Friedrich. Abgeordnete, lautete die Antwort, möchten am folgenden Tage nach Monza kommen und hier an der öffentlichen Gerichtsſtätte die Entſcheidung des Geſetzes vernehmen. Freudig und einer endlichen Hülfe gewiß, wählte das Volk 12 Boten, welche in der beſtimmten Friſt vor den kaiſerlichen Stellvertretern, dem Kanzler Rainold, Erzbiſchof von Cöln, und dem Grafen von Blantrade erſchienen, aber bei dem erſten Geſpräch die Weiſung bekamen, unverzüglich ein angemeſſenes Ehrengeſchenk zu beſorgen. Nur Thränen und guten Willen, entgegneten die Mailänder, nicht Geld und Habe, könne man dem Herrn darbringen, eine Gabe, welche nach den Lehren der Weiſen an Knechten und Beſiegten nicht zu verachten ſey. — „Wozu ſolche Weisheit? Geld, und nichts als Geld, das iſt unſere Forderung,“ antwortete der Erzbiſchof, und nahm von den Bittſtellern Bürgſchaft, vor dem nächſten Hornung 880 Pfund kaiſerlicher Münze zu bezahlen. Das hieß Gerechtigkeit üben und Unterthanenpflicht handhaben. Daher blieb den Bedrängten kein anderes Rettungsmittel, als Selbſthülfe und Einigung der zerſplitterten Kräfte. Alſo griffen Padua, wo der wollüſtige Vogt Pagano durch gewaltthätige Entführung einer Jungfrau aus einer edlen Familie die Loſung zum Aufſtande gab, Verona, Trevigi und Vicenza zu den Waffen, verjagten die auch hier unleidlichen Statthalter und gelobten einander im Veroneſer Bündniß (Veronensis societas) durch feierlichen Eidſchwur treuliche Hülfe wider alle Feinde ihrer geſetzlichen und anerkannten Rechtſame.

Auf die Kunde dieſes wichtigen Ereigniſſes verſammelte Friedrich nach fruchtloſer Vertheidigung die Kriegsvölker Cremonas,

Comos, Pavias, Novaras, Lodis, nebſt etlichen deutſchen Schaaren, und drang bis Vacaldo, im Gebiet Veronas, vor, mußte ſich aber, als die Eidgenoſſen wider Erwarten zahlreich und wohlgerüſtet entgegentraten, unter Brand und Raub bis auf Pavia zurückziehen; denn er konnte ſelbſt den Seinigen nicht vertrauen, und manche Städte, wie Ferrara und Mantua, nur durch freigebige Zugeſtändniſſe im Gehorſame erhalten. Dagegen wuchs der Bund ſeit dem offenen Beitritt Venedigs täglich an innern und äußern Hülfsmitteln, ſtrafte verrätheriſche Bürger, wie den Herrn Pilei aus Verona und zehn andere Schuldige, am Leben, und handelte ſo nachdrücklich, daß der Kaiſer, am Siege verzweifelnd und überdieß durch Unruhen in Deutſchland bedrängt, im Herbſt (1164) Italien verließ. Vorher wurden jedoch, um weiterem Mißgeſchick nach Kräften zu begegnen, neue Beſatzungen in die feſten Plätze gelegt; Pavia, Genua und andere Gemeinden durch mannigfaltige Gunſtbezeigungen gefeſſelt, die Abgaben der Mailänder nach einem regelmäßigen Steuerfuß geordnet, die Vögte, namentlich der mailändiſche, Graf Markwald von Grumbach, an Milde und Gerechtigkeit gemahnt. Aber keine Erfahrung hatte gewarnt, den eingebornen Haß und Uebermuth der meiſtens aus Deutſchen gewählten Oberbeamten gezügelt. Umſonſt überreichten die Mailänder ihrem Statthalter als Ehrengeſchenk einen ſilbernen, mit Gold gefüllten Becher; Grumbach, nicht befriedigt durch den Schwur unbedingten Gehorſams, trieb die herkömmlichen Zinſe mit unerbittlicher Strenge ein, ſetzte, neue zu erfinden, den heimtückiſchen Abt vom goldenen Himmel als Stellvertreter (Vicar) über Pavia, und ernannte Heinrich Arbetia, Nordano Scacabarotio, Anſelm Horti und Aliprando Judice zu Rentmeiſtern. Dieſe Menſchen, eben ſo unverſchämte als abgefeimte Böſewichter, erſannen unter verſchiedenen Namen und Vorwänden bisher ungekannte Auflagen, z. B. von ſchon geſchnittenen Wieſen, abgehauenen

Waldungen, ſeit 20 Jahren beſtellten Aeckern; verzeichneten höhnend im ſogenannten Schmerzenbuche alle Gründe, Matten, Ochſenpaare, Feuerherde, Schulden, Gülten und Abgaben des mailändiſchen Landvolks und gebrauchten die willkürlichſten Erpreſſungen, ohne daß Tadel oder Strafe erfolgte. Ja Arnold Barbavaria, Podeſta von Piacenza, durfte zwei Bürgern unter dem Schein des Rechts 11,000 Mark Silbers abnehmen, die Kirche des heiligen Antonius plündern, Thüren und Mauern, welche nur eine Höhe von 20 Ellen haben ſollten, einreißen und abtragen. Nur Furcht und Hoffnung auf die endliche, unparteiiſche Dazwiſchenkunft des Kaiſers hemmten den Ausbruch des ſchleichenden Unfriedens, während der veroneſiſche Bund, ſeit der Heimkehr Pabſt Alexanders aus Frankreich nach Rom (Wintermonat 1165) der lombardiſche geheißen und fortan auch auf geiſtliche Waffen geſtützt, an Umfang und Stärke zunahm.

Feſt entſchloſſen, wider beide Feinde, Republik und Kirche, die Anſprüche kaiſerlicher Oberherrlichkeit zu behaupten, verſammelte Friedrich auf dem Lechfelde ein zahlreiches Heer, zog im Winmonat 1166 über Brixen, Trient, durch das Thal Camonica nach Italien herab, hörte in Lodi die Klagen der Lombarden, ohne jedoch gründlich den Mißbräuchen der Beamten zu wehren, und brach im Frühling 1167, unbekümmert um den weltlichen Gegner, wider Rom auf. Dieſer Mittelpunkt der geiſtlichen Gewalt, wo die Fäden aller Bündniſſe mit den freien Gemeinden des Nordens, den königlichen Normannen des Südens und den verſchlagenen Griechen des Oſtens zuſammenliefen, ſollte zuerſt fallen. Aber während der Hohenſtaufe vor Ankona am adriatiſchen Meere lagerte, und Erzbiſchof Chriſtian von Mainz, ein überaus ſtreitbarer und kluger Herr, ſeinem von den Römern hart bedrängten Amtsgenoſſen Rainold, Erzbiſchof von Cöln, zu Hülfe eilte, geſchah in Oberitalien ein entſcheidender Schritt für das Wachsthum ſtädtiſcher Freiheit.

Nach langen Unterhandlungen nämlich, welche für Mailand beſonders ein kluger und edelgeſinnter Mönch, Bruder Jakob, führte, erſchienen am 7. April in dem abgelegenen Kloſter Puntido, zwiſchen Mailand und Bergamo, die Boten der Gemeinden Cremona, Brescia, Verona, Mantua, Ferrara, Trevigi, Vicenza, Padua, Parma, Piacenza, Bergamo, Modena, Bologna, Venedig, Mailand und beſchworen zunächſt für 20 Jahre die lombardiſche Einigung (Eidgenoſſenſchaft, Bund, **Societas Lombardorum**). Ueberzeugt, daß es preiswürdiger ſey, mit Ehren zu ſterben, als in Schmach zu leben, gelobten ſie, einander mit Gut und Blut zu ſchirmen wider jeglichen Menſchen, der ſie durch Krieg und auf andere Weiſe heimſuchen oder eines der ſeit Heinrichs IV. Zeit wohl erworbenen Rechte ſchmälern wolle, ohne gemeinſamen Beifall weder Frieden, noch Waffenſtillſtand abzuſchließen, jedwedem Bundesgenoſſen etwaigen Schaden zu erſetzen, dieſen Eid mit Ausnahme der Pfaffen, Tauben und Stummen von allen Bürgern zwiſchen 14 und 60 Jahren zu fordern, und das Alles treu und ſicher, ohne Trug und Falſchheit, alſo zu halten, daß Jeder nach Kräften mitwirke für die gemeine Wohlfahrt. Gleichzeitig wurde die baldige Wiedereinſetzung der Mailänder in ihre zerſtörte Vaterſtadt beſchloſſen.

Während nun jene, die Entdeckung des geheimen Bündniſſes fürchtend, drei Wochen in Todesangſt lebten und täglich die Ankunft der erbitterten Pavier erwarteten, erſchienen plötzlich am 27. April die bewaffneten Heereshaufen von Cremona, Brescia, Bergamo, Mantua, Verona, und der treviſaniſchen Mark, führten das mailändiſche Volk aus den Burgflecken unter Geſang und Jubelgeſchrei in die Heimath zurück, und wichen nicht eher, als bis Wälle, Gräben und Mauern errichtet, alle Anſtalten zur Vertheidigung getroffen waren. Nicht lange darauf verließ auch Lodi, durch Waffengewalt beſtimmt, die Partei des Kaiſers. Dieſer, unbekümmert um die Bewegung hinter ſeinem Rücken, brach von Ankona

wider Rom auf, vertrieb die Normannen aus den Päſſen der Apenninen und beſetzte am 24. Heumonat die Anhöhen des böſen Berges (monte malo), im Angeſicht der heiligen Stadt. Hier hatte Pabſt Alexander durch Wallfahrten, Ausſtellung der Köpfe Peters und Pauls, öffentliche Kreuzpredigten den Muth der Bürger und Lehenleute (masnada) entflammt und jede gütliche Ausgleichung abgewieſen. Alſo begann am 25. die Schlacht, in welcher die Römer dem Ungeſtüm und der größern Kriegsfertigkeit des Feindes zwar wichen, aber die Peters- und Marienkirche etliche Tage lang mit Wuth vertheidigten. Als endlich die Deutſchen, erbittert durch den hartnäckigen Widerſtand, Feuer in die Gotteshäuſer warfen und alle Gegenwehr vereitelten, floh der Pabſt mit den Cardinälen aus dem Lateranpallaſte in die Feſte der Frangipani, das Coliſeum; verweigerte ſtandhaft jeden Vertrag als unwürdig des Oberhauptes der Chriſtenheit, und entwich bei wachſendem Kleinmuth des Volks in der Tracht eines Pilgrims nach Benevent in das Land der befreundeten Normannen. Da huldigten die Römer dem Kaiſer und ſeinem Gegenpabſt Paſchalis, ſtellten 400 Geißeln und erhielten dafür die Beſtätigung ihrer Rechtſame und volksthümlichen Obrigkeiten. In dieſem Augenblicke, als Lombarden und Normannen vor dem jetzt entſchiedenen Uebergewicht der fremden Waffengewalt zittern mußten, zerſtörte ein Naturverhängniß binnen etlichen Tagen das Werk vieler Jahre. Um die Mitte des Auguſtmonats nämlich brach eine peſtartige Krankheit, Folge der Unmäßigkeit und des bald heißen, bald feuchten Himmels, im Lager der Deutſchen aus, und raffte nicht nur das gemeine Kriegsvolk, ſondern auch die Zierden des Reichs und der Ritterſchaft hinweg. Denn es ſtarben der Kanzler Rainold, der geiſtvollſte und treueſte Freund des Kaiſers, der Pfalzgraf Heinrich von Tübingen, die Grafen von Sulzbach, Naſſau, Altemont (Hochberg) und Lippe, die jungen und trefflichen Herzoge

Friedrich der Rotenburger von Schwaben und Welf von Baiern, die Biſchöfe von Prag, Augsburg, Speier, Halberſtadt, Regensburg, Lüttich, Verden und Zeitz, der Geſchichtſchreiber Acerbus Morena aus Lodi, über 2000 Ritter aus Schwaben, Franken und den Rheinlanden. Keine menſchliche Kunſt und Vorſicht konnte dem Uebel ſteuern; es griff ſo ſchnell und verderblich um ſich, daß am Morgen Geſunde einige Stunden ſpäter auf den Straßen todt niederfielen und ganze Haufen von Leichen entweder in die Tiber geworfen wurden, oder Tage lang unbeerdigt die Luft noch mehr verpeſteten. Wer entkam, verlor Haupthaar und Geſichtsfarbe, oder trug Jahre lang den Keim des Todes mit ſich, bis er ihn plötzlich, oft in den Armen der Seinigen, überraſchte. Mancher ſtarb aus Mangel an Pflege, weil Jeder für ſich ſorgte, und Viele ſtürzte die Furcht vor den Strafgerichten Gottes, der die mit Raub und Blut beſudelten Kirchen der Apoſtel rächen wolle, vor der Zeit in das Grab. Die Geſunden aber machte der Anblick des überſchwänglichen Elends gleichgültig gegen Zucht und Ordnung; ſie ſuchten die zweifelhafte Lebensfriſt nach Möglichkeit zu genießen und dadurch die eigene Seelenangſt zu erſticken.

Friedrich, überall von Feinden umgeben, und binnen etlichen Tagen 25,000 trefflicher Krieger beraubt, gedachte des Rückzuges, nahm Geißeln von den Römern, gab dem Pabſt Paſchalis, welcher in Viterbo blieb, eine auserleſene Wache, und führte die übrige, täglich durch Krankheit abnehmende Mannſchaft raſch über Lucca, Villafranca, Pontremoli, Tortona, den Po nach Pavia, wo er, am 12. Herbſtmonat angelangt, die Einnahme des Schloſſes Trazzi und den Verluſt der dort niedergelegten Schätze vernahm. Sogleich wurden die Abgeordneten der getreuen Städte Como, Vercelli, Novara und Pavia, die Markgrafen Wilhelm von Montferrat und Obizzo Malaspina, Guido von Blantrade und etliche Freiherren zu einem Fürſtentage beſchieden, von

ihnen die verbündeten Gemeinden, Lodi und Cremona wegen früherer Dienſte ausgenommen, geächtet (21. Herbſtmonat), etliche Tage ſpäter verheerende Streifzüge bald in das Gebiet Mailands, bald Piacenzas unternommen. Aber das Alles blieb bei den ungleichen Streitkräften fruchtlos; denn die Lombarden gaben nicht nur ihrem Bunde durch den erſten geſchriebenen Vertrag (1. Chriſtmonat 1167) größere Feſtigkeit und Ordnung, ſondern breiteten auch durch Güte und Gewalt die räumliche Markung aus. Vercelli, Novara und der Markgraf von Malaspina traten offen zur vaterländiſchen Partei über; ſelbſt die Standhaftigkeit der Pavier ſchwankte. In ſolcher Noth, als 20,000 Lombarden von allen Seiten her vordrängten und die erſchöpfte, zwieträchtige Heimath keine Hülfe ſenden konnte, entfloh der Kaiſer Friedrich mit etwa 30 Begleitern durch die Lande des Grafen Humbert von Savoyen, über St. Ambroſiuskloſter und Suza, wo ſeinem Leben Gefahr drohte, nach Burgund, und von hier nach Deutſchland (Frühling 1168).

Thätig und umſichtig benutzte das jetzt freie Oberitalien die koſtbare Muße, bauete, um die Verbindung zwiſchen Pavia und dem Markgrafen von Montferrat zu unterbrechen, am Zuſammenfluß des Tanaro und der Bormida in einer fruchtbaren Ebene die Feſte Aleſſandria (Mai 1168), vervollkommnete und erneuerte für 50 Jahre den Lombardenbund (1170); gelobte endlich, nie mit den Hohenſtaufen und Anhängern derſelben Frieden, Stillſtand oder andern Vertrag zu ſchließen; arbeitete, durch die ſcheinbare Ruhe nicht eingeſchläfert, unabläſſig an der Einübung des Kriegsvolkes und dem Bau der Mauern, Thürme und Schanzen; ſchloß engere Freundſchaft ab mit dem Pabſt Alexander, dem griechiſchen Kaiſer Manuel Comnenus und den Normannen unter König Wilhelm dem Guten (II.). Alle Bundesgenoſſen aber übertraf Mailand an Eifer und Bürgertugend; es ſtieg wie einſt Athen nach dem Perſerbrande

ſtärker und ſchöner aus ſeinen Trümmern empor. An 30 Ellen breite Gräben, erweiterte Ringmauern, neue, zum Theile marmorne Thore mit kunſtreichem Schnitzwerk, welches die Hauptſchickſale des bisherigen Freiheitskrieges darſtellte, ſchirmten die Stadt nach außen hin, während ſich drinnen der erzbiſchöfliche Pallaſt und die Marienkirche durch freiwillige Beiträge, beſonders der Frauen, als würdige Denkmale des Gemeingeiſtes erhoben, und verbeſſerte Kranken- und Armenhäuſer von dem Menſchengefühl der durch Unglück geläuterten Republikaner zeugten.

Friedrich, damals wegen der Deutſchen Wirren unfähig, dem kühnen Aufſchwung der Lombardei, welcher ſelbſt Pavia ergriffen hatte, nachdrücklich zu widerſtehen, ſandte den Erzbiſchof Chriſtian von Mainz an der Spitze eines Heerhaufens nach Italien, damit theils die übermüthigen Mailänder geſchreckt, theils die ſchwankenden Gemeinden Toscanas beruhigt würden (**1171**). Nachdem hier jener binnen drei Jahren die Gährungen größtentheils geſtillt hatte, geſchah im nächſten Frühling (**1174**) mit deutſchen und wälſchen Schaaren der Aufbruch wider das feſte, den Griechen verbündete Ankona, um durch den Fall deſſelben dem ſchon für eine neue Heerfahrt gerüſteten Kaiſer die Bahn zu bereiten. Während alſo **40** Kriegsſchiffe der Venetianer, welche aus Handelseiferſucht Hülfe brachten, den Hafen ſperrten, ſchnitt das zahlreiche Landheer alle Verbindung mit der Umgegend ab, zerſtörte die Weinreben und Obſtbäume und begann bei ſteigendem Mangel in der Stadt einen allgemeinen Sturm. Aber die Bürger, nicht entmuthigt, fielen mit Grimm und in guter Ordnung auf den Feind, ſchlugen an der Seeſeite die venetianiſche Flotte, welche ſchon etliche Stellen des Geſtades beſetzt hatte, nach heftiger Gegenwehr zurück und ſtürzten darnach auf den Gewalthaufen des Erzbiſchofs. Da entbrannte eine wilde regelloſe Schlacht; vor dem Wirbel des Staubes, dem Wiehern der Roſſe und Schall der Trompeten konnte kein Befehl

der Führer gehört werden; jeglicher kämpfte an dem Platze, wohin ihn der Zufall brachte, Feldherr und Krieger zugleich. Endlich wichen die Deutſchen, als das Belagerungsgeräthe, von Samura, einem kühnen Weibe, angezündet, in den Flammen aufgegangen war, und überließen die Wahlſtatt den Siegern, welche die gefallenen Pferde als koſtbare Beuteſtücke davontrugen (April).

Aber bald kehrte der Feind, durch ſeine Ueberlegenheit an Mannſchaft begünſtigt, in die früheren Stellungen zurück, mied jedes Gefecht, warf neue Schanzen auf, und ſuchte durch Hunger zu gewinnen, was dem Schwert unmöglich geweſen war. Vergeblich bot bei dem wachſenden Elend die Bürgerſchaft billige Unterhandlung an; Chriſtian forderte Uebergabe auf Gnade und Ungnade; umſonſt zerhieb ein kühner Prieſter, Johannes geheißen, mitten im Sturm und unter dem Regen der feindlichen Geſchoſſe das Ankertau des venetianiſchen Admiralſchiffs, und gab den Seinigen Gelegenheit, vier Fahrzeuge zu zerſtören; die Flotte zog nach kurzem Hinderniſſe den Kreis der Einſchließung enger. Jetzt erreichte die Noth ihren Höhepunkt; für 12,000 Menſchen fand man nur ſechs Scheffel Waizen und neun Scheffel Spelz. Schon begehrten, zwieſpältig, Conſuln und Räthe, die einen Ergebung, die andern Tod im letzten Kampf der Verzweiflung, als ein 100jähriger Greis, auf den Stab geſtützt, unter die zwieträchtigen Mitbürger trat, und in würdevoller Rede zu männlicher Ausdauer mahnte. Jeder möge gedenken des Beiſpiels der Altvordern, welche den König Lothar und andere Feinde durch Heldenmuth und Eintracht zur ſchimpflichen Flucht gezwungen hätten, Jeder die Schande beherzigen, wenn eine Stadt, welche vormals Kaiſern und Königen trotzte, jetzt einem Pfaffen dienen müßte. Zwiſchen Deutſchen und Wälſchen könne aufrichtige Liebe nicht beſtehen. Davon zeuge Mailand, nach ſiebenjährigem Kampf und entgegen allen Verträgen, in einen Schutthaufen verwandelt und zu namenloſem

Jammer verurtheilt. Alſo möge man, durch ſolches Beiſpiel gewarnt, Boten ausſenden, um durch Geld und Verheißungen ein Entſatzheer zu werben, und, wenn auch dieſer Schritt fruchtlos bleibe, die Habe in das Meer werfen und im Todeskampf mit den Feinden der Freiheit ein ruhmvolles Grab ſuchen.

Solche Worte wirkten wie ein zündender Funke; aller Kleinmuth und Hader verſchwand; man beſchloß, auszuharren und inzwiſchen durch etliche kluge und kühne Männer von fremden Freunden ſchleunige Hülfe zu fordern. Glücklich fanden jene auf zerbrechlichen Fahrzeugen den Weg durch die venetianiſche Flotte, ſtiegen oberhalb der Stadt an das Land und gingen nach Ferrara zu dem mächtigen und edlen Wilhelm Marcheſelli, aus dem Geſchlecht der Adelarde, von hier nach Bertinoro in der Romagna, dem Stammſchloß der gleichnamigen Gräfin Aldrada, aus dem Hauſe der römiſchen Frangipani, ſchilderten die Bedrängniß der Vaterſtadt und gewannen den gewünſchten Beiſtand. Aber bevor dieſer eintraf, hatte dort die Noth ihren Gipfel erreicht und namenloſe Beiſpiele des Jammers wie der Freiheitsliebe hervorgetrieben. An Brod fehlte es gänzlich; das Fleiſch von Pferden, Eſeln und andern zahmen Thieren wurde mit Gold bezahlt; der Arme mußte ſich mit Seemuſcheln, Mäuſen, weich gekochtem Leder, Häuten von Hunden und Katzen begnügen.

Bald wurden die Folgen ſichtbar; Schatten ähnlich, mit bleichem Geſicht, ausgedörrten Gliedern, kaum fähig, den Leib aufrecht zu tragen, ſchlichen Männer und Jünglinge umher, dennoch wie neugeboren, ſobald die Sturmglocken ertönten. Man ſah Frauen, welche ihr Leben darboten, wenn dadurch das gemeine Weſen gerettet werden könnte, Mütter, die thränenlos auf ihre verſchmachtenden Kinder blickten; ja, man ſagt, eine Wittwe habe ſich heimlich eine Ader geöffnet und mit dem Blut zwei aus der Schlacht heimkehrende Söhne erquickt.

Endlich in einer Nacht des Weinmonats erſchien das Hülfsheer unter dem Ritter Marcheſelli und der Gräfin Bertinoro. Von **1000** Fackeln und Wachtfeuern ſtrahlte der Berg Falcognara, welcher die Ausſicht auf die Stadt und ihren Hafen eröffnet. Sogleich brach der Erzbiſchof, ohne den Angriff zu erwarten, das Lager ab und zog in das Herzogthum Spoleto, während bald darnach auch Venedigs Flotte die Anker lichtete.

Inzwiſchen hatte der Kaiſer Friedrich ſeine Rüſtungen für die vierte große Fahrt nach Italien vollendet, im Herbſtmonat **1174** den Cenis überſtiegen, das Städtchen Suſa am Fuß der Alpen zerſtört; Aſti gedemüthigt, die Schaaren Pavias und des Markgrafen von Montferrat an ſich gezogen und in den letzten Tagen des Weinmonats die Belagerung Aleſſandrias begonnen. Dieſes Denkmal des feindlichen Uebermuths ſollte um jeden Preis fallen, ſo große Hinderniſſe auch die tapfere Bürgerſchaft, der naſſe ungeſunde Herbſt und der gewöhnlich rauhe Winter entgegenſetzen mochten. Vergeblich mahnten Fürſten und Ritter, als die wiederholten Stürme fruchtlos blieben und anſteckende Krankheiten ausbrachen, zum Abzug; Friedrich, der Meinung, Ehre und Klugheit forderten Ausdauer, trotzte den unſäglichen Gefahren und Beſchwerden vier Monate lang, indeß manche Mißvergnügte, namentlich Herzog Heinrich der Löwe, heimlich des Reichs Oberhaupt verließen. Endlich, als um Oſtern **1175** auch der letzte Verſuch, die Stadt durch Minengänge zu nehmen, ſcheiterte, als die lombardiſchen Eidgenoſſen zahlreich und wohlgerüſtet für den Entſatz über Tortona herbeieilten, wurde das Belagerungsgeräthe verbrannt und das bedeutend geſchwächte Heer wider den rächenden Feind in die Gegend von Montebello geführt. Schon erwarteten beide Theile, einander gegenüber aufgeſtellt, die entſcheidende Feldſchlacht, als Ezzelino da Romano, genannt der Stammler, und Anſelm da Duaro, Bundeshauptleute, Vergleich anboten und am **16.**

April einen Vertrag abſchloſſen, nach welchem Schiedsrichter die Streitigkeiten unterſuchen und ſchlichten, die beiderſeitigen Gefangenen unentgeldliche Freiheit bekommen, und die bewaffneten Kriegsvölker bis zur Aufhebung des einſtweiligen Stillſtandes ihre Fahnen verlaſſen ſollten. Hierauf beurlaubte der Kaiſer, welcher damals ohne Rückhalt den Frieden wünſchte, die meiſten Schaaren und begab ſich nach Pavia, wo die Unterhandlungen ſofort begannen, aber bei den widerſtrebenden Anſprüchen der deutſchen Krongewalt und der lombardiſchen Bürgerfreiheit kein Reſultat lieferten. Ueberdieß trat die Kirche nicht, wie Mancher hoffte, vermittelnd, ſondern gebietend auf, und begehrte unbedingte Anerkennung des allein gültigen und rechtgläubigen Hirten der Chriſtenheit, des Pabſtes Alexander.

Alſo griffen bei wachſendem Zwieſpalt der Parteien die verbündeten Städte ſchon gegen Ende des Jahres zu den Waffen und verwüſteten die Markungen Pavias und Comos. In dieſer Noth forderte Friedrich durch Eilboten von den Fürſten und Völkern Deutſchlands ſchnelle Hülfe, beſonders aber von Heinrich dem Löwen eine baldige Unterredung zu Chiavenna, unweit dem Comerſee. Zögernd und vorbereitet zum offenen Bruch, gehorchte der Herzog von Baiern und Sachſen, lehnte aber ſtandhaft die dringende Mahnung zur perſönlichen Theilnahme an der Heerfahrt ab. Oft, hieß es, habe er dem Reich alle ſeine Kräfte gewidmet, wolle auch im laufenden Handel mit Geld und Zeug gewärtig ſeyn, perſönliche Anweſenheit in Italien hinderten jedoch die Gebrechen des Leibes, Folge der jahrlangen Mühen und Gefahren. Als aber dieſe Vorſtellungen fruchtlos blieben, wurde die Reichsſtadt Goslar zum Erblehen und als Preis der Theilnahme am Lombardenkriege gefordert. Solches zu gewähren, durch Ehre und Pflicht gehindert, erneuerte der Kaiſer ſeine Bitten, und beugte, tief bewegt, vor dem Welfen die Kniee. Jener hob ſchnell und

in ſichtbarer Verwirrung den gedemüthigten Herrn auf, der herzogliche Truchſeß aber, wird gemeldet, ſprach keck: „Laſſet immerhin die Reichskrone Euch zu Füßen kommen! Bald wird ſie Euer Haupt zieren." Als nichts den Starrſinn des Herzogs beugen konnte, eilte Friedrich in großem Zorn nach Italien zurück (Hornung 1176) und erwartete in Como die Ankunft der aus Deutſchland zahlreich heranziehenden Kriegsſchaaren, welche durch Baiern, Graubündten, über Diſentis, Bellinzona, Domo d'Oſſola den Ort ihrer Beſtimmung erreichten. Nach etlichen Tagen Raſt brach das geſammte Heer von Como auf und folgte über Cairate dem Teſſin, um ſich mit der Mannſchaft Pavias, des Monteferrato und des in der Mark Ankona bisher thätigen Erzbiſchofs Chriſtian von Mainz zu vereinigen, früher aber keine Entſcheidungsſchlacht zu liefern. Denn nicht unbekannt war die kühne Begeiſterung der Lombarden geblieben; niemals hatten ſie ſich einträchtiger, nachdrücklicher gerüſtet, entſchloſſen, zu ſiegen oder zu ſterben. Allen leuchtete auch dieſes Mal Mailand voran, wo 900 erleſene Reuter unter dem Befehl des rieſigen Alberto da Giuſſano die Geſellſchaft des Todes bildeten, ähnlich der 300 Mitglieder ſtarken Schaar des Stadtbanners durch feierlichen Eidſchwur verpflichtet, nie zu weichen oder zu fliehen. Als nun die Kunde von der Bewegung des Feindes anlangte, rückte die waffenfähige Bürgerſchaft, in ihre Stadtviertel mit beſonderen Fahnen vertheilt, unter dem Hauptbanner des heiligen Ambroſius aus, vereinigte ſich alsbald mit dem Aufgebot Veronas, Brescias, Piacenzas, der Mark, Vercellis, Novaras, Lodis, und zog längs der Olonna nach dem langen See (lago maggiore) hin, den Deutſchen entgegen. Es war am 29. Mai, als die Vorhut derſelben, 300 Reuter, auf die lombardiſche von 700 Pferden traf, ſogleich zwiſchen den Dörfern Buſto, Arſizio, Boriſano, unweit Legnano, angriff und, von neuen Schaaren unterſtützt, nach einem kurzen, blutigen Gefecht bis in die Ebene zwiſchen dem Teſ-

SCHLACHT BEI PAVIA.

ſin und der Olonna vorbrach. Sofort ordneten ſich beide Heere zur Schlacht, die Verbündeten ſo, daß in der Mitte, um das Caroccio verſammelt, die Mailänder, auf den weit ausgedehnten Flügeln die Hülfsvölker ſtanden, ſeitwärts aber ein tiefer Graben die Flucht, wenn nicht unmöglich, doch ſehr gefährlich machte. Sobald der Kaiſer, umſonſt gemahnt, die feſte Stellung nicht anzugreifen, mit dem Gewalthaufen nahete, beugten die Lombarden das Knie und flehten zu Gott, dem heiligen Petrus und Ambroſius um Beiſtand. Darnach begann der Kampf von Seiten der Deutſchen mit ſolchem Ungeſtüm, daß der Flügel, welchen die Brescianer bildeten, ſich zur Flucht neigte, und auch die Ordnung der Mailänder verwirrte. Dieſen Augenblick benutzend, fiel Friedrich, durch Wort und That kenntlich, auf das Mitteltreffen, eroberte die Stadtfahne und drängte die tapfere Rotte derſelben zurück. Da wiederholte laut die Geſellſchaft des Todes ihren Eidſchwur und ſtürmte mit den letzten Kräften der Verzweiflung vorwärts. Wilder entbrannte jetzt auf dem ganzen Blachfelde die Schlacht; Mann ſtritt wider Mann; der weichende Lombarde hemmte den Schritt. Da ſank des Reichs Bannerträger, von einem Pfeil durchbohrt, und die Glieder der Deutſchen ſchwankten. Aber kaum bemerkte der überall gegenwärtige Kaiſer die Gefahr, als er, nicht mehr Feldherr, ſondern gemeiner Krieger, in den dichteſten Haufen des Feindes ſtürzte und hier ſo lange ſtritt, bis das Roß, tödtlich verwundet, fällt und der Reiter verſchwindet. Das dumpfe, alle Reihen der Waffengefährten ſchnell durchlaufende Gerücht: „der Führer iſt geſunken!“ brachte Entſetzen und regelloſe Flucht. Ganze Schaaren wurden niedergehauen, in den Teſſin geſprengt, wenige nur gefangen; beinahe alle Ritter und Bürger Comos deckten, Uebergabe verſchmähend, die Wahlſtatt; reiche Beute an Pferden, Gepäcke, Koſtbarkeiten, unter ihnen des Kaiſers Schild, Fahne, Kreuz und Lanze, lieferte das mühelos eroberte Lager. Die ganze

Lombardei jubelte; ſie war frei; denn Friedrich, durch ein wunderbares Glück nach Pavia gerettet, ohne Schatz und Heer, dieſſeits der Alpen von trotzigen Siegern, jenſeits von Heinrich dem Löwen und mißvergnügten Völkern bedroht, gedachte ernſthaft der Ausſöhnung mit der Kirche und den Gemeinden Italiens. Jene, wie dieſe nahmen das aufrichtige Erbieten an und ſchloſſen nach langer, gründlicher Berathung zu Venedig einen umfaſſenden Freundſchaftsvertrag zwiſchen allen betheiligten Parteien ab. Dem König Wilhelm von Sicilien nämlich wurde ein 15jähriger, den Lombarden ein ſechsjähriger Waffenſtillſtand, dem Pabſt Alexander, welcher fortan für das allein rechtmäßige Oberhaupt der Chriſtenheit gelten ſollte, ein ewiger Friede von dem Kaiſer zugeſagt und beſchworen. Hinſichtlich des freiſtädtiſchen Bundes auf der einen, des deutſchen Reichs und den Anhängern deſſelben auf der andern Seite, ſollten Sicherheit des Eigenthums und der Perſonen ſtrenge gehandhabt, etwaige Streitigkeiten von erwählten Schiedsrichtern geſchlichtet, die Rechtſame der Gemeinden, welche ihre Einigung beibehalten und befeſtigen dürften, gewährleiſtet und nimmer angetaſtet werden.

Am 24. Heumonat 1177 erſchien darnach der Kaiſer Friedrich, vom Bann gelöſ't, in prachtvollem Aufzug zu Venedig.

Der Friede ward geſchloſſen. Der Kaiſer küßte dem Pabſte die Füße, hielt ihm den Steigbügel, und empfing von ihm die Abſolution und den Friedenskuß in der Markuskirche unter dem Jubel des Volks. Die gemeine Sage, daß der Pabſt damals dem Kaiſer den Fuß auf den Hals geſetzt, und dabei geſagt habe: „Auf Schlangen und Ottern wirſt du gehen, und treten auf die jungen Löwen und Drachen," iſt eine Fabel, die kein Zeugniß eines alten und glaubwürdigen Geſchichtſchreibers für ſich hat, und allen Umſtänden der Geſchichte widerſpricht.

Wilhelm I., König von Sicilien, war der Päbſte Bundes-

genoſſe wider die deutſchen Könige. Er wurde durch einen fünfzehnjährigen Stillſtand in den Friedenstractaten mit eingeſchloſſen. Er war vorher ſeiner eignen Staaten wegen mit Adrian IV. in Krieg gerathen, und hatte denſelben gezwungen, ihn mit Apulien und Calabrien zu belehnen, und ſogar die von Urban II. ihm zugeſtandene berühmte Legatenwürde zu beſtätigen.

Noch mit zwei Päbſten, Lucius III. und Urban III., gerieth Friedrich in Streit. Man wollte ſeinem Sohne die Krönung verſagen, und man verlangte, daß er den Herzog von Sachſen und Baiern, den er ſeiner Empörungen wegen mit Recht beſtraft hatte (das war der mächtige Herzog Heinrich der Löwe, ob er mit Recht oder Unrecht in die Acht erklärt worden ſey, iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen, in der That haben die Eiferſucht ſeiner Feinde und die von ihm dem Kaiſer verweigerte perſönliche Theilnehmung an dem italieniſchen Feldzuge Friedrich I. ſehr gegen ihn aufgebracht), wieder in den Beſitz ſeiner Staaten ſetzen; daß er die Geiſtlichkeit von allen Lehenspflichten freiſprechen; daß er dem Rechte der todten Hand entſagen ſolle; und daß alle verlehnten Zehnten der Kirche ſollten wiedergegeben werden, ſo wie ſolches in der lateraniſchen Kirchenverſammlung vom Jahre 1179 feſtgeſetzt wäre. In dieſer Kirchenverſammlung wurde auch die Anordnung getroffen, daß zwei Drittheile Stimmen der gegenwärtigen Cardinäle zur Erwählung eines Pabſtes hinreichend ſeyn ſollten. Der Streit wurde heftig, als unangenehme Nachrichten aus dem Orient den dritten Kreuzzug veranlaßten. Das gab dem Streite Aufſchub, wurde aber auch eine Quelle neuer Drangſale.

Alle Arten von Unordnungen herrſchten in Aſien unter den Chriſten, die ſich daſelbſt niedergelaſſen hatten. Feindſelig gegen einander, aus Grauſamkeit, aus Nationalantipathie, vermöge der natürlichen Beſchaffenheit der Feudalregierung, und aus Zügelloſigkeit der Sitten, machten ſie ſich gleichſam durch ihre Grauſamkei-

ten und Räubereien den Muſelmännern verabſcheuungswerth. Sie ſchämten ſich der Meineide nicht, weil ſie glaubten, daß Eidſchwüre, in Abſicht auf die Ungläubigen, nicht verpflichtend wären. Von der Geiſtlichkeit ward dieſer Schandfleck nur zu ſehr gut geheißen. Selbſt die geiſtlichen Krieger waren überhaupt eben ſolche verderbte Räuber geworden als die Barbaren. Jener edle Religionseifer, der die Kreuzzüge heiligen ſollte, hatte nichts Anders als Laſterthaten und Unglück bewirkt.

Indeſſen wurde die mahomedaniſche Religion noch durch große Fürſten in Ehren gebracht, deren Tugenden die Geſchichte preiſet. Mureddin, Sultan von Aleppo, der im Jahre **1173** ſtarb, war ein Muſter der Leutſeligkeit, der Gerechtigkeit, der Klugheit und Tapferkeit. Saladin, ein Perſer von Geburt, ein ihm treulichſt ergebener Krieger, übertraf ihn noch an Edelmuth, nachdem er einer Leidenſchaft, die immer Ungerechtigkeiten gebiert, ſeiner Ehrſucht, ein Genüge geleiſtet hatte. Nach Ableben des Kalifen von Egypten bemächtigte ſich Saladin des Thrones, bewirkte, daß der Kalif von Bagdad für den wahren Oberprieſter erkannt ward, ſetzte alſo einer langen Spaltung Gränzen, und befeſtigte dadurch die unumſchränkte Gewalt, welche Religionsſtreitigkeiten erſchüttert hatten. Sobald Mureddin ſtarb, erweiterte Saladin mit ſchnell fortreißender Gewalt ſeine Eroberungen. Er machte ſich zum Herrn von Syrien, Arabien, Meſopotamien, Perſien, und bedrohte bald darauf die Stadt Jeruſalem, welche ſeit den Kreuzzügen weit unglücklicher war, als vorher.

Guido von Luſignan, König von Jeruſalem, dem dieſer Titel ſelbſt noch ſtreitig gemacht wurde, brachte ungefähr **50,000** Mann zuſammen, zog wider den Sultan aus, der Tiberias belagerte, ward, faſt ohne Widerſtand zu thun, **1187** überwunden, fiel dem Sieger in die Hände, und wurde von demſelben aufs großmüthigſte behandelt. Aber dem Rainald von Chatillon, der

HALEB oder ALEPPO

ſich gegen die Muſelmänner vieler Treuloſigkeit ſchuldig gemacht hatte, hieb Saladin mit ſeinem Säbel den Kopf ab. Nachdem ſich Jeruſalem auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, ſo ahmte er nicht nur keineswegs die Grauſamkeiten nach, welche ehemals die Chriſten bei Eroberung dieſer Stadt begonnen hatten; ſondern er lieferte auch eine große Menge Gefangener ohne Löſegeld aus, und ſetzte Guido von Luſignan in Freiheit, nachdem derſelbe ſich mit einem Eide verpflichtet hatte, nie wieder die Waffen gegen ihn zu führen. Der Eid ward nachmals auf der Biſchöfe Erlaubniß gebrochen.

Der dritte Kreuzzug.

Saladin, Richard, Heinrich VI. (1188—1199).

In Europa redete man bald darauf von nichts Anderem, als von der Wiedereroberung Jeruſalems, und von einem Kreuzzuge zur Befreiung der heiligen Stadt. Gregor VIII. und ſein Nachfolger Clemens III. ſetzte dazu Alles in Bewegung. Der alte Heinrich II., König in England, und Philipp Auguſt, König von Frankreich, vergaßen ihre Streitigkeiten, nahmen das Kreuz, und belegten alle diejenigen, welche ſich weigerten, das Kreuz zu nehmen, mit einer Auflage, welche der ſaladiniſche Zehnte genannt ward. Dies iſt das erſte Beiſpiel einer allgemeinen Steuer. Die Geiſtlichkeit verlangte, davon ausgenommen zu ſeyn, da es doch einen Religionskrieg betraf. — Friedrich Barbaroſſa, der gleichfalls das Kreuz genommen hatte, begab ſich mit dem Herzoge von Schwaben, ſeinem zweiten Sohne, zuerſt auf den Weg. Der Muth riß Alle fort, aber die Klugheit leitete Keinen.

Der conſtantinopolitaniſche Kaiſer Iſaac Angelus, deſſen

Vorgänger, Andronicus Comnenus, auf die ſchmählichſte Weiſe war hingerichtet worden (Alexius II. Comnenus war auf Veranſtaltung ſeines Vormundes, des Andronicus Comnenus, erdroſſelt und in einem bleiernen Kaſten in das Meer verſenkt worden, Andronicus ward in einem Aufruhre gefangen, der Augen und der Hände beraubt, auf einem räudigen Kameele durch die Stadt geführt, und bei den Füßen aufgehängt), Iſaac Angelus betrachtete die Kreuzfahrer als Feinde, und ſtand mit dem Sultan von Iconien und mit Saladin im Bündniſſe. Friedrich ſchlug anfangs die Griechen, drang durch jeden Paß, erfocht zwei Siege über die Türken, eroberte Iconien, drang in Syrien ein, und ſtarb, nachdem er ſich in dem Fluſſe Salef gebadet hatte. Dieſer Fluß Salef, worin Friedrich I. ſeinen Tod fand, iſt nicht der Cydnus, der durch Alexanders Unfall berühmt iſt, wie manche Geſchichtſchreiber behaupten. Dieſer fließt bei Tarſus. Dahin kam das Heer erſt nach des Kaiſers Tode, unter der Anführung des Herzogs von Schwaben, ſeines Sohnes. Der Monarch hatte ſein Lager bei Seleucia oder Seleschia, in der Provinz Cilicien, dem jetzigen Caramanien, aufgeſchlagen. Von 150,000 Mann, ſo ſtark war ſeine Armee anfangs geweſen, waren nur noch kaum 8000 übrig. Sein Sohn führte dieſelben nach Antiochien, wo Guido von Luſignan, ſeines Eides ungeachtet, auf neue Unternehmungen wider Saladin dachte. Die Chriſten belagerten Ptolemais, das jetzt Acre heißt. Der Herzog von Schwaben ſtarb während dieſer berühmten Belagerung.

Philipp Auguſt und Richard Löwenherz, König von England, dieſe beiden auf einander eiferſüchtigen und gleich ehrſüchtigen Fürſten, die zur Ausführung des Kreuzzuges Freunde geworden zu ſeyn ſchienen, hatten ſich, um den Griechen auszuweichen, klüglich eingeſchifft. Sie kamen, nachdem ſie ſich bereits mit einander überworfen hatten, bei der Belagerung von Acre an. Die chriſt-

liche Armee beſtand damals ungefähr aus 300,000 Mann, aber voll Spaltungen, Eiferſucht und Haß, die den glücklichen Erfolg ihrer Waffen verhinderten. Unter andern ſtritten ſich Guido von Luſignan und Conrad, Fürſt von Tyrus, um das Königreich Jeruſalem, gleich als wenn die Eroberung deſſelben gar nicht mißlingen könnte. Ein jeder von beiden hatte ſeine Partei, welche mit der gegenſeitigen zu kämpfen bereit ſtand. Man darf ſich daher nicht wundern, daß die Belagerung der Stadt Acre drei Jahre dauerte. Saladin, der bald krank, bald mit Rebellen im Kriege geweſen war, kam zum Entſatze herbei; aber es war keine Hoffnung mehr übrig; die Stadt capitulirte.

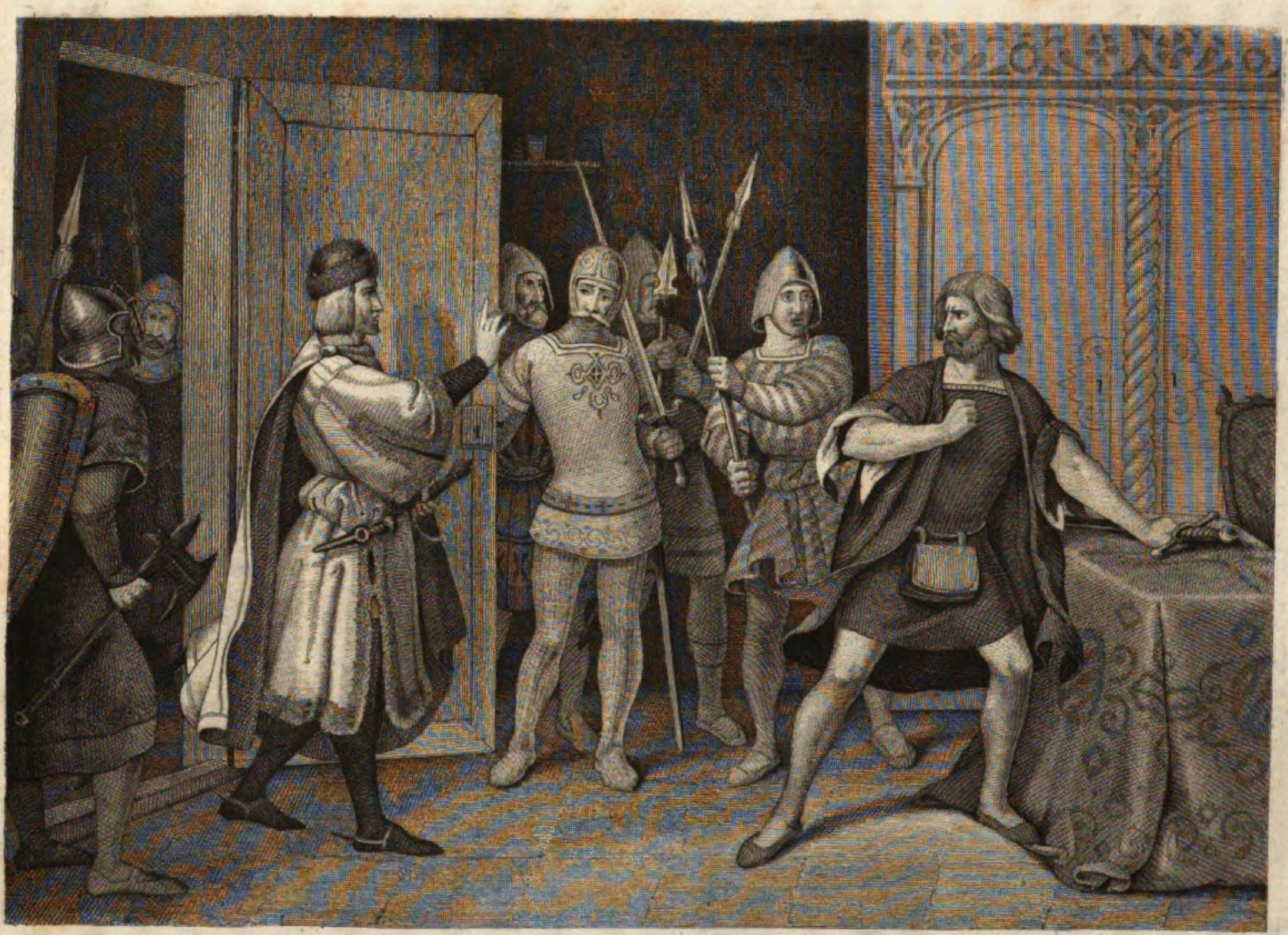
Anſtatt bei der Eroberung Jeruſalems einträchtig zu handeln, überließen ſich die Chriſten mehr als jemals der Zwietracht. Philipp Auguſt, der auf Richard eiferſüchtig und der eitlen Unternehmung müde war, ſchiffte ſich wieder ein, und ließ nur eine kleine Zahl Truppen zurück. Der minder ſtaatskluge Richard ſetzte den Krieg mit Beweiſen der Tapferkeit fort, die eben ſo fruchtlos als erſtaunlich waren. Nachdem er über Saladin einen Sieg erfochten hatte, ſo ſchloß er, zur Beförderung ſeiner Rückkehr nach Europa, mit demſelben einen dreijährigen Frieden. Die ganze Frucht dieſes großen Unternehmens beſchränkte ſich auf die Eroberung der Stadt Acre.

Die Chriſten waren Barbaren im Vergleich mit jenem Muſelmanne, den ſie zu unterdrücken hofften. Saladin hatte für die Freiheit der Bewohner der Stadt Acre eine Summe Geldes zu zahlen. Bei dem erſten Zahlungstermine verlangte er Geißeln, um wegen der Gefangenen geſichert zu ſeyn, und verſprach dagegen, bis zur Zahlung der ganzen Summe ſelbſt Geißeln zu ſtellen. Richard hielt dieſe Aeußerung des Mißtrauens für eine Beſchimpfung, und ließ 5000 Gefangene niederhauen. Sehr ungern übte der Sultan an einigen Chriſten das Wiedervergeltungsrecht aus. Der vielen

Treuloſigkeiten ſeiner Feinde ungeachtet, ließ er ſie, wie er es bei Abſchließung des Waffenſtillſtandes verſprochen hatte, in dem ungeſtörten Beſitze der Küſte von Tyrus bis Joppe. In ſeinem Teſtamente beſtimmte er gewiſſe Almoſen zur Austheilung unter Chriſten, Juden und Mahomedaner. Er ſtarb im Jahre **1193.** Seine Kinder und Statthalter zerſtückelten ſein Reich; ein gewöhnliches Schickſal der Länder großer Eroberer nach deren Ableben.

Unterdeſſen in England ein päbſtlicher Legat, der dort zum Reichsverweſer geſetzt war, die Nation durch ſeinen Despotismus aufrachte, und Philipp Auguſt ſich anſchickte, die Abweſenheit Richards zu ſeinem Vortheile zu benutzen, wanderte dieſer unglückliche König nach erlittenem Schiffbruche, als ein Pilgrim verkleidet, durch Deutſchland; ward von dem Herzoge von Oeſterreich, den er bei der Belagerung der Stadt Acre beleidigt hatte, gefangen genommen, als er verkleidet in einem Dorfe unweit Wien in einem Bauernhaus einen Haſen am Spieße briet. Einer der Diener des Herzogs, der ihn früher in gutem Stand geſehen, hatte ihn erkannt und ſogleich angezeigt. Der Herzog lieferte den König für eine Summe Geldes an den Kaiſer Heinrich **VI.** aus. Dieſer hatte ſich mit der Erbin von Sicilien vermählt. Tancred, natürlicher Sohn des letzten Königs Roger **III.**, hatte ſich des Königreichs bemächtigt, und Richard ward Tancreds Bundesgenoſſe, folglich ein Feind des Kaiſers. Heinrich, der mit dem Könige von Frankreich ein genaues Einverſtändniß unterhielt, ſchämte ſich nicht, ihn **15** Monate in gefänglicher Haft zu behalten, ihn vor der Reichsverſammlung eines vorgeblichen Meuchelmords zu beſchuldigen, und zu ſeiner Loskaufung **150,000** Mark Silbers zu erpreſſen. Der Held des Kreuzzuges ward als ein Corſar behandelt.

Schon hatte Philipp den Prinzen Johann, Bruder des Königs von England, zu einer Empörung vermocht. Er hatte



DIE GEFANGENNEHMUNG RICHARD'S LÖWENHERZ.

denſelben mit den franzöſiſchen Provinzen belehnt, und ſich dagegen einen anſehnlichen Theil von der Normandie abtreten laſſen.

Richard ſah ſich nicht ſobald in Freiheit, als er ſich der Hitze einer wüthenden Rache überließ. Die beiden Könige waren lange Zeit wider einander im Kriege. Man ſah kleine Gefechte, Belagerungen, lebhafte und mörderiſche Schlachten, aber ohne wichtigen Erfolg. Die Völker waren erſchöpft, und die Finanzen durch die Kreuzzüge in den äußerſten Verfall gerathen; daher konnten keine großen Unternehmungen ausgeführt werden. Nur zwei Vorfälle machten dieſen Krieg merkwürdig: daß bei einem Gefechte bei Freteval das ganze franzöſiſche Kronarchiv in die Hände der Engländer fiel, und Richard den Biſchof von Beauvais an der Spitze ſeiner Lehensleute gefangen nahm, und zu Rouen in Ketten legen ließ. Der Pabſt Cöleſtin III. verlangte die Loslaſſung dieſes ſeines Sohnes. Der König ſchickte dem Pabſte den mit Blut befleckten Harniſch, den der Prälat im Treffen getragen hatte, mit der Antwort zu: „Dieß haben wir gefunden, ſiehe zu, ob es deines Sohnes Rock ſey.“ Man ſchlug ſich; man trat in Unterhandlung, und griff wieder zu den Waffen. Richard ſtarb im Jahre 1199, nachdem er bei der Belagerung eines Schloſſes in Limouſin, wo er einen Schatz zu finden hoffte, von einem Pfeile war verwundet worden. Seine Tapferkeit gründete ſich auf den Ungeſtüm ſeines Characters, den er nie zu mäßigen wußte.

Heinrich VI., der ihn ſo unwürdig behandelt hatte, gebrauchte das für ihn erhaltene Löſegeld zur Eroberung Siciliens. Die Vermählung dieſes Kaiſers mit der Prinzeſſin Conſtantia, einzigen rechtmäßigen Erbin der normänniſchen Provinzen, ertheilte ihm Rechte, die er nicht anders als durch die Gewalt der Waffen in Ausübung bringen konnte. Nach dem Tode Tancreds, den der heilige Stuhl und das Volk auf dem Throne befeſtigt hatten, ging er mit einer zahlreichen Armee nach Italien. Er unterwarf

ſich Apulien und Sicilien, und in der thörichten Vorſtellung, daß Barbareien, wodurch er ſich verhaßt machte, ſeine Gewalt ſicher zu ſtellen vermögend wären, ließ er Tancreds Leichnam ausgraben, dem jungen Wilhelm III., Tancreds Sohne, die Augen ausſtechen, und ihre Anhänger hinrichten, oder doch verfolgen.

Auf ſolche Art ſetzte ſich das Haus Schwaben in den Beſitz jener Staaten, welche die Edelleute aus der Normandie von den Griechen und Saracenen erobert hatten. So kamen 20 Provinzen unter die Herrſchaft von Monarchen, denen die Natur in einer Entfernung von 300 Meilen ihren Aufenthalt angewieſen hatte. Dieß war ein beſtändiger Zankapfel, und ein Beweis von der Weisheit eines Geſetzes, wie das ſaliſche Geſetz, dergleichen einem kleinen Staate noch zuträglicher ſeyn würde, als einem großen. Man muß hinzuſetzen, ob ein kleiner Staat auch Macht genug habe, daſſelbe wider die Anmaßungen mächtiger Fürſten, die in Beſtreitung deſſelben ihr Intereſſe finden, in Kraft zu erhalten; denn das Wohl der Völker achtet man nicht.

Der Kaiſer ward, wie man ſagt, für ſeine Grauſamkeiten von ſeiner eigenen Gemahlin, deren Rechte er ſo eben geltend gemacht hatte, beſtraft. Dieſe Prinzeſſin rächte ihre Landsleute dadurch, daß ſie ihrem Gemahle Gift beibrachte. Er hatte den deutſchen Fürſten, unter der Bedingung, daß die kaiſerliche Würde gänzlich bei ſeinem Hauſe bleiben und erblich ſeyn ſolle, angeboten, Sicilien mit dem Reiche zu vereinigen, alle Lehen erblich zu machen, und dem Rechte der todten Hand zu entſagen. Mehr als 50 Fürſten und Stände, welche den Kaiſer wählten, bewilligten ſolches ohne Schwierigkeit; einige widerſetzten ſich, und der Pabſt nahm ſeine Einwilligung, die er zum Scheine gegeben hatte, wieder zurück. „Er befürchtete," wie ein gleichzeitiger Schriftſteller ſagt, „dem Rechte des heiligen Stuhles, die Wahl der Kaiſer zu beſtätigen, dadurch einen Nachtheil zu verurſachen."

Dieß war der Zeitpunkt, wo die Päbſte ihre Eingriffe in die Rechte der Könige auf das höchſte trieben. Die politiſche Geſchichte iſt hier enger als jemals mit den Angelegenheiten des römiſchen Hofes verbunden. Innocenz **III.** und Friedrich **II.** machen eine wichtige Epoche, die viele Thatſachen enthält, welche eine nähere Entwickelung verdienen. Zuvor aber müſſen wir noch auf die nordiſchen Völker, an deren Kenntniß viel gelegen iſt, und auf ihre denkwürdigen Staatsbegebenheiten bis zum **13.** Jahrhunderte unſer Augenmerk richten.

Die nordiſchen Reiche. 1050—1200.

Dänemark.

König Suend Eſtrithſon hatte über das Königreich Dänemark mit dem norwegiſchen Könige Harald Hardraade einen ſchweren Krieg zu führen, der nach mancherlei abwechſelndem Kriegsglücke erſt **1064** durch einen keinem Theile vorzüglich vortheilhaften Frieden geendigt wurde. Andere furchtbare Gegner fand er an den Geiſtlichen ſeines Reiches, und beſonders an dem ſtolzen hamburgiſchen Erzbiſchofe Adelbert. — Unwiſſenheit, Aberglaube oder andere Ränke ließen ſie verlangen, daß der König ſich von ſeiner Gemahlin ſcheiden ſollte, die, wie ſie ſagten, ihm zu nahe verwandt wäre. Er ſelbſt, der Theologie und der Kirchengeſetze kundig, hielt dieſen Vorwand für ungegründet. Heftig in ſeiner Leidenſchaft, verachtete er anfangs den angedrohten Bann. Gleichwohl mußte er zuletzt nachgebend in die Scheidung willigen. Ueberhaupt war er, wie es mehr als ein großer Fürſt des mittleren Zeitalters war, zu ſehr geneigt, den Geiſtlichen mehr Macht und Einkünfte zu verwilligen, als ihr Stand erheiſchte, und die Staatsklugheit rathſam hieß; wie er denn ſelbſt mit dem übermüthigen

Pabſte Gregor VII. in gutem Vernehmen ſtand. Nicht nur ſeine Abſtammung von den deutſchen Königen, die auch über England geherrſcht hatten, ſondern auch der Engländer Aufforderung an ihn zum Beiſtande gegen Wilhelm den Eroberer, bewog ihn, zwei verſchiedene Verſuche zur Bezwingung Englands anzuſtellen. Allein beide waren fruchtlos. Nachdem der König, mit Genehmigung der Reichsſtände, eine Verordnung über die Thronfolge gemacht hatte, ſtarb er, und hinterließ den Ruhm eines muthigen und wiſſenſchaftsliebenden Regenten, und ſelbſt die Ehre, der Geſchichtskunde in Abſicht auf ſein Königreich Vortheile erworben zu haben. Aus dem Umgange, den er, wie mit vielen andern Gelehrten, auch mit dem bremiſchen Stiftsherrn Adam unterhielt, ſchöpfte dieſer berühmte Schriftſteller viele derjenigen Nachrichten, wodurch ſeine hamburgiſche Kirchengeſchichte ſich vortheilhaft auszeichnet.

Suend Eſtrithſons Thronfolge-Ordnung enthielt die Vorſchrift, daß ſein zweiter Sohn Knut, wegen größerer Fähigkeiten, dem ältern Harald vorgezogen werden, nach deſſen Tode aber jeder der übrigen Brüder das Recht der Erbfolge haben ſollte. Von dieſer Verordnung wich man nun gleichwohl in ſo weit ab, daß man der Erſtgeburt Haralds den Vorzug gab. Harald ward König. Man gab ihm den Beinamen Hein, welches einen weichen und untüchtigen Wetzſtein andeutet, und ſeine Unthätigkeit bezeichnen ſollte. Seine abergläubige Beobachtung der Kirchengebräuche, und die Gunſt, die er den Geiſtlichen erwies, brachten ihm die Freundſchaft Gregors VII. zuwege. Bannblitze dieſes kühnen Pabſtes hielten die Mißvergnügten zurück, die ihm die Krone nehmen wollten. Er ſtarb im vierten Jahre ſeiner Regierung.

Nun beſtieg ſein Bruder Knut, nachmals der Heilige genannt, ungehindert den Thron; ein gutmeinender, tapferer, verſtändiger, chriſtlicher Fürſt, aber nicht ohne Härte und Eigenſinn.

Ein außerordentlicher Verehrer der Geiſtlichen, und folgſam den Rathſchlägen und Anforderungen Gregors VII. Schon an ſeinem Wahltage gab er dem verſammelten Volke ſeine Geſinnung zu erkennen. „Ihr habt,“ ſprach er, „meinen Bruder Harald einen untüchtigen Schleifſtein genannt, ich will Euch ein harter Wetzſtein werden.“ Er gab den Biſchöfen die erſte Stelle im Reichsrathe und überhäufte die Geiſtlichen mit Geſchenken und Freiheiten. Bedrückungen, welche ſeine weltlichen Unterthanen zum Vortheile der Geiſtlichen zu erdulden hatten, erregten Unzufriedenheit und Murren. Entſchloſſen, England zu erobern, zögerte er, vielleicht aus Furcht vor den Wenden, mit Rathſchlagen zu Schleswig ſo lange, daß die in Limfiord verſammelten däniſchen Seevölker, unwillig über ſein Verweilen, ſeinen Bruder Oluf, Herzog von Schleswig, zu ihm ſandten und um Beſchleunigung baten. Dieſen hatte der König in Verdacht einer Untreue, nahm ihn feſt, und ließ ihn gefeſſelt in ſichere Verwahrung zu ſeinem Schwiegervater nach Flandern bringen. Solche Härte beförderte die Gährung; das Heer und die Flotte zerſtreuten ſich ſo, daß der König in Limfiord kein Schiff vorfand. Bemüht, die Widerſpenſtigen mit Strenge zu beſtrafen, brachte er dadurch eine Empörung zum Ausbruche, worin er blieb. Die Aufrührer griffen ihn in der Albanskirche zu Odenſee an. Sein Bruder, Benedict, und Andere ſeiner Begleiter thaten Wunder der Tapferkeit, ihn zu beſchützen; doch erlagen ſie unter den Streichen der Aufrührer. Der König, der am Altare gebeichtet und Losſprechung erhalten hatte, wurde ſitzend, neben den Gebeinen des heiligen Albans, von einem verrätheriſchen Meuchelmörder mit einem Dolchſtiche getödtet. Den Geiſtlichen war er ein Märtyrer. Das Gerücht von Wunderwerken an ſeinem Grabe verbreitete ſich bald, und unter dem zweiten ſeiner Nachfolger, ſeinem Bruder Erich Eyegode, erhob der Pabſt ihn zum Range eines Heiligen, wenn gleich die Stimme des Volkes

noch immer jede Bedrückung verwünſchte, welche er die armen Laien zum Beſten der Prieſter hatte erdulden laſſen.

Vielleicht zu einer Entſchädigung des ausgeſtandenen Ungemachs, vielleicht in der Meinung, daß er weniger als einer der andern Brüder den Tod des erſchlagenen Fürſten rächen würde, riefen die däniſchen Stände Oluf aus der flandriſchen Gefangenſchaft auf den Thron. Seine Regierung iſt nur durch eine ſchreckliche Theuerung und Hungersnoth bezeichnet, wodurch er den Beinamen Hunger erhielt. Mangel und Mißwachs waren ſo groß, daß nicht nur der Unterthan darbte, ſondern ſelbſt der König nicht ein Mal ſeine Tafel mit ſo vielen Speiſen beſetzen konnte, als zu dem Gaſtmahle erforderlich waren, das er nach der Landesſitte um Weihnachten zu veranſtalten verpflichtet war. Der Gram, den er darüber empfand, war eine Urſache ſeines frühen Todes.

Jetzt erhielt das Scepter Erich, mit dem Beinamen Eyegode, das iſt: der Gute, ein berühmter und vortrefflicher Fürſt. Groß, wohlgebildet, von ungeheurer Leibesſtärke, beredt, einnehmend, freigebig und leutſelig, ſtreng gegen Verbrecher; den Tugendhaften, den Geiſtlichen und den Gelehrten hold; ſelbſt gelehrt, und außerdem nicht nur der nordiſchen, ſondern auch fremder Sprachen, der lateiniſchen, deutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen, kundig, beſaß er Eigenſchaften und Kenntniſſe, die damals ſelten angetroffen wurden. Auch war er tapfer und, wenn es die öffentliche Wohlfahrt erheiſchte, das Schwert zu ziehen bereit. Dies erfuhren die Wenden, die er beſiegte und ſtrafte. Als ein andächtiger Fürſt wallfahrtete er nach Rom; aber als ein ſtaatskluger Regent ſuchte er ſein Königreich von der geiſtlichen Gewalt der hamburgiſchen oder bremiſchen Erzbiſchöfe frei zu machen. Oft hatten dieſe anmaßenden Prälaten die Majeſtät der däniſchen Könige durch trotzige Befehle beleidigt, und ſie glaubten dies um ſo ungeſtrafter thun zu können, indem ſie ſich auf den Schutz der deutſchen Kaiſer, ihrer Oberherren, verließen. Liemar,

damaliger Erzbiſchof, der ſich mit dem Könige entzweit hatte, ſprach den Bann über ihn aus. Nun ruhete Erich Eyegode nicht eher, bis der Pabſt ihm das Vorrecht eines beſondern däniſchen Erzſtiftes für die nordiſchen Reiche ertheilt hatte. Lund in Schonen ward der Sitz des Erzbiſchofes. Ascer, bisheriger Biſchof daſelbſt, wurde zuerſt mit der neuen Würde bekleidet, und empfing das Pallium vom Pabſte Pascal II. im Jahre 1104. Daß die Macht und Einkünfte der lundſchen Prälaten ſich in der Folge übermäßig vergrößerten, war die Urſache aller derjenigen Unruhen, welche ſie manchen Königen erregt haben, und wodurch ſie ihnen ſchrecklichere Gegner geworden ſind, als es vielleicht die hamburgiſchen oder bremiſchen Geiſtlichen jemals hätten werden können. König Erich herrſchte nicht lange. Ein Mord, den er, nicht wie ein alter Schriftſteller ſagt, durch die Kunſt eines Saitenſpielers raſend gemacht, ſondern vermuthlich berauſcht, an einigen ſeiner Krieger begangen hatte, beſchwerte ſein Gewiſſen. Nach der Denkungsart ſeines Jahrhunderts ſchien ihm eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande das einzige oder vielmehr das beſte Mittel, dieſe Sünde zu büßen. Er trat ſie wirklich an, und ſtarb auf der Inſel Cypern, auf der die Luft den Fremden immer gefährlich geweſen iſt. Er hinterließ von ſeiner Gemahlin Betilde den berühmten Prinzen Knut Laward, außerdem noch zwei uneheliche Söhne, Harald und Erich. Es währte bis ins zweite Jahr, ehe ſein Tod in Dänemark bekannt wurde.

Von zwei Söhnen Suend Eſtrithſons, die jetzt näher zum Throne waren, ſtarb einer, Suend, vor der Wahlverſammlung. Der andere, Ubbo oder Ulf, ſchlug aus Trägheit die angetragene Krone aus, die nun dem folgenden, Niels oder Nikolaus, zu Theil ward. Er erzog an ſeinem Hofe zugleich mit ſeinem Sohne Magnus den Prinzen Knut Laward, ſeines Bruders Erich Eyegode Sohn. Das früh hervorſchimmernde

Talent dieſes Jünglings erweckte gegen ihn die Eiferſucht ſeines Vetters Magnus. Aus Furcht vor Nachſtellungen begab ſich Knut zum Herzoge Lothar von Sachſen, nachmaligem Kaiſer, an deſſen Hofe er ſich in den Wiſſenſchaften und als Krieger ausbildete. Als er wieder in ſein Vaterland kam, leiſtete er dem Könige, ſeinem Oheim, große Dienſte in dem Kriege, den derſelbe gegen den wendiſchen König oder Fürſten Heinrich zu führen hatte, und erhielt das Herzogthum Schleswig. Ausgeſöhnt mit dem wendiſchen Heinrich, bekam er von demſelben das Recht der Erbfolge, wovon er erſt Gebrauch machte, nachdem des im Jahre **1126** verſtorbenen Heinrichs Söhne in den Jahren **1127** und **1129** umgekommen waren. Da gab ihm ſein alter Gönner, der ſächſiſche Lothar, nunmehriger Kaiſer, die Belehnung über das Reich der Wenden oder Obotriten. Indem ihm ſeine fortwährenden Verdienſte um das däniſche Reich ungemeine Liebe und Anſehen erwarben, erneuerte oder vermehrte ſich zugleich die Eiferſucht ſeines Vetters, des Prinzen Magnus, nunmehrigen Unterkönigs von Süd-Gothland. Dieſer treuloſe Prinz, welcher fürchtete, daß einſt die Dänen nicht ihn, ſondern Knut Laward zu ihrem Könige ernennen würden, erniedrigte ſich zu einem ſchändlichen Meuchelmorde, den er an ſeinem verdienſtvollen Vetter beging. Die Gemahlin des ermordeten Fürſten, eine ruſſiſche Prinzeſſin, gebar acht Tage nach ſeinem Tode einen Sohn, welcher den Namen Waldemar erhielt, der durch ihn und zwei ſeiner Nachfolger in Dänemark ſo ſehr verherrlicht worden iſt. Voll Abſcheu gegen eine ſo ſcheußliche Frevelthat, würde die Nation ſich ſogleich gegen den König empört haben, wenn er nicht ſeinen Sohn Magnus aus dem Reiche entfernt und geſchworen hätte, ihn nicht ohne Bewilligung des Volkes zurück kommen zu laſſen. Kaum aber ließ er ſich durch die Freunde ſeines Sohnes zum Meineide verleiten, als ihn das Volk des

Thrones unwürdig und des erſchlagenen Knut Lawards Bruder, Erich, zum Könige erklärte. Umſonſt ſuchte dieſer Unterſtützung von dem Kaiſer Lothar zu erhalten. Der Monarch, mehr ſeines Vortheils als ſeiner Ehre eingedenk, ſchloß einen einſeitigen, unrühmlichen Frieden, durch welchen Magnus 4000 Mark Silber bezahlen und ſein Lehensmann werden mußte. Nun ſchien das Glück dem Könige Nikolaus und ſeinem verrätheriſchen Sohne günſtig zu ſeyn. Erich erlitt mehr als eine Niederlage, die ſchlimmſte aber bei Wärebron, die ihn nach Norwegen ſchnell zu fliehen nöthigte, und ihm den ſchimpflichen Beinamen Haſenfuß erwarb. Er erholte ſich jedoch wieder und erfocht bei Fodwiig, unweit Lund in Schonen, einen entſcheidenden Sieg. In dem Treffen blieb, nebſt vielen Prinzen, Biſchöfen und Andern vom geiſtlichen und weltlichen Stande, ſein Gegner, der ſüd-gothiſche Magnus. König Niels wurde bald darauf von den Bürgern zu Schleswig erſchlagen.

Erich, der jetzt den entehrenden Beinamen mit einem rühmlichen vertauſchte, und Emun, das iſt: der Merkwürdige, genannt wurde, konnte ſein Glück nicht ſo weiſe ertragen, wie er ſein Unglück erduldet hatte. Argwöhniſch, grauſam und dem Trunke ergeben, brachte er das Volk gegen ſich auf. Plog, der Schwarze, ein begüterter Kriegsmann, deſſen Vater der König hatte hinrichten laſſen, erſtach ihn, als er eben bei einer Gerichtsverſammlung, um gehört zu werden, dem Volke Stille gebot. Da faſt jeder Diener des Königs ſich entfernte, ſo wagte es ſein Schweſterſohn, Erich Hagenſon, der nachmals ſeiner Schwächen wegen den Beinamen Lamm erhielt, ſeinen Leichnam zu beſchützen. König Erich hinterließ nur einen unehelichen Sohn, Peter oder Suend, dem der Ort, wo er ſeinen Tod fand, den Beinamen Grathe erworben hat.

Dieſer Prinz Suend, Knut, ein Sohn des ſüd-gothiſchen

Magnus, und Waldemar, Knut Laward's Sohn, konnten nun Anſprüche auf die Krone machen. Keiner der drei Prinzen hatte noch das Alter erreicht, das zur Regierung erforderlich war. Ein alter Freund Knut Laward's beredete das Volk, den Prinzen Waldemar zum Könige zu erwählen, und bis zu ſeiner Volljährigkeit die Regierung einen Vormund, der bis dahin die Würde eines Königs hätte, führen zu laſſen. Der Vorſchlag wurde genehmigt, und Erich Hagenſon zum vormundſchaftlichen Könige erwählt. Dieſer war tapfer, aber er beſaß mehr die blinde Kühnheit eines gemeinen Kriegers als den überlegungsreichen Muth eines Feldherrn, im Uebrigen aber war er einfältig, weichherzig und abergläubig; Eigenſchaften, wodurch er den Beinamen Lamm erhielt. Verſchiedene unglückliche Unternehmungen und eine Krankheit machten, daß er ſich entſchloß, zu Odenſee ins Kloſter zu gehen. Er ſcheint die Krone niedergelegt zu haben, um ſie dem Prinzen Suend zuzuwenden. Als dieſes fehlſchlug, und man zu einer Wahlverſammlung Anſtalt machte, grämte er ſich ſo ſehr, daß er bald darauf (27. Auguſt) ſtarb.

Noch waren eben dieſelben Kronprätendenten, wie zuvor; allein Waldemar war jetzt minder begünſtigt. Wenn er gleich ſchon ein Mal zum Throne erwählt war, und als minderjährig nur noch eines Vormundes bedurft hätte, ſo fanden doch jetzt ſeine Mitbewerber vortheilhaftere Umſtände als vorher. Suend's Freunde bewirkten es, daß ihn Seeland und Schonen zum Könige ernannten; und die Jütländer, die darüber unzufrieden waren, erklärten Knut für den ihrigen. Vermuthlich mußte Waldemar ſeiner Jugend wegen beiden nachſtehen. Er trat in Suend's Dienſte, ſobald er die Waffen führen konnte, und erhielt ſein väterliches Land, das Herzogthum Schleswig. In dem Kriege, der zwiſchen beiden Königen entſtand, war das Glück auf Suend's Seite. Verlaſſen und der Verzweiflung nahe, ſuchte Knut Hülfe bei dem deutſchen

Kaiſer Conrad III. Auch Suend ſuchte deſſen Beiſtand. Allein Conrad ſtarb, ehe er ſich in dieſen Zwiſt miſchen konnte. An ſeinen Nachfolger, Friedrich I., wandte ſich nunmehr Knut, mit dem Erbieten, die däniſche Krone von ihm zu Lehen zu nehmen, wenn der Kaiſer ihm zum ſichern Beſitze des Thrones verhelfen wollte. Friedrich beredete durch freundſchaftliches Anerbieten den König Suend, zu ihm nach Merſeburg zu kommen, wo eben damals eine Reichsverſammlung war. Kaum hatte er dieſen Fürſten in ſeiner Gewalt, als er ihn nöthigte, ſich für einen Lehensmann des deutſchen Herrſchers zu erklären, wogegen Knut auf die Krone Verzicht thun und mit Seeland, als mit einem däniſchen Reichslehen, ſich zu begnügen verſprechen mußte. Der Vergleich hatte keinen andern Erfolg, als den, welchen durch Argliſt und Gewalt erzwungene Verträge zu haben pflegen. Suend widerrief ihn, ſobald er zu Hauſe und in Freiheit war, erklärte die deutſche Lehenspflicht für nichtig, und erhob mit ſeinem Gegner Knut über den Beſitz der Provinz Seeland einen ſolchen Streit, daß nur durch Waldemar's Vermittelung der Friede erhalten und durch einen neuen Vergleich geſichert wurde. Der König wäre vielleicht jetzt im ruhigen Beſitze des Thrones geblieben, wenn er nicht ſelbſt durch Abweichung von den alten Landesſitten, durch Erhebung ſchlechter Leute, durch harte Auflagen und durch eine unglückliche Unternehmung gegen Schweden Murren und Empörung erregt hätte. Auch Herzog Waldemar, bisher ſein mächtiger Schutz, verließ ihn, nahm Knut's Partei, und war kaum fähig, Suend's verrätheriſchen Nachſtellungen zu entgehen. Bei ſo veränderter Lage der Sachen gelangte endlich Herzog Waldemar zur Königswürde, und Suend ſah ſich genöthigt, in einen Vertrag zu willigen, wodurch das Königreich in drei kleinere getheilt ward. Es bekam nämlich, jeder mit dem königlichen Titel, Waldemar Jütland, Knut Seeland und Fünen,

und Suend Schonen. Doch Bund und Eidſchwur vermochten nicht, den König Suend von neuer Treuloſigkeit abzuhalten. Bei einem Gaſtmahle, das König Knut ihm und dem Könige Waldemar zu Rothſchild gab, gelang es ihm, Knut durch Meuchelmord zu tödten. Waldemar entkam, wiewohl ſchwer verwundet, nach Jütland, und ſchlug ſeinen Gegner in dem entſcheidenden Treffen auf der Grathaheide bei Wiborg, der auf der Flucht von einem Bauer erſchlagen wurde, und nach dem Orte des Treffens den Beinamen Grathe erhielt.

Waldemar I., jetzt alleiniger König der Dänen, hatte unaufhörlich mit den Wenden zu kämpfen. An dieſen Feldzügen und an ſeiner ganzen ruhmvollen Regierung nahm ſein treuer Vertrauter, Abſalon, erſt Biſchof zu Rothſchild, nachmals Erzbiſchof zu Lund, durch Rathſchläge und thätigen Beiſtand Theil; ein eben ſo geſchickter Feldherr als kluger Staatsmann, ein Kenner und Beförderer der Wiſſenſchaften und ein Mann von großer Rechtſchaffenheit. Es war wider den Rath dieſes weiſen Miniſters, daß der König ſich entſchloß, der Einladung des Kaiſers Friedrich I. zufolge, denſelben auf der Kirchenverſammlung zu Launa, dem heutigen St. Jean de Laune, die wegen der ſtreitigen Pabſtwahl gehalten wurde, zu beſuchen. Hier war es, wo der König, nicht, wie man es gemißdeutet hat, die däniſche, ſondern die wendiſche Krone von dem Kaiſer zu Lehen nahm; ein Verhältniß, welches Abſalon ſehr ungern ſah, wenn es gleich der Ehre und Freiheit Dänemarks eben ſo wenig nachtheilig war, als Britannien durch die Belehnung erniedrigt oder eingeſchränkt wurde, welche ehemals ſeine Könige, in Abſicht auf ihre franzöſiſchen Staaten, von den Königen von Frankreich empfingen. In der That war es aber ein eitler, unwirkſamer Titel, durch den Waldemar keinen Fuß breit des wendiſchen Landes gewonnen hatte, da er die Herrſchaft über die Wenden nur ſeinem Schwerte

verdankte. Unter allen ſeinen wendiſchen Feldzügen war einer der glorreichſten der, den er gegen Rügens von neuem abtrünnig gewordene Bewohner unternahm; denn in demſelben eroberte er die feſte Stadt Arkona, zerſtörte das berühmte Götzenbild Swantewit, und ſicherte und pflegte das auf die Trümmer der Götzenaltäre gepflanzte Chriſtenthum. Dennoch hatte er auch in der Folge mit einem Volke zu ſtreiten, das eben ſo unwillig war, das Chriſtenthum als eine fremde Herrſchaft anzunehmen, ohne daß er von Friedrich I. dazu einigen Beiſtand erhalten hätte, obwohl er mit dieſem Kaiſer, den er auch zu Lübeck beſuchte, ſonſt in gutem Vernehmen ſtand. Sogar wurde eine Tochter des Königs mit dem Sohn des Kaiſers verlobt. Neue Unruhen, welche die Wenden erregten, und eine Verzögerung des Widerſtandes, die aus einiger Unzufriedenheit der Jüten herrührte, ſchienen die Krankheit, wovon der König ſchon vorher befallen war, gefährlicher zu machen, und die Ungeſchicklichkeit eines Arztes aus Schonen beförderte ſeinen allgemein betrauerten Tod.

Dieſer in der That große König hinterließ zwei Söhne, Knut und Waldemar, die nach einander ſeinen Thron mit väterlichem Ruhme eingenommen haben. Knut VI. war ſchon bei des Vaters Leben Thronfolger und Mitregent. Umſonſt verſuchte Kaiſer Friedrich I. ihn zur Anerkennung einiger Lehenspflicht zu bewegen. Der König war ſo unzufrieden über den Kaiſer, daß er ſeine des Kaiſers Sohne verſprochene Schweſter nur mit einem Gefolge und mit einer Ausſteuer, die gar nicht königlich waren, zur Vermählung abgehen ließ. Als Graf Siegfried von Orlamünde, des Königs Schwager, Geſandter des Kaiſers, in einem hohen drohenden Tone auf die Leiſtung der Lehenspflicht drang, antwortete ihm Abſalon, das Recht der königlichen Herrſchaft in Dänemark ſey dem kaiſerlichen in Deutſchland vollkommen gleich. Der Graf müſſe jenes Reich nicht nach dem Maßſtabe

ſeines Landes ſchätzen, nicht glauben, der Kaiſer könne es eben ſo leicht als Thüringen an ſich bringen. Nie werde ſich der König zu einigem Gehorſame bequemen. Des Kaiſers Verſuch, die Krone Dänemark durch den Herzog Bugislav von Pommern zu unterjochen, war ſehr unglücklich. Bugislav wurde ein Gefangener (1185) und ein Lehensmann des Königs. Friedrich I. ſchickte des Königs Schweſter zurück, und Knut VI. ließ Holſtein, Wagrien, Ratzeburg und Lauenburg, Länder, auf welche er, vermöge der Eheſtiftung, Anſprüche machte, durch wendiſche Völker verheeren. Als er demnächſt ſeinen 18jährigen Bruder Waldemar mit dem Herzogthume Schleswig belehnte, empörte ſich Biſchof Waldemar von Schleswig, ein natürlicher Sohn des Königs Knut V. Dieſer unruhige Prälat, der bisher die Statthalterſchaft in dem Herzogthume geführt und von dem Könige große Vorrechte erhalten hatte, äußerte nun öffentlich einen lange gehegten Gedanken, daß ihm, als einem Urenkel des Königs Nikolaus, die Krone zukomme, und nannte ſich König der Dänen und Biſchof zu Schleswig. Allein er und ſein Bundesgenoſſe, Adolph III. Graf zu Holſtein und Schaumburg, wurden Gefangene des Königs. Jener blieb es bis 1206. Dieſer erkaufte ſeine Freiheit durch den Verluſt Holſteins, auch erſt nach dem Tode des Königs, unter der Regierung ſeines Bruders Waldemar, der an dem glücklichen Erfolge der königlichen Waffen vorzüglichen Antheil hatte. König Knut überlebte nicht lange die faſt vollendete Eroberung Holſteins. Ein früher Tod raubte dem Vaterlande dieſen ruhmwürdigen König, und bahnte den Weg zum Throne ſeinem noch berühmtern Bruder, auf welchen wir ſpäter wieder zurückkommen werden.

Norwegen.

Zu eben der Zeit, zu welcher Suend Eſtrithſon des Königs Magnus des Guten Nachfolger in Dänemark ward, folgte dem letztern in Norwegen ſein Vaterbruder Harald Hardraade, ein ſtreitbarer Fürſt. Seiner Kriege mit Suend Eſtrithſon und der Unternehmung auf England, worin er umkam, iſt bereits gedacht worden. Unter ſeinem Sohne Oluf Kyrre, der anfangs mit ſeinem Bruder Magnus II. gemeinſchaftlich herrſchte, wuchs Norwegens Handel. Er verbeſſerte den Ackerbau, die Geſetze und Sitten, und ſtiftete Bisthümer und Städte. Er ſtarb nach Einigen 1087, nach Andern 1093, und hinterließ den Thron ſeinem Sohne Magnus Barfod. Dieſer König war wohlgebildet, einſichtsvoll und großmüthig, aber zugleich ehrgeizig und kriegeriſch, eroberte die ſchottiſchen Inſeln und die Inſel Man, plünderte die britiſchen Küſten und fand zuletzt ſeinen Tod in einer Unternehmung auf Irland. Nach ihm herrſchten gemeinſchaftlich ſeine Söhne Oluf, Eiſten und Sigurd. Letzterer überlebte die beiden erſten. Sein Kreuzzug nach Jeruſalem erwarb ihm den Namen Jorſalafar. Sein Abſterben war der Anfang großer Unruhen, welche Norwegen faſt 100 Jahre lang zerrütteten. Jeder ächte oder unächte Prinz, der ſeine Abkunft, wenn er ſonſt keine Beweiſe hatte, durch die Eiſenprobe erhärtete, hielt ſich berechtigt, einen Theil des Reiches zu fordern. Daher entſtanden blutige Kämpfe unter den Kronprätendenten. Zuerſt ſtritten Magnus Sigurdſon und Harald Gillichriſt um die Krone. Der Letztere hatte ſich noch bei Sigurds Leben als deſſen Halbbruder gemeldet, und ſeine Behauptung durch die Feuerprobe erhärtet. Sigurd hatte ihn zwar für ſeinen Bruder angenommen, doch nur unter der Bedingung, daß er eidlich verſicherte, bei des Königs und ſeines Sohnes Magnus Leben von

ſeinen Anſprüchen auf die Krone keinen Gebrauch zu machen. Nach Sigurds Tode hielt Harald den Eid nicht, ließ ſich die Hälfte des Reiches zuſprechen, zerfiel mit Magnus, machte denſelben gefangen, ließ ihn blenden und ins Kloſter ſtecken. Harald regierte nun allein, aber nicht lange. Ein neuer Kronprätendent trat auf, der ſich Sigurd, Magnus Barfods natürlichen Sohn nannte, zum Diaconus geweiht war, ſeinen Stand verließ (daher man ihn Slembidiakini zu nennen pflegte), und ſeine Abkunft vor fünf Biſchöfen durch die Feuerprobe verſicherte. Harald war darauf bedacht, ihn fortzuſchaffen; aber des Prätendenten Anhänger tödteten den trunkenen König im Schlafe. Das Volk ernannte nun nicht dieſen, ſondern einen andern Sigurd und den erſt zweijährigen Ingo, Haralds Söhne, zu Königen. Sigurd Slembidiakini holte den gefangenen König Magnus den Blinden aus dem Kerker, um demſelben die Krone zu verſchaffen; allein beide fanden ihren Tod bei dieſer Unternehmung.

Nach einigen Jahren der gemeinſchaftlichen Regierung Sigurds und Ingo's erſchienen zwei neue Kronprätendenten, Eyſtein und Magnus, die, als Söhne des erſchlagenen Haralds, jeder auf ein Viertel des Reiches Anſpruch machten. Als Magnus bald nachher ſtarb, ward Norwegen in drei Theile getheilt, und von den Königen Sigurd, Ingo und Eyſtein beherrſcht. Sie entzweiten ſich bald. Ingo erſchlug erſt Sigurd und dann Eyſtein; allein die Freunde des erſchlagenen Eyſtein ſuchten Sigurds Sohn Hagen oder Hakon Herrebräd auf den Thron zu ſetzen, und Ingo kam in dem daraus entſtandenen Kriege um. Hakon ward zwar von einer Partei als König anerkannt; allein Chriſtina, Sigurd Jorſalafars Tochter, und ihr Gemahl Erling Skack ſetzten ihm ihren fünfjährigen Sohn Magnus zum Gegenkönige, und Hakon blieb in einem

Treffen gegen Erling, der auch einen neuen Gegenkönig Sigurd, Hakons Halbbruder, unterdrückte.

Erling, um den Thron ſeines Sohnes Magnus zu befeſtigen, ließ den achtjährigen Knaben krönen, und gab der Geiſtlichkeit, ſelbſt in Abſicht auf die Beſtimmung der Thronfolge, große Vorrechte. Vater und Sohn ſuchten die Prinzen des königlichen Hauſes zu vertilgen. Aus dem Anhange eines dieſer Prinzen entſtanden die ſogenannten Birkenbeiner, die den Namen von den birkenen Rinden erhielten, welche ſie, in Wäldern verſteckt und der äußerſten Dürftigkeit ausgeſetzt, aus Mangel an Schuhen um die Füße banden. Sie waren ſehr tapfer, und faſt immer ſiegreich, aber nicht ſtark genug, ſich oft und außerhalb der Wälder und Einöden ſehen zu laſſen. Endlich unterſtützten ſie mit glücklichem Erfolge einen neuen Kronprätendenten. Sverre, Harald Gilchriſt's Enkel, von ſeinem Sohne Sigurd, Hakon's Halbbruder, erfuhr erſt im 24ſten Jahre ſeines Alters ſeine königliche Abkunft. Nach vielen fruchtloſen Verſuchen, ſich aus der Dunkelheit emporzuſchwingen, nöthigten ihn endlich die Birkenbeiner, den Königstitel anzunehmen. Nach mancher ſchrecklichen Gefahr, nach oft erlittenem Verluſte und mit unſäglicher Mühe gelang es ihm, ſeine Gegner zu überwältigen. Erſt kam Graf Erling in einem Treffen gegen ihn um. Nach mancherlei abwechſelndem Kriegsglücke fand auch König Magnus ſeinen Tod in einer unglücklichen Seeſchlacht.

Aber neue Empörungen von Seiten mancherlei angeblicher oder wahrer Kronprätendenten und Unruhen, die ihm die Geiſtlichkeit ſchuf, unterhielten ihn in ſteter Waffenübung. So mißlich oft ſeine Lage war, ſo war er dennoch glücklich genug, jeden Widerſtand zu überwinden; zuletzt unterbrach ſeinen ruhmvollen Lauf eine Krankheit, die ſeinem Leben ein Ende machte. Er war nicht nur ein Beförderer der Wiſſenſchaften, ſondern ſelbſt ein gelehrter

Mann. Nach Einigen ſoll er des berühmten und gutgeſchriebenen Werkes „Speculum regale“ Verfaſſer ſeyn. Wenigſtens hat er, unter ſeiner Aufſicht, ſeine eigene Geſchichte ausarbeiten laſſen.

Schweden.

König Olof Skötkonnung ſtarb **1024** oder, wie Andere wollen, **1026**. Sein jüngerer Sohn Amund Jacob wurde König, weil er von der rechtmäßigen Gemahlin war. Er beförderte das Chriſtenthum mit großem Eifer, und mit ſo vollkommenem Gehorſam gegen den hamburgiſchen oder bremiſchen Erzbiſchof Adalbert, daß er der Allerheiligſte genannt wurde. Das that ſein älterer Bruder und Nachfolger, Edmund der Alte, nicht; zwar ein ruhmwürdiger Fürſt, auch ein eifriger Freund des Chriſtenthums, aber ohne dem römiſchen Stuhle einen blinden Gehorſam zu leiſten. Dafür hieß er auch Hin Slemme, d. i. der Böſe. Mit ihm erſtarb der alte Königsſtamm, deſſen Sprößlinge von Iwar Widfadme an über Schweden geherrſcht hatten. Nun kam das Haus des Stenkil zur Regierung. Er war Edmunds des Alten Stiefſohn; denn er hatte des Jarls Ragwald Alfſohns Wittwe, Aſtrid, Stenkils Mutter, zur Gemahlin. Stenkil war auch von väterlicher Seite mit dem vorigen Hauſe, von mütterlicher Seite mit den Ynglingern verwandt. Bei allem Eifer für das Chriſtenthum, und bei aller Ehrerbietung für den ſtolzen hamburgiſchen Erzbiſchof Adalbert lehnte er, eingedenk der feſtgeſtellten Gewiſſensfreiheit, das Anſinnen ab, den Upſala-Tempel zu zerſtören. Als er ſtarb, waren ſeine Söhne noch Kinder. Daher ſchwang ſich Hakon der Rothe, Stenkil's Jarl auf den Thron. Nach einer **13**jährigen unruhigen Regierung folgte ihm Stenkil's Sohn, Ingo der Aeltere, der

nachmals ſeinen Bruder Halſtan zum Mitregenten annahm. Als Ingo durch Verbrennung des Götzentempels zu Upſala die Heiden aufbrachte, ward von einigen Schweden ſein Schwager, Blot-Swen, zum Könige ernannt, den er drei Jahre darauf erſchlug. Der Krieg, den er mit dem norwegiſchen Könige Magnus Barfod führte, ward durch Vermittlung des däniſchen Königs Erich Eyegode und durch den Frieden zu Konghaell beendigt. Sein Bruder Halſtan ſtarb vor ihm, eben ſo auch ſeine beiden Söhne. Ihm folgten alſo Halſtan's Söhne, Philipp und Ingo der Jüngere, doch nur im eigentlichen Schweden; denn die Heiden im gothiſchen Reiche hielten es mit Blot-Swen's Hauſe. Philipp regierte nur ſechs Jahre. Ingo's ſchwache Regierung war ſehr unruhig. Nach ſeinem unbeerbten Tode ward endlich Swerker I., Carl's oder, wie er auch heißt, Erich Arſäll's Sohn, Blot-Swen's Enkel, König über das ganze Reich. Denn zuvor hatten die Weſt- oder Süd-Gothen den däniſchen Prinzen Magnus, Sohn des Königs Niel's oder Nikolaus, zu ihrem Könige erwählt, eben denſelben, der ſeinen Vetter, Knut Laward, erſchlug und 1134 bei Fodwiig umkam. Von ihm und ſeinem Nachfolger, Erich dem Heiligen, an beginnt die umwechſelnde Regierung der Prinzen aus den Swerker's und Erich'ſchen Häuſern. Unter Swerker erhielt die römiſche Kirche mehr als einen Vortheil. Er ward von einem ſeiner Hofbedienten getödtet. Sein Nachfolger, Erich der Heilige, war mit ihm Geſchwiſterkind. Nach dem damals herrſchenden Grundſatze der Kirche ſollte ein chriſtlicher Fürſt Heiden bekehren, darum eroberte er Finnland. Als ein ſtrenger Beobachter der Religionsgebräuche übertraf er die Mönche im Wachen und Faſten, in langen Gebeten und in Kreuzigung ſeines Fleiſches. Gleich den Carthäuſern trug er ein Kleid von Pferdehaaren auf dem bloßen Leibe. Ein däniſcher Prinz, Magnus Henrichſon, der ſeine Ahnen von müt-

terlicher Seite vom Könige Jngo dem Aelteren herleitete, erſchlug ihn. Er ward ein Heiliger und der Schutzpatron ſeines Reiches. Carl Swerkerſon, ſein Nachfolger, rächte ſeinen Tod. Unter ihm bekam Schweden ſeinen eigenen Erzbiſchof, der aber auch dem lund'ſchen unterworfen blieb. Knut Erichſon, der lange ſchon die Krone begehrt hatte, erſchlug Carl'n in unerwartetem Ueberfalle. Er würde vermuthlich Carl's ganzes Haus vertilgt haben, wenn nicht die königliche Wittwe mit dem noch ſehr jungen Swerker Carlſon nach Dänemark geflüchtet wäre. Knut Erichſon's Regierung war nicht ohne Unruhen und Beſorgniſſe, beſonders auch wegen des in Dänemark lebenden jungen Prinzen; doch ſorgte er für den Anbau ſeines Landes und der Klöſter, und ſtarb im Frieden.

Einige Jahre vor ſeinem Tode war Swerker II., den man auch Swerker den Jüngern nannte, zu ſeinem Nachfolger erklärt, oder zum Mitregenten angenommen worden.

Rußland.

Rußland war kaum, vereinigt unter Wladimir dem Großen, empor gehoben, als es, zerſtückt durch die Theilung unter ſeine 12 Söhne, wieder zur Ohnmacht herab zu ſinken anfing. Dieſe Theilung bewirkte Streit unter den Prinzen und Unruhen, welche dem großfürſtlichen Hauſe und den Bürgern des Staates gleich verderblich waren. Swätopolk, der erſte Wladimirowitſch, des großen Wladimirs mit der Wittwe ſeines ermordeten Bruders, Jaropolk, erzeugter Sohn, ließ, gleich nach des Vaters Tode, drei ſeiner Brüder tödten, nahm ihr Land ein, und machte Kiew zu ſeiner Reſidenz. Der vierte Bruder, Jurje Jaroslaw, der zu Nowgorod reſidirte, ſtellte der Herrſchſucht Swätopolks ein

Heer von 70,000 Mann entgegen, und nöthigte, nach abwechſelndem Kriegsglücke, denſelben endlich zur Flucht, auf welcher er in einer wilden Gegend zwiſchen Polen und Böhmen ſtarb.

Jurje Jaroslaw Wladimirowitſch gelangte erſt nach dem Tode ſeines jüngern Bruders Miſtislaw zum ruhigen Beſitze von ganz Rußland. Er bezwang die Liefländer, machte Kiew zur Hauptſtadt ſeines Reiches, beförderte das Chriſtenthum und die Wiſſenſchaften, war Geſetzgeber, und ſtarb in einem Alter von 76 Jahren.

Unglücklicherweiſe folgte er nicht nur im wahren Verdienſte, ſondern auch in dem Staatsfehler der Reichstheilung dem väterlichen Beiſpiele. Er hatte nach Einigen neun, nach Andern fünf Söhne, unter welche er ſeinen Staat theilte. Iſaslaw I. regierte zu Kiew, wiewohl nach Einigen ſeine Brüder Swätoslaw und Wſewolod im Anfange Mitregenten geweſen ſeyn ſollen. Sie hatten mit den Türken, mit den Polowzern und mit dem unruhigen Wſeslaw zu kämpfen. Dieſen Urenkel Wladimirs des Großen, der das Fürſtenthum Polozk beſaß, nahmen ſie wider ihr gegebenes Verſprechen gefangen. Iſaslaw, den die Polowzer ſchlugen, brachte die Kiewer auf, als er ihnen Pferde und Waffen verweigerte, die ſie ſich erbeten hatten, um den Verheerungen der übermüthigen Feinde Einhalt zu thun. Dieß und ihr Mitleiden mit dem gefangenen Wſeslaw reizte ſie zur Empörung. Sie führten ihn aus dem Kerker auf den Thron. Allein Iſaslaw, der nach Polen flüchtete, fand daſelbſt Hülfe, vertrieb ſeinen Gegner, zerfiel aber bald mit ſeinen Brüdern Swätoslaw II. und Wſewolod, die ihn abermals das Reich zu verlaſſen nöthigten. Umſonſt ſuchte Iſaslaw Schutz in Polen und in Meißen; umſonſt ließ Kaiſer Heinrich IV., der ſelbſt in bedrängter Lage war, durch ſeine Geſandten Swätoslaw II. mit Krieg bedrohen. Dieſer, der förmlich den großfürſtlichen

Titel angenommen hatte, behauptete ſich bis an ſeinen Tod. Sein Bruder Wſewolod regierte zwar nun zu Kiew, überließ aber dieſes ſeinem ausgeſöhnten Bruder Iſaslaw, der ihm gegen die Polowzer und andere Feinde beiſtand, und in einem Treffen an einer tödtlichen Wunde heldenmüthig umkam. Gleich nach ihm regierte Wſewolod I. Jaroslawitſch als Großfürſt. Während ſeiner unruhevollen Regierung that ihm ſein Sohn Wladimir große Dienſte, wiewohl auch dieſer ihm eine Zeit lang ungetreu ward. Nach ſeinem Tode überließ Wladimir, um innerlichen Kriegen vorzubeugen, die Regierung Swätopolk II. Iſaslawitſch, der ſich gleichwohl nur durch eben dieſes Prinzen Beiſtand behaupten konnte. Innere und äußere Unruhen erſchwerten ihm die Regierung außerordentlich. Merkwürdig iſt der erſte Fürſtentag, der unter ihm gehalten wurde; eine Verſammlung der ruſſiſchen Fürſten, die das allgemeine Beſte und die Eintracht befördern ſollte, aber nicht den gewünſchten Erfolg hatte. Dieſer Großfürſt, der gewöhnlich Michaelo Swätopolk genannt wird, ſtarb, als ein glücklicher Krieg den Ruſſen großen Vortheil über die Polowzer gewährte.

Jetzt ſchloß man die Söhne Swätoslaws II. von der Thronfolge aus, und wählte den oft erwähnten Wladimir II. Wſewolodowitſch zum Großfürſten. Er war ein tapferer Regent, geehrt von den abgetheilten Fürſten und ein Schrecken der Polowzer und Griechen. Er ſtarb in einem Alter von 73 Jahren.

Sein Sohn Miſtislaw Wladimirowitſch verdient den Beinamen des Großen, den ihm die Geſchichte gegeben hat. Er ſchlug die Polowzer und beſiegte die Lithauer, war tapfer, großmüthig und gerecht, und bereuete ſein ganzes Leben hindurch einen Meineid, den er, durch die Geiſtlichkeit verleitet, begangen hatte.

Nach einer kurzen Regierung folgte ihm ſein Bruder Jaro-

polk II. Wladimirowitſch. Er regierte nur etwa ſechs Jahre unter fortwährenden inneren Unruhen und Anfällen der Polowzer, Polen und Tſchuden. Sein Nachfolger Wätſcheslaw Wladimirowitſch, Wladimirs fünfter Sohn, behauptete ſich kaum einige Wochen. Ihn verdrängte Wſewolod II. Olgewitſch, Swätoslaws II. Enkel, deſſen Abſicht, allein zu herrſchen, Fürſt Andreas von Perejaslaw vereitelte. Nach Wſewolods II. Tode behauptete ſein Bruder Ighar II. nur 13 Tage den Thron; denn Iſaslaw II. Miſtislawitſch, den die mißvergnügten Kiewer herbeiriefen, überwand ihn und ſteckte ihn in ein Kloſter. Derſelbe vereitelte eine große Verſchwörung, wobei ihm ſein Oheim Jurje I. Wladimirowitſch hartnäckig entgegen ſtand. Iſaslaw II. ſtarb, und hatte ſeinen Bruder Roſtislaw Miſtislawitſch zum Nachfolger. Furchtſamkeit im Kriege gegen Iſaslaw Davidowitſch, Fürſten von Tſchernigow, die man ihm vorwarf, erzeugte Verachtung und Unwillen gegen ihn, und beförderte die Abſichten ſeines Gegners. Iſaslaw III. Davidowitſch kam nun auf den Thron. Jurje Wladimirowitſch trat ihm aber entgegen, nöthigte ihn zum Weichen, und behauptete das Großfürſtenthum bis an ſeinen Tod. Dieſer Regent legte 1147 den Grund zur Stadt Moskau. Bei einem Landſitze, wo er ſich oft mit ſeiner Buhlerin aufhielt, wurden Hütten erbaut, aus den Hütten entſtand ein Dorf und aus dem Dorf allmählig eine Stadt, die endlich dem Umfange nach die größte und eine der volkreichſten Städte von Europa ward. Sein Sohn Andrej Jurjewitſch Bogolubskoy, d. i. der Gottliebende, ein Mann von großen Eigenſchaften, behauptete eine Art Oberherrſchaft über die andern ruſſiſchen Fürſten, ſelbſt über die von Kiew, die, wenigſtens zum Theile, neben ihm den großfürſtlichen Titel führten. Er hatte ſeine Reſidenz nach Wladimir verlegt, war tapfer, ſchlug die Bulgaren, und

kam durch Meuchelmord um. Den Thron beſtieg nach ihm ſein Bruder Dmitoj Wſewolod Jurjewitſch oder Wſewolod III. Er führte einen blutigen Krieg mit dem reſaniſchen Fürſten Gleb, ſchlug mehrmals die Polowzer, und ſtand bei den andern Fürſten in großem Anſehen. Zu ſeiner Zeit kam das Großfürſtenthum Kiew ſehr herunter, und zu Ghalitſch ward ein anderer großfürſtlicher Sitz gegründet. Er herrſchte bis 1211. Alle dieſe Theilungen und Unruhen brachten ein Reich in Verfall, das ſchon damals eines der mächtigſten in Europa hätte ſeyn können; allein ihm war noch ein härteres Schickſal aufbehalten, nämlich ſeine Unterwerfung unter das Joch der Tartaren.

Deutſchland, Italien und die pyrenäiſche Halbinſel.

(Zwölftes Jahrhundert.)

Unter den fränkiſchen Kaiſern ward die kaiſerliche Gewalt in Deutſchland faſt gänzlich vernichtet. Sie war bereits unter den ſächſiſchen Kaiſern äußerſt in Verfall gerathen, weil die Feudalregierung die tiefſten Wurzeln geſchlagen hatte; weil die Ottonen die Cleriſei ſo ſehr bereicherten, als daß ſie nicht nach Unabhängigkeit hätte ſtreben ſollen, und weil endlich die Stände das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu ſchließen, genoſſen, auf den Reichstagen Geſetze machten, und Rechtsſtreitigkeiten entſchieden, und in ihren beſondern Staaten die Rechte der Oberherrſchaft ausübten. Aber die Streitigkeiten Heinrichs IV. und Heinrichs V. mit den Päbſten brachten die Verwirrung aufs höchſte. Auf der einen Seite wurden die Normänner, welche von den Kaiſern anfangs in Schutz genommen worden waren, um ſich ihrer wider die Araber zu bedienen und die nun ihr Intereſſe mit den Päb-

ſten verband, ſehr furchtbare Feinde. Auf der andern Seite benutzten die deutſchen Fürſten und Prälaten die obwaltenden Umſtände zur Vergrößerung ihrer Macht; ſie verkauften ihre Dienſte den Kaiſern um den Preis neuer Begnadigungen und Vorrechte, und befeſtigten ſich durch ihre Empörungen. Man hatte der Macht der Großen durch Erhebung der Cleriſei ein Gegengewicht zu geben geglaubt; man hätte es aber vorausſehen ſollen, daß die Geiſtlichkeit eben ſo gut als die Fürſten das Joch abzuwerfen ſuchen würde. Da die Lehen in den Familien erblich waren, ſo konnten die Prälaten ganz natürlich auf den Gedanken kommen: warum ſollen wir dem Kaiſer die Verleihung der Pfründen überlaſſen? warum von ſeiner Wahl abhängen? Dieß gab ohne Zweifel zu dem Streite über die Inveſtituren Gelegenheit, wodurch das Recht der Kaiſer, die großen Pfründen zu vergeben, und das Recht, die Erwählung der Päbſte zu beſtätigen, gänzlich vernichtet ward.

In dem Maße, wie die Krone ihre Gerechtſamen verlor, vermehrte jeder Reichsſtand die ſeinigen. Ein Schriftſteller, der zu den Zeiten Heinrichs IV. lebte, ſagt ausdrücklich, daß alle öffentlichen Angelegenheiten nach dem Rathe und durch das Anſehen der Herzoge geordnet wurden. Die Einwilligung der Reichsſtände fing an, nothwendig zu werden, wenn ein Herzogthum ertheilt, wenn Jemand in den Fürſtenſtand erhoben, wenn über die Krongüter etwas beſchloſſen, und wenn einer derjenigen begnadigt werden ſollte, die von den Reichsſtänden verurtheilt worden waren. Die Gerichtsbarkeit nahm verhältnißmäßig ab. Die geiſtlichen Fürſten hatten in ihren Ländern die obere und untere Gerichtsbarkeit, und die weltlichen Fürſten erkannten in ihren Fürſtenthümern kein anderes Tribunal, als das Tribunal des Kaiſers in Perſon. Mit einem Worte, die Stände bemächtigten ſich gänzlich der Regierung. Das Recht, das ſie ſich anmaßten, auf den Reichstagen den Kaiſer abzuſetzen, iſt ein Beweis von der Schwäche

der kaiſerlichen Gewalt. Man darf ſich nicht wundern, daß der den alten Deutſchen eigenthümliche Hang nach Unabhängigkeit ſich in Deutſchland länger als in andern Reichen erhielt.

Als die ſchwäbiſchen Kaiſer den Thron beſtiegen, gehörte ein Theil von Frankreich zu dem deutſchen Reiche, das auf dieſer Seite die Rhone, die Saone, die Maas und die Schelde zur Gränze hatte. Da der Kaiſer in dem Mittelpunkte ſeines Reichs ſo wenig Macht hatte, ſo mußte ſeine Macht in dem äußerſten Umkreiſe und in einer ſo weiten Entfernung noch viel geringer ſeyn.

Unter den ſchwäbiſchen Kaiſern nahm die Sache eine andere Wendung. Unter der Regierung Conrads III. kam die römiſche Rechtsgelehrtheit in Anſehen, obſchon Alles nach deutſchen Geſetzen entſchieden ward. Friedrich Barbaroſſa ſah, wie wir bereits bemerkt haben, ſehr wohl ein, welche Vortheile dadurch dem Kaiſer erwachſen könnten. Die Rechtsgelehrten zu Bologna, die ihn nach juſtinianiſchen Grundſätzen für den Herrn der Welt erklärten, ermunterten ihn ohne Zweifel, ſich des Rechtes der Herrſchaft, wenigſtens über ſeine Unterthanen, zu bedienen. Er bemühte ſich, in Deutſchland jene der Krone ſo vortheilhaften Geſetze einzuführen, denen er die longobardiſchen Geſetze, welche die Vaſallen von ihm abhängig machten, beigeſellte. Alle diejenigen, über welche er ſich zu beſchweren Urſache hatte, beſtrafte er und entzog ihren ihre Güter; er zerſtückte die Staaten Heinrichs des Löwen, Herzogs von Sachſen und Baiern, und vermehrte die Zahl der Fürſten und freien Städte, um durch die Zertheilung des deutſchen Staatskörpers ſeine Macht zu vergrößern. Er ſah die Wahrheit ein, daß der Kaiſer nur ein Diener der Regierung und die höchſte Gewalt in den Händen der verſammelten Fürſten ſey; aber er wußte die Reichsverſammlungen ſo gut zu leiten, daß ſein Wille zur Vorſchrift diente, ohne daß er zu gebieten ſchien. Heinrich IV. trat in ſeine Fußtapfen. Er hatte Muth genug, die Appellation an den römi-

ſchen Hof zu verbieten. Nach Friedrich II., Heinrichs Sohne, der, wie wir es zu ſeiner Zeit bemerken werden, von dieſem Hofe verfolgt ward, fiel Alles wieder in die alte Anarchie zurück.

Die Kaiſer vergaben den königlichen Titel, und auf dieſe Art waren die Herzogthümer Polen und Böhmen zinsbare Königreiche geworden. Ungarn hatte ſeine unabhängigen Könige, und die wilde Tapferkeit der alten Hunnen athmete daſelbſt noch.

Kleine Factionen, kleine Staaten, Anarchie und Gewaltthätigkeit brachten in Italien mehr als in andern Ländern ein Chaos von Verwirrung und Elend hervor. Genua aber und Venedig ſchwangen ſich durch Handel auf. Genua hatte den Arabern Corſika abgenommen, und bezahlte dafür anfangs dem Pabſte einen Tribut. Das nicht ſo alte, aber weit mächtigere Venedig hatte ſich von aller Lehensunterwürfigkeit frei gemacht. Iſtrien, die Küſten von Dalmatien und Raguſa ſtanden unter ſeiner Herrſchaft. Es hatte über die Griechen und über die Ungarn Siege erfochten, und Adrian IV. gegen den Kaiſer Friedrich Barbaroſſa in Schutz genommen. Dieſe beiden Handel treibenden Republiken, die zum Unglücke auf einander eiferſüchtig waren, bekriegten ſich, anſtatt daß ſie ſich in den Gränzen einer weiſen Nacheiferung hätten halten ſollen. Lucca, Piſa und Florenz fingen an, an Induſtrie Geſchmack zu finden, und ſtrebten nach Unabhängigkeit. Die Künſte mußten zu der Zeit in Italien wieder aufleben, da in dem übrigen Europa die Kriegskunſt allein in Achtung ſtand.

Spanien.

Wir haben Spanien, gegen das Ende des 11. Jahrhunderts von den Mauren und Chriſten zerſtückelt, verlaſſen, beide Nationen als ein Opfer bürgerlicher Kriege und die letzteren geſehen, wie ſie nach

und nach kleine Königreiche errichteten, die nur unter ein Haupt gebracht werden durften, um eine anſehnliche Macht zu werden. So lange Spanien in ſolchem Zuſtande blieb, werden wir nur einige einzelne Thatſachen anführen, deren Kenntniß hinreichend iſt.

Unter Alphons VI., König von Leon und Caſtilien, ſieht man den Cid, einen berühmten Feldherrn, ſich durch Kriegsthaten auszeichnen, welche die Liebe zum Wunderbaren durch ſehr viele Fabeln vergrößert hat. Nachdem der König von Caſtilien Sancho ermordet worden war, und der Verdacht des Meuchelmordes auf deſſen Bruder Alphons fiel, ſo bewies dieſer ſeine Unſchuld durch einen Eid, den er in die Hände des Cid ablegte. Der Held verlangte, daß Alphons die Worte des Eides dreimal wiederholen ſollte, und verlor darüber die Gnade des Königs. Er ward jedoch wieder an den Hof berufen, um die Belagerung der Stadt Toledo zu leiten, wohin der Religionseifer viele fremde Krieger wie zu einer Kreuzfahrt zog. Die Mauren verloren im Jahre 1085 dieſe wichtige Stadt. Alphons machte ſie zu ſeiner Hauptſtadt, und ließ daſelbſt den Mahomedanern die freie Religionsübung; aber es gelang ihm nicht, ſie wieder zu bevölkern und ihren Glanz herzuſtellen. Unter den Saracenen hatte ſie ungefähr 300,000 Einwohner gehabt. Nun war ſie faſt zur Wüſte geworden. Der tapfere Cid eroberte auch Valencia im Jahre 1094.

Bernhard, ein Mönch von Clugni, ward Erzbiſchof zu Toledo. Der Eroberer gab ihm unermeßliche Güter, worunter man zehn Städte oder Schlöſſer zählt. Das war freilich nicht das Mittel, einen Staat blühend zu machen. Urban II., ehemals Bernhards Amtsbruder, gab ihm den Titel eines Primas von Spanien, den ihm aber andere Erzbiſchöfe ſtreitig zu machen ſuchten. Wir haben bereits früher bemerkt, wie ſehr

es den Päbſten am Herzen lag, ihr Anſehen, ſelbſt in weltlichen Angelegenheiten, über dieſen Theil von Europa auszubreiten.

Alphons machte es ſich zu einem wichtigen und dringenden Geſchäfte, die römiſche Liturgie ſtatt der altgothiſchen oder der moſarabiſchen einzuführen. Die Sache wurde ſo ernſthaft, daß er, um den Streit wegen der beiden Liturgien zu entſcheiden, einen Zweikampf anſtellen ließ. Als nun der Ritter, welcher für die römiſche Liturgie focht, überwunden ward, ſo beharrte Alphons doch auf ſeinem Vorhaben, und wollte nun auch die Feuerprobe machen laſſen. Das Feuer ſchonte wahrſcheinlicherweiſe weder die eine, noch die andere Liturgie. Unterdeſſen machte des Königs Anſehen zwei Jahre nachher doch den neuen Kirchengebrauch geltend, den die Königin mit großer Wärme in Schutz nahm. Inzwiſchen behielten einige Kirchen das moſarabiſche Ritual bei. Die Spanier hatten Verſtand, Größe der Seele, Frömmigkeit und Muth; aber ſie ließen ſich von Vorurtheilen zu ſehr beherrſchen, als daß nicht ihre Talente und edlen Geſinnungen von denſelben hätten verdunkelt werden müſſen.

Man hat dieſem Alphons VI., der ſeinen Bruder verrathen und der Krone beraubt, den Sohn ſeines Beſchützers vom Throne geſtoßen und ſeinen Wohlthäter, den Cid, verfolgt hatte, den Beinamen des Großen gegeben. So hat man oft glückliche, von Laſter befleckte Erfolge für Größe gehalten. Alphons ſtarb im Jahre 1109. Nach ſeinem Tode erhielt Graf Heinrich, ſein Eidam, Sohn eines Herzogs von Burgund, ein Fürſtenthum in Portugal, das vor kurzem durch Eroberung den Mauren entriſſen worden war. Nach der Eroberung von Toledo hatten ſich viele Franzoſen in Spanien niedergelaſſen und bedeutende Privilegien erhalten, wovon man hin und wieder noch Spuren findet.

Saragoſſa fiel in die Hände der Chriſten, und ward im Jahre 1118 von Alphons dem Schlachtengewinner, König von Arra=

gonien und Navarra, eingenommen, und eben ſo, wie Toledo in dem Königreiche Caſtilien, zur Hauptſtadt erhoben. Dieſer König ſchlug ſich unabläſſig bald mit Chriſten, bald mit Muſelmännern. Die letzteren erfochten im Jahre 1134 über ihn einen völligen Sieg, welcher zwei Biſchöfen und einer unzähligen Menge von Edelleuten das Leben koſtete. Er ſtarb acht Tage nachher aus Gram, und hinterließ ſeine Staaten, kraft eines unverſtändigen Teſtaments, dem Orden der Tempelherren. Man ließ das Teſtament gelten, was es werth war, und ſtritt ſich über die Wahl eines Nachfolgers. Die Arragonier erwählten einen Bruder des letzten Königs, einen Mönch, der nicht zu regieren verſtand; die Navarrer riefen einen andern Prinzen zum Könige aus. Durch dieſen Zwieſpalt kamen die beiden Staaten in Gefahr, eine Beute der Mauren zu werden. Alphons VIII., König von Caſtilien, rettete ſie durch eine ſchleunige Hülfe; aber mehr auf ſeinen Vortheil als auf ſeinen Ruhm bedacht, zwang er die Arragonier, ihm Saragoſſa zu überlaſſen, und den König von Navarra, ihm zu huldigen. Dieſer glückliche Erfolg machte ihn ſo aufgeblaſen, daß er Kaiſer von Spanien heißen wollte.

Im Jahre 1141 forderten die Tempelherren das Königreich Arragonien, indem ſie ſich auf das Teſtament Alphons des Schlachtengewinners beriefen. Durch einen Vergleich, den der Pabſt und der Patriarch von Jeruſalem beſtätigten, wurden ihnen einige Ländereien und Güter in Arragonien überlaſſen. Sie nahmen darauf in dieſem Königreiche ihren Aufenthalt. Hätten es die Umſtände vergönnt, das ſo lächerliche Teſtament geltend zu machen, ſo würden ſie ohne Zweifel die Regierung an ſich gezogen haben. Wahrſcheinlich diente ihr Orden zum Vorbild, als man im Jahre 1158 den kriegeriſchen Orden von Alcantara ſtiftete, den Alphons VIII., König von Leon und Caſtilien, mit allem demjenigen belehnte, was die Ritter von den Mauren erobern konnten.

Der Ritterorden von Calatrava, welcher der Regel des Ciſtercienſerordens unterworfen ward, entſtand zwei Jahre nachher, und der Ritterorden von St. Jacob im Jahre 1161. Eine Stiftung erzeugte die andere.

Alphons Henriquez, Graf von Portugal, nahm nach einem im Jahre 1139 über die Mauren erfochtenen Siege von ſeinen Kriegern den Titel eines Königs an. Er nahm nachmals den Mauren auch Liſſabon ab. Der Pabſt Alexander, welcher glaubte, daß Niemand ohne ſeine Bewilligung König von Portugal ſeyn könnte, und die Gelegenheit benützte, um der Kirche ein zinsbares Königreich zu verſchaffen, ſchickte ihm im Jahre 1179 eine Krone, und nahm ihn, unter der Bedingung, einen jährlichen Tribut von zwei Mark Goldes zu zahlen, in den Schutz des heiligen Stuhles. Schon ſeit langer Zeit hatte ein Legat den König Alphons bewogen, jährlich vier Unzen Goldes zu entrichten. Die römiſche Staatsklugheit war immer wachſam und befolgte das angenommene Syſtem. Die ſpaniſchen Könige hatten gar kein Syſtem, denn ſonſt hätten ſie doch nach den Zeiten Gregors VII. in die Zukunft ſehen können.

Ein König von Leon, Alphons IX., hatte ſich mit der Tochter des neuen Königs von Portugal, einer nahen Verwandten, vermählt; ein Legat Cöleſtins III. hob die Vermählung auf, belegte die Biſchöfe, welche ſie billigten, mit dem Banne und beide Königreiche mit dem Interdicte. Der abergläubige Pöbel erboſ'te; einige natürliche Landplagen wurden für Beweiſe des göttlichen Zornes erklärt, und der König und ſeine Gemahlin genöthigt, ſich zu trennen, obſchon ſie mehrere Kinder hatten. Einige Zeit nachher trat derſelbe König von Leon, von dem das Gerücht ſagte, daß er mit einer Jüdin einen vertrauten Umgang unterhielt, in eheliche Verbindung mit Berengaria von Caſtilien, die gleichfalls ſeine Verwandte war. Innocenz III.

ſchleuderte Bann und Interdict. Der König widerſetzte ſich eine Zeit lang, entließ aber endlich ſeine Gemahlin, nachdem der Pabſt ihre Kinder für eheliche erklärt hatte.

Man ſieht, daß die ſpaniſchen Höfe die nahe Verwandtſchaft als ein bloß bürgerliches Hinderniß der Ehe anſahen, und der Meinung waren, daß die Könige, zumal wenn es Perſonen vom königlichen Geblüte betraf, dießfalls dispenſiren könnten. Es war dieſes unſtreitig ein altes Recht der Kaiſer von Conſtantin her; es iſt ausgemacht, daß insbeſondere ein König von Spanien ſich mit keiner Andern als mit einer Verwandten vermählen konnte, wenn er nicht etwa eine Auswärtige zur Gemahlin verlangte, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß viele dergleichen Vermählungen ohne Einrede in Kraft geblieben ſind; aber ſeitdem die Päbſte auf Spanien ihr Augenmerk richteten, mußte man über ſo wichtige Gegenſtände dergleichen willkürliche Machtſprüche erwarten.

Der römiſche Hof wußte Alles zu ſeinem Vortheile zu benützen und die Unvorſichtigkeit der Fürſten ſchien dem Joche entgegen zu gehen. Peter II., König von Arragonien, hatte ſich zu Montpellier mit der Erbin der Grafſchaft dieſer Stadt vermählt, ging darauf nach Rom, ließ ſich im Jahre 1204 von Innocenz III. krönen, und verpflichtete ſeine Krone zu einem jährlichen Zins an den heiligen Stuhl. Die Stände von Arragonien proteſtirten gegen eine Verbindlichkeit, die unfehlbar für einen Tribut würde angeſehen worden ſeyn; und ſie behaupteten, daß der König ohne ihre Einwilligung ſich nicht ſo unterwerfen könnte. Noch nie hatte ſich ein König in Rom krönen laſſen, ohne ſeine Souveränetätsrechte in Gefahr zu ſetzen. Der Pabſt glaubte, daß die Krönung von ihm abhinge, wenigſtens betrug er ſich ſo, als wenn dies eine ausgemachte Sache wäre; denn er erlaubte den Königen von Arragonien, ſich zu Saragoſſa ſalben und krönen zu laſſen,

und was kann eine ſolche Erlaubniß wohl für eine Bedeutung haben?

Dieß iſt Alles, was wir bis zum 13. Jahrhundert in der ſpaniſchen Geſchichte merkwürdig finden. Sie iſt bis dahin noch nicht mit den allgemeinen Weltbegebenheiten in einer engen Verbindung. Alles war Trennung. Die Mauren hatten viele ihrer Beſitzungen verloren; dagegen gab es daſelbſt vier chriſtliche Königreiche, Leon und Caſtilien, Navarra, Arragonien und Portugal, und dieſe kleinen Königreiche, die häufiger Staatsrevolutionen unterworfen und wider einander im Kriege waren, ſtellen eine Verwirrung von Intereſſen und Begebenheiten dar, in welcher weder Laſter, noch Tugenden beſonders hervortreten. Wenn uns eine genaue Erzählung intereſſant werden ſoll, ſo muß ſich die Staatsklugheit auf einer erhabenen Schaubühne zeigen; ſo muß es die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, oder eine außerordentliche Erſcheinung betreffen, die von demſelben hervorgebracht worden iſt.

Neue Mönchsorden.

Der Aberglaube führt gar leicht zur Schwärmerei; dieſe iſt eine über alle Maßen zündbare Materie; es bedarf nur eines Funkens, um ſie in Flammen zu ſetzen. Während der Epoche, von welcher hier die Rede iſt, lieferte Frankreich viele bemerkenswerthe Beiſpiele hiervon; bald traten Leute auf, die mit Zuckungen behaftet waren, und den Heiligen die Kraft zuſchrieben, ſie in unſinnige Bewegungen ſetzen zu können; bald Narren, die ſich für Propheten hielten, das Volk an ſich zogen, und ſich faſt göttlich verehren ließen; bald eifrige Sittenverbeſſerer, die unter dem Vorwande, die Mißbräuche zu beſtrafen, die Gewalt der Geiſtlichkeit angriffen, Ketzerei und Empö-

rungen anſpannen, und Secten ſtifteten, welche die Cleriſei anfeindeten und durch ihren Anwuchs der chriſtlichen Welt zur Geißel wurden. Zu den Secten, die der Geiſtlichkeit entgegen waren, muß man diejenigen nicht rechnen, die ſich gegen die Vorurtheile des Aberglaubens auflehnten und die Reinigkeit des Evangeliums zu behaupten ſuchten. Im achten Jahrhunderte ſah man Claudius, Erzbiſchof von Turin, die meiſten Grundſätze annehmen, die heutiges Tages den Proteſtanten eigen ſind, und dieſe als Grundſätze der Kirche angeben. Berengar, Archidiaconus zu Angers, lehrte um 1050 in Schriften und auf der Kanzel, daß der wahre Leib Jeſu Chriſti unter der ſcheinbaren Geſtalt des Brodes und Weines nicht verwandelt ſey und nicht verwandelt ſeyn könne. Er ward verurtheilt, und damals war es, als man anfing, die Hoſtie empor zu heben, damit das Volk, indem es ſie anbetete, nicht an der wirklichen Gegenwart zweifeln möchte. Dieſe Grundſätze pflanzten ſich bei einigen Geiſtlichen fort. Sie erhielten ſich unter den Waldenſern, Albigenſern und Huſſiten, von welchen ſie zu den Proteſtanten übergingen. Aber ſeit dem 11. Jahrhunderte ſind ſie verurtheilt worden; immer wurden ihre Vertheidiger verfolgt und erwürgt, wenn ſie es wagten, ſich zu zeigen.

Aus der Aſche Arnolds von Brescia, den Adrian IV. im Jahre 1155 verbrennen ließ, ſtiegen zahlreiche Schwärme von Fanatikern hervor, die bald unter dem Schwerte der Verfolgung ſich noch vermehrten. Die Laſter und Ausſchweifungen der Cleriſei gaben unglücklicherweiſe nur zu viel Gelegenheit zu Schmähungen. Die Religionswahrheiten ſind immer in Gefahr, wenn die Lehrer derſelben ſie weder durch Gelehrſamkeit, noch durch gute Sitten unterſtützen. Der Haß und die Verachtung, welche ſich ſolche Lehrer zuziehen, müſſen ſich nothwendig auf die Wahrheit ausdehnen, worin ſie das Volk unterweiſen, und wodurch ſie über den Verſtand deſſelben herrſchen. Man ſucht alsdann Alles hervor, ihre Unter-

weiſung in böſen Ruf zu bringen, um ihr Amt herab zu würdigen. Dieß war die Quelle neuer Ketzereien.

Neue Mönchsorden, die Carthäuſer, die von Vall Ambroſa, die Prämonſtratenſer, die Ciſtercienſer, die von Fontevrauld u. ſ. w. erneuerten die Scenen des fanatiſchen Eifers, den man nicht mehr in der reichen Abtei von Clugni antraf. Sie erwarben ſich daher Ländereien und Anſehen, und wichen dann ſo gut als andere von der Strenge der Sitten ab. Ohne Zweifel ſah der heilige Bernhard dieß nicht voraus, als er das Leben der Clugniſten mit Bitterkeit tadelte. Da er aber bei dem Pabſte Innocenz II. die Befreiung von allen Zehnten für ſeinen Orden auswirkte, ſo ſchien er doch ſelbſt dem nur zu natürlichen Hange zu folgen, wodurch man den Mönchen einen Vorwurf gemacht hat, daß ſie den Privilegien nachjagten und ſich übermäßig zu bereichern ſuchten. Der Abt von Clugni, Peter der Ehrwürdige, beklagte ſich daher nicht mit Unrecht über eine Begnadigung, die jener zum Nachtheile ſeines Kloſters erhalten hatte. „Wer,“ ſchrieb er, „wer hat jemals gehört, daß der Pabſt bloß nach ſeinem Gutdünken, ich will nicht ſagen eine Kirche, ſondern eine ſchlechte Weibsperſon, ohne alle Unterſuchung, ihrer Rechte beraubt hat, und daß Jemandes Güter, ohne Einwilligung des Eigenthümers, an einen Andern verſchenkt worden ſind?“ Das Privilegium der Ciſtercienſer ward aufrecht erhalten, wie es bei den alten Freiheiten von Clugni, aller Klagen der Biſchöfe ungeachtet, geſchehen war. Ein Mißbrauch ſchien zu dem andern Befugniß zu geben.

In der Geſchichte der neuen Mönche findet man wenig ſeltſamere Anekdoten, als das Abenteuer Peter des Feurigen zu Florenz im Jahre 1067. Da die Mönche von Vall Ambroſa und ihr Stifter, Johann Gilbert, den Biſchof von Florenz der Simonie wegen in Verdacht hatten, ſo hielten ſie es für ihre

Pflicht, voll heiligen Eifers auf ihn zu ſchmähen. „Man könne,“ ſchrien ſie, „von ihm nicht die Sakramente nehmen, weil er ein Ketzer wäre.“ Taub gegen die Vorſtellungen kluger Männer und ſelbſt des Cardinals Peter Damian, wiegelten ſie die Florentiner und beſonders die Weiber gegen ihren Prälaten auf, und forderten die Feuerprobe. Peter Aldobrandini, Mönch dieſes Ordens, übernahm dieſelbe öffentlich. Zwei **10** Fuß lange Scheiterhaufen, nur durch einen ſehr kleinen Zwiſchenraum von einander getrennt, waren beinahe zu Kohlen verbrannt, als er, wie es hieß, barfuß, mit langſamen Schritten, ohne die geringſte Verletzung zwiſchen ihnen durchging. Daher wurde ihm der Beiname „der Feurige“ gegeben. Das Wunder könnte um ſo verdächtiger ſcheinen, da der Pabſt Alexander **II.** den Mönchen zu ſchweigen befohlen hatte, und ſie dieſem Befehle nicht gehorſam geweſen waren. Inzwiſchen ſetzte doch der Pabſt den Biſchof ab, den er vergeblich in ſeinem Amte zu erhalten geſucht haben würde. Aldobrandini wurde nachmals zum Cardinale erhoben.

Mit den vielen geiſtlichen Anſtalten vervielfältigten ſich die Streitigkeiten. Die regulirten Domherren machten den Mönchen den Vorzug ſtreitig; die weißen und grauen Mönche wollten den Vorrang vor den ſchwarzen haben, und die ſchwarzen, auf ihr Alterthum ſtolz, waren über den Hochmuth der Neulinge unwillig. Man ſparte keine Spöttereien und Beſchimpfungen. Der Neid brauſ'te noch ſtärker auf, als die Bettelmönche, wie wir bald ſehen werden, alle Blicke auf ſich zogen, alle andern Orden verdunkelten, und allenthalben über die Gewiſſen herrſchten. Daß die Mönchsſtiftungen, ſobald ſie eine gewiſſe Höhe erreichten, beſtändig ausarteten, kann nicht ſo befremdend erſcheinen, als daß man, da ſie ſich ins unermeßliche vervielfältigten, nicht daran dachte, daß ſie endlich das Schickſal aller menſchlichen Dinge

treffen würde, und daß diejenigen, welche aufhörten, nützlich zu ſeyn, durch ihre Unnützbarkeit ſchädlich werden mußten.

Damals war faſt Alles Wunder und Weiſſagung. Man bewies die Glaubwürdigkeit einer verdächtigen Reliquie durch Bullen; die Kirchenverſammlungen thaten über die Handlungen und das Alter eines Heiligen, über den Ort, wo ſein Leichnam war, entſcheidende Ausſprüche; ein dreiſter Betrüger oder ein dummer Schwärmer durfte nur den Mund aufthun, um das Volk Alles, was ihm einfiel, glauben zu machen. Bis zu der Zeit, wo die Prieſter zu geläuterten Einſichten gelangten, und mit Klugheit an der Erleuchtung der Völker zu arbeiten anfingen, ſah man die ſchändlichſten Ausſchweifungen unter dem Schleier der Religion fortdauern. Die Narren- und Eſelsfeſte entehrten den Gottesdienſt, und vermehrten dabei den Aufwand. Am Narrenfeſte, oder am Feſte der unſchuldigen Kinder, wählten die verſammelten maskirten und mitunter höchſt unanſtändig verkleideten Prieſter und Weltgeiſtlichen einen Pabſt oder Biſchof, den man den Narrenpabſt oder Narrenbiſchof nannte, und führten ihn mit großer Feierlichkeit unter Tanz und Gaukelſpiel und Abſingung ſchändlicher Lieder in die Kirche. Hier ſtand ein großer Altartiſch bereit, an dem ſie während der Austheilung des Abendmahls ſchmauſeten, mit Würfeln ſpielten und allerlei Poſſen trieben. Das Eſelsfeſt ſollte zum Andenken an die Flucht Chriſti nach Egypten dienen. Ein junges, ſchön geformtes Mädchen wurde in prächtiger Kleidung, mit einem zarten Knaben auf dem Arme, unter Begleitung der ganzen Cleriſei auf einem köſtlich geſchmückten Eſel in die Hauptkirche geführt und ſo neben den Hochaltar geſtellt. Die Meſſe wurde mit großem Pompe geleſen, das Kyrie aber, das Gloria oder Credo mit einem wiederholten Yan! Yan! geendigt. Nach geendigter Ceremonie ſprach der Prieſter nicht den Segen, ſondern ſchrie ſtatt deſſen

gegen die Gemeinde drei Mal wie ein Eſel, und das Volk wieherte ihm drei Mal entgegen. Den Beſchluß machte ein höchſt poſſierliches, halb lateiniſches und halb franzöſiſches Lied zum Lobe des Eſels. Die Werke des Ariſtoteles, von den Arabern ſchlecht überſetzt und ſchlecht commentirt, und von den Chriſten im Occident noch ſchlechter verſtanden, wurden, ſtatt Irrthümer zu verſcheuchen und Wohlgefallen an der Philoſophie zu erwecken, die Quelle aller ſcholaſtiſchen Streitigkeiten, die nicht weniger Schaden ſtifteten, als die Wirkungen der Unwiſſenheit. Dieſe Diſputirſucht, die, wie wir bemerkt haben, vor den Zeiten Gregors VII. zuerſt ausbrach, nahm in dem Maße, wie die Geiſter aus der Schlafſucht erwachten, auf eine erſtaunliche Weiſe zu. Die Univerſalien, die Diſtinctionen, die lächerlichen Nichtswürdigkeiten der Schule, wurden als die wichtigſten Gegenſtände betrachtet, um derentwillen man ſich einander voll Erbitterung und Wuth zerfleiſchte.

Unglücklicherweiſe wollte man die Glaubenslehren eben ſo behandeln, wie man die Metaphyſik behandelte. Man hüllte manche ſchon an ſich dunkle Glaubenslehre in Worte ein, womit man keine Begriffe verband, und man glaubte ſie zu erklären, wenn man ſie noch unerklärbarer machte. Dies brachte Abälard ins Unglück, einen Mann von Genie und in Rückſicht auf ſein Jahrhundert von großer Gelehrſamkeit, der nach ſeinem Falle mit Heloiſen höchſt tugendhaft, aber auch ein kühner und von ſeinen ein Mal behaupteten Syſtemen ganz eingenommener Theolog war. Wegen ſeinen Erklärungen über die Dreieinigkeit ſtanden Ankläger wider ihn auf, die ihm mehr durch ihr Anſehen, als durch ihre Gelehrſamkeit gefährlich waren. Eine Kirchenverſammlung zu Soiſſons verdammte ihn, ohne die Gründe zu ſeiner Rechtfertigung zu hören. Der heilige Bernhard bekämpfte ihn mit dem ganzen Ungeſtüm ſeines Eifers, und ſeitdem warteten auf dieſen Theologen nur Verfolgungen und immerwäh-

rende Unfälle. Wenn man ſeiner eigenen Erzählung glauben darf, ſo machte ihm in der Kirchenverſammlung zu Soiſſons Jemand den Vorwurf: er lehre, daß nur der Vater allein allmächtig ſey. Der Legat Conon ſagte darauf mit einer Miene voll Erſtaunens: „Ein Kind wäre nicht einer ſolchen Unbedachtſamkeit fähig, da in den Anfangsgründen des Glaubens gelehrt würde: es ſind drei Allmächtige.“ Ein Gelehrter lächelte darüber, und führte die Worte aus dem Glaubensbekenntniſſe an: „Sondern es iſt ein Allmächtiger.“ Das große Verbrechen Abälard's beſtand darin, daß er ſeine neidiſchen Rivalen durch ſeinen Ruhm verdunkelte und nicht das Echo der Meinungen Anderer war. Die Mönche zu St. Denis betrachteten ihn als einen Gottesverächter und als einen Staatsverbrecher, weil er ſich unterſtand, die Fabel von dem heiligen Dionyſius Areopagita, ihrem Schutzheiligen, in Zweifel zu ziehen.

Alle Begriffe, die man damals von Wiſſenſchaften hatte, kamen von den Arabern, bei denen Avicenna und Averroes die berühmteſten Schriftſteller waren. Sie widmeten ſich der Mathematik, der Arzneikunde und einer ſcheinbaren, aus dem Ariſtoteles gezogenen Philoſophie, vermiſcht mit der Sterndeutekunſt. Ihnen hatte die ſalernitaniſche Schule ihren Ruhm zu danken, und ſeit dem Anfange des 12. Jahrhunderts hatte dieſe Schule ihr berühmtes Werk voll mediciniſcher Vorſchriften in Verſen herausgegeben. Die Geiſtlichen und Mönche behaupteten ſich lange in dem Beſitze einer Facultät, die ihrem Stande ſo wenig entſprach; ſie allein konnten die von derſelben geſchriebenen Bücher leſen, und ſie allein machten ſich fähig, dieſe Kenntniſſe in Ausübung zu bringen.

Andere Schulen beſchäftigten ſich mit andern Gegenſtänden. Es entſtanden Academien und Univerſitäten. Wir haben bereits bemerkt, daß das römiſche Recht vor einem zahlreichen Auditorium

37*

zu Bologna gelehrt ward. Irnerius oder Wernerus hat den Ruhm, dieſes Studium unter dem Kaiſer Lothar II. daſelbſt in einen blühenden Zuſtand geſetzt zu haben. Sein Schüler Azo ſoll 10,000 Zuhörer gehabt haben. Accurſius, ein Schüler und Nachfolger des Letztern, ward der Götze der Rechtsgelehrten genannt. Die erſten Erfinder oder Wiederherſteller einer Wiſſenſchaft erregten immer eine Art von abergläubiſcher Verehrung. Da ſie ſelbſt die Bücher, deren Ausleger ſie ſind, auf eine abergläubige Weiſe verehren, ſo halten ſie ſich mehr an den Buchſtaben derſelben, als an ihren Geiſt; ſie übertreiben die darin enthaltenen Grundſätze, anſtatt ſolche genau zu unterſuchen; ſie behaupten, und zwar oft mit großer Begeiſterung, das Falſche, wie das Wahre derſelben. Dem römiſchen Rechte hat es nicht an Schwärmern gefehlt, deren Vorurtheile ſich hier und da noch in der heutigen Geſetzgebung finden.

Indeſſen war es in der That nützlich, das römiſche Recht zu ſtudiren, weil man in ihm, wenn auch mitten unter fehlerhaften Geſetzen, die ſicherſten Grundfeſten der Geſellſchaft fand. Die Kenntniß deſſelben war beſonders ſchon deßhalb nöthig, um, ſo viel es die Natur der Sache erlaubte, zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht eine Gränzlinie zu ziehen und den Mißbräuchen der geiſtlichen Gerichtsbarkeit Schranken zu ſetzen; aber dem römiſchen Hofe fehlte es nicht an Gegenmitteln. Gratianus, ein toscaniſcher Mönch, verfertigte unter Eugen III. ſein berühmtes Buch, genannt Concordia discordantium canonum, ein dunkles, mit ungeheuren Irrthümern angefülltes und mit falſchen Decretalen durchwebtes Werk, das die Macht des heiligen Stuhles zu einem unbegränzten Despotismus zu erheben und die Cleriſei gänzlich dem Richterſtuhle zu entziehen beabſichtigte; ein Werk, das deſſen ungeachtet dem canoniſchen Rechte zur Grundlage, den Gerichtshöfen zur Vorſchrift diente, und viele Jahrhunderte hindurch

eben ſowohl über den geſunden Menſchenverſtand, als über die bürgerlichen Geſetze und die wahre Kirchenzucht die Oberhand behielt. Die Commentarien, die in großer Menge darüber geſchrieben wurden, waren noch erbärmlicher als der Text ſelbſt.

Wir wollen hier einen großen Beweis der römiſchen Staatskunſt nicht unbemerkt laſſen. Je mehr man das bürgerliche Recht ſtudirte, deſto mehr kam es darauf an, das canoniſche Recht geltend zu machen. Man ſchrieb Bücher gegen Bücher, und befolgte dabei dieſelbe Methode; das Decret gegen die Pandecten, die Decretalen gegen den Codex und den Sextum decretalium, die Clementinas und die Extravagantis gegen die Novellen. Paul IV. ließ die canoniſchen Inſtitutionen verfertigen, um ſie den Inſtitutionen des Juſtinian entgegen zu ſetzen. Durch dieſes Studium, das faſt alle übrigen Wiſſenſchaften verdrängte, konnte man damals ſein Glück machen.

Die Sitten blieben, überhaupt betrachtet, immer dieſelben; es herrſchten grobe Dummheit, unvernünftige Tapferkeit, romanhafte Galanterie, dumme Leichtgläubigkeit, thörichte Zweikämpfe, Rohheit im Umgange, und falſche Begriffe von Allem, dabei fehlte Polizei und Sicherheit und folglich jeder Grund zur Wohlfahrt. Der Inſtinct bei wilden Völkern ſcheint einen größeren Werth zu haben, als ein ſolches unregelmäßiges und raſtloſes geſellſchaftliches Leben.

Bei den Kreuzzügen wurden die Wappen erfunden, wodurch man ſich unter der eiſernen Rüſtung, die den ganzen Leib bedeckte, kennbar machte. Daher entſtand die Wappenkunſt, die, ſo lange man ſich auf keine nützlichen Studien legte, als eine Wiſſenſchaft betrachtet wurde.

Schon bei den alten Germanen war es üblich, die Schilde zu bemalen. Bei Gelegenheit der Kreuzzüge fingen die Ritter und Edlen an, das Andenken ihrer Heldenthaten durch Bezeichnung

der Schilde aufzubewahren, wenn ſie z. B. zum Andenken einer erſtiegenen Mauer, einer eroberten Burg, eines genommenen oder beſchützten Thurmes, eines oder mehrerer mit dem Schwerte getödteten Feinde, Mauern, Thürme, Schwerter u. ſ. f. auf ihren Schilden abgebildet darſtellten, oder in Rückſicht auf ihren Aufenthalt, oder auch als Sinnbilder der Tapferkeit im Orient, Thiere, Gewächſe oder Sitten dieſer Gegenden, Waffen und Gewehr, deſſen ſie ſich bedient hatten, Ströme, darüber ſie geſetzt waren, zu ähnlicher Abſicht gebrauchten. Dieſe Schilde, aufbewahrt bei der Familie und zum Andenken des tapferen Ahnherrn oder Vorfahren von ſeinen Nachkommen bei Ritterſpielen und feierlichen Gelegenheiten geführt, brachten die erblichen Familienwappen auf. Da mit dem Schilde auch der Helm zur Rüſtung gehörte, den man mit Federn, Hörnern ꝛc. von aus- oder inländiſchen Thieren, oder mit andern Zierathen zu ſchmücken pflegte, ſo iſt es begreiflich, wie der Gebrauch, aus Schild und Helm beſtehende Wappen zu führen, ſeine nähere Einrichtung und Beſtimmung bekommen habe.

Innocenz III., Johann ohne Land, vierter Kreuzzug (1198—1206).

Innocenz III., begabt mit großen Talenten, und einer der geſchickteſten und kühnſten Männer, die jemals den päbſtlichen Stuhl beſtiegen haben, verdient an der Spitze der Epoche genannt zu werden, weil er ſelbſt Gregor VII. an unternehmendem Geiſte und an Glück übertraf. Erwählt im Jahre 1198, in einem Alter von nicht ganz 40 Jahren, bezeichnete er ſogleich den Anfang ſeiner Regierung mit kühnen Verfügungen, die einen feurigen Despotismus ankündigten. Er ſetzte ſich in den Beſitz von Ancona, Spoleto und einigen andern Plätzen; er trat mit den vornehmſten Städten von Toscana wider das Reich in Verbindung;

er ſchränkte die Legatenwürde von Sicilien dadurch ein, daß er dem jungen Könige Friedrich, Sohn Heinrichs VI. und der Königin Constantia, die Inveſtitur zugeſtand, und übernahm die Vormundſchaft dieſes Königs, der damals noch ein Kind war, nicht ſowohl um ihn zu beſchützen, als vielmehr um ihn zu unterdrücken; denn er ließ ſeinen Haß gegen das Haus Schwaben, das zu mächtig war, als daß er nicht von demſelben Feindſeligkeiten für den heiligen Stuhl hätte befürchten ſollen, gar bald ausbrechen.

Friedrich II. hatte das vollkommenſte Recht auf die kaiſerliche Krone, weil er bereits in ſeiner zarteſten Kindheit zum römiſchen Könige ernannt worden war. Seinem Oheime Philipp, Herzog von Schwaben und Franken und Markgrafen von Toscana, ward die vormundſchaftliche Regierung übertragen. Innocenz haßte denſelben um ſo mehr, weil er den Bann verachtet, den Cöleſtin III. wider ihn ausgeſprochen hatte. Innocenz flößte daher dem Erzbiſchofe von Cöln ſeine Geſinnungen ein, und ſchmiedete eine Kabale, wodurch Berthold, Herzog von Zähringen, ein erklärter Feind des ſchwäbiſchen Hauſes, zum Kaiſer erwählt ward. Aber Philipp vermochte denſelben durch 11,000 Mark Silbers, ſich ſeiner Anſprüche zu begeben, ſtellte darauf den Ständen vor, wie ſehr die Kindheit Friedrichs den Abſichten des römiſchen Hofes förderlich wäre, und bewog ſie endlich, ſey es aus Ehrgeiz, oder um ſeine Familie in dem Beſitze der Krone zu behaupten, ihn ſelbſt zum Kaiſer zu wählen.

Er wurde jedoch gar bald von einem Thronbewerber beunruhigt. Der ränkevolle Erzbiſchof von Cöln, Vollzieher der Befehle des Pabſtes, veranſtaltete einen Aufſtand und eine kleine Reichsverſammlung. Die Stimmen in dieſer Verſammlung fielen auf Otto von Braunſchweig, Grafen von Poitou, einen Neffen Richards, Königs von England und dritten Sohn Heinrichs des Löwen, Herzogs von Baiern, den Friedrich Barba-

roſſa für ſeine Empörungen beſtraft hatte. Otto hatte ſeine Erwählung dem Gelde Richards zu danken. Dieſer ſtarb, und ſein Nachfolger, Johann ohne Land, ſetzte die Unterſtützung nicht fort. Als er von Philipp und deſſen Bundesgenoſſen, dem Könige von Frankreich, geſchlagen war, erklärte ſich ganz Deutſchland für den Ueberwinder. Innocenz, der ihn mit dem Banne belegt hatte, ſöhnte ſich endlich mit ihm aus, in der Hoffnung, eine Tochter dieſes Kaiſers für ſeinen Neffen zur Gemahlin zu erhalten. Aber Philipp erfreute ſich ſeines Glückes nicht lange; er ward im Jahre 1208 von dem rachgierigen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, der ihm eine bittere Kränkung nicht verzeihen konnte, zu Bamberg ermordet. Otto IV., der ſich damals in der äußerſten Noth befand, ward darauf in einer Reichsverſammlung einſtimmig zum Kaiſer ernannt.

Ein Schauplatz noch wichtigerer Auftritte waren Frankreich und England, wo Innocenz III. mit ſeinen Bullen, Bannflüchen und Legaten als Herr der Kronen und der Völker eigenmächtig herrſchen wollte. Philipp Auguſt hatte ſich von ſeiner Gemahlin Ingeburga, einer Tochter des Königs von Dänemark, ſcheiden laſſen. Zur Strafe für dieſe Eheſcheidung ward das Königreich mit einem allgemeinen Interdicte belegt, obſchon zwei Legaten des Pabſtes Cöleſtin III. die Vermählung Philipps mit Ingeburga wegen zu naher Verwandtſchaft für ungültig erklärt hatten. Alſo diente die Verwandtſchaft dazu, Ehen aufzulöſen oder für gültig anzuerkennen, je nachdem es den Abſichten des römiſchen Hofes entſprach; und die Fürſten wußten nie, woran ſie waren. Bei dieſer Gelegenheit entwickelte Philipp die Feſtigkeit ſeines Characters. Er beſtrafte diejenigen, die zur Ausführung der päbſtlichen Befehle den Staat beunruhigten. Er gab endlich aus Klugheit nach und ſeiner Ingeburga den Titel einer Königin wieder, den ſie unter traurigen

TOD PHILIPP'S VON SCHWABEN.

Umſtänden in einem Kloſter führte. Er richtete ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf England, das durch gewaltige Revolutionen, an deren Unterſtützung ihm gelegen war, ſehr erſchüttert wurde.

Nach Richards Ableben ward deſſen Bruder Johann, der, weil ihn Heinrich II. von der Erbſchaft ſeiner Staaten ausgeſchloſſen hatte, den Beinamen ohne Land führte, König von England. Aber der junge Arthur, Herzog von Bretagne, machte Anſprüche auf die Krone, und berief ſich, als Sohn eines ältern Bruders von Johann, auf das Repräſentationsrecht, oder auf das Recht der Erſtgeburt. In Frankreich, wo dieſes Feudalrecht geltender war, als in England, und wo außerdem Philipp Auguſt die Macht eines Rivals zu ſchwächen ſuchte, erklärten ſich Anjou, Maine und Touraine für Arthur. Auf einen kurz dauernden Vergleich folgte ein offenbarer Krieg, ſobald Philipp aufhörte, ſich vor Innocenz Verfolgungen zu fürchten. Das franzöſiſche Heer ſiegte. Der Herzog von Bretagne hatte aber das Unglück, eine Schlacht zu verlieren und in die Hände ſeines Oheims zu fallen, der niederträchtig und unmenſchlich genug war, ihn kaltblütig zu ermorden.

Arthurs Mutter und die Stände von Bretagne wandten ſich an den König von Frankreich und baten ihn, als Lehensherrn des Mörders, dieſer Gewaltthätigkeit wegen um Gerechtigkeit. Johann, der als Vaſall vor den Hof der Pairs geladen war, erſchien nicht. Man zog alle ſeine Beſitzungen in Frankreich ein. Gewiß iſt es, daß ein Vaſall unter der Gerichtsbarkeit des Königs ſtand und ſich dem Urtheilsſpruche ſeiner Pairs oder der großen Vaſallen, die unmittelbar unter dem Könige ſtanden, unterwerfen mußte. Es mochte übrigens die Einziehung ſo vieler Provinzen rechtmäßig ſeyn, oder Johann vermöge des Feudalrechtes mit nichts weiter als mit dem Verluſte von Bretagne, das unter der Normandie ſtand,

beſtraft werden ſollen, ſo konnte ein ſolches Endurtheil nicht anders als mit bewaffneter Hand in Kraft geſetzt werden. Philipp benützte die dumme Feigheit des Königs von England, der ſeinen Eroberungen ruhig zuſah, und bemächtigte ſich in kurzer Zeit der Normandie, Maine, Anjou, Touraine, Poitou, und ließ ihm nichts als Guienne. Man kann auf den Character beider Könige aus den Eroberungen des einen und aus der Unempfindlichkeit des andern ſchließen.

Innocenz, bei dem die Engländer um Schutz anhielten, hatte ſich zum Richter aufgeworfen und zu verſchiedenen Malen befohlen, dem Krieg ein Ende zu machen, unter dem Vorwande, daß er nicht über das Lehen, ſondern über die Sünde richte; eine vortreffliche Ausflucht, um ſich die richterliche Entſcheidung aller politiſchen Angelegenheiten und überhaupt aller Streitigkeiten anzumaßen, denn Sünde läßt ſich allenthalben finden. — Philipp ließ ſich durch die päbſtlichen Drohungen wenig ſchrecken; er antwortete, daß die Streitigkeiten der Könige die Kirche nichts angingen. Bald werden wir indeſſen den Pabſt auf eine noch befremdendere Weiſe ſich in dieſe Sache einmiſchen ſehen.

Während dieſer großen Staatsveränderungen fachte Innocenz das Feuer der Kreuzzüge wieder an, und Conſtantinopel ward das Opfer. Fulko, Pfarrer zu Neuilly, ein unwiſſender Schwärmer, ermunterte mit keinem geringern Erfolge, als ehemals der heilige Bernhard, zu einem Kriege, den man noch immer den heiligen Krieg nannte, ungeachtet der Erfahrung von ſo vielen Frevelthaten, die derſelbe hervorgebracht hatte. Balduin, Graf von Flandern, war der Hauptanführer dieſes Kreuzzuges. Venedig lieferte gegen eine anſehnliche Summe Geldes die nöthigen Transportſchiffe. Den Anfang ihrer Unternehmungen machten die Kreuzfahrer mit der Belagerung der chriſtlichen Stadt Zara in Dalmatien, die ſich dem venetianiſchen Joche entzogen hatte. Vergebens belegte der Pabſt

das Kreuzheer mit dem Banne. Zara ward eingenommen, und die Venetianer freueten ſich ihres Sieges. Obſchon der den Kreuzbrüdern angebotene Ablaß großen Reiz hatte, ſo hatte doch der Ehrgeiz noch mehr, zumal für ein handeltreibendes Volk, das, gleich den alten Carthaginenſern, mit der größten Habgier und Herrſchſucht nach Reichthümern und Eroberungen ſtrebte.

Bald darauf brach das Ungewitter über Conſtantinopel aus, das von bürgerlichen Unruhen zerrüttet war. Iſaac Angelus war daſelbſt im Jahre 1195 von dem Throne geſtürzt worden, und zwar von ſeinem eigenen Bruder Alexius, der als ein feiger Tyrann herrſchte. Iſaacs Sohn, der gleichfalls Alexius hieß, rief die Kreuzbrüder um Hülfe gegen den Thronräuber an, und machte ſich dagegen anheiſchig, ſie mit Lebensmitteln zu verſorgen, ihnen 200,000 Mark Silbers zu zahlen, ſich dem Pabſte zu unterwerfen u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe kam der rechtmäßige Kaiſer wieder auf den Thron. Er beſtätigte den von ſeinem Sohne geſchloſſenen Vertrag, ob er ſchon die Erfüllung deſſelben für unmöglich hielt. Er ließ, zur Bezahlung des verſprochenen Geldes, die heiligen Gefäße umſchmelzen, und ſein Sohn erſchöpfte in gleicher Abſicht den Staat.

Darüber ward das Volk aufgebracht, und die Kreuzbrüder vermehrten die Unzufriedenheit durch ihre Räubereien und ihr trotziges Betragen. Das Volk in Conſtantinopel empörte ſich wider die beiden Kaiſer, denn der Sohn führte zugleich mit ſeinem Vater den kaiſerlichen Titel. Iſaac ſtarb; der junge Alexius ward ermordet, und Alexius Ducas, mit dem Beinamen Murkuphlus, der dieſes Mordes ſchuldig war, beſaß den Thron; aber die Kreuzfahrer benutzten die Gelegenheit, bemächtigten ſich Conſtantinopels, plünderten die Stadt und begingen die grauſamſten und abſcheulichſten Ausſchweifungen. Der päbſtliche Legat und die Biſchöfe hatten ſich zwar anfangs dieſer höchſt ungerechten

Unternehmung widerſetzt, ſeit der Empörung aber dieſelbe gut geheißen, und zur Eroberung der Stadt, wovon der heilige Stuhl, wie ſie wohl einſahen, große Vortheile zu erwarten hatte, den vollkommenſten Ablaß verſprochen.

Die Venetianer ſetzten ſich bei dieſer Gelegenheit in den Beſitz des Peloponnes, oder von Morea, Candia und verſchiedenen Städten. Balduin erhielt die kaiſerliche Würde, aber faſt ohne alle Gewalt; denn das ganze Reich ward zertheilt, und auch die Griechen behielten etwas davon. Theodor Lascaris hielt ſich zu Nicäa auf, und ein Alexius Comnenus zu Trapezunt, und jeder von ihnen gab ſeinem kleinen Staate den Namen eines Kaiſerthumes. Balduin ward im Jahre **1205** von den Bulgaren geſchlagen und getödtet. Heinrich, ſein Bruder und Nachfolger in der Regierung, ſtarb **1216** an Gift. Peter von Courtenai, aus dem königlich franzöſiſchen Hauſe, der nach ihm Kaiſer ward, fand ſeinen Tod durch Verrätherei eines Comnenus. Mit einem Worte, das lateiniſche Kaiſerthum zu Conſtantinopel hatte während der **58** Jahre, die es ſich erhielt, weder Macht, noch Ruhm, noch Glück. Daß die blühendſte chriſtliche Stadt auf dem ganzen Erdboden zum erſten Male von Chriſten, die deßhalb den vollkommenſten Ablaß erhielten, mit Gewalt erobert und auf das grauſamſte geplündert ward, dies bezeichnet am beſten den Geiſt, der die Kreuzzüge beherrſchte.

Innocenz **III.** ſagte bei der Nachricht von der Eroberung Conſtantinopels: „Gott wollte ſeine Kirche durch die Wiedervereinigung der Abtrünnigen tröſten, und hat deßwegen das Reich der ſtolzen, abergläubigen, ungehorſamen Griechen in die Gewalt der demüthigen, frommen, rechtgläubigen und gehorſamen Lateiner gegeben."

Errichtung der Inquiſition. Kreuzzug gegen die Albigenſer. (1207 — 1209).

Das 12. Jahrhundert war fruchtbar an Neuerungsſüchtigen, weil die Liebe zur Freiheit zur Zügelloſigkeit verleitete, und weil man durch das Vernünfteln über die Religion dreiſt genug wurde, die Gränzen des Glaubens zu überſchreiten. Peter von Bruis, aus dem Delphinate, beſtritt die Kindertaufe, die Meſſe, die Fürbitten für Verſtorbene, die Verehrung des Kreuzes und andere Lehren, die ſeitdem beſtändig beſtritten worden ſind. Seine Hinrichtung (er ward in der Normandie verbrannt) war eben ſo, wie die Hinrichtung Arnolds von Brescia, die Loſung zur Empörung. In Frankreich und Italien wimmelte es von Ketzern, von Katharern oder Patarinern, von Armen von Lyon, oder Waldenſern, oder Albigenſern. Alle hegten faſt einerlei Grundſätze; alle wurden gewöhnlich mit den Manichäern verwechſelt, obſchon ihre Meinungen von dem Manichäismus ganz verſchieden waren; faſt alle wurden (wie die erſten Chriſten von den Götzendienern und nachmals wie die Juden von den Chriſten) ohne Beweis beſchuldigt, daß ſie Kinder opferten, und bei ihren nächtlichen Verſammlungen abſcheuliche Ausſchweifungen begingen. Die meiſten waren hartnäckige Schwärmer, welche die Schrift nach dem Buchſtaben erklärten, und thörichterweiſe einer eingebildeten zu weit getriebenen Vollkommenheit nachjagten.

In einer Kirchenverſammlung zu Rom im Jahr 1184 hatte bereits Lucius III. den Biſchöfen befohlen, alle diejenigen, die der Ketzerei verdächtig wären, ſelbſt auf bloßes Angeben, aufzuſuchen und dafür zu ſorgen, daß die Schuldigen nach überſtandenen Kirchenſtrafen dem weltlichen Arm ausgeliefert würden. Der Same der Inquiſition, eingeſchloſſen in dieſer Bulle, ſchoß ſchnell empor. Im Jahre 1198 ſchickte Innocenz III. zur Verfolgung der Ketzer zwei Ciſtercienſer-

Mönche in die mittäglichen Provinzen Frankreichs. Er befahl den Fürſten und Herren, diejenigen, die mit dem Banne belegt würden, mit Einziehung ihrer Güter, mit Landesverweiſung, oder noch ſchärfer zu beſtrafen; und bevollmächtigte die beiden Mönche, die Herren durch Kirchenſtrafen und Interdicte dazu zu zwingen. Welche Gewaltthätigkeiten mußten nicht aus einem ſolchen Befehle erwachſen!

Raimund VI. Graf von Toulouſe, Abkömmling von dem Heerführer des erſten Kreuzzuges, nahm ſich der unglücklichen Albigenſer an, die ſeine Unterthanen waren und die man auszurotten gedachte. Innocenz belegte ihn, als einen Begünſtiger der Ketzerei, mit dem Banne. Die zum Bekehrungsgeſchäfte abgeſchickten Legaten, deren Prachtliebe viel Murren erregt hatte, ſchonten wahrſcheinlicher Weiſe ſowohl in ihren Reden, als in ihrem Betragen den mit dem Banne belegten Grafen wenig. Der heilige Dominicus, der damals regulirter Domherr war und ſich mit einem ſpaniſchen Biſchofe zu ihnen geſellt hatte, beredete ſie, ihre Lebensart zu ändern, flößte ihnen eine apoſtoliſche Strenge ein, milderte aber ihr vorgreifendes Verfahren nicht. Peter von Caſtelnau, einer dieſer Legaten, wurde ermordet, und man ſchob die Anſtiftung dieſer Mordthat auf den Grafen Raimund. Ohne Unterſuchung, ohne Beweis, ſo wie gegen alles Recht verſchenkte der Pabſt die Länder des Grafen an denjenigen, der ſich derſelben würde bemächtigen können, und ordnete mit all dem Ablaß, den man in einem Kriege gegen die Türken erlangen konnte, einen Kreuzzug wider ihn an. Der Graf von Toulouſe, der ſich zu ſeiner Vertheidigung zu ſchwach fühlte, unterwarf ſich, bat um Abſolution, that im Hemde Kirchenbuße, ward mit Ruthen gegeißelt und lieferte zum Unterpfande ſeiner ernſtlich gemeinten Buße ſieben Schlöſſer aus. Man verlangte, daß er ſelbſt wider ſeine Unterthanen das Kreuz nehmen ſollte, und er gehorchte. Der

berüchtigte Graf Simon von Montfort war Anführer des Kreuzzuges, und ließ im Namen Gottes Ströme von Ketzerblut vergießen. Der Abt der Ciſtercienſer, der Legat und die bei dem Kreuzzuge befindlichen Biſchöfe belebten ſelbſt die Schwärmerei. Die Albigenſer wurden zu Tauſenden ohne alles Mitleid niedergehauen oder verbrannt; Ermordungen wurden als Beweiſe chriſtlicher Frömmigkeit angeſehen. Die Erfahrung lehrte indeſſen, wiewohl vergebens, daß die größten Gewaltthätigkeiten die Ketzerei auszurotten nicht vermögend wären.

Mitten unter dieſen Barbareien flüchtete Raimund, eines großen Theiles ſeiner Staaten beraubt, die man ihm dem Grafen von Montfort einzuräumen befahl, zu Peter II., König von Aragonien, ſeinem Schwager, und ward aufs neue mit dem Banne belegt. Peter, der in Güte nichts für ihn ausrichten konnte, griff zu den Waffen, ging nach Languedoc, und blieb in einem Treffen bei Murei im Jahre 1213. Der Triumph der Kreuzbrüder war vollkommen. Umſonſt bat Raimund um Gnade oder Gerechtigkeit. Alles, was ihm Innocenz III. auf der lateraniſchen Verſammlung zugeſtand, war die Erlaubniß, bei einem Gehalte von 400 Mark Buße zu thun. Montfort, der der Kirche, die ſeinen Eifer ſo gut belohnte, ganz ergeben war, ſetzte ſeine Gewaltthätigkeiten bis ins Jahr 1218 fort, wo er bei der Belagerung von Toulouſe umkam.

Während des Kreuzzugs wider die Albigenſer zeichnete ſich Innocenz durch Unternehmungen gegen England aus, die noch größeres Erſtaunen erregen. Wider Willen des Königs hatte er dem Cardinal Langton das Erzbisthum Canterbury verliehen. Johann ohne Land, der eben ſo heftig als feig war, trotzte dem Pabſte und brachte ihn auf. Alsbald erſchollen Bannflüche, und das Königreich ward mit dem Interdicte belegt. Ein Bannſtrahl, der im Jahre 1209 auf die Perſon des Königs ge-

ſchleudert ward, ſetzte vollends Alles in Feuer. Faſt alle Präla- ten entfernten ſich, und die ſehr tyranniſch behandelten Vaſallen zettel- ten Verſchwörungen an; Alles begünſtigte Innocenz Rache und flößte ihm eine Kühnheit ein, die durch nichts zu mäßigen war.

Er verſchenkte endlich das Königreich an Philipp Auguſt und bewilligte demſelben, zur Vollziehung eines ſo verhaßten Aus- ſpruchs, allen bei den Kreuzzügen gewöhnlichen Ablaß. Dieſes Geſchenk annehmen, hieß ſo viel, als zugeſtehen, daß der Pabſt das Recht habe, Königreiche zu verſchenken, und ſich ſelbſt der Gefahr bloßſtellen, durch eine Bulle vom Throne geſtürzt zu wer- den. Aber der Ehrgeiz iſt blind, oder Philipp befürchtete viel- mehr ein Aehnliches nicht, und wollte die Umſtände benützen. Er nahm das Anerbieten an, und ſchickte zur Eroberung Englands eine Flotte von 1700 Segeln ab. Bei dieſer Gelegenheit zeigte die römiſche Staatskunſt ihre ganze Geſchicklichkeit. Der Legat Pandolf trat zu Dover mit Johann in Unterhandlung, ſtellte ihm die Gefahr vor und beredete ihn, Langton aufzunehmen und ſein König- reich dem Pabſte zu unterwerfen. Der unwürdige König erklärte ſich für einen Lehensmann des heiligen Vaters, verſprach, ihm einen jährlichen Tribut von 1000 Mark Silbers zu zahlen, warf ſich vor dem Legaten, der auf einem Throne ſaß, auf die Knie, und ſchwor ihm den Eid der Treue. Innocenz III. ließ dem Könige Johann Glück wünſchen, daß er jetzt ein prieſterli- ches Königreich beſitze. Pandolf eilte darauf nach Frankreich, um dem Könige Philipp Auguſt die Nachricht zu bringen, daß England jetzt ein Lehen der römiſchen Kirche ſey, und daß folg- lich ihm, dem Könige, bei Strafe des Bannes verboten werde, etwas gegen England zu unternehmen.

Dieſer Beweis von Treuloſigkeit war zu ſchändlich, als daß irgend ein Vorwand ihn rechtfertigen konnte. Faſt alle Vaſallen Philipps nahmen Theil an dem Unwillen ihres

Königs. Er hatte jedoch das Unglück, ſeine Flotte zu verlieren, und ſah ſich daher außer Stand geſetzt, ſeine Truppen nach England überzuſchiffen; aber er rächte ſich dagegen an den Grafen von Flandern und an dem Kaiſer Otto IV., Johanns Bundesgenoſſen. Das kaiſerliche Heer, das um die Hälfte zahlreicher war als das ſeine, ward bei Bouvines in Flandern geſchlagen. In dieſem Treffen gab Philipp Auguſt viele Beweiſe ſeiner perſönlichen Tapferkeit, und gerieth in große Todesgefahr. Ein deutſcher Krieger traf ihn mit einem Wurfſpieße, der zwei Widerhaken hatte, in die Oeffnung des Panzers am Halſe. Ohne ihn zu verwunden, blieb der Wurfſpieß im Panzer hängen, und der Deutſche riß den König mit Gewalt vom Pferde. Dennoch ward Philipp durch die Tapferkeit ſeiner getreuen Ritter aus dieſer Gefahr errettet, und der glorreiche Sieg vermehrte ſein Anſehen in dem Königreiche.

Johanns Anſehen hingegen fiel von Tag zu Tage. Ungerecht, treulos und grauſam, reizte er ſeine eigenen Unterthanen wider ſich zur Empörung. Der Erzbiſchof Langton trat an die Spitze der Verſchwornen, und man zwang den König, den großen Freiheitsbrief (the great Charter, Magna Charta) zu unterſchreiben, der noch jetzt als die Grundlage der engliſchen Freiheit angeſehen wird. Er enthält unter andern, daß der König ohne Bewilligung einer Volksverſammlung (des Parlaments) keine Steuer ausſchreiben ſolle; daß Niemanden anders als auf die geſetzmäßige Weiſe ein Prozeß gemacht werden könne; und daß kein freier Menſch anders als auf den Urtheilsſpruch von Geſchwornen, die ihm an Stande gleich wären, ſolle in Verhaft genommen, des Landes verwieſen, oder ſonſt beſtraft werden. Die Baronen ſetzten ſich in den Beſitz der höchſten Gewalt. Johann verletzte bald darauf den großen Freiheitsbrief, den Innocenz III. als einen Eingriff in die Macht des heiligen Stuhles verworfen und zugleich dieje-

nigen, welche denſelben zu verfechten ſich unterſtehen würden, mit dem Banne bedroht hatte. Dies veranlaßte die Engländer, dem Sohne und Erben Philipps, Ludwig, die Krone anzubieten. Vater und Sohn kehrten ſich wenig an die Drohungen der Bannflüche. Philipp ſtellte ſich, als wenn er ſich der Unternehmung ſeines Sohnes widerſetzte, unterſtützte ihn aber heimlich aufs nachdrücklichſte. Sie wurden beide mit dem Banne belegt, ließen ſich jedoch die Ausführung dieſer Sache nur deſto eifriger angelegen ſeyn. Im Jahre **1216** war Ludwig beinahe in dem Beſitze von England, als durch Johanns Ableben ſeine Hoffnungen ſcheiterten. Da die Engländer und Franzoſen ihre gegenſeitige National-Eiferſucht bereits hatten ausbrechen laſſen, und da die Erſteren nur aus Haß gegen einen Tyrannen konnten bewogen werden, die Partei eines Fremden zu unterſtützen, ſo riefen die Engländer den jungen Heinrich **III.**, Johanns älteſten Sohn, zum Könige aus, und nöthigten Ludwig, einer Krone zu entſagen, die mit der franzöſiſchen unmöglich zu vereinigen war.

Bei der erſten Nachricht von Ludwigs Einſchiffung nach England gerieth Innocenz **III.** in ſolchen Zorn, daß er den päbſtlichen Stuhl beſtieg und mit Heftigkeit ausrief: „Schwert, Schwert, fahre aus der Scheide und ſey zum Schlachten geſchärft!" Ausdrücke, die neue Bannflüche ankündigten. Er ſtarb im Jahre **1216**. Einige Schriftſteller legen dieſem Pabſte die größten Lobſprüche bei; Matthäus Paris, ein engliſcher Mönch und der beſte Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit, ſchilderte ihn dagegen mit den ſchwärzeſten Farben.

Er hatte ſich Gregor **VII.** zum Vorbild geſetzt, und übertraf ſelbſt dieſes. Ihm verdankt man die Orden der Bettelmönche, deren ſich die Päbſte mit ſo großem Vortheil bedienten; ihm die Inquiſition, die oft den Wiſſenſchaften nicht weniger furchtbar ward, als der ſogenannten Ketzerei.

Er war der unumſchränkte Herr Roms, aus dem ſo viele Päbſte waren vertrieben worden. Er beſaß das Patrimonium Petri, das heißt Romagna, Umbria, die Mark Ancona, Viterbo u. ſ. w., die einen Theil der Staaten ausmachten, welche die Gräfin Mathilde dem heiligen Stuhl geſchenkt hatte. Keiner ſeiner Vorgänger war als Fürſt ſo mächtig, noch als Pabſt ſo furchtbar geweſen als er, und er hatte ſich bloß durch Ränke und Bannſprüche zu einer ſolchen Macht empor geſchwungen.

Die Unruhen, die er in Deutſchland erregte, waren eins der bedeutendſten Werkzeuge ſeiner Staatskunſt. Als er Otto IV. die Kaiſerkrone gab, mußte derſelbe ſchwören, die Mark Ankona, das Herzogthum Spoleto und die andern Allodialgüter der Gräfin Mathilde zurückzugeben, ſo wie auch dem Rechte der todten Hand oder dem Nachlaſſe der Prälaten zu entſagen. Im folgenden Jahre, **1210**, brach Otto dieſen Eid, der, wie er ſagte, mit der Vertheidigung der Rechte des Reichs nicht beſtehen könnte. Innocenz rächte ſich durch den Bann und den Bürgerkrieg. Der junge Friedrich, König von Sicilien, ward endlich im Jahre **1212** in einer Reichsverſammlung zu Nürnberg zum Kaiſer ausgerufen. Otto, der ſich nach der unglücklichen Schlacht bei Bouvines außer Stand ſah, den Thron zu behaupten, entſagte demſelben freiwillig, und der Pabſt erhielt Alles, was er wünſchte, von eben dieſem Friedrich II., der bald nachher ein Opfer des päbſtlichen Hofes ward.

Friedrich II., Gregor IX. und Innocenz IV. (1220—1250).

Bei dem Antritte ſeiner Regierung nöthigte Friedrich dem Adel eine eidliche Verſicherung ab, ſich fernerhin des Falſchmünzens und der Räubereien auf den Landſtraßen zu enthalten. Ein ſolcher Eid iſt der ſicherſte Beweis von der Anarchie, in die Deutſchland zurückgefallen war. In der Reichsverſammlung zu Frankfurt im Jahre **1220**, wo der Kaiſer ſeinen Sohn Heinrich zum römiſchen Könige hatte erwählen laſſen, erhielt er die Einwilligung der Stände, zu ſeiner Krönung nach Rom reiſen zu dürfen, und entſagte dem Rechte der todten Hand, wie auch dem Rechte, in den Gütern der Geiſtlichkeit neue Zölle anzulegen, Feſtungen zu erbauen und fremde Münzen gangbar zu machen. Die Cleriſei, die in Deutſchland ſchon ſo mächtig war, gelangte durch dieſe Umſtände zu einer noch größern Macht.

Friedrich, der vom Pabſte Honorius **III.** gekrönt wurde, hielt nicht nur ſein Verſprechen, die Erbſchaft der Gräfin Mathilde dem heiligen Stuhle zurückzugeben, ſondern überließ auch ſeinem Sohne das Königreich beider Sicilien, mit der Erklärung, daß das Königreich von dem Kaiſerthume auf immer getrennt bleiben ſolle. Der römiſche Hof fürchtete nämlich eine Schmälerung ſeiner Macht, wenn die Vereinigung ſtattfinden würde. Die Macht des ſchwäbiſchen Hauſes verurſachte die heftigſten Unruhen, und ein Kaiſer, der König von der Lombardei, König von Neapel und Sicilien war, und mit ſeinen Staaten das päbſtliche Gebiet von allen Seiten umringt hatte, mußte nothwendig der Argliſt der römiſchen Staatskunſt zum Ziele dienen; denn die Päbſte ließen ſich ihren Vortheil zu ſehr angelegen ſeyn.

Der angenehme Aufenthalt in Italien gefiel dem Kaiſer Friedrich, der ſeit ſeiner Kindheit an die Reize eines ſo ſchönen Klimas

gewöhnt war. Italien ward damals von den Factionen der Guelfen und Gibellinen zerriſſen, die durch die Streitigkeiten des Prieſterthums mit dem Kaiſerthum ſeit ungefähr einem Jahrhunderte in Deutſchland erzeugt worden waren, wovon die erſtern es mit den Päbſten und die letztern mit den Kaiſern hielten. Sie nährten die Zwietracht in den Städten und in Familien. Man ſah nichts als tödtlichen Haß, Gewaltthätigkeiten und Räubereien. Die Einwohner einer Stadt befehdeten einander, nachdem ſie ihre Nachbarſtädte bekriegt hatten. Die Lombardei beſonders war ein Schauplatz unbegränzter Zwietracht.

„In dieſen Kriegen der Lombarden," ſagt Muratori, „entſagte man gewöhnlich der Menſchlichkeit nicht. Wer um ein Quartier bat, dem ward ſeine Bitte gewährt; und man ſuchte ſeine Ehre nicht in der Hinrichtung der Feinde, ſondern in deren Gefangennehmung." Dieſer Mäßigung ungeachtet fühlte man die Drangſale des Krieges nur zu ſehr. Die ſo getrennten Lombarden ſtrebten immer nach Unabhängigkeit. Mailand hatte die meiſten Städte zu einer Verbindung gegen den Kaiſer gebracht. Friedrich rüſtete ſich zu ihrer Bezwingung, als es dem römiſchen Hofe gelang, ihn aus Italien zu entfernen, wo er demſelben unerträglich war.

Einige Jahre zuvor war ein Heer von Franzoſen, Deutſchen, Ungarn, Italienern und Engländern nach dem Orient gezogen, um Johann von Brienne zum Könige von Jeruſalem zu erheben. Sie hatten Damiette in Egypten im Jahre **1219** nach einer zweijährigen Belagerung erobert. Da aber der Legat dieſes Kreuzzuges, Pelagius, ein ſpaniſcher Mönch und Cardinal, aus dem Grunde, weil der Pabſt das Haupt der heiligen Kriege ſey, auf den Oberbefehl Anſprüche gemacht und der Pabſt, deſſen Befehle man erwartete, zu Gunſten des Legaten ſeinen Ausſpruch gegeben

hatte, ſo ſpielte dieſer neue Feldherr ſeine Rolle ſo gut, daß am Ende des Feldzuges Alles verloren war.

Die Widerwärtigkeiten dieſes Kreuzzuges gaben die Veranlaſſung zu einem andern. Die Umſtände ſchienen daher günſtig, um die Entfernung des Kaiſers zu bewirken. Er hatte ſich unter Innocenz **III.** zu einem Kreuzzuge wider die Ungläubigen anheiſchig gemacht. Um ihn dazu noch geneigter zu machen, hatte man ihm Jolantha, die einzige Tochter Johanns von Brienne, der den Titel eines Königs von Jeruſalem führte, zur Gemahlin gegeben. Indeſſen ſchob er den Kreuzzug weislich auf, weil die europäiſchen Angelegenheiten ihn mehr intereſſirten, als die in Paläſtina. Sicilien ſelbſt, ſein erbliches Königreich, ward von den Streitigkeiten des Pabſtthums beunruhigt. Gregor **IX.**, Nachfolger Honorius **III.**, ein Pabſt von unbezwinglichem Character, gab ihm endlich den Befehl zur Erfüllung ſeines Gelübdes, zwang ihn, ſich einzuſchiffen, und belegte ihn mit dem Banne, weil er nach einer dreitägigen Schifffahrt krank nach Brindiſi zurückgekommen war. Friedrich ging im folgenden Jahre wieder zu Schiffe, und ward, weil er nicht vor ſeiner Abreiſe Abſolution geſucht hatte, aufs neue in den Bann gethan. Man ſuchte nun einmal ſeinen Untergang, und machte daher alle ſeine Unternehmungen zu Verbrechen.

Der Bannflüche ungeachtet war er im Oriente glücklicher, als irgend einer ſeiner Vorgänger. Vermöge eines Vergleiches überließ ihm Almalec, Sultan von Egypten, Jeruſalem, Bethlehem, Nazareth und Sidon; und er ſchloß mit dieſem Sultane einen zehnjährigen Waffenſtillſtand, der für beide vortheilhaft war. Der Muſelmann, den Bürgerkriege beſchäftigten, hatte nun das chriſtliche Heer nicht mehr zu fürchten, und Friedrich, jetzt Herr von Jeruſalem (dem großen Gegenſtande der Kreuzzüge), konnte ſeinen Staaten, die von Gregor **IX.** angegriffen wurden, zu Hülfe eilen.

Wie man es ihm zum Verbrechen gemacht hatte, daß er als ein im Banne Lebender abgereiſ't war, ſo ermangelte man auch nicht, es ein Verbrechen zu nennen, daß er mit den Ungläubigen einen Vergleich getroffen und beſonders, daß er ihnen in der Stadt Jeruſalem, die auch von ihnen als eine heilige Stadt verehrt ward, eine Moſchee gelaſſen hatte. Der Pabſt donnerte Bannflüche, brachte Italien zur Empörung, überfiel Apulien, bewaffnete Johann von Baiern wider ſeinen Eidam, bot verſchiedenen Fürſten das Reich an, und würde den Kaiſer vom Throne geſtürzt haben, wenn die Deutſchen damals eben ſo ſehr wie die Italiener zum Aufruhre geneigt geweſen wären.

Friedrich kam an und ſiegte über ſeine Feinde. Die Römer ergriffen dieſe Gelegenheit, ſich wider Gregor zu empören. In der äußerſten Bedrängniß trat dieſer Pabſt mit dem Kaiſer in Unterhandlung, gab ihm die Abſolution, und ließ ſich dafür 30,000 Mark Silber zahlen. Die Päbſte hatten ſich durch ihre Bannflüche ſo furchtbar gemacht, daß man ſich, wenn man ſie auch ſchon überwunden hatte, noch glücklich ſchätzte, wenn man den Frieden von ihnen erkaufen konnte. Friedrich erfreute ſich deſſen nicht lange. Sein Sohn Heinrich, den er zum römiſchen Könige hatte erwählen laſſen, ahmte dem Beiſpiele des Sohnes Heinrichs IV. nach, ohne Zweifel, weil Gregor dem Beiſpiele ſeiner Vorgänger, Urbans II. und Pascals II., nachahmte. Aber Friedrich beſtrafte das Verbrechen; der Rebell ward im Jahre 1235 in Verhaft genommen und ſtarb im Gefängniſſe. Die Schlacht, die Friedrich nachmals bei Cortenuova gegen die Mailänder gewann, ſchien die Empörungen und die in der Lombardei gegen ihn errichtete Verbindung zu erſticken.

Indeſſen entzündete ſich 1239 von neuem wegen Sardinien der Krieg mit dem Prieſterthume. Dem alten Vorurtheile zufolge behauptete Gregor IX., daß dieſe Inſel dem heiligen Stuhle

gehöre, und der Kaiſer forderte ſie als ein Reichslehen zurück. Nun ließ der Pabſt ſeine Erbitterung ſtärker als je ausbrechen. Er entband Friedrichs Unterthanen von dem Eid der Treue, und bemühte ſich, ganz Europa gegen den Kaiſer, der in ſeinen Augen verabſcheuungswürdiger als die Muſelmänner war, zu bewaffnen. Zugleich beſtimmte er zu dieſem Kriege das Geld und die Truppen, die zu einem neuen Kreuzzuge zuſammen gebracht worden waren, und beſchuldigte Friedrich öffentlich, er habe Moſes und Chriſtus eben ſolche Betrüger als den Mahomed geſcholten; er habe den gekreuzigten Chriſtus weit unter Moſes und Mahomed geſetzt, weil dieſe eines rühmlichen Todes geſtorben wären; er habe ſich verlauten laſſen, man könne, ohne unſinnig zu ſeyn, nicht glauben, daß ein Gott, Schöpfer des Weibes, von einer Jungfrau geboren worden ſey u. ſ. w. Der Kaiſer rechtfertigte ſich in einer Schrift, in welcher er Schimpf mit Schimpf vergalt und Gregor den großen Drachen, den Antichriſt, einen andern Bileam und einen Fürſten der Finſterniß nannte. Weil dieſer Streit auch für Frankreich wichtig ward, ſo iſt es nöthig, den damaligen Zuſtand dieſer Krone zu kennen.

Philipp Auguſt, der erſte Wiederherſteller der königlichen Gewalt und der Erſte, der beſoldete Krieger und auch in Friedenszeiten ein ſtehendes Heer unterhielt, war im Jahre 1223 geſtorben. Sein Sohn Ludwig VIII. regierte kurze Zeit. Er hatte ſich zu einem Kreuzzuge wider die Albigenſer anheiſchig gemacht, und beraubte den jungen Raimund, Grafen von Toulouſe, der von dem Legaten des Pabſtes Honorius III. als ein Ketzer mit dem Banne belegt worden war, obſchon der Pabſt ihn kurz zuvor für einen rechtgläubigen Fürſten erklärt hatte. Die Beſchuldigung der Ketzerei hing ſehr von Umſtänden ab; ſie diente zu einem Vorbehaltsmittel, um die Unglücklichen ganz ins Verderben zu ſtürzen. Ludwig VIII. ſtarb 1226 auf der Rückkehr

von dieſem Feldzuge, nach Einigen an Gift, das ihm von Theobald V. Grafen von Champagne beigebracht worden ſeyn ſollte.

Ludwig IX., den man mehr unter dem Namen des heiligen Ludwig kennt, war damals erſt 12 Jahre alt. Die weiſe Standhaftigkeit der Regentin, Blanca von Caſtilien, ſeiner Mutter, ſtillte die Unruhen, die von einigen herrſchſüchtigen Vaſallen erregt wurden, und man beendigte die albigenſiſche Angelegenheit durch Mittel, die den herrſchenden Vorurtheilen weit mehr entſprachen, als der Menſchlichkeit und Gerechtigkeit. Dem Grafen Raimund ward der Friede unter keiner andern Bedingung zugeſtanden, als daß er ſich verpflichtete, die Ketzer auszurotten, im Hemde öffentlich Buße zu thun und dem Pabſte und dem Könige einen Theil ſeiner Staaten zu überlaſſen. Nun ward er als ein Rechtgläubiger angeſehen und erhielt Abſolution. Auf ſolche Art kam der heilige Stuhl zum Beſitze der Grafſchaft Venaiſſin oder des Comtats im Innerſten des Königreichs. Man muß geſtehen, daß dergleichen Erwerbungsmittel dem barbariſchen Jahrhunderte würdig waren.

Heinrich III., König von England, war ſchwach, leichtſinnig und unvorſichtig. Seine Regierung zeichnete ſich durch beſtändige Unruhen und Empörungen aus. Dadurch, daß er ſich gewinnſüchtigen Fremden überließ und Leuten aus Poitou alle Gewalt einräumte, machte er ſich ſeinen Unterthanen verhaßt. In der Hoffnung, die Normandie und die andern in Frankreich eingebüßten Provinzen wieder zu erlangen, trat Heinrich mit dem Grafen von Bretagne in Verbindung, führte den Krieg mit eben ſo wenig Glück als Tapferkeit, und konnte den heiligen Ludwig nicht verhindern, ſeine Macht immer mehr zu befeſtigen.

So fromm dieſer große Fürſt zu einer Zeit voll Aberglaubens war, ſo ſah er doch den Mißbrauch der geiſtlichen Ge-

walt gar wohl ein, und hatte bei all ſeiner Ehrfurcht gegen die Geiſtlichkeit Stärke des Geiſtes genug, ſich derſelben zu widerſetzen. Einige Biſchöfe wurden für die widerrechtlichſten Cenſuren und Interdicte, deren ſie ſich zur Befriedigung ihrer Habſucht und Rachgierde bedient hatten, mit Confiscation ihrer Güter beſtraft. Der römiſche Hof, deſſen Unternehmungen höchſt verderblich waren, vermißte bei Ludwig jene blinden Vorurtheile, die er zur Unterſtützung ſeiner Abſichten bedurfte.

Gregor IX. ſchrieb nach Frankreich, daß er den Kaiſer Friedrich mit dem Banne belegt und deſſen Reich an den Grafen von Artois, Bruder des heiligen Ludwigs, verſchenkt habe. Der weiſe König ſchlug nicht nur ein Geſchenk aus, das der Pabſt nicht zu geben berechtigt war, ſondern er antwortete auch, daß dieſes Anerbieten offenbar ein Werk des päbſtlichen Haſſes gegen den Kaiſer ſey; daß er dieſen Fürſten immer für einen guten katholiſchen Chriſten gehalten habe; daß man ſich indeſſen durch Abgeſandte nach den Geſinnungen des Kaiſers erkundigen könne; fände man ihn rechtgläubig, ſo würde es widerrechtlich ſeyn, ihn zu beunruhigen; wäre er aber ein Ketzer, ſo müſſe der Krieg mit aller Heftigkeit gegen ihn geführt werden, ſo wie ſolches in einem ähnlichen Falle jedem Andern und ſelbſt dem Pabſte widerfahren müſſe. Nach dem Kreuzzuge wider die Albigenſer und nach Errichtung der Inquiſition konnte man nicht weiter daran zweifeln, daß die Ketzerei mit dem Schwerte verfolgt werden müſſe. Es war ſchon viel, daß Ludwig den wahren Bewegungsgrund einer ſo gefährlichen Beſchuldigung einſah.

Unterdeſſen hatte der Krieg zwiſchen dem Pabſte und dem Kaiſer ſeinen Fortgang. Um den Krieg durchſetzen zu können, ward von den päbſtlichen Legaten allenthalben mit ſolchem Eifer Geld erpreßt, als wenn er zur Beſchützung des Chriſtenthums unternommen worden wäre. England ſeufzte unter ihren Erpreſſungen,

und ſelbſt Frankreich ward nicht verſchont. Gregor wollte in einer Kirchenverſammlung ſeinen Unternehmungen gegen den Kaiſer das Siegel aufdrücken, und berief dazu die franzöſiſchen Biſchöfe, die, ohne daß ſich der König widerſetzte, ſeinen Befehlen gehorchten. Aber Friedrich hatte die Wege nach Rom beſetzen laſſen. Die Prälaten wurden in Verhaft genommen, und der Pabſt ſtarb vor Aerger, weil ihm nichts gelingen wollte.

Gregors Eifer für die Bekehrung der Muſelmänner war nicht geringer als ſeine Gewaltthätigkeiten gegen Friedrich. Er hatte an viele muſelmänniſche Fürſten lange Briefe geſchrieben, um ſie zur Annahme der chriſtlichen Religion zu bewegen, mit der Drohung, daß, wenn ſie in ihrem Irrthume beharren würden, er ihre chriſtlichen Unterthanen wider ſie empören wolle. Dieſe Drohungen blieben eben ſo unwirkſam, als die Reden des heiligen Franciscus von Aſſiſi. Während der Belagerung der Stadt Damiette hatte dieſer dem Sultane von Egypten die Feuerprobe vorgeſchlagen, um dadurch außer Zweifel zu ſetzen, welche von den beiden Religionen die wahre ſey. Man würdigte ihn aber kaum, ſeinen Vortrag anzuhören.

Gregors IX. Nachfolger, Cöleſtin IV., ſtarb nach wenigen Tagen. Nun blieb der heilige Stuhl faſt zwei Jahre hindurch unbeſetzt, weil die Cardinäle nicht einig werden konnten. Der Kaiſer ſchrieb ihnen: „Jedermann verſichert, daß der Vater der Lügen und der Uneinigkeit, nicht aber der Stifter des Friedens, Chriſtus, ſich unter Euch aufhält; daß Jeder von Euch nach der päbſtlichen Würde ſtrebt, und daher Keiner den Andern dazu gelangen laſſen will.“ Endlich ward ſein ehemaliger Freund, der Cardinal Fiesco, unter dem Namen Innocenz IV., erwählt, ward aber, wie ſolches Friedrich vorher geſehen und verkündigt hatte, ſobald er zur päbſtlichen Würde gelangt war, Friedrichs Feind. Nach manchen vergeblichen Unterhandlungen verließ dieſer

Pabſt Italien, wo er ſich nicht ſicher glaubte. Er bat um eine Freiſtätte bei den Königen von Frankreich, von Aragonien und von England, und alle drei verweigerten ihm die Aufnahme. Schon in der Ferne litt man von den Erpreſſungen und von dem Despotismus des römiſchen Hofes zu ſehr, als daß man ſich nicht vor deſſen Nachbarſchaft hätte fürchten ſollen.

England war beſonders unterdrückt. Die Italiener waren daſelbſt in dem Beſitze der meiſten Pfründen, und ihre Einkünfte waren viel beträchtlicher als die Einkünfte der Krone. Der Pabſt, der daher auch von England eine abſchlägige Antwort zu erhalten fürchtete, bediente ſich der Liſt, daß er zwei Cardinäle an Heinrich **III.** ſchreiben ließ: „Wir geben Dir als Freunde den wohlgemeinten Rath, daß Du den Pabſt bitten läßt, Dein Königreich, worauf er ein vorzügliches Recht hat, mit ſeiner Gegenwart zu beehren. Wir werden ihn zu bewegen ſuchen, daß er Deine Bitte gewähre. Dir wird es zum unſterblichen Ruhme gereichen, wenn, was noch nie geſchehen iſt, England den Alles regierenden Pabſt in Perſon bei ſich ſehen wird.“ Der ſchwache Heinrich fiel in die Schlinge. Man rieth ihm mit den nachdrücklichſten Gegenvorſtellungen davon ab. „Es iſt,“ ſagte man, „ſchon zu arg, daß wir von den Simonien und von dem Wucher der Römer angeſteckt werden, als daß wir den Pabſt ſelbſt ſollten zu uns kommen laſſen, um die Güter der Kirche und des Reiches zu plündern.“ Innocenz **IV.** flüchtete nach Lyon, einer Stadt, welche die Erzbiſchöfe dem Reiche entriſſen hatten. Hier beſchuldigte er den Kaiſer in einer allgemeinen Kirchenverſammlung **1245** des Meineides, der Gotteslästerung und der Felonie; er ſprach unter fürchterlichen Ceremonien ſowohl den Bannfluch als das Urtheil der Abſetzung über ihn aus, ohne die Verſprechungen des Kaiſers im geringſten zu würdigen. Friedrich machte ſich nämlich durch ſeine Abgeſandten anheiſchig, allen der römiſchen Kirche zugefügten Schaden

zu erſetzen; daran zu arbeiten, daß die griechiſche Kirche ſich der römiſchen gänzlich unterwerfe, und in Perſon nach Paläſtina zu gehen, um das von den Ungläubigen aufgehobene Königreich Jeruſalem wieder herzuſtellen. Die Könige von Frankreich und England ſollten dafür Bürgſchaft leiſten; aber der Pabſt wollte ſich darauf nicht einlaſſen, weil er, wie er ſich äußerte, gezwungen ſeyn würde, ſie ſo, wie Friedrich, zu züchtigen, wenn dieſer Letztere nicht ſein Wort halte, und daß alsdann der heilige Stuhl drei mächtige Feinde ſtatt eines einzigen haben würde.

Man lernte endlich die Mißbräuche, die man mit den gegen die Kronen geſchleuderten Bannſtrahlen trieb, faſt allgemein einſehen; ihre Ungereimtheiten machten ſie Jedem lächerlich. Ein Pfarrer zu Paris unterſtand ſich, auf der Kanzel zu ſagen: „Ich habe Befehl, den Bann gegen den Kaiſer Friedrich **II.** öffentlich bekannt zu machen. Ich weiß die Urſache dieſes Bannes nicht; ich weiß nur, daß zwiſchen ihm und dem Pabſte große Streitigkeiten und ein unverſöhnlicher Haß ſtattfinden. Da ich nicht weiß, wer von beiden Unrecht hat, ſo ſpreche ich aus allen meinen Kräften den Bann über denjenigen von ihnen aus, der dem Andern Unrecht gethan hat, und ſpreche dagegen denjenigen los, der Unrecht leidet."

Der Kaiſer erhielt zu Turin die Nachricht von ſeiner Abſetzung. Er nahm ſeine Krone und ſagte: „Ehe man mir ſie entreißt, wird noch erſt viel Blut vergoſſen werden." Sein Kanzler ſchrieb in ſeinem Namen furchtbare Briefe wider die römiſche Geiſtlichkeit. Er warf den Fürſten vor, daß ſie durch ihren Gehorſam gegen dieſe Heuchler, deren unbegränzte Ehrſucht ihnen doch bekannt genug ſeyn müſſe, an ſo vielen Ausſchweifungen ſchuld wären. Die deutſchen Biſchöfe, die durch päbſtliche Legaten zum Aufruhre gereizt worden waren, erwählten inzwiſchen einen

neuen Kaiſer in der Perſon des Landgrafen von Thüringen, den man zum Spotte den Pfaffenkönig nannte.

Nachdem Conrad, Friedrichs Sohn, einen völligen Sieg über den Landgrafen, der bald darauf ſtarb, erfochten hatte, erwählten die nämlichen Prälaten den Grafen von Holland. Die Geiſtlichkeit war damals in Deutſchland ſo mächtig, daß ſolche Anmaßungen Niemand befremdeten.

Verfolgt bis zum Tode, ob er ſich ſchon einer Prüfung unterworfen hatte, um ſich wegen der angeſchuldigten Ketzerei zu rechtfertigen, arbeitete Friedrich II. beſtändig an einem gütlichen Vergleiche mit dem Pabſte, und da er nichts ausrichten konnte, behauptete er ſeine Rechte mit den Waffen. Er hatte die Rebellen in Italien bezwungen, als ihn, wie man glaubte, ſein natürlicher Sohn Manfred 1250 vergiftete und erſtickte. Conrad IV., ſein ehelicher Sohn und rechtmäßiger Thronfolger, regierte unter beſtändiger Unruhe und Unglück. Die kaiſerliche Würde verlor von Tag zu Tage an Macht. Die Italiener und das Königreich Arles machten ſich unabhängig. Man wußte nicht mehr, was Reich und wer Kaiſer ſey; Alles war in der größten Verwirrung.

Der heilige Ludwig, Heinrich III. von England; Ende der Kreuzzüge (1242—1270).

Der heilige Ludwig war ſowohl wegen ſeiner Tugenden, als wegen ſeiner weiſen Regierung der größte Fürſt ſeiner Zeit, und man kann ihm keine andern Fehler vorwerfen, als die, in welche ihn ſein Jahrhundert verwickelte. Der Graf von la Marche hatte ſich empört, und ward von dem Könige von England unterſtützt. Als zwei im Jahre 1242 zu Tailleburg und zu Saintes

nach einander über die Engländer erfochtene Siege die Ruhe in dem Königreiche wieder hergeſtellt hatten, ließ ſich Ludwig die Reformation der Mißbräuche angelegen ſeyn, ein ſeiner würdiges Unternehmen, dem er ſich mit vielem Eifer widmete.

Eine Folge und Frucht der Feudal-Anarchie war, daß ein Großer, der ſowohl in Frankreich als in England Lehen hatte, genöthigt war, demjenigen von dieſen beiden Monarchen zu dienen, von dem er das meiſte Lehengut hatte, und daß er folglich manches Mal gegen den König in Krieg ziehen mußte, deſſen angeborner Unterthan er war. Seitdem die Normandie und andere Provinzen wieder mit der Krone verbunden waren, war dieſe ungeheure Unordnung nichts Seltenes mehr. Um derſelben abzuhelfen, erklärte Ludwig, daß man nach dem Evangelium nicht zwei Herren zugleich dienen könne; er wolle durchaus nicht, daß ſeine Vaſallen zugleich Vaſallen eines fremden Königs ſeyn ſollten, und er erlaubte ihnen daher, ſich entweder ihn oder den König von England zum Lehensherrn zu wählen. Faſt alle Vaſallen, welche dieſe Verordnung anging, entſagten den Lehengütern in England und zogen die Oberherrſchaft eines gleich ſtandhaften und gerechten Königs der Gewalt eines Herrſchers vor, der ſo ſehr ohne Macht und Anſehen, wie Heinrich III., war.

Zum Unglücke für Frankreich war Ludwig nicht ſtark genug, ſich vor einigen Vorurtheilen zu bewahren, die ſo viele Verwüſtungen anrichteten. Er begünſtigte das Inquiſitionsgericht, das den Dominicanern anvertraut war, und ſich durch barbariſche Ungerechtigkeiten bereits furchtbar und verhaßt gemacht hatte. In der vorgefaßten Meinung, daß die Geſetze den Ketzern Todesſtrafe zuerkennen müßten, konnte Ludwig den Krieg gegen die Muſelmänner nicht anders als für eine ſehr verdienſtliche Sache anſehen. Der blutige Eifer nach Kreuzzügen bemächtigte ſich ſeiner und riß die Wunden

des Königreichs auf. Während einer heftigen Krankheit, die ihn im Jahre 1244 überfiel, bildete er ſich ein, daß der Himmel ihm befehle, das Kreuz zu nehmen. Als er ſich von ſeiner ſchweren Krankheit wieder erholt hatte, gelobte er einen Kreuzzug, und glaubte ſich unwiderruflich zur Erfüllung ſeines Gelübdes verpflichtet, aller Einwendungen ſeiner Vettern, der Großen und beſonders des Biſchofes von Paris ungeachtet, deren Gründe jeden andern von Vorurtheilen freien Mann würden überzeugt haben.

Die Zurüſtungen dauerten faſt vier Jahre. Man belaſtete die Geiſtlichen mit einer Auflage, und Innocenz IV. ſchrieb zu gleicher Zeit wegen ſeines Krieges wider Friedrich II. eine andere aus. Die Geiſtlichkeit murrte ſo laut, daß der König die letztere Auflage einzutreiben verbot, indem er, wie er ſich ausdrückte, nicht zugeben wollte, daß man zum Kriege gegen Chriſten die Kirchen verheerte. Unglücklicherweiſe verheerte man das Reich, um ſich von den Ungläubigen überwinden zu laſſen.

Ein franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, der auf kleine, aber wichtige Umſtände ſeine Aufmerkſamkeit richtet, macht bei dieſer Gelegenheit folgende beſondere Bemerkung: „Man ſieht aus den Rechnungen des heiligen Ludwigs, wie ſehr durch die Kreuzzüge Frankreich verarmt war. Er gab dem Herrn von Vallori 8000 Livres für 30 Ritter. Der Connetable erhielt für 15 Ritter 3000 Livres. Der Erzbiſchof von Rheims und der Biſchof von Langres erhielten jeder 4000 Livres für 15 Ritter, die jeder von ihnen anführte. 162 Ritter ſpeiſ'ten an den königlichen Tafeln."

Dieſe Koſten und die Zurüſtungen gingen ins Unermeßliche. Die Großen hatten in den vorigen Kreuzzügen ihr Vermögen erſchöpft, und jetzt erſchöpfte der König die Kroneinkünfte in gleicher Abſicht.

Je weiter man in der Geſchichte der Kreuzzüge fortrückt, deſto mehr muß man ſich wundern, daß dieſe Wuth noch

immer gegen alle Lehren der Erfahrung fortdauerte. Eine Königin von Ungarn hatte im Anfange dieſes Jahrhunderts einen Kreuzzug unternommen, begleitet von einer großen Menge Prieſter und von 50,000 Kindern, angeblich, weil Gott das Lob aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge angenehm ſey. Bei Gelegenheit dieſes lächerlichen Kreuzzuges hatte Innocenz III. geweiſſagt, daß die mahomedaniſche Macht zu Ende gehe, weil dieſelbe, ſeiner Angabe nach, das Thier aus der Offenbarung ſey, deſſen Zahl 666 iſt, und weil ſchon beinahe 600 vorüber wären. Dieſe Prophezeihung iſt um ſo lächerlicher, als ſie aus dem Munde eines großen Mannes kam, der an Verſtand mit allen ſeinen Zeitgenoſſen wetteiferte.

Ludwig ſchiffte ſich mit einem großen Heer ein; ſtatt aber nach Paläſtina zu gehen, griff er Egypten an, that anfangs Wunder der Tapferkeit, erfocht einen Sieg und eroberte Damiette, worauf ihn jedoch das Glück verließ. Nachdem er im Jahre 1250 bei Manſura, wo ſein Bruder, der Graf von Artois, erſchlagen ward, eine große Niederlage erlitten hatte, waren alle ſeine Anſtrengungen, dieſen Unfall wieder auszugleichen, vergeblich.

Die Ausſchweifungen hatten ſeine Truppen entkräftet, und Krankheiten und Hungersnoth brachten ſie aufs äußerſte. Er wagte gleichwohl noch eine Schlacht, und fiel mit ſeiner ganzen Ritterſchaft in die Hände der Muſelmänner. Man verlangte für ihn die Stadt Damiette und eine Million goldene Byzantiner (ungefähr 100,000 Mark Silber) als Löſegeld. Er aber antwortete: „ein König von Frankreich läßt ſich nicht für Gold loskaufen," und willigte ein, für ſeine Perſon die Stadt abzutreten, und für ſeine Unterthanen die geforderte Summe Geldes zu bezahlen.

Man ſchloß einen Waffenſtillſtand auf zehn Jahre, worauf er nach Paläſtina ging, und daſelbſt vier Jahre mit fruchtloſen Wünſchen für die Befreiung Jeruſalems verlor. Die Drangſale ſei-

nes Königreichs, von denen man ihm die lebhafteſten Vorſtellungen machte, rührten ihn weniger als jener Gegenſtand der Einbildungskraft. So ſehr können täuſchende Begriffe von Frömmigkeit die ſchönſten Seelen von ihrer Pflicht entfernen.

Zum Glück beherrſchte die Mutter des Königs, Blanca von Caſtilien, Frankreich als Regentin mit ausgezeichneter Weisheit. Die Dominicaner und Franciscaner, dieſe eifrigen Emiſſarien Innocenz IV., predigten das Kreuz wider den Kaiſer Conrad unter Bewilligung eines Ablaſſes, der ſich auch auf die Väter und Mütter der Kreuzfahrer erſtrecken ſollte; Blanca aber hatte Stärke genug, ſich gegen dieſe Anmaßung und Ungerechtigkeit zu ſtämmen. Sie gab Befehl, die Ländereien derjenigen, die das Kreuz nehmen würden, einzuziehen, und ſagte: „wenn der Pabſt Krieg führen will, ſo muß er auch ſelbſt ſeine Söldner erhalten.“

Inzwiſchen wurde das Volk von einer neuen Schwärmerei bezaubert. Derſelbe Menſch, der den Kreuzzug der Kinder bewirkt hatte, predigte, und zwar im Namen der Engel und der heiligen Jungfrau, unter Verſicherung eines wunderbar glücklichen Erfolgs, den Hirten und Ackersleuten einen neuen Kreuzzug. Er hieß Jakob und war ein Ungar, ungefähr 60 Jahre alt, der, wie man vorgab, dem Chriſtenthume entſagt und heimlich die mahomedaniſche Religion angenommen hatte. Sein langer Bart, ſein eingefallenes Geſicht, ſeine donnernde Stimme und ſeine Thränengüſſe machten, während er predigte, bei dem Volke den mächtigſten Eindruck. Er brachte bald 100,000 Menſchen, die man Hirten (**Pastoureau**, **Pastorelle**) nannte, unter die Kreuzfahne zuſammen. Die Regentin hoffte anfangs, daß dieſe Haufen ihrem Sohne zur Verſtärkung dienen könnten; aber es waren nichts als Räuber, die man hätte ausrotten ſollen.

Der Tod dieſer Fürſtin bewog endlich Ludwig, nach ſeinen Staaten zurückzukehren.

Durch ſeinen Eifer für die Gerechtigkeitspflege, durch den Ernſt, womit er ſich die Abſchaffung der Mißbräuche angelegen ſeyn ließ, durch ſeine Geſetze und durch ſein Beiſpiel verbeſſerte er die Uebel, die ſeine lange Abweſenheit verurſacht hatte. Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit waren die Richtſchnur ſeiner Politik, und vielleicht trieb er dieſe Tugenden zu weit. Man tadelte ihn wegen der Veräußerung einiger Provinzen, die der Krone zugehörten, allein man hätte ihn wegen einer ſo großen Aufopferung loben ſollen, die nur aus Liebe zum Frieden geſchah und die nach dem Urtheile einiger achtungswürdigen Schriftſteller unter den damaligen Umſtänden vortheilhaft war.

Jakob I., König von Aragonien, deſſen Tochter Iſabella mit dem zweiten Sohne Ludwigs, Philipp dem Kühnen, vermählt wurde, hatte auf viele Afterlehen der Krone in der Provence und Languedoc einige, aber größtentheils ſehr ungegründete Anſprüche. Ludwig trat im Jahre 1250 in einem Tauſche ſeine unſtreitigen Rechte auf Rouſſillon und Catalonien ab, die ſeit der Eroberung Carls des Großen der franzöſiſchen Monarchie zugehörten. Im folgenden Jahre gab er dem Könige von England, mit Vorbehalt der Huldigung, Limouſin, Perigord, Querei und Agenois zurück, und erhielt dagegen nichts weiter, als daß der König von England für ſich und ſeine Nachfolger allen Rechten auf die Normandie und die übrigen eingezogenen Provinzen entſagte. Die Gültigkeit der Einziehung ſchien Ludwig nicht ſehr zweifelhaft; er hatte ſcheinbare Gründe für ſich, um ſich der noch rückſtändigen Ländereien von Guienne zu bemächtigen, und Heinrich III., der von ſeinen Baronen unterdrückt wurde, hätte ihm keinen Widerſtand thun können.

Um dieſen Vergleich zu verſtehen, muß man alle Maximen der Hofpolitik aus dem Geſichte verlieren; der König ſchloß ihn

wirklich mehr in der Eigenſchaft eines tugendhaften Mannes, als eines ſtaatsklugen Fürſten.

Mit einer Großmuth, wovon man faſt kein Beiſpiel hat, bemühte er ſich, die Unruhen in England beizulegen, die Philipp Auguſt an ſeiner Stelle nicht würde ermangelt haben, zu ſeinem Vortheile zu benutzen. Die engliſchen Freiherren hatten ſich, nicht aus Eifer für das allgemeine Wohl, ſondern getrieben von dem Geiſte der Unruhe und der Unabhängigkeit, gegen den ſchwachen Heinrich empört, unter dem Vorwande, daß er dem großen Freiheitsbrief zuwider handle, das Volk unterdrücke und ſeinen ausländiſchen Lieblingen Alles aufopfere. Im Jahre 1258 hatten ſie in einem Parlamente zu Oxford 24 Freiherren die höchſte Gewalt übertragen. Der Graf von Leiceſter, Sohn des berühmten Grafen von Montfort, war das Haupt ihrer Verbindung und der Monarch war nichts mehr. Die Tyrannei, die Uneinigkeit und Streitigkeiten dieſer anmaßlichen Befreier verſchafften dem Könige Gelegenheit, ſeine vorige Macht wieder zu erlangen.

Der Pabſt Alexander IV. erklärte ſich gegen die Barone, weil ſie die Italiener, die in dem Beſitze der Pfründen waren, aus dem Königreiche vertrieben hatten; deſſen ungeachtet verlor Heinrich ſeine kaum erlangte Macht wieder.

Das Feuer des Bürgerkrieges loderte auf, und hier war es, wo der König von Frankreich zum Schiedsrichter erwählt wurde. Man ſchwor von beiden Seiten, ſich ſeinem Urtheile zu unterwerfen. Eine rühmlichere Huldigung konnte ſeiner Tugend nicht gebracht werden. Der heilige Ludwig that den Ausſpruch zu Gunſten der königlichen Gewalt, und erklärte die oxfordiſchen Statuten und Alles, was eine Folge derſelben war, für nichtig, doch mit dem Zuſatze, daß er den Rechten und Freiheitsbriefen der Nation nichts vergeben wolle. Dieſes billige Urtheil wurde von den aufrühreriſchen Freiherren verdreht. Leiceſter erklärte öffentlich, daß Ludwigs

Entſcheidung als gegen den König erlaſſen ausgelegt werden müſſe, weil die oxforder Verordnungen ſich auf den großen Freiheitsbrief gründeten.

Zur Befriedigung der Leidenſchaften fehlt es nie an einem Vorwande, und ſo griff man aufs neue zu den Waffen.

Heinrich wurde in dem Treffen bei Lawes überwunden und gefangen genommen, und würde ſeine Krone ohne Rettung verloren haben, wenn er nicht einen Helden zum Sohne gehabt hätte. Der Prinz Eduard rettete ihn durch die Schlacht bei Evesham, wo der Graf Leiceſter erlegt wurde. In dieſer Schlacht war der Graf von Leiceſter ſo erbittert, daß er den König zwang, wider ſeine eigene Sache zu fechten, und ihn in voller Rüſtung vor die Schlachtordnung ſtellte. Der alte König ward gleich anfangs in die Schulter verwundet, und würde erſchlagen worden ſeyn, wenn er ſich nicht zu erkennen gegeben hätte.

Der ehrſüchtige Anführer der Rebellen hatte, um die Zuneigung der Engländer zu gewinnen, die er bereits unumſchränkt beherrſchte, 4 Ritter aus jeglicher Grafſchaft und einige Abgeordnete aus den Städten in dem Parlamente Sitz nehmen laſſen.

Dieſes legte eigentlich den Grund zum Hauſe der Gemeinen. Um Subſidien zu erhalten, beſtätigte Eduard dieſe Einrichtung im Jahre 1295.

Wir nahen uns dem Zeitpunkte, wo das Haus Schwaben unter dem ausharrenden Haſſe der Päbſte endlich zerſchmettert werden mußte. Nach dem Tode Friedrichs II. bemächtigte ſich Innocenz IV. ſogleich eines Theils der Königreiche Neapel und Sicilien, ſchenkte oder verkaufte dieſes Königreich dem König von England zum Beſten eines ſeiner Söhne, des Prinzen Edmund, und erſchöpfte England für eine Eroberung ohne Erfolg. Der Kaiſer Conrad IV. ſchlug das päbſtliche Heer. Er hatte den Muth ſeines Vaters, ſtarb aber ſchon im Jahre 1254, nachdem er,

wie Einige wollen, eben ſo, wie ſein Vater, von dem grauſamen Manfred, ſeinem natürlichen Bruder, war vergiftet worden. Beides iſt jedoch nicht erwieſen. Wilhelm, Graf von Holland, den die Partei der Geiſtlichen zum Kaiſer erwählt hatte, der aber das Anſehen ſeiner Würde nicht behaupten konnte, regierte ſeitdem in dieſer Eigenſchaft.

Wilhelm wurde, als er die rebelliſchen Frieſen bezwingen wollte, im Jahre **1256** überfallen und getödtet. Richard, Bruder Heinrichs **III.**, Königs von England, bewog durch ſein Geld die Stände, ihn zu wählen. Als aber ſeine Schätze erſchöpft waren, verſchwand auch ſeine Macht, und er verließ Deutſchland, wo die Fürſten und die Völker den Drangſalen der Anarchie erlagen. Der römiſche Hof bedrohte beſonders das Königreich Neapel und Sicilien mit einer Revolution, welches Manfred als Vormund des jungen Conradins, Sohn Conrads **IV.**, beherrſchte. Er ſchien ſich anfangs Innocenz **IV.** zu unterwerfen, ward aber bald genöthigt, die königlichen Rechte wider denſelben zu vertheidigen. Der Bruch erzeugte neue Kriege. Alexander **IV.**, Innocenz **IV.** Nachfolger, ließ, wie es die Päbſte gewohnt waren, zum Beſten des heiligen Stuhles einen Kreuzzug predigen. Die Kreuzfahrer wurden geſchlagen, und nun ward Manfred an ſeinem Neffen und Mündel öffentlich zum Verräther, bemächtigte ſich ohne Recht des Thrones beider Sicilien, und wurde im Jahre **1258** zu Palermo gekrönt.

Hätten die Päbſte bei der Verfolgung des verhaßten Thronräubers ſich eben ſo billig als ſtaatsklug betragen, ſo würden ſie ſich eines Mündels angenommen haben, der auf die unwürdigſte Weiſe ſeiner Staaten beraubt war. Aber Conradin verlor, als Erbe des Hauſes Schwaben, die Gewalt und Würde, die ihm vermöge ſeiner Geburt und von Rechtswegen zukam. Urban **IV.**, Sohn eines Handwerkers aus Champagne, bot das Königreich, welches bereits dem

Prinzen Edmund geſchenkt war, dem heiligen Ludwig für einen der franzöſiſchen Prinzen an. Der weiſe König zog dabei ſein Gewiſſen zu Rathe, und glaubte nicht, das Eigenthum eines Andern annehmen zu können. Carl, Graf von Anjou, Ludwigs Bruder, der nicht ſo gewiſſenhaft dachte, nahm bald darauf das Anerbieten für ſeine Perſon an. Urban ſtarb, und die Sache ward von ſeinem Nachfolger, Clemens IV., einem Edelmanne von Languedoc, zu Stande gebracht.

Die Bedingungen dieſes Vergleiches entlarven die römiſche Staatskunſt; Alles bezog ſich auf den Vortheil des päbſtlichen Hofes und die alten Rechte Siciliens wurden vernichtet. Carl machte ſich anheiſchig, einen jährlichen Tribut von 8000 Unzen Goldes zu bezahlen, bei Strafe des Bannes, wenn die Zahlung zwei Monate aufgeſchoben würde, und ſogar bei Strafe der Abſetzung, wenn die ganze Summe nicht ſechs Monate nach dem Zahlungstermine abgetragen wäre. Er machte ſich außerdem verbindlich, niemals, weder das Kaiſerthum, noch die Lombardei, noch Toscana anzunehmen, deren Verbindung mit Neapel und Sicilien dem Hauſe Schwaben ſo viel Unglück zugezogen hatte; die geiſtliche Gerichtsbarkeit ſammt dem Appellationsrechte an den heiligen Stuhl ungekränkt zu laſſen; niemals zu erlauben, daß ein Geiſtlicher mit Auflagen belaſtet, oder vor einen weltlichen Richterſtuhl gezogen würde u. ſ. w. In dem Huldigungseide verſprach er, dem Pabſte, ſeinem Herrn, Gehorſam zu leiſten; kein Bündniß zu errichten, das demſelben nachtheilig ſeyn könne; und wenn er das Unglück hätte, ſolch ein Bündniß aus Unwiſſenheit zu ſchließen, demſelben ſogleich auf den erſten Befehl wieder zu entſagen. Carl erhielt folglich nur einen Schatten von Königreich. Noch viel mehr wird man ſich vielleicht darüber wundern, daß der heilige Ludwig entweder aus Ehrfurcht vor dem Pabſte, oder aus Gefälligkeit gegen ſeinen Bruder dieſen Vertrag billigte, und einen

Kreuzzug wider Manfred predigen ließ. Der Graf von Anjou traf bald in Italien ein; nichts widerſtand ihm. Manfred ſtarb in der Schlacht bei Benevento. Conradin, der noch ſehr jung war, unternahm nun die Wiedereroberung ſeines väterlichen Erbgutes.

Nichts beweiſ't den mächtigen Einfluß des Aberglaubens und der Gewohnheit auf das Schickſal der Völker mehr, als die Menge der Kreuzzüge, die auf Befehl Clemens IV. gepredigt wurden: ein Kreuzzug in Spanien gegen die Mauren, die man auszurotten gedachte; ein Kreuzzug in Ungarn, Böhmen und andern Ländern gegen die Tartaren, vor deren Einfällen man ſich fürchtete; ein Kreuzzug zum Beſten der deutſchen Ritter gegen die heidniſchen Bewohner von Liefland, Preußen und Curland, über welche ſie herrſchen wollten; ein Kreuzzug in England gegen die Freiherren, die Heinrich III. ſich nicht unterwerfen konnte; ein Kreuzzug in Frankreich und Italien, um dem Hauſe Schwaben das Königreich Neapel und Sicilien zu entreißen; Kreuzzüge allenthalben zur Eroberung des heiligen Landes. Oft ward ein Kreuzzug gegen den andern ausgeſchrieben; man ſprach von den Gelübden zu einem Kreuzzuge los, wenn man die Ausführung eines andern betreiben wollte. Der Ablaß wurde nach Willkür des Pabſtes ausgeboten; die Kriegskoſten erſchöpften die Königreiche, und die Bullen ſetzten ganz Europa in Flammen. Dies war ſo vieljährige Sitte. Der heilige Ludwig, der durch ſeine weiſe Regierung Frankreich glücklich machte, ließ ſich noch ein Mal von den Vorurtheilen ſeiner Zeit hinreißen. Er glaubte, er müſſe ſeine Staaten hintanſetzen, um die Ungläubigen aufs neue zu bekriegen.

Die Schädlichkeit dieſes Vorhabens war ſo einleuchtend, daß Joinville ſelbſt, einer der eifrigſten Beförderer des vorigen Kreuzzuges, diejenigen, welche den guten König dazu verleiteten, einer Todſünde ſchuldig erklärte. Aber Ludwig folgte ſeinen

eigenen Gedanken mit einer Art von Begeiſterung. Er ſchiffte ſich nach großen Zurüſtungen ein, und ging nach Afrika, wo er, wie es heißt, den König von Tunis zur Annahme der chriſtlichen Religion zu bewegen hoffte.

Der Muſelmann drohete hingegen, die gefangenen Chriſten erwürgen zu laſſen. Bei dem Heere fanden ſich Krankheiten ein. Der Held ſah einen ſeiner Söhne ſterben, einen andern in Todesgefahr, und ſtarb während der allgemeinen Beſtürzung in einem Alter von 56 Jahren.

Er hatte im Jahre 1269 eine berühmte pragmatiſche Sanction ausgefertigt, des Inhalts: daß diejenigen, welche Pfründen zu vergeben hätten, in ihrem Rechte ſollten geſchützt; daß die Angelegenheiten, welche Pfründen betreffen, nach dem gemeinen Rechte ſollten entſchieden werden; und daß die Eintreibung der Auflagen aufhören ſolle, wodurch der römiſche Hof Frankreich unglücklicherweiſe ins Verderben geſtürzt habe, ausgenommen zu rechtmäßigen und vernünftigen Abſichten in einem äußerſt dringenden Nothfalle, und mit ausdrücklicher Bewilligung des Königs und der Kirche.

Die Päbſte, die allenthalben als Oberherren Befehle gaben, Kriege führten, oder zu führen befahlen, und zur Unterſtützung ihrer Staatsabſichten Geld bedurften, belegten auswärtige Kirchen nach eigenem Gefallen mit Auflagen; eigneten ſich die Vergebung der Pfründen zu, verſchenkten dieſelben an ihre Höflinge, und ſetzten ſich gewiſſermaßen in den Beſitz der Güter, die man aus Religionseifer an die Kirchen des ganzen Europa verſchwendet hatte. In England ging dieſer Mißbrauch ſo weit, daß, den Anzeigen zufolge, welche Heinrich III. den Geſandten der Kirchenverſammlung zu Lyon vorlegte, die italieniſche Geiſtlichkeit daſelbſt 60,000 Mark jährlicher Einkünfte und mehr als die Krone hatte. Frankreich ward auf ähnliche Weiſe zertreten, und, der pragmatiſchen Sanc-

tion des heiligen Ludwigs ungeachtet, noch weit mehr nach deſſen Regierung, da die Trennung zu Rom die Päbſte in das Königreich einführte. Dieſer Fürſt verdient den Namen eines Geſetzgebers. Er führte das Appellationsrecht an die königlichen Tribunale auf beſtändig ein, und mit demſelben das beſte Mittel, die zu weit getriebene Macht der Großen herabzuſetzen. Er verbot ſchlechterdings alle Privatkriege, welche durch die Feudal-Anarchie rechtmäßig geworden waren, und führte ſtatt der Zweikämpfe gerichtliche Beweiſe ein. Aber die Unordnungen triumphirten doch noch lange über die Geſetzgebungen, und außerdem gingen dieſe Verordnungen nur diejenigen Provinzen an, die zu den königlichen Domainen gehörten.

Die Vorurtheile des frommen Königs, oder vielmehr die irrigen Begriffe ſeines Zeitalters verleiteten ihn manches Mal entweder zu allzugroßer Gelindigkeit, oder zu außerordentlicher Strenge. Er unterſtützte die Bettelmönche, Dominicaner und Franciscaner, welche zu Paris die Univerſität beunruhigten, wo ſie nach Unabhängigkeit ſtrebten und mit Verachtung der biſchöflichen Gewalt bloß unter den Befehlen Roms ſtehen wollten; und denen die römiſchen Päbſte den Sieg über ihre Widerſacher verſchafften, indem ſie auf die letztern eine Menge von Bannflüchen donnerten. Er begünſtigte die Inquiſition, die durch ihr ungeſetzmäßiges Verfahren der Ruhe der Bürger ſo verderblich und von ihrer Geburt an ſo grauſam war, daß ſie an Ketzerblut unerſättlich ſchien. Er ſetzte endlich das Königreich in Gefahr, ein Opfer der Kreuzzüge zu werden. So kann man auch bei einer erhabenen Tugend Fehltritte begehen, wenn Vorurtheile der Vernunft gebieten. Wie groß wäre Ludwig geweſen, wenn er ſich eben ſo ſehr über die Vorurtheile, als über die Laſter erheben hätte!

Endlich nahmen die Kreuzzüge ein Ende; nicht als ob dieſe Raſerei nicht noch durch die Verleitungen des römiſchen Ho-

ſes wieder erweckt worden wäre, aber man ſah doch keine europäiſchen Heere zum Triumphe des Kreuzes nach Aſien und Afrika gehen. Schon war das lateiniſche Kaiſerthum zu Conſtantinopel zu Grunde gegangen. Der Kaiſer Balduin II. aus dem Hauſe Courtenai, deſſen Gewalt faſt von den Mauern dieſer Stadt begränzt ward, war im Jahre 1261 von Michael Paläologus, Vormund und Unterdrücker Johanns IV. Lascaris, vom Throne geſtoßen und verjagt worden. Das griechiſche Kaiſerthum gehörte dem Johann Lascaris, aber Michael Paläologus ließ ihm die Augen ausſtechen.

Um ſeine Herrſchaft zu befeſtigen, ſtellte ſich der Thronräuber liſtiger Weiſe, als wolle er ſeine Kirche der römiſchen unterwerfen, was aber gar nicht zu der Eitelkeit und Eiferſucht der Griechen ſtimmte. Die folgenden Zeiten ſahen mehrere Verſuche dieſer Art, die aber alle ſcheiterten. Die Griechen behielten immer ihre armſelige abergläubige Denkart dergeſtalt bei, daß man, um eine Trennung zwiſchen den beiden Patriarchen zu endigen, die Schriften beider Parteien ins Feuer warf, in dem Wahne, daß ein Wunder die Wahrheit ans Licht bringen würde. Die Schriften wurden alle von der Flamme verzehrt; aber auch dieſe Erfahrung machte die Griechen, die eben ſo ſtolz als leichtgläubig waren, nicht klüger. Das conſtantinopolitaniſche Reich untergrub ſich ſelbſt immer mehr, bis es endlich von den Türken umgeſtürzt ward.

Rudolph von Habsburg wird Kaiſer.

Nach Friedrich's II. Tode ward Deutſchland ganz der Anarchie zum Raube. Der Kaiſer Richard, Bruder des Königs von England, hatte ein Land aufgegeben, wo er nichts weiter als einen leeren Titel beſaß. Er ſtarb im Jahre 1272. Während eines

zweijährigen Zwiſchenreiches wurden die kaiſerlichen Krongüter ganz zu Grunde gerichtet. Die zinsbaren Völker, Dänemark, Polen und Ungarn, warfen gänzlich das Joch ab. Ein Jeder bemächtigte ſich der Länder, die ihm am beſten anſtanden; ein Jeder machte ſich von einſchränkenden Verpflichtungen und Zahlungen los, und den Kaiſern blieb nichts weiter als die angeerbten Güter ihres Hauſes.

In dieſen Zeiten der Anarchie erhielt das deutſche Staatsrecht ſeine erſte ordentliche Form. Es entſtand das Collegium der Churfürſten, der Fürſten, der Städte und der unmittelbaren Reichsritterſchaft, die von keinem beſondern Fürſten abhängig war. Seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts hatten die drei Erzbiſchöfe des rheiniſchen Kreiſes, Trier, Mainz und Cöln, zugleich mit den Herzogen das Recht, unter ſich einen Kaiſer zu wählen, ehe ſie denſelben der Reichsverſammlung vorſchlugen. Dies iſt der Urſprung der churfürſtlichen Würde. Es erhielt dieſelbe eine um ſo dauerhaftere Verfaſſung, da die andern Reichsfürſten in dieſen unruhigen und räuberiſchen Zeiten es nicht für nöthig hielten, mit großen Koſten hinzureiſen und eine Wahl zu beſtätigen, die nicht von ihnen geſchah. Man hatte kein einziges Reichsgeſetz, das den ſieben Churfürſten das ausſchließliche Recht der Kaiſerwahl ertheilte; dieſes Recht gründete ſich bloß auf Gewohnheit und Umſtände. Die meiſten alten Rechte haben keine beſſere Grundlage.

Ehemals mußten die Städte, die man kaiſerlich nannte, dem Kaiſer gewiſſe Steuern bezahlen. Sie machten ſich die Anarchie, ſo gut ſie konnten, zu nutze, um ſich von dieſen Steuern zu befreien, und nahmen damals den Namen freier Reichsſtädte an, wodurch ſie ſich von einer Menge neuer Reichsſtädte unterſchieden, die ſie in ihr Collegium mit aufnahmen. Es entſtand auch der hanſeatiſche Bund. Lübeck hatte nämlich zur Sicherheit ſeines Handels im Jahre 1241 mit den benachbarten Städten einen Bund geſchloſſen,

RAUBSCENE AUS DEN ZEITEN DES FAUSTRECHTS

dem bald mehr als 80 blühende Städte beitraten. Endlich ward man der Anarchie müde. Da der Pabſt Gregor X., Nachfolger Clemens IV., einen Kaiſer zu ernennen drohte, wenn die Wahl nicht bald zu Stande käme, ſo erwählte man Rudolph, Grafen von Habsburg, den thatkräftigen und ſtaatsklugen Abkömmling eines alten Grafen von Elſaß. Er hatte dem Ottokar, König von Böhmen, als Hofmarſchall oder Groß-Haushofmeiſter gedient, und hatte ſeine Erhebung ſeiner geringen Macht zu danken, denn die Fürſten gaben deutlich genug zu verſtehen, daß ſie zwar einen Kaiſer, aber keinen Herrſcher wollten. Dies iſt die Epoche, mit welcher der Glanz des öſterreichiſchen Hauſes beginnt. Was Rudolph I. an ſeinen Domänen abging, das erſetzte er durch ſeine Geſchicklichkeit. Wir bemerken bei dieſer Gelegenheit, daß die Einkünfte der kaiſerlichen Würde, die unter Friedrich Barbaroſſa auf 6,000,000 Reichsthaler ſtiegen, damals kaum den dritten Theil dieſer Summe betrugen. Sie verminderten ſich nachmals noch mehr, dergeſtalt, daß ein Kaiſer jetzt nicht mehr als 20,000 Gulden feſter Hebung hatte.

Rudolph würde ſchwerlich Kaiſer geworden ſeyn, wenn nicht ein beſonderer Umſtand ſeine Wahl begünſtigt hätte. Als Werner, der neuerwählte Erzbiſchof von Mainz, die Reiſe nach Rom machte, um ſich von dort das Palladium zu holen, und Rudolph ihm bei der damaligen allgemeinen Unſicherheit auf ſeiner Hin- und Herreiſe von Straßburg bis an die Alpen das Geleit gab, entdeckte dieſer Erzbiſchof in ihm einen Mann, der nicht nur des Kaiſerthums würdig wäre, ſondern auch hinlängliche Fähigkeit beſitze, Deutſchland aus der allgemeinen Verwirrung zu reißen. Indem Werner nichts ſo ſehr wünſchte, als ſo lange zu leben, um ſich für dieſen ihm geleiſteten Dienſt dankbar bezeigen zu können, erinnerte er ſich Rudolphs bei der zu Frankfurt gehaltenen Zuſammenkunft, und ſagte den übrigen Chur-

fürſten ſo viel Rühmliches von ihm, daß ſie auf ſeine und des eben anweſenden Friedrichs, Burggrafen von Nürnberg, Empfehlung ihm ihre Stimmen zu geben entſchloſſen waren. Weil jedoch der Erzbiſchof von Trier zuerſt für den Grafen von Görz, nachher aber für jenen von Tyrol geſtimmt war, und dieſe Theilung Uneinigkeit verurſacht hatte, kam man überein, die Wahl der Entſcheidung Ludwigs des Strengen, Pfalzgrafen und Herzogs von Baiern, zu überlaſſen, der ſich anfangs darüber zu entſcheiden weigerte, nachher es aber deſto lieber that, als ihm der Burggraf von Nürnberg, ein Vetter Rudolphs, verſicherte, daß er auf eine von den Töchtern dieſes Grafen ſichere Rechnung machen dürfte; denn Ludwig befürchtete auch, wegen Hinrichtung ſeiner Gemahlin, welche der Verdacht eines geheimen Liebeshandels verurſacht hatte, zur Strafe gezogen zu werden. Dieſe Umſtände beſchleunigten die Wahl, alle Churfürſten vereinigten ihre Stimmen mit der des Pfalzgrafen, und riefen auf ſolche Art den 29. April im Jahre 1273 Rudolph zum römiſchen König aus. Die zu Frankfurt anweſenden Geſandten des Königs von Caſtilien machten zwar gegen dieſe Wahl Einwendungen, man beachtete ſie aber nicht; denn Alphons hatte keine Anhänger mehr in Deutſchland, oder doch nur ſehr wenige und von ſehr geringem Anſehen, und die ihm anfangs bezeigte Ergebenheit hatte ſich bereits in Gleichgültigkeit oder Verachtung verwandelt.

Nach einſtimmig beſchloſſener Wahl ward der Burggraf von Nürnberg mit der Nachricht davon an Rudolph abgeſchickt, der ſich um dieſe Zeit bei Baſel gelagert hatte, und vor Erſtaunen an der Richtigkeit dieſer Nachricht ſo lange zweifelte, bis ihn die Ankunft des Grafen von Pappenheim, der ihm das Wahldecret der Churfürſten überreichte, aus der Ungewißheit riß.

Er nahm dieſe Wahl an, und machte mit dem Biſchofe von Baſel, den er eben bekriegte, Frieden.

Rudolph war damals 55 Jahre alt, und ward für einen der ſchönſten unter den deutſchen Edlen gehalten.

Die von ihm ſich vorfindende Schilderung beſchreibt ihn als einen großen und wohlgewachſenen Mann. Er hatte breite und ſtarke Schultern, einen ſtarken Körperbau, einen kleinen Kopf, lichte Haare, ſehr ſchöne Bildung und Züge des Geſichts, lebhafte und durchdringende Augen, eine lange Habichtsnaſe, ein erhabenes Anſehen, und in ſeinem ganzen Betragen etwas Großes und Majeſtätiſches, wodurch er ſich die Ehrfurcht des ganzen Hofes erwarb, auch wenn er daſelbſt nur als Herr einiger Lehengüter erſchien.

Sonſt hielt er ſich in ſeiner Kleidung ſehr einfach, war äußerſt mäßig, zeigte viel Freigebigkeit, ward von ſeinen Vaſallen beinahe angebetet, und war vielleicht der einzige Fürſt in Deutſchland, der zu einer Zeit wahre Freunde hatte, wo man keine andere Bedingungen kannte, als die auf Intereſſe und Parteien ſich ſtützten. Bei ſeiner Unerſchrockenheit beſaß er viel Klugheit. Er war in einem wilden Jahrhunderte von guter Gemüthsart, und ſelbſt ſo tugendhaft, als man es bei vielem Ehrgeize ſeyn kann. Seine Gemahlin war Anna, eine Tochter Burkhards, des Grafen von Hohenberg, von der er ſechs Söhne und acht Töchter hatte. Von ſeinen Söhnen erfuhr Hartmann, ſein liebſter Sohn, dem er Elſaß angewieſen hatte, das traurige Schickſal, in einem Alter von 18 Jahren zu ertrinken, als er bei Rheinau über den Rhein ſetzte und das Schiff, worauf er fuhr, umſchlug. Albert und Rudolph begleiteten ihn nebſt ſeiner Gemahlin bis nach Aachen. Der Biſchof und der Rath von Baſel begaben ſich zu dem Kaiſer, wünſchten ihm im Namen der ganzen Stadt Glück, und huldigten ihm. Er ſetzte ſich hierauf mit allen ſeinen Angehörigen zu Schiffe, und ging durch Mainz, wo er die Churfürſten mit einem großen Gefolge antraf. Dieſe führten ihn mit vieler Pracht nach Aachen, wo er mit den gewöhnlichen Feierlich-

keiten den 28. Sept. 1273 gekrönt wurde. So groß dieſe Veränderung war, die ſich jetzt mit Rudolphs Glücke zutrug; ſo ging doch in ſeinem Herzen keine von jenen Veränderungen vor, die aus einem tugendhaften Unterthanen oft einen böſen Fürſten machen. Am Ende der Krönungsceremonie verlangte der Kaiſer von den Fürſten die gewöhnliche Huldigung; da aber wegen Mangel des Scepters Einwendungen gemacht wurden, ſo half Rudolph ſogleich dieſer Ausflucht ab, nahm das Kruzifix vom Altare und ſagte: „Dieſes Zeichen, das die Welt erlöſet hat, ſoll mir zum Scepter dienen," und Alle huldigten ihm augenblicklich und ließen ſich zugleich mit ihren Gütern durch das Kruzifix belehnen.

Bevor Rudolph Aachen verließ, vermählte er eine ſeiner Töchter an den Rheinpfalzgrafen Ludwig, die andere aber an den Herzog Albrecht von Sachſen. Um Deutſchland zu zeigen, was es ſich von ihm verſprechen könne, machte er allen Getreuen des Reichs in einem Umlaufſchreiben bekannt: ſeine Abſicht gehe dahin, die Ruhe und Ordnung in dem lange zerrütteten Reiche wieder herzuſtellen, den Unterdrückten gegen die Mächtigen Schutz und Sicherheit zu verſchaffen, und ſchmeichelte ſich, mit der Hülfe Gottes zu dieſem Zwecke zu gelangen, verſprach ſich aber auch von ihnen, daß ſie dieſe väterliche Sorgfalt mit gebührender Treue und ſchuldigem Gehorſam erwiedern würden. Weil man bei der Wahl Rudolphs den Geſandten des Königs von Böhmen ausgeſchloſſen, dafür das Wahlrecht Heinrichs, Herzog von Baiern, anerkannt und die Proteſtation des Königs Ottokar deßhalb auch nicht geachtet hatte, ſo wollte nun dieſer die Rechtmäßigkeit der Wahl nicht anerkennen, wußte ſogar denſelben Herzog Heinrich, der an der Wahl Rudolphs Theil hatte, zu einem Bündniſſe gegen denſelben zu verleiten, und glaubte mittelſt der Geſchenke und einer feierlichen Geſandtſchaft den Pabſt zu gewinnen, daß er dieſe Wahl

nicht anerkenne; allein er erreichte ſeinen Zweck nicht. Rudolph hatte bereits ſeine Erhebung Gregor X. berichtet, um deſſen Freundſchaft und zu ſeiner Zeit um die kaiſerliche Krönung angeſucht, und Alles durch ſeinen bevollmächtigten Kanzler beſchwören laſſen, was der Pabſt von ihm verlangte. Da dieſer ihn bereits in dem Kirchenrathe zu Lyon als römiſchen König anerkannte, ſo wies er nicht nur Alphons, König von Caſtilien, mit ſeinem dem Reiche nur nachtheiligen und thörichten Anſuchen ab, ſondern ermahnte auch Ottokar, ſich mit Rudolph auszuſöhnen. Erſt nach der Zuſammenkunft mit dem Pabſte zu Beaucaire ließ Alphons ſeine Anſprüche auf das Reich fahren, und hierauf beſuchte auch Rudolph den Pabſt zu Lauſanne, beſchwor perſönlich Alles, wozu er ſich bereits durch ſeinen Kanzler verpflichtet hatte; verſprach, der Krönung halber das nächſte Jahr nach Rom zu kommen, und in Perſon nach Paläſtina zu ziehen, zu welchem Ende er auch das Kreuzzeichen annahm. Geſtatteten ihm gleich die damaligen Zeitumſtände nicht, Letzteres zu erfüllen, ſo bürgt doch ſeine bekannte Redlichkeit und ſein noch größerer Religionseifer dafür, daß ſein Wille, dieſes zu thun, ernſtlich war, und ſchon das Jahr vorher hatte er ſich freiwillig dazu erboten, als er ſich in einem Schreiben an den Pabſt folgendermaßen ausdrückte: „ſein Antrieb dazu ſey deſto ſtärker, weil ihm die in Paläſtina ruhenden Gebeine ſeines Vaters, die um der Ehre des Gekreuzigten willen ſo fern von dem Grabe ihrer Väter zur Erde gebracht wären, Tag und Nacht im Sinne lägen.“

Indeſſen geſtatteten ihm die damals ſo ſehr verwirrten Zeitumſtände nicht ein Mal, ſich zu Rom krönen zu laſſen, allein ſeine Gegenwart in Deutſchland war dafür ein deſto größerer Gewinn.

Ottokar, der bisher eine glänzende Rolle ſpielte, Oeſterreich, Steiermark und Kärnthen an ſich gezogen und oft auch die Ungarn überwunden hatte, gab der Ermahnung des Pabſtes

keiten den 28. Sept. 1273 gekrönt wurde. So groß dieſe Veränderung war, die ſich jetzt mit Rudolphs Glücke zutrug; ſo ging doch in ſeinem Herzen keine von jenen Veränderungen vor, die aus einem tugendhaften Unterthanen oft einen böſen Fürſten machen. Am Ende der Krönungsceremonie verlangte der Kaiſer von den Fürſten die gewöhnliche Huldigung; da aber wegen Mangel des Scepters Einwendungen gemacht wurden, ſo half Rudolph ſogleich dieſer Ausflucht ab, nahm das Kruzifix vom Altare und ſagte: „Dieſes Zeichen, das die Welt erlöſet hat, ſoll mir zum Scepter dienen," und Alle huldigten ihm augenblicklich und ließen ſich zugleich mit ihren Gütern durch das Kruzifix belehnen.

Bevor Rudolph Aachen verließ, vermählte er eine ſeiner Töchter an den Rheinpfalzgrafen Ludwig, die andere aber an den Herzog Albrecht von Sachſen. Um Deutſchland zu zeigen, was es ſich von ihm verſprechen könne, machte er allen Getreuen des Reichs in einem Umlaufſchreiben bekannt: ſeine Abſicht gehe dahin, die Ruhe und Ordnung in dem lange zerrütteten Reiche wieder herzuſtellen, den Unterdrückten gegen die Mächtigen Schutz und Sicherheit zu verſchaffen, und ſchmeichelte ſich, mit der Hülfe Gottes zu dieſem Zwecke zu gelangen, verſprach ſich aber auch von ihnen, daß ſie dieſe väterliche Sorgfalt mit gebührender Treue und ſchuldigem Gehorſam erwiedern würden. Weil man bei der Wahl Rudolphs den Geſandten des Königs von Böhmen ausgeſchloſſen, dafür das Wahlrecht Heinrichs, Herzog von Baiern, anerkannt und die Proteſtation des Königs Ottokar deßhalb auch nicht geachtet hatte, ſo wollte nun dieſer die Rechtmäßigkeit der Wahl nicht anerkennen, wußte ſogar denſelben Herzog Heinrich, der an der Wahl Rudolphs Theil hatte, zu einem Bündniſſe gegen denſelben zu verleiten, und glaubte mittelſt der Geſchenke und einer feierlichen Geſandtſchaft den Pabſt zu gewinnen, daß er dieſe Wahl

nicht anerkenne; allein er erreichte ſeinen Zweck nicht. Rudolph hatte bereits ſeine Erhebung Gregor X. berichtet, um deſſen Freundſchaft und zu ſeiner Zeit um die kaiſerliche Krönung angeſucht, und Alles durch ſeinen bevollmächtigten Kanzler beſchwören laſſen, was der Pabſt von ihm verlangte. Da dieſer ihn bereits in dem Kirchenrathe zu Lyon als römiſchen König anerkannte, ſo wies er nicht nur Alphons, König von Caſtilien, mit ſeinem dem Reiche nur nachtheiligen und thörichten Anſuchen ab, ſondern ermahnte auch Ottokar, ſich mit Rudolph auszuſöhnen. Erſt nach der Zuſammenkunft mit dem Pabſte zu Beaucaire ließ Alphons ſeine Anſprüche auf das Reich fahren, und hierauf beſuchte auch Rudolph den Pabſt zu Lauſanne, beſchwor perſönlich Alles, wozu er ſich bereits durch ſeinen Kanzler verpflichtet hatte; verſprach, der Krönung halber das nächſte Jahr nach Rom zu kommen, und in Perſon nach Paläſtina zu ziehen, zu welchem Ende er auch das Kreuzzeichen annahm. Geſtatteten ihm gleich die damaligen Zeitumſtände nicht, Letzteres zu erfüllen, ſo bürgt doch ſeine bekannte Redlichkeit und ſein noch größerer Religionseifer dafür, daß ſein Wille, dieſes zu thun, ernſtlich war, und ſchon das Jahr vorher hatte er ſich freiwillig dazu erboten, als er ſich in einem Schreiben an den Pabſt folgendermaßen ausdrückte: „ſein Antrieb dazu ſey deſto ſtärker, weil ihm die in Paläſtina ruhenden Gebeine ſeines Vaters, die um der Ehre des Gekreuzigten willen ſo fern von dem Grabe ihrer Väter zur Erde gebracht wären, Tag und Nacht im Sinne lägen."

Indeſſen geſtatteten ihm die damals ſo ſehr verwirrten Zeitumſtände nicht ein Mal, ſich zu Rom krönen zu laſſen, allein ſeine Gegenwart in Deutſchland war dafür ein deſto größerer Gewinn.

Ottokar, der bisher eine glänzende Rolle ſpielte, Oeſterreich, Steiermark und Kärnthen an ſich gezogen und oft auch die Ungarn überwunden hatte, gab der Ermahnung des Pabſtes

keiten den 28. Sept. 1273 gekrönt wurde. So groß dieſe Veränderung war, die ſich jetzt mit Rudolphs Glücke zutrug; ſo ging doch in ſeinem Herzen keine von jenen Veränderungen vor, die aus einem tugendhaften Unterthanen oft einen böſen Fürſten machen. Am Ende der Krönungsceremonie verlangte der Kaiſer von den Fürſten die gewöhnliche Huldigung; da aber wegen Mangel des Scepters Einwendungen gemacht wurden, ſo half Rudolph ſogleich dieſer Ausflucht ab, nahm das Kruzifix vom Altare und ſagte: „Dieſes Zeichen, das die Welt erlöſet hat, ſoll mir zum Scepter dienen," und Alle huldigten ihm augenblicklich und ließen ſich zugleich mit ihren Gütern durch das Kruzifix belehnen.

Bevor Rudolph Aachen verließ, vermählte er eine ſeiner Töchter an den Rheinpfalzgrafen Ludwig, die andere aber an den Herzog Albrecht von Sachſen. Um Deutſchland zu zeigen, was es ſich von ihm verſprechen könne, machte er allen Getreuen des Reichs in einem Umlaufſchreiben bekannt: ſeine Abſicht gehe dahin, die Ruhe und Ordnung in dem lange zerrütteten Reiche wieder herzuſtellen, den Unterdrückten gegen die Mächtigen Schutz und Sicherheit zu verſchaffen, und ſchmeichelte ſich, mit der Hülfe Gottes zu dieſem Zwecke zu gelangen, verſprach ſich aber auch von ihnen, daß ſie dieſe väterliche Sorgfalt mit gebührender Treue und ſchuldigem Gehorſam erwiedern würden. Weil man bei der Wahl Rudolphs den Geſandten des Königs von Böhmen ausgeſchloſſen, dafür das Wahlrecht Heinrichs, Herzog von Baiern, anerkannt und die Proteſtation des Königs Ottokar deßhalb auch nicht geachtet hatte, ſo wollte nun dieſer die Rechtmäßigkeit der Wahl nicht anerkennen, wußte ſogar denſelben Herzog Heinrich, der an der Wahl Rudolphs Theil hatte, zu einem Bündniſſe gegen denſelben zu verleiten, und glaubte mittelſt der Geſchenke und einer feierlichen Geſandtſchaft den Pabſt zu gewinnen, daß er dieſe Wahl

nicht anerkenne; allein er erreichte ſeinen Zweck nicht. Rudolph hatte bereits ſeine Erhebung Gregor X. berichtet, um deſſen Freundſchaft und zu ſeiner Zeit um die kaiſerliche Krönung angeſucht, und Alles durch ſeinen bevollmächtigten Kanzler beſchwören laſſen, was der Pabſt von ihm verlangte. Da dieſer ihn bereits in dem Kirchenrathe zu Lyon als römiſchen König anerkannte, ſo wies er nicht nur Alphons, König von Caſtilien, mit ſeinem dem Reiche nur nachtheiligen und thörichten Anſuchen ab, ſondern ermahnte auch Ottokar, ſich mit Rudolph auszuſöhnen. Erſt nach der Zuſammenkunft mit dem Pabſte zu Beaucaire ließ Alphons ſeine Anſprüche auf das Reich fahren, und hierauf beſuchte auch Rudolph den Pabſt zu Lauſanne, beſchwor perſönlich Alles, wozu er ſich bereits durch ſeinen Kanzler verpflichtet hatte; verſprach, der Krönung halber das nächſte Jahr nach Rom zu kommen, und in Perſon nach Paläſtina zu ziehen, zu welchem Ende er auch das Kreuzzeichen annahm. Geſtatteten ihm gleich die damaligen Zeitumſtände nicht, Letzteres zu erfüllen, ſo bürgt doch ſeine bekannte Redlichkeit und ſein noch größerer Religionseifer dafür, daß ſein Wille, dieſes zu thun, ernſtlich war, und ſchon das Jahr vorher hatte er ſich freiwillig dazu erboten, als er ſich in einem Schreiben an den Pabſt folgendermaßen ausdrückte: „ſein Antrieb dazu ſey deſto ſtärker, weil ihm die in Paläſtina ruhenden Gebeine ſeines Vaters, die um der Ehre des Gekreuzigten willen ſo fern von dem Grabe ihrer Väter zur Erde gebracht wären, Tag und Nacht im Sinne lägen.“

Indeſſen geſtatteten ihm die damals ſo ſehr verwirrten Zeitumſtände nicht ein Mal, ſich zu Rom krönen zu laſſen, allein ſeine Gegenwart in Deutſchland war dafür ein deſto größerer Gewinn.

Ottokar, der bisher eine glänzende Rolle ſpielte, Oeſterreich, Steiermark und Kärnthen an ſich gezogen und oft auch die Ungarn überwunden hatte, gab der Ermahnung des Pabſtes

ſo wenig Gehör, daß er ſich vielmehr durch die Verweigerung des Zehnten zum Kreuzzug an dieſem rächte, und durchaus nicht Rudolph für das Reichsoberhaupt anerkennen wollte. Da er nun in der geſetzmäßigen Zeit um die Belehnung nicht angeſucht, und in ſeiner Widerſpenſtigkeit auf die dreimalige Vorladung nicht nur nicht erſchien, ſondern durch ſeinen Abgeordneten die Rechtmäßigkeit der Wahl noch immer auf eine ſolche Art beſtritt, daß die Reichsfürſten ſehr aufgebracht darüber waren und der Pfalzgraf Ludwig über den Abgeordneten hergefallen wäre, wenn der Kaiſer ihn nicht geſchützt und er ſich nicht eilends aus Augsburg geflüchtet hätte; ſo ward Ottokar endlich nach dem Ausſpruche der verſammelten Reichsfürſten in die Acht erklärt. Dieſer König hatte ſich verantworten ſollen, mit welchem Rechte er Oeſterreich und Steiermark dem Reiche entzog, und deßhalb bekam er den Befehl, Alles dem Reiche zurückzuſtellen, was er davon beſaß, indem er nun alle Rechte auf dieſe Lehen verloren habe. Als er nun, ſtolz auf ſeine Macht, ſich an alles dieſes nicht kehrte und dadurch der Krieg unvermeidlich ward, ging Rudolph zur Demüthigung eines ſo mächtigen und tapferen Feindes mit größter Vorſicht zu Werke. Die Mitwirkung der mit Ottokar äußerſt mißvergnügten Oeſterreicher, ja ſogar mancher Böhmen und Mährer begünſtigten ſchon ſehr ſein Unternehmen, und obgleich von den deutſchen Fürſten kaum der zehnte Theil ihn dabei unterſtützte, ſo zog er dafür viel vortheilhafter den Grafen von Tyrol und Görz mittelſt eines Ehebündniſſes zwiſchen deſſen Tochter und ſeinem älteſten Sohne einerſeits, andererſeits aber die Ungarn auf ſeine Seite; am vortheilhafteſten aber gelang es ihm durch die Ausſöhnung Heinrichs, des Herzogs von Niederbaiern, mit ſeinem Bruder Ludwig dem Pfalzgrafen, wodurch auch er mit ihm ausgeſöhnt ward, dieſen zu gewinnen. Als nun nach abgelaufenem Jahre die Vollziehung des Achtſpruches erfolgen ſollte, drang Rudolph über Regensburg

und Paſſau nach Oeſterreich vor, und bemächtigte ſich in kurzer Zeit des ganzen Landes, bis auf die Hauptſtadt. Er belagerte Wien fünf Wochen lang, und da nun auch der Graf von Tyrol ſich Krains und Steiermarks faſt ohne alle Mühe bemächtigte, und noch dazu mit ſeinen Leuten ſowohl, als auch mit vielen Steiermärkern, Kärnthnern und Krainern vor Wien zu Rudolph ſtieß, ſo machte dieſer ſogleich Anſtalten, Ottokar in ſeinem Lager anzugreifen und über die Donau zu ſetzen. Dieſem ſchien das Unternehmen anfangs unmöglich; ſobald er aber zu ſeinem Erſtaunen über die Donau eine Art von Schiffbrücke bauen ſah, verlor er den Muth, machte Friedensanträge, und nach dem ſchiedsrichterlichen Ausſpruche ward feſtgeſetzt: daß Ottokar auf Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, die windiſche Mark, Eger und Portenau Verzicht leiſten, Rudolph aber ihn mit Böhmen und Mähren belehnen ſollte, und zur Befeſtigung dieſes Friedens ſollte Ottokar's älteſter Sohn ſich mit einer Tochter Rudolphs und ein Sohn des Letztern ſich mit einer Tochter des Königs von Böhmen vermählen.

Dieſer Ausſpruch ward auch wirklich befolgt. König Ottokar kam zu Rudolph ins Lager, bat fußfällig in Gegenwart der Fürſten um Verzeihung, that Verzicht auf Oeſterreich und die übrigen an ſich gebrachten Reichslande, und ward bloß mit Böhmen und Mähren belehnt. Gleichwohl trauete ihm Rudolph noch nicht, und ließ fortwährend einen Theil ſeiner Kriegsleute im Lande, war aber deßhalb genöthigt, eine drückende Steuer aufzulegen, die ihm beinahe das Zutrauen entzogen hätte. Vor Allem ſuchte er Ruhe und Ordnung herzuſtellen, errichtete zu dieſem Ende einen Landfrieden auf fünf Jahre, und beſtellte für den Fall, wenn er inzwiſchen mit Tode abgehen ſollte, den Pfalzgrafen Ludwig zum Verweſer der geſammten öſterreichiſchen Länder. Hinſichtlich Ottokar's irrte er ſich auch in ſeiner Meinung gar nicht, denn

weil deſſen Unterwerfung nie aufrichtig war, und er von ſeiner ſtolzen Gemahlin der abgetretenen Länder halber mit den bitterſten Vorwürfen überhäuft ward, brach er die Friedensbedingniſſe auf eine Art, die alle Vermittlungen fruchtlos machte und Rudolph zwang, die Sache mit dem Schwerte zu entſcheiden. Je weniger ihn dabei das deutſche Reich unterſtützte, deſto ſorgfältiger ſammelte er ſeine Kräfte aus den unlängſt eroberten öſterreichiſchen Ländern, und ſchloß zu dieſem Zwecke auch mit dem König von Ungarn ein Bündniß. Er brach von Wien auf, ſetzte über die Donau, zog bei Marcheck die Steirer, Kärnthner, Krainer und den König von Ungarn an ſich, rüſtete ſich gegen den mit einer ſtärkern Macht heranrückenden König Ottokar, und es kam auf dem Marſchfelde, einige Stunden von Wien, den **26.** des Sommermonats im Jahre **1278** zu einer entſcheidenden Schlacht.

Das Gefecht ward deſto hitziger, weil Ottokar, gereizt durch die Scham und Erinnerung des Vergangenen, Rudolph, durch die Ehre und große Hoffnung für das Künftige und ſeinen gewohnten Muth belebt, die Oeſterreicher aber aus Furcht vor der härteſten Dienſtbarkeit das Aeußerſte wagten. Lange blieb der Sieg zweifelhaft, bis endlich die Böhmen theils in die Flucht geſchlagen, theils niedergemacht, theils in den nahen Fluß geſprengt wurden. Nach Rudolphs eigener Ausſage focht Ottokar heldenmüthig, und ſelbſt nach der Zerſtreuung der Seinigen mit dem Muthe eines Rieſen und mit einer bewunderungswürdigen Entſchloſſenheit, entweder zu ſiegen, oder zu ſterben. Letzteres blieb auch ſein Schickſal, als er von einigen Leuten Rudolphs ſammt ſeinem Pferde zu Boden geworfen und getödtet wurde. Beinahe hätte Rudolph das nämliche Schickſal getroffen, denn er ſelbſt war ſchon vom Pferde herabgeworfen, und deckte ſich nur noch mit ſeinem Schilde, um von den Pferden nicht zertreten zu werden.

Die Seinigen hatten ihm kaum wieder aufgeholfen, ſo ſetzte er den Angriff ſogleich mit ſolcher Lebhaftigkeit fort, daß er endlich den vollkommenſten Sieg davon trug. Er rückte hierauf in Mähren ein, das ſich ihm ſogleich faſt ganz ergab; gab aber dafür in Böhmen dem Widerſtande Ottos, Markgrafen von Brandenburg, deſto lieber nach, weil er nie daran dachte, Böhmen ſich zuzueignen; ſchloß alsdann einen neuen Vergleich, der durch eine dreifache Vermählung befeſtigt wurde, und nur Mähren blieb ihm auf 5 Jahre zur Erſetzung der Kriegskoſten. Daß Oeſterreich auf ſolche Art dem Hauſe Habsburg zu Theil wurde, das dadurch eines der mächtigſten Fürſtenhäuſer in Deutſchland werden mußte, war deſto billiger, weil Rudolph es mit eigner größter Lebensgefahr und Mühe, und ohne von den Reichsſtänden ſonderlich unterſtützt worden zu ſeyn, an das Reich zurückgebracht hatte. Die ſämmtlichen Churfürſten, bis auf den einzigen Ludwig von Baiern, gaben auch wirklich ihre Einwilligung dazu, dieſe eroberten öſterreichiſchen Länder den Söhnen Rudolphs zu verleihen. Allein weil ſelbſt die öſterreichiſchen und ſteieriſchen Landſtände eine ſolche Zertheilung für läſtig und gefährlich hielten, ſo verordnete Rudolph, daß ſein Sohn Albrecht Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und die windiſche Mark allein beſitzen und ſeinem Bruder Rudolph, wofern er inzwiſchen nicht ein anderes Fürſtenthum erhalten würde, jährlich eine gewiſſe, indeſſen zu beſtimmende Geldſumme zahlen ſollte; würde aber der Mannsſtamm des Herzogs Albrecht erlöſchen, ſo ſollten dieſe geſammten Länder dem Herzoge Rudolph und ſeinen rechtmäßigen Erben ohne Widerſpruch zufallen. Während dieſer Ereigniſſe in Deutſchland ließ Rudolph die Rechte des Reiches in Italien nie außer Acht Pabſt Clemens IV., ein geborner Franzoſe, hatte Carl von Anjou, König von Sicilien, während der ſtreitigen Wahlen in Deutſchland, ſowohl die Senatorswürde zu Rom, als das Reichs-

vicariat von Toscana unter den eidlichen Bedingniſſen verliehen, beide Stellen freiwillig aufzugeben, ſobald ein neuer römiſcher König erwählt und vom Pabſte anerkannt ſeyn würde. Zur Vermeidung eines Krieges rieth daher Gregor X. Rudolph, der kaiſerlichen Krönung wegen nicht eher nach Rom zu kommen, bis dieſer Streit beendigt wäre. So ſehr aber auch die nachfolgenden Päbſte deßhalb in den König Carl drangen, ſo war er doch nicht zur Erfüllung ſeines Verſprechens zu bewegen. Weit redlicher in allen ſeinen Handlungen, ſtellte Rudolph auf Begehren des Pabſtes Nicolaus III. der römiſchen Kirche das Exarchat und die Landſchaft Pentapolis zurück, nebſt Allem, was dazu gehörte; denn er vermied ſorgfältig jeden unnützen und gefährlichen Handel, der zu einer Entzweiung Anlaß geben konnte, und wollte zugleich auch den Pabſt ſich dadurch verbinden, wenn er den König von Sicilien zur Niederlegung der toscaniſchen Statthalterſchaft nöthigte. Nach vielen Schwierigkeiten bewirkte dieſes endlich der Pabſt im Jahre **1278**, nahm das geräumte Toscana für den römiſchen König in Beſitz, und endlich wurden auch die übrigen Streitigkeiten zwiſchen beiden Theilen wegen der erledigten Grafſchaften Provence und Forcalquier dadurch beigelegt, daß Rudolph ſich durch den Pabſt bewegen ließ, den König Carl unter gewiſſen Bedingniſſen mit dieſen Grafſchaften zu belehnen, wofür dieſer ihm auch die Lehenpflichten leiſtete. Obgleich zur Befeſtigung dieſes Friedens eine Vermählung zwiſchen einer Tochter Rudolphs und Carl Martell, dem älteſten Enkel Carls, verabredet war; ſo eignete ſich doch Carl von Anjou die Herrſchaft in Italien zu, und veranlaßte die dortigen Völker, daß ſie nach der Zurückgabe von Toscana ſich weigerten, den Commiſſären Rudolphs den Eid der Treue abzulegen, bis endlich im Jahre **1282** das berüchtigte und unter dem Namen der ſicilianiſchen Vesper bekannte Blutbad (wovon

alsbald die Rede ſeyn wird) der Herrſchaft des Hauſes Anjou ein trauriges Ende machte.

Hätte Rudolph es gewagt, ſelbſt nach Italien zu ziehen, ſo würde er in Italien die alten Reichsrechte ohne Zweifel bald wieder hergeſtellt haben; er hatte aber zuerſt Deutſchland vollkommen zu beruhigen, und ſoll, durch das Beiſpiel ſeiner Vorgänger gewarnt, geſagt haben: Italien ſey der Löwenhöhle in der Fabel ähnlich, wo die Fußtapfen zeigten, daß zwar Viele hinein aber faſt Keiner herausgekommen wäre. Deſſen ungeachtet vernachläſſigte er dort die Reichsrechte keineswegs und hörte nicht auf, um die Kaiſerkrönung anzuhalten.

Honorius IV. hatte bereits den Tag zu dieſer Feierlichkeit beſtimmt und Rudolph auch ſchon ſeinen Statthalter nach Toscana geſchickt, obgleich dieſer, nicht geachtet, wieder nach Deutſchland zurückkehren mußte, weil er ohne ein Heer gekommen war. Deſto eifriger und rühmlicher arbeitete Rudolph an der Ruhe und Sicherheit Deutſchlands. Da ſich bei einer rohen und kriegeriſchen Nation das Fauſtrecht noch nicht ganz abſchaffen ließ, ſo führte er dafür den berühmten Landfrieden auf fünf Jahre ein, ſtellte eigne Richter darüber auf, reiſ'te ſelbſt von einer Landſchaft zur andern, ſaß ſelbſt zu Gerichte und wendete da die Waffen an, wo Vorſtellungen nichts fruchteten. Weil die meiſten Burgen Raubſchlöſſer des Adels waren, ließ er dieſe Räuberneſter zerſtören oder zerſtörte ſie ſelbſt; dabei machte ihm Eberhard, Graf von Würtemberg, der nach ſeiner Rittermaxime: „Gottes Freund und aller Welt Feind,“ den gewohnten Schlägereien und Räubereien nicht entſagen wollte, ſehr viel zu ſchaffen, bis er ihn endlich bezwang und um Vermittelung zu bitten nöthigte. Um die dem Reichsfiscus entriſſenen Güter und Rechte wieder an denſelben zu bringen, zwang er alle widerrechtlichen Beſitzer, ſolche wieder heraus-

zugeben, und vertraute die Verwaltung der Reichsgefälle treuen Händen an. Als ein gewiſſer Tile Kolup, der als Betrüger ſich für den lang verborgenen Kaiſer Friedrich II. ausgab und den er anfangs nur verachtete, die Urſache von vielen Mißvergnügten ward und durch ſeinen Anhang, ſelbſt unter dem Adel, die öffentliche Ruhe ſtörte, bemächtigte er ſich deſſelben zu Wetzlar und ließ ihn verbrennen. Um ſein Recht auch auf Burgund zu behaupten, war er Willens, mit Bewilligung der Fürſten dieſes Königreich ſeinem liebſten Sohne Hartmann zukommen zu laſſen; nachdem dieſer aber im Rhein ertrunken war, hörte er auch dann nicht auf, ſo viel er konnte, ſein Anſehen dort zu behaupten. Er demüthigte nicht minder den burgundiſchen Grafen Reynald von Mömpelgard, der Feindſeligkeiten gegen den Biſchof von Baſel unternahm, und als er ihn deßhalb in Beſançon belagerte, und der König von Frankreich ihn davon abzuſchrecken glaubte, erwiederte er dieſem: „Er ſoll erfahren, daß wir nicht zum Tanzen hierher gekommen ſind; wir werden ihn mit dem Degen in der Fauſt erwarten." Worauf der König ſich zurückzog, und die Verbündeten des Grafen um Frieden baten. Auf ähnliche Weiſe zwang Rudolph in einem Feldzuge Philipp, Grafen von Savoyen, einige dem Reiche zugehörigen Plätze zurückzugeben. Streng in Beobachtung des Landfriedens, ließ er nach ſeiner Ankunft zu Erfurt 29 der eingezogenen Räuber zu Ilmenau hinrichten, erneuerte dieſen Landfrieden, ließ 66 Raubſchlöſſer in Thüringen zerſtören, und wachte überhaupt für die öffentliche Ruhe mit raſtloſer Sorgfalt. Sein hohes Alter erregte nun in ihm den Wunſch, ſeinen einzigen noch übrigen Sohn, Herzog Albrecht von Oeſterreich, als Nachfolger auf dem deutſchen Throne zu ſehen. Er hoffte dieſes auf dem Reichstage zu Frankfurt deſto ſicherer zu bewirken, da man noch keinem einzigen ſeiner Vorfahren bei einem ſolchen Antrage entgegen

geweſen war. Deſto auffallender mußte es ihm ſeyn, als die Churfürſten, anſtatt ſeinem Wunſche nachzukommen, Vorwände ſuchten, dieſes Geſchäft auf künftige Berathſchlagungen zu verſchieben. Mag nun die Furcht vor der angewachſenen Macht Albrechts und deſſen Strenge in Aufrechterhaltung der Rechte des Reichs, oder der ihm minder zugethane Erzbiſchof von Mainz, der ſeinen ohnmächtigen Vetter Adolph, Grafen von Naſſau, gern auf den Thron erhoben ſehen wollte, die Urſache davon geweſen ſeyn, ſo viel iſt gewiß, daß Rudolph, der als Vater den Verluſt ſeines kürzlich verſtorbenen Sohnes gleichen Namens noch immer fühlte und aus der Abnahme ſeiner Kräfte ſein nahes Lebensende wahrnahm, ſehr mißvergnügt Frankfurt verlaſſen hat. In dieſer Lage wünſchte er wenigſtens ſeinen Geiſt zu Speier, als an dem Begräbnißorte der alten Kaiſer, aufgeben zu können. Er hatte ſich nach dem Reichstage zu Frankfurt nach Straßburg begeben, wo ihn ein Fieber überfiel, von dem er voraus ſah, daß es ſein Leben endigen würde. Da er noch einige Kräfte fühlte, ſo nahm er den Weg nach Speier, und war in kleinen Tagereiſen nach Germersheim gekommen; allein ſeine Krankheit nahm inzwiſchen dergeſtalt überhand, daß er ſeine Reiſe nicht weiter fortſetzen konnte, ſondern dort den 15. des Heumonats im Jahre 1291, ſeines Alters im 73ſten, ſeiner Regierung aber im 18., ſeinen Geiſt aufgab. Sein Leichnam ward hierauf nach Speier gebracht, und dort mit gewöhnlicher Feierlichkeit in der Gruft der fränkiſchen Kaiſer beigeſetzt. So ſtarb Rudolph, der Stifter des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes. Sein Denkſpruch war: „Durch Klugheit beherrſcht man Länder, deren Gränzen bisweilen durch Tyrannei erweitert wurden.“ Er hatte den Umſtänden nach Alles gethan, was man von ihm fordern konnte, und verdient gleichſam als der zweite Schöpfer des deutſchen Reiches angeſehen zu werden.

Unter ihm lebte Deutſchland von neuem auf, ſo daß ſelbſt die ungleichartigſten Theile ſich wieder zu vereinigen ſtrebten; man konnte wieder auf Recht und Gerechtigkeit rechnen, kurz, man fing an zu fühlen, daß wieder eine Obrigkeit vorhanden ſey.

Conradins trauriges Ende.

Noch bevor Rudolph von Habsburg den deutſchen Kaiſerthron beſtiegen hatte, hoffte der Hohenſtaufe Conradin die ſchnelle Wiedereroberung ſeines väterlichen Erbgutes und näherte ſich Rom, wo der eifrige Senator Heinrich von Caſtilien, jetzt der Gibellinen Haupt, Anſtalten zu einem glänzenden Einzuge traf, wie ihn die Tiberſtadt ſeit den Tagen Carls des Großen nicht geſehen hatte. Denn während die Männer, zu Fuß und zu Roß wohl gerüſtet, mit Blumen und Laubwerk geſchmückt, auf den Wieſen des heiligen Peter in Schlachtordnung ſtanden, begrüßten die ſchönſten Frauen und Jungfrauen mit Geſang und Saitenſpiel den als König und Kaiſer empfangenen Jüngling, welchen das Jubelgeſchrei einer zahlloſen Menge zum Capitol geleitete. In allen Straßen ſah man koſtbare Teppiche, Armbänder, ſeidene Gewänder, von Gold und Edelſtein funkelnde Spangen und ähnlichen Weiberſchmuck an Stricken befeſtigt, welche von einer Häuſerreihe zur andern reichten und den buntfarbigſten Anblick gewährten. Es ſchien, als wenn die geſammte Bevölkerung nur den einzigen Gedanken hätte, durch die Ausſtellung ihrer Schätze und Herrlichkeiten Conradins Ankunft als die Erſcheinung eines Heiligen oder Befreiers von langer Knechtſchaft zu feiern. Nach dieſen prunkvollen Feſtlichkeiten, welche mehrere Tage lang dauerten, verließ der Hohenſtaufe um die Mitte des Auguſtmonats Rom. Ihn begleiteten neben vielen andern deutſchen, italieniſchen und ſpa=

niſchen Herren ſein Jugendgenoſſe Friedrich von Baden, die Grafen Gualvano Lancia, Gerhardo von Piſa, Guido von Montferrat, der Senator Heinrich von Caſtilien, mit 800 Rittern ſeines Volkes, Conrad Capece, Fürſt von Antiochien, und Jacob Neapoleon, angeſehen unter den römiſchen Gibellinen. Das Heer, außer dem Fußvolk 10,000 Reuter ſtark, muthig und voll Siegeshoffnungen, zog die vom Feinde beſetzten Päſſe von Ceperano vorbei über Valdicelle durch das Gebirge nach den Abruzzen und lagerte ſich in der Ebene des heiligen Valentin oder von Paläſtrina unweit dem Städtchen Tagliacozzo. Inzwiſchen hatte Carl, ſobald die Kunde von der Annäherung Conradins eintraf, die Belagerung Noceras in Apulien aufgehoben, alle Streitkräfte ſchnell verſammelt und auf höchſt beſchwerlichen Wegen über die Gebirge nach Aquila in den Abruzzen und von hier nach kurzer Raſt nach Alba geführt, wo der kleine Fluß Salto ihn von dem weit zahlreichern Feinde ſchied. Aber was dem König an der Mannſchaft abging, erſetzte die Klugheit des Oberbefehlshabers, welchen ihm ein glücklicher Zufall gegeben hatte. Es landete nämlich kurz vor dem Aufbruch im Hafen von Neapel ein alter franzöſiſcher Ritter, Alardo Valori genannt, um nach langen Kämpfen wider die Ungläubigen aus Paläſtina in die Heimath zurückzukehren. Dringend eingeladen, übernahm dieſer beſonnene und waffenkundige Krieger, welcher als vieljähriger Zeltgenoſſe die Gemüths- und Streitart der Deutſchen wohl kannte, den Oberbefehl, jedoch unter der Bedingung, daß man ſeinen Anordnungen rückſichtslos folgen und mehr mit Bedacht als mit Ungeſtüm handeln ſollte. Nachdem nun beide Parteien einander in wechſelnden Vorgefechten geprüft hatten, bildete Alardo für die nahende Entſcheidungsſchlacht drei Treffen; das erſte, aus Provenzalen, Lombarden und Toscanern zuſammengeſetzt, führte der Marſchall, Heinrich von Coſenza, den Feind zu täuſchen, mit

des Königs Gewand und Abzeichen geſchmückt; das zweite, in welchem nur Franzoſen dienten, Wilhelm l'Etendart; das dritte, 8000 erleſene Ritter ſtark, ſtellte ſich, von dem Könige befehligt, in einem verborgenen Thale auf, um mit einer kleinen Schaar Alardos im günſtigen Augenblick hervorzubrechen und den Ausſchlag zu geben. Auch Conradin ordnete die Seinigen in drei Haufen; der vorderſte, Spanier und Italiener, ſtand unter Heinrich von Caſtilien; der mittlere, welcher 3000 geharniſchte Reuter zählte, unter dem jungen König und ſeinem Freunde Friedrich von Baden; den aus Deutſchen und Wälſchen gemiſchten Nachzug leitete der Marſchall von Sicilien, Gualvano Lancia. Nachdem beide Heere am Morgen des 23. Auguſts dieſe Stellung genommen hatten, gab das Schmettern der Trompeten das Zeichen zum Angriff. Alsbald ſtürzten die Spanier und Italiener mit ſolchem Ungeſtüm auf den Feind, daß die Provenzalen, welche die Brücke über den Salto vertheidigten, nach kurzer Gegenwehr umgangen und zur Flucht genöthigt wurden. Ihr Führer, Heinrich von Coſenza, fiel im Getümmel und vermehrte dadurch die Verwirrung.

Denſelben Ausgang nahm der Kampf zwiſchen dem zweiten Treffen der Deutſchen und Franzoſen; jene brachen mit ihren langen Schwertern überall durch, dieſe zerſtreuten ſich in dem Blachfelde. Kaum hielt Alardos Mahnung den König zurück, welcher mehrmals aus dem Hinterhalt hervorſtürmen wollte und den günſtigen Augenblick nicht erwarten konnte. Endlich erſchien derſelbe; die Deutſchen, der Meinung, geſiegt zu haben, löſ'ten die Reihen auf und jagten einzeln oder in kleinen Schaaren der Beute nach. Da verließ Alardo ſeine Warte auf der höchſten Bergkuppe, eilte zu dem König Carl und ſprach: „Jetzt iſt es Zeit. Laßt die Banner wehen!“ — Alsbald brach jener in enge geſchloſſener Schlachtordnung hervor, warf Alles mit unwiderſtehlicher Kraft über den

Haufen und ſprengte nach der Stelle hin, wo Conradins Fahne flatterte. Umſonſt verſuchte der heldenmüthige Jüngling Widerſtand; das wilde Fluchtgetümmel riß ihn und einige Getreuen mit ſich fort, nur wenige entrannen dem Tod oder der Gefangenſchaft.

Inzwiſchen warnte Alardo, auch im Siege bedachtſam, den König Carl vor Uebereilung; er möge ja nicht die Glieder ſeiner Reuterei ſich trennen laſſen und eine Lücke öffnen, welche leicht bei dem Wechſel des Glücks gefährlich werden könne. Dieſe Vorſicht war nicht unzeitig; denn plötzlich kehrte Heinrich von Caſtilien, welcher den flüchtigen Provenzalen in ein Thal gefolgt war, zurück, gewahrte das mittlerweile geſchehene Mißgeſchick und erneuerte, um ihm eine andere Wendung zu geben, die Schlacht. Eine Stunde lang wurde auf beiden Seiten mit der äußerſten Wuth und ohne gewiſſe Entſcheidung gekämpft. Da gebrauchte Alardo wieder Liſt, wandte ſich mit einem Haufen zu verſtellter Flucht und bewirkte, daß ihm die feurigen Spanier eine große Strecke weit folgten und ihre Reihen an mehreren Stellen auflöſ'ten. Sofort griffen gleichzeitig Alardo und Carl an; ein furchtbarer Kampf entbrannte; mancher caſtilianiſche Ritter, deſſen Harniſch den feindlichen Hieben trotzte, wurde durch den raſchern Franzoſen vom Roß herabgeriſſen und auf dem Boden erſchlagen. Endlich flohen auch die Spanier, von denen die meiſten mit ihren Leibern die Wahlſtatt deckten. Heinrich rettete ſich zu Fuß und verkleidet in ein Kloſter, wurde aber von dem Abt erkannt und dem Pabſt ausgeliefert. Hoch erfreut über den Sieg, gelobte Carl der heiligen Jungfrau eine Capelle auf dem Schlachtfelde (St. Maria della Vittoria), ſandte an Clemens und die Häuptlinge der Welfen Eilboten und traf zweckmäßige Anſtalten zur Verfolgung des Feindes.

Inzwiſchen hatte Conradin mit Friedrich von Baden und wenigen Getreuen Rom und, weil dieſes keine Sicherheit ge-

des Königs Gewand und Abzeichen geſ
chem nur Franzoſen dienten, Wilhel
8000 erleſene Ritter ſtark, ſtellte ſich,
in einem verborgenen Thale auf, um
Alardos im günſtigen Augenblick herv
ſchlag zu geben. Auch Conradin
drei Haufen; der vorderſte, Spanier u
ter Heinrich von Caſtilien; der mittl
harniſchte Reuter zählte, unter dem jun
Freunde Friedrich von Baden; den a
ſchen gemiſchten Nachzug leitete der Marſcha
vano Lancia. Nachdem beide Heere am
guſts dieſe Stellung genommen hatten, ga
Trompeten das Zeichen zum Angriff. Als
nier und Italiener mit ſolchem Ungeſtüm a
Provenzalen, welche die Brücke über den Sa
kurzer Gegenwehr umgangen und zur Fluc
Ihr Führer, Heinrich von Coſenza, fi
vermehrte dadurch die Verwirrung.

Denſelben Ausgang nahm der Kampf
Treffen der Deutſchen und Franzoſen; jene b
gen Schwertern überall durch, dieſe zerſtreute
felde. Kaum hielt Alardos Mahnung den
mehrmals aus dem Hinterhalt hervorſtürmen
ſtigen Augenblick nicht erwarten konnte. E
die Deutſchen, der Meinung, geſiegt zu haben,
und jagten einzeln oder in kleinen Schaaren
verließ Alardo ſeine Warte auf der höch
zu dem König Carl und ſprach: „Jetzt iſt
ner wehen!“ — Alsbald brach jener in en
ordnung hervor, warf Alles mit unwid

sondern offenbaren
durch Verräther
theils
Muthwillen
trotzten,
König

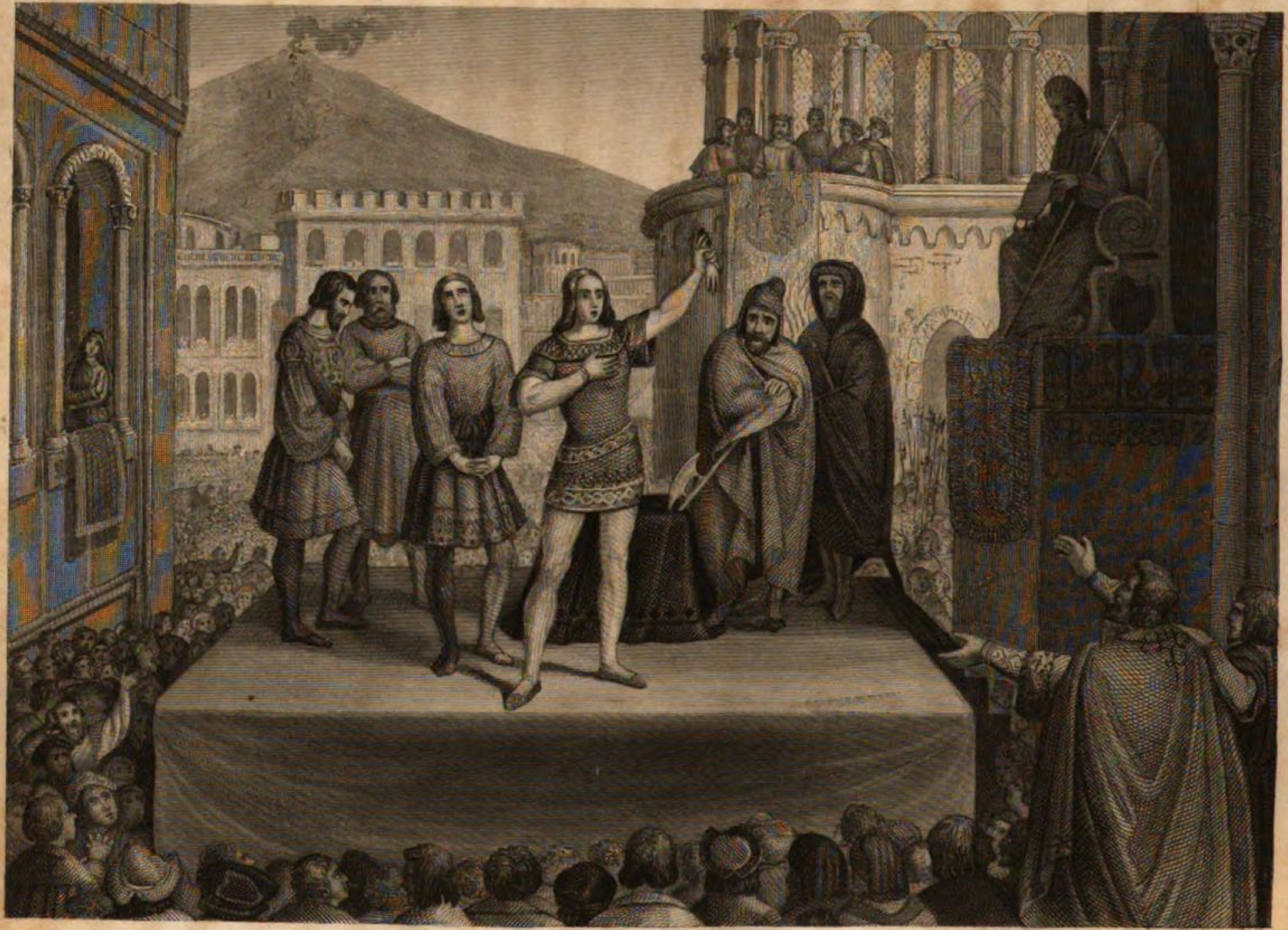
König Carl
Eine
Wuth
stellte
große
furchtbar
Harnisch
Endlich
Leibern
und
und dem
Carl der
(St. Maria
Häuptlinge
zur Verfolgung
Inzwischen
und wenigen

währte, verkleidet die kleine Küſtenſtadt Aſtura erreicht, um ſich von hier nach Piſa einzuſchiffen. Schon befanden ſich die Flüchtigen auf der See, als der hohe Preis, welchen ſie für das Fahrzeug, ohne zu handeln, bewilligt hatten, bei dem Befehlshaber der Stadt Argwohn erweckte. Deßhalb rüſtete Jacob von Frangipani, mehr von Habgier als von Parteihaß geleitet, ein ſchnelleres Schiff aus und holte bald den jungen Fürſten ein. Dieſer, im Vertrauen auf die Großmuth und Ergebenheit der römiſchen Frangipanis, welche einſt ſtandhaft den Kaiſer Friedrich II. geſchirmt hatten, entdeckte ſich freiwillig und ohne Gegenwehr, wurde aber von dem anders geſinnten Nachkömmling eines mächtigen und edlen Gibellinenführers gefangen, mit allen Begleitern dem König Carl für anſehnlichen Lohn ausgeliefert und nach Neapel gebracht, wo man ihm die an der See erbaute Burg des Heilandes (Castello di St. Salvadore) zum Kerker anwies.

Darauf berief Carl aus jeder Stadt Apuliens und der Terra di Lavoro zwei Abgeordnete, damit ſie nebſt den angeſehenſten Räthen des Hofes und den berühmteſten Rechtsgelehrten über die Schuld oder Unſchuld Conradins und ſeiner Gefährten einen geſetzkräftigen Spruch fällen ſollten, denn der König ſcheuete ſich, eigenmächtig zu verfahren, und wollte, obſchon er den Untergang der Gefangenen beſchloſſen, das übliche Herkommen beobachten und offene Gewaltthat meiden. Der Hohenſtaufe, lautete die Anklage, habe mit bewaffneter Hand den rechtmäßigen Herrn und Fürſten des Reichs Neapel-Sicilien befehdet, die Kirche feindſelig behandelt, Gotteshäuſer geplündert, ja ein Kloſter niedergebrannt und aus ſolchen Gründen das Leben verwirkt. Dieſe parteiiſche Anſicht der Sache wurde aber von den meiſten Abgeordneten, Räthen und Rittern auf das heftigſte beſtritten; Conradin, behauptete in ihrem Namen Guido von Suzara, der berühmte, aus Modena nach Neapel entbotene Rechtsgelehrte, habe für ſeine Anſprüche auf Si-

cilien keinen geheimen, ſondern offenbaren Krieg geführt und die Freiheit auf der Flucht durch Verräther eingebüßt; die an den Kirchen verübten Frevel ſeyen theils nicht erwieſen, theils durch den nur zu gewöhnlichen Muthwillen der Kriegsknechte, welche den Befehlen ihrer Hauptleute trotzten, entſchuldigt. Eben ſo äußerte ſich Rupert, Graf von Flandern und Carls Schwiegerſohn, mit Nachdruck bemerkend, der König dürfe einen Jüngling ſo edlen Geſchlechts nicht wie einen gemeinen Verbrecher behandeln, ſondern müſſe ihn vielmehr durch Milde ſich zu verbinden trachten. So ſprachen auch die meiſten franzöſiſchen Ritter und wollten nicht einſtimmen in die peinliche Unterſuchung, welcher ſich auch der Pabſt und die Cardinäle lebhaft durch Schreiben und Verwahrungen widerſetzten. Nach langer Berathſchlagung entſchied endlich ein unbekannter Rechtsgelehrter für die Todesſtrafe, welche man über Conradin und die Gefährten deſſelben als ſchuldig des Hochverraths verhängen müſſe. Dafür wirkte auch thätig durch Boten und Zuſprüche Ottokar, König von Böhmen, Herzog von Oeſterreich und Steiermark; denn er fürchtete die beiden letzten, durch Waffengewalt erworbenen Länder zu verlieren, wenn ihr rechtmäßiger Erbe, der Markgraf Friedrich von Baden, das Leben behielte, und forderte deßhalb ungeſtüm die Verurtheilung der innig befreundeten Fürſten. Eben ſo dachte Carl, von Natur rauh und hartherzig, als Staatsmann über ſeinen Nebenbuhler, deſſen Tod eine Bürgſchaft für die ruhige Beherrſchung Süditaliens zu geben ſchien. Daher wurde zu Recht erkannt, daß die Gefangenen, welche eigentlich den Galgen verdient hätten, aus königlicher Gnade unter dem Beil des Henkers öffentlich ſterben ſollten. Conradin und Friedrich von Baden ſpielten gerade Schach, als ein alter Ritter in das Gefängniß trat und tief bewegt, unter lautem Schluchzen, die Trauerkunde meldete. Jene ſaßen eine kurze Weile ſtill und blaß vor Schrecken, faßten ſich aber bald und baten um drei

Tage Aufſchub, damit ſie ihre Sünden beichten und die letzten Verfügungen treffen könnten. Das billige Geſuch wurde ohne Anſtand gewährt. Am Morgen des für die Hinrichtung beſtimmten Tages (29. Weinmonat 1268) beſchied Conradin den Ritter Johann Bricaudi, Herrn von Nangoy, zu ſich, und ließ in Gegenwart deſſelben und anderer vornehmen Zeugen ſein Vermächtniß abfaſſen, unterzeichnen und beſiegeln. Dieſes ſetzte die Oheime und Herzoge von Baiern zu Erben aller Güter ein, und forderte ſie auf, einige unbedeutende Schulden an mehrere Bürger Augsburgs zu bezahlen und für die Ruhe der Seele **1000** Pfund augsburgiſchen Goldes an ſchwäbiſch-baieriſche Klöſter zu entrichten, und möglichſt Sorge zu tragen für die treuen Söhne des Oheims Friedrich von Antiochien, Martin (Maria) und Jakob, vor Allem aber für Conrad Capece, den Fürſten von Abruzzo und Antiochien. Eben ſo handelte auch Friedrich von Baden. — Bald darauf führte man die beiden Jünglinge und ihre Leidensgefährten nach dem Marktplatz von Neapel, gegenüber der Meeresküſte, zu dem mit rothem Tuche bedeckten Blutgerüſte, welches bewaffnete Haufen und unzählbare Volksſchaaren umgaben. Als nun Stillſchweigen geboten war, verkündigte der Reichskanzler Robert von Bari mit folgenden Worten das gefällte Todesurtheil: „Conradin, Sohn Conrad's des Kaiſers, zog aus Deutſchland mit geſetzwidrigen Waffen wider den rechtmäßigen König dieſes Reiches, verführte die Völker, ſiegte anfangs durch des Glückes Spiel, wurde aber ſpäter vom Schwert und Eifer des geſetzlichen Königs überwunden. Und ſiehe! der ſich für unüberwindlich hielt, wird jetzt durch das ſiegende Recht vor den Richterſtuhl eines Königs geführt, deſſen Ehre und Herrlichkeit er zu ſchänden wagte. Deßhalb hat mit der Prieſter Erlaubniß und auf den Rath der Weiſen und Schriftgelehrten der Obmann des



O. Lober sculpt.

KONRADIN VON SCHWABEN AUF DEM SCHAFFOT.

Druck v. P. Glaubrecht in Seligenstadt a. M.

gegenwärtigen Gerichtshofes geboten, an Conradin und den Mitſchuldigen das geſprochene Todesurtheil vollziehen zu laſſen. Solches machen wir andurch laut der uns verliehenen Vollmacht im Namen und an der Stelle des erlauchten Königs Carl bekannt und befehlen, daß die Räuber und Verletzer fremder Rechte hier vor aller Welt Augen ihre gebührliche Strafe erleiden." Das Volk ſeufzte und murrte, viele franzöſiſche Ritter ſprachen laut und ohne Rückhalt ihren Abſcheu vor dem blutigen Beſchluß aus und verwünſchten die Grauſamkeit des Königs und ſeiner Räthe, wagten jedoch keine dringende Fürbitte. Hierauf ſprach Conradin einige Worte zu ſeiner Rechtfertigung, betheuerte, daß er offen und ohne Falſchheit die Anſprüche ſeiner Ahnen geſchirmt, und nichts gethan habe, als was Pflicht und Ehre forderten; zog hierauf ſein Oberkleid aus, umarmte ſeine Freunde, gedachte mit den Worten: „Mutter! welche Schreckenskunde wirſt Du von mir hören," der Heimath und des elterlichen Hauſes, legte ſtandhaft das Haupt auf den marmornen Block und empfing den Todesſtreich. Da ſtieß Friedrich von Baden einen Schrei des Entſetzens aus, faßte ſich aber bald, kniete nieder und ſtarb. Ihm folgten hintereinander in den Tod 13 deutſche und wälſche Herren, unter ihnen der Edle von Hürnheim, Graf Gerhard von Donaratico, aus Piſa, Gualvano Lancia und ſein Sohn Galcotto, welcher auf Befehl des dem Trauerſpiele von einem Thurme herab zuſchauenden Königs im Schooße des Vaters enthauptet wurde. Die Körper der Hingerichteten empfing keine geweihte Erde; man deckte ſie an der Küſte, wie vom Meere ausgeworfene Leichname, mit Steinen zu und geſtattete auch nicht die leiſeſte Spur eines chriſtlichen Begräbniſſes oder einer menſchlichen Theilnahme.

Darauf verfolgte Carl mit blutiger Strenge alle Anhän-

ger der Hohenſtaufen in Sicilien, wo bald Städte und Burgen, durch Hunger und Uebermacht bezwungen, den zügelloſen Rotten Wilhelms l'Etendart, der Grafen Guido und Philipp Montfort die Thore öffnen mußten. Hartnäckig vertheidigte dagegen Wochen lang Conrad Capece das Schloß Contorbe, und büßte, endlich zur Uebergabe genöthigt, ſeinen Heldenmuth durch qualvollen Tod. Der Enkel Friedrichs wurde geblendet und auf einer Anhöhe Catanias gehängt. Daſſelbe Schickſal hatten ſeine Brüder Jacob und Martin mit vielen edlen Herren und Rittern. Friedrich von Caſtilien durfte ungefährdet abziehen, indeß Heinrich in lebenslänglicher Haft blieb. Wie Sicilien huldigte auch bald Apulien; nur die Saracenen Noceras verſchmähten feige Unterwerfung und ſtarben entweder mit dem Schwert in der Fauſt auf dem Schlachtfelde oder erlagen peſtartigen Krankheiten. Abgezehrt vom Elend, fiel eine kleine Schaar nach Jahresfriſt mit der Wittwe und den Kindern König Manfreds in die Gewalt des Siegers.

Eben ſo ſchnell änderte ſich in Toscana und der Lombardei die Stellung der Parteien; überall flohen die Gibellinen vor den Welfen, deren mächtiger Schirmherr, König Carl, durch den Pabſt zum Reichsverweſer ernannt, perſönlich erſchien und an der Spitze eines zahlreichen Heeres durch Acht, Kerker und Hinrichtungen den Befehlen der Kirche Gehorſam verſchaffte. In Deutſchland, wo allein Margaretha, eine natürliche Tochter Kaiſer Friedrichs und Gemahlin des Markgrafen Albrecht von Meißen, den Untergang des großen Hauſes überlebte, gedachte Niemand der Blutrache; mit gieriger Hand riſſen die Herzoge von Baiern, die Markgrafen von Baden, viele geiſtliche und weltliche Herren das letzte Erbe der Hohenſtaufen an ſich, welche, als auch Enzio in dem Gefängniß zu Bologna ſtarb (**1271**), bis auf den

DIE SICILIANISCHE VESPER.

Druck v P. Haubrecht in Seligenstadt a. M.

Namen erloſchen. Mit dem Tode dieſes außerordentlichen Geſchlechts, von dem Deutſchland 130, Italien 76 Jahre lang unter den mannichfaltigſten Wechſeln mehr oder weniger abhängig war, brach für beide Völker eine neue Entwickelung an.

Die ſicilianiſche Vesper.

Der Parteigeiſt und die Empörungsſucht, welche Italien beherrſchten, ſo wie die Gewaltſtreiche Carls von Anjou, bewirkten in Sicilien ſchreckliche Auftritte und eine gewaltige Staatsveränderung.

Carl von Anjou, von Natur hart und gebieteriſch, durch das Glück über alle Schranken der Mäßigung hinausgetrieben, ſchaltete ſeit dem Untergang der Hohenſtaufen ſelbſtherrlich und ohne Achtung vor den Geſetzen, Rechten und Freiheiten des Landes. Vor Allem mußte aber Sicilien, wo Adel, Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft in den Tagen der Normannen und Hohenſtaufen als Reichsſtände Theil an der Regierung gewonnen und behauptet hatten, den Druck der königlichen Despotie empfinden und den thatkräftigen Widerſtand gegen die Fremden ſchwer büßen. Denn nicht nur wurden hohe und untere Aemter beinahe ausſchließlich Franzoſen verliehen, welche, um mit leichter Mühe Reichthum und Wohlleben zu erwerben, ſchaarenweiſe einwanderten, ſondern auch drückende Steuern eben ſo willkürlich ausgeſchrieben, als unbarmherzig eingetrieben. So zahlte der Bauer, ungerechnet den auch früher üblichen Bodenzins, von dem Weizen und andern Feldfrüchten, den Schafen, Hühnern, den Schweinen und Bienen bisher unbekannte Abgaben, und der Städter entrichtete erhöhte Gebühren für den Ein- und Ausgang der Waaren, die Betreibung des Handwerks und der Schenkwirthſchaft. Der arme Schuldner, um

den Staat als Gläubiger zu befriedigen, ſah ſein Haus in Trümmer fallen, ſich ſelbſt mit Weib und Kind in Ketten, und endlich wurde die ſonſt wohlthätige Beſchatzung der reichen Prieſterſchaft durch Gunſt und Willkür ein Fluch des Landes. Strenge Forſtgeſetze, häufige nur auf den Vortheil des Königs berechnete Aenderungen der Münze, Uebermuth der Fremdlinge, welche das entwaffnete Volk vielfach mißhandelten, weibliche Zucht und Ehrbarkeit ſchändeten, erzeugten, verbunden mit den oben genannten Beſchwerden, allmählig eine ſo finſtere Stimmung, daß die ſonſt heiteren Sicilianer Tanz und Saitenſpiel vergaßen und nur des Führers wie der Gelegenheit bedurften, um das ſchwer laſtende Joch abzuſchütteln. Dieß war Siciliens Lage, als Johann von Procida, Herr des gleichnamigen Eilands, und von Jugend auf ein treuer Anhänger der Hohenſtaufen, die Vertreibung der übermüthigen Fremdlinge beſchloß. Deßhalb ging er, um durch geheime Bündniſſe mit den auswärtigen Feinden oder Nebenbuhlern Carls die Kräfte des Volks für einen gewaltthätigen Ausbruch ſeines Grolls zu ſtärken, an den Hof des griechiſchen Kaiſers Michael Paläologus, ſchilderte dieſem die von Neapel her drohenden Gefahren und verhieß, wenn die angemeſſenen Geldmittel und Empfehlungsſchreiben bewilligt würden, den Sturm von Conſtantinopel abzuleiten und gegen den Urheber ſelbſt zu wenden. Michael, unlängſt in die Hauptſtadt des byzantiniſchen Reichs durch offenen Aufſtand zurückgeführt und fürchtend, es möchte der vertriebene, nach Italien geflüchtete Vorgänger, Balduin, welcher ſeinen erſtgebornen Sohn einer Tochter Carl's von Anjou vermählt hatte, mit fremder Hülfe die Heimkehr ertrotzen, billigte freudig den Antrag, gab Geld, Briefe und vertraute Boten, welche den Ritter, ohne Argwohn zu erwecken, nach Sicilien begleiteten und hier Zeugen der allgemeinen Erbitterung wurden. Sofort nahm Procida einige angeſehene Adelige, wie z. B. Alamo de Lentino, Palmieri

Abate und Walther da Calatagirona, in den geheimen Bund auf; begab ſich, als Franziskanermönch vermummt, an den Hof des Pabſtes Nikolaus III., welcher in offenkundiger Feindſchaft mit dem König von Neapel lebte; entdeckte die bisher für den Sturz des gemeinſamen Gegners getroffenen Anſtalten, fand Beifall und empfing ein empfehlendes Schreiben an den König Peter III. von Aragonien. Dieſer Eidam Manfreds und durch Conradin auf dem Blutgerüſt mündlich zum Erben der Anſprüche auf das Reich Sicilien eingeſetzt, wurde von dem heiligen Vater vorläufig als rechtmäßiger Fürſt Siciliens anerkannt und dringend aufgefordert, durch einen ſchleunigen und kräftigen Kriegszug den Wünſchen der Kirche und des bedrängten Volkes zu entſprechen. Peter, überdieß tapfer, ruhmgierig und klug, zeigte Bereitwilligkeit, wenn ihm die für das Unternehmen nothwendigen Geldmittel verliehen würden (1280). Aber alle dieſe Voranſtalten geriethen ins Stocken, als Nikolaus plötzlich ſtarb (Auguſt 1281) und Martin IV., ein geborner Franzoſe und eifriger Anhänger Carls, die Nachfolge bekam. Denn nicht nur wurden der Kaiſer Michael und die Griechen als Ketzer mit dem geiſtlichen Fluche belegt, ſondern auch alle Schritte der Sicilianer ſorgfältig beobachtet. Dennoch täuſchte Procida die Wachſamkeit der Feinde, dehnte den geheimen Bund, ohne jedoch Zeit und Art der Empörung zu beſtimmen, weiter aus; reiſ'te zum zweiten Mal nach Aragonien, händigte dem König beträchtliche Geldſummen ein und gewann von demſelben das Verſprechen, unter dem Vorwande des Krieges mit den Mauren Afrikas Procida's Unternehmen nach Kräften zu beſchleunigen.

Inzwiſchen ſandte Pabſt Martin, der Argwohn ſchöpfte, einen verſchlagenen Predigermönch, Jacob, nach Spanien und ließ anfragen, gegen welchen Theil des Heidenlandes die Rüſtung beſtimmt ſey; denn gerne wolle die Kirche, von Allem genauer

unterrichtet, den frommen Zug unterſtützen, ſetze aber voraus, daß er nicht Chriſten, ſondern Ungläubigen gelte. Da betheuerte der König die Nothwendigkeit des Geheimniſſes und ſchloß ſeine Rede mit den Worten: „Ich würde die rechte Hand abhauen, wenn ſie der linken offenbarte, was verborgen bleiben ſoll!" Unverrichteter Sache kehrte der liſtige Späher heim. Während ſich nun die Verſchwörung über Sicilien und Aragonien ausbreitete, beſchleunigte unabhängig von ihr ein zufälliges Ereigniß den Ausbruch des Volkszornes. Am 30. März (1282) nämlich zogen die Bürger Palermos, das Oſterfeſt zu feiern, einer alten Sitte gemäß in einem bunten Gemiſch von Männern, Weibern und Kindern nach der benachbarten heiligen Geiſtkirche von Montreal, verrichteten ihre Andacht und zerſtreuten ſich ſodann auf der Ebene. In harmloſer Fröhlichkeit ſuchten die einen des Frühlings erſte Blumen, die andern den friſchen Raſen; man vergaß für einige Augenblicke die Noth des Vaterlandes und dachte an keine Rache. Ueberdieß hatte der ſtrenge und wachſame Oberrichter Johann von St. Remy, welcher in Palermo und dem Thal Mazara ſchaltete, bei ſchwerer Strafe geboten, an dieſem Tage, entgegen dem heimiſchen Brauch, keine Waffen zu tragen, und zahlreiche Späher aufgeſtellt, um von den etwaigen Uebertretern die Bußgelder einzuziehen. An dieſem Feſte nun war es, wo ein hoffärtiger Franzoſe, Namens Drouet, bei dem Anblick einer jungen Palermitanerin von geiler Luſt entbrannte und ſie antaſtete, um, wie er ſagte, nach verborgenen Waffen zu forſchen. Das keuſche Mädchen erblaßte und ſank ohnmächtig in die Arme des Verlobten, welcher ſie mit ihren Eltern und Brüdern begleitete. Ein Geſchrei des Unwillens entfuhr dem ſich ſchnell bildenden Volkshaufen, indeß ein Jüngling hervorſtürzte, dem Fremdlinge das Schwert entriß und in die Bruſt ſtieß. Sogleich brauſ'te in der ganzen Ebene der Aufruhr und der tauſendfältige Ruf: „Tod den Franzoſen!" Zweihundert derſelben lagen binnen wenig Au-

genblicken erſchlagen; die Menge, mit Steinen, Knitteln und Meſſern bewaffnet, von den inzwiſchen herbeigeeilten Gliedern des geheimen Rachebundes geführt, bricht in die Stadt ein, verrammelt die Thore, erſtürmt das Schloß, aus welchem der Oberrichter mit genauer Noth zu Pferde und verkleidet entflieht, erſchlägt in den Häuſern, Kirchen, Klöſtern und Straßen ohne Unterſchied des Alters, Geſchlechtes und Standes alle Franzoſen, plündert darauf ihre Wohnungen, erhebt, ſatt des Raubens und Mordens, unter Pauken- und Trompetenſchall die Fahne mit dem kaiſerlichen Adler, wählt den Bürger Roger von Manſtroangelo zum Feldhauptmann (Capitano), geſellt ihm einige vertraute Männer als Räthe bei, erſtürmt die Burg Vicaro, wo Johann von St. Remy mit der ganzen Beſatzung fällt, durchſucht, von neuer Blutgier ergriffen, alle Schlupfwinkel Palermos und gibt jedem Flüchtigen den Tod. Nur ein Fremdling, Wilhelm Porcellet aus der Provence, darf ſeiner Rechtſchaffenheit wegen ungefährdet von dannen ziehen. Darauf ſandte die proviſoriſche Regierung Palermos drei bewegliche Heerhaufen ab, um die Städte, Flecken und Dörfer Siciliens wider den gemeinſamen Feind zu empören.

Der Entwurf gelang; beinahe überall griff das Volk zu den Waffen, ſo daß binnen einem Monat an 12,000 Franzoſen theils getödtet, theils in die Wälder und Gebirge getrieben und hier meiſtens durch Hunger und Schwert aufgerieben wurden. Dagegen gab der Pabſt, von einer feierlichen Botſchaft an die pflichtmäßige Schutzherrlichkeit der Kirche erinnert, eine drohende Antwort, indeß auch Meſſina, aus Furcht vor der Macht Carls, die Einladung zur Bundesgenoſſenſchaft ablehnte und an Klugheit und die göttlichen Gerichte mahnte. Da traten die Hauptleute und Aelteſten Palermos zuſammen und berathſchlagten lange fruchtlos über die Mittel des Heils; denn alle drückte die Laſt des furchtbaren Krieges, welchen jetzt die Hauptſtadt faſt allein beſtehen ſollte,

nieder. In dieſer Verlegenheit erhob ſich Hugo Talath und ſprach: „Gott begünſtigt ſichtbar unſer Beginnen. Wir hofften, die heilige Kirche werde uns aufnehmen in ihren Schutz, aber ſie hat das Hülfgeſchrei der Söhne von ſich abgewieſen. Wir empfahlen unſere Sache den Vätern Meſſinas, ſie aber brachen den Bund der Liebe und wollten eher den Franzoſen als uns, ihren Brüdern, Treue bewahren. Daher müſſen wir berathen und handeln, um des grauſamen Königs Rache abzuwenden. Darum erwägt, ob nicht unter allen Fürſten der Erde Peter von Aragonien allein Rettung verheiße; denn er iſt ſtreitbar wie ſein Volk, großmüthig und vor Allem nach dem Tode des Schwiegervaters Manfred durch die Erbrechte ſeiner erlauchten Gemahlin berufen an das Reich Sicilien. Laſſet uns daher ſonder Verzug an ihn Boten ſenden!" Dieſer Vorſchlag wurde einhellig gebilligt und der Bürger Nicolo Coppala beauftragt, dem König von Aragonien die Krone Siciliens anzutragen und die Bitte um ſchnelle Hülfe vorzulegen. Peter, damals unter den Mauern einer afrikaniſchen Feſte, nahm, ſchon längſt durch Johann von Procida vorbereitet, mit Freuden die Wahl an, ſchilderte dem darob mißvergnügten Adel die Pflicht, des Schwiegervaters Tod, der Gemahlin und Kinder Thränen an den hoffärtigen, räuberiſchen Franzoſen zu rächen, und rüſtete, als die Bedenklichkeiten der Ritter verſchwanden und alle erklärten, wenn es ſeyn ſollte, ſelbſt die Hölle zu beſtürmen, ſich zur ſchleunigen Abfahrt. Inzwiſchen hatte gegen Ende Aprils auch Meſſina zu den Waffen gegriffen, die zahlreiche Beſatzung theils getödtet, theils vertrieben, das Stadtbanner aufgeſteckt, Bürgermeiſter und Rath wieder hergeſtellt, für das Aeußerſte entſchloſſen, den Hafen durch Ketten und Pfahlwerke geſperrt, die Häuſer am Strand niedergeriſſen, Thürme und Mauern ausgebeſſert, 30 Galeeren bemannt, alle wehrhaften Leute aufgeboten und durch dieſen Eifer der ganzen Umgegend das Zeichen zum Abfall gegeben.

Den König Carl aber brachten die wiederholten Mißgeſchicke in Wuth und Beſtürzung. „Herr Gott,“ rief er auf die erſte Kunde vom Blutbad in Palermo aus, „wenn du mir Unglück beſchieden haſt, ſo laß mich doch allmählig ſinken!“ und blieb ſo lange unentſchloſſen, bis die Erhebung Meſſinas den Entſchluß, an der treuloſen Stadt ein Beiſpiel der Rache aufzuſtellen, in ihm erzeugte. Zu dieſem Zwecke wurden in dem calabriſchen Hafen Catena 130 Galeeren und viele Ueberfahrtſchiffe ausgerüſtet, in Frankreich, Toscana, der Lombardei, Neapel und Apulien zahlreiche Schaaren zu Roß und zu Fuß geworben und im Heumonat ohne Hinderniß bei Tavermena unweit Meſſina an das Land geſetzt.

Bei dem erſten Anblick des übermächtigen Feindes von Schrecken ergriffen, bot die Bürgerſchaft dem König, welchen der päbſtliche Legat Gerhard von Parma, begleitete, einen Vertrag an, empfing aber die Weiſung, ſich als meineidige Empörer auf Gnade oder Ungnade zu ergeben.

Stolz wurde die ſchmähliche Bedingung verworfen, und die Stadt mit Muth und Klugheit beſchirmt. Alle Stürme der Flotte und des Heeres ſcheiterten an dem Wetteifer der Männer und Frauen, Handwerker und Gelehrten, Prieſter und Weltlichen; bald glaubte man in der Stadt, wie in dem feindlichen Heere, die heilige Jungfrau, in einen weißen Mantel gehüllt, beſchütze Meſſina und ſchleudere die Geſchoſſe auf des Feindes Schützen zurück. Da ſtimmte der unerwartete Widerſtand die Forderungen Carls herab und bewirkte, daß den Belagerten vergönnt wurde, mit Beihülfe des Cardinal-Legaten ihre Friedensvorſchläge zu erneuern. Dieſe lauteten auf gänzliche Vergeſſenheit des Geſchehenen, Rückkehr der unter den normänniſchen Fürſten gültigen Steuern und Rechte, Ernennung einheimiſcher, nicht franzöſiſcher Beamten. Der König antwortete aber zornig: „Wie? geächtete, des Todes ſchuldige Hochverräther wollen

Bedingniſſe vorſchreiben und unſere Herrſchaft ſchmälern? Jedoch aus Gefälligkeit gegen den Legaten ſoll den Aufrührern Verzeihung vergönnt werden, wenn ſie 800 unſerer Wahl überlaſſene Geißeln ſtellen, nach unſerm Belieben Steuern zahlen und Obrigkeiten annehmen. Wo nicht, ſo mögen ſie ſich vertheidigen." Die Bürgergemeinde, durch den Feldhauptmann Alaymo da Leontino berufen, erklärte einhellig, lieber mit Weib und Kind zu ſterben, als unter den genannten Bedingungen zu huldigen; denn das heiße den Tod auf der Folter und im Kerker ſuchen. Zornig ſprach der Bote des Pabſtes Bann und Landfluch (Interdict) über die widerſpenſtige Stadt aus, indeß der König ſich zu einem entſcheidenden Sturm rüſtete. Dieſer, am 15. Herbſtmonat von der See- und Landſeite mit allem Nachdruck unternommen, wurde von den Belagerten auf das heldenmüthigſte abgeſchlagen, ſo daß Carl, an dem Siege der offenen Gewalt verzagend, zur Liſt und Beſtechung ſeine Zuflucht nahm. Demnach überbrachte ein königlicher Bote dem Stadthauptmann Alaymo ein leeres Blatt mit folgendem Schreiben: „Zeichne hierauf, was Du nur immer begehreſt; es ſoll für Dich und Deine Erben gültige Kraft haben. Ueberdieß ſichern wir Dir vollkommene Verzeihung zu, nebſt einem Geſchenk von 10,000 und einem jährlichen Einkommen von 200 Unzen Goldes, wenn Du das Volk von Meſſina zum Gehorſam bewegſt und uns ſechs Bürger auslieferſt. Die Uebrigen ſollen frei ſeyn von aller Strafe." Alaymo antwortete: „Da ſey Gott für, daß ich an meinen Brüdern Verrath übe! Denn rühmlich wird es ſeyn, ohne ſie für die Freiheit des Vaterlandes nicht leben zu können; rühmlich, wenn wir Alle, ſo es Gott will, für die Freiheit ſterben!" Carl, durch die mißlungene Verrätherei zur äußerſten Wuth getrieben, unternahm neue Angriffe, welche aber von den begeiſterten Bürgern überall abgeſchlagen wurden; ſelbſt Weiber und Kinder theilten die Gefahren, oder arbeiteten an den Mauern und Schanzen.

Inzwiſchen landete König Peter mit einem beträchtlichen Geſchwader bei Trapaio (30. Aug.); empfing zu Palermo unter großem Jubel des Volks aus den Händen des Biſchofs von Cefalu die Krone Siciliens, gebot Carln, augenblicklich das Reich zu meiden, erinnerte an die noch nicht für Manfred und Conradin genommene Blutrache und ſandte, den Worten Nachdruck zu geben, auf den Rath des Procidas 60 wohlbemannte Schiffe ab, welche alsbald die Verbindung mit Italien bedroheten und den Feind nöthigten, nicht ohne bedeutende Einbuße an Fahrzeugen und Leuten von Meſſina nach Calabrien zu entweichen (27. Herbſtmonat). Einige Tage ſpäter hielt der Aragonier als Befreier ſeinen feierlichen Einzug, Carl aber, in allen Hoffnungen getäuſcht, biß in den Feldherrnſtab und rief mit einem Gefühl bittern Schmerzes aus: „Gott, Du haſt mir viel zu leiden geſandt. Möge die Demüthigung, flehe ich zu Dir, doch mit Maß und Anſtand geſchehen!"

Beide Fürſten übergaben hierauf den Streit über Sicilien dem Gottesurtheil des Zweikampfes, welcher am 1. Brachmonat (1283) zu Bordeaux unter dem Schutz des engliſchen Königs und mit gleichen Waffen dergeſtalt gehalten werden ſollte, daß dem Sieger der Beſitz des Eilandes bliebe. Aber gegenſeitiges Mißtrauen hinderte die Ausführung der feierlich beſchwornen Uebereinkunft und brachte, weil Niemand die Schuld des Bruchs tragen wollte, dem Kriege neue Kräfte und Glückswechſel. Denn während die Franzoſen, geſtützt auf den durch Pabſt Martin wider Petern geſchleuderten Bann und von zahlreichen Schaaren kirchlicher Kreuzfahrer begleitet, in Aragonien einbrachen, ſchlug der ſpaniſche Admiral, Roger Lauria, bei Neapel die feindliche Flotte, und nahm den Erben des Reichs, den Fürſten Carl von Salerno, gefangen.

Stürmiſch forderte das Volk von Meſſina den Tod deſſelben,

um Conradins und Manfreds Blut zu ſühnen, aber die Königin Conſtantia, mehr eingedenk des Edelmuths als der Rache, trat dazwiſchen und rettete den Sohn des Mannes, welcher ihr den Vater und die Verwandten entriſſen hatte. Carl von Anjou überlebte dieſen letzten Unfall nicht lange; er ſtarb, von Kummer verzehrt, zu Foggia (1285) und bat kurz vor ſeinem Tode Gott um Verzeihung aller Miſſethaten, betheuernd, daß nicht ſowohl aus Selbſtſucht als aus Gehorſam gegen die heilige Kirche der Kriegszug nach Neapel unternommen worden ſey.

Carl II. von Anjou, der Hinkende, erhielt Neapel, und überließ Anjou und Maine dem Grafen von Valois, als Entſchädigung für Aragonien. Sicilien wurde, zum Aerger für den Pabſt, ein für ſich beſtehendes Königreich, das Jacob I., der jüngſte Sohn Peters, erhielt.

Begebenheiten in Asien.

Fortſetzung des Abriſſes der Geſchichte von China bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts.

Wir haben das chineſiſche Reich in der ſchrecklichſten Verwirrung, welche die Uſurpation und die Grauſamkeiten des Tſchu-uven veranlaßt hatten, verlaſſen. Li-ke-yong, Fürſt von Tſin, hätte vielleicht den Uſurpator ſtürzen und beſtrafen können, allein Ye-liu-apaoki, ein Tartar und Eroberer des Stammes von Khi-tan, mit welchem der rechtlich geſinnte Li-ke-yong ein Freundſchaftsbündniß geſchloſſen hatte, betrog ihn und verſtand ſich mit Tſchu-uven, welcher der Kaiſer Taï-ſu geworden war. Im folgenden Jahre, als Li-ke-yong geſtorben war, machte deſſen Sohn ein Bündniß mit Li-meu-tſchin, Fürſt von Ki; dieſer Bund wurde ſehr bedeutend und man hatte einen ſolchen Erfolg gegen die kaiſerlichen Truppen, daß deren Anführer, Fürſt Yen, für gut fand, ſich auf längere Zeit ruhig zu verhalten. Taï-ſu, durch abermalige Niederlagen ganz entmuthigt, ſchloß ſich in ſeine Hauptſtadt ein, wo ihn ſein eigner Sohn durch einen Sclaven ermorden ließ. Der abſcheuliche Vatermörder wurde aber durch dieſelbe Hand getödtet, die er zu dem Morde des Urhebers ſeines Daſeyns gedungen hatte, und ein anderer Sohn des Taï-ſu, Tſchu-yen-tſchin, gelangte zur Regierung unter dem Namen Mo-ti.

Im Jahr **918** nach unſerer Zeitrechnung ſchickte ſich der Regent von Tſin an, ihn zu bekriegen, dem er aber ein zahlreiches Heer entgegenſtellte. Der Vortheil blieb jedoch dem tapfern Li-tſun-hiu, der ſich fünf Jahre ſpäter entſchloß, den kaiſerlichen Titel anzunehmen, und wollte, daß ſeine Familie gewiſſermaßen in die Reihefolge der Tangs treten ſollte, von denen keine Erben mehr vorhanden waren. Er nahm als Kaiſer den Namen Tſchuang-ſong an, und gründete die Dynaſtie Heu-tang. Die Gunſt, welche er den Gauklern und Schauſpielern bezeigte, erregte den Neid der Großen und der Bonzen, deren Handwerk nicht weniger von dem der Comödianten verſchieden war. Als im Jahr **925** eine ſchreckliche und allgemeine Dürre das ganze Reich heimſuchte, rühmte ſich einer dieſer Pfaffen, Wolken und Regen herbeiführen zu können, und war dabei ſo unverſchämt hochmüthig, daß er dem Kaiſer, der ihn grüßte, nicht ein Mal den Gruß erwiedern wollte; auch hatte er die Unbeſonnenheit, einzuwilligen, lebendig verbrannt zu werden, wenn er nicht ſogleich den Regen herbeiführen würde. Allein der Regen blieb troß all den religiöſen Gaukeleien, die er machte, dennoch aus, und der Bonze fand für gut, ſich ſo ſchnell als möglich aus dem Staube zu machen, ſtarb indeſſen gleich nachher, wahrſcheinlich aus Angſt, daß man ihn fangen und verbrennen würde.

Der letzte Fürſt dieſer Dynaſtie war Lu-uang. Ein Hauptmann, der ſeine erſten Feldzüge mit ihm gemacht hatte, Namens Che-king-tang, und der ſich ſpäter mit den Tartaren verbunden hatte, welche fortwährend die Gränzen des Reichs bedrohten, brachte ihn ſo weit, daß er ſeinen Tod in den Flammen fand, und gründete ſodann die Dynaſtie Heu-tſin. Der neue Kaiſer, der ſich Kantſu nannte, verdankte ſeine Erhaltung nur dem Beiſtand der Tartaren, überlieferte ihnen diejenigen Städte, deren Lage ihnen zuſagte, indem er ſich vor ihnen ſehr demüthigte; ja

er ſchrieb an ihr Oberhaupt, das die Eroberung von China beabſichtigte, in dem Tone eines Unterthans, weßhalb ihn der Tartar, der für gut fand, ſich noch zu verſtellen, ſogar tadelte. Der Sohn dieſes ſchwachen Mannes war nicht beſſer wie ſein Vater, und verkürzte ſich ſogar das Leben, weil er fürchtete, dem Tartarenfürſt, ſeinem Beſchützer, mißfallen zu haben.

Endlich fielen im Jahr 944, durch den Verrath von zwei Chineſen begünſtigt, die Feinde in das Reich ein, welches ſie verheerten und den Fall der Heu-tſin verurſachten. Te-ku-ang, das Oberhaupt der Tartaren, erlitt zwar anfänglich mehrere Niederlagen, die ihn jedoch nicht bewegen konnten, ſein Vorhaben aufzugeben. 946 überlieferte ihm der Anführer des kaiſerlichen Heeres, dem er verſprochen hatte, ihn auf den Thron zu ſetzen, die Truppen, und der Kaiſer ſelbſt ſchrieb an den Tartar, daß er in aller Demuth deſſen Befehle erwarte. Der Tartar zeigte jedoch mehr Mäßigung, als ſich erwarten ließ; er beſtrafte ſogar einen ſeiner Officiere, weil er die Stadt Ta-leang der Plünderung preisgegeben hatte. Indeſſen ſchickte er doch den Kaiſer über die Gränze, ja ſogar die Pferde der Cavallerie mußten auswandern. Alle Statthalter, bis auf einen einzigen, unterwarfen ſich ihm. Te-ku-ang glaubte nun Herr des Reichs zu ſeyn, allein eben dieſer Statthalter, der ſich ihm nicht unterworfen hatte, Lieu-tſchi-yuen, ſann darauf, das Reich wieder zu befreien. Te-ku-ang, deſſen Herrſchaft nur kurz war, machte es wie weiland der Eroberer Perſiens, der macedoniſche Alexander, und nahm die Sitten und Gebräuche und ſogar die Coſtüme der Ueberwundenen an, und hielt dies durchaus für nöthig, um den Beifall eines ſo zahlreichen Volkes zu erwerben. Indeſſen ließen ſich die Chineſen hierdurch nicht blenden, und wollten hierin nur eine politiſche Verſtellung erblicken. Lieu-tſchi-yuen erwartete nur den günſtigen Augenblick, und machte ſeine Truppen mobil, ſo daß ſie zu jeder Stunde bereit

waren, in das Feld zu rücken. Dieſe hatten aber nicht ſo lange Geduld, ſondern beſtimmten ihn, ſich zum Kaiſer von China zu machen, und als dies geſchehen, erhoben ſich bei dem Empfang dieſer Nachricht ſogleich alle Provinzen zu ſeiner Gunſt. Te-kuang, der ſich gegen die Gränzen der Tartarei zurückzog, ſtarb unterwegs. Weil die Tartaren ſeinen Körper mit Salz einzubalſamiren verſuchten, ſo legten ihm die Chineſen den Spottnamen des eingeſalzenen Kaiſers bei. Indeſſen hatte Te-kuang in der Hauptſtadt Chinas, Ta-le-ong, einen Statthalter zurückgelaſſen, der einen gewiſſen Li-tſong-y zum Kaiſer ernennen ließ, der von der frühern Familie der Tangs abſtammte. Durch dieſes Mittel ſuchte er die Chineſen unter ſich uneinig zu machen, und ſo die Fortſchritte des Lieu-tſchi-yuen zu hemmen. Allein Li-tſong-y überließ dieſem freiwillig den Thron, und er zog als Retter von China in deſſen Hauptſtadt ein, ohne einen einzigen Mann zu verlieren. Unter dem Namen Kao-tſu gründete er die neue Dynaſtie der Hang, die aber nur fünf Jahre herrſchte, und deren Ende durch ſein Benehmen ſein Sohn zu ſehen verdiente.

Die Tartaren hatten damals kein Oberhaupt, das im Stand geweſen wäre, das chineſiſche Reich zu erobern; allein ſie machten dennoch Einfälle und führten große Beute fort. Ein gegen ſie geſandter Feldherr mißbrauchte die ihm verliehene Gewalt, um das Reich an ſich zu reißen, und wurde der Gründer einer neuen Dynaſtie unter dem Namen Taï-tſu; ſie dauerte aber nicht länger als acht Jahre unter deren Fürſten, von denen der letzte, Kong-ti, ſeiner großen Jugend wegen den Thron verlor. Nun kam die 19. Dynaſtie, die der Song, an die Regierung, welche wieder ein glücklicher Feldherr, Namens Tſchao-kuang-yn gründete, der den ewig einfallenden Tartaren Achtung einzuflößen wußte, unter dem Namen Tai-tſu herrſchte und die Wiſſenſchaften beſchützte, ohne ſelbſt ſehr unterrichtet zu ſeyn. Er war außerdem ein gerechter und ſehr thätiger

Regent und ein tüchtiger Feldherr. Im Begriff, die Gränzen Chinas zu erweitern und zu ſchützen, ſtarb er nach einer kurzen Krankheit. Sein Bruder folgte ihm in der Regierung und vollführte das, woran der Tod ihn verhindert hatte, indem er ſich den Fürſten von Han, deſſen Land eigentlich ein Theil von China war, gänzlich unterwürfig zu machen wußte. Indeſſen hatte er fortwährend mit den Tartaren zu kämpfen, die dem Reich unter ihm und ſeinem Nachfolger viel zu ſchaffen machten, ſo wie oft ſchwer zu bekämpfende Empörungen im Lande ſelbſt viel Unruhe und Unheil ſtifteten.

Um ſich nach einem für China nicht vortheilhaften Frieden bei dem Volke wieder in Anſehung zu bringen, fällt ein Kaiſer dieſer Dynaſtie, Tſchin-Song, auf den Gedanken, ein Buch vom Himmel fallen zu laſſen, in welchem ihm die größten Complimente und Schmeicheleien ſeiner trefflichen Regierung halber geſagt werden, und das er unter großen Ceremonien in Empfang nahm. Die Großen des Reichs wünſchten ihm lächelnd Glück zu dieſem wundervollen Ereigniß, an welches man indeſſen in den Provinzen ſo wenig glauben wollte, daß man in vielen derſelben ebenfalls, und zwar ſpottweiſe, Bücher vom Himmel fallen ließ, in denen Mancherlei zu leſen war, was dem Kaiſer eben nicht ſehr zum Lobe gereichte. Derſelbe Kaiſer hatte auch öfters himmliſche Erſcheinungen, und hob ſein himmliſches Buch ſehr ſorgfältig in einem goldenen Käſtchen auf, und dieſes wurde wieder in einem heiligen Pallaſt verwahrt; allein Buch, Käſtchen und Pallaſt wurden trotz aller Himmliſchkeit ein Raub der Verweſung. Im Jahr **1037** wurde China von einem ſo ſchrecklichen Erdbeben heimgeſucht, daß viele Tauſend Menſchen dabei umkamen, und **19** Jahre ſpäter wiederholte ſich daſſelbe furchtbare Ereigniß noch ein Mal. Auch richtete der Fluß Hoang durch außerordentliche Ueberſchwemmungen große Verwüſtungen an. **1102** fand ein abermaliges Erdbeben ſtatt, das

nicht länger als **10** Tage dauerte, und ein anderes im Jahr **1290** brachte mehr als **100,000** Menſchen den Tod, während in demſelben Jahre ein faſt unaufhörlicher Regen die ganze Ernte einer Provinz dermaßen vernichtete, daß mehr als **100,000** Familien auswandern mußten, um nicht Hungers zu ſterben, nachdem ſchon früher ein Platzregen ein Mal **1500** Perſonen getödtet hatte. Im Jahr **1240**, nach dem Kriege gegen die Mongolen, war die Hungersnoth ſo groß, daß man öffentlich in der Provinz Lai-nyan Menſchenfleiſch verkaufte. Im Jahr **1334** verlor China, wie man aus der Geſchichte der Mongolen weiß, durch große Dürre und daraus entſtandenen Mangel an Nahrungsmitteln und Krankheiten **13** Millionen Menſchen!

Von Tartaren und Mongolen beunruhigt und häufig von den ſchrecklichſten Naturereigniſſen heimgeſucht, ſah China das Ende der Dynaſtie der Song in einer Seeſchlacht mit den Mongolen bei Koang-tſcheug (Canton), bei welcher ſich mehrere der Großen Chinas in das Meer ſtürzten, von denen einer unter ihnen den noch ſehr jungen Kaiſer Ti-ging in den Armen hielt, und wobei mehr als **100,000** Chineſen umkamen, und ſo gelangte gegen das Ende des **13.** Jahrhunderts die **20**ſte Dynaſtie, die der Yun (Mongolen), auf den Thron.

Dſchingis-Chan.

Indeß Europa unter den mannigfaltigſten Wechſeln der Fürſten und Völker in der ſtaatsbürgerlichen Geſellſchaft und Kirche fortſchreitende Regſamkeit offenbarte, ſtürzte in Aſien die zermalmende Eroberungskraft des Mongolenvolks die alten Throne um, ohne dabei dauernde Denkmale der Geſittung zu hinterlaſſen.

Seit vielen Menſchenaltern hatten jene beweglichen und ſtreit-

baren Jäger= und Hirtenſtämme, welche ſchon ein Mal unter Attila als Hunnen beide Welttheile erſchütterten, namen= und ruhmlos in den weiten Ebenen zwiſchen der chineſiſchen Nordgränze und dem Binnenlande Sibiriens ihre Heerden geweidet und in zahlreiche, von mehreren Häuptlingen (Taidſchis) geleitete Horden zerſplittert, das Geheimniß verbundener Geſammtſtärke nicht gekannt. Da berief Temudſchin, der kühne und kluge Sohn des bereits mächtigen und 13 Stämmen gebietenden Vaters Yeſukai (ſtarb 1176), eine Verſammlung der Aelteſten der Völkerſchaften zu den Ufern des Fluſſes Onon, meldete der Landsgemeinde (Kuraltai) die von Gott verliehene Beſtimmung, den Erdkreis zu beſiegen und zinspflichtig zu machen, nahm auf den Vorſchlag eines begeiſterten, von den Mongolen hochgeehrten Sehers den Gruß eines Herrn der Herren, Dſchingis=Chan, an und begann hernach als unumſchränkter Geſetzgeber für den Krieg und Frieden die regelloſen Horden unter gemeinſame Zucht und Ordnung zu ſtellen.

Alſo wurde durch die erſte geſchriebene Satzung (Yaſſa) allem Volke ohne Unterſchied der Vornehmen und Geringen ſtatt des thieriſchen, wechſelnden Beiſchlafs die Ehe geboten, jedoch nach morgenländiſchem Brauch auf mehrere Frauen ausgedehnt, für Todſchlag und Verwundung ein beſtimmtes Wehrgeld feſtgeſetzt, ſo daß der Mongole durch 40 goldene Baliſ, der Chineſe durch einen Eſelskopf geſühnt werden ſollte, der bei Hirten= und Jägerſtämmen wegen der Leichtigkeit nur zu gewöhnliche Diebſtahl ſtrenge beſtraft, in ungewiſſen Rechtsfällen die Feuer= oder Eiſenprobe als Beweismittel vergönnt, für die Belebung des Wetteifers und Ehrgeizes ein hoher Adel geſtiftet, deſſen Glieder (Tarcans) dem gemeinen Mongolen gegenüber neun Mal ungeſtraft ſündigen durften, das Heer und Kriegsweſen durch allgemeine Waffenpflichtigkeit, Abtheilung in beſondere Haufen nach der Grundzahl zehn, muſterhafte Lagergeſetze, welche Feigheit mit dem Tode, verſpätete Ankunft auf dem Schlacht=

felde durch Herumführen im Weiberrocke ſtraften, vortrefflich geordnet, überhaupt jedes zweckmäßige Mittel benutzt, um die zerſplitterten Völker mongoliſch-tartariſchen Geſchlechts für große Eroberungsfahrten zu vereinigen und auszurüſten (1206). So wurde mit einem gewaltigen Anlauf Nord-China trotz ſeiner langen und hohen Gränzmauer gewonnen, aus den Gebirgen und Thalgründen Nordperſiens (Iran) nach tapferer Gegenwehr das Volk der Chowareſimer vertrieben und auf Syrien in flüchtigen, verwüſtenden Schaaren zurückgeworfen (1219—1230), das weitläuftige Gebiet nördlich vom kaſpiſchen Meer zwiſchen der Wolga und dem Jaik (Kaptſchack) den Polowzern entriſſen, durch den Sieg an der Kalka, nahe dem Don, Südrußland gewonnen, vom Indus bis an die kaſpiſche See, von Peking bis an den Kaukaſus ein Weltreich gegründet, welches nach dem Tode des Stifters (1227) unter dem Sohne Octai (ſtarb 1241), den Enkeln Mangu und Kublai (ſtarb 1294) bis zu einem ungeheuren Umfange anwuchs, ganz China, beträchtliche Striche Indiens und Tibets unterjochte, die Herrſchaft der perſiſchen Aſſaſſinen auflöſ'te (1256), das zwieträchtige und entartete Chalifat zertrümmerte, Bagdad, die Stadt des Heils, ſiebentägiger Plünderung und den letzten Nachfolger des Propheten, Abdallah Billah, einem ſchmählichen Tod übergab (1258), der vorderaſiatiſchen Seldſchuken Fürſtenthum von Ikonium (Cogni) niederwarf (1308), unter Batu, dem Neffen Dſchingis-Chans, ein beträchtliches Heer nach Europa ſandte, Rußland, Polen, Schleſien, Oeſterreich und Ungarn der ſchrecklichſten Verwüſtung preisgab (1236—1241), alle bisherigen Verhältniſſe der Völker, des Glaubens und der Geſittung im Morgenlande änderte, nachdem der Sturm roher Körperkraft ausgetobt hatte, ſpurlos endete, und mit dem Tode des letzten Oberhauptes, Kublai (1294), in vier unabhängigen Chanaten unterging.

Die mongoliſche Weltherrſchaft, welche mit Ausnahme der

Egypten und einem Theile Syriens gebietenden Mameluckken Alles niederwarf, mußte auch hemmend auf die Beſitzungen der Chriſten in Paläſtina zurückwirken. Ueberall von mächtigen Feinden umgeben, dabei zwieträchtig und von den Glaubensgenoſſen der Heimath nicht unterſtützt, räumten die Abendländer nach dem Verluſt der Feſte Ptolemais (Accaron) an die Mameluckken (18. Mai 1291) freiwillig Tyrus, Berytus, Sidon und alle übrigen Küſtenplätze. Nur auf der Inſel Cypern blieben chriſtliche Schattenkönige, indeß eben daſelbſt Templer und Johanniter eine Schirmſtätte fanden, die Fürſten Armeniens aber den Mongolen Treue und Zins gelobten. So erloſch nach 200jährigem Schaffen die Lebenskraft der auf Glauben, Heldenthum und Eroberung gerichteten Kreuzfahrten, deren tiefgreifende Folgen für Staat, Kirche, Wiſſenſchaft und Gewerblichkeit theils ſchon hervortraten, theils der vollen Entfaltung nahe ſtanden.

Spanien im 13. Jahrhundert.

Weil Spanien an den damaligen allgemeinen Welthändeln großen Antheil nahm, ſo wollen wir, ehe wir zu einer neuen Epoche übergehen, die vorzüglichſten Begebenheiten der ſpaniſchen Geſchichte hier kurz zuſammen faſſen.

Im Anfange des 13. Jahrhunderts war in Spanien Alles zertheilt. Statt ſich zur Beförderung ihrer allgemeinen Wohlfahrt gegen die Mauren zu vereinigen, bekriegten die Chriſten einander aufs grauſamſte. Sancho, der ſiebente König von Navarra, reiſete nach Marocco, um die Tochter des Miramomelins oder Almumenin oder Vater der Gläubigen, dies war ein Ehrentitel, den die mauriſchen Fürſten ſich geben ließen, zur Gemahlin zu erhalten; aber die Reiſe war nicht nur vergeblich, ſondern er fand auch bei ſeiner

Rückkunft, daß die Könige von Caſtilien und Aragonien ſich eines Theils ſeiner Staaten bemächtigt hatten. Weil aber dieſe drei Könige die Mauren zu neuen Eroberungen gerüſtet ſahen, ſo vereinigten ſie ſich endlich und erfochten im Jahre 1212 den berühmten Sieg bei Toloſa. Augenzeugen ſchätzten den Verluſt der Feinde auf faſt 200,000 Mann, und ſetzten den Verluſt der Chriſten bloß auf 25 Erſchlagene, was offenbar große Parteilichkeit verräth.

Indeſſen ſagen eben dieſe Zeugen nicht ein Wort von dem wunderbaren Kreuze, das man, neuern Sagen zufolge, am Himmel ſah, und zu deſſen Andenken man noch zu Toledo ein jährliches Feſt feiert, das der Triumph des Kreuzes genannt wird.

Der Sieg verdiente eine Gedächtnißfeier, ſelbſt wenn er von Wundern entkleidet. Dieſer Sieg würde von wichtigen Folgen geweſen ſeyn, wenn man die Kriegskunſt beſſer verſtanden, oder wenn man die Truppen hätte länger zuſammenhalten können. Nach einem gelieferten Treffen gingen die Heere ſchleunig auseinander. Im folgenden Jahre blieb Peter II., König von Aragonien, in der Schlacht bei Mürret, als er zu Gunſten ſeines Schwagers, des Grafen von Touloufe, der dem Kreuzzuge gegen die Albigenſer zum Opfer diente, die Waffen ergriffen hatte. Alphons VIII., König von Leon und Caſtilien, ſtarb im Jahr 1214, nachdem er den Mauren Alcantara entriſſen hatte. Die Unruhen fingen von neuem an. Zu den Factionen und bürgerlichen Kriegen geſellten ſich in einigen Gegenden heftige Streitigkeiten mit der Geiſtlichkeit, die ſchlechterdings keine Steuern erlegen wollte, und mit den Dominicanern, die ſich in die peinliche Gerichtsbarkeit zu miſchen ſuchten. Das Inquiſitionsgericht, das noch größere Barbareien verurſachte, ward eingeführt. Man fühlt ſich von Unwillen durchdrungen, wenn man lieſ't, daß Ferdinand III. der ſogenannte heilige Ferdinand, ſelbſt das Feuer anlegte,

durch welches viele Ketzer ſollten verbrannt werden. Dieſer Fürſt hatte damals (im Jahre 1236) Cordova erobert, das ſeit länger als 500 Jahren ein Eigenthum der Mauren geweſen war. Er belagerte auch Granada, wiewohl vergeblich. Inzwiſchen wurden die Könige von Murcia und Granada durch ſeine Heere dergeſtalt in Furcht geſetzt, daß ſie ihn für ihren Lehensherrn erkannten. Die Eroberung der Stadt Sevilla im Jahre 1248 brachte ſeine Größe und ſeinen Ruhm aufs höchſte. 300,000 Mauren ſollen ſich damals aus dieſer Stadt entfernt haben.

Nach den Regeln der Staatsklugheit hätte man ſie in den chriſtlichen Städten vertheilen ſollen; aber man ließ ſie lieber zu den Feinden ziehen, deren Menge ſie vermehrten. Denn wie hätte das Inquiſitionsgericht ſie wohl dulden können? Einige ſpaniſche Geſchichtsſchreiber haben die Siege dieſer Zeit mit Wundern ausgeſchmückt, wodurch die Nation gewiß nichts an Ehre gewinnt. Bald wurden die Chriſten durch ein glänzendes Kreuz, das ſich am Himmel ſehen ließ, zum Kampfe ermuntert; bald ſtellte ſich der heilige Jacob an die Spitze ihrer Heere, und ſchreckte die Ungläubigen; bald ward auf Befehl eines zweiten Joſua die Sonne in ihrem Laufe aufgehalten, damit die Chriſten Zeit gewinnen könnten, die überwundenen Feinde niederzuhauen. Bei aller Leichtgläubigkeit waren doch die Fürſten wenigſtens nicht ganz blind gegen die Unternehmungen des päbſtlichen Hofes.

Der heilige Ferdinand that in einer Hinſicht mehr, als der heilige Ludwig; er nahm den König von Portugal, Sancho II., den Innocenz IV. abgeſetzt hatte, in ſeine Staaten auf, und unterſtützte ihn mit ſeinen Truppen. Da aber die Mönche die Bannbulle in dem Lager öffentlich vorlaſen, ſo nahmen alle Truppen die Flucht. Dieſer einzige Zug ſchildert hinlänglich die Unwiſſenheit und den Aberglauben des Volks. Jacob I., König von Aragonien, den die Eroberung der Inſeln Majorca und

Minorca und der Stadt Valencia im Jahre 1238 berühmt gemacht hat, ließ dem Biſchof von Girona, den er beſchuldigte, ſein Beichtbekenntniß ausgeſchwatzt zu haben, die Zunge abſchneiden. Innocenz IV. belegte darauf den König mit dem Banne, und zwei von Rom gekommene Legaten wollten ihn nicht eher losſprechen, bis er ſich in einer Kirchenverſammlung öffentlich für ſchuldig bekannt hatte. Dieſer Fürſt, der ſich den Mauren ſo furchtbar machte, gab, zur Beſtimmung der äußerſt ungewiſſen und ſchwankenden Gerechtigkeitspflege, ſeinen Unterthanen eine Sammlung von Geſetzen. Der heilige Ferdinand war gleichfalls ein Geſetzgeber. Er errichtete den königlichen Rath von Caſtilien, und machte den Anfang mit derjenigen Sammlung von Geſetzen, die **las Partidas** genannt werden und an die ſein Thronfolger Alphons X., mit dem Beinamen der Weiſe, die letzte Hand legte. Um die Großen mit der Krone, deren Feinde ſie nur zu oft waren, zu verbinden, ſtiftete Ferdinand einige durch wichtige Privilegien ſehr ausgezeichnete Aemter, oder erhob ſie wieder zu einem neuen Glanze; nämlich die Aemter eines Adelantado (Vicekönig), eines Alferezmayors (Großfähnrichs des Reiches), eines Amirante oder Admirals, und eines Oberhofmeiſters des königlichen Hauſes. Es rührten dieſe Aemter von der Staatskunſt der Könige von Cordova her, und es iſt merkwürdig, daß die Spanier ihre Etikette und eingeführten Gewohnheiten zum Theile von den Mauren entlehnt haben. Noch bemerkungswürdiger und von größerer Wichtigkeit iſt es, daß die Ueberwinder Spaniens ihre ehemalige Tapferkeit durch Prachtliebe, Luxus und Weichlichkeit verloren hatten. Dadurch kommen die größten Reiche in Verfall, zumal wenn noch außerdem die Zwietracht ihre Grundfeſte untergräbt. Die Regierung Alphons des Weiſen (der Caſtilien vom Jahre 1252 bis 1284 beherrſchte) verdient, als eine Epoche für die Wiſſenſchaft, in rühmlichem Andenken zu bleiben. Dieſer Regent ſtiftete auf

der Univerſität zu Salamanca verſchiedene Profeſſuren, und beſonders zwei für die Phyſik; er gab aſtronomiſche Tabellen heraus, die unter dem Namen der alphonſiniſchen bekannt ſind, und war gelehrt genug, um die Unrichtigkeit der aſtronomiſchen Lehrgebäude ſeiner Zeit einzuſehen. Er ſagte daher, in Vorausſetzung ſolcher Lehrgebäude: „wenn Gott ihn um Rath gefragt hätte, ſo würde die Welt weit einfacher und weit vollkommener ſeyn.“ Ihm hat man die erſte ſpaniſche Geſchichte in caſtilianiſcher Sprache zu danken, und er befahl, daß die öffentlichen Urkunden in dieſer Sprache ſollten geſchrieben werden. Die Worte: „daß er über dem Studium des Himmels ſein Land verloren habe,“ paſſen auf ihn gar nicht. Unterdeſſen zog ſich doch Alphons, wo nicht durch Vernachläſſigung der Staatsangelegenheiten, doch wenigſtens dadurch, daß er ſeine Wünſche zu heftig auf eine Sache richtete, die er nicht erreichen konnte, viel Unglück zu.

Nachdem er im Jahre **1257** von einer Partei, die ſich der Partei Richards widerſetzte, zum Kaiſer erwählt worden war, ſuchte er dieſe Wahl um ſo mehr geltend zu machen, weil er ſich von mütterlicher Seite als einen Erben des Hauſes Schwaben anſah. Zur Befriedigung dieſes unglücklichen Ehrgeizes verfälſchte er die Münzen, bedrückte das Volk mit Auflagen und erregte ein allgemeines Mißvergnügen. Während er ſich dem Haſſe und den Empörungen der Caſtilianer bloß ſtellte, verſchafften ſeine Anhänger, die er ſich zu Rom und in Deutſchland erkauft hatte, ihm nicht den geringſten wahren Vortheil.

Vergebens proteſtirte er im Jahr **1274** auf der Kirchenverſammlung zu Lyon gegen die Erwählung Rudolphs von Habsburg, und vergebens ging er nach Beaucaire, um den Pabſt Gregor X. zu bitten, daß er ſich ſeiner annehme. Seine Abweſenheit diente nur zur Vermehrung der Unruhen.

Sein Sohn, Don Sancho, den er zum Nachtheile der Prin=

zen de la Cerda, die Kinder eines älteren Sohnes waren, zum Thronfolger hatte erklären laſſen, entzweite ſich einige Jahre nachher mit ihm, erregte eine große Empörung, ließ ſich von den verſammelten Ständen zu Valladolid zum Regenten ernennen, und nöthigte Alphons, bei dem Könige von Marocco Hülfe zu ſuchen. Der unglückliche Vater enterbte ſeinen rebelliſchen Sohn, und ſetzte die Prinzen de la Cerda, und im Falle dieſe unbeerbt ſterben ſollten, die Könige von Frankreich zu ſeinen Erben ein; deſſen ungeachtet folgte ihm ſein Sohn in der Regierung. Damals war man im Kriege wegen des Königreichs Sicilien begriffen. Philipp der Kühne hatte ſich vorgeſetzt, ſowohl das ihm vom Pabſte geſchenkte Königreich Aragonien zu erobern, als ſeine Schweſterſöhne, die Prinzen de la Cerda, in Caſtilien auf den Thron zu ſetzen; zwei Entwürfe, die er nicht ausführen konnte.

Im Jahre 1234 hatte Theobald, Graf von Champagne, wegen ſeiner Mutter, die eine Schweſter des letzteren Königs von Navarra war, dieſes Königreich geerbt. Johanna, Erbin dieſes Königreichs, brachte daſſelbe durch die Vermählung mit Philipp dem Schönen im Jahre 1284 an die Könige von Frankreich. In der ſpaniſchen Geſchichte herrſcht lauter Verwirrung bis auf die Zeiten Don Ferdinand's und Iſabella's, welche die beiden vornehmſten Kronen mit einander verbanden.

Mönche, Univerſitäten und Philoſophie im 13. Jahrhundert.

Unter dem Pontificate Innocenz III. ward die Regel des heiligen Franciscus von Aſſiſi beſtätigt, eines Mannes voll eifriger Frömmigkeit und Sitteneinfalt, der die Worte der Schrift: „Ihr ſollet nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben, auch keine Taſchen zur Wegfahrt, auch

nicht zwei Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken!" nach dem Buchſtaben erklärte, der in der Ueberzeugung, daß die chriſtliche Vollkommenheit darin beſtehe, daß man nichts habe, Alles, bis auf ſeinen Stab und ſeinen Bettelſack, weggeworfen hatte, und Schüler ſammelte, deren gänzliche Armuth für einen überzeugenden Beweis ihrer apoſtoliſchen Würde gehalten ward. Sie mußten ihr Brot betteln, und durften kein Geld annehmen. Dieſes Inſtitut fand ſo ſchnellen Beifall, daß man in der erſten allgemeinen Ordensverſammlung, die im Jahre **1219** gehalten ward, mehr als **5000** Brüder zählte. Zur Befriedigung des Andachtseifers unzähliger Perſonen beiderlei Geſchlechts, die, ohne ihre Häuſer verlaſſen zu müſſen, an den Verdienſten der neuen Apoſtel Theil zu nehmen wünſchten, errichtete der Stifter ſeinen dritten Orden. Hier iſt zu bemerken, daß Peter Waldo, ein Kaufmann zu Lyon, beinahe die nämliche Idee des Franciscus von Aſſiſi gehabt hatte.

Weil ſich aber jener dem heiligen Stuhle nicht ſo unterwürfig bewies, wie dieſer, ſo ward der erſtere als ein Patriarch der ketzeriſchen Albigenſer angeſehen, die denn auch nach ihm Waldenſer hießen. Der gute Erfolg, wovon der Bettelſtand der **Fratrum minorum**, wie man ſie zu nennen pflegt, begleitet ward, erregte die Nacheiferung des heiligen Dominicus, eines Spaniers von Geburt und Miſſionärs bei den Albigenſern, Stifters des Ordens der Brüder Prediger. Dieſe waren anfangs regulirte Domherren, und wurden bald Bettelmönche. Bei dem Volke galten ſie vielleicht ſo viel nicht, als die Franciscaner; aber zu Rom, an den Höfen und in den Schulen vermochten ſie deſto mehr, und durch die ihnen anvertraute Inquiſition wurden ſie überaus furchtbar. Alle dieſe Mönche, überhäuft mit Privilegien der Päbſte, unmittelbar dem heiligen Stuhle unterworfen, befreit, ſelbſt in Abſicht auf die Geſchäfte des Prieſterthums, von der Gewalt der Biſchöfe,

waren die ordentlichen Werkzeuge des römiſchen Hofes. Derſelbe ließ ſie ohne Koſten von einem Lande zum andern fliegen, beladen mit ſeinen Aufträgen und voll Eifers, ſolche zu vollziehen. Auch bei ihren eigenſinnigen Streitigkeiten mit der Weltgeiſtlichkeit, und beſonders mit den Lehrern zu Paris, wurden ſie von der ganzen päbſtlichen Gewalt unterſtützt, und es fehlte ihnen nie an Bullen und an Bannflüchen.

Daß ſie eine Gewalt, die ihnen ſo viel Anſehen gab, bis ins unermeßliche erhöhen würden; daß ſie nach Beſtreitung ihrer Widerſacher auf einander neidiſch und eiferſüchtig werden; daß ihre Andachtsübungen und ſcholaſtiſchen Lehrgebäude häufig Quellen des Aberglaubens und der Zwietracht werden würden; daß auf ihre erſte Hitze, auf die Anſtrengung eines erbaulichen und uneigennützigen Eifers, Erſchlaffung der Sittenſtrenge, Cabalen, Habſucht, Ränke und Arbeitsſcheu folgen müſſe: dies Alles hätte ein wenig Nachdenken über den Menſchen vorausſehen laſſen können. Der bloße Bettelſtand ſetzte ſie ſchon den größten Mißbräuchen aus; und wie konnte man ſich doch mit der geringſten Wahrſcheinlichkeit vorſtellen, daß Mönche in dem Umgange, den ſie mit allen Arten von Menſchen unterhielten, Sitten beibehalten ſollten, die allen Naturtrieben entgegen ſind? Eine übertriebene Frömmigkeit artet faſt immer in Schwärmerei aus. Unter den Franciscanern trat bald eine Secte der Spiritualen hervor, welche durch die Form ihrer Mönchskappen, durch den Stoff und die Farbe ihrer Kleidung, und beſonders durch die irrige Meinung, daß das Eigenthum ihrer Nahrungsmittel dem heiligen Stuhle zugehöre, in dem Orden eine Trennung verurſachten, ſich mit dem Banne belegen und zum Theile ſogar als Ketzer verbrennen ließen.

Im Jahre **1212** verordnete ein Concilium zu Paris, daß die reiſenden Mönche mit dem Nothwendigen ſollten verſorgt werden,

damit ſie nicht zur Schande des Herrn und ihres Ordens zu betteln gezwungen würden; und gerade eben damals vervielfältigte der heilige Franciscus die Zahl der freiwilligen Bettler. Im Jahre 1215 verbot die allgemeine lateraniſche Kirchenverſammlung die Stiftung neuer Orden, weil man beſorgte, daß ſie durch eine zu große Verſchiedenheit Verwirrung in der Kirche anrichten würden. Innocenz III., der dieſe Kirchenverſammlung hielt, hatte die Minoriten und Predigerbrüder errichtet; und die Carmeliter, die Auguſtiner und andere Bettelmönche erſchienen um dieſelbe Zeit.

Im Jahre 1274 unterdrückte das allgemeine Concilium zu Lyon alle dieſe ſeit der Regierung Innocenz III. errichteten Orden, und duldete die Carmeliter und Auguſtiner, bis eine andere Verfügung getroffen ſeyn würde. Dieſer Verordnung ungeachtet, entſtanden und erhielten ſich die Orden der Dreifaltigkeit und der Barmherzigkeit, die ſich durch die Hülfe, welche ſie den Unglücklichen leiſteten, ehrwürdig machten; die Orden der Serviten, des heiligen Kreuzes, der Cöleſtiner u. ſ. w. Die folgenden Jahrhunderte erzeugten noch viele andere.

Wilhelm von St. Amour, Profeſſor zu Paris, gab unter dem Titel: „Von den Gefahren der neueſten Zeiten," ſein berühmtes Buch gegen die Bettelmönche heraus, in welchem er ſie als die Phariſäer im Evangelium beſchrieb, die ſich in folgenden Zügen kennbar machten: „Sie ſitzen gerne obenan über Tiſch und in den Schulen, und haben es gern, daß ſie gegrüßt werden auf dem Markte, und von den Menſchen Meiſter genannt werden." Dieſe Schmähſchrift ward widerlegt und verdammt, und der Lehrer ins Elend verwieſen; aber ſeine Anhänger verloren den Muth nicht. Eine Partei zerfleiſchte die andere. Oft vertraten Schmähungen die Stelle der geltendſten Beweiſe. So ſtritt man viele Jahrhunderte hindurch, ohne die Wahrheit aufzuklären, bis endlich, geführt von der Hand des Zweifels, die echte Wiſſenſchaft auf-

trat, die Sitten unter der Feile des Verſtandes ihre Rauhigkeit verloren, und der alte Reſt der Pedanterie durch das unvertilgbare Lächerliche vertrieben wurde.

Die Inquiſition, die anfangs in Frankreich, wo ſie ſich nicht lange hielt, und ſpäter in Italien und Spanien eingeführt ward, war eine wahre Satyre auf die chriſtliche Religion. Tauſend Zeugen haben dieſem Tribunal den Vorwurf gemacht, daß ſie heimliche Irrthümer als die größten Verbrechen beſtrafe; daß ſie zu Angebungen verpflichte, die der öffentlichen Sicherheit äußerſt entgegen ſeyen; daß ſie bloßer Muthmaßungen wegen, und auf nichtige Anzeigen Bürger verfolge, die unter dem Schutze, ſowohl der bürgerlichen als der natürlichen Geſetze ſtehen; daß ſie folglich das Mißtrauen und die ängſtlichen Beſorgniſſe im Umgange bis in den Schoß der Familien verbreite; daß ſie durch Hinrichtungen eine Religion entehre, die lauter Liebe predigt, und daß ſie durch gewaltthätige, wider die Secten gerichtete Mittel den Fanatismus der Sectirer erwecke. Eine Bemerkung iſt hinlänglich, daß Unwiſſenheit ihre nothwendige Folge ſeyn mußte. Das Leſen der heiligen Bücher in der Mutterſprache war aufs ſtrengſte verboten, und folglich faſt allen Gläubigen unterſagt. Alle theologiſchen und philoſophiſchen Meinungen oder Wahrheiten, die den angenommenen Lehren der Inquiſition nicht entſprachen, hießen ketzeriſch, irrig, oder doch wenigſtens der Ketzerei verdächtig; ſie erregten Verfolgungen, und der denkende Mann zitterte vor dem Entſchluſſe, ſeinem Nachdenken freien Lauf zu laſſen.

Da die Dominicaner faſt allenthalben eine ſo ſchreckliche Macht ausübten, ſo waren auch ihre beſonderen Meinungen von einem großen Gewichte. Und eben dies iſt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, eine Urſache des befremdenden Eides, den die Sorbonne und ſelbſt der Rath zu Caſtilien forderten, die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria zu vertheidigen, obſchon der heilige Bern=

hard das Feſt, das dieſer Empfängniß wegen zu Lyon gefeiert ward, gemißbilligt hatte, und obſchon die römiſche Kirche dieſe Lehre nie unter die Zahl der Glaubensartikel aufgenommen hat.

Es entſtanden Univerſitäten und vervielfältigten ſich. Die Univerſität zu Paris hatte großen Zulauf aus ganz Europa; aber man trieb daſelbſt keine guten Studien.

Alles beſchränkte ſich beinahe auf Lehren ſcholaſtiſcher Spitzfindigkeiten. Die größte Gelehrſamkeit beſtand darin, daß man, und zwar ohne Sachkenntniſſe, über Worte ſtritt; daß man die Vernunft in einem Labyrinthe von Schlüſſen, woraus kein einziger deutlicher Begriff erwuchs, herumirren ließ; und daß man Zeugniſſe, die oft lächerlich waren und faſt immer unrecht verſtanden wurden, als unwiderſprechliche Beweiſe darſtellte.

Ein im Jahre 1210 zu Paris gehaltenes Concilium verdammte die ariſtoteliſche Philoſophie zum Feuer, weil man ihr Aufkommen der Ketzerei zuſchrieb. Unterdeſſen war Ariſtoteles mehr als jemals das Orakel, nicht nur der Philoſophen, ſondern auch der Theologen, die ſich mehr auf ihn als auf die Kirchenväter beriefen. Daher die finſtern Grübeleien, welche die Glaubenslehren in Gefahr ſetzten, und Trennungen erzeugten. In der Nacht der Unwiſſenheit wanderte man auf Glück und Zufall, und wußte nicht die richtige Mittelſtraße zu halten. Die Wiſſenſchaften bedurften freilich einer Aufmunterung; dagegen aber hätten auch die Univerſitäten in der Unterwürfigkeit unter die Geſetze ein Beiſpiel geben ſollen. Durch die unermeßlichen Vorrechte, die man an ſie verſchwendete, wurden ſie manches Mal der Regierung furchtbar. Die Schüler ſogar ſtanden nicht unter der weltlichen Gerichtsbarkeit. Dieſe zahlreiche unordentliche und zügelloſe Jugend beging ungeſtraft die größten Ausſchweifungen. Die Lehrer, die weniger Eiferſucht für das allgemeine Wohl als für ihre verderblichen Vorrechte hegten, widerſetzten ſich jedes Mal den Richtern, ſo oft die-

ſelben die Schuldigen beſtrafen wollten. Dieſes war zu Paris und anderwärts eine Quelle vieler Unordnungen.

Da die Päbſte zu gleicher Zeit über dieſe gelehrten Geſellſchaften herrſchen wollten, indem ſie ſolche bald wider die weltliche Macht in Schutz nahmen, und bald durch ihren päbſtlichen Despotismus aufbrachten; ſo verurſachten ſie dadurch Unruhen, die der Wahrheit und dem gemeinen Rechte gleich ſchädlich waren, und ſo wurden ehrwürdige Stiftungen, die Europa der Barbarei entreißen ſollten, lange Zeit hindurch von der allgemeinen Seuche mit angeſteckt.

Was ſich im Jahre **1304** zu Paris zutrug, verdient bemerkt zu werden. Der Stadtrichter hatte einen Schüler hängen laſſen. Der geiſtliche Richter ſtellte einen förmlichen Befehl aus, daß die ſämmtlichen Pfarrer ſich in Proceſſion nach der Wohnung des Stadtrichters begeben, Steine hinein werfen und dabei ausrufen ſollten: „Weg mit Dir, verdammter Satan! erkenne Deine Bosheit, und gib unſerer Mutter, der heiligen Kirche, deren Freiheiten Du gekränkt haſt, die ſchuldige Ehre, wo nicht, ſo ſey Dein Loos, wie das Loos des Dathan und Abiram, die lebendig von der Erde verſchlungen wurden.“ Alle Schulen wurden geſchloſſen, die Stadtobrigkeit ſah ſich genöthigt, der Univerſität die verlangte Genugthuung zu geben, und nach Rom zu gehen, um ſich daſelbſt eine Buße auflegen und losſprechen zu laſſen. — Die beiden Dominicaner, Albert der Große und deſſen Schüler, der heilige Thomas Aquinas, blühten in dieſem Jahrhunderte. Des erſteren **21** Bände in Folio ſind in Vergeſſenheit gerathen; der letztere aber iſt noch ein Orakel in der Theologie.

Wenn man ſeinen durchdringenden Verſtand und ſeine Erklärungsgabe bewundert, muß man es bedauern, daß er von dem Strome ſpitzfindiger Streitfragen hingeriſſen wurde.

Ein anderer Dominicaner, Jacob de Voragine, Erzbiſchof von Genua, gab eine mit Mährchen angefüllte Sammlung von Lebensgeſchichten der Heiligen heraus, die dem Aberglauben einige Zeit zur Nahrung diente, endlich aber die verdiente Verachtung traf. Das war die goldene Legende. Roger Bacon, ein Engländer von Geburt und Franciscanermönch, war ein Sternkundiger, ein Mathematiker, ein Naturlehrer, ein Chemiſt, ein Arzneigelehrter und Künſtler, erfand eine Art Brennſpiegel u. ſ. w. und zeigte ſich als einen Mann von überaus großem Geiſte und Einſichten zu einer Zeit, da die beſten Köpfe gewöhnlich Sophiſten waren, weßhalb er denn auch der Zauberei beſchuldigt wurde.

Frankreich, England, Schottland und der Kirchenſtaat zu Ende des 13. Jahrhunderts.

Die berühmte Regierung Philipps IV., mit dem Zunamen des Schönen, Sohnes und Thronfolgers Philipps des Kühnen, der im Jahre 1285 geſtorben war, macht, wegen der durch ſie bewirkten wichtigen Begebenheiten, in der Weltgeſchichte Epoche. Wir werden die Unternehmungen eines ſtolzen Pabſtes mit Muth zurückgewieſen, werden die königliche Gewalt mit Erfolg in Kraft erhalten, aber auch mit Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten befleckt ſehen. Schreckliche Kriege entzündeten ſich zwiſchen den Franzoſen und Engländern, und ein gegenſeitiger Haß vergrößerte das Unglück dieſer beiden Staaten. Eduard I., Sohn Heinrichs III., ein eben ſo tapferer als ehrſüchtiger und ſtaatskluger Fürſt, regierte ſeit dem Jahre 1272 in England. Er hatte ſich die Waleſer unterwürfig gemacht, die, obſchon ſich ihr Fürſt während der vorigen Regierung für einen Lehensmann der Krone erklärt hatte, noch immer ihre Unabhängig-

keit zu erhalten ſtrebten. Die beiden letzten Fürſten der Waleſer, Lewellyn und ſein Bruder David, welche ſie wieder in ihre Rechte einſetzen wollten, wurden überwunden und verloren das Leben.

Lewellyn war ſchon ein Mal von Eduard I. gedemüthigt, und als er zum zweiten Male die Waffen ergriff, gezwungen worden, der Krone zu huldigen.

Man trug ſich mit einer Prophezeihung Merlins, daß Lewellyn des Brutus Reich in Britannien wieder aufrichten und mit einer Krone auf dem Haupt durch London ziehen würde.

Nach einem gehaltenen Treffen wurde Lewellyn unter den Erſchlagenen gefunden; man hieb ihm den Kopf ab, faßte denſelben in eine ſilberne Krone, und ſteckte ihn auf einen Pranger. Sein Bruder David, der ſich in einer finſtern Höhle verſteckt hatte, wurde gefangen genommen, und dem über ihn geſprochenen Urtheile zufolge gehängt, geſchleift und geviertheilt.

Von dieſer Zeit an wird der jedesmalige älteſte Sohn des Königs von England Prinz von Wales genannt. Daß der älteſte Sohn des Königs von England den Titel eines Prinzen von Wales führt, kommt eigentlich daher, daß Eduard I., um der Eitelkeit der Waleſer zu ſchmeicheln, ſeine Gemahlin in der Feſtung Caernarvon ihre Niederkunft halten ließ, und darauf den Prinzen, den ſie gebar, und der nachmals unter dem Namen Eduard II. ſeinem Vater in der Regierung folgte, den Großen von Wales als ihren Landsmann und ernannten Fürſten vorſtellte. Seit vielen Jahrhunderten war Schottland von Königen aus einem und demſelben Hauſe beherrſcht worden. Einer dieſer Könige, Wilhelm, war als ein Gefangener Heinrichs II. genöthigt worden, dieſem zu huldigen. Weil aber Richard einem mit Gewalt erzwungenen Rechte entſagt hatte, ſo ſchien die Unabhängigkeit der Thronfolger Wilhelms nicht beſtritten werden zu können. Unterdeſſen benützte Eduard eine ſonderbare Gelegenheit, um ſich in die Rechte der

Lehensherrſchaft zu ſetzen. Verſchiedene Thronbewerber, unter andern Johann Balliol oder Bailleul und Robert Bruce, die beide von mütterlicher Seite Abkömmlinge des königlichen Hauſes in Schottland waren, machten ſich die Krone ſtreitig, die damals durch das Ableben Alexanders III. und deſſen einzigen Erben erledigt war. Da das Recht zweifelhaft und die Schotten viel zu unwiſſend waren, um darüber zu urtheilen, ſo beſchloſſen ſie, die Entſcheidung dieſer Sache dem Könige von England zu übertragen.

Nachdem Eduard aus den alten Jahrbüchern Alles hatte ſammeln laſſen, was ſeine Abſichten mehr oder weniger zu begünſtigen ſchien, rückte er mit einem Heer an die Gränzen des Reichs, und erklärte, daß er die Sache nicht bloß als Schiedsrichter, ſondern als Oberlehensherr entſcheiden wollte. Die Thronbewerber ermangelten nicht, die Oberherrſchaft ihres Richters, der ſich aus Vorſicht die feſten Plätze einräumen ließ, anzuerkennen. Man zog darauf die beſten Rechtsgelehrten in Europa zu Rath, und auf ihr einſtimmiges Gutachten that Eduard den Ausſpruch zum Beſten Balliols, weil ihm das Repräſentationsrecht zu ſtatten kam. Er war der Sohn der älteſten Urenkelin Davids, Königs von Schottland, der im Jahre 1153 geſtorben war. Der König von Schottland legte im Jahre 1293 den Huldigungseid ab; aber voll Unwillens über eine Abhängigkeit, die man immer drückender zu machen ſuchte, trat er heimlich in eine Verbindung mit dem Könige von Frankreich wider den König von England. Gemeinſchaftliche Vortheile mußten die freundſchaftliche Verbindung Frankreichs und Schottlands lange unterhalten.

Ein engliſcher Matroſe gerieth mit einem Matroſen aus der Normandie in Streit, und erſchlug denſelben. Wer hätte es denken ſollen, daß aus dieſem Matroſenzwiſte ein Krieg entſtehen würde? Aber oft hängt das Schickſal der Völker von ſolchen

geringfügigen Dingen ab. Um ihren Landsmann zu rächen, durchkreuzten die Normänner die See. Die Engländer ſchlugen dieſelben, trotzten ſogar Rochelle, und plünderten das Land umher. Philipp der Schöne verlangte Genugthuung; Eduard I. leiſtete ſie nicht. Als Herzog von Guienne vor den Hof der Pairs geladen, weigerte er ſich anfangs zu erſcheinen. Später ſandte er ſeinen Bruder Edmund, um eine Unterhandlung zu treffen, aber am Ende des Vorladungstermins, 1295, zog der Lehensherr Guienne ein, das man ohne den geringſten Widerſtand in Beſitz nahm, woraus hervorgeht, daß Philipp ſeinen Feind mit falſchen Friedensverſicherungen hingehalten habe.

Der Graf von Flandern und der Kaiſer Adolph von Naſſau waren Englands Bundesgenoſſen. Dieſer letztere war nach dem Ableben Rudolphs von Habsburg im Jahre 1291, mit Hintanſetzung Alberts von Oeſterreich, Rudolphs Sohn, vor deſſen Macht die Churfürſten ſich fürchteten, erwählt worden. Nicht ruhig im Innern, war Deutſchland außerhalb ſeiner Gränzen wenig zu fürchten.

Philipp der Schöne begegnete Adolph mit Verachtung. Das Geld, das dieſer von Eduard erhalten hatte, verwendete er zu ſeinen eigenen Bedürfniſſen und nicht zum Vortheile ſeiner Mitverbundenen. Eduard eroberte Schottland, und Philipp einen großen Theil von Flandern.

Von Noth gedrungen, legte Balliol die Krone Schottlands in die Hände Eduards feierlich nieder. Dennoch wurde der unglückliche Balliol gefangen nach London geführt, in den Tower geſetzt, und zwei Jahre darauf nach Frankreich verwieſen, und kam dann nach Oxford, wo er als Privatmann ſtarb. Den Kaiſer ausgenommen, erlitten die Bundesgenoſſen von beiden Seiten einen anſehnlichen Verluſt.

Bonifacius VIII. (Cajetanus) ſaß damals auf dem

heiligen Stuhle. Die Art, wie er ihn beſtieg, entwickelt völlig ſeine Denkart.

Er hatte Cöleſtin V., der mit der Heiligkeit eines Einſiedlers die größte Einfalt verband, zur Niederlegung der päbſtlichen Würde beredet, die derſelbe zu bekleiden in der That unfähig war; und beſorgt, daß Cöleſtin wieder auf den heiligen Stuhl geſetzt werden möchte, hatte er denſelben in einem harten Gefängniſſe ſterben laſſen. In der That war die Rechtmäßigkeit ſeiner Abdankung ſchon beſtritten. Eine geiſtliche Würde wird nur in die Hände eines Oberen niedergelegt; ein Pabſt hat keinen Oberen, daher kann denn auch derſelbe ſein Amt nicht niederlegen. Dieſe Schlußfolge, die der alten Schule ſo ganz würdig war, ſchien den Mißvergnügten ein ſtarker Beweis; obſchon Cöleſtin die nicht weniger unpaſſende Vorſicht gebraucht hatte, den unumſchränkt herrſchenden Päbſten kraft einer Bulle die willkürliche Niederlegung ihrer Würde zu erlauben. Er ſelbſt iſt der Einzige, der jemals von dieſem Rechte Gebrauch gemacht hat. Bonifacius, der ſo ſehr, wie irgend Jemand, von den Chimären des römiſchen Hofes bethört war, hatte zur Durchſetzung derſelben einen kühnern Geiſt, als einer ſeiner Vorgänger. Er ſchickte, gleich als ob er Herr und Meiſter aller Kronen wäre, an alle Könige Befehle ab. „Du weißt, ohne Zweifel,“ ſchrieb er an Eduard I., „daß der heilige Stuhl das gültigſte Eigenthumsrecht auf das Königreich Schottland hat.“ In einem Briefe, Ungarn betreffend, welches Königreich er gleichfalls in Anſpruch nahm, ſagte er: „Der römiſche Pabſt, den Gott über die Könige und Königreiche geſetzt hat, und der den erſten Rang über alle Sterblichen behauptet, richtet ruhig von der Höhe ſeines Thrones, und verſcheucht alle Uebel mit ſeinen Blicken.“ Sein Blick that indeſſen nichts weiter, als daß er ſeine Bannſtrahlen auf Frankreich ſchleuderte, wo ein ſtolzer unumſchränkter König ſeinen Ausſprüchen Trotz bot. Er war aufge-

bracht wider Philipp den Schönen, den er auf eine von dem Grafen von Flandern an den heiligen Stuhl eingereichte Appellation vergebens hatte vorladen laſſen. Eine Steuer, womit der König die Geiſtlichen belegt hatte, und die Klagen, welche dieſe dagegen zu Rom erhoben, gaben dem Pabſte Gelegenheit, ſeine Erbitterung ausbrechen zu laſſen.

Damals kam die berühmte Bulle Clericis laicos heraus, die jedem Geiſtlichen und jedem Mönche, ohne die Erlaubniß des Pabſtes irgend eine Steuer oder auch ein freiwilliges Geſchenk zu erlegen, verbot, und einem jeden, der dergleichen bezahlen oder annehmen würde, den Bann ankündigte. Philipp der Schöne verbot dagegen ſeinerſeits, ohne von ihm eigenhändig unterzeichnete Erlaubniß, Geld aus dem Reiche zu bringen. Dadurch verſetzte er dem römiſchen Hofe, der ſich mit franzöſiſchem Gelde bereicherte, einen empfindlichen Streich. Bonifacius erklärte in einer andern Bulle dieſes Verbot für unſinnig, wofern man es bis auf ihn und auf die Geiſtlichen ausdehnen wollte, weil weltliche Fürſten über ſie nicht die geringſte Gewalt hätten. Der König antwortete in einem ſehr ernſten Manifeſte, daß die Geiſtlichen als Glieder des Staates und Theilnehmer an der Wohlfahrt deſſelben, auch zur Beſtreitung der Staatsbedürfniſſe das Ihrige beitragen müßten, und daß man ihnen ſolches um ſo viel weniger verbieten könne, da man ihnen nicht wehrte, ihre Einkünfte, zum Nachtheile der Armen, in eitlen Geprängen und Luſtbarkeiten zu verſchwelgen. Eduard I. bewies ſich eben ſo ſtandhaft als Philipp. Die engliſche Geiſtlichkeit verweigerte ihm, zufolge der Bulle Clericis laicos, eine Subſidie; alſobald erklärte er, daß die Geiſtlichen ſich hinfort des Schutzes der Geſetze nicht mehr ſollten zu erfreuen haben; denn da ſie die Regierung nicht mit ihren Beiträgen unterſtützen wollten, ſo ſey man ihnen auch keinen Schutz ſchuldig. Von nun an wurden die Klagen der Geiſtlichen

von den Gerichtshöfen zurückgewieſen, hingegen alle wider ſie gerichteten Klagen nach den Geſetzen abgeurtheilt. Dies half mehr, als alle Manifeſte; der päbſtlichen Bulle ungeachtet, erhielt der König bald den verlangten Geldbeitrag.

Zwei raubgierige und grauſame Oberrichter, Ormesby und Coſtingham, reizten durch ihre Ungerechtigkeit die bedrängten Schotten im Jahre 1298 zur Empörung. Sie hatten Wilhelm Wallace, den Sohn eines Edelmanns, von außerordentlicher Stärke und Unerſchrockenheit, zum Anführer, der in der Landſchaft Stirling das engliſche Heer ſchlug. Aber in dem Treffen bei Fallkirg erhielt Eduard einen völligen Sieg. Eben ſo vollkommen war der Sieg, den die Schotten im Jahre 1302 bei Roslin erfochten. Endlich brachte Eduard im folgenden Jahre ganz Schottland zur Unterwürfigkeit. Nur Wallace, der mit wenigen Truppen nach dem Gebirge gezogen war, behauptete noch ſeine Unabhängigkeit. Doch war dies nur von kurzer Dauer. Verrathen von ſeinem Freunde, Sir Johann Monteith, ward er im Schlafe überfallen, in Ketten nach London gebracht, in Weſtminſterhall, wo man ihn zum Spotte auf einen hohen Stuhl ſetzen ließ, und mit Lorbeeren bekränzte, vor Gericht geſtellt, und, nachdem man ihn daſelbſt der Strafe des Hochverrathes ſchuldig erklärt hatte, gehängt, geſchleift und geviertheilt; ſein Kopf aber und ſeine Viertheile wurden in den vornehmſten Städten Englands aufgeſteckt. — Eduard hatte dem jungen Robert Bruce verſprochen, ihn nach Balliols Ableben mit dem Königreiche Schottland zu belehnen, erfüllte aber ſein Verſprechen nicht. Dadurch aufgebracht und voll Eifers, ſein Vaterland von dem engliſchen Joche zu befreien, traf er ſchon, als er ſich noch an Eduards Hofe befand, geheime Anſtalten zu einer Empörung. Auf die Warnung eines Freundes, der ihm ein Paar vergoldete Sporen ſchickte, entfernte er ſich eiligſt vom Hofe, ging nach Schottland,

vertrieb die daſelbſt befindlichen engliſchen Truppen, und ließ ſich zum Könige krönen. Nach einem Treffen in der Grafſchaft Perth, in welchem Bruce geſchlagen ward, rückte Eduard mit einem furchtbaren Heer perſönlich in Schottland ein, und ließ die Schweſter des Bruce in einem hölzernen Käfige über den Wällen einer Feſtung aufhängen, und ſeine zwei Brüder durch den Scharfrichter hinrichten. Schon hatte Eduard die Schotten beinahe auf das Aeußerſte gebracht, als er im Jahre 1307 zu Carlisle ſtarb. Dies gab der Sache plötzlich eine ganz andere Wendung, denn unter der Regierung des ſchwachen Eduards II. ward es Robert Bruce leicht, ſeine Macht in Schottland zu befeſtigen.

Die ſchon erwähnte Bulle Clericis laicos wurde auch von einer Kirchenverſammlung zu Toledo angenommen, und zwar zu eben der Zeit, als Ferdinand IV., um dem Pabſte für gewiſſe, von demſelben ihm zugeſtandene Vergünſtigungen 10,000 Mark Silbers zu bezahlen, Subſidien eintrieb. In Caſtilien war unſtreitig die Geiſtlichkeit die herrſchende Partei, und man war daſelbſt mehr als in andern Ländern in der Sclaverei des Pabſtes.

Bonifacius gebrauchte einige Mäßigung gegen Frankreich, indem er ſeiner Bulle eine nähere Erklärung beifügte, und zugab, daß die Könige im dringenden Nothfalle ohne Erlaubniß von Rom die Geiſtlichkeit zu Steuern anhalten könnten. Philipp ließ ihm darauf nicht nur volle Gewalt zur Erhebung eines Zehnten, ſondern willigte auch ein, daß ihm die Vermittlung ſeiner Streitigkeiten mit dem Kaiſer und dem König von England übertragen würde, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß der Pabſt nicht als eigentlicher Richter, ſondern nur als angenommener Schiedsrichter entſcheiden ſollte. Der Pabſt ſprach das Entſcheidungsurtheil als ſein perſönlicher Feind, denn er verlangte, daß Frankreich nicht nur Guienne, ſondern auch Flandern wieder zurückgeben ſollte. Dieſer Ausſpruch wurde aber mit Unwillen verworfen.

Adolph von Naſſau.

Adolph, Graf von Naſſau, ein Sohn Walrams von Naſſau und der Adelheid, Gräfin von Katzenellnbogen, war ein tapferer und thätiger Mann, dem es aber an Macht fehlte, um ſich mit Nachdruck behaupten zu können. Er wurde zu Jedermanns Erſtaunen zu Frankfurt den 10. Mai im Jahre 1292 zum römiſchen König ernannt, ſo ſehr ſich auch Albrecht, der Herzog von Oeſterreich, darum bewarb, und ſo große Hoffnungen ihm auch dazu gemacht wurden. Adolph auf den Thron zu erheben, lag dem Erzbiſchofe von Mainz, ſeinem Vetter, deſto mehr an, weil er ſich mehrere Vortheile von ihm verſprach, und um ſich hierzu zum Meiſter aller Stimmen zu machen, ſchlug er einem jeden Churfürſten einen ihm verhaßten Candidaten vor. Dadurch gelang es ihm, daß ein jeder ſeine Stimme ihm mit der Bedingung überließ, jeden andern, aber nur den nicht zu erwählen, den er vorgeſchlagen hatte. Dieſen Vortheil benutzte der Erzbiſchof, und erwählte auf ſolche Art Adolph, den alle ſo wenig vermutheten, daß einige bei dieſer Ernennung erſchraken, andere aber darüber murrten. Eine für das Reich ſchädliche Spaltung zu verhüten, ließen ſie ſich indeſſen Adolphs Ernennung gefallen, und erkannten ihn für ihren Kaiſer; nur der Pfalzgraf am Rhein zog ſich vor der Krönung zurück, die andern aber führten den neuen römiſchen König nach Aachen, wo er den 24. des Brachmonats von dem Erzbiſchofe von Cöln ſammt ſeiner Gemahlin Imagina von Limburg gekrönt wurde, und ſich den Eid der Treue leiſten ließ. Dem Herzoge von Oeſterreich war es freilich empfindlich, einen ſo ohnmächtigen Grafen ſich vorgezogen zu ſehen, lieferte aber nach einigem Weigern das Schloß Trifels mit den darin aufbewahrten Reichsinſignien aus, und ließ ſich von Adolph zu Oppenheim belehnen, ſchlug aber die ihm angetragene Vermäh-

lung ſeiner Tochter mit einem von Adolphs Söhnen mit Stolz und Verachtung aus. Dieſe Würde kam dem neuen König gleich anfangs ſchon ſehr ſauer an, denn ſein eigenes Vermögen war ſehr gering, und die kaiſerlichen Tafelgelder waren größtentheils den mächtigſten Fürſten in die Hände gerathen. Er war ſo arm, daß er den bei der Wahl zu Frankfurt gemachten Aufwand nicht ein Mal erſetzen konnte, und wollte deßhalb die Juden in dieſer Stadt mit einer Steuer belegen; da aber der dortige Schultheiß ſich widerſetzte, ſo mußte endlich ſein Vetter Gerhard, um dem König nur Geld zu verſchaffen, einige ſeiner Stiftsgüter verpfänden. Einige Tage nach der Krönung fertigte Adolph zu Gunſten des Erzbiſchofs von Mainz, ſeines Wohlthäters und Beförderers, jene Urkunde aus, worin er dieſem Alles bewilligte, was derſelbe ſich von ihm ſchon vor der Wahl ausbedungen hatte, und wodurch er ſich gleichſam von dieſem die Hände binden ließ. Adolph wollte in die Fußtapfen Rudolphs treten, erneuerte den Landfrieden auf drei Jahre, reiſ'te ſelbſt im Reiche herum, um die Befolgung der Reichsgeſetze zu bewirken, und ſtillte die Unruhen im Elſaße. Durch den glücklichen Erfolg ſeiner erſten Regierungsjahre angefeuert, ließ ſich Adolph in Entwürfe ein, die ihm höchſt verderblich werden mußten, und ihm zuletzt Leben und Krone koſteten. Bei dem immerwährenden Haß zwiſchen den Engländern und Franzoſen ließ ſich Adolph unter vortheilhaften Bedingungen von Eduard gegen Philipp den Schönen in ein Bündniß ziehen, ſich zu dieſem Kriege Subſidiengelder zahlen, und erklärte in dem Fehdebriefe überhaupt, daß er dieſen darum unternehme, weil Frankreich verſchiedene dem Reiche und dem Kaiſer zugehörige Güter, Beſitzungen, Rechte und Gerichtsbarkeiten unrechtmäßig beſitze. Gleichwie aber damals in Deutſchland ſehr oft der Fehdebrief die einzige Feindſeligkeit war, ſo kam es auch hierin nicht weiter, ſondern Philipp that vielmehr dem deutſchen Reiche da-

durch wehe, daß er mittelſt einer Ehe zwiſchen ſeinem Sohne und der Tochter des Grafen von Burgund dieſe Grafſchaft für baares Geld zu ſeiner Krone zog, worüber ſich zwar Adolph bei dem Pabſte beklagte, jedoch nicht mehr am Leben war, als dieſer den Ausſpruch that. Während der Pabſt dem Ausbruche des Krieges zwiſchen England und Frankreich durch Waffenſtillſtand Einhalt that, kaufte Adolph die thüringiſchen und meißniſchen Lande, die Albrecht, der Unartige genannt, Landgraf von Thüringen und Markgraf von Meißen, ſeinen eigenen Söhnen und rechtmäßigen Erben aus Haß gegen ſeine Gemahlin und Liebe gegen ſeine Maitreſſe auf das widerrechtlichſte entriſſen hatte. Da nebſt den Söhnen des Landgrafen der größte Theil des Adels und der Städte in Thüringen und Meißen dieſem ſonderbaren Länderverkaufe, wobei Adolph die üble Nachrede hatte, dieſen Kauf mit den engliſchen Subſidiengeldern gemacht zu haben, widerſprachen, ſo kam es zu einem anhaltenden Kriege, wobei das Glück abwechſelte, bis Adolph, durch ein wichtiges Ereigniß gehemmt, nichts weiter unternehmen konnte. Weil Adolph ſich von dem Erzbiſchofe von Mainz, ſeinem Beförderer, und von ſeinen Freunden, wie ſie darauf gerechnet hatten, nicht leiten ließ, ſein nach der Krönung gethanes Verſprechen nicht erfüllte, durch einige despotiſche Maßregeln auch die meiſten Fürſten beleidigte, durch die unerhörten Ausſchweifungen ſeiner ganz zügelloſen Truppen, durch den widerrechtlichen Kauf der thüringiſchen und meißniſchen Länder von einem wider ſeine Söhne erbitterten ungerechten Vater, und durch den mit England geſchloſſenen Subſidienvertrag zu Mißvergnügen reizte; ſo beſchloß dieſer Erzbiſchof, ihm Albrecht von Oeſterreich entgegenzuſtellen, der dieſe Gelegenheit benützte, und die Stimmen der Fürſten an ſich zog, um auf den Thron zu gelangen. Das Vorhaben, Adolph ab- und Albrecht an ſeine Stelle einzuſetzen, theilte man zwar dem Pabſte mit; doch dieſer verwarf es auf eine Art,

daß er die ganze Sache vielmehr als eine unterſchobene anſah. Deſſen ungeachtet fuhr man in der Verſchwörung weiter fort, die in einer Verſammlung zu Eger zur vollkommenen Reife hatte kommen ſollen. Adolph erhielt Nachricht davon, ergriff ſeine Maßregeln dagegen, konnte aber jene zu Baden doch nicht verhindern, ob er gleich den Erzbiſchof von Mainz in einem ſeiner Schlöſſer eingeſchloſſen hielt. Indeſſen verſammelten ſich die Fürſten im Jahre 1298 zu Mainz, brachten ihr Vorhaben gegen Adolph zur Ausführung, glaubten dabei einen Schein der rechtlichen Vorſchriften zu beobachten, als ſie ihn drei Mal vorluden, und erſt alsdann, nachdem er nicht erſchienen war, verurtheilten ſie ihn und ſetzten ihn endlich den 23. des Brachmonats förmlich ab. Feſt entſchloſſen, ſein Recht mit dem Schwert zu vertheidigen, ließ es Adolph bei Worms auf eines der hitzigſten und hartnäckigſten Treffen ankommen; als er ſich aber unvorſichtig zu weit in die Feinde wagte, ward er überwunden, ſchwer verwundet, und blieb darauf todt auf dem Wahlplatze den 2. Tag des Heumonats in dem nämlichen Jahre und im 7. ſeiner Regierung. Bei dem Anblicke ſeines entſeelten Leichnams weinte ſein Vetter, der Erzbiſchof von Mainz, und ſagte: „Der tapferſte Mann iſt an ihm verloren gegangen.“ Allein die Rührung war vorübergehend. Der Leichnam wurde in das benachbarte Kloſter Roſenthal zu Grabe gebracht; Heinrich VII. aber ließ ihn in der Folge in der kaiſerlichen Gruft zu Speier beiſetzen. Bei der Abſetzung dieſes Königs konnte man nicht ſagen, daß der Pabſt auch nur den geringſten Einfluß dabei gehabt hätte. Der Anfang von Adolphs Regierung war ziemlich glücklich. Er hielt einige Reichstage zu Cöln, Eßlingheim und Nürnberg, wo er mit Einwilligung der Großen viele Reichsgeſchäfte in Ordnung brachte. Sobald er aber angefangen hatte, willkürliche Gewalt in Deutſchland einzuführen, brachte er die Fürſten wider ſich auf, was einer der hauptſächlichſten Beweggründe

Rosmäsler Berlin 1841

TOD ADOLPHS VON NASSAU.

ſeiner Abſetzung war. Es mangelte ihm auch an jenen ſchönen Eigenſchaften, die man an einem Oberherrn bewundert. Sein von manchen Schriftſtellern hoch geprieſener Muth war nur eine heftige Tapferkeit, die ihm bloß das Temperament gab, aber nie von Ueberlegung geleitet war, der Gefahr nur verwegen trotzte, ohne dieſe zu kennen, und die ihm daher mit dem Siege das Leben entriß. Er war von Natur ſtolz, herrſchſüchtig, nicht ſonderlich treu in Erfüllung ſeines Wortes, und nichts weniger als ein Rudolph. Er wollte zwar das Beiſpiel dieſes ſeines großen Vorfahrs nachahmen, hatte aber weder deſſen Macht, noch Staatsklugheit, noch Kaltblütigkeit. Gleichwohl ſchien er in ſeiner Lage geglaubt zu haben, auch ohne Vermögen Alles zu vermögen, und hatte daher zu ſeinem Wahlſpruche: „Beſſer iſt ein Mann ohne Geld, als das Geld ohne Mann.“ Ohne Anſehen, ohne perſönliche Eigenſchaften und ohne mächtige Unterſtützung würde er, wenn er auch gewollt hätte, für den Wohlſtand Deutſchlands ſo viel nicht haben thun können, als Rudolph; ſeine Habſucht aber ſtörte ſogar noch die innere Ruhe, die er hätte befeſtigen ſollen. Daher war ſeine Regierung, im Ganzen genommen, eine der nachtheiligſten für das kaiſerliche Anſehen.

Albrecht I.

Albrecht, Herzog von Oeſterreich, der älteſte Sohn Rudolphs von Habsburg, war zwar ſchon bei der Abſetzung Adolphs von vier Churfürſten zum römiſchen König erklärt, weil aber eine ſolche Wahl nicht vollkommen einſtimmig und mehr eine Empörung war, die kein Recht zur Krone geben konnte, ſo entſagte er derſelben, gewann inzwiſchen auch die Stimmen der übrigen Churfürſten, und ward auf ſolche Art zu Frankfurt den 9. des Som-

mermonates im Jahre 1298 einſtimmig zum König gewählt, und den 24. darauf zu Aachen von dem Erzbiſchofe von Cöln mit großer Pracht gekrönt. Erkenntlich gegen die Wahlherren, verlieh ihnen dieſer neue König, vorzüglich aber dem Erzbiſchofe von Mainz, mehrere Gnaden, Rechte und Freiheiten, hielt zu Nürnberg den erſten, aber einen der zahlreichſten und glänzendſten Reichstage, handhabte den beſtätigten Landfrieden, und ſchickte Geſandte an Philipp, König von Frankreich, um ihn von ferneren Beeinträchtigungen der Reichsgränzen abzumahnen. Dieſer ſchlug zur Beilegung dieſer Irrungen mit Deutſchland gütliche Unterhandlungen und eine Heirath ſeiner Schweſter Blanca mit Albrechts älteſtem Sohne Rudolph vor, dem ſein Vater bereits die Regierung der öſterreichiſchen Staaten übergeben hatte. Um ſich in keinen Verdacht zu ſetzen, als ob Albrecht ſeinen Privatabſichten die Reichsrechte aufopfern wollte, lud Albrecht die Chur- und andere Fürſten zu einer Zuſammenkunft nach Quatrevaux zwiſchen Toul und Vaucouleurs ein, wo er die Abſicht hatte, nach dem Vorſchlage ſeines Vaters das Königreich Arelat wieder zu errichten, und es einem ſeiner Söhne zuzuwenden, und die Sache ſchien deſto weniger Schwierigkeiten zu unterliegen, weil dieſer Sohn die Schweſter des Königs von Frankreich heirathen ſollte. Die Fürſten erſchienen zwar; doch anſtatt einzuſehen, daß dieſer Vorſchlag das einzige Mittel ſey, dieſes Königreich bei dem Reiche zu erhalten, wenn es einem deutſchen Prinzen unter der Lehensverbindlichkeit gegeben würde, ſahen ſie es vielmehr als nachtheilig für das Reich an, und widerſetzten ſich dieſem Vorhaben, von dem ſie ihren Unwillen auch in der Folge nicht verbergen konnten; denn, nachdem Albrecht auf Anrathen des Königs von Frankreich die Churfürſten zu bereden ſuchte, ſeinen Sohn Rudolph zum römiſchen König zu erwählen, erklärte der Erzbiſchof von Mainz öffentlich, er werde nie darein willigen, daß bei Lebzeiten des Königs

die Regierung des Reichs auf deſſen Erben gebracht würde, wofür ihm und den übrigen dagegen aber auch der König die Unkoſten bei dieſer Reiſe nicht erſtattete, und dadurch den Unwillen noch mehr vergrößerte.

Albrecht glaubte hierauf nach erloſchenem männlichen Stamme Johanns, des Grafen von Holland, die erledigten Landſchaften Holland, Seeland und Friesland als verfallene Lehen dem Reiche wieder zurückbringen zu können, ſtand aber wieder von dieſem Unternehmen ab, weil in den niederländiſchen Landſchaften die weibliche Erbfolge ſtatt hatte, und war weit glücklicher in jenem gegen die rheiniſchen Churfürſten. Da dieſe ihre gegen den Landfrieden und zum Nachtheile des Handelsſtandes willkürlich eingeführten Rheinzölle durchaus nicht aufheben wollten, ſo beſchwerte er ſich über dieſe ungerechten Erpreſſungen bei dem Pabſte; der Erzbiſchof von Mainz, der meiſtens dabei verloren haben würde, ſpann dagegen eine heimliche Verſchwörung gegen den König an, indem er den Pfalzgrafen am Rhein, als Richter in Streitigkeiten mit dem König, beauftragte, die Rechtmäßigkeit der Wahl Albrechts zu unterſuchen. Bonifaz VIII., den bereits das Bündniß dieſes Königs mit ſeinem Feinde, dem König von Frankreich, verdroſſen hatte, und bei welchem die rheiniſchen Churfürſten Albrecht ſehr übel angeſchrieben haben mochten, glaubte, daß es jetzt Zeit ſey, gegen dieſen König auftreten zu können, und verlangte auf die verſchiedenen gegen ihn vorgebrachten Beſchuldigungen, daß er durch Bevollmächtigte zu Rom ſeine Unſchuld und ſein Recht auf die Krone darthun ſollte, weil man ſonſt gegen ihn und ſeine Anhänger mit geiſtlichen und weltlichen Strafen verfahren würde. Albrecht wußte gar wohl, woher dieſe Anſchwärzung kam, griff daher mit ganzer Macht die rheiniſchen Churfürſten an, entriß ihnen die wichtigſten Plätze, und trieb ſie in eine ſolche Enge, daß der Erzbiſchof von Mainz einen harten Vergleich

einging, neuerdings den Eid der Treue leiſtete, und nicht nur die Rheinzölle aufhob, ſondern ſich auch verband, ihm in allen Reichskriegen 5 Jahre lang beizuſtehen. Eben ſo mußte ſich auch der Pfalzgraf unterwerfen, und nachdem die Erzbiſchöfe von Trier und Cöln ein ähnliches Schickſal, wie jener von Mainz, erfahren hatten, gaben ſie ſogleich nach und ließen die Rheinfahrt offen. Ganz anders lauteten nun die Berichte von dieſem König, ſo daß Bonifaz VIII. im Jahre 1303 die Wahl Albrechts beſtätigte, von dieſem, als von einem Sohne eines guten Vaters, ſich auch alles Gute verſprach, und allen Churfürſten ihm als dem rechtmäßigen römiſchen König zu gehorchen befahl. Erfreut über die unerwartete Veränderung, gab Albrecht dagegen eine ſchriftliche und eidliche Erklärung von ſich, worin er nicht nur anerkannte, daß das römiſche Reich durch den apoſtoliſchen Stuhl von den Griechen auf die Perſon Carls des Großen übertragen, und das Recht, den römiſchen König zu erwählen, gewiſſen geiſtlichen und weltlichen Fürſten von eben demſelben Stuhle verliehen ſey, von welchem die Könige und Kaiſer die Gewalt des weltlichen Schwertes erhielten, das ſie vorzüglich zum Schutze der römiſchen Kirche anzuwenden verbunden ſeyen, ſondern ſich auch anheiſchig machte, den Primat, die Rechte und Freiheiten des Pabſtes gegen jede Feinde deſſelben, wenn es ſelbſt Könige und Kaiſer wären, zu vertheidigen, auch mit ſolchen keine Freundſchaft und Bündniß zu ſchließen, ſondern ſie vielmehr mit aller Macht zu verfolgen. Aus Aerger, weil Albrecht Wenzel II. König von Böhmen durch die Abtretung von Meißen an Macht nicht zu ſehr anwachſen laſſen wollte, war dieſer ebenfalls der erwähnten Verſchwörung der rheiniſchen Churfürſten heimlich beigetreten, und würde ſeinen Schwager angegriffen haben, wenn ihn nicht die damaligen Angelegenheiten in Polen zurückgehalten hätten. Als er in der Folge dieſes Vorhaben ausführen wollte, kam ihm Albrecht zuvor, erklärte

ihn in die Reichsacht, ließ ſeinen Sohn Rudolph von Oeſterreich in Mähren einbrechen, und drang ſelbſt über Regensburg und Linz in Böhmen ein. Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn, im Winter ſich wieder zurückzuziehen, wo inzwiſchen der König von Böhmen ſtarb, und bald darauf ſein Sohn und Nachfolger Wenzel III. zu Olmütz ermordet wurde. Weil mit dieſem der Mannsſtamm erloſch, eröffneten ſich für Albrecht die günſtigſten Ausſichten, Böhmen an ſich zu bringen, das er für ein erledigtes Reichslehen anſah. Er eilte demnach mit einem Kriegsheer nach Prag, und ernannte nach dem Wunſche der meiſten böhmiſchen Stände ſeinen Sohn Rudolph zum König von Böhmen, und gab ihm, um die Böhmen deſto feſter an ihn gebunden zu halten, des vorletzten Königs Wenzels II. Wittwe Eliſabeth zur Gemahlin, das Herzogthum Oeſterreich aber ſeinem Sohne Friedrich. Allein da im Jahre 1307 dieſer Rudolph ohne Erben mit Tode abging, wählten die Böhmen, ſtatt ſeines Bruders Friedrich, Heinrich, Herzog von Kärnthen, der des letzten Königs Wenzels III. Schweſter zur Gemahlin hatte, und mit aller ſeiner Macht vermochte Albrecht nichts dagegen auszurichten, bis drei Jahre darnach Böhmen dem Herzog Heinrich durch einen luxemburgiſchen Prinzen entriſſen wurde. Eben ſo wenig brachte Albrecht das von Rudolph angefangene Werk, Thüringen und Meißen an das Reich zu ziehen, zu Stande, woran er theils durch die Unruhen in der Schweiz, theils durch ſeinen Tod verhindert wurde. Obſchon das Haus Habsburg beträchtliche Beſitzungen in der Schweiz hatte, ſo findet man übrigens doch nicht, daß Albrecht, oder Jemand von Rudolphs Nachkommen einige Anſprüche auf Schwitz, Uri und Unterwalden gemacht hätte, denn dieſe Städte gehörten unmittelbar unter das Reich, über die der Kaiſer das Recht hatte, ſo wie über die Reichsſtädte und Reichsortſchaften, Vögte einzuſetzen. Da nun die Waldſtädte

Schwitz, Uri und Unterwalden ſich darüber beſchwerten, daß er ſeine eigenen Vögte von Luzern und Rothenburg ihnen gegeben hatte, ſo gab er ihnen von dem benachbarten Adel einen gewiſſen Geßler und Beringer von Ladenburg zu Land- und Reichsvögten, die jedoch ihre Bedrückungen ſo weit trieben, daß man ſich gegen ſie verſchwor. Unter dem Vorwande, zum neuen Jahre Glück zu wünſchen und Geſchenke zu bringen, ſchickten die Verſchwornen in die Schlöſſer dieſer Landvögte nach Sarnen, Altorf und Lowerz 50 Mann, denen es eine leichte Sache ward, ſich der Thore und der ſchwachen Beſatzung zu bemeiſtern, dieſe Schlöſſer zu zerſtören und die Landvögte zu verjagen. Als ſie ſich nun dadurch frei gemacht hatten, traten hierauf noch mehrere Orte mit in den Bund, und entſchloſſen ſich, ihre Güter und ihr Leben zur Behauptung dieſer Freiheit auf das Spiel zu ſetzen. Dieſes war der Urſprung der ſchweizeriſchen Republik.

Indeſſen hatte Albrecht auf die Nachricht von dem Vorgange in der Schweiz und der dortigen Verbindung Zurüſtungen zu einem Feldzuge gemacht, die jedoch ſein Tod unterbrach. Er war ſeit einigen Jahren Vormund über Johann, einen Sohn ſeines verſtorbenen Bruders Rudolph, der, ehedem in Böhmen an dem Hofe ſeines mütterlichen Oheims Wenzels und nicht in den beſten Geſinnungen gegen ihn erzogen, ſich damals am kaiſerlichen Hofe befand, und von ihm zu wiederholten Malen das ihm gebührende väterliche Erbtheil in Oberſchwaben, oder wenigſtens den Theil der Grafſchaft Kyburg, den ſein Großvater ſeiner Mutter zum Wittwenunterhalte verſchrieb, zu fordern nicht aufhörte. Wegen ſeiner zur Regierung noch nicht reifen Jahre verſchob dieſes Albrecht auf künftige Zeiten, und auf die Vorſtellungen des Biſchofs von Straßburg ward ihm dieſes zum Schluſſe des böhmiſchen Feldzugs, den er mitmachen ſollte, verſprochen. Den Prinzen ſchmerzte dieſes

KAISER ALBRECHT'S ERMORDUNG

deſto mehr, weil Albrecht ſeinen eigenen Söhnen, ſelbſt dem Herzoge Leopold, der mit ihm in gleichem Alter war, beſondere Länder und Herrſchaften überlaſſen hatte. Dieſes verleitete ihn auf den Gedanken, als ob Albrecht mit ſeinen Ländern ſeine Söhne verſorgen wollte, und weil einige ſchweizeriſche Ritter am kaiſerlichen Hofe bittern Haß gegen den König hegten, die ihn nicht nur darin beſtärkten, ſondern ihm ſogar in den Kopf ſetzten, es ſey darauf abgeſehen, ihn zum geiſtlichen Stande zu zwingen, oder wohl gar umzubringen, ſo verſchwor er ſich mit Rudolph von Warth, Walther von Eſchenbach und Ulrich von Palm gegen das Leben ſeines Oheims. Albrecht argwohnte nicht das Geringſte von dieſer Verſchwörung, und gab den Prinzen den 1. Mai in ſeinem Luſthauſe bei Baſel ein großes Mahl, wobei man den jungen Prinzen und auch dieſem Johann Kronen von Blumen aufſetzte. Dieſer, mit welchem ſeine Freunde zu ſcherzen pflegten, daß er den Titel eines Herzogs ohne Herzogthum führe, ſah auch den gegenwärtigen Scherz für einen Schimpf an, als ob man ihn, als einen zur Regierung Untüchtigen, noch Kindern beizählen wollte, und ward dadurch in ſeinem ſchwarzen Vorhaben noch mehr beſtärkt. Nach der Tafel ſetzte ſich der König zu Pferd, um nach Rheinfelden zu reiten, und Johann begleitete ihn mit ſeinen Mitverſchwornen. Als ſie an das Ufer des Fluſſes Reuß kamen, drängten ſie ſich hinzu und ließen ſich zuerſt mit dem König allein überſetzen, unter dem Vorwande, daß das Fahrzeug ſo wenig als möglich beſchwert werden dürfte. Als nun die Verſchwornen, von der ganzen übrigen Begleitung getrennt, zwiſchen Windiſch und Bruck in der Nähe von Habsburg, mit dem König über ein friſch geſäetes Land ritten, ſagte Rudolph von Warth in einem hochmüthigen Tone zu dem König: „Wie lange wollt Ihr noch dem Prinzen Johann, Eurem Vetter, das Erbtheil vorenthalten, welches ihm zukömmt?“ Auf dieſe Worte, welche die

Loſung zur Verrätherei waren, fiel einer der Diener dem Pferde des Königs in den Zügel, der herbeieilende Herzog Johann ſtieß ihm einen Dolch in den Hals, Ulrich ſpaltete ihm den Kopf, Walther aber ſoll ihm den Degen durch den Leib geſtoßen haben, einem andern Berichte zufolge jedoch bloß Zeuge dieſes Mordes geweſen ſeyn.

Der König fiel todt vom Pferde und ſtarb in den Armen einer armen Frau, die eben in der Nähe war, am **1.** Mai im Jahre **1308**, nach einer zehnjährigen Regierung.

Die Mörder zerſtreuten ſich, und wurden unter der folgenden Regierung in die Acht erklärt. Rudolph von Warth, der einzige von ihnen, ward ergriffen, und an dem nämlichen Orte, wo dieſe Mordthat geſchah, lebendig gerädert. Johann irrte in ſchlechter Kleidung umher, und ſtarb in einem Kloſter zu Piſa. Die Leiche des Königs wurde anfangs nach dem Kloſter Wettingen gebracht, ſein Nachfolger aber ließ ſie nach Speier abführen und in der kaiſerlichen Gruft beiſetzen. Durch ſeinen Tod verlor das Haus Oeſterreich die kaiſerliche Krone, die es erſt **130** Jahre ſpäter, nämlich **1348** in der Perſon Albrechts **II.** wieder erhielt.

Heinrich VII.

Heinrich **VII.**, Graf von Luxemburg, gelangte nach dem Tode Albrechts auf den deutſchen Thron, nachdem das Reich ungefähr **9** Monate ohne Oberhaupt geweſen war. Dieſes Mal fanden ſich viele Mitbewerber um die Krone ein.

Die größte Hoffnung machte ſich Friedrich, Herzog von Oeſterreich, und der Rheinpfalzgraf Rudolph. Auch bewarben ſich darum Ludwig, Otto und Stephan, die Herzoge von Baiern; Otto und Waldemar, die Markgrafen von Bran=

denburg; Albrecht, der Graf von Anhalt, und Eberhard, der Graf von Würtemberg. Seinem Hauſe einen neuen und wichtigen Zuwachs an Macht und Anſehen zu verſchaffen, glaubte Philipp IV., König von Frankreich, ſeinen Bruder Carl von Valois auf dieſen Thron zu bringen, und hoffte dieſes durch den in Frankreich anweſenden Pabſt Clemens V. auf das ſicherſte zu bewirken, zu welchem er ſich deßhalb nach Poitiers mit der nachdrücklichſten Empfehlung ſeines Brudes begab, und der daher bei aller Gefahr, die er daraus ſowohl für die Freiheit der Wahl, als für das Anſehen der Päbſte erſah, in die Nothwendigkeit verſetzt war, in dieſer Abſicht Geſandte an die Churfürſten zu ſchicken. Allein weil dieſe unverrichteter Sache wieder zurückgekommen waren, und Philipp IV. daraus auf den Kaltſinn des Pabſtes in dieſem Geſchäfte ſchloß, ſo ſchickte er den Prinzen Carl mit einer Bedeckung von 6000 Reutern nach Avignon, um den Pabſt willfähriger zu machen, und allenfalls auch Gewalt zu gebrauchen. Doch eben dadurch vereitelte er ſeinen ganzen Entwurf; denn Clemens V. benachrichtigte heimlich die Churfürſten von den gefährlichen Abſichten des franzöſiſchen Hofes, hieß ſie die Königswahl beſchleunigen, und ſchlug ihnen hierzu Heinrich, Grafen von Luxemburg, als den würdigſten Thronkanditaten vor. Dieſer war zwar wegen ſeiner Gerechtigkeitsliebe und Sorgfalt für die öffentliche Ruhe im ganzen Reiche in ſehr großem Anſehen, würde aber ſchwerlich König geworden ſeyn, wenn nicht Peter Aichſpalter, der Erzbiſchof von Mainz, der zugleich als ein geſchickter Arzt den Pabſt von einer gefährlichen Krankheit geheilt hatte, und wodurch er von dem Biſthume zu Baſel zu dem Erzbiſthume gelangte, ſein vertrauter Freund und Unterſtützer geweſen wäre. Durch die kluge Veranſtaltung deſſelben wurde Heinrich zu Frankfurt den 27. des Wintermonats im Jahre 1308 einſtimmig zum König von Deutſchland erwählt,

worauf man ihn nach Aachen begleitete, wo er den 6. Januar des darauf folgenden Jahres ſammt ſeiner Gemahlin Margaretha von Brabant durch den Erzbiſchof von Cöln gekrönt wurde. Nach der Krönung reiſ'te Heinrich VII. durch die Rheinlande, Franken und Schwaben, ließ ſich aller Orten huldigen, beſtätigte die Privilegien ſeiner Vorfahren, und ſchickte ſowohl ſeiner Wahlbeſtätigung, als der Kaiſerkrönung wegen Geſandte nach Avignon zu dem Pabſte, der ihn nicht nur als rechtmäßigen römiſchen König erklärte, ſondern auch wegen der bevorſtehenden allgemeinen Kirchenverſammlung zur Kaiſerkrönung den 2. Hornung im Jahre 1312 feſtſetzte, einſtweilen ſich aber von den kaiſerlichen Geſandten im Namen Heinrichs VII. den gewöhnlichen Beſchützungseid ablegen ließ. Dieſer neue König benutzte auf ſeinem erſten Reichstage zu Speier die bisherige Verwirrung in Böhmen zum größten Vortheile ſeines eigenen Hauſes; denn da nach dem Tode Rudolphs von Oeſterreich ſchon zwei Jahre zuvor Heinrich, der Herzog von Kärnthen, zum König erwählt war, Friedrich, der Herzog von Oeſterreich hingegen noch immer ſtarken Anhang unter den böhmiſchen Ständen hatte, und endlich auch der König von Frankreich ſeinem Bruder Carl von Valois dieſen Thron zu verſchaffen ſuchte; ſo ſtellte die mächtig gewordene Partei der Böhmen, die mit Heinrich von Kärnthen, theils wegen ſeiner fahrläſſigen und willkürlichen Regierung, theils wegen der Gefangennehmung der Prinzeſſin Eliſabeth, einer Schweſter des vorigen Königs, Wenzels III., unzufrieden war, dieſe Prinzeſſin in Freiheit, und trug Johann von Luxemburg, einem Sohne Heinrichs VII., das Königreich Böhmen unter der Bedingung an, daß er Eliſabeth heirathen ſolle. Da der Kaiſer einen ſolchen Antrag mit Freuden annahm, ſuchte er zuerſt der Sache einen Rechtsgrund zu geben, betrachtete in dieſer Abſicht Böhmen als ein dem Reiche heimgefallenes Lehen, erklärte den Herzog von Kärnthen deſſelben

verluſtig, weil er eigenmächtig es in Beſitz genommen und ſchon ſeit drei Jahren die Belehnung nachzuholen verſäumt hatte, und ließ hierauf zu Speier die beſagte Vermählung ſeines Sohnes mit Eliſabeth vornehmen. Um aber zugleich die Anſprüche der Herzoge von Oeſterreich auf Böhmen zu entkräften, unterſtützte Heinrich VII. das Vorgeben der Böhmen, als ob Oeſterreich widerrechtlich von ihrem Königreich losgeriſſen worden wäre, ward aber der verweigerten Belehnung ungeachtet von Friedrich, Herzog von Oeſterreich, dergeſtalt abgeſchreckt, daß er die Sache lieber durch gütliche Unterhandlungen beilegte. Auf dem Reichstage zu Speier ward auch ein Römerzug beſchloſſen, um welchen einige anweſende Herren aus Italien den Kaiſer anfleheten, und den man zur Hervorſuchung der dortigen alten Rechte und Ausrottung der dort herrſchenden Parteien der Welfen und Gibellinen für nöthig und um ſo leichter fand, weil hierzu keine ſo große Macht erfordert wurde, da mit der Furcht vor den deutſchen Kaiſern auch die große Sorgfalt und der Muth für die Freiheit bereits verloren gegangen war. Heinrich VII. beſtellte demnach ſeinen Sohn Johann, den König von Böhmen, indeſſen zum Reichsverweſer, und zog hierauf im Herbſte des Jahres 1310 nach Italien, wo ungeachtet der Gegenbemühungen Roberts, des Königs von Neapel, und des Hauptes der Welfen, Guido della Torte, ſein Eintritt ſehr glorreich war; denn alle Städte öffneten ihm die Thore, nahmen kaiſerliche Statthalter an; Guido ſelbſt überreichte die Schlüſſel des ſtolzen Mailands, wo Heinrich VII. ſich mit der ſelbſt mitgebrachten eiſernen Krone, da die alte verloren gegangen war, krönen ließ, und Alle ſchienen über ihres Königs Sauftmuth, Großmuth, Religioſität, Billigkeit und Unparteilichkeit entzückt zu ſeyn.

Der Kaiſer ſah ſich genöthigt, eine allgemeine Landesſteuer auszuſchreiben, und obgleich Guido della Torte die Summe

für die Stadt Mailand ſelbſt beſtimmt hatte, ſo benutzte dieſer doch dieſen Umſtand auf eine ſolche Art, daß daraus ein Aufruhr entſtand, der zwar zu ſeinem deſto größeren Schaden glücklich unterdrückt wurde; weil aber dieſem böſen Beiſpiele mehrere Städte und darunter namentlich Crema, Cremona, Lodi, Bergamo und Brescia folgten, züchtigte ſie Heinrich VII. ſcharf, um durch ſein hartes Verfahren den übrigen Städten Furcht einzujagen, wofür aber die Erbitterung der Welfen nur deſto höher ſtieg. Da dieſe ihm den Weg nach Rom verlegten, koſtete es ihm große Mühe, durch Umwege dahin zu gelangen. Als er nun ſeine inzwiſchen zuſammengeſchmolzenen Truppen mit den vertriebenen Gibellinen verſtärkt hatte, brach er über Siena und Viterbo nach Rom auf, wo die Gibellinen unter Anführung von Collona den Lateran, die Welfen aber unter Anführung der Urſini das Capitol, die Engelsburg und den Vatikan mit der Peterskirche beſetzt hielten, und, von dem König von Neapel ſowohl, als von den Florentinern unterſtützt, Alles verſuchten, die Krönung zu hintertreiben, zu welcher Clemens V. bereits fünf Cardinal-Legaten abgeſchickt hatte. Bei ſeiner Ankunft in Rom konnte Heinrich VII. zwar das Capitol, keineswegs aber den Vatikan und die Peterskirche unter ſeine Gewalt bringen, und ward daher im Lateran am Tage der Apoſtelfürſten im Jahre 1312 nach vorher abgelegtem Schutzeide gekrönt. Die Florentiner zu züchtigen, belagerte er zwar nach der Krönung ihre Stadt, da er aber aus Mangel hinlänglicher Truppen wieder davon abſtehen mußte, und Italien doch nicht verlaſſen wollte, ohne das verfallene kaiſerliche Anſehen dort wieder völlig hergeſtellt zu haben, ſo ſchloß er gegen den Anführer der Welfen, Robert, König von Neapel, mit Friedrich, König von Sicilien, ein enges Bündniß, erwartete ſeinen Sohn aus Deutſchland mit neuen Hülfsvölkern, erklärte Robert als einen Empörer, Verräther, Reichsfeind und Verbrecher

der beleidigten Majeſtät in die Reichsacht, und traf bei ſeiner Annäherung ſolche Anſtalten, daß man ſchon ſagte, Robert würde die Ankunft der Feinde nicht abwarten, ſondern ſich zu Waſſer nach der Provence retten. Da dieſer theils ein Vaſall der römiſchen Kirche war, ſo erklärte Clemens V., vom König von Frankreich aufgehetzt, die verhängte Reichsacht für ungültig, und bedrohte Heinrich VII. mit dem Kirchenbanne, wofern er Neapel angreifen würde. Allein nicht dieſe Drohungen, ſondern nur der Tod hielt den Kaiſer von der weiteren Fortſetzung jenes Unternehmens ab. Schon bei ſeiner Abreiſe aus Piſa befiel Heinrich VII. eine Krankheit, die in der Gegend von Siena dergeſtalt überhand nahm, daß er ſich nach Buonconvento bringen laſſen mußte, wo er wenige Tage darnach, am 24. des Sommermonats im Jahre 1313 des Morgens um neun Uhr ſeinen Geiſt aufgab, nachdem er fünf Jahre regiert und 51, oder nach Andern 59 Jahre gelebt hatte. Sein Leichnam ward zuerſt da, wo er ſtarb, beigeſetzt, zwei Jahre darauf aber nach Piſa gebracht und in der Stiftskirche begraben.

Den nämlichen Tag, als Heinrich VII. ſtarb, hatte er noch die heilige Meſſe gehört, und mit großer Andacht das heilige Abendmahl empfangen. Man erzählt, es ſey ihm von einem Dominicaner in der heiligen Hoſtie Gift beigebracht worden. Freilich bezeugte ſein eigener Sohn, Johann, der König von Böhmen, 33 Jahre darnach, durch öffentliche Briefe, daß Alles falſch wäre, was man von dieſer Vergiftung geſagt und geſchrieben hätte. Indeſſen nehmen einige angeſehene Schriftſteller dieſe Thatſache als erwieſen an.

Frankreich, England, die Schweiz, der Kaiſerſtaat und Neapel bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts.

Philipp der Schöne von Frankreich nahm die Gibellinen gegen den Pabſt Bonifacius VIII., der ſie verfolgte, obgleich er ſelbſt früher zu dieſer Partei gehörte, in Schutz. Auf der andern Seite hatte Albrecht von Oeſterreich, den die Churfürſten von Mainz, Böhmen, Sachſen und Brandenburg im Jahre 1298 zum Gegenkaiſer Adolphs erwählt hatten, dieſen, wie wir wiſſen, in einem Treffen getödtet. Obſchon Albrecht darauf in einer Reichsverſammlung zu Frankfurt als Kaiſer anerkannt wurde, ſo behandelte ihn doch Bonifacius als einen Thronräuber; ließ ihn vor ſeinen Richterſtuhl laden, um ſich wegen des ihm angeſchuldigten Verbrechens der beleidigten Majeſtät zu rechtfertigen, und entband, im Falle er nicht erſcheinen würde, ſeine Unterthanen von allen ihm ſchuldigen Eides- und anderen Verpflichtungen. Philipp ſtand ſchon ſeit langer Zeit mit Albrecht im Bündniſſe; jetzt hatte er die Verbindung noch feſter geſchloſſen. Der Pabſt wußte weder zu vergeben, noch der Heftigkeit ſeines Zornes Gränzen zu ſetzen.

Ein Biſchof, der ein geborner Unterthan und ein erklärter Feind des Königs von Frankreich war, kam in der Würde eines päbſtlichen Legaten an, um dem Monarchen mit der unverſchämteſten Frechheit zu trotzen. Er verwies ihm ohne Rückhalt ſeine Aufführung, und ſetzte hinzu, der König würde bald nach Verdienſt beſtraft, würde mit dem Kirchenbanne und ſein Königreich mit dem Interdict belegt werden. Als der König, in deſſen Gegenwart er ſprach, ihn hinausjagen ließ, brach er in Schimpfworte aus. Man klagte ihn darauf als einen Aufrührer und Rebellen an. Viele Zeugen ſagten wider ihn aus; und Philipp, der ſich nicht unterſtand, ihn als einen Staatsverbrecher zu behan-

deln, gab ihn dem Metropolitan in Verwahrung. Der Pabſt hatte nicht lange zuvor den Befehl zum Kreuzzuge gegen die Häupter der Partei der Gibellinen, aus dem Hauſe Collona, deren zwei Cardinäle waren, ergehen laſſen, und ein Monarch durfte es nicht wagen, gegen rebelliſche Geiſtliche ſtrenge zu ſeyn. Der Rechtsgelehrte, Peter Flotte von Revel, der Philipps Geſandter in Rom war, ließ ſich indeſſen ein Wort verlauten, das wohl die Augen hätte öffnen können. Bonifacius rühmte ſich mit ſeinem gewöhnlichen Stolze, daß er über den König und das Königreich volle Gewalt, ſowohl in weltlichen als geiſtlichen Dingen habe. „Heiliger Vater," erwiederte der Geſandte, „Deine Macht beſteht nur in Worten, hingegen die Macht des Königs, meines Herrn, beſteht in der That." Aber Worte vermögen über Menſchen gar viel.

Die Verhaftung des Legaten ſetzte den Pabſt in Wuth. „Gott hat mich über die Könige und Königreiche geſetzt, um in ſeinem Namen und durch ſeine Lehre auszureißen, zu zerſtören, zu verderben, zu zerſtreuen, zu bauen und zu pflanzen." Dieß ſind die Worte einer Bulle, die er an den König ausfertigte. Noch mehrere gegen die königliche Gewalt gerichtete Bullen kamen bald nacheinander heraus. Der franzöſiſchen Geiſtlichkeit ward befohlen, ſich in Rom einzufinden, um über die Staatsreformation das Nöthige zu berathſchlagen; dem Könige ward zugeſtanden, ſich entweder perſönlich, oder durch einen Bevollmächtigten einzufinden, um das Endurtheil Gottes und des Pabſtes zu vernehmen. Ein franzöſiſcher Archidiaconus, der die Bullen überbrachte, befahl dem Könige, bei Strafe der Excommunication, das feierliche Bekenntniß abzulegen, daß er ſeine weltliche Gewalt von dem Pabſte habe. Niemals hatte noch der römiſche Hof einen ſo ſtolzen, ſo auffallend gebieteriſchen Ton angenommen. Je mehr er der königlichen Würde trotzte, deſto mehr ſtellte er ſich der Verachtung bloß. Der

König belegte ihn in einer an denſelben gerichteten Antwort mit dem Namen eines Ausſchweifenden, und ließ ſogar eine ſeiner Bullen verbrennen.

Philipp, der die Gewalt der Vorurtheile und die Nothwendigkeit, den Wirkungen derſelben zuvor zu kommen, erkannte, verſammelte die ſämmtlichen Stände, um mit der Nation die bei dieſen Umſtänden nöthigen Maßregeln zu nehmen. Zu dieſer Zeit nahm der dritte Stand (le tiers-etat) oder der Stand der Communen ſeinen Anfang. Eduard I. hatte denſelben, nach dem Beiſpiele des Grafen Leiceſter, in dem engliſchen Parlamente eingeführt, wo deſſen Macht ſich lange Zeit auf das Recht, Subſidien zu bewilligen, einſchränkte. Der Anfang deſſelben in Frankreich war weit ehrenvoller, weil er in dieſer Verſammlung die Unabhängigkeit der Krone behauptete. Die drei Stände waren in Anſehung dieſer wichtigen Angelegenheit einſtimmig, und die Geiſtlichkeit, die mehr als die übrigen Staatsglieder von den jenſeits der Gebirge üblichen Grundſätzen eingenommen war, zeigte viel geringeren Eifer, bat ſogar den Befehlen des Pabſtes gemäß um Erlaubniß, nach Rom zu gehen, und, gegen des Königs ausdrückliches Verbot, reiſ'ten 34 Biſchöfe dahin ab.

In die Urkunde über die Anhänglichkeit an die Sache des Königs, die man allenthalben forderte, ſetzten viele Prälaten die Clauſel: „ohne Nachtheil der dem Pabſte gebührenden Treue." Die Dominicanermönche zu Paris ſchrieben: „mit Vorbehalt des beſondern Gehorſams, den unſer Orden der römiſchen Kirche und der Wahrheit des katholiſchen Glaubens ſchuldig iſt." Dergleichen Clauſeln beweiſen, daß man zweifelhaft war, ob man dem auswärtigen Biſchofe oder dem natürlichen Landesherrn zu gehorchen habe.

Wäre Bonifacius bei ſeiner Kühnheit nur ein wenig klug geweſen, ſo würde er eingeſehen haben, daß ſeine zu gewaltthätigen Schritte den Nationen (denen eben ſowohl als

den Fürſten, daran gelegen war, keine Sclaven des römiſchen Hofes zu ſeyn) die Augen öffnen mußten. Er folgte bloß der immer blinden Leidenſchaft, oder glaubte auch, mit dem hohen Tone ſeiner Worte und mit Bannflüchen das Geſchlecht der Menſchen blind zu machen. Nachdem er in einer Kirchenverſammlung aufs neue Bannurtheile gedonnert hatte, gab er die Bulle **Unam sanctam** heraus, die als ein Werk dieſes Conciliums angeſehen ward. In dieſer Bulle heißt es: „Das weltliche Schwert muß, dem Befehle oder der Erlaubniß des Pabſtes zufolge, von der Hand der Könige und Krieger für die Kirche geführt werden; die weltliche Macht iſt der geiſtlichen unterworfen; die geiſtliche Macht ordnet und richtet die weltliche, und kann ſelbſt von Niemanden, als von Gott, gerichtet werden; wer alſo der geiſtlichen Macht widerſtehet, der widerſtehet Gottes Ordnung, man möchte dann mit den Manichäern zwei Grundweſen annehmen wollen.“ Dieſe ſeltſamen Einfälle, welche den Umſturz der Staaten zur Abſicht hatten, und die ein übermüthiger Pabſt zu Glaubenslehren zu erheben ſuchte, gründeten ſich auf nichts Anders, als auf abgeſchmackte Allegorien. Die beiden Himmelslichter in der Schöpfungsgeſchichte Moſes bedeuten zwei Mächte. Das große Himmelslicht hat einen eigenthümlichen Glanz und erleuchtet Alles; das iſt die päbſtliche Macht. Das kleine Himmelslicht hat ſeinen Glanz und ſeine erleuchtende Kraft von dem erſten erborgt, und das iſt die weltliche Macht, die Macht der Könige und Fürſten. Die beiden Schwerter, deren im Evangelium gedacht wird, bedeuten gleichfalls zwei Mächte; da nun dieſe beiden Schwerter den Apoſteln zugehörten, ſo folgt daraus unſtreitig, daß ſowohl die weltliche als geiſtliche Macht dem Pabſte zukomme.

Indem der Streit von Tag zu Tage immer hitziger ward, klagte der Ritter Wilhelm von Nogaret, als General-Advocat, den Pabſt wegen Simonie und Ketzerei an, und drang auf ſeine

Verhaftnehmung und Abſetzung. Der Pabſt hingegen belegte nicht nur den König mit dem Banne, ſondern befahl ſogar auch dem Beichtvater des Königs, nach Rom zu kommen, und von dem Betragen des Königs Rechenſchaft abzulegen.

Er that noch mehr; er beſtimmte die Krone Frankreichs eben demſelben Albrecht von Oeſterreich, den er immer als einen Verbrecher behandelt hatte, und den er, ſobald er glaubte, ihn zum Diener ſeiner Rache machen zu können, ohne Schwierigkeit als Kaiſer anerkannte.

Man darf ſich nicht wundrn, daß Bonifacius VIII., der die Kronen der Fürſten unter die Füße trat, den päbſtlichen Hauptſchmuck, der bisher nur eine Krone hatte, mit noch einer zweiten vermehrte.

Das mit Unwillen erfüllte Frankreich legte ſeinen Eifer aufs neue an den Tag. Wegen aller dieſem Reiche zugefügten oder noch zu erwartenden Beleidigungen appellirten die ſämmtlichen Stände zugleich mit dem Könige an den künftigen Pabſt, oder an ein allgemeines Concilium. An Jemanden appelliren, heißt, denſelben für ſeinen Richter anerkennen; und Philipp hatte in politiſchen Angelegenheiten keinen Richter. Aber wegen der herrſchenden Macht der Vorurtheile oder der Gewohnheiten ſchienen dergleichen Appellationen oft nothwendig. Bonifacius donnerte in Bullen auf den König und die Nation. Er wollte eine neue Bulle, voll noch härterer Beleidigungen gegen die gekrönten Häupter ausfertigen, als Nogaret und Sciarra Colonna ihn zu Anagin in Verhaft nahmen. Colonna überhäufte ihn mit Schimpfwörtern und ſchlug ihn ſogar ins Geſicht. Nachdem die Bürger zu Anagin, ſeiner Vaterſtadt, die an Menge den Franzoſen weit überlegen waren, ihn in Freiheit geſetzt hatten, ging er nach Rom.

Der Verdruß, den Bonifacius zu erdulden hatte, war ihm bei ſeinem Stolze ſo unerträglich, daß er darüber den Ver-

ſtand verlor. Er fiel darauf in Sinnloſigkeit, und ſtarb in der größten Raſerei. Ein ſolcher Pabſt verdient ohne Widerſpruch eine Geißel der katholiſchen Welt und vielleicht ſelbſt eine Geißel der päbſtlichen Würde genannt zu werden. In dem Prozeſſe, den man ihm nach ſeinem Ableben machte, ward er durch die Ausſagen vieler Zeugen beſchuldigt, daß er die Geheimniſſe und Lehren gräulich geläſtert habe. Sie legten ihm in Hinſicht des zukünftigen Lebens dieſe Worte in den Mund: „Wir müſſen freilich reden, wie das Volk; aber wir dürfen deßwegen nicht glauben, was das Volk glaubt" u. ſ. w.

Die Feier des Jubeljahres hat die römiſche Kirche Bonifacius **VIII.** zu danken. Im Jahre **1300** erinnerten ſich einige alte Leute, ihrer Ausſage nach, daß man im Jahre **1200** nach Rom gekommen wäre, um Ablaß zu holen. Auf dieſes Zeugniß ſicherte Bonifacius in einer Bulle allen denjenigen, die im Anfange eines jeden Jahrhunderts die Gräber der heiligen Apoſtel beſuchen würden, einen völligen Ablaß zu. Der Zulauf der Pilgrime war erſtaunlich; ſie ließen viel Geld zu Rom. Man hat nachmals aus der hundertjährigen Jubelfeier eine fünfzigjährige und aus dieſer eine fünfundzwanzigjährige gemacht.

Mitten unter den heftigen Streitigkeiten mit Bonifacius hatte Philipp der Schöne einen ſehr kränkenden Unfall zu erdulden. Er hatte den Grafen von Flandern ſeiner Staaten gänzlich beraubt. Die Provinz war zur Unterwürfigkeit gebracht; aber die Tyrannei des Statthalters machte ſie aufſäſſig, und von einem bloßen Handwerksmanne, der Peter le Roi hieß und Leinweber war, zu Brügge aufgewiegelt, hieben ſie faſt alle Franzoſen nieder.

Der Graf von Artois, der ſie wieder zum Gehorſame bringen ſollte, verachtete ſie als ein zuſammen gelaufenes Geſindel, ſtellte ſich verwegenerweiſe der Gefahr bloß, und verlor im Jahre

1302 die berühmte Schlacht bei Courtrai, in welcher er ſelbſt mit dem Connetable und mit unzählig vielen Großen des Reiches das Leben einbüßte. 4000 vergoldete Sporen fielen den Feinden als ſo viele Siegeszeichen in die Hände.

Der König rückte noch zwei Mal in Perſon gegen ſie aus, ohne etwas auszurichten. Er ſchloß endlich im Jahre 1305 einen Frieden, kraft deſſen er zur Entſchädigung für die aufgewandten Kriegskoſten Lille, Douai, Orchies und Bethune behielt; alles Uebrige aber nur unter Bedingung der der Krone zu leiſtenden Lehenspflicht dem älteſten Sohne des Grafen von Flandern zurückgab. So war auch bereits Guienne an den König von England zurückgegeben.

Obſchon Benedict XI., der dem gewaltthätigen Bonifacius auf dem heiligen Stuhle folgte, Philipp den Schönen von dem Banne, falls er ſich deſſelben ſchuldig gemacht haben ſollte, losgeſprochen hatte; ſo ließ ſich doch dieſer ſtolze und rachſüchtige Fürſt damit nicht zufrieden ſtellen. Da nach Benedicts Tode die Cardinäle in zwei Parteien getheilt waren, ſo bewirkte es Philipp, daß die Wahl auf Bertram, einen geſchickten Gascogner, fiel, den die meiſten Schriftſteller, wiewohl ohne Beweis, beſchuldigen, daß er ſich zum gänzlichen Gehorſame gegen Philipp mit einem Eide verpflichtet habe. So viel iſt gewiß, daß der neue Pabſt Clemens V., der vorher ſein erklärter Feind geweſen war, ſich ihm aufs angelegentlichſte gefällig zu beweiſen ſuchte. Die wichtigſten Bullen des Bonifacius wurden für nichtig erklärt, oder eingeſchränkt. Der König erhielt die Zehnten von allen geiſtlichen Einkünften ſeines Reiches auf fünf Jahre. Philipp drang ſehr heftig auf weiteres Verfahren gegen Bonifacius VIII., den er mit ſeinem Haſſe bis ins Grab verfolgte. Es iſt im eigentlichen Sinne wahr, daß Philipp ſeinen Feind bis ins Grab verfolgte, denn er drang darauf, daß die Gebeine Bonifacius VIII.

I.B.Zwecker del. C.Deucker fc.

VERBRENNUNG DER TEMPLER

Druck v. S.I. Wolf in Frankfurt a/M

auf eine ſchimpfliche Weiſe ſollten ausgegraben und öffentlich verbrannt werden. Zur Ehre der päbſtlichen Würde ſprach die allgemeine Kirchenverſammlung zu Vienne im Jahre 1302 den Bonifacius von der Beſchuldigung der Ketzerei los, ohne über ſeine andern Verbrechen einen Ausſpruch zu thun. Zwei ſpaniſche Ritter hatten ſich erboten, ſeine Unſchuld durch einen Zweikampf zu beweiſen. Ein ſeltſamer Vorſchlag in einer Kirchenverſammlung.

Philipp wollte den Orden der Tempelherren ausgerottet wiſſen, und Clemens bequemte ſich hierin nach dem Willen des Königs. Dieſer kriegeriſche Orden hatte ſich durch ſeine Reichthümer, durch ſeinen Stolz und durch ſeine ausſchweifende Lebensart verhaßt gemacht; aber die Beſchuldigungen, um derentwillen man ihn zu Grunde richtete, ſind gegen alle Wahrſcheinlichkeit. Wie läßt es ſich wohl als möglich denken, daß Ruchloſigkeit und abſcheulicher Frevel in demſelben Geſetzeskraft erhalten; daß man die aufgenommenen Ritter gezwungen habe, Chriſtus zu verläugnen und ein Götzenbild anzubeten u. ſ. w.? Im Jahre 1307 nahm man alle Tempelherren in Verhaft, und ernannte Inquiſitoren, um ihnen den Prozeß zu machen. Die meiſten Ritter bekannten anfangs; faſt alle nahmen aber ihr Bekenntniß wieder zurück, und unter 59, die man verbrannte, war kein einziger, der nicht in der Flamme die Unſchuld des Ordens betheuerte. Der Großmeiſter Jacob von Molai verlangte einen Rathgeber, weil er, ſeiner Verſicherung nach, weder leſen, noch ſchreiben könnte, und nicht einen Schilling hätte, einen Sachwalter zu bezahlen. Man hatte die Grauſamkeit, ihm ſolches unter dem Vorwande zu verſagen, daß Leute, die der Ketzerei beſchuldigt wären, weder einen Sachwalter, noch einen Rathgeber haben dürften. Man las ihm ſein erſtes Verhör vor; er erſtaunte darüber, und erklärte die Cardinäle, die daſſelbe unterzeichnet hatten, für Betrüger. Ohne

die Apologien der vornehmſten Tempelherren anhören zu wollen, hob endlich der Pabſt in der Kirchenverſammlung zu Vienne, und zwar gegen das Gutachten der meiſten Prälaten und Lehrer, den Orden bis auf weiteren Beſcheid auf. Der Großmeiſter, der Commenthur von der Normandie, Bruder des Dauphins von Auvergne, wurden lebendig verbrannt, weil ſie ihre Ausſagen, die ihnen, wie ſie bezeugten, von dem Könige und dem Pabſte wären mit Gewalt abgepreßt worden, für falſch erklärt und zurückgenommen hatten. Die Güter der Tempelherren wurden zum Theil den Hoſpitalitern oder Johanniter-Rittern verliehen, die ſpäter Malteſer-Ritter hießen und eben damals die Inſel Rhodus von den Türken erobert hatten. Der König von Frankreich, andere Fürſten und Herren, auch andere Ritterorden verſchiedener Länder, ſogar glaubt man, Privatperſonen, erhielten ihren Antheil an der reichen Beute.

Daß die Inquiſitoren unbekannte Ketzer von niedriger Herkunft, die Begharden, die Beguinen, die Fratricellen und Bizochen allenthalben verfolgten und ſich ein großes Verdienſt daraus machten, wenn ſie eine Menge derſelben dem weltlichen Arme überliefern konnten, das lag nun ein Mal in dem Geiſte der Inquiſition, und war eine durch Gewohnheit geheiligte Sache. Aber daß eine Geſellſchaft von Kriegern, die ſich durch edle Geburt und Reichthum auszeichneten, ein ſolches Urtheil und ein ſo ſcheußliches Schickſal erdulden mußte, das iſt eine von den unbegreiflichſten Erſcheinungen in der Geſchichte. Man beſchuldigt gemeiniglich den König Philipp, daß er ſich mit ihren Gütern habe bereichern wollen. Andere Schriftſteller ſagen, die Tempelherren hätten eine Empörung unterſtützt, die wegen der neuen Auflagen und wegen Verfälſchung der Münzen ausbrach; und daraus laſſen ſich auch der Haß und die Rachſucht des Königs am beſten erklären. Die Tempelherren wurden in einem Concilium zu Salamanca für un-

ſchuldig erklärt, wiewohl eben dieſes Concilium die Sache wegen Einziehung ihrer Güter an den Pabſt verwies, und ein Pabſt konnte die Güter unſchuldiger Männer einziehen.

Clemens V. arbeitete für ſich ſelbſt, indem er ſich ſo eifrig dem Könige Philipp gefällig erwies. Gleich beim Antritte ſeiner Regierung blieb er in Frankreich, und hatte ſich zu Lyon krönen laſſen. Der Cardinaldechant irrte nicht, als er ſagte: „Ich kenne die Gascogner; die Kirche wird in langer Zeit nicht wieder nach Italien zurückkommen.“ Philipp, der den Pabſt bei ſich in ſeinem Reiche haben wollte, bezahlte ihm ſeine Gefälligkeit dadurch, daß er die Kirchen und Klöſter der Habſucht des päbſtlichen Hofes überließ. Dieſer eignete ſich die Einkünfte eines Jahres von allen großen und kleinen Pfründen zu, die in England erledigt wurden. Solche Einkünfte nennt man Annaten. Auch Frankreich mußte ſich gar bald dazu verſtehen. Im Jahre 1309 nahm Clemens ſeine Reſidenz zu Avignon.

Er fertigte daſelbſt noch in demſelben Jahre wider die Venetianer eine donnernde Bulle aus, die ganz in dem Geiſte Bonifacius VIII. abgefaßt war. Dieſe Republikaner hatten dem Hauſe Eſte Ferrara entriſſen, und der Pabſt behauptete, daß Ferrara dem heiligen Stuhle zugehöre. Er erklärte den Dogen und die Republik aller ihrer Privilegien verluſtig, alle ihre Unterthanen von ihren Eidespflichten entbunden, alle Venetianer für ehrlos, für unfähig, ein Teſtament zu machen und aus einem Vermächtniſſe zu erben, auch für unfähig, ein öffentliches Amt zu verwalten; ihre Kinder ſogar bis ins vierte Glied für unfähig, zu irgend einer geiſtlichen oder weltlichen Würde zu gelangen.

Venedig, damals ſchon ein mächtiger Staat, ließ ſich weder durch Drohungen, noch Bannflüche ſchrecken, aber ein Kreuzzug war deſto wirkſamer. Der Cardinal Pelegrue, ein Verwandter des Pabſtes, der als Legat das Heer befehligte, ſchlug die

Excommunicirten, und eroberte Ferrara. Die Venetianer erhielten Abſolution.

Die römiſche Staatskunſt ging nun von Avignon aus, und bewies ihre Thätigkeit bei den Angelegenheiten Deutſchlands und Italiens. Ein Theil der Schweiz gehörte dem Kaiſer Albrecht von Oeſterreich, der den Geiſt der Freiheit daſelbſt eben ſo ſehr, wie in andern Ländern, in Bewegung ſah, und denſelben durch ſeine ſtrenge despotiſche Regierung unterdrücken zu können glaubte. Die drei Cantone Schwiz, Uri und Unterwalden traten im Jahr **1307** mit einander in einen Bund, um ſich von dem verhaßten Joche zu befreien; dieß war der ſchwache Anfang einer Verbindung, welche die Liebe zur Freiheit ſtark und ehrwürdig gemacht hatte. Albrecht unternahm einen Kriegszug gegen die Schweizer und war ſchon über die Reuß gegangen, als er von ſeinem Brudersſohn, Johann von Schwaben, dem er ſein väterliches Erbgut vorenthielt, wie wir bereits geſehen, ermordet wurde.

Helvetien, ehemals ein Theil des Königreichs Burgund, war mit demſelben an das deutſche Reich gekommen, und noch zu Rudolphs von Habsburg und ſeines Sohnes Albrecht I. Zeiten unter der unmittelbaren Herrſchaft deſſelben. Albrecht I. wollte aus den helvetiſchen Landen ein Fürſtenthum zur Verſorgung eines ſeiner Kinder machen. Sein Antrag, aus dem unmittelbaren Schutze des Reiches in den Schutz des Hauſes Oeſterreich überzugehen, wurde, beſonders von den drei Orten Schwiz, Uri und Unterwalden, verworfen. Als er ihnen demnächſt, ſtatt der bisherigen Reichsvögte, öſterreichiſche Landvögte gab, war ſeine Abſicht, ſie durch harte Behandlung zur Unterwürfigkeit zu bewegen. Allein die Tyrannei der Landvögte Geßlers oder Geißlers zu Uri und Schwiz, und Bilgers oder Peregrin Landenbergs zu Unterwalden, erzeugte nur Abſcheu und Erbitterung. Werner von Staufachen aus Schwiz, Walter Fürſt aus Uri, und Arnold von Melch-

J. B. Zwecker del.

C. Deucker sc. Fkfurt a/m

TELL ERSCHIEST DEN GESSLER

Druck v. S. Wolf in Frankfurt a/m

thal aus Unterwalden beſchloſſen, perſönliche Beleidigungen und die Schmach ihres Vaterlandes zu rächen, und errichteten mit mehreren ihrer Freunde zu Ende des Jahres 1307 einen Bund, vermöge deſſen ſie am künftigen Neujahrstage ſich der öſterreichiſchen Gewalt entziehen wollten. Mittlerweile hatte Geßler zu Altdorf einen Hut auf einer Stange aufſtecken laſſen, mit dem Befehl, ſolchen, als ob er perſönlich gegenwärtig wäre, zu grüßen. Wilhelm Tell, ein zu Bürglen bei Altdorf wohnender Landmann, unterließ dieſes, ward angegeben und ergriffen, und da er keinen, der ihn zum Ungehorſam aufgemuntert hätte, nennen konnte oder wollte, verurtheilt, ſeinem jüngſten, liebſten Sohne in einer Weite von 120 Schritten einen Apfel vom Kopfe zu ſchießen.

Er führte es glücklich aus. Geßler aber bemerkte, daß er noch einen Pfeil im Gürtel habe, drang in ihn, die Urſache davon zu ſagen, und erhielt den Beſcheid, der Pfeil ſey für den Landvogt beſtimmt geweſen, auf den Fall, daß Tell das Unglück gehabt hätte, ſeinen Sohn zu treffen. Als man ihn jetzt in einem Fahrzeuge über das Waſſer zur Gefangenſchaft abführen wollte, gab ein heftiger Sturm ihm Gelegenheit, ſeine Freiheit zu finden. Er erſchoß Geßler, und begab ſich zu den Verbündeten.

Der erſte Januar 1308 war die Epoche der helvetiſchen Freiheit. Die Verbundenen bemächtigten ſich durch Kriegsliſt und Gewalt der Schlöſſer, die in öſterreichiſchen Händen waren, und nahmen die Anführer ihrer Gegner gefangen. Die drei Cantone Schwiz, Uri und Unterwalden beſchworen ein zehnjähriges Schirmbündniß. Albrecht I., der dies Alles rächen wollte, fand auf ſeinem Zuge ſeinen Tod von der Hand ſeines Bruderſohnes, des Herzogs Johann, dem er das Herzogthum Schwaben vorenthielt. Albrechts Kinder verfolgten Alle, die ſie für Theilnehmer der Ermordung hielten. Aber die verbundenen Helvetier ſahen ihre

thal aus Unterwalden beſchloſſen, perſönliche Beleidigungen und die Schmach ihres Vaterlandes zu rächen, und errichteten mit mehreren ihrer Freunde zu Ende des Jahres 1307 einen Bund, vermöge deſſen ſie am künftigen Neujahrstage ſich der öſterreichiſchen Gewalt entziehen wollten. Mittlerweile hatte Geßler zu Altdorf einen Hut auf einer Stange aufſtecken laſſen, mit dem Befehl, ſolchen, als ob er perſönlich gegenwärtig wäre, zu grüßen. Wilhelm Tell, ein zu Bürglen bei Altdorf wohnender Landmann, unterließ dieſes, ward angegeben und ergriffen, und da er keinen, der ihn zum Ungehorſam aufgemuntert hätte, nennen konnte oder wollte, verurtheilt, ſeinem jüngſten, liebſten Sohne in einer Weite von 120 Schritten einen Apfel vom Kopfe zu ſchießen.

Er führte es glücklich aus. Geßler aber bemerkte, daß er noch einen Pfeil im Gürtel habe, drang in ihn, die Urſache davon zu ſagen, und erhielt den Beſcheid, der Pfeil ſey für den Landvogt beſtimmt geweſen, auf den Fall, daß Tell das Unglück gehabt hätte, ſeinen Sohn zu treffen. Als man ihn jetzt in einem Fahrzeuge über das Waſſer zur Gefangenſchaft abführen wollte, gab ein heftiger Sturm ihm Gelegenheit, ſeine Freiheit zu finden. Er erſchoß Geßler, und begab ſich zu den Verbündeten.

Der erſte Januar 1308 war die Epoche der helvetiſchen Freiheit. Die Verbundenen bemächtigten ſich durch Kriegsliſt und Gewalt der Schlöſſer, die in öſterreichiſchen Händen waren, und nahmen die Anführer ihrer Gegner gefangen. Die drei Cantone Schwiz, Uri und Unterwalden beſchworen ein zehnjähriges Schirmbündniß. Albrecht I., der dies Alles rächen wollte, fand auf ſeinem Zuge ſeinen Tod von der Hand ſeines Bruderſohnes, des Herzogs Johann, dem er das Herzogthum Schwaben vorenthielt. Albrechts Kinder verfolgten Alle, die ſie für Theilnehmer der Ermordung hielten. Aber die verbundenen Helvetier ſahen ihre

thal aus Unterwalden beſchloſſen, perſönliche Beleidigungen und die Schmach ihres Vaterlandes zu rächen, und errichteten mit mehreren ihrer Freunde zu Ende des Jahres 1307 einen Bund, vermöge deſſen ſie am künftigen Neujahrstage ſich der öſterreichiſchen Gewalt entziehen wollten. Mittlerweile hatte Geßler zu Altdorf einen Hut auf einer Stange aufſtecken laſſen, mit dem Befehl, ſolchen, als ob er perſönlich gegenwärtig wäre, zu grüßen. Wilhelm Tell, ein zu Bürglen bei Altdorf wohnender Landmann, unterließ dieſes, ward angegeben und ergriffen, und da er keinen, der ihn zum Ungehorſam aufgemuntert hätte, nennen konnte oder wollte, verurtheilt, ſeinem jüngſten, liebſten Sohne in einer Weite von 120 Schritten einen Apfel vom Kopfe zu ſchießen.

Er führte es glücklich aus. Geßler aber bemerkte, daß er noch einen Pfeil im Gürtel habe, drang in ihn, die Urſache davon zu ſagen, und erhielt den Beſcheid, der Pfeil ſey für den Landvogt beſtimmt geweſen, auf den Fall, daß Tell das Unglück gehabt hätte, ſeinen Sohn zu treffen. Als man ihn jetzt in einem Fahrzeuge über das Waſſer zur Gefangenſchaft abführen wollte, gab ein heftiger Sturm ihm Gelegenheit, ſeine Freiheit zu finden. Er erſchoß Geßler, und begab ſich zu den Verbündeten.

Der erſte Januar 1308 war die Epoche der helvetiſchen Freiheit. Die Verbundenen bemächtigten ſich durch Kriegsliſt und Gewalt der Schlöſſer, die in öſterreichiſchen Händen waren, und nahmen die Anführer ihrer Gegner gefangen. Die drei Cantone Schwiz, Uri und Unterwalden beſchworen ein zehnjähriges Schirmbündniß. Albrecht I., der dies Alles rächen wollte, fand auf ſeinem Zuge ſeinen Tod von der Hand ſeines Bruderſohnes, des Herzogs Johann, dem er das Herzogthum Schwaben vorenthielt. Albrechts Kinder verfolgten Alle, die ſie für Theilnehmer der Ermordung hielten. Aber die verbundenen Helvetier ſahen ihre

thal aus Unterwalden beſchloſſen, perſönliche Beleidigungen und die Schmach ihres Vaterlandes zu rächen, und errichteten mit mehreren ihrer Freunde zu Ende des Jahres 1307 einen Bund, vermöge deſſen ſie am künftigen Neujahrstage ſich der öſterreichiſchen Gewalt entziehen wollten. Mittlerweile hatte Geßler zu Altdorf einen Hut auf einer Stange aufſtecken laſſen, mit dem Befehl, ſolchen, als ob er perſönlich gegenwärtig wäre, zu grüßen. Wilhelm Tell, ein zu Bürglen bei Altdorf wohnender Landmann, unterließ dieſes, ward angegeben und ergriffen, und da er keinen, der ihn zum Ungehorſam aufgemuntert hätte, nennen konnte oder wollte, verurtheilt, ſeinem jüngſten, liebſten Sohne in einer Weite von 120 Schritten einen Apfel vom Kopfe zu ſchießen.

Er führte es glücklich aus. Geßler aber bemerkte, daß er noch einen Pfeil im Gürtel habe, drang in ihn, die Urſache davon zu ſagen, und erhielt den Beſcheid, der Pfeil ſey für den Landvogt beſtimmt geweſen, auf den Fall, daß Tell das Unglück gehabt hätte, ſeinen Sohn zu treffen. Als man ihn jetzt in einem Fahrzeuge über das Waſſer zur Gefangenſchaft abführen wollte, gab ein heftiger Sturm ihm Gelegenheit, ſeine Freiheit zu finden. Er erſchoß Geßler, und begab ſich zu den Verbündeten.

Der erſte Januar 1308 war die Epoche der helvetiſchen Freiheit. Die Verbundenen bemächtigten ſich durch Kriegsliſt und Gewalt der Schlöſſer, die in öſterreichiſchen Händen waren, und nahmen die Anführer ihrer Gegner gefangen. Die drei Cantone Schwiz, Uri und Unterwalden beſchworen ein zehnjähriges Schirmbündniß. Albrecht I., der dies Alles rächen wollte, fand auf ſeinem Zuge ſeinen Tod von der Hand ſeines Bruderſohnes, des Herzogs Johann, dem er das Herzogthum Schwaben vorenthielt. Albrechts Kinder verfolgten Alle, die ſie für Theilnehmer der Ermordung hielten. Aber die verbundenen Helvetier ſahen ihre

Freiheiten erſt durch Heinrich VII. und dann durch Ludwig den Baier beſtätigt.

Alle Verſuche des Hauſes Oeſterreich, die frei gewordenen Helvetier zu unterjochen, waren vergeblich. In einem Paſſe bei Morgarten fochten die Helvetier mit eben ſo vielem Muthe, aber mit noch mehr Glück als die Spartaner bei Thermopylä gegen den Herzog Leopold von Oeſterreich. Nach dieſem Siege errichteten 1315 die drei Cantone Uri, Schwiz und Unterwalden ein ewiges Bündniß, den eigentlichen Grund der Eidgenoſſenſchaft, in deſſen Urkunde auch dieſes Wort bereits vorkommt.

In den folgenden Jahren ſahen ſie ihr Bündniß durch den Beitritt von Luzern, Zürch, Glarus, Zug und Bern verſtärkt, ſo daß bereits 1353 die ſogenannten acht alten Orte verbunden waren. Die übrigen fünf Cantone, Freiburg, Solothurn, Baſel, Schaffhauſen und Appenzell, ſind ſpäter und erſt in den Jahren von 1481 bis 1513 beigetreten. Nach langwierigen Kriegen, die ſie mit dem Hauſe Oeſterreich zu führen hatten, und nach manchen anderweitigen Unruhen und Feldzügen, in welchen ſie unaufhörlich Ruhm und Freiheit glorreich behaupteten, wurden die Helvetier 1648 im weſtphäliſchen Frieden für ein freies Volk, ſelbſt von Seiten des deutſchen Reiches erklärt.

Man behauptet, daß Philipp der Schöne ſeinem Bruder, Carl von Valois, die Kaiſerwürde zu verſchaffen geſucht und den Pabſt vermocht habe, wegen dieſer Angelegenheit an die drei geiſtlichen Churfürſten zu ſchreiben; daß ferner der Pabſt ſich zwar öffentlich dieſes Vorhaben zu befördern bereit gezeigt, aber es durch heimliche Briefe rückgängig gemacht habe. Dieß iſt zwar nicht gewiß, aber in Rückſicht auf das beſondere päbſtliche Intereſſe allerdings wahrſcheinlich, denn als Feind des Kaiſerthums hatte der Pabſt ſich ſehr zu fürchten, wenn ein Prinz aus einem ſo mächtigen Hauſe zum Kaiſer ſollte erwählt werden.

Der Pabſt und der König von Frankreich ſtarben in dem folgenden Jahre, **1314**. Der erſtere hinterließ einen großen Schatz. Man beſchuldigte ſeinen Neffen, den Grafen von Lomagne, unermeßliche Summen unterſchlagen zu haben, die Clemens unter dem Vorwande eines Kreuzzuges zuſammen gebracht hatte. Philipp machte ſeine Unterthanen durch Erpreſſungen unglücklich. Er vertrieb die Juden, um ſie zu plündern; dieß geſchah oft und in allen Ländern; und der Haß des Volkes gegen die Juden war unmenſchlich genug, dieſes Vorhaben immer gut zu heißen.

Auf den Rath lombardiſcher Finanzbeamten verfälſchte er die Münzen auf eine ſo ſchreiende Weiſe, daß die aufrühriſch Geſinnten ihn den Falſchmünzer nannten.

Daß das Geld ſich aus dem Königreiche verloren hatte, war eine Folge der Kreuzzüge. Bei dem gegenwärtigen Mangel mußte man auf Hülfe denken. Der heilige Ludwig hatte ſolche hinlänglich in ſeiner Oeconomie gefunden, weil er, weit davon entfernt, nach dem Exempel anderer Fürſten die Münzen zu verfälſchen, ſie vielmehr mit eben ſo vieler Gerechtigkeit als Weisheit wieder auf ihren wahren Werth geſetzt hatte. Philipp dagegen ſah kein beſſeres Mittel, als die Güte der Münzen zu verringern, um plötzlich große Geldſummen zuſammen zu bringen. Schon im Jahre **1303** waren ſie bereits ein Drittel über ihren Werth geſetzt; im Jahre **1306** ſtiegen ſie noch um ein Drittel höher, dergeſtalt, daß ein Denier des heiligen Ludwig jetzt drei galt. Der König ſchien alſo am Gelde zwei Drittel zu gewinnen; aber er irrte ſich, denn er verlor zu gleicher Zeit zwei Drittel bei der Erhebung der Gefälle, die man ihm in gangbarer Münze zahlte.

Das Uebel wäre noch erträglich geweſen, wenn der Werth der Geldſorten beſtimmt feſt geſtellt geweſen wäre. Aber bei den beſtändigen Veränderungen, da er den Geldſorten bald, um das murrende Volk zu beſänftigen, einen guten Gehalt gab, und ſie bald, um davon

Vortheil zu ziehen, wieder verſchlimmerte, herrſchte Mißtrauen im Handel, und der Umlauf des Geldes war gehemmt; die Schuldner wollten nur mit ſchlechtem Gelde bezahlen, und die Gläubiger verlangten gute Münze. Alles war in Bewegung und Unruhe. Daher empörte ſich dann auch das Volk einige Mal mit großer Wuth.

Bei einigem Nachdenken über das, worauf es vornehmlich ſowohl bei dem inneren als auswärtigen Handel ankommt, überzeugt man ſich bald, mit welcher Vorſicht das Münzgeſchäft zu betreiben ſey. Es ſey uns genug, hier die erſtaunlich große Ungleichheit der alten Münze von der neuern zu bemerken. Zur Zeit Carls des Großen hielt ein in der Zahlung gebräuchliches Pfund das Gewicht von einem Pfunde Silbers von 12 Unzen. Unter der Regierung des heiligen Ludwigs galt eine Mark Silber von acht Unzen zwei Pfund und 16 Sous. Unter Philipp dem Schönen galt ſie gegen acht Pfund und zehn Sous.

Der Fehler ungeachtet, deren ſich Philipp ſchuldig machte, hat die Krone ihm doch Vieles zu verdanken. Miſchte er zu viel Leidenſchaft in ſeine Streitigkeiten mit Bonifacius VIII., ſo hatte er dagegen die Ehre, das Joch der Vorurtheile abzuſchütteln, womit die Päbſte die Könige und Reiche drückten. Indem er dem Parlamente ſeinen feſten Sitz zu Paris anwies, errichtete er dadurch in der Hauptſtadt ein Collegium, dem die Geſetze anvertraut waren, und das eine der vornehmſten Stützen der königlichen Gewalt ward. Das Richteramt war immer von Kriegern verwaltet worden. Nachdem aber der heilige Ludwig den gerichtlichen Zweikampf abgeſchafft, und dagegen die juſtinianiſche Rechtspflege eingeführt hatte, war das Richteramt keine ſo leichte Sache mehr, ſondern erforderte Kenntniſſe und Anſtrengungen des Geiſtes, deren der Kriegsadel unfähig war. Man ließ die Legiſten oder Rechtsgelehrten im Parlamente Sitz nehmen, um

als Conſulenten und Referenten die Rechtshändel zu unterſuchen, und davon Bericht abzuſtatten, ohne gleichwohl das Stimmrecht zu haben, und da nun Alles nach ihren Berichten entſchieden ward, ſo waren ſie in der That Richter und wurden auch bald die einzigen Richter. Denn die übrigen Parlamentsglieder hörten, vielleicht aus Verachtung gegen die Legiſten, vielleicht weil ſie an langweiligen Geſchäften keinen Geſchmack finden konnten, gänzlich auf, den Verſammlungen beizuwohnen, als nachmals Philipp der Lange die beſtändige Fortdauer des Parlaments einführte. Philipp der Schöne ließ das Parlament nur zwei Mal im Jahre zuſammenkommen, und jede Sitzung dauerte nur zwei Monate. Die Rechtsgelehrten, denen ſo wichtige Aemter anvertraut waren, und die ſich immer mehr Anſehen erwarben, mußten eine der Monarchie vortheilhafte Veränderung bewirken. Ihr Vortheil knüpfte ſie an den König, weil derſelbe jährlich die Parlamentsſtellen beſetzte. Sie ſahen ſich der Verachtung der Großen und der Heerbeamten ausgeſetzt, und ließen ſich daher eifrigſt angelegen ſeyn, die Macht derſelben zu ſchmälern. Sie zogen aus der Bibel und aus den römiſchen Geſetzen ſolche Stellen, welche die königliche Gewalt am meiſten begünſtigten, und machten daraus unumſtößliche Grundſätze, ohne auf den Unterſchied zu ſehen, der zwiſchen einem Könige von Frankreich und einem jüdiſchen Könige, oder einem römiſchen Kaiſer zu machen war. Sie machten es, wie die italieniſchen Canoniſten und Rechtsgelehrten es bald zum Beſten der Päbſte und bald zum Beſten der deutſchen Kaiſer gemacht hatten; ſie übertrieben oft ihre Vorſtellungen. Aber ſelbſt aus dieſen Vergrößerungen erwuchſen jene richtigen Grundſätze der monarchiſchen Regierungen, die ſowohl zur Wiederherſtellung der guten Ordnung und Unterwerfung, als auch zur Ausrottung der Mißbräuche der Feudalanarchie höchſt nothwendig waren. Dieſe Grundſätze, die von den Magiſtratsperſonen auf

das nachdrücklichſte behauptet und unterſtützt wurden, konnten gleichwohl nur langſam geltend gemacht werden. Sie wieſen der königlichen Macht den Weg, ohne ihr wirkliche Stärke zu geben.

Es war für Philipp ein ſehr gewagter Schritt, daß er allgemeine Verſammlungen der Stände ausſchrieb, und dabei den Gemeinden den Zutritt erlaubte. Aber bei ſeinem gefährlichen Streite mit dem Pabſte mußte er große Vortheile erhalten, wenn die verſammelte Nation, wie es wahrſcheinlich war, ſeine Unabhängigkeit anerkennen würde; und er hatte nicht ſehr zu beſorgen, daß dieſe drei Stände, getheilt durch ihr verſchiedenes Intereſſe, ſich zur Schmälerung ſeiner Macht vereinigen würden. Außerdem wurden die Geldbeiträge von dem Bürgerſtande erhoben. Dadurch, daß man denſelben ehrte und ihm ſchmeichelte, machte man ihn freigebig; da man ihn hingegen durch Bedrückung nur würde aufſäſſig gemacht haben. Uebrigens waren dieſe großen Verſammlungen in Frankreich ſelten nützlich, die meiſte Zeit unruhig und manches Mal gefährlich, und es kam ſelbſt die Zeit, wo die Gemeinen hier, wie in England, Geſetze vorſchreiben wollten.

Wenn man von den Sitten des Hofes auf die Sitten der Nation ſchließen darf, ſo gibt folgender Umſtand uns davon ein ſcheußliches Bild. Vor dem Ableben Philipps des Schönen wurden die Gemahlinnen ſeiner drei Söhne des Ehebruchs beſchuldigt. Die eine derſelben wurde im Gefängniß erwürgt; die andere entging der Todesſtrafe dadurch, daß ſie ihre Vermählung wegen zu naher Verwandtſchaft für ungültig erklärte, und mit der dritten ſöhnte ſich ihr Gemahl aus.

Ludwig X., genannt Hutin, älteſter Sohn Philipps des Schönen, bezeichnete den Anfang ſeiner Regierung mit einer Ungerechtigkeit. Er opferte den Oberaufſeher Marigni auf, den der öffentliche Haß als den Urheber des Unglücks der Nation verläumderiſch verfolgte. Die italieniſchen Finanzbeamten (denn die Franzoſen

waren zu unwiſſend, um ſich mit den Finanzen abzugeben) hatten unter der vorigen Regierung die Münzen verfälſcht, und man legte die Schuld dieſer Landplage dem Marigni bei. Ungereimtheiten vertraten die Stelle der Beweiſe, und man beſchuldigte ihn auch der Zauberei. Der Graf von Valois, des Königs Oheim und perſönlicher Feind des Miniſters, ließ ihn, ohne alle Rechtsform, und ohne ihn zu hören, zum Tode verurtheilen, und er wurde wie ein niedriger Verbrecher gehängt. Wenigſtens rächten ihn die Gewiſſensbiſſe des Grafen, wenn auch das Volk ſelbſt bei ſeiner Hinrichtung nur ſeufzte.

Ludwig X. ſträubte ſich lange, ehe er ſich dahin bringen ließ, Marigni zum Staatsopfer zu machen, und in ſeinem Teſtamente vermachte er den Kindern des hingerichteten Miniſters, wegen des großen Unglücks, das ihnen durch die Verurtheilung ihres Vaters zugeſtoßen ſey, **10,000** Livres. Während einer Krankheit fühlte der Graf Carl von Valois über die Hinrichtung des unſchuldigen Mannes ſolche Gewiſſensbiſſe, daß er nicht nur den Leichnam deſſelben unter großen Feierlichkeiten nach deſſen Erbbegräbniß bringen, ſondern auch unter die Armen zu Paris eine große Summe Geldes austheilen und dabei einem jeden ſagen ließ: „Bittet Gott für den gnädigen Herrn Marigni und für den gnädigen Herrn Carl.“

Inzwiſchen hatte man Geld nöthig; allein man unterſtand ſich nicht, ſich der Mittel zu bedienen, die ſo viele Klagen erregt hatten, und fiel darauf, den Landleuten, die noch Leibeigene und an die Scholle gefeſſelt waren, da ſie weder von dem Grund und Boden ihrer Herren ſich entfernen, noch Verfügungen über ihr Vermögen machen durften, ihre Freiheit zu verkaufen. In dem königlichen allgemeinen Befreiungs-Edicte heißt es: „Nach dem Rechte der Natur muß ein Jeder frei geboren ſeyn.“ Dieſe Worte ſind um ſo viel merkwürdiger, da man ſich dieſes Naturrecht erkaufen mußte,

und da Viele, die ſich nicht darum bekümmerten, gezwungen wurden, für Geld frei zu werden.

Nach dem Ableben Ludwigs im Jahre 1316 entſtand ein großer Streit wegen der Regierungsfolge. Die Königin wurde von einem Prinzen entbunden, der nur acht Tage lebte. Nach der Behauptung des Herzogs von Bourgogne hätte Johanna, Tochter des Königs, ihm auf dem Throne folgen ſollen; aber die verſammelten Stände thaten den Ausſpruch, daß das ſaliſche Geſetz das weibliche Geſchlecht von der Krone ausſchließe. In dem ſaliſchen Geſetze findet man darüber nichts Beſtimmtes; aber die unveränderliche Gewohnheit, der Wunſch der Nation und der Vortheil des Königreichs hatten reichlich die Gültigkeit eines förmlichen Geſetzes.

Philipp V., genannt der Lange, Bruder Ludwig Hutins, beſtieg demnach den Thron. Er beſänftigte die Mißvergnügten durch ſeine Wohlthaten; vermählte ſeine Tochter mit dem Herzoge von Burgund, und gab ihr die Grafſchaft Burgund zum Brautſchatze mit; brachte eine Menge Geldes dadurch zuſammen, daß er die Juden aufs neue verjagte, und die Siechhäuſer der Ausſätzigen einzog, deren Menge und Reichthümer ſehr anſehnlich waren. Die Juden und Ausſätzigen, hieß es, hätten eine Verſchwörung zur Vergiftung der Quellen und Brunnen gemacht. Dies war der Beweggrund oder Vorwand, warum man ſie mit der größten Strenge behandelte.

Man verurtheilte dieſe Unglücklichen zum Feuer, und führte dieſes Urtheil mit ſolcher Strenge aus, daß ſich zu Vitri 40 Juden unter einander ermordeten, bis auf einen, der ergriffen und ſammt den ermordeten Leichnamen verbrannt wurde.

Dieſer König ſchloß die Biſchöfe vom Parlamente aus, wo ihr Anſehen zu groß war, als daß nicht die geiſtliche Gerichtsbarkeit gegen die Geſetze und gegen die bürgerlichen Richterſtühle

hätte kämpfen ſollen. Er kaufte einigen mächtigen Baronen das Münzrecht ab, das ſie zu behaupten ſuchten, und bemühte ſich, dem erſtaunlichen Mißbrauche zu wehren, den man mit dieſem wichtigen Vorrechte trieb. Er nöthigte die Bürger, ihre Gewehre in den Zeughäuſern niederzulegen, und verordnete, daß ſie ihnen nicht anders, als in Kriegszeiten, und zu ſeinem Dienſte ſollten wieder gegeben werden; er ſetzte Hauptleute über ſie, und kam dadurch zum Beſitze einer großen Kriegsmacht. Er nahm ſich auch vor, gleiche Münzen, gleiches Maß und Gewicht einzuführen; aber der Tod verhinderte ihn an der Ausführung dieſes Vorhabens, das bloß die öffentliche Wohlfahrt zur Abſicht hatte. Da er keine Söhne hinterließ, ſo folgte ihm im Jahre **1322** ſein Bruder, Carl **IV.**, mit dem Beinamen der Schöne, in der Regierung.

England erſchütterten damals gewaltige Bewegungen, an denen Frankreich Antheil nehmen mußte, und die von blutigen Folgen waren. Eduard **II.**, Sohn und Thronfolger Eduards **I.**, ein ſchwacher laſterhafter Prinz und ein Sclave ſeiner Lieblinge, ſah ſich der Gewaltthätigkeit eines unruhigen Adels und eines furchtbaren Volkes bloß geſtellt. Sein erſter Günſtling, Gaveſtone, ein Edelmann aus Guienne, zog ihm den Haß der Großen zu, die ſich, wie zu den Zeiten Heinrichs **III.**, der Regierung bemächtigten. Der Günſtling ward hingerichtet. Der König benutzte den Schein der wieder hergeſtellten Ruhe, um Robert Bruce, den Befreier der Schotten, in Schottland zu bekriegen. Er verlor im Jahre **1214** eine entſcheidende Schlacht; und ſtatt durch Erfahrung klüger geworden zu ſeyn, überließ er ſich dem jungen Spencer, einem neuen übermüthigen und habſüchtigen Günſtlinge der durch die ausgezeichnete Gunſt des Königs zu neuer Empörung Gelegenheit geben mußte.

Schon hatten ſich die Barone empört. Der Graf von Lancaſter, Haupt derſelben und vornehmſter Prinz des Reiches vom

königlichen Geblüte, ward überfallen und ohne alle Rechtsform hingerichtet. Alles rüſtete ſich nun zum völligen Aufruhre. Die Königin Iſabelle, Schweſter des Königs von Frankreich, eine Feindin Spencers, verliebt in Mortimer, einen der vornehmſten Verſchwornen, ſtellte ſich mit ihrem Sohne, dem Prinzen von Wales (Eduard **III.**), an die Spitze der Rebellen. Sie machte ihr Vorhaben, das Reich von der Tyrannei der Günſtlinge zu befreien, öffentlich bekannt. Faſt die ganze Nation erklärte ſich für ſie. Der König floh; ein Parlament erklärte ihn der Regierung unfähig, ſetzte ihn ab, und nöthigte ihn, die Krone ſeinem Sohne abzutreten. Mortimer hatte die Grauſamkeit, ihn im folgenden Jahre ermorden zu laſſen. Zwei Lords, Gournag und Montravers, hatten ſich verabredet, ihn ſo umzubringen, daß man keine äußerlichen Spuren der Gewaltthätigkeit ſehen ſollte. Sie überfielen den abgeſetzten König, der ſchon viele Unanſtändigkeiten hatte erdulden müſſen, auf der Feſtung Berklay, wo er damals gefangen ſaß, warfen ihn auf ein Bett, legten ein Brett über ihn, ſteckten ihm ein Rohr von Horn in den Leib, und durch daſſelbe ein glühendes Eiſen, mit dem ſie ihm die Eingeweide verbrannten.

Sein ſchreckliches Geſchrei, das weit von der Feſtung gehört ward, verrieth gleichwohl die Ermordung. Aber Mortimer ward ſelbſt einige Zeit nachher gefangen und Iſabella ein Gegenſtand der Verwünſchung. Eduard **III.**, der, noch minderjährig, durch das Verbrechen dieſer verhaßten Königin vor der Zeit zur Regierung kam, hielt ſie in einer Art des Verhaftes, worin er manches Mal einen Beſuch bei ihr abſtattete. Die Gefangenſchaft der Königin Iſabella dauerte bis an ihren Tod, 25 Jahre lang. Dieſer König endigte durch einen Waffenſtillſtand den Krieg, den ſein Vater aufs neue mit Frankreich angefangen hatte, und ward gar bald ein furchtbarer Feind dieſer Krone.

Wir müſſen hier noch großer Begebenheiten in der Kirche und im Reiche erwähnen. Nach dem Tode Clemens V. blieb der heilige Stuhl über zwei Jahre lang unbeſetzt. Während der ganzen Regierungszeit Ludwig Hutins war kein Pabſt. Die Cardinäle konnten ſich nicht über die Wahl vereinigen; die Gascogner wollten einen Gascogner zum Pabſte haben, und die andern dies nicht genehmigen. Man ließ ſie alle nach der Stadt Lyon kommen, die endlich von Philipp dem Schönen wieder zu der Krone gebracht worden war, und ſchloß ſie in dem Dominicanerkloſter ein, mit der Bedeutung, daß man ſie nicht eher heraus laſſen würde, bis der Pabſt erwählt wäre. Die Streitigkeiten dauerten gleichwohl noch 40 Tage, und wurden, nach dem Bericht des Villani und anderer Schriftſteller, nur durch einen Vergleich beendigt, kraft deſſen man die Wahl auf den Ausſpruch des Cardinals Jacob von Oſſa ankommen ließ, der darauf im Jahre 1316 ſich ſelbſt zum Pabſte ernannte und der Sohn eines Schuhflickers zu Cahors geweſen ſeyn ſoll. Er nahm den Namen Johann XXII. an, und machte ſich, vornehmlich durch die Schätze, die er zuſammen häufte, und durch ſeine Widerſetzlichkeit gegen den Kaiſer bald bekannt.

Ludwig den Baier, den eine ſehr beleidigende Bulle des Reiches verluſtig erklärte, bediente ſich der Federn einiger Lehrer, die in ſeinem Namen den Pabſt mit Schmähungen überhäuften, erklärte ihn für einen Gottesvergeſſenen, der in ſeinem Amte treulos handle, für einen Verderber und für einen Satan, der ſich dem Allerhöchſten gleichſtelle, und ſich göttlich verehren ließe. „Es iſt äußerſt ſchändlich," ſagte er, „oder es iſt vielmehr eine Wirkung des göttlichen Zornes, daß der Fürſt der Fürſten dem Knechte aller Knechte unterwürfig und deſſen Sclave ſeyn ſoll. Bildet er ſich denn wirklich ein, daß alle Deutſchen ſolche Narren, Eſel und Klötze ſind, als ſie von den Römern geſcholten werden? u. ſ. w."

Um das Aergerniß aufs höchſte zu bringen, beſchuldigte er Johann XXII. der Ketzerei und der Gotteslästerung wider die evangeliſche Armuth. Dieß gründete ſich darauf, daß der heilige Vater die Lehre der Fratricellen, jener ſchwärmeriſchen Franciscaner, verdammt hatte, die als einen Glaubensartikel behaupteten, daß das Eigenthum alles deſſen, was ſie an Geräthe und Nahrungsmitteln beſäßen, der römiſchen Kirche gehöre. Nicolaus III. hatte im Jahre 1279 ihrer Behauptung Recht geſprochen, und ſo widerſprach ein Pabſt dem andern.

Endlich kam es von beiden Seiten auf das Aeußerſte. Johann ſetzte den Kaiſer ab, und bemühte ſich, den König von Frankreich, Carl den Schönen, deſſen ehrgeizige und unüberlegte Abſichten ohne allen Erfolg waren, an Ludwigs Stelle zum Kaiſer erwählen zu laſſen. Ludwig ließ ſich in Italien krönen, und ſetzte darauf den Pabſt ab. Die Römer hatten den Kaiſer deßwegen mit Freuden aufgenommen, weil Johann ſich weigerte, nach Rom zu kommen. In einer großen Verſammlung, die Ludwig zu Rom hielt, rief ein Auguſtiner drei Mal nach einander: „Iſt hier Jemand, der die Sache des Prieſters, Johanns von Cahors, der ſich einen Pabſt nennt, vertreten will?“ Keine Antwort ließ ſich hören, und nun erklärte man Johann von Cahors offenbar der Ketzerei für überführt, jedes Ordens und jeder Pfründe verluſtig, und dem weltlichen Arme unterworfen, um als ein Ketzer beſtraft zu werden. Peter von Corbiere, ein Franciscaner, ward darauf, unter dem Namen Nicolaus feierlich zum Pabſte eingeweiht.

Eine Erzählung der Bannſtrahlen, die Johann und Nicolaus gegen einander abſchoſſen, würde ohne Nutzen ſeyn. Eine ſonderbare Begebenheit gibt uns beſſer zu erkennen, mit welcher Unanſtändigkeit dieſe verhaßten Streitigkeiten geführt wurden. Der Franciscaner war fünf Jahre verheirathet geweſen; die Ehe war für nichtig erklärt worden, und er trug nun ſeit 40 Jahren die

Mönchskappe. Man bewog ſeine alte Frau, ihm vor dem Biſchofe zu Rieti den Prozeß zu machen. Der Biſchof that den Ausſpruch, die Ehe wäre rechtmäßig, und verurtheilte den Gegenpabſt dahin, daß derſelbe wieder zu ſeiner Frau zurückkehren ſolle. Johann XXII. ſchickte dieſe lächerliche Sentenz an alle Fürſten. Peter von Corbiere, genannt Nicolaus V., erhielt ſich nicht lange in ſeiner Würde, weil der Kaiſer bald Italien zu verlaſſen genöthigt ward; und er unterwarf ſich, als er alle Hoffnung verloren ſah. Er ward im Jahre 1330 nach Avignon gebracht, bekannte ſeine Fehler auf einem Schaffote mit einem Stricke um den Hals, und endigte ſein Leben in einem Gefängniſſe.

Bemerkenswerth iſt, daß der General der Franciscaner ſich für den Gegenpabſt erklärt hatte; da hingegen die Dominicaner ſich für den Pabſt, der ihre Meinung von der Armuth der Mönche unterſtützte, ſehr thätig bewieſen. Nach dem Zeugniſſe einiger Schriftſteller gingen die Dominicaner in Verfechtung der ſtreitigen Frage gegen die Franciscaner ſo weit, daß ſie in ihren Klöſtern den gekreuzigten Chriſtus nicht nackt und mit einer Dornenkrone, ſondern mit einer goldenen Krone und in Purpurkleidung aufſtellten; und dieß iſt nicht das einzige Denkmal von den Thorheiten, die der Geiſt der Parteilichkeit und des Streites erzeugte.

Unter der Regierung dieſes Pabſtes wurden neue Mittel zur Bereicherung der apoſtoliſchen Kammer erfunden: der Vorbehalt, vermöge deſſen man ſich die Ertheilung der Pfründen zueignete; häufige Stiftung neuer Bisthümer und Verſetzung derſelben von einem Sitze nach dem andern; mit einem Worte, die meiſten Auflagen, woraus die römiſche Canzlei ein Recht gemacht hat. Daher fanden ſich denn auch, nach dem Berichte des Villani, in dem päbſtlichen Schatze 25 Millionen Goldgulden, welches gleichwohl unglaublich ſcheint. Dadurch, daß Johann auf den päbſt-

lichen Hauptſchmuck noch eine dritte Krone ſetzte, verrieth er mehr Eitelkeit, als Größe.

Er hatte in der Theologie viel Unglück. Außer der Sache mit den Fratricellen, woraus ihm Ludwig der Baier einen peinlichen Prozeß machen wollte, ſetzte er ſich auch dadurch einem Vorwurfe der Ketzerei aus, daß er lehrte, die Seligen würden erſt nach ihrer Auferſtehung zum Anſchauen Gottes gelangen. Dem Cardinal Ailly zufolge, drohte ihm Philipp von Valois, ihn verbrennen zu laſſen, wenn er nicht widerrufen würde, und er widerrief. Im Jahre 1332 hatten ſich die Bologneſer ihm unterworfen, um den päbſtlichen Hof nach ihrer Stadt zu ziehen, wo er in Jahresfriſt ſeinen Aufenthalt zu nehmen verſprochen hatte. Alsbald ließ ein Legat daſelbſt eine Schanze erbauen. Der Pabſt hielt ſein Wort nicht, die Bologneſer ſchämten ſich, ſich ſo hintergehen zu laſſen, empörten ſich zwei Jahre darauf, und vertrieben den Legaten und die übrigen Gascogner. Aber die Kirchenſtrafen, denen ſie einige Zeit lang Trotz boten, hatten noch ihre Wirkungen, und Bologna unterwarf ſich im Jahre 1340, um von Benedict XII. Losſprechung zu erhalten.

Noch immer waren die Einflüſſe der Päbſte auf die politiſchen Angelegenheiten in Europa ſo groß, daß die Könige von Frankreich die Päbſte ſo lang als möglich in ihren Staaten behielten. Sie überließen die Kirchen des Königreichs ihrer freien Gewalt; aber zur Vergeltung erhielten ſie von denſelben Zehnten und andere Abgaben, die ſie bewilligen zu dürfen glaubten. Als Carl IV. von ſeiner Gemahlin, mit der er (wegen Gevatterſchaft ihrer Mutter) geiſtlich verwandt war, geſchieden ſeyn wollte, ſo erklärte Johann XXII. die Diſpenſation, die Clemens V. dieſer Vermählung wegen gegeben hatte, für nichtig. Dies gab in Paris zu Spöttereien Gelegenheit, weil zu der nämlichen Zeit der Schatzmeiſter des Königs mit Erlaubniß des Pab-

ſtes eine Frau heirathete, mit der er auf eine zweifache Weiſe geiſtlich verwandt war. Wenn in einem Staat ſchlechte Geſetze beſtehen, und er ohnehin von dem Eigenſinn einzelner Menſchen abhängt: ſo giebt es allenthalben Widerſprüche.

Carl IV. ſtarb im Jahre 1328 ohne männliche Erben. Die drei Söhne Philipps des Schönen waren ſchnell hinter einander auf dem Throne gefolgt, und man ſah ſeine weibliche Nachkommenſchaft von der Thronfolge ausgeſchloſſen. Wahrſcheinlich würden die Prinzeſſinnen in Frankreich eben ſo gut, wie in andern Ländern, zur Regierung gelangt ſeyn, wenn man Beiſpiele davon gehabt hätte; denn Beiſpiele dienen faſt immer zu Regeln und Geſetzen. Zum Glücke fand man in der Geſchichte davon kein einziges Beiſpiel. Der König von England, Eduard III., Sohn der Iſabella von Frankreich, und nächſter Verwandter des letztern Königs, behauptete vergeblich, daß ihm die Krone zukomme. Philipp von Valois, der um einen Grad weiter zurückſtand, aber von väterlicher Seite verwandt war, beſtieg nach dem Ausſpruche der Pairs den Thron. Das ſogenannte ſaliſche Geſetz ward auf immer rechtskräftig gemacht. Eduard, der nicht im Stande war, ſeine Anſprüche mit den Waffen geltend zu machen, huldigte wegen Guienne.

Das Königreich Navarra gehörte hingegen nach ſpaniſcher Sitte der Tochter Ludwig Hutins, Johanna, als Erbin ihrer Mutter. Philipp machte nicht die geringſte Schwierigkeit, ſie in ihre Rechte einzuſetzen, und der Graf von Evreux, ihr Gemahl, ward König von Navarra.

In Frankreich brach wegen der geiſtlichen Gerichtsbarkeit großer Streit aus. Peter von Cügnieres, Sachwalter des Königs, las einen Aufſatz von 66 Artikeln wider die zu verbeſſernden Mißbräuche vor. Die Sache ward mit vieler Feierlichkeit unterſucht. Waren die Gründe des Sachwalters nicht von großer

46*

Bündigkeit, ſo waren die Schutzreden zweier Prälaten, welche für die Sache der Geiſtlichkeit auftraten, von noch ſchlechterem Gehalte; denn ſie wollten aus dem göttlichen Rechte eine Gerichtsbarkeit herleiten, wovon man während der erſten Jahrhunderte ſicherlich in der Kirche nichts wußte. Einer der Gründe, deren ſie ſich bedienten, war dieſer, daß die Biſchöfe durch Verluſt der Gerichtsſporteln einen großen Theil ihrer Einkünfte einbüßen und daß folglich der König und das Reich einen ihrer größten Vortheile, der in dem Glanze der Biſchöfe beſtände, verlieren würden. Man hätte das Intereſſe der Biſchöfe in einem vortheilhafteren Lichte darſtellen können. Der König bewilligte den Prälaten ein Jahr zur Verbeſſerung der Mißbräuche; aber es erfolgte keine wahre Verbeſſerung. In weniger verfinſterten Zeiten hätte allein die geſetzgebende Gewalt dieſelbe bewirken können. Aus dieſem Streite entſtanden mit der Zeit die Nullitäts-Klagen (appels comme d'abus), welche viele biſchöfliche Sentenzen den weltlichen Tribunalen unterwarfen.

Die Eroberungen der Türken in Aſien, wo das Gebiet der Griechen von Tag zu Tage kleiner ward, erweckten von Zeit zu Zeit die Luſt zu Kreuzzügen. Dieſes war immer ein Beweggrund oder ein Vorwand zur Erhebung der Zehnten. Philipp nahm das Kreuz, und ſchien entflammt von Eifer; aber die Verwirrung ſeiner Reichsangelegenheiten hieß ihn bald ein Vorhaben aufgeben, das nur neue Drangſale würde nach ſich gezogen haben. Er hatte Benedict XII., den Sohn eines Handwerkers aus der Grafſchaft Foix, abgehalten, den Kaiſer Ludwig wieder mit der Kirche auszuſöhnen, und hatte ſich dadurch die Feindſchaft des letzteren zugezogen. Er hatte die Flamländer, die ſich gegen ihren Grafen empörten, geſchlagen; und dies unbezwingliche Volk dachte heimlich auf Rache. Er hatte einen Todfeind an dem Grafen Robert von Artois, ſeinem Schwager, der die Grafſchaft Artois der Tochter und rechtmäßigen Erbin des letzteren Gra-

ſen ſtreitig machte, und der, weil er ſich zur Durchſetzung ſeiner Anſprüche falſcher Urkunden bedient und vor dem Parlamente zu erſcheinen ſich geweigert hatte, zur Landesverweiſung verurtheilt war. Robert entwich voll Wuth nach England zum Könige Eduard III., und brachte denſelben zu dem Entſchluſſe, Frankreich anzugreifen. Der berühmte Artevelle, Bierbrauer in Gent, Anführer der rebelliſchen Flamländer, trug das Meiſte zu dieſer Unternehmung bei. Er beredete Eduard, den Titel eines Königs von Frankreich anzunehmen, um den Gewiſſenszweifel der Flamländer zu heben, die ſich eidlich verpflichtet hatten, keinen Krieg wider den König von Frankreich zu führen.

Eduard war ein tapferer, ſtaatskluger und ehrſüchtiger Fürſt, der Alles zu ſeinem Vortheile zu benutzen und ſeine Minen mit eben ſo viel Klugheit als Tapferkeit anzulegen wußte. David Bruce, König von Schottland, durch ſeine Waffen des Thrones entſetzt, war zu Philipp geflüchtet. Eduard nahm daher einen Vorwand zum Kriege, indem er zugleich ſelbſt den Grafen Robert von Artois in Schutz nahm. Das Urtheil der Pairs, die ihn von der Krone ausgeſchloſſen hatten, war der vornehmſte Grund, worauf er ſich berief, ob er ſchon durch die von ihm geleiſtete Huldigung Philipp als König anerkannt hatte. Er ging nach Flandern, um ſeiner Bundesgenoſſen Muth zu ſtärken, und von da nach Cöln, wo ihn der Kaiſer zum Reichsverweſer in den Niederlanden ernannte.

Bei dem Anfange des Kriegs findet man nichts Merkwürdiges, als die berühmte Seeſchlacht bei Sluis. Die franzöſiſche Flotte, die, außer vielen kleinen, aus 120 großen Schiffen beſtand, und 40,000 Mann führte, ward mit ſehr großem Verluſte geſchlagen. Eduard befehligte in Perſon und wurde verwundet. Die Engländer zeigten ihr Uebergewicht in der Seefahrtskunde durch ein kluges Manöver. Die Franzoſen hatten die Vortheile, die ih-

nen beide Meere darboten, dergeſtalt außer Acht gelaſſen, daß ſie ſich fremder Schiffe bedienten, die ihnen ſehr wenig Beiſtand leiſteten. Ihre Unbedachtſamkeit ging ſo weit, daß ſie den Bogen und die Armbruſt verachteten, die in den Händen der engliſchen Bogenſchützen furchtbare Waffen waren.

Nach dem großen Siege bei Sluis konnte ſich gleichwohl Eduard an der Spitze von 100,000 Mann der Stadt Dornick nicht bemächtigen. Er ſchickte Philipp, ohne demſelben den königlichen Titel zu geben, einen Herausforderungsbrief zu. Philipp antwortete: „Ein Vaſall dürfe zwar ſeinen Lehnherrn nicht zum Zweikampfe auffordern, daß er aber gleichwohl die Herausforderung unter der Bedingung annehme, daß das Königreich England eben ſowohl als das Königreich Frankreich der Preis des Siegers ſeyn ſollte.“

Eduard, dem es an Gelde fehlte, und der ſowohl den Abfall ſeiner Bundesgenoſſen, als die überläſtigen Mahnungen ſeiner Gläubiger zu befürchten hatte, ſah ſich endlich genöthigt, heimlich und faſt wie auf der Flucht nach England zurückzukehren. Da nämlich die Subſidien in Kaufmannswaaren und Lebensmitteln abgetragen wurden, ſo ging es langſam mit der Einnahme, und mit dem Verkaufe noch langſamer. Man verſtand noch nicht die Kunſt, ſich in dringenden Nothfällen ſchleunige Hülfe zu ſichern. Es kam zu einem Waffenſtillſtand, die Feindſeligkeiten hörten auf, aber Eduards Ehrgeiz ließ ſich nicht einſchläfern.

Seine Abſichten wurden durch Unruhen begünſtigt, die in Bretagne ausbrachen. Dieſes Herzogthum wurde dem Grafen von Blois, Neffen Philipps und Gemahl der Gräfin Johanna von Penthievre, Erbin des letztern Herzogs, von dem Grafen von Montfort ſtreitig gemacht. Der König von England erklärte ſich für Montfort, weil Philipp ſich ſeines Neffen annahm. Man

griff abermals zu den Waffen, und ein zweiter Waffenſtillſtand wurde noch leichtſinniger gebrochen. Die ungeſetzmäßige Hinrichtung einiger franzöſiſchen Großen, die Eduards Freunde waren, gab dieſem einen ſehr willkommenen Vorwand. Schon hatte er ſich eingeſchifft, um nach Guienne zu gehen, das ein Schauplatz des Krieges geworden war; aber auf den unglücklichen Rath Gottfrieds von Harcourt, eines flüchtig gewordenen Normanns, richtete er ſeinen Angriff auf die Normandie. Er fand daſelbſt, weil man nicht die geringſte Vorſicht gebraucht hatte, wenig Widerſtand, und rückte bis an die Thore von Paris. Endlich gedrängt von dem franzöſiſchen Heere, das den König an ſeiner Spitze hatte, zog er ſich nach Flandern zurück. Man verfolgte ihn mit einer überlegenen Macht, aber man griff ihn ohne Klugheit und ohne Ordnung an. Eduard gewann die berühmte Schlacht bei Creci, in der Frankreich ungefähr 30,000 Mann und den Kern des Adels einbüßte. Er belagerte darauf die höchſt wichtige Seeſtadt Calais, und bemächtigte ſich derſelben durch ſeine große Standhaftigkeit. Die Belagerung dauerte 11 Monate.

Johann von Luxemburg, König von Böhmen, ein alter, blinder Mann, der Philipps Bundesgenoſſe und ein Todfeind des Kaiſers Ludwig des Baiern war, hatte der Schlacht bei Creci beigewohnt, und in derſelben ſeinen Tod gefunden. Der Streit des Kaiſers mit den Päbſten dauerte noch immer fort.

Die Decrete eines freien Volkes, zum Beſten einer Würde, der die Päbſte ehemals unterwürfig geweſen waren, konnten über die durch Kirchencenſuren unterſtützte Meinung nicht ſogleich den Sieg erhalten. Clemens VI., aus Limouſin, Benedict XII. Nachfolger, war ſo unternehmend und ſtolz, daß er ſagte: „ſeine Vorgänger hätten nicht verſtanden, Päbſte zu ſeyn.“

In derſelben Zeit, da ſich Clemens VI. in ſeinem Pallaſte

zu Avignon zum Gebieter Deutſchlands aufwarf, und in einer Bulle erklärte: „Gott habe dem Pabſte die Herrſchaft im Himmel und auf Erden gegeben,“ warf ſich ein Menſch von niedrigem Stande, aber beredt und ſchwärmeriſch, voll Ehrgeizes und Verwegenheit, zur Wiederherſtellung der römiſchen Macht und Freiheit auf. Er nannte ſich Nicolaus Rienzi, und war der Sohn eines Müllers. Von dem Volke als Tribun ausgerufen, nahm er Beſitz vom Capitol, und gab „zur Ehre Gottes, der Apoſtel und der heiligen römiſchen Kirche, unſerer Mutter,“ eine Erklärung heraus, des Inhalts, daß das römiſche Volk immer die Welt beherrſcht habe, und daß alle Völker Italiens freie Leute und römiſche Bürger wären. In dieſem Manifeſte kündigte er zugleich allen Königen und Prinzen, die auf das Reich oder auf die Wahl des Kaiſers Anſprüche machten, öffentlich an, daß ſie vor ihm, dem Tribun, erſcheinen ſollten, und daß er, wofern ſie ſich nicht einſtellten, nach dem, was Rechtens wäre, und nach der Gnade des heiligen Geiſtes verfahren würde.

Der Titel, den er ſich gab, lautete alſo: „Strenger und gnädiger Befreier Roms, Eiferer von Italien, Liebhaber der ganzen Welt und erhabenſter Tribun.“ Der Pabſt verdammte und die vom Adelſtande verfolgten ihn. Er nahm die Flucht, fiel in die Hände des Königs von Böhmen, ward nach Avignon geſchickt, und blieb ſieben Jahre im Gefängniſſe. Er kam jedoch wieder los, ward ſogar von Innocenz VI. in Geſchäften gebraucht, und ſtarb bei einer Empörung zu Rom als ein Opfer deſſelben ungeſtümen Volkes, deſſen Götze er geweſen war.

Eine blutige Staatsrevolution, die ſich in Neapel zutrug, verſchaffte den Päbſten das Eigenthum von Avignon, und alſo einen Vortheil von weit größerer Wichtigkeit, als die Ausübung einer hinfälligen und mit Unrecht an ſich geriſſenen Gewalt über die Königreiche. Robert von Anjou, Sohn Carls des Hinken-

den, hatte Neapel mit Ruhm beherrſcht, ſo vergeblich gleich ſeine Verſuche waren, den Königen von Aragonien das Königreich Sicilien zu entreißen. Durch ſeine Sorgfalt, durch ſeine Geſetze und Liebe zur Gerechtigkeit war das Königreich in einen blühenden Zuſtand geſetzt worden. Nach ſeinem im Jahre 1343 erfolgten Ableben fiel die Krone an ſeine Enkelin, Johanna, die er dem Andreas, Bruder Ludwigs von Anjou, König von Ungarn, vermählt hatte. Andreas wollte in dem Staate ſeiner Gemahlin Selbſtherrſcher ſeyn, und ſeine Ungarn machten ihn den Neapolitanern gehäſſig. Ein Franciscanermönch, von dem er ſich beherrſchen ließ, erregte, wie es heißt, einen Zwiſt zwiſchen ihm und der jungen Königin, einer Prinzeſſin von vielem Verſtande, aber durch ihr Alter und durch die Umſtände großen Fehltritten ausgeſetzt. Ihr Gemahl ward im Jahre 1345 in dem Pallaſte erwürgt. Im folgenden Jahre vermählte ſie ſich mit ihrem Vetter, Ludwig, Bruder des Fürſten von Tarent.

Faſt alle Geſchichtſchreiber erklärten ſie der Ermordung des Königs Andreas ſchuldig. Sie mag darein gewilligt haben, oder nicht, ſo war dies doch der Grund ihres vielfältigen Unglücks. Der König von Ungarn ſchrieb ihr einen drohenden Brief, und näherte ſich bald darauf an der Spitze eines Heeres. Johanna flüchtete mit ihrem Gemahl nach der Provence. Sie verantwortete ſich vor Clemens VI., und ward von demſelben für unſchuldig erklärt. Vielleicht hatte die Begierde des Pabſtes nach dem Beſitze von Avignon einen Einfluß auf ſeinen richterlichen Ausſpruch.

Die Königin beſaß nämlich, als Gräfin von Provence, die Stadt Avignon. In der Noth, worin ſie ſich befand, verkaufte ſie dem Pabſte dieſe Stadt und das ganze dazu gehörige Gebiet für 80,000 Goldgulden, die, wie ein berühmter Geſchichtſchreiber behauptet, niemals bezahlt worden ſind. Weil Avignon ein Lehen des Kaiſers war, ſo ließ der Pabſt den Kaufcontract von Kaiſer

Carl IV., der Clemens VI. ſeine Erwählung zu danken hatte, beſtätigen. Der König von Ungarn zog ſich bald darauf wieder von Neapel zurück, entweder, weil er ſich hinlänglich gerächt hielt, oder weil er ſich vor der Peſt fürchtete, die damals in Italien wüthete. Johanna nahm alſo wieder Beſitz von ihrem Königreiche.

Clemens VI. lebte bis zum Jahre 1352, und bewies ſich immer eben ſo gefällig gegen die Krone Frankreich, als gebieteriſch gegen das deutſche Reich. Einige Bemerkungen über die Regierung dieſes berühmten Pabſtes verdienen hier eine Stelle. Er verordnete, daß jedes 50ſte Jahr als ein Jubeljahr ſollte gefeiert werden; er bewilligte einem Jeden, der auf der Reiſe nach Rom ſterben würde, den vollkommenſten Ablaß, und befahl in ſeiner Bulle den Engeln des Paradieſes, ihre Seelen dem Fegfeuer zu entreißen, und in den Himmel zu tragen. Im Jahre 1350 ward Rom mit Pilgrimen überſchwemmt. Am Weihnachtsfeſte und während der ganzen Faſten betrug ihre Zahl wenigſtens eine Million, und dadurch floſſen der päbſtlichen Kammer unermeßliche Geldſummen zu. Eine Peſt, die in ganz Europa ihre Schreckniſſe verbreitete, entzündete einen neuen Andachtseifer und erzeugte eine Secte ſchwärmeriſcher Selbſtgeißler, die aus Männern, Weibern und Kindern beſtanden, allenthalben umherliefen, ſich mit Geißelhieben den Leib zerfleiſchten, und den göttlichen Zorn zu entwaffnen glaubten. In Italien hatte man ſchon ehemals ähnliche Thorheiten geſehen. Dieſe Narren, die von andern bewundert wurden, belegte der Pabſt mit dem Banne. Ihre Bußübungen arteten bald in Räubereien aus.

Nicht lange vor ſeinem Tode erhielt Clemens einen ſatyriſchen Brief mit der Aufſchrift: „Leviathan, Fürſt der Finſterniß, an den Pabſt Clemens, ſeinen Statthalter, und an die Cardinäle, ſeine Räthe und guten Freunde.“ Man erräth aus dieſer

Ueberſchrift leicht den Inhalt eines ſolchen Briefes, und der Schluß deſſelben läßt darüber noch beſſer urtheilen. „Es grüßt Euch Eure Mutter, die Hoffarth, ſammt Euern Schweſtern, der Habſucht, der Unreinigkeit, und den übrigen, die ſich, Dank ſey es Eurer Beſchirmung, außer Gefahr zu ſeyn rühmen.“ Man hatte Verdacht auf einen Visconti, Erzbiſchof zu Mailand, daß er der Verfaſſer der Schmähſchrift geweſen ſey, und das macht die Sache noch merkwürdiger.

Es iſt eine nicht weniger merkwürdige Anecdote, daß Clemens VI., nachdem er dem Patriarchen der Armenier geſchrieben hatte, der regierende Pabſt könne allein durch ſeine Ausſprüche die Glaubensſtreitigkeiten entſcheiden, und man müßte dasjenige, was er für rechtgläubig oder ketzeriſch erklärt, auch für rechtgläubig oder ketzeriſch halten — daß eben dieſer Clemens eine Bulle mit der Erklärung herausgab: wofern ihm etwas, das mit dem Glauben und den guten Sitten ſtreite, entfahren ſeyn ſolle, ſo nähme er ſolches hiermit zurück, und unterwerfe es der Entſcheidung des heiligen Stuhles. Die große Lehre von der päbſtlichen Unfehlbarkeit, Untrüglichkeit und oberrichterlicher Gewalt über jedes Urtheil läßt ſich eben ſo wenig mit den Decreten und Verordnungen der Päbſte, als mit ihrer Geſchichte, zuſammen reimen.

Seit der Schlacht bei Creci waren Frankreichs Angelegenheiten in einem traurigen Zuſtande. Philipp von Valois hatte Verſtand und Muth, aber er wußte nicht zu regieren. Die Verfälſchung der Münzen und die übertriebenen Auflagen machten ihn bei der Nation verhaßt. Eduard III. nannte ihn im Scherze den Verfertiger des ſaliſchen Geſetzes, weil er die Auflage auf das Salz, oder die ſogenannte Gabelle, erhöht hatte. Die italieniſchen Finanzbeamten wurden aus dem Lande vertrieben, nachdem ſie ſich bereichert hatten; aber ihre verderbliche Kunſt war die

Seele einer ſchlechten Staatsverwaltung. Philipp ſtarb, von Kummer und Unruhe verzehrt, im Jahre 1350.

Humbert II., Dauphin von Vienne, der über den Tod ſeines Sohnes ſo untröſtlich war, daß er ſich in ein Kloſter begeben wollte, hatte dem König Philipp das Delphinat abgetreten, wovon der jedesmalige älteſte Sohn und Kronprinz des Königs von Frankreich den Namen Dauphin führte.

Johann, der Gute, Sohn und Thronfolger dieſes unglücklichen Königs, zog ſich noch weit größeres Unglück zu. Unvorſichtig, heftig und grauſam, wußte er in der Noth, in der er ſich befand, ſich nicht anders zu rathen, als durch Verfälſchung der Münzen; und er ſchämte ſich nicht, ſeinen Beamten vorzuſchreiben, wie ſie mit dem Münzweſen die öffentliche Treue hintergehen ſollten. Er ließ den Connetable, Grafen von Eu, und andere Großen, deren Hinrichtung nothwendig die Empörungsſucht rege machen mußte, ohne alle Rechtsform enthaupten. Er machte ſich einen unverſöhnlichen Feind an Carl von Evreux, König von Navarra, ſeinem Eidam, der aller Laſter fähig war, und daher mit Recht der Schlimme hieß, und den man entweder mit Klugheit hätte ſchonen, oder lebhaft verfolgen müſſen. Aber König Johann machte denſelben bald wüthend, indem er ihn zu bezwingen und zu beſtrafen ſuchte; und bald darauf nur deſto kühner und unternehmender, indem er durch Gunſtbezeigungen ſich den Frieden von ihm erkaufte.

Nichts konnte Eduard III. bei ſeinen ehrgeizigen Abſichten erwünſchter ſeyn, als dieſes. Dieſer König benützte nach der Einnahme der Stadt Calais einen oft verlängerten Waffenſtillſtand, um ſich zu neuen Feldzügen zu rüſten. Der immer rebelliſche König von Navarra war zu Rouen überfallen und in Verhaft genommen worden. Sein Bruder, der mit eben demſelben Gottfried von Harcourt, deſſen ſchon gedacht worden iſt, nach England

geflüchtet war, ermunterte den Feind Frankreichs aufs angelegentlichſte zu neuen Unternehmungen. Da der Krieg unvermeidlich war, veranſtaltete Johann im Jahre 1355 eine Verſammlung der ſämmtlichen Reichsſtände.

Dieſe berühmte Verſammlung, die mit dem engliſchen Parlamente die größte Aehnlichkeit hatte, bewilligte dem König 30,000 gerüſtete Reuter, die mit ihrem Gefolge ein Heer von etwa 100,000 Mann ausmachten; ſo wie zur Unterhaltung dieſer Truppen ungefähr 10,500,000 Franken, nach dem heutigen Münzfuße; aber ſie ſchrieb auch dagegen dem Monarchen Geſetze vor. Er mußte verſprechen, den Münzfuß ſicher zu ſtellen; er entſagte dem alten Rechte, für ſich und die Seinen von dem Volke Lebensmittel und Fuhrwerk zu nehmen, und verpflichtete ſich ſogar, ohne Bewilligung der drei Stände, oder deren Abgeordneten weder einen Frieden, noch Waffenſtillſtand zu ſchließen. Man hatte vor allen Dingen in dieſer Verſammlung beſchloſſen, daß Alles, was vorgetragen würde, nicht anders gültig ſeyn ſollte, als wenn alle drei Stände darüber einig geworden wären. Der Mittelſtand (Tiers-Etat) war dem Hauſe der Gemeinen in England ähnlich; ſein Anſehen ſtieg, weil man ſeines Geldes bedurfte; und es fehlte nicht viel, ſo konnte er die königliche Gewalt in Feſſeln legen.

Schon hatte der Prinz von Wales, den man den ſchwarzen Prinzen nannte, einige Provinzen Frankreichs verheert, als König Johann mit 60,000 Mann dieſen Prinzen, der nur 8000 hatte, bei Maupertuis, unweit Poitiers, angriff. Bei einem klugen Angriff von Seiten des Königs wäre der Prinz, dem es an Lebensmitteln gebrach, verloren geweſen, oder hätte ſich gefangen geben müſſen. Johann verwarf ſeine Friedensanträge, griff ihn, der eine ſehr vortheilhafte Stellung genommen hatte, mit Verwegenheit an, verlor das Treffen, und fiel dem Sieger in die Hände. Der Prinz von Wales, ein Held von eben ſo edler Denkart als

Tapferkeit, begegnete ihm auf eine ſehr tröſtende Weiſe. Die Engländer gaben, nach dem Beiſpiele ihres Feldherrn, Beweiſe der Leutſeligkeit, die ihnen eben ſo rühmlich waren, als ihr Sieg ſelbſt. Obſchon die Sitten der Ritterſchaft noch ſehr roh waren, ſo zeichneten ſie ſich doch durch ein gewiſſes edles Betragen aus, wodurch der Mangel an ausgebildetem Verſtande gewiſſermaßen erſetzt wurde, was nicht wenig zur Verfeinerung der Sitten beitrug.

Der Dauphin, der nachmals unter dem Namen Carl V. den Thron beſtieg, übernahm unter dem Titel eines General-Statthalters die Regierungsgeſchäfte. Man kannte ſeine großen Eigenſchaften noch nicht genug, und er hatte ſogar, entweder durch die Verbindung mit dem Könige von Navarra, oder durch ſeinen übereilten Rückzug in der Schlacht bei Poitiers, gerechte Urſachen zum Mißtrauen gegeben. Daher regierte er denn auch anfangs unter lauter Widerwärtigkeiten und Empörungen. Die verſammelten Stände, die er, um Beiſtand zu erhalten, hatte zuſammenrufen laſſen, wollten ſich der Regierung bemächtigen. Er ließ ſie auseinandergehen, ſah ſich aber bald genöthigt, ſie wieder zuſammen zu rufen, und ſich von ihnen Geſetze vorſchreiben zu laſſen. Ein zweijähriger Waffenſtillſtand, den der gefangene König zu Bordeaux ſchloß, entwaffnete die Wuth der Aufrührer nicht.

Sie hatten zwei Männer zu Anführer, die ſich durch keine Pflicht und durch keine Scham zurückhalten ließen, den Biſchof zu Laon und Stephan Marcel, Vorſteher der Kaufleute zu Paris. Der König von Navarra kam aus ſeiner Gefangenſchaft, vereinigte ſich mit ihnen und wurde im Triumph aufgenommen. In der Hauptſtadt herrſchte die gräulichſte Unordnung; die Provinzen wurden von den Kriegsleuten verheert; ganze Schaaren von Bauern, die man Jacques (Jacobe) nannte, bewaffneten ſich wider den Adel, brachten einen Theil deſſelben um, und kamen auch ihrer-

ſeits ums Leben. Man ſah allenthalben nichts als Gewaltthätigkeit, Mord und Verzweiflung.

Die aufrühriſchen Bauern, die ſich, nach ihrem Anführer Jacob Bonhomme, Jacobe nannten, begingen ganz unerhörte Ausſchweifungen. Sie drangen, um eins der ſchrecklichſten Beiſpiele anzuführen, in das Schloß eines Ritters, banden ihn an einen Pfoſten, ſchändeten ſeine Gemahlin und Töchter vor ſeinen Augen, ſpießten ihn und ließen ihn an einem langſamen Feuer braten. Sie zwangen ſodann ſeine Gemahlin und ſeine Töchter, von ſeinem Fleiſche zu eſſen, ermordeten endlich die unglückliche Familie und äſcherten das Schloß und außer dieſem noch über **200** andere Wohnungen der Edelleute ein.

Mitten unter dieſen Gefahren und Bedrängniſſen entwickelte ſich das Genie des Dauphins; ſein Geiſt gewann Stärke, er ſiegte durch ſeine Weisheit über alle Hinderniſſe. Sobald er das Alter von **20** Jahren erreicht hatte, womit ſich die Minderjährigkeit der Könige zu endigen pflegte, nahm er den Titel eines Regenten an, und beſchloß, die Aufrührer zu unterdrücken. Er entfernte ſich von Paris, und dieſe Stadt erkannte bald den Nutzen der Ordnung und des Gehorſams. Marcel ward, da er die zur Krönung des Königs von Navarra beſtimmten Maßregeln auszuführen ſuchte, von einem Bürger erſchlagen. Man ſchickte Abgeordnete an den Dauphin; beſchwor ihn, zurück zu kommen; nahm ihn mit Frohlocken auf, und unvermerkt wurde die Ruhe wieder hergeſtellt.

Der König, der ſeiner Gefangenſchaft müde wurde, ſchloß mit Eduard einen ſchimpflichen Vergleich, in welchem er alle Provinzen, die den Königen von England zugehört hatten, demſelben abtrat, und ſich zur Zahlung eines Löſegelds von vier Millionen Thaler in Golde anheiſchig machte. Die Stände verwarfen dieſen Frieden einmüthig, und Eduard fiel wieder mit einem Heere von

100,000 Mann in Frankreich ein. Hätte der Dauphin eine Schlacht wagen wollen, ſo hätte man Alles verlieren können. Er überließ klüglich die Felder einer Verheerung, von der ſie ſich mit der Zeit wieder erholen konnten, und ſorgte dagegen für die Sicherheit der haltbaren Städte, deren Verluſt hätte unerſetzlich ſeyn können.

Ein großer Theil des Königreichs ward verwüſtet. Eduard drang bis vor die Thore von Paris; aber in einem verheerten Lande fehlte es ihm an Unterhalt. Seine Truppen wurden von Mangel und Beſchwerden aufgerieben. Weiſe Rathſchläge flößten Eduarden das Verlangen nach einem vortheilhaften Frieden ein. Man verſichert, daß ein gewaltiger Sturm, der vielen ſeiner Leute und Pferde das Leben koſtete, ihn zu dieſem Entſchluß gebracht habe. Der Aberglaube konnte allerdings ſo gut auf ihn, wie auf ſo viele Andere, ſeinen Einfluß haben. Faſt kann man indeſſen kaum glauben, daß derſelbe der eigentliche Beweggrund geweſen ſey; er gab ohne Zweifel vernünftigen Gründen ein größeres Gewicht.

Endlich ward der Friede zu Bretigni bei Chartres geſchloſſen, vermöge deſſen der König von England Guienne, Poitou, Saintonge und Limouſin mit der völligſten Oberherrſchaft behielt; ſeinen Anſprüchen auf die Krone Frankreich, auf die Normandie, Maine, Touraine und Anjou entſagte; der König Johann hingegen ihm ein Löſegeld von 3 Millionen Goldthalern zahlen ſollte. Er beſtätigte den Frieden zu Calais. Die völlige Ausführung dieſes berühmten Friedens mußte freilich von den Umſtänden abhängen, und an Vorwand, ihn zu brechen, konnte es nicht fehlen.

Die Unbedachtſamkeit des Königs Johann ging ſo weit, daß er ſich nach ſeiner Rückkehr, des höchſt elenden Zuſtandes ſeines Königreichs ungeachtet, von dem Pabſte zu einem Kreuzzuge wider die Türken bereden ließ. Er rüſtete ſich dazu mit vielem Eifer, als einer von ſeinen Söhnen, den er bei Eduard als

Geiſel gelaſſen hatte, entwich, ohne dahin wieder zurückkehren zu wollen. Gewiſſenhaft in Erfüllung ſeiner Zuſagen, machte er ſich zur Pflicht, ſelbſt wieder nach London zu gehen, wo er im Jahre 1364 ſtarb. „Wenn," ſagte er, „Redlichkeit und Treue von der ganzen Welt verbannt wären, ſo ſollte man ſie doch in dem Munde und in dem Herzen der Könige finden." Mit einer ſo edel denkenden Seele ſtürzte er gleichwohl ſein Vaterland ins Unglück. Dieß kam daher, weil bei einem Regenten keine andere Tugend dasjenige erſetzen kann, was ihm an Mäßigung und Klugheit fehlt.

Er hatte Burgund geerbt, und machte daſſelbe zu einer Apanage für Philipp, ſeinen vierten Sohn, Stammvater des zweiten burgundiſchen Hauſes, das ſich bald ſehr furchtbar machte. Die Vermählung Philipps mit der Erbin von Flandern gab der Macht deſſelben einen anſehnlichen Zuwachs.

Ludwig V. von Baiern, deutſcher Kaiſer.

Ludwig V. dieſes Namens, Herzog von Baiern, ein Sohn Ludwigs des Strengen, war durch ſeine Mutter Mathilde Rudolphs von Habsburg Enkel, und der öſterreichiſchen Herzoge naher Verwandter, und ward der Nachfolger Heinrichs VII. Nach deſſen Tode verſtrich beinahe ein Jahr, bis ein neues Reichsoberhaupt eingeſetzt wurde, und der ſich die größte Hoffnung dazu machte, war Friedrich, der Herzog von Oeſterreich. Er hatte auch wirklich den Erzbiſchof von Cöln und den Pfalzgrafen am Rhein auf ſeiner Seite und ſelbſt Ludwig von Baiern war ihm nicht nur nicht abgeneigt, ſondern ſogar entſchloſſen, zu ſeiner Wahl beizutragen. Allein deſto mehr waren ihm der Erzbiſchof von Mainz, der immer das Wahlgeſchäft zu leiten pflegte, und der Erzbiſchof von Trier entgegen, die einen Groll gegen das Haus Oeſterreich

hegten. Auch Johann, König von Böhmen, war nicht für Friedrich. Dieſen dreien gelang es bald, noch zwei ihrer Mitchurfürſten, Johann von Sachſen und Waldemar, Markgrafen von Brandenburg, auf ihre Seite zu ziehen, und ihr Augenmerk auf Ludwig, Herzog von Baiern, zu richten, den ſie für den Tüchtigſten hielten, um Friedrich von Oeſterreich Widerſtand leiſten zu können. Ludwig überdachte die Hinderniſſe reiflich, die ihn abſchreckten, einen ſolchen Antrag anzunehmen; nachdem er aber endlich dennoch ſeine Einwilligung dazu gegeben hatte, kamen dieſe fünf Churfürſten zu Frankfurt, an dem gewöhnlichen Wahlorte, zuſammen, und erwählten ihn den 20. des Weinmonats zum römiſchen König. Die übrigen Churfürſten hingegen, um ihre Partei verſtärken zu können, nahmen Heinrich, Herzog von Kärnthen, als ehemaligen König von Böhmen, und Rudolph von Sachſen in ihr Collegium auf, und erwählten auf ähnliche Art zu Sachſenhauſen Friedrich, Herzog von Oeſterreich. Beide Theile machten die geſchehene Wahl bekannt; doch nur Ludwig von Baiern, keineswegs aber Friedrich von Oeſterreich, wurde dem alten Herkommen zufolge in die Stadt Frankfurt eingelaſſen, und in der Bartholomäuskirche vorgeſtellt. Von Frankfurt wurde Ludwig V. nach Aachen begleitet, und von den Bürgern willig aufgenommen; Friedrich aber begab ſich nach Bonn zu dem Erzbiſchofe von Cöln. Ludwig V. erſuchte den letzteren um die Krönung; weil dieſer aber Friedrich, welchen die Aachener nicht in ihre Stadt einlaſſen wollten, zu Bonn gekrönt hatte, folglich ſeine Wahl verwarf, ſo krönte ihn zu Aachen der Erzbiſchof von Mainz, jedoch mit Vorbehalt der trieriſchen Gerechtſamen. Ludwig V. kam ſeine Wahl theuer zu ſtehen, denn er mußte den Wahlherren ſehr Vieles, ja beinahe Alles, was ſie begehrten, bewilligen. Deutſchland hatte auf ſolche Art zwei Kaiſer, von denen jeder einen ſtarken Anhang hatte.

Es ließe ſich freilich wohl gegen beide Wahlen Verſchiedenes einwenden, da jedoch Ludwig von Baiern mit vier unbezweifelten Wahlſtimmen, Friedrich von Oeſterreich hingegen mit zwei, oder höchſtens nur mit drei erwählt worden war, ſo findet man auch nur Ludwig V. allein in der Reihe der rechtmäßigen Kaiſer verzeichnet. Dieſe Spaltung in der Wahl zog einen unvermeidlichen Krieg nach ſich, wobei Leopold von Oeſterreich für ſeinen Bruder das Aeußerſte wagte. Es würde zu weitläufig ſeyn, die wechſelſeitigen Feindſeligkeiten alle anführen zu wollen, und wir begnügen uns daher, die wichtigſten Folgen derſelben zu erwähnen. Friedrich ließ ſich im Jahre 1322 in der Hoffnung, von ſeinem Bruder Leopold unterſtützt zu werden, bei dem Dorfe Ampfingen, unweit Mühldorf, in eine Schlacht ein, in welcher er nach einem hartnäckigen Gefechte von 10 vollen Stunden ſammt ſeinem Bruder Heinrich gefangen und dann in das feſte Schloß Traußnitz in der Oberpfalz gebracht, Heinrich aber dem König von Böhmen in Verwahrung gegeben wurde. Friedrichs Gefangenſchaft entſchied freilich den bisherigen großen Streit zu Ludwigs V. Vortheile, doch machte ihm das noch immer mächtige Haus Oeſterreich durch Leopold ſehr viel zu ſchaffen. Ludwig erhielt jedoch neue Kräfte, als er mit der Erwerbung der Mark Brandenburg, die als ein erledigtes Lehen dem Reiche heimgefallen war, ſich vergrößerte. Allein er gerieth darauf mit den Päbſten in ſehr große Verdrießlichkeiten. Frankreich hatte ſehr viele politiſche Gründe und es lag ihm ſehr viel daran, daß die Päbſte ihren Aufenthalt in Avignon hatten, ſo nachtheilig dieſes auch immer für die Kirche und noch mehr für ihre zeitliche Beſitzungen war, und die Päbſte wurden dadurch gar oft genöthigt, zur Ausführung jener Pläne, welche der Stolz der Franzoſen entwarf, ihre Hände zu bieten. Bevor Heinrich VII. zum römiſchen König gewählt war, ſahen wir, wie gewaltig König Philipp IV. in Clemens V. drang,

damit durch ſeine Verwendung ſein Bruder, Carl von Valois, auf dieſen Thron erhoben werden ſollte. Da demnach der Aufenthalt der Päbſte in Frankreich eine Art von politiſcher Gefangenſchaft war, in welcher die Päbſte ſich nicht weigern konnten, das zu thun, was man, als dem Vortheile Frankreichs zuträglich, ihnen gleichſam vorſchrieb, ſo kann man auch mehrere ihrer Handlungen aus dieſem Geſichtspunkte entſchuldigen, beſonders da dieſe Päbſte ſelbſt geborne Franzoſen und eben ſo auch die Cardinäle franzöſirt waren.

Als nach dem Tode Clemens V., eines Franzoſen, abermals ein Franzoſe, Johann von Cahors, erwählt wurde, ſah er nur alsdann nicht mehr den im Reiche herrſchenden Unordnungen, während welchen er das Reichsvicariat in Wälſchland behauptete, gleichgültig zu, als das zuletzt zu einem Herzogthume erwachſene, ehedem erzwelfiſche Mailand plötzlich der Hauptſitz der Gibellinen wurde und zur kaiſerlichen Partei trat. Als er nun dieſe vom Reiche unterſtützte Stadt durch ſeinen Geſandten auch fruchtlos hatte belagern laſſen, und ſelbſt mit den Kirchenſtrafen bei dem Kaiſer nichts bewirkte, ſo faßte er den Entſchluß, den einmal ſchon mißlungenen Gedanken auszuführen, und an Ludwigs V. Stelle den König Carl von Frankreich auf den Kaiſerthron zu erheben, um dadurch Frankreich das glänzendſte Anſehen zu verſchaffen. Er hoffte dieſes um ſo mehr, weil er den ſo mächtigen Herzog von Oeſterreich, Leopold, bereit fand, aus Rache gegen Ludwig V. Alles aufzuopfern. Dieſen alſo zuerſt zu ſtürzen, fing er erſt jetzt an, was gleich nach der Wahl hätte geſchehen ſollen, und befahl daher: daß, weil es dem heiligen Stuhle zuſtehe, die zwieſpältig ausgefallenen Wahlen, wie auch die Perſon der Gewählten ſelbſt zu unterſuchen, ſie zu genehmigen, oder zu verwerfen, Ludwig V. aber ohne alles dieſes die Regierung geführt habe, er binnen drei Monaten unter Bedrohung

des Kirchenbannes ſich nicht nur aller Reichsverwaltung enthalten, ſondern auch, ſo viel als möglich, das, was er bereits gethan, widerrufen ſollte, bis ſeine Wahl beſtätigt ſeyn würde. Gegen dieſen ohne vorhergehenden Prozeß unternommenen Schritt legte Ludwig V. zuerſt zu Nürnberg vor Zeugen einen Proteſt ein, worin er ehrfurchtsvoll gegen die römiſche Kirche ſich erklärte, gern es verbeſſern zu wollen, wofern er gegen ſie gehandelt haben ſollte, und auf die Vorwürfe erwiederte, daß immerhin jeder gewählte und an Ort und Stelle gekrönte römiſche König ſogleich die Reichsgerichtsbarkeit ausübe; der Pabſt aber nur dann die Wahl unterſuchen, gutheißen oder verwerfen könne, wenn eine Klage dawider ſtattfände, was hier der Fall nicht ſey, Alles übrige hingegen von den Churfürſten abhänge.

Bei ſeinem Bewußtſeyn, keine Ketzer unter ſeinem Schutze zu haben, bemerkte er endlich, daß nicht ſelten jene für Rebellen der Kirche gehalten werden, die dem Reiche treu ſind, und daß er auf ähnliche Art den Pabſt der Ketzerei beſchuldigen könnte. Schickte gleich der König in dieſer Angelegenheit Geſandte zum Pabſte, ſo beharrte doch dieſer auf der pünktlichen Befolgung ſeines erſten Befehles, weil bei offenbaren und ausgemachten Sachen keine Vertheidigung mehr ſtatt habe; bewilligte bloß die Friſtverlängerung, und weil Ludwig V. dieſelbe verſtreichen ließ, erklärte er ihn wegen dieſem Ungehorſam des Reiches verluſtig. Ueber alles dieſes rechtfertigte ſich der König in ſeiner zu Schaffhauſen eingelegten Proteſtation und Appellation an einen zukünftigen Kirchenrath, und obgleich mehrere die Majeſtätsrechte vertheidigten, und Ludwig V. immerfort als Reichsoberhaupt anerkannt war, ſo hatte er doch noch immer an Leopold, dem Herzoge von Oeſterreich, einen eben ſo mächtigen, als hartnäckigen Feind, der aus Rache gegen ihn den deutſchen Thron dem König von Frankreich zuſpielen wollte, auch den König von Böhmen für

Frankreich geneigt fand, und zu dieſem Ende zu Bar an der Aube, einem Städtchen in Burgund, eine Zuſammenkunft hielt, bei der zum Glücke, außer dem König von Frankreich, keiner der deutſchen Fürſten erſchien, und aus welcher Leopold deſto unvergnügter ging, weil dieſer keine Luſt hatte, die Befreiung Friedrichs mit Gewalt zu erzwingen. Dieſe alſo auf eine andere Art zu erwirken, ſchickte Leopold die in ſeinen Händen noch immer befindlichen Reichsinſignien Ludwig V., der ſie auch annahm, ohne deßhalb Friedrich aus der Gefangenſchaft zu entlaſſen. Darüber deſto heftiger erbittert, fuhr Leopold fort, neue Verheerungen im baieriſchen Gebiete anzurichten, und ſchon war es ſo weit, daß die wider Ludwig V. von dem Pabſte aufgeforderten Churfürſten ſich über die Wahl Carls, des Königs von Frankreich, zum römiſchen König berathſchlagten, als Berchthold von Bucheck, der Bruder des Erzbiſchofs von Mainz, durch ſeine Beredtſamkeit den Plan vernichtete. Bei ſo gefährlichen Umſtänden ſchloß Ludwig V. zu Traußniz mit Friedrich einen Vergleich, nach welchem er ihn auf freien Fuß ſtellte, und dem zufolge ſich dieſer unter Anderm verband, allen Anſprüchen auf das Reich zu entſagen, und ſammt ſeinen Brüdern ihm gegen alle Feinde, ſelbſt gegen den Pabſt beizuſtehen.

Als Leopold dieſes hörte, übte er neue Feindſeligkeiten aus, und obgleich auch der Pabſt dieſen Vertrag vernichtet hatte, ſo ſuchte doch nun Friedrich ſein Wort unverbrüchlich zu halten, machte ſeine Verzichtleiſtung auf die Krone öffentlich bekannt, hieß ſeine Brüder gegen den Kaiſer treu und gehorſam ſeyn, und beſtrebte ſich, den Pabſt mit Ludwig V. auszuſöhnen, welche Redlichkeit dieſen ſo ſehr rührte, daß er in einem neuen Vertrage die kaiſerliche Würde in allen Stücken mit ihm theilte, ihn als ſeinen beſten Freund ſchätzte, an einer Tafel mit ihm ſpeiſete, in einem Bette mit ihm ſchlief, und damit ſein Bruder aus Rückſicht auf

ihn Baiern ſchonen möchte, ihm die Statthalterſchaft dieſes Landes gab. Wenn gleich Leopold damit zufrieden war, ſo erhoben ſich doch die Churfürſten dagegen, die ihr Wahlrecht dadurch für verletzt anſahen, und weil auch der Pabſt dieſen Vertrag verwarf, ſo entſtand ein neuer, demzufolge der eine Kaiſer Wälſchland und der andere Deutſchland regieren ſollte. Auch dieſes mißfiel dem Pabſte, der es dem König von Frankreich als eine Sache von größter Gefahr ſchilderte, und ihn aufforderte, ſich in größere Thätigkeit zu ſetzen, wenn er anders ſeine Abſicht erreichen wollte. Je weniger Hoffnung für Ludwig V. übrig war, die Beſtätigung in ſeiner Würde von dem Pabſte zu erhalten, deſto mehr verwendeten ſich die Herzoge von Oeſterreich bei demſelben, ſie für Friedrich zu erlangen. Allein da der Pabſt ein Mal ſchon den König von Frankreich zum Kaiſer zu erheben Willens war, und ſie ſich ſelbſt aus der ſchmeichelhaften Antwort dieſes nicht verſprechen durften, ſo ſuchten ſie lieber dafür auf dem Reichstage zu Speier die gemeinſchaftliche Regierung Ludwigs V. und Friedrichs zu erwirken, weil Leopold am Oberrhein abermals Feindſeligkeiten ausübte, und bei der nahen Abreiſe des Kaiſers nach Wälſchland ohnehin ein Reichsverweſer in Deutſchland ſeyn müßte. Indeſſen entriß der Tod im Jahre 1326 an dem Herzoge Leopold die Triebfeder der öſterreichiſchen Angelegenheiten, Friedrichs wichtigſte Stütze und Ludwigs V. gefährlichſten Feind, der nunmehr ſich nicht nur an die mit Friedrich geſchloſſenen Verträge nicht mehr kehrte, ſondern ihm deſto abgeneigter zu werden anfing, je enger er ſich mit Johann, dem König von Böhmen, verband. Dem Pabſte wehe zu thun, ſich großen Namen und Reichthum zu erwerben und ſein Haus zu vergrößern, beſchloß Ludwig V., nun ungehindert nach Italien zu gehen, wo die von dem König Robert und dem Pabſte bedrängten Gibellinen auf ſeine Hülfe warteten und ihm Unterſtützung anboten. Auch die Römer waren

über die lange Abweſenheit der Päbſte aufgebracht. Obgleich Ludwig V., des päbſtlichen Urtheils ungeachtet, in Deutſchland immerfort für den römiſchen König erkannt war, ſo weigerten ſich doch die Fürſten, ihn auf dieſer Reiſe zu begleiten, weil ſie dieſelbe für keinen Römerzug hielten, und er mit dem Pabſte noch nicht ausgeſöhnt wäre. Letzteres zu erwirken, ſchickte er zwar eine Geſandtſchaft nach Avignon, jedoch ohne Erfolg. Gleichwohl trat er dieſen Zug mit einem kleinen Gefolge an, das zu Trient mit dem Gelde der Gibellinen immer ſtärker anwuchs. Zu Mailand ward er auf das prächtigſte empfangen, und den **17.** Mai **1327** mit der ſogenannten eiſernen Krone, ſeine Gemahlin aber mit einer goldenen gekrönt. Glücklich ſchien ſein Zug angefangen zu haben; doch bald erwachte wieder das alte Mißtrauen zwiſchen ihm und den Italienern, und ſogar unter den Gibellinen ſelbſt, die den Galeaz Visconti, Statthalter von Mailand, bei ihm ſo ſehr anſchwärzten, daß er ihn nach Monza gefangen ſetzen ließ. Als auf ſeinem Zuge durch Cremona und Parma nach Toscana der für die Sache des Kaiſers äußerſt thätige Caſtruccio, den er zum Herzoge von Lucca, Piſtoja, Luna und Volterra ernannte, ihm entgegen kam, und ſeinetwegen die Einwohner von Piſa ihn in ihre Stadt nicht einlaſſen wollten, zwang er ſie durch eine Belagerung, und verband ſich dort mit Friedrich, König von Sicilien, wider Robert, König von Neapel, den er in die Acht erklärt hatte. Wegen der allzu langen Abweſenheit der Päbſte von Rom aufgebracht, hatten die Einwohner dieſer Stadt bereits alle Welfen vertrieben, ließen aber durch eine nach Avignon abgeſchickte Geſandtſchaft den Pabſt noch ein Mal bitten, zu ſeinem Sitze zurückzukehren. Allein weil dieſer ſich noch immer mit der Unſicherheit Italiens und Roms entſchuldigte, luden ſie Ludwig V. zu ſich ein, der bei ſeiner Ankunft ſo großen Beifall fand, daß ſie ihn öffentlich für ihren Herrn erklärten, und den **17.** Januar im Jahr

1328 in der Peterskirche durch den abgeſetzten Biſchof von Civita Caſtellana ſalben und von Sciarra Colonna krönen ließen. Sobald der Pabſt von dieſem Vorgange hörte, erneuerte er den Kirchenbann wider Ludwig V. und befahl den Römern, ihn zu vertreiben, wofür ſich aber der Kaiſer dadurch rächte, daß weil ihn der Pabſt einen Ketzer nannte, er auch Johann XXII. dafür erklärte, ihn ab- und an ſeine Stelle den Gegenpabſt Nikolaus V. einſetzte.

So ſehr aber bisher Alles dem Kaiſer nach Wunſche ging, ſo übel war das Ende davon, als er den Caſtruccio mißvergnügt von Rom weggehen ließ, weil er den gefangenen Galeaz Visconti nicht entlaſſen wollte, denn dieſer Herzog trat mit dem Pabſte in geheime Unterhandlungen, und ob er gleich während derſelben ſtarb, ſo beſetzte Robert andererſeits Oſtia und Anagni, ſchnitt den Römern und dem Kaiſer alle Zufuhr ab, der endlich an dem Geldmangel den größten Feind hatte, und durch Gelderpreſſungen bei den armen Römern Alles ſo mißvergnügt machte, daß die Partei des Pabſtes wieder die Oberhand gewann. Als er ſich nun deßhalb aus Rom mit Nikolaus V. zurückziehen mußte, warf der Pöbel mit Steinen nach ſeinen Leuten und ſchrie: „Es ſterben die Ketzer und Verbannten! Es lebe die heilige Kirche!“ Man verbrannte die Privilegien dieſes Kaiſers öffentlich auf dem Platze des Capitols, grub ſogar die Leichen der Deutſchen und anderer Anhänger des Kaiſers heraus, und warf ſie in die Tiber. Sein Geldmangel, der auch zu Piſa Erpreſſungen verurſachte, zog die Folge nach ſich: daß nach ſeiner Abreiſe ſein Statthalter mit ſeinen Truppen von dort verjagt wurde; der lange verborgene Nikolaus V. aber ward entdeckt, und gefangen nach Avignon geſchickt. Zur Zeit ſeines Aufenthaltes zu Pavia machte Ludwig V. mit ſeines älteren Bruders Rudolphs Nachkommen jenen merkwürdigen Theilungsvertrag, der

für die Häuſer Pfalz und Baiern bis auf unſere Zeiten für ein Grundgeſetz angeſehen ward. Die Schande ſeines Rückzugs nach Deutſchland zu decken, gab der Kaiſer vor: er gehe nach Trient, um ſich mit einigen Fürſten neuer Truppen wegen zu beſprechen, und hörte eben in dieſer Stadt die Nachricht von dem Tode Friedrichs, Herzogs von Oeſterreich, nach welchem noch Otto die Feindſeligkeiten fortſetzte, den der Pabſt unterſtützte, als er die Kirchenſtrafen wider Ludwig V. erneuerte, bis dieſer ſich durch einen Vertrag mit Otto ausſöhnte. Inzwiſchen hatte Johann, König von Böhmen, auch den Kaiſer mit dem Pabſte auszuſöhnen verſucht, wiewohl ohne allen Erfolg, und aus Verlangen, ſich zu vergrößern, wagte er eine Unternehmung gegen Italien, die anfangs den günſtigſten Fortgang hatte, am Ende aber ihn die gewöhnlichen Folgen von einem mißtrauiſchen Volke erfahren ließ, die ihn nach Deutſchland zurückzukehren bewogen, und alſo der böhmiſchen Herrſchaft in Italien ein Ende machten. Den Kaiſer bei ſeinem Unternehmen einzuſchläfern, hatte er deſſen Ausſöhnung mit dem Pabſte vorgeſchützt, die Ludwig V. nun auch mit allem Eifer ſelbſt ſuchte, und, um die Geſinnungen der Reichsſtände auszuforſchen, eine Verzichtsurkunde ausſtellte, die vor erhaltener Losſprechung Heinrich, der Herzog von Niederbaiern, geheim halten ſollte. Da dieſer jedoch unbeſonnen war und damit groß that, als ob er die Reichsverwaltung übernähme, und derſelben ſich auch ſchon anmaßte, ſo widerſprach der Kaiſer dieſer Verzichtleiſtung mit der Erklärung: daß er nie daran gedacht hätte. Deſſen ungeachtet hielt ſelbſt der um dieſe Zeit ausgebrochene kärnthiſche Krieg Ludwig V. nicht ab, um ſeine Losſprechung neuerdings anzuſuchen, die er nun von dem neuen Pabſte, Benedict XII., mittelſt einer feierlichen Geſandtſchaft deſto ſicherer zu erlangen hoffte. So geneigt ſich aber dieſer Pabſt bezeigte, ſo betheuerte er doch mit vielen Thränen, wie leid es ihm ſey, daß

er durch die franzöſiſchen Drohungen abgehalten werde, in des Kaiſers rechtmäßiges Begehren zu willigen. Weil demnach Ludwig V. verſichert war, daß nur der König von Frankreich den Pabſt alle Ausſöhnungsvorſchläge zu verwerfen nöthigte, ſuchte er dieſen durch Schwächung ſeiner Macht auf andere Gedanken zu bringen, da er ohnehin mit Eduard, König von England, in einen gefährlichen Krieg verwickelt und von den niederländiſchen Fürſten in die größte Enge getrieben war. Ludwig V. ſchlug ſich demnach zu Eduard, den er zum Reichsverweſer machte, und drohete den König Philipp zu bekriegen, wofern er nicht nachgiebiger würde. Dieſer erkannte hierauf Ludwig V. für einen rechtmäßigen Kaiſer, was den Kaiſer das Reichsvikariat wieder aufzuſagen bewog, und ſtellte ſich als einen Friedensſtifter dem Scheine nach zwiſchen ihm und dem Pabſt, ob er gleich heimlich Alles wieder hintertrieb, denn Benedict XII. fing an, ſich viel härter zu bezeigen, ſah den Fürſtenverein, worin das Verfahren Johanns XXII. ungültig erklärt und feſtgeſetzt worden war, die Wahlrechte kräftig zu ſchützen, für die größte Beleidigung an, und verbot dem Kaiſer, den Eid der Treue zu leiſten und Regalien von ihm anzunehmen.

Noch ſchärfer verfuhr mit ihm der bald darauf erwählte Pabſt Clemens VI., ebenfalls ein Franzoſe, der die wider den Kaiſer verhängte Kirchenſtrafe mit größter Feierlichkeit erneuerte; denn obgleich Ludwig V. Philipp an ſein Verſprechen erinnerte, und dieſer zum Scheine den Friedensſtifter gemacht hatte, ſo ging der Pabſt dennoch in ſeiner Härte immer weiter; um ſich aber nicht ganz unerbittlich auf die letzte Geſandtſchaft zu zeigen, ſchrieb er ihm als Verſöhnungsbedingniſſe vor, das Reich fahren zu laſſen, die Regierung deſſelben ohne ausdrücklichen Befehl des Pabſtes nicht mehr anzunehmen, und ſich deſſen Gnade ganz zu überlaſſen. Schon war Ludwig V. entſchloſſen, dieſe

Bedingungen einzugehen, als die deßhalb im Jahre **1344** zu Frankfurt verſammelten Fürſten dagegen feierlichſt proteſtirten und in ihren Gegenvorſtellungen das Benehmen des Kaiſers rechtfertigten. Der Pabſt, darüber noch mehr entrüſtet, weil er das ganze Ausſöhnungsgeſchäft für einen bloßen Scherz anſah, erklärte Ludwig V. im Jahre **1346** neuerdings in den Kirchenbann, und befahl den Churfürſten nachdrücklich, die neue Kaiſerwahl zu beſchleunigen, damit die Kirche nicht länger noch ohne Schutzherr und das Reich nicht ohne Oberhaupt wäre. Schwerlich würde Letzteres zu Stande gekommen ſeyn, wenn nicht Johann, König von Böhmen, ehedem eifrigſter Vertheidiger Ludwigs, aus Privatabſichten dieſem plötzlich abgeneigt, ſich zur päbſtlichen Partei geſchlagen hätte. Da der König von Frankreich, in Krieg mit England zu ſehr verwickelt, an die Erlangung der deutſchen Krone nicht mehr dachte, wollte ſich der Pabſt dem König Johann von Böhmen dadurch feſter verbinden, daß er ſeinen Sohn Carl, den Markgrafen von Mähren, für das Reich in Vorſchlag brachte. Dieſes zu bewirken, ließen ſich die damaligen Umſtände wohl benutzen; denn der Erzbiſchof von Trier, als ein naher Verwandter Johanns, war leicht zur Abſetzung Ludwigs V. und zur Wahl Carls zu ſtimmen. Der Erzbiſchof von Cöln und der Herzog von Sachſen gaben ihre Stimmen und beträchtliche Geldſummen her; Johann, als König von Böhmen, hatte ſeine eigene Wahlſtimme, und weil der Erzbiſchof von Mainz wegen ſeiner Anhänglichkeit an Ludwig V. in Kirchenbann gethan, abgeſetzt und ein neuer vom Pabſte eingeſetzt ward, konnte deſſen Beiſtimmung keinem Zweifel unterliegen. Clemens VI. entſchuldigte ſich zuerſt ſchriftlich bei dem König von Frankreich mit den erwähnten Urſachen, warum er auf die Beſchleunigung der Kaiſerwahl dringen müſſe; ließ ſich ſodann in einer Verabredung mit dem Markgrafen Carl zu ſeinem Vortheile nöthige Zuſicherungen geben,

und ſodann wurde durch die Mehrheit der Churſtimmen der deutſche Thron für erledigt erklärt, und hierauf Carl, Markgraf von Mähren, zum römiſchen König erwählt und als ſolcher dem Volke vorgeſtellt. Alles deſſen ungeachtet behauptete ſich Ludwig V., denn die meiſten Reichsſtände blieben ihm immer treu, und zu Speier verſprachen ihm nicht nur die Abgeordneten der rheiniſchen Städte, ſondern auch der größte Theil der weltlichen Fürſten und Herren, daß ſie ſich niemals zu dem neuen Gegenkönig ſchlagen würden. Keine einzige Stadt am Rhein, in Schwaben und Franken wollte von des Pabſtes Prozeſſen und der Wahl Carls etwas wiſſen.

Als dieſer ſich nach der Wahl zu Aachen krönen laſſen wollte, verſchloſſen ihm die Einwohner die Thore, und ließen ihn auch dann nicht hinein, nachdem er, von ſeinem Vater, dem König von Frankreich, wider die Engländer zu Hülfe gerufen, nach dem Verluſte ſeines Vaters aus dem Feldzuge zurückgekehrt war. Er war daher gezwungen, ſich zu Bonn von dem Erzbiſchofe von Cöln krönen zu laſſen. Auch verunglückte ſein Verſuch, Tyrol an ſich zu reißen, denn ob er ſich gleich ſchon mancher Plätze bemeiſtert hatte, ſo nöthigte ihn doch die Ankunft Ludwigs, des Markgrafen von Brandenburg, ſich eiligſt zurückzuziehen, und überhaupt blieb ſeine Partei gegen jene Ludwigs V. immer ſchwach, bis deſſen darauf erfolgter Tod Allem ein Ende machte. Es gibt verſchiedene Berichte, denen zufolge dieſer Kaiſer an beigebrachtem Gift geſtorben ſey; doch iſt es wahrſcheinlicher, daß er an einem Schlagfluſſe auf einer Bärenjagd bei dem Kloſter Fürſtenfeld zwiſchen Augsburg und München **1347** in den Armen ſeiner Begleiter verſchieden ſey. Er kam vor ſeinem Tode noch zu ſich, hob die Augen gen Himmel, bat Gott in kurzem, aber bündigen Gebet um Vergebung aller ſeiner Sünden, und gab Zeichen einer aufrichtigen Buße. Sein Leichnam wurde in die

große Kirche zu München gebracht, wo die Grabſtätte der Herzoge von Baiern iſt. Er liegt vor dem Hauptaltare unter einem Grabmale, das mit ehernen Bildern geziert iſt.

Dieſer Kaiſer war der erſte, der ſich in ſeinem Wappen eines doppelten Adlers bedient hat. Muth und Einſichten laſſen ſich Ludwig V. nicht abſprechen; nur war er niemals mit ſich recht einig und äußerſt wankelmüthig in ſeinen Grundſätzen, wie auch in den eingegangenen Verbindungen, auf die jeder äußere Umſtand Einfluß hatte. Ihm machten zu Ende ſeiner Regierung die Churfürſten das Compliment: „Das Reich iſt unter dir, o Baier, ſo ſehr geſchwächt worden, daß man ſich künftig wohl hüten muß, wieder einen Baier zu wählen.“ Mit den Reichsgütern hatte Ludwig V. beſonders übel gewirthſchaftet, indem er dem Markgrafen von Meißen das Pleißnerland, den Herzogen von Oeſterreich Breyſach, Schaffhauſen, Rheinfelden und Neuburg am Rhein, und, wenn es gelungen wäre, gar Zürch, dem König von Böhmen das ſo lange geſuchte Eger, dem Markgrafen von Brandenburg das Herzogthum Pommern, als ein Reichsafterlehen, den Grafen von Geldern den größten Theil von Oſtfriesland, das aber mehr für ein Pfand anzuſehen war, gegeben hatte.

Günther von Schwarzburg und Carl IV. deutſcher Kaiſer.

Günther, Graf von Schwarzburg, aus Thüringen, ein wackerer Kriegsmann, der alle Eigenſchaften beſaß, die ihn der höchſten Würde würdig machten, ward nach dem Tode Ludwigs V. zu ſeinem Nachfolger erwählt, weil die Wahl Carls IV. verworfen worden war. Mag gleich dieſer noch bei Lebzeiten Ludwigs V. erwählt worden ſeyn, ſo ſahen wir doch, daß der Kaiſer immerwährend ſeine Rechte behauptet hatte, und die meiſten Fürſten verwarfen

öffentlich die Wahl Carls IV., beſchloſſen, deſſen Anſprüche auf die deutſche Krone zu vernichten, und einen andern an ſeine Stelle einzuſetzen. Es verdroß ſie ſchon, daß der Pabſt in die Rechte des Reichs Eingriffe that, und Alles darnach einleitete, ſowohl Ludwig V. abzuſetzen, als Carl IV. zum römiſchen König vorzuſchlagen und deſſen Wahl zu veranſtalten. Sie zeigten, daß dieſe neue Wahl ohne dringende Nothwendigkeit, den geringſten Vortheil für das Reich, und überdieß bei Lebzeiten des Kaiſers, der rechtmäßig erwählt und nur unrechtmäßig vom Pabſte abgeſetzt worden war, geſchehen wäre. Es war in ihren Augen verabſcheuenswürdig, daß Churfürſten ihre Stimme verkauft hatten, und nannten eine ſolche Wahl auch aus dem Grunde ungültig, weil von den Fünfen, die Carl IV. erwählt hatten, zwei kein Recht zur Wahl hatten, nämlich Gerlach, der bloß von dem Pabſte eingeſetzte, aber nicht dafür erkannte Erzbiſchof von Mainz, wie auch Rudolph von Sachſen, der ſich das Wahlrecht ſeines Neffen Erichs, eines Sohnes ſeines ältern Bruders, widerrechtlich angemaßt hatte. Endlich verwarfen ſie die Wahl Carls IV. auch darum, weil die vorgeſchriebene Feierlichkeit dabei nicht beobachtet, und die Wahl weder zu Frankfurt, noch auch die Krönung vorgenommen worden war.

Heinrich, der Erzbiſchof von Mainz, der zwar vom Pabſte als ein Anhänger Ludwigs V. abgeſetzt, deſſen ungeachtet aber nicht nur in ſeinem ſtets ruhigen Beſitz war, ſondern überdieß den größten Theil des Adels und der Städte auf ſeiner Seite hatte, zog den Pfalzgrafen Ruprecht den Aelteren, Ludwig, Markgrafen von Brandenburg, wie auch Erich, Herzog von Sachſen-Lauenburg, an ſich, und berathſchlagte ſich hierauf in einer Zuſammenkunft zu Oppenheim über die neue Wahl eines Königs. Wegen der ſonderbaren Vorzüge und des Einfluſſes auf Deutſchland verfiel man zuerſt auf Eduard III., König

von England, der den 7. Januar 1348 zu Oberlahnſtein einſtimmig zum König erwählt wurde, obgleich die Erzbiſchöfe von Cöln und Trier, wie auch Rudolph von Sachſen-Wittenberg, dabei nicht erſchienen. Allein weil Eduard III. ſich dieſen Antrag verbat, fiel das Loos auf Friedrich den Ernſthaften, Markgrafen von Meißen, der auf die von Carl IV. ihm angebotenen 10,000 Mark Silbers ebenfalls einen ſolchen Antrag von ſich ablehnte.

Endlich richtete man ſein Augenmerk auf Günther, Grafen von Schwarzburg, einen reichen, verſtändigen und ſehr unternehmenden Mann, der ſich zwar ſchon durch Tapferkeit und Erfahrung in Kriegsſachen berühmt gemacht, noch mehr aber durch ſeine ächt deutſche Redlichkeit allgemeinen Ruhm erworben hatte. Dieſer wollte dieſe Würde nicht anders annehmen, als wenn er von dem größeren Theile der Churfürſten, und zwar ohne Beſtechung erwählt würde; auch müßte zuvor in einer Fürſtenverſammlung zu Frankfurt erwieſen werden, daß das Reich wirklich erledigt ſey, und daß diejenigen, die ihn erwählen wollten, das Churrecht wirklich beſitzen. Alles dieſes geſchah, und auf ſolche Art ward Günther den 30. Januar im Jahre 1349 zu Frankfurt zum römiſchen König erwählt. Dem Gebrauche nach wollten die Frankfurter den neugewählten König, bevor er ſeinen Gegner nicht ſechs Wochen und drei Tage vor der Stadt abgewartet hatte, nicht in die Stadt einlaſſen; ſie gaben aber auf die ernſtlichen Vorſtellungen der Churfürſten bald nach, und ſo wurde Günther in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt auf den Altar gehoben und dem Volke vorgeſtellt. Ihn zu vertreiben, hieß Carl IV. ſeine Anhänger den 22. Februar zu Caſſel, Mainz gegenüber, ſich verſammeln; doch Günther lud dahin auf den nämlichen Tag ſeine Ritter zu einem Turniere ein, und machte ihn dadurch im ganzen Reiche lächerlich.

Indeſſen ſchadete ihm Carl IV. auf eine andere Art, als

er den Pfalzgrafen Rudolph durch Ehelichung ſeiner Tochter, und Ludwig, den Markgrafen von Brandenburg, wider den er bisher den After-Waldemar, einen vorgeblichen Markgrafen von Brandenburg, geſchützt hatte, durch völlige Abtretung der Grafſchaft Tyrol auf ſeine Seite zog, welcher, weil er auch bei Günther viel vermochte, die Sache dahin vermittelte, daß dieſer gegen 20,000 Mark Silber und gegen Abtretung zweier Reichsſtädte in Thüringen den 26. Mai des Jahres 1349 der deutſchen Krone entſagte, wozu ihn auch ſeine Geſundheitsumſtände bewogen, da ihn die Wirkung eines ihm zu Frankfurt beigebrachten Giftes zur Behauptung ſeiner Rechte unfähig machte. Dieſer Vergleich, demzufolge er verſprach, Carl IV. für einen rechtmäßigen König zu erkennen und die Reichsinſignien ihm auszuliefern, kam zu Eltville zu Stande, nach welchem der todtkranke Günther nach Frankfurt zurückgebracht wurde, und daſelbſt den 14. des Brachmonats im nämlichen Jahre, ſeines Alters im 45., ſein Leben endigte. Sein Leichnam wurde in der Bartholomäuskirche beigeſetzt, und Carl IV. ſelbſt kam von Mainz, das Leichenbegängniß mit ſeiner Gegenwart zu verherrlichen. Das Gift ſoll ihm durch den Arzt Gerlachs von Naſſau beigebracht worden ſeyn, der zu dem Beſitze des Erzbisthums Mainz nicht gelangen konnte, weil ſelbſt Carl IV. den dortigen Erzbiſchof Heinrich, der päbſtlichen Abſetzung ungeachtet, darin beſtätigt hatte.

Carl IV., König von Böhmen, ein Sohn Johanns von Luxemburg, der auf dem nämlichen Throne ſaß, und der Eliſabeth, einer Schweſter des letzten Königs von Böhmen aus dem primislaviſchen Stamme Wenzels III., wurde zu Prag den 14. Mai im Jahre 1316 geboren. Er bekam zwar in der heiligen Taufe den Namen Wenzel, weil er ſich aber in ſeiner Jugend am Hofe des Königs von Frankreich befand, und dort ganz franzöſirt wurde, änderte man auch ſeinen Namen, und nannte ihn

nach jenem des dortigen Königs Carl. Er verlegte ſich in ſeiner Jugend auf verſchiedene Wiſſenſchaften, Sprachen und geſchickte Leibesübungen, worin er ſich ſo auszeichnete, daß Manche ihn gar in Verdacht der Schwarzkünſtlei hatten. Die deutſche, böhmiſche, lateiniſche, franzöſiſche und italieniſche Sprache redete er vollkommen. Er reiſ'te mit ſeinem Vater durch verſchiedene Länder, wohnte mehreren ſeiner Feldzüge bei, und bekam von demſelben nach ſeiner Zurückkunft im Jahre 1332 die Markgrafſchaft Mähren, um ihn aus Böhmen zu entfernen, weil er dort durch ſeine Geſchicklichkeit und ſchöne Gaben die Herzen der Unterthanen zu ſehr an ſich gezogen hatte. Wie er zum römiſchen König noch bei Lebzeiten Ludwigs V. erwählt, ſeine Wahl aber darnach verworfen und Günther an ſeine Stelle eingeſetzt worden war, wiſſen wir. Auch nach freiwilliger Abtretung Günthers erkannte er ſelbſt ſeine Erhebung für ungültig, und ließ ſich daher, ob er ſchon von allen Fürſten und Ständen als alleiniger und rechtmäßiger römiſcher König erkannt war, zu Aachen den 29. des Heumonats in eben dieſem Jahre durch den Erzbiſchof von Cöln neuerdings krönen. Sein ruhiger Beſitz, den er nun genoß, koſtete ihm freilich erſtaunliche Geldſummen; er machte ſich aber bei den Böhmen dergeſtalt beliebt, daß er noch heut zu Tage in geſegnetem Andenken ſteht, und als ein Vater des Vaterlandes von ihnen allen böhmiſchen Königen vorgezogen wird. Er vereinigte Schleſien und die Lauſitz für ewig mit ſeiner Krone, ſtiftete zu Prag eine Univerſität, deren Gebäude von ihm noch immer den Namen Carolinum führt, und bewirkte, daß der biſchöfliche Sitz zu Prag zu einem Erzbisthume erhoben wurde. Er brachte die Städte Prag und Breslau in Aufnahme, ſuchte beſonders die erſtere zu einer der größten Städte in Europa zu machen, und führte daſelbſt viele Handelsleute, vorzüglich aus Italien, ein. Er beförderte die Böhmen

zu den vornehmſten Würden und Aemtern, und bediente ſich ſeiner kaiſerlichen Macht, um ſeinem Königreiche herrliche Vorzüge zu verſchaffen. Er wußte die ſeinem Königreiche entriſſenen Herrſchaften wieder an daſſelbe zu bringen und auch ſeinem Sohn Sigmund die Markgrafſchaft Brandenburg durch einen vortheilhaften Kauf zu verſchaffen. Seinen Verbindungen ſchrieb man es zu, daß er das baieriſche Haus in allen Stücken zu drücken, dem pfälziſchen aber aufzuhelfen geſucht habe. Die Grafen von Würtemberg, gegen welche die ſchwäbiſchen und andere benachbarte Stände ſich ſehr beklagten, brachte er mit Gewalt zum Gehorſam und dahin, daß ſie alle ihnen von den vorigen Kaiſern verſetzten Städte herausgeben und die Zölle aufheben mußten. Da von dem franzöſiſchen Hofe kein Hinderniß zu beſorgen war, verſprach man ſich von ſeiner Thätigkeit und Staatsklugheit, daß er zur Herſtellung der Ruhe und Ordnung in Deutſchland Manches wirken würde; aber er zeigte ſich in dieſer Hinſicht ſehr fahrläſſig und eigennützig, und es ſchien, als ob er die deutſche Kaiſerwürde nur als ein Mittel, ſein Erbkönigreich Böhmen zu erweitern und zu verſchönern, betrachtet habe. Wenigſtens ließ er dieſen Zweck nie aus den Augen, und vielleicht hat nie ein deutſcher Kaiſer, ſelbſt ſein liſtiger und eigennütziger Vater Johann nicht, ſo viel Geſchicklichkeit beſeſſen, als er, aus allen Gelegenheiten und Umſtänden, vorzüglich aus der Sorgloſigkeit und aus dem Geldmangel verſchiedener Fürſten, zur Vergrößerung ſeines Hauſes Vortheile zu ziehen.

Um mit deſto größerem Anſehen in Deutſchland herrſchen zu können, unternahm er einen Römerzug, und empfing zu Rom den 5. April im Jahre 1355 durch den päbſtlichen Geſandten und Cardinalbiſchof, Peter von Bertrand, die kaiſerliche Krönung, mußte aber harte Bedingungen dabei eingehen, weßhalb er ſich nach einem ſehr kurzen Aufenthalte heimlich davon machte, und

auf ſeiner Rückreiſe von mehreren Städten verächtlich behandelt wurde. Er ließ ſich ſogar von den Mailändern vorſchreiben, ohne ein Heer in ihr Gebiet zu kommen, auf welche Art er die eiſerne Krone des longobardiſchen Königreichs zu Monza empfing, und bei ihnen eingelaſſen wurde. Er empfing von vielen italieniſchen, beſonders aber toscaniſchen Städten die unter den vorigen Kaiſern verweigerte Huldigung, wußte aber gleichwohl die damaligen Streitigkeiten der italieniſchen Fürſten und Stände gut zu ſeinem Vortheile zu benutzen, und ſehr große Geldſummen daraus zu ziehen. Eben ſo wenig vergab er auch das arelatenſiſche Königreich an den König von Frankreich, denn er ſetzte bloß den franzöſiſchen Dauphin zum Reichsverweſer daſelbſt ein, belehnte ihn mit der Dauphiné, ſetzte dort den Erzbiſchof von Trier zum Erzkanzler ein, ließ ſich ſelbſt die burgundiſche Krone aufſetzen, und behielt die Oberherrſchaft hiervon immer dem Reiche vor. Weil Deutſchland bisher kein allgemeines geſchriebenes Grundgeſetz zur Gränzbeſtimmung der kaiſerlichen und ſtändiſchen Rechte hatte, Alles nur auf dem Herkommen, und bei vorkommenden Streitigkeiten auf dem Rechte des Stärkeren beruhte, und ſelbſt die Rechte der Königswahl und die Vorrechte der Erzbeamten ohne geſetzliche Beſtimmtheit und Feſtigkeit waren: ſo machte ſich Carl IV. um Deutſchland dadurch vorzüglich verdient, daß er für die Ehre und Wohlfahrt des Reiches ein öffentliches und redendes Denkmal ſeines Patriotismus gab, als er in einer der zahlreichſten Fürſtenverſammlung zu Nürnberg und darauf zu Metz ein wichtiges Reichsgrundgeſetz verfaſſen ließ, und ſolches **1356** verkündigte, dem er eine goldne Bulle, oder ein goldenes Majeſtätsſiegel anhängen ließ, von welchem es nachher vorzugsweiſe den Namen der goldenen Bulle erhielt. Darin ward den ſieben Churfürſten von Mainz, Trier, Cöln, Böhmen, Pfalz, Sachſen und Brandenburg das ausſchließende Wahlrecht einge-

räumt. Zur Verhütung aller künftigen Streitigkeiten ſoll die Churwürde auf dem wirklichen Beſitz des Churlandes haften, dieſes aber ewig untheilbar ſeyn, und in den weltlichen Churhäuſern alle Mal nach dem Rechte der Erſtgeburt, jedoch mit Ausſchließung der Geiſtlichen, fortgeerbt, im Falle der Minderjährigkeit aber von dem nächſten weltlichen Agenten als Vormund verwaltet werden. Zugleich wurden die Gerechtſame der Churfürſten überhaupt, ſowohl unter einander ſelbſt, als auch ihre Vorrechte vor andern, beſonders aber die eigenen Vorzüge der Krone Böhmen und der Churpfalz genau beſtimmt, und ihre bisher gehabten Vorrechte noch anſehnlich vermehrt. Bei einer Zwiſchenregierung ſollte das Reichsvicariat zwiſchen Churpfalz und Churſachſen getheilt ſeyn. Die Königswahl ſollte zu Frankfurt, die Krönung aber von Churcöln zu Aachen geſchehen. Auch wurden alle dabei zu beobachtenden Formalitäten und die feierlichſten Handlungen der Erzbeamten umſtändlich vorgeſchrieben. Zur Aufrechterhaltung des Landfriedens wurden zwar verſchiedene bisher eingeriſſene gefährliche Mißbräuche verboten; da aber auf ſolche Art die Befehdungen unter gewiſſen Bedingungen noch immer erlaubt blieben, ſo dauerte das Unheil der Selbſthülfe und des Fauſtrechts mit allen ſeinen vorigen Gräueln noch immer fort. Endlich wurden die Churfürſten noch angewieſen, ihre Churprinzen in der lateiniſchen und wendiſchen Sprache vom ſiebenten Jahre an bis in das vierzehnte unterrichten zu laſſen. Uebrigens zeigte ſich Carls IV. eigennützige Politik auch in der Abfaſſung der goldenen Bulle, die bei weitem mehr die Vergrößerung ſeines Hauſes und ſeiner Freunde, als die allgemeine Wohlfahrt des Reichs zur Abſicht hatte. Er begünſtigte die Churfürſten und vermehrte ihre Vorrechte auf alle Weiſe, denn dadurch erhöhte er zugleich ſeine eigenen, weil er, als König von Böhmen, ſelbſt zu den Churfürſten gehörte. Am allermeiſten aber

war er bedacht, die Vorrechte der Krone Böhmens feſtzuſetzen und zu erweitern. Carl IV. entwarf unter andern einen Reformationsplan der Geiſtlichen, um bei dieſen vorzüglich die Ueppigkeit und Kleiderpracht einzuſtellen, und um ſie dazu zu zwingen, ließ er ihre Einkünfte einziehen. Beleidigt über dieſen Schritt, ermahnte ihn Pabſt Innocenz VI., die abgenommenen oder ſequeſtrirten Güter zurückzuſtellen, und ſchrieb den Erzbiſchöfen von Mainz, Trier, Cöln, Bremen und Salzburg, die Sittenverbeſſerung der Geiſtlichen vorzunehmen; Carl IV. hingegen, der des Pabſtes Mißfallen bemerkte, ward aufmerkſam und ſchüchtern, gab den ganzen Reformationsplan auf, und um ſich mit der Geiſtlichkeit wieder auszuſöhnen, ließ er ein neues Geſetz bekannt machen, wodurch er die Perſonen und Güter der Geiſtlichen gegen alle Unternehmungen der Weltlichen ſicher ſtellte. War gleich Carls IV. erſter Zug nach Italien unrühmlich, ſo ließ er ſich doch nach einer zu Avignon mit dem Pabſte Urban V. gehaltenen Unterredung zur Demüthigung der übermächtigen Visconti im Jahre 1365 zu einem zweiten bewegen, den ihm aber die einheimiſchen Angelegenheiten erſt nach zwei Jahren anzutreten geſtatteten, während welcher Zeit der Pabſt nach Rom zurückgekommen war. Allein er that auch dieſes Mal nichts, griff nur unglücklich verſchiedene Städte an, ließ ſich von den Bürgern zu Siena ſeine zu Florenz verſetzte goldene Kaiſerkrone einlöſen, und dazu noch eine andere Geldſumme vorſchießen, und kam nach Viterbo, wo ihn der Pabſt erwartete. Darauf ging er nach Rom voraus, empfing den Pabſt am Stadtthore bei der Engelsburg zu Fuß, nahm den Zügel ſeines Pferdes in die Hand, und führte ihn ſo bis zur Peterskirche. Er beſprach ſich zwar mit dem Pabſte über die italieniſchen Angelegenheiten, ließ ſeine Gemahlin krönen, kam wieder nach Siena, ließ ſich dort während eines Aufſtandes in ſeinem Pallaſte belagern, und ſich endlich den dadurch angethanen Schimpf mit Geldſummen

bezahlen. Da alſo der Kaiſer nichts auszurichten vermochte, ſo ward zwiſchen beiden Parteien nach gepflogenen Unterhandlungen ein Frieden geſchloſſen; Carl IV. aber erpreßte noch von den Florentinern, Piſanern und von der Stadt Lucca beträchtliche Geldſummen, und zog damit über Bologna, Ferrara und Venedig im Heumonate des Jahres 1369 nach Deutſchland zurück. Nicht zufrieden mit der glücklichen Ausführung ſeiner ſo mannichfaltigen Erweiterungsprojecte in Deutſchland, lag ihm nun das Meiſte daran, noch bei ſeinen Lebzeiten ſeinen Sohn Wenzel zum römiſchen König erwählt zu ſehen; denn er wußte wohl, daß, wenn das von ihm dem böhmiſch-luxemburgiſchen Hauſe verſchaffte mächtige Anſehen erhalten werden ſollte, nach ſeinem Tode kein Anderer, als einer ſeiner Söhne den deutſchen Thron beſteigen dürfte. Der um das Reich ſo ſehr verdiente Rudolph von Habsburg hatte dieſes nicht erhalten können, und ſeine Nachfolger durften nicht einmal daran denken, ja die Churfürſten hatten es ſich zur Grundregel gemacht, keinen Sohn dem Vater, wenigſtens unmittelbar, folgen zu laſſen; deſſen ungeachtet aber leitete es Carl IV. dahin ein, daß der Pabſt, ſo ſehr er ſich einem Schritte widerſetzte, der einen Schein der Erblichkeit in Anſehung des deutſchen Reiches haben konnte, für dieſes Mal gleichwohl ſeine Einwilligung dazu gab, ohne jedoch dadurch fürs künftige ein Recht dazu einzuräumen, oder den alten Rechten nachtheilig zu ſeyn. Mag demnach Carl IV. den Churfürſten in ſeiner goldenen Bulle auch noch ſo ſehr eingeſchärft haben, ihre Stimmen unentgeldlich zur Ehre Gottes und zum Beſten des Reichs zu geben, und ſchrieb er ihnen gleich bei jeder Wahl darüber einen ſtrengen Eid vor, ſo verſichern doch die damaligen Geſchichtſchreiber durchgehends, daß er die Stimmen der Churfürſten nicht nur um baares Geld, wobei ſie die Summe beſtimmten, gekauft, ſondern ihnen auch Zölle, Steuern und Reichsgüter, deren er ehedem ſchon viele verſchleudert hatte, verpfändet,

oder vielmehr auf immer überlaſſen habe, wodurch der ohnehin geſchwächte Reichsfiscus ſo ſehr entkräftet wurde, daß er ſich nicht leicht wieder erholen konnte. Dieſen Handel betrieb Carl IV. in einer Verſammlung der Churfürſten zu Biberach, und nachdem er zu Renſe in Richtigkeit gebracht war, wurde neun Tage darauf der feierliche Wahltag zu Frankfurt eröffnet, und auf ſolche Art ſein älteſter Sohn Wenzel, der erſt 15 Jahre alt war, den 10. des Brachmonats im Jahre 1376 mit den gewöhnlichen Gebräuchen zum römiſchen König gewählt. Die Krönung geſchah vier Wochen darnach zu Aachen durch den Erzbiſchof von Cöln, und zu Nürnberg hielt dieſer neue römiſche König, nach Vorſchrift der goldenen Bulle, ſeinen erſten feierlichen Reichshof. Man machte ſich von dem jungen König Wenzel große Hoffnung, fand ſich aber in ihm ſehr getäuſcht.

Zu den letzteren der Thaten Carls IV. gehört die Ernennung des franzöſiſchen Dauphins zum Reichsverweſer in dem arelatenſiſchen Königreiche, wovon bereits oben die Rede war, und weßhalb er mit ſeinem Sohne Wenzel eine Reiſe nach Frankreich gemacht hatte. Allein er war kaum nach Prag zurückgekommen, ſo verfiel er in ein Fieber, das bei ſeiner ſo ſtarken Natur und bei ſeinem Alter ſo gefährlich wurde, daß er ſich ſeinem Ende nahe ſah. Er machte ſich demnach zum Tode bereit und verlangte die heil. Sacramente der Sterbenden noch bei geſunder Vernunft zu empfangen. Er befahl zugleich, die Thüren zu ſeinem Zimmer zu öffnen, damit ihn das Volk in den Armen des Todes ſehen könnte. Er verfertigte hierauf ſeinen letzten Willen und erklärte ſeinen älteſten Sohn, den römiſchen König Wenzel, zum Könige von Böhmen; Sigmund gab er das Markgrafthum Brandenburg und ſeinem jüngſten Sohne Johann die Herzogthümer Schweidnitz und Görlitz nebſt der Lauſitz. Kurz vor ſeinem Ende ließ er den römiſchen König Wenzel vor ſein Bett

kommen, und redete ihn folgendermaßen an: „Ich ſterbe, mein Sohn, und die Stunde iſt gekommen, wo ich erfahren ſoll, daß ich ſterblich geboren bin, wie die übrigen Menſchen. Das Leben dauert mich nicht. Ich werde ſogar vergnügt ſterben, wenn ich dem Reiche ein ſolches Oberhaupt hinterlaſſe, wie ich es wünſche, und wie es die Reichsſtände hoffen. Ihr ſollt es werden. Erinnert Euch, daß ich für Eure Klugheit in Verwaltung der Staatsſachen, für Eure Aufrichtigkeit in Ausübung der Gerechtigkeit, und für Euren Eifer für den Nutzen des Reiches Bürgſchaft bei den Churfürſten geleiſtet habe. Erfüllet Ihr das Verſprechen, welches ich für Euch gethan habe; ſo werdet Ihr von den Unterthanen geliebt, von den Großen geehrt und bei Euern Nachbarn angeſehen und gefürchtet ſeyn, und dieſe werden ſich nicht erkühnen, Eure Regierung zu beunruhigen.“ Aus dieſer Lehre des Kaiſers erhellt, daß er die Pflichten eines Fürſten wohl kannte, aber nicht ſtark genug war, ſie ſelbſt auszuüben. Daher urtheilten die Deutſchen von ihm faſt auf gleiche Art, wie die Römer einſtens von dem Galba; man würde geglaubt haben, daß er die kaiſerliche Würde verdiente, wenn er niemals Kaiſer geweſen wäre. In einem Alter von 62 Jahren ſtarb Carl IV. den 29. des Wintermonats im Jahre 1378 und ward zu Prag in der Gruft des königlichen Hauſes beigeſetzt. Trotz ſeiner Einſicht, Staatsklugheit und Thätigkeit war er doch nicht groß und edel in ſeinem Charakter, und machte ſich zwar um Böhmen außerordentlich, deſto weniger aber um das Reich verdient. Seine Erweiterung der Erbländer ohne Schwertſtreich und Blutvergießen waren mehrentheils unrühmliche und oft ungerechte Erwerbungen. Als König von Böhmen gehört er unſtreitig unter die erſten Regenten; denn durch die Handhabung ſeiner ſtrengen Geſetze erhielt er die innere Ruhe und Sicherheit, durch die Errichtung der Univerſität zu Prag verbreitete er Aufklärung, durch die Bewirkung des erzbiſchöflichen Sitzes zu Prag beförderte

er das Beſte der Religion, durch Schiffbarmachung der Elbe und Moldau, durch Anlegung und Erweiterung mehrerer Städte, durch Aufmunterung des Ackerbaues, Einführung des Weinbaues, Unterſtützung der Künſte und durch beſſere Bearbeitung der Bergwerke vermehrte er den Wohlſtand und machte den Handel blühend. Um Deutſchland hatte Carl IV. wenigſtens das Verdienſt, daß durch ſeine goldene Bulle die Kaiſerwahlen endlich eine feſtgeſetzte Form bekamen, und den künftigen Spaltungen und daraus erwachſenden Kriegen vorgebeugt ward.

Carl V. von Frankreich, Peter von Caſtilien, Ende Eduards III.

Carl V. hatte, als er noch Dauphin war, das Königreich gerettet. Nachdem er König geworden war, half er allen Uebeln der vorigen Regierung ab, und der ruhmvolle Beiname, der Weiſe, war ein Tribut, den man ſeiner großen Weisheit ſchuldig war. Bei einer ſchwachen Geſundheit trug er alle Bürden der Regierung, und ohne ſich ſelbſt an der Spitze der Heere zu zeigen, war er immer ſiegreich. Der berühmte du Gueſclin, ein Ritter aus Bretagne, und das Muſter der Helden ſeiner Zeit, führte den Krieg mit einem Erfolge, der Erſtaunen erregte; und der Ruhm, den ſich dieſer Feldherr erwarb, fiel auf den großen König zurück, der ihn ſo wohl zu gebrauchen und ſo würdig zu belohnen wußte.

Zur Heilung der dem Staate geſchlagenen Wunden waren Friede und Ruheſtand von dringender Nothwendigkeit, und eben darauf richtete Carl ſeine größte Sorgfalt. Du Gueſclin ſchlug die Truppen des Königs von Navarra, der ſo oft mit dem König von Frankreich durch Verträge verbunden, aber auch eben ſo oft meineidig ward. Die Grafſchaft Longueville war die Beloh-

nung des Ritters. Der ſeit dem Jahre **1341** in Bretagne ausgebrochene Krieg, an dem die Engländer und Franzoſen Antheil nahmen, und in welchem die Kriegsthaten des Ritters vor Allem glänzend waren und die Gräfinnen von Blois und Montfort ſich durch perſönliche Tapferkeit eben ſo ſehr als ihre Gemahle auszeichneten, endigte ſich durch den Tod des Grafen von Blois, der in einem Treffen erſchlagen ward. Der König zog die allgemeine Wohlfahrt ſeiner Privatrache vor. Er nahm von Montfort, nunmehrigen Herzoge von Bretagne, den er ſich nicht zum Feinde machen wollte, die Huldigung an. Der König von Navarra erhielt den Frieden nur durch Entſagung ungegründeter Anſprüche, deren er ſich zum Vorwande bei ſeinen Empörungen bedient hatte.

Aber Frankreich ward noch von anderen Feinden verheert. Eine Menge Abenteurer, größtentheils Engländer oder Gascogner, unter denen ſich ſogar Männer von vornehmer Geburt befanden, waren nach dem Frieden zu Bretigni noch immer in den Waffen geblieben. Als gierige und grauſame Straßenräuber machten ſie bei vollem Frieden die Drangſale und Widerwärtigkeiten des Krieges immer fortdauernd, und die Provinzen dienten nach einander ihrer wilden Raubſucht zur Beute, worüber man ſich indeß nicht wundern darf, da die Soldaten überhaupt weder Geſetz, noch Kriegszucht kannten, und der berühmte engliſche General Tilbot ſagte ſelbſt: „Wenn der liebe Gott ein Reuter wäre, ſo würde er das Plündern nicht laſſen können.“ Dieſe Banditen, die unter dem Namen der Cameradſchaften oder Malandrinen bekannt ſind, hatten ſogar einen Prinzen von Geblüt, Jacob von Bourbon, geſchlagen, der von dem vorigen Könige gegen ſie ausgeſchickt worden war. Es kam mehr darauf an, dieſes Geſindel aus dem Lande zu entfernen, als es zu bekriegen. Die Gelegenheit zeigte ſich und ward ergriffen.

Peter I., mit dem Beinamen der Grauſame, ſeit dem Jahre 1350 König von Caſtilien, ein eben ſo wollüſtiger als blutdürſtiger und treuloſer Tyrann, hatte die erſten Schritte ſeiner Regierung mit der Ermordung der Beiſchläferin ſeines Vaters, Alphons XI., bezeichnet. Heinrich, Graf von Tranſtamare, natürlicher Sohn des letztern Königs, ſtellte ſich voll Rachluſt und Herrſchbegierde an die Spitze einer Verbindung von Mißvergnügten. Seine erſten Bemühungen waren vergeblich; er flüchtete ſich darauf nach Frankreich. Daſelbſt war man wider Peter aufgebracht, weil derſelbe ſeine Gemahlin, Blanca von Bourbon, bald nach der Vermählung verſtoßen hatte, und ſie als eine Gefangene hielt. Einige Zeit nachher ließ er ſie gar hinrichten; wenigſtens glaubte man ſolches, und ſein übriges grauſames Betragen machte das Verbrechen mehr als wahrſcheinlich. Er trat mit dem Könige von England in Verbindung, damit es ihm nicht an Beiſtand fehlen möchte; machte ſich aber zugleich den König von Aragonien, Peter IV., durch einen Einfall in deſſen Staaten zum Feinde. Die Bannſprüche zweier Legaten konnten ihm zwar wenig Schrecken einjagen, entflammten aber doch ohne Zweifel den Haß der Völker gegen ihn.

Unter dieſen Umſtänden erbot ſich Heinrich von Tranſtamare, die Cameradſchaften, die Frankreich plünderten, in ſeinen Sold zu nehmen. Man willigte mit Freuden ein, und Du Guesclin übernahm die Anführung derſelben. Er ſuchte ihre Oberhäupter auf, und ermunterte dieſelben zu dieſer Unternehmung durch Beweggründe der Religion; er ſtellte ihnen die Hölle vor, deren ſie ſich ſchuldig gemacht hätten, und das Paradies, das ſie zu gewinnen ſuchen müßten; er gab dieſen Gründen das größte Gewicht durch Hoffnung der Beute, und machte ſich anheiſchig, ihnen ſogar von dem Pabſte zu Avignon eine anſehnliche Geldſumme zu verſchaffen. Die Straßenräuber waren mit

Bannflüchen belegt; Innocenz VI. hatte einen Kreuzzug gegen ſie ausgeſchrieben; ſie wünſchten eben ſo ſehr Abſolution zu erhalten, als Geld zu erpreſſen, und überließen ſich daher der Anführung des Du Guesclin. Dieſer Feldherr hielt ihnen ſein Wort. Bei einem Durchzuge durch das Gebiet Urbans V., der nach Innocenz auf dem heiligen Stuhle ſaß, verlangte er von dieſem Pabſte 100,000 Franken und Abſolution für die Cameradſchaften. Indem man noch darüber unterhandelte, verwüſteten ſie die Felder und bedroheten die Stadt. Der Pabſt ſah ſich genöthigt, ihnen das Geld zu zahlen und die Abſolution zu ertheilen. Da man das Geld von den Einwohnern erhob, ſo verlangte Du Guesclin, daß der päbſtliche Hof und die Geiſtlichkeit ihnen den Vorſchuß wieder abtragen ſollten; und auch darin mußte der Pabſt gehorchen. Dieſer Zug ſchildert beſſer als ein anderer die Sitten der damaligen Krieger, die, um Abſolution zu erzwingen, Alles für erlaubt hielten.

Da Peter der Grauſame den König von Aragonien, den Grafen von Transtamare, der bereits zum Könige von Caſtilien ausgerufen war, die Fremden und faſt alle ſeine Unterthanen gegen ſich in den Waffen ſah, ſo flüchtete er ſich zu dem berühmten Prinzen von Wales, dem Eduard III. das Fürſtenthum Guienne verliehen hatte. Der Held erklärte ſich für ſeinen Beſchützer, ging über die pyrenäiſchen Gebirge, gewann über Heinrich die Schlacht bei Navarette, machte Du Guesclin, deſſen Rath man nicht befolgt hatte, zum Gefangenen, und ſetzte endlich den König wieder auf den Thron. Er ſelbſt erfuhr bald die Treuloſigkeit dieſes Tyrannen, der ihm verſprochen hatte, ſeine Truppen zu bezahlen, und ihn wieder in den Beſitz von Biscaya zu ſetzen. Beides blieb unerfüllt, aber der Tyrann ward bald dafür beſtraft. Transtamare, der nach Frankreich geflüchtet war, kam mit neuer Hülfe zurück. Du Guesclin, der Gefangenſchaft entlaſſen,

führte ihm Hülfe zu. Peter ward im Jahre 1369 überwunden. Man nahm ihn gefangen und führte ihn zu ſeinem Bruder, der ihn bloß als den Mörder ſeiner Familie betrachtete, und ſo viele ſchreckliche Auftritte mit einem Brudermorde endigte.

Obſchon Heinrich nur ein unnatürlicher Sohn war, ſo behauptete er ſich doch auf dem Throne, und brachte denſelben auf ſeine Abkömmlinge. Der König von Portugal und der Herzog von Lancaſter, Sohn Eduards III., machten, doch ohne etwas ausrichten zu können, darauf Anſprüche, der erſte wegen ſeiner Großmutter, und der andere wegen ſeiner Gemahlin. Tranſtamare blieb unter dem Namen Heinrich II. König von Caſtilien.

Während dieſes ſpaniſchen Krieges erntete das ruhige Frankreich die Früchte einer weiſen Regierung ein. Die Münzen hatten wieder ihren rechten Gehalt, der Ackerbau blühte und verbreitete Ueberfluß, die Auflagen waren vermindert, der Handel ermuntert, und je glücklicher ſich die Nation fühlte, deſto mächtiger war der König, der auf die Wiedereroberung der unter der vorigen Regierung eingebüßten Provinzen dachte. Verſchiedene Beeinträchtigungen des Friedens zu Bretigni konnten dieſe Unternehmungen rechtfertigen. Die wechſelſeitigen Verzichte, worüber man einig geworden war, waren noch nicht in Ausführung gebracht, obſchon Johann dem Könige Eduard deßwegen ſehr angelegen hatte. Eduard würde aller Wahrſcheinlichkeit nach bei günſtigen Zeiten ſeine Anſprüche auf die Krone wieder erneuert haben; Carl fand eine günſtige Gelegenheit, ſeine alten Lehensherrſchaftsrechte geltend zu machen, und er wußte dieſe Gelegenheit geſchickt zu benutzen.

Der Prinz von Wales, von einem ſchleichenden Fieber angegriffen, und an Gelde erſchöpft durch den caſtilianiſchen Krieg und durch die Pracht ſeines Hofes, ſchrieb in ſeinen Provinzen eine

Steuer von 20 Sous auf jede Feuerſtätte aus. Darüber murrte der Adel und beklagte ſich deßwegen bei dem franzöſiſchen Hofe. Der Adel war noch außerdem mit dem Könige von England mißvergnügt, weil derſelbe in der Trunkenheit ſeines Glückes und ſeiner Luſtbarkeiten weder darauf dachte, ihre Herzen zu gewinnen, noch auf die Zukunft zu ſehen. Carl V. nahm die Appellation an, und lud als Lehensherr den Prinzen von Wales vor den Hof der Pairs. Dieſer antwortete, er würde ſich einſtellen, aber an der Spitze von 60,000 Mann. Alsbald brach der Krieg aus, in welchem die franzöſiſchen Truppen allenthalben ſiegreich waren. Man erklärte darauf die Länder, welche Eduard III. und ſein Sohn im Königreiche beſaßen, für eingezogen. Dies würde eine Thorheit geweſen ſeyn, wenn man ſich nicht vermögend gehalten hätte, dieſes Endurtheil mit den Waffen zur Ausführung zu bringen.

Bei dem heißen Verlangen der Unterthanen, wieder unter die Herrſchaft des Königs von Frankreich zu kommen, fand man um ſo viel weniger Widerſtand, da der Hof zu London keine Angriffe vermuthet hatte. Eduard erwachte aus ſeinem Schlummer, und ſchickte Truppen ab, die wirklich bis in das Herz von Frankreich drangen. Aber du Gueſclin, der ohne Ränke zum Connetable erhoben war, ſchlug und zerſtreute ſie allenthalben. Zu gleicher Zeit that die caſtilianiſche Flotte Carl V. nützliche Dienſte. Der argliſtigen Verleitungen des treuloſen Königs von Navarra ungeachtet, blieb Heinrich II. (Tranſtamare) einer Krone ergeben, der er ſo viel zu danken hatte. Eduard hatte bereits im Jahre 1373 alle eroberte Provinzen bis auf Calais eingebüßt. Er verlor ſeinen älteſten Sohn, den Prinzen von Wales, einen berühmten Helden, der ſelbſt von ſeinen Feinden hochgeſchätzt ward. Er ſelbſt ſtarb bald nachher im Jahre 1377, als der Sclave einer

Beiſchläferin, die den Ruhm ſeiner 50jährigen Regierung verdunkelt hatte.

Bei den größten Fähigkeiten des Herzens und des Verſtandes bewirkte Eduard III. durch ſeine gränzenloſe Ehrſucht viel Böſes, viel vergebliches Blutvergießen und viel anderes Elend und Jammer, welches von der Kriegsluſt unzertrennlich iſt. Das Parlament erhielt große Gewalt, weil er deſſen Unterſtützung bedurfte. Es beklagte ſich oft über den Mißbrauch der königlichen Macht, und um das Murren zu ſtillen, beſtätigte der König den großen Freiheitsbrief zwanzig Mal. Unter ſeiner Regierung ward der Gebrauch der franzöſiſchen Sprache in öffentlichen Urkunden abgeſchafft. Der Drohungen Innocenz VI. ungeachtet, hörte man auf, dem Pabſte den ſonſt gewöhnlichen Tribut zu zahlen. Das Parlament erklärte, König Johann habe ſich ohne Einwilligung der Nation nicht lehenspflichtig und zinsbar machen können, und England erhob laute Klagen gegen den römiſchen Hof, deſſen Auflagen, wie man ſagt, fünf Mal mehr betrugen, als die Subſidien, die dem Könige ausgezahlt wurden. Dieſe Gährung mußte freilich einſtens eine ſchreckliche Bewegung verurſachen.

Richard II., Sohn des Prinzen von Wales, beſtieg den Thron; weil er aber noch minderjährig war, ſo war die königliche Gewalt in den Händen ſeiner Oheime, der Herzoge von Lancaſter, von York und von Gloceſter. Dieſe ſtürmiſche Regierung trug die Keime zu einer Staats-Revolution.

Wir nahen uns jetzt dem Ende Carls V. und ſehen ihn — ſo wankend und unbeſtändig iſt die menſchliche Weisheit — einen großen Fehler begehen. Nachdem der Herzog von Bretagne (Montfort) mit den Engländern in Verbindung getreten war, und ihnen Breſt, ſo wie der König von Navarra Cherbourg überlaſſen hatte, ward er bald ſeiner Staaten beraubt, und die Flucht zu nehmen genöthigt.

Der König von Navarra hatte einen ſehr argliſtigen Entwurf zur Vergiftung des Königs Carl V. gemacht. Weil aber dieſes abſcheuliche Vorhaben entdeckt ward, ſo ſuchte er in der Verlegenheit, in welche er ſich gebracht hatte, Hülfe bei den Engländern, und dieſe drangen darauf, daß er ihnen die Stadt Cherbourg, die ſtärkſte und faſt einzige Feſtung, die er in der Normandie beſaß, abtreten mußte. Der König von Frankreich hegte die Hoffnung, Bretagne durch einen Machtſpruch wieder mit der Krone vereinigen zu können. Er lud den Herzog vor den Hof der Pairs, und ließ, ohne ihm die Vorladung einhändigen zu laſſen, und einen Geleitsbrief auszufertigen, ſein Herzogthum einziehen. Die Bretagner, vorher aufgebracht gegen ihren Herzog, den ſie haßten, erklärten ſich nunmehr für ihn, riefen ihn zurück, und vertheidigten ihn. Der Verdruß, falſche Maßregeln ergriffen zu haben, machten den König geneigt, einer Verläumdung Gehör zu geben. Hintergangen von einem Hofmanne, kam er auf den Argwohn, daß du Gueſclin mit Montfort ein heimliches Einverſtändniß habe; aber die Prinzen und Herren ſelbſt zerſtreuten dieſe Wolken. Der Connetable kam wieder an den Hof, wo er nicht mehr erſcheinen wollte. Ihm ward die Führung eines Heeres wider die Engländer anvertraut, und er ſtarb im Jahre **1380** an einer Krankheit. Du Gueſclin belagerte Chateauneuf de Randan, als er von einer tödtlichen Krankheit befallen ward, und mit der ganzen Würde eines Helden ſtarb. Die Ehre, die ihm im Tode ſelbſt von den Feinden bewieſen ward, verdient insbeſondere bemerkt zu werden. Die belagerten Engländer hatten verſprochen, ſich dem Connetable zu ergeben, wenn ſie in einer beſtimmten Zeit keinen Entſatz erlangen würden. Ob er nun ſchon unterdeſſen ſtarb, ſo begab ſich gleichwohl der engliſche Befehlshaber mit ſeinen Leuten in das Zelt des Verſtorbenen, kniete

vor dem Sarge deſſelben nieder, und legte die Schlüſſel der Feſtung auf den Sarg.

Carl der Weiſe überlebte ihn nur wenige Monate. Dieſer Fürſt zeigte ſich als eins der größten Muſter in der Regierungskunſt. Durch ſeine Klugheit, Oeconomie und Staatseinſichten ſtellte er Alles wieder her; er brachte, und zwar dadurch, daß er dem Volke Erleichterung verſchaffte, einen Schatz zuſammen; er hatte eine anſehnliche Flotte und gegen fünf Heere auf den Beinen, da er doch beim Antritte ſeiner Regierung Mühe hatte, **1200** Mann zuſammen zu bringen; er that der Zügelloſigkeit der Truppen Einhalt, die oft in Friedenszeiten mehr Gefahr drohten, als im Kriege Nutzen verſchafften; er ehrte und belohnte jede Art von Verdienſt, ſelbſt die Künſte und Wiſſenſchaften, die nur eben hervor zu keimen begannen; er war voll Eifer für die guten Sitten, und ermunterte dazu durch das Beiſpiel ſeiner Tugenden. Mit einem Worte, ſein Grundſatz war: „das Glück der Könige beſtehe in der Macht, Gutes zu thun;“ und er befolgte dieſen vortrefflichen Grundſatz.

Spanien war während dieſer Epoche eben ſo wie früher von Unruhen, Kriegen und Aberglauben heimgeſucht. Ein König von Portugal, Dionyſius I., ward mit dem Banne belegt, weil er einige Geiſtliche, die als Mitverſchworne an der Empörung ſeines Sohnes Antheil gehabt hatten, ins Gefängniß hatte legen laſſen. Die chriſtlichen Könige traten manches Mal wider die Mauren mit einander in Verbindung; aber weit öfter überließen ſie ſich gegen einander der Wuth der Zwietracht. Die Caſtilianer nahmen Gibraltar ein, und wurden wieder daraus vertrieben. Alphons XI., König von Caſtilien, regierte rühmlich; dagegen war ſein Thronfolger, Peter der Grauſame, ein Ungeheuer, das Alles um ſich her erwürgen wollte. Carl der Böſe, König von Navarra, ließ ſeine Bosheit mehr in Frankreich, als in ſeinem eigenen König-

reiche, ausbrechen. Peter IV., König von Aragonien, zu derſelben Zeit, war ein Tyrann ſeines Volkes. Während allenthalben Blut und Thränen floſſen, kramten die Fürſten ihre Pracht in den Turnieren und in unnützen Geprängen aus. Dieſe Prachtliebe war lange Zeit für Spanien von ſchädlichen Folgen.

Die Stadt Algeziras ward im Jahre **1342** von den Caſtilianern belagert, und vertheidigte ſich bis **1344**. Das kam daher, weil die Mauren ſich bereits der Donnerbüchſen bedient haben ſollen, deren Gebrauch den Chriſten noch eine unbekannte Sache war. Wahrſcheinlich war dieſe Erfindung ein Werk der Mauren, weil die Geſchichte zuerſt hier derſelben gedenkt. Man behauptet, daß die Engländer ſich derſelben im Jahre **1346** in der Schlacht bei Creci bedient haben. Doch iſt Beides ungewiß. Roger Bacon hatte vielleicht ungefähr ein Jahrhundert zuvor das Schießpulver erfunden; aber daraus erfolgt nicht, daß er auch das ſchwere Geſchütz erfunden habe. Denn die Chineſen machten ſchon ſeit verſchiedenen Jahrhunderten Schießpulver, ohne gleichwohl von Feuerröhren den geringſten Begriff zu haben. Barthold Schwarz, ein deutſcher Franciscaner-Mönch, ſoll gleichfalls im Anfange der Regierung Carls IV. das Schießpulver erfunden haben. Seltſam genug, daß man den Erfinder eines Geheimniſſes, das der Kriegskunſt eine ganz andere Geſtalt gegeben hat, nicht mit Gewißheit zu nennen weiß. Die erſten Verſuche waren ohne Zweifel von keiner Bedeutung.

Künſte und Wiſſenſchaften zu jener Zeit.

In Italien begannen manche nützliche und angenehme Künſte hervor zu ſchimmern. Man hatte daſelbſt Fayence, Spiegelglas, Brillen, Papier, Muſik=Noten u. dergl. erfunden. Die Arbeitsliebe entwickelte ſich in den Handelsſtädten, da außerhalb Italien noch Alles roh und elend war; Glasfenſter zu haben, Leinwand zu tragen, Licht zu brennen, alle Tage warme Speiſen zu genießen, und ſich ſilberner Löffel und Gabeln zu bedienen, das Alles war im 13. Jahrhunderte noch ein großer Luxus.

Nach dem Beiſpiele der Languedocer und Provencer legten ſich die Italiener auf die Dichtkunſt, und übertrafen ihre Lehrmeiſter gar bald. Dante, ein Florentiner, der im Jahre 1321 ſtarb, hat in ſeinen ſeltſamen Werken einzelne Stücke, die noch heut zu Tage zu Muſtern dienen können. Wegen der Verfolgungen, die er als ein Gibelline von Bonifacius VIII. erdulden mußte, rächte er ſich in ſeinen Verſen, und machte es fühlbar, daß ſelbſt regierende Herren ſich immer vor den Federn geiſtreicher Männer zu fürchten haben.

Nach ihm gab Petrarcha, von Toscana gebürtig, und in den franzöſiſchen Schulen erzogen, begeiſtert von Liebe, der italieniſchen Sprache mehr Grazie und Empfindſamkeit. Bocaccio, ſein Zeitgenoſſe, gab ihr durch ſeine ſinnreiche und faſt zu zierliche Proſa eine genaue Beſtimmung. Die übrigen Sprachen waren noch ungebildet. Aber die Italiener hatten auch einen großen Vortheil, weil ihre Sprache ſich auf die lateiniſche gründete, und weil die Barbarei bei ihnen keinen ſolchen Fortgang gehabt hatte, wie in andern Ländern.

Die Lorbeerkrone, die Petrarcha als Dichter zu Rom er=

hielt, die Ehre, die ihm an andern Orten erwieſen ward, das Alles war eine der größten Triebfedern, wodurch Talente in Bewegung geſetzt wurden.

Dieſer ſchöne Geiſt erklärte ſich mit großer Freimüthigkeit über die Angelegenheiten der Kirche. Die ſchimpfliche Krönung Carls IV., wobei derſelbe verſprechen mußte, nicht wieder nach Rom zu kommen, erfüllte ihn mit dem lebhafteſten Unwillen. Er ſchrieb deßwegen an den Kaiſer, als wenn Carl ein Conſtantin geweſen wäre: „Welch ein Uebermuth für einen Biſchof, einem Monarchen, einem Vater der Freiheit, die Freiheit ſelbſt zu nehmen; welch eine Herabwürdigung, daß derjenige, dem die ganze Welt Gehorſam ſchuldig iſt, nicht Herr von ſeiner Perſon ſeyn ſoll!" Er ſchilderte den römiſchen Hof, den er in der Nähe zu Avignon ſah, mit den gräßlichſten Farben. Nach ſeinem Ausdrucke war derſelbe „ein Labyrinth, worin man ſich verirren muß; wo ein gebieteriſcher Höllenrichter die Schickſale der Menſchen in die unglückliche Urne wirft, wo ein räuberiſcher Minotaurus brüllt; wo man die Denkmale einer verabſcheuungswürdigen Venus aufgeſtellt ſieht. Da iſt keine Ariadne, kein Dädalus, ſo euch aus dieſem Labyrinthe herausziehe. Das Gold allein iſt vermögend, das dort herrſchende Ungeheuer zu beſänftigen, in Ketten zu legen, oder ſeinen gräßlichen Thürhüter zu gewinnen. Mit Gold kann man hier ſich den Himmel eröffnen, und Jeſum Chriſtum zum Verkaufe bringen. In dieſem babyloniſchen Reiche hält man das zukünftige Leben und die Unſterblichkeit für Mährchen; mit den elyſäiſchen Feldern, mit dem Styx und dem Acheron, mit der Auferſtehung der Todten und dem jüngſten Gerichte treibt man ein Poſſenſpiel u. ſ. w."

Man ſchließe aus dieſer hier angeführten Stelle, wie ſehr es den erſten Literatoren, die ſich nach der Schule der Alten bildeten, an derjenigen vernünftigen Ueberlegung, die zur Vermeidung der

Pedanterie nothwendig iſt, fehlen mußte. Man wandte die Ausdrücke und Begriffe des Heidenthums auf die chriſtliche Religion an, woraus dann eine ungeheure Vermiſchung, beſonders auch der arabiſchen Spitzfindigkeiten mit den Glaubenslehren, entſtand.

Indeſſen ſehen wir auch ſehr angeſehene, weder der Ungläubigkeit, noch der Ketzerei verdächtige Schriftſteller bereits höchſt freiſinnige Idee entwickeln. Die Mißbräuche waren ſo ſchreiend, daß ein Gelehrter, der es mit der Kirche und mit dem menſchlichen Geſchlechte redlich meinte, ſich nicht enthalten konnte, mit einer gewiſſen Bitterkeit dagegen zu eifern. Vergünſtigungen, Pfründen, Verzeihungsbriefe und Ablaß, Alles war für Geld feil. Nur eine dumme Leichtgläubigkeit konnte ſich mit ſchweigender Geduld unter das drückende Joch ſchmiegen. Wenn aber das Uebel unerträglich geworden iſt, ſo brechen zuletzt ſelbſt die Abergläubigen in laute Klagen aus. Dieſe oft wiederholten Klagen kündigten eine bevorſtehende wichtige Veränderung an. Die große Trennung, welche die nächſtfolgende Epoche merkwürdig machte, ließ eine ſolche Veränderung noch gewiſſer vermuthen.

Aus der Beobachtung gewiſſer Gebräuche lernen wir vortheilhaft die Veränderungen kennen, welche die Zeit in allen Sachen eingeführt hat. Ein Concilium, das im Jahre 1336 zu Bourges gehalten ward, machte den Predigern, denen die Seelſorge anvertraut war, zur Pflicht, alle Monate wenigſtens ein oder zwei Mal Meſſe zu leſen. Wie hätten ſie wohl ohne einen Amtsgehülfen den Kirchendienſt verſehen können? Ein Concilium, das im folgenden Jahre zu Saint-Ruf bei Avignon gehalten ward, legte denen, die geiſtliche Pfründen beſaßen, und den Geiſtlichen, die zu einem heiligen Orden gehörten, die Pflicht auf, ſich zur Ehre der Jungfrau Maria am Sonnabende des Fleiſcheſſens zu enthalten. Dieſe Enthaltung von Fleiſchſpeiſen war ſeit drei Jahrhunderten bei Ankündigung des Gottesfriedens überhaupt anbefohlen, es ward

aber wenig darauf gehalten. In einer andern Kirchenverſammlung eben daſelbſt vom Jahre 1326 verdammte man die Laien, die Belialskinder, welche Lichter, Strohbündel und Kaminfeuer anzündeten, und darauf auslöſchten, und alſo ihren Spott mit den Wachskerzen trieben, die man bei Ankündigung der Kirchenſtrafe auszulöſchen pflegte. Ein einleuchtender Beweis, wie verächtlich die Bannſprüche dadurch geworden waren, daß man ſich derſelben zur Befriedigung ſeines Eigenſinnes, ſeiner Habſucht und Rachgierde bediente.

Man fing an, ſeinen Spott, der oft mehr vermag als vernünftige Gründe, über diejenigen auszulaſſen, die ihr geiſtliches Amt mißbrauchten, um ſich durch die Andachtsliebe des Volkes zu bereichern. Johann von Mehun zum Beiſpiele wollte gern in der Dominicanerkirche zu Paris beerdigt ſeyn; er vermachte deßwegen den Dominicanern einen Reiſekoffer, und befahl dem Vollzieher ſeines Teſtaments, den guten Vätern denſelben nicht eher als nach dem Leichenbegängniſſe auszuliefern. Das Leichenbegängniß ward aufs prächtigſte veranſtaltet; und nun machten ſich die Dominicaner eiligſt über den Koffer her, fanden aber in demſelben nichts weiter als Schieferſteine, worauf geometriſche Figuren gezeichnet waren. Die guten Väter hielten ſich darauf an den Leichnam, den ſie wieder aus dem Grabe herausriſſen, und das Parlament ſah ſich genöthigt, ihnen anzubefehlen, daß ſie den Leichnam in dem Kloſter begraben ſollten.

Kirchenweſen und Geiſtlichkeit im 14. Jahrhundert. Vierzehnjährige Kirchenſpaltung durch zwei Päbſte.

Je weiter man in der Geſchichte fortſchreitet, deſto mehr erſtaunt man, die Welt durch die Angelegenheiten der Kirche verwirrt zu ſehen. Da das Chriſtenthum ſeit den Tagen Conſtantins die herrſchende Religion geworden war, warum ſah man denn ſo viele Gewaltthätigkeiten, ſo viel Streit und Zank, ſo viele Unſinnigkeiten aus dem Schooße einer Religion des Friedens und der Liebe hervorgehen? Wir haben die Urſachen davon bemerkt, die ſich unaufhörlich mit immer giftigeren Einflüſſen wirkſam bewieſen. Die Diener der Kirche, die, ſo lange ſie nichts weiter als Seelenhirten waren, ſich friedſam und beſcheiden betrugen, hatten zu viel Macht und Anſehen erhalten, als daß ſie in den Schranken ihres heiligen Amtes bleiben ſollten. Bei ihrer Herrſchaft über die Gemüther konnten ſie ihre eigenen, noch ſo unvernünftigen Meinungen bei dem Volke leicht als göttliche Wahrheiten geltend machen. Begünſtigt und verehrt an den Höfen, konnten ſie dieſe ihre Meinungen in Staatsgeſetze verwandeln. Da ſie durch verſchiedene oft ſehr ungerechte Mittel reiche Leute und Herren geworden waren, ſo überließen ſie ſich denjenigen Leidenſchaften, die gewöhnlich Begleiterinnen des Reichthums und der Hoheit ſind. Von der Zeit an, dem Haſſe und den Unternehmungen der Großen ausgeſetzt, vergaßen ſie die evangeliſche Tugendlehre, und manches Mal ſchienen ſie ſich der Religion nur zu bedienen, um Feuer vom Himmel fallen zu laſſen, oder das Feuer der Hölle anzufachen. Als den Einzigen, die in den Jahrhunderten der Barbarei und der Unwiſſenheit noch einige Kenntniſſe hatten, war es ihnen leicht, ihre Rechte zu vergrößern, ſich der Geſchäfte zu bemächtigen, die Ge-

richtsbarkeit an ſich zu reißen, und Ketten zu ſchmieden für den dummen Pöbel und für ſchwache und blinde Fürſten. Der glückliche Erfolg einer kühnen Unternehmung verleitete ſie natürlich zu einer andern noch kühnern.

Zeit und Gewohnheit verwandelten unrechtmäßige Beſitzungen in Gerechtſame, Irrthümer in Grundwahrheiten, und Mißbräuche in Pflichten. Kurz zu ſagen, der Gottesdienſt, die Lehre, die Moral, Alles wurde durch groben Aberglauben entſtellt, deſſen ſich zwar die Mönche und Geiſtlichen zu ihrem Vortheile bedienten, der ihnen jedoch nothwendig früher oder ſpäter ſchädlich werden mußte. Vorzüglich waren es die herrſchenden Päbſte ſelbſt, welche durch das Uebertriebene ihrer ehrſüchtigen Unternehmungen ihre Macht untergruben. Es würde die abſcheulichſte Ungerechtigkeit ſeyn, wenn man dem Chriſtenthume die unzähligen Uebel zurechnen wollte, denen daſſelbe zum Vorwande dienen mußte. Das Evangelium, die Tradition und die erſte Kirchenzucht waren gerade dagegen. Die chriſtlichen Tugenden und die heilige Lehre, deren Spuren nie ganz ausgelöſcht wurden, zeugten wider die herrſchenden Laſter. Man mißbrauchte die Religion, entweder weil man ſie nicht recht kannte, oder weil die Leidenſchaften Alles mißbrauchen. Die Prieſterſchaft machte einen abgeſonderten Körper aus, ſie hatte ihr eigenes Privat-Intereſſe, ſie hatte ſich faſt von allem Zwange der bürgerlichen Geſetze losgewunden; ſie übte zum Theile die geſetzgebende Macht aus; ſie herrſchte unumſchränkt über den Unterricht; ſie regierte die Gewiſſen nach eigenem Gefallen; befahl im Namen Gottes Menſchen, die über nichts nachdachten, und die man ſogar zum Nachdenken außer Stand zu ſetzen ſuchte; bei allen dieſen Vortheilen konnte es nicht anders ſeyn, als daß Prieſter und Päbſte in verdorbenen Jahrhunderten die Nationen in einer Art von Knechtſchaft halten mußten.

Der prieſterliche Despotismus iſt jedoch ſeiner Natur nach

hinfällig. Er greift mit zerbrechlichen Waffen den Vortheil der ganzen Geſellſchaft und diejenigen Mächte an, die mit dem wirklichen Schwerte bewaffnet ſind. Seine ganze Stärke beſteht in der eingeführten Meinung. Wenn die ſich ändert, kann er ſich nicht erhalten. Man hatte in der That Maßregeln genommen, um die Unwiſſenheit dauerhaft und ſogar immerwährend zu machen. Man entzog den Laien die Bibel; man verbrannte grauſam einen Jeden, der es wagte, anders als der gemeine Mann zu denken; das Inquiſitionsgericht übte ſeine Tyrannei über Leib und Seele aus. So wirkſam auch dieſe Mittel ſchienen, ſo waren ſie gleichwohl nicht hinreichend. Man hätte alle Bücher verbrennen, alle Schulen verſchließen, die Vernunft vernichten müſſen, wenn man nicht immer furchtbare Stürme erwarten wollte. Der römiſche Hof hatte durch ſeine unüberlegte Habſucht und durch ſeine offenbare Tyrannei die Geiſtlichkeit faſt in allen Ländern zum Haſſe wider ſich gereizt; daher ſtanden denn eine Menge Lehrer gerüſtet, um ſich bei der erſten Gelegenheit gegen denſelben zu erklären. Die wieder aufblühenden Wiſſenſchaften hatten Männer, die des Nachdenkens fähig waren, in Bewegung geſetzt, und ihnen jene Diſputirſucht eingeflößt, die durch Widerſprüche ſich immer mehr entflammte. Mitten unter den Vorurtheilen entſtand daher eine Gährung kühner Lehrſyſteme, die eine wichtige Neuerung erzeugen mußte. Unglücklicher Weiſe bewirkte die Schwärmerei mehr als das ruhige vernünftige Nachdenken; die Hinrichtungen reizten ſie, anſtatt ſie zu erſticken. In der Hitze griff ſie auf ein Mal die Mißbräuche und Lehrſätze an. Wenn die Lehre ſiegt, ſo werden die Mißbräuche dadurch nicht wenig geſchwächt; denn man ſieht, daß Verderben bringende Ausſchweifungen ſich mit den göttlichen Wahrheiten durchaus nicht vereinigen laſſen.

Schon hatten **Marſilius** von Padua, ein Rechtsgelehrter, und **Johann** von Gent, ein Gottesgelehrter, die für die Sache

des Kaiſers Ludwigs des Baiern die Feder führten, der päbſtlichen Gewalt ſchreckliche Stöße beigebracht. Sie behaupteten nicht nur, daß der Pabſt ſich weder einiger Zwangsmittel bedienen, noch ſich in bürgerliche Angelegenheiten miſchen, noch allgemeine Vorſchriften, die Kirchenzucht betreffend, oder Glaubensartikel einführen dürfe; ſondern ſie ſprachen auch dem Pabſte den Primat über die Biſchöfe ab, und ſagten, daß er in allen Stücken dem römiſchen Reiche unterwürfig ſey. Johann XXII. verdammte dieſe Lehre, ohne das Wahre, das ſich darin fand, von dem Falſchen zu unterſcheiden.

Johann Wikleff, Lehrer zu Oxford, trug in England mit noch weniger Zurückhaltung eine neue Lehre vor. Er war, wie Arnold von Brescia, ein ſchwärmeriſcher Glaubensverbeſſerer. Er lehrte, daß die Geiſtlichen arm ſeyn und die Fürſten die Güter derſelben zum Wohle der Staaten und zur Erleichterung der Völker anwenden müßten. Er griff die Hierarchie an, die Sacramente, den Ablaß, die Mönchsgelübde, und die meiſten gottesdienſtlichen Ceremonien. Er ſchonte die päbſtliche Würde nicht, die dem Königreiche ſo lange furchtbar geweſen war. Einer von den Oheimen des jungen Königs, Richards II., der Herzog von Lancaſter, nahm ihn gegen die Verfolgungen der Geiſtlichkeit in Schutz. Seine Schüler, die man Lolharde nannte, vermehrten ſich, und erregten Unruhen. Seine Lehre, die erſt nach ſeinem Tode verdammt ward, faßte ſo tiefe Wurzel, daß die Kammer der Gemeinen, ſo ſehr ſie auch vor dem Namen der Ketzerei erzitterte, die Einziehung der Kirchengüter, die den dritten Theil der Ländereien des Königreichs ausmachen ſollten, zu wiederholten Malen in Vorſchlag brachte.

Mit einem Worte, Wikleff trat in die Fußtapfen der Albigenſer, und die Proteſtanten traten in Wikleffs Fußtapfen. Geht man auf den erſten Urſprung des Abfalles zurück, wodurch ſich ein großer Theil von Europa von der römiſchen Kirche abge-

ſondert hat, ſo entdeckt man denſelben vorzüglich theils in den abergläubigen Meinungen, die in dem Schooße des Chriſtenthums Eingang gefunden hatten, und theils in den Mißbräuchen der geiſtlichen Gewalt, die ſich über die bürgerliche Freiheit, wie über die Rechte der Könige ausbreitete. Die große occidentaliſche Trennung vermehrte die Unordnungen, und beſchleunigte folglich die Revolution in der Kirche, der man allein durch eine tief forſchende und ſtandhafte Weisheit hätte vorbeugen können.

Sieben franzöſiſche Päbſte, Clemens V., Johann XXII. Benedict XII., Clemens VI., Innocenz VI., Urban V. und Gregor XI., regierten zu Avignon, wohin im Jahre 1309 der heilige Stuhl verlegt ward.

Dies mußte die Römer aufs höchſte ſchmerzen und empören. So ſehr ſie ſich auch vor Unterwürfigkeit ſcheueten, ſo wollten ſie doch den Pabſt bei ſich haben, entweder weil durch ſeine Gegenwart viel Geld herbei gezogen wurde, oder weil ſie mit ihren eigennützigen Abſichten auch religiöſe Beweggründe verbanden. Der römiſche Biſchof mußte unſtreitig zu Rom ſeinen Sitz haben. Aber weil derſelbe von der Beobachtung der Geſetze nach eigener Willkür freiſprach, ſo darf es Niemand befremden, daß er ſich ſelbſt davon frei machte. Da außerdem die Päbſte mit ihren Bullen und Bannflüchen noch Vieles auszurichten vermochten, ſo gaben ſich die franzöſiſchen Könige alle Mühe, ſie in dem Königreiche zu behalten. Dieſe Staatsmaxime war der Geiſtlichkeit verderblich, aber vielleicht für die Krone in dieſen ſchwärmeriſchen Zeiten von großem Nutzen. Unterdeſſen begab ſich gleichwohl Urban V. im Jahre 1367 nach Rom.

Bald nach ſeiner Ankunft daſelbſt ward er des dortigen Aufenthalts müde; er kam im Jahre 1370 nach Avignon zurück, wo er im folgenden Jahre ſtarb. Sein Nachfolger, Gregor XI., ward durch ſonderbare Umſtände zu dem Entſchluſſe gebracht, nach Ita-

lien zu reiſen. Die Florentiner hatten wider die Statthalter, die der Pabſt nach Florenz ſchickte, ein Bündniß errichtet.

Sie wurden durch Bannſprüche und demnach durch ein Heer, das ihrem Handel vielen Schaden brachte, für jenen Schritt beſtraft. Sie bequemten ſich zu Friedensvorſchlägen und ließen dieſelben durch die heilige Katharina von Siena, eine Nonne, die ſich der Offenbarung rühmte, dem Pabſte vorlegen.

Die feierliche Vermählung dieſer Heiligen mit Chriſto; der goldene, mit den köſtlichen Edelſteinen beſetzte Ring, den ihr göttlicher Gemahl ihr geſchenkt hatte, und den ſie beſtändig am Finger trug, ohne daß ein Menſch es ſehen konnte; eine Menge dergleichen Dinge, welche die Legenden-Schreiber von ihr erzählen, müſſen freilich in Zweifel gezogen werden: aber ſo viel iſt doch gewiß, daß ſie die öffentlichen Angelegenheiten, gleich einem Orakel, entſchied. Es ſcheint gleichwohl, daß die Florentiner nicht immer das völlige Vertrauen auf ſie ſetzten, das ſie anfangs auf dieſelbe geſetzt hatten, indem ihre Deputirten, die nach der heiligen Katharina bei dem päbſtlichen Hofe eintrafen, ausdrücklich Befehl hatten, ſich mit derſelben nicht zu beſprechen. Deſſen ungeachtet glaubte man, daß ſie den Pabſt dahin vermocht habe, ſeine Reſidenz auf immer in Rom zu nehmen. Gregor kam im Jahre 1377 dahin, nachdem die Römer verſprochen hatten, ihn in die Rechte der völligen Oberherrſchaft dieſer Stadt zu ſetzen, und ihm den Huldigungseid zu ſchwören. Er lernte bald aus der Erfahrung, daß weder die Römer, noch die Florentiner ſich zur Unterwürfigkeit verſtehen wollten. Voll Verdruß entſchloß er ſich, Italien zu verlaſſen, ſtarb aber daſelbſt, und machte ſich ſelbſt Vorwürfe, daß er den Rath gewiſſer Perſonen befolgt hätte, die, wie er ſagte, unter dem Vorwande der Religion ihre Träumereien und Hirngeſpinnſte mittheilten. Die heilige Brigitte von Schweden, eine Nonne in Rom,

ſondert hat, ſo entdeckt man denſelben vorzüglich theils in den abergläubigen Meinungen, die in dem Schooße des Chriſtenthums Eingang gefunden hatten, und theils in den Mißbräuchen der geiſtlichen Gewalt, die ſich über die bürgerliche Freiheit, wie über die Rechte der Könige ausbreitete. Die große occidentaliſche Trennung vermehrte die Unordnungen, und beſchleunigte folglich die Revolution in der Kirche, der man allein durch eine tief forſchende und ſtandhafte Weisheit hätte vorbeugen können.

Sieben franzöſiſche Päbſte, Clemens V., Johann XXII. Benedict XII., Clemens VI., Innocenz VI., Urban V. und Gregor XI., regierten zu Avignon, wohin im Jahre 1309 der heilige Stuhl verlegt ward.

Dies mußte die Römer aufs höchſte ſchmerzen und empören. So ſehr ſie ſich auch vor Unterwürfigkeit ſcheueten, ſo wollten ſie doch den Pabſt bei ſich haben, entweder weil durch ſeine Gegenwart viel Geld herbei gezogen wurde, oder weil ſie mit ihren eigennützigen Abſichten auch religiöſe Beweggründe verbanden. Der römiſche Biſchof mußte unſtreitig zu Rom ſeinen Sitz haben. Aber weil derſelbe von der Beobachtung der Geſetze nach eigener Willkür freiſprach, ſo darf es Niemand befremden, daß er ſich ſelbſt davon frei machte. Da außerdem die Päbſte mit ihren Bullen und Bannflüchen noch Vieles auszurichten vermochten, ſo gaben ſich die franzöſiſchen Könige alle Mühe, ſie in dem Königreiche zu behalten. Dieſe Staatsmaxime war der Geiſtlichkeit verderblich, aber vielleicht für die Krone in dieſen ſchwärmeriſchen Zeiten von großem Nutzen. Unterdeſſen begab ſich gleichwohl Urban V. im Jahre 1367 nach Rom.

Bald nach ſeiner Ankunft daſelbſt ward er des dortigen Aufenthalts müde; er kam im Jahre 1370 nach Avignon zurück, wo er im folgenden Jahre ſtarb. Sein Nachfolger, Gregor XI., ward durch ſonderbare Umſtände zu dem Entſchluſſe gebracht, nach Ita-

lien zu reiſen. Die Florentiner hatten wider die Statthalter, die der Pabſt nach Florenz ſchickte, ein Bündniß errichtet.

Sie wurden durch Bannſprüche und demnach durch ein Heer, das ihrem Handel vielen Schaden brachte, für jenen Schritt beſtraft. Sie bequemten ſich zu Friedensvorſchlägen und ließen dieſelben durch die heilige Katharina von Siena, eine Nonne, die ſich der Offenbarung rühmte, dem Pabſte vorlegen.

Die feierliche Vermählung dieſer Heiligen mit Chriſto; der goldene, mit den köſtlichen Edelſteinen beſetzte Ring, den ihr göttlicher Gemahl ihr geſchenkt hatte, und den ſie beſtändig am Finger trug, ohne daß ein Menſch es ſehen konnte; eine Menge dergleichen Dinge, welche die Legenden-Schreiber von ihr erzählen, müſſen freilich in Zweifel gezogen werden: aber ſo viel iſt doch gewiß, daß ſie die öffentlichen Angelegenheiten, gleich einem Orakel, entſchied. Es ſcheint gleichwohl, daß die Florentiner nicht immer das völlige Vertrauen auf ſie ſetzten, das ſie anfangs auf dieſelbe geſetzt hatten, indem ihre Deputirten, die nach der heiligen Katharina bei dem päbſtlichen Hofe eintrafen, ausdrücklich Befehl hatten, ſich mit derſelben nicht zu beſprechen. Deſſen ungeachtet glaubte man, daß ſie den Pabſt dahin vermocht habe, ſeine Reſidenz auf immer in Rom zu nehmen. Gregor kam im Jahre 1377 dahin, nachdem die Römer verſprochen hatten, ihn in die Rechte der völligen Oberherrſchaft dieſer Stadt zu ſetzen, und ihm den Huldigungseid zu ſchwören. Er lernte bald aus der Erfahrung, daß weder die Römer, noch die Florentiner ſich zur Unterwürfigkeit verſtehen wollten. Voll Verdruß entſchloß er ſich, Italien zu verlaſſen, ſtarb aber daſelbſt, und machte ſich ſelbſt Vorwürfe, daß er den Rath gewiſſer Perſonen befolgt hätte, die, wie er ſagte, unter dem Vorwande der Religion ihre Träumereien und Hirngeſpinnſte mittheilten. Die heilige Brigitte von Schweden, eine Nonne in Rom,

ſondert hat, ſo entdeckt man denſelben vorzüglich theils in den abergläubigen Meinungen, die in dem Schooße des Chriſtenthums Eingang gefunden hatten, und theils in den Mißbräuchen der geiſtlichen Gewalt, die ſich über die bürgerliche Freiheit, wie über die Rechte der Könige ausbreitete. Die große occidentaliſche Trennung vermehrte die Unordnungen, und beſchleunigte folglich die Revolution in der Kirche, der man allein durch eine tief forſchende und ſtandhafte Weisheit hätte vorbeugen können.

Sieben franzöſiſche Päbſte, Clemens V., Johann XXII. Benedict XII., Clemens VI., Innocenz VI., Urban V. und Gregor XI., regierten zu Avignon, wohin im Jahre 1309 der heilige Stuhl verlegt ward.

Dies mußte die Römer aufs höchſte ſchmerzen und empören. So ſehr ſie ſich auch vor Unterwürfigkeit ſcheueten, ſo wollten ſie doch den Pabſt bei ſich haben, entweder weil durch ſeine Gegenwart viel Geld herbei gezogen wurde, oder weil ſie mit ihren eigennützigen Abſichten auch religiöſe Beweggründe verbanden. Der römiſche Biſchof mußte unſtreitig zu Rom ſeinen Sitz haben. Aber weil derſelbe von der Beobachtung der Geſetze nach eigener Willkür freiſprach, ſo darf es Niemand befremden, daß er ſich ſelbſt davon frei machte. Da außerdem die Päbſte mit ihren Bullen und Bannflüchen noch Vieles auszurichten vermochten, ſo gaben ſich die franzöſiſchen Könige alle Mühe, ſie in dem Königreiche zu behalten. Dieſe Staatsmaxime war der Geiſtlichkeit verderblich, aber vielleicht für die Krone in dieſen ſchwärmeriſchen Zeiten von großem Nutzen. Unterdeſſen begab ſich gleichwohl Urban V. im Jahre 1367 nach Rom.

Bald nach ſeiner Ankunft daſelbſt ward er des dortigen Aufenthalts müde; er kam im Jahre 1370 nach Avignon zurück, wo er im folgenden Jahre ſtarb. Sein Nachfolger, Gregor XI., ward durch ſonderbare Umſtände zu dem Entſchluſſe gebracht, nach Ita-

lien zu reiſen. Die Florentiner hatten wider die Statthalter, die der Pabſt nach Florenz ſchickte, ein Bündniß errichtet.

Sie wurden durch Bannſprüche und demnach durch ein Heer, das ihrem Handel vielen Schaden brachte, für jenen Schritt beſtraft. Sie bequemten ſich zu Friedensvorſchlägen und ließen dieſelben durch die heilige Katharina von Siena, eine Nonne, die ſich der Offenbarung rühmte, dem Pabſte vorlegen.

Die feierliche Vermählung dieſer Heiligen mit Chriſto; der goldene, mit den köſtlichen Edelſteinen beſetzte Ring, den ihr göttlicher Gemahl ihr geſchenkt hatte, und den ſie beſtändig am Finger trug, ohne daß ein Menſch es ſehen konnte; eine Menge dergleichen Dinge, welche die Legenden-Schreiber von ihr erzählen, müſſen freilich in Zweifel gezogen werden: aber ſo viel iſt doch gewiß, daß ſie die öffentlichen Angelegenheiten, gleich einem Orakel, entſchied. Es ſcheint gleichwohl, daß die Florentiner nicht immer das völlige Vertrauen auf ſie ſetzten, das ſie anfangs auf dieſelbe geſetzt hatten, indem ihre Deputirten, die nach der heiligen Katharina bei dem päbſtlichen Hofe eintrafen, ausdrücklich Befehl hatten, ſich mit derſelben nicht zu beſprechen. Deſſen ungeachtet glaubte man, daß ſie den Pabſt dahin vermocht habe, ſeine Reſidenz auf immer in Rom zu nehmen. Gregor kam im Jahre 1377 dahin, nachdem die Römer verſprochen hatten, ihn in die Rechte der völligen Oberherrſchaft dieſer Stadt zu ſetzen, und ihm den Huldigungseid zu ſchwören. Er lernte bald aus der Erfahrung, daß weder die Römer, noch die Florentiner ſich zur Unterwürfigkeit verſtehen wollten. Voll Verdruß entſchloß er ſich, Italien zu verlaſſen, ſtarb aber daſelbſt, und machte ſich ſelbſt Vorwürfe, daß er den Rath gewiſſer Perſonen befolgt hätte, die, wie er ſagte, unter dem Vorwande der Religion ihre Träumereien und Hirngeſpinnſte mittheilten. Die heilige Brigitte von Schweden, eine Nonne in Rom,

hatte gleichfalls wirkſam daran gearbeitet, den Pabſt von Avignon nach Rom zu ziehen.

Elf Tage nach dem Ableben Gregors XI. geſchah die unglückliche Wahl, die eine vierzigjährige Trennung veranlaßte. Die Römer hielten das Conclave belagert, verlangten im vollen Tumulte einen Pabſt von ihrer Nation, und bedroheten die Cardinäle mit Gewaltthätigkeiten, wenn ſie nicht eilten, ihren Wünſchen ein Genüge zu leiſten. Man erwählte den Erzbiſchof von Bari, der unter dem Namen Urbans VI. berühmt iſt, und machte jene Erwählung als ein Werk des heiligen Geiſtes öffentlich bekannt. Man gehorchte ihm drei Monate lang als rechtmäßigem Pabſte. Sechs zu Avignon zurückgebliebene Cardinäle erkannten ihn eben ſo wohl, als die andern. Aber ſein ſtolzer Geiſt, ſeine Härte, ſeine unbeſonnene, übel angebrachte Strenge machten ihn bald ſo verhaßt, daß die Cardinäle nach Anagni entwichen, die Wahl für erzwungen und nichtig erklärten, zu Fondi im Königreiche Neapel eine neue Wahl anſtellten, und Robert, Sohn des Grafen zu Genf, einen Anverwandten und Bundesgenoſſen der größten Fürſten, zum Pabſte erwählten, der den Namen Clemens VII. annahm. Die drei einzigen Italiener, die in dem heiligen Collegium waren, hatte man betrügeriſcherweiſe dadurch in das Conclave gelockt, daß man jedem derſelben insbeſondere die päbſtliche Würde verſprochen hatte.

Nichts war ſchwerer, als das zu entſcheiden, wer von den beiden Päbſten der wahre ſey. Es wäre am klügſten und beſten geweſen, wenn man keinen von ihnen anerkannt hätte; denn es kam ja doch nur darauf an, der Trennung ein Ende zu machen. Aber man glaubte damals noch nicht, daß man einen Pabſt entbehren könne, ſelbſt wenn auch ſeine Rechtmäßigkeit zweifelhaft ſeyn ſollte. Europa theilte ſich ſo, wie es die vor-

gefaßte Meinung oder das Intereſſe erheiſchte. Carl V. in Frankreich ſtellte erſt eine lange Unterſuchung an, ehe er ſich für Clemens erklärte. England, das römiſche Reich und die übrigen Staaten waren für Urban. Eine ſolche Spaltung wäre, wenn es auch an andern Urſachen zum Zwieſpalte gefehlt hätte, ſchon allein hinreichend geweſen, die Gemüther gegen einander zu erbittern.

Dieſe beiden Päbſte ließen es nicht an Flüchen und Bannſprüchen fehlen, ſie bekriegten einander wüthend, ſie beunruhigten alle Gewiſſen und alle Staaten, und ein jeder zählte in ſeiner Partei Heilige, deren Offenbarungen und Wunder man als Beweiſe der guten Sache rühmte. Katharina von Siena ſchrieb allenthalben hin zum Beſten Urbans. In einem Briefe an den König von Frankreich nannte ſie die Cardinäle, die es mit Clemens hielten, eingefleiſchte Teufel. Ein ſo großes Anſehen erheiſchte ein Gegengewicht, und man ſetzte ihm andere Gründe von gleicher Stärke entgegen. Aber das größte Wunder wäre geweſen, wenn man in dieſer Sache kaltblütig verfahren wäre.

Die päbſtlichen Heere kämpften in Italien mit verſchiedenem Erfolge. Clemens, der Rom eingenommen hatte, ward von den Römern verjagt, und nahm ſeinen Sitz zu Avignon, um Frankreich zu verderben. Urban bediente ſich ſeines Sieges als ein Tyrann. Die Königin von Neapel, Johanna I., die ſich gegen Urban erklärt hatte, erfuhr bald ſeine Rache. Er erklärte dieſelbe für ketzeriſch und des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig; ſetzte ſie ab und verſchenkte das Königreich an Carl von Durazzo, einen Vetter dieſer Königin. Auch verkaufte er die Kammergüter der Kirche und die heiligen Gefäße, um dieſem Prinzen die Eroberung des Königreichs zu erleichtern, nachdem derſelbe verſprochen hatte, Capua an Franz Prignano, einen Neffen Urbans VI., abzutreten. Der ſtolze

Pabſt ließ ſich mehr das Glück ſeines Neffen, als jede andere Sache angelegen ſeyn.

Johanna hatte, ob ſie gleich jetzt zum vierten Male vermählt war, keine Kinder. Sie wünſchte ſich einen Erben, der ſich vertheidigen könnte, und nahm daher Ludwig, Herzog von Anjou, Bruder Carls V., an Kindes Statt an. Aber der Tod des Königs von Frankreich, der noch in demſelben Jahre, nämlich 1380, erfolgte, verurſachte, daß ſich die erwartete Hülfe verzog. Durazzo kam mit einem Heere an. Urban hatte ihm dadurch, daß er ihn zu Rom krönte und in Neapel Zwieſpalt hervorrief, den Weg gebahnt. Otto von Braunſchweig, Gemahl der Königin, ward geſchlagen und gefangen genommen. Sie ward genöthigt, ſich zu ergeben. Der Sieger fragte den König von Ungarn, Ludwig, um Rath, was nun mit dieſer unglücklichen Königin weiter anzufangen ſey. Die Antwort hieß, ſie müſſe deſſelben Todes ſterben, deſſen ihr erſter Gemahl, Andreas von Ungarn, geſtorben wäre. Johanna ward alſo im Jahre 1382 erſtickt oder erdroſſelt.

Inzwiſchen hatte ſich der Herzog von Anjou des von Carl dem Weiſen geſammelten Schatzes bemächtigt. Er beherrſchte einige Monate lang, unter dem Namen eines Regenten, das Königreich, und beſchwerte das Volk zum Behufe ſeines Feldzuges nach Italien mit Auflagen. Nachdem er von dem Pabſte zu Avignon mit Neapel war belehnt worden, zweifelte er keinesweges, daß ſeine großen Zurüſtungen ihn des Thrones verſichern würden. Er fand aber an deſſen Statt ſein Grab in Apulien. Sein Heer ward daſelbſt von Mangel, von Krankheit und von dem Schwerte der Feinde faſt gänzlich aufgerieben. Die Rechte dieſes zweiten Hauſes Anjou auf Neapel brachten noch in der Folge viel Unglück über Frankreich. Man ſuchte ſie aus Ehrſucht zu behaupten, und verfehlte aus Mangel an Klugheit jedes Mal ſeinen Zweck.

Nachdem Durazzo ſeine königliche Macht in Neapel befeſtigt ſah, war er weit davon entfernt, ſein zum Beſten des Prignano gegebenes Verſprechen in Erfüllung zu bringen. Urban drang in ihn, und drohte ihm ſogar. Eben ſo unvorſichtig als gebieteriſch legte er ſelbſt einen perſönlichen Beſuch bei Carl von Durazzo ab, um mit ihm in Unterhandlung zu treten, oder ihm vielmehr zu gebieten. Dieſer hielt zwar, wie es gebräuchlich war, den Zaum des Pferdes, nahm aber gleich darauf den Pabſt in Verhaft. Auf eine ſcheinbare Ausſöhnung erfolgte ein gänzlicher Bruch. Urban, der in der Stadt Noceva belagert ward, zeigte ſich täglich drei Mal am Fenſter, und ſprach, mit einer Wachsfackel in der Hand, unter dem Geläute der Glocken den Bann über den König und ſeine Truppen aus. Er ließ ſeine Wuth an fünf oder ſechs Cardinälen aus, die er im Verdachte einer Verrätherei hielt, weil ſie ihn zum Frieden ermahnt hatten. Er ließ ſie aufs grauſamſte foltern. Bei der peinlichen Frage des Cardinaldechants war er ſelbſt zugegen, und verrichtete das Amt der Inquiſition. Nach ſo vielen Gewaltthätigkeiten flüchtete er nach Genua, hatte die halb todten Cardinäle in ſeiner Begleitung, und ließ ſie ermorden, um ihrer los zu werden. So behauptete ein Wütherich die päbſtliche Würde, während ein anderer Pabſt ſeiner Raubſucht keine Gränzen ſetzte.

Carl von Durazzo erhielt ſich nicht lange auf dem mit Blut befleckten Throne. Ludwig von Ungarn war ohne männliche Leibeserben verſtorben, und die Ungarn hatten ſeine Tochter, unter dem Namen König Maria, für ſeine Thronerbin anerkannt. Dieſes damals noch wilde Volk unterwarf ſich einer Perſon weiblichen Geſchlechts aus keiner andern Urſache, als aus Achtung gegen das Andenken Ludwigs. Da der weibliche König noch minderjährig war, ſo herrſchte deſſen Mutter, oder überließ vielmehr die Regie-

rung einem der Großen. Der Adel, der vom Murren bald zur Empörung überging, bot dem Könige von Neapel, der mit dem regierenden Hauſe verwandt war, die Krone an.

Dieſer nahm, trunken von ſeinem Glücke, dieſes Anerbieten an, ohne auf die klugen Gegenvorſtellungen ſeiner Gemahlin zu achten. Er begab ſich unter dem Scheine eines freundſchaftlichen Beſuches nach Ofen, ward wirklich gekrönt, aber auch wenige Monate hernach im Jahre 1386 ermordet. Die Ungarn, die ihre Empörung bereueten, riefen aufs neue Maria und deren Gemahl, Sigismund, Sohn des Kaiſers Carl IV., der nachmals ſelbſt Kaiſer ward, zum Könige aus. Der junge Ladislaus, Carls von Durazzo Sohn, folgte dieſem ſeinem Vater auf dem neapolitaniſchen Throne, und zwar mit Bewilligung Urbans, dem man alle Ländereien verſprach, die er für ſeine Verwandten verlangen würde. Auf der andern Seite belehnte der Pabſt Clemens Ludwig II., Sohn des Herzogs von Anjou, mit Neapel, was einen neuen Krieg veranlaßte.

Unruhen und Begebenheiten in Frankreich und England gegen das Ende des 14. Jahrhunderts.

England und Frankreich waren damals in einem bejammernswürdigen Zuſtande. Man ſah da nichts als Zwieſpalt und Verwirrung. Die Oheime Richards II., die das Regierungsruder in Händen hatten, ließen ſich das Wohl des Staates weniger als ihre eigenen Vortheile angelegen ſeyn. Im Jahre 1381 empörte ſich das Landvolk wegen einer neuen Auflage mit großer Wuth. Die Bauern waren vornehmlich von einem Franciscaner, einem ſchwärmeriſchen Prediger, aufgewiegelt worden, deſſen Lehren von

Gleichheit und unumſchränkter Freiheit ſie alle Bedrückungen deſto lebhafter empfinden ließen; er ſagte unabläſſig:

Als Adam hackte und Eva ſpann,

Wo war alsdann der Edelmann?

Die Rebellen begingen in London ſelbſt die ſchrecklichſten Gewaltthätigkeiten; ſie wurden jedoch, ſo wie die Jaques in Frankreich, bald zum Gehorſame gebracht, weil es ihnen an einem Anführer und an Kriegszucht fehlte.

Der Geiſtliche, der die Landleute in Eſſex aufhetzte, und auch nachmals einen Theil derſelben anführte, hieß Johann Staw. Die Gelegenheit aber, wodurch die Empörung zum völligen Ausbruch kam, war folgende. Die Einnehmer kamen in das Haus eines Hufſchmiedes, Namens Wat Tyler, und verlangten die Kopfſteuer für ſeine Tochter. Er widerſetzte ſich, weil ſie, wie er ſagte, noch nicht das beſtimmte Alter hätte. Als nun einer der Einnehmer auf eine ſehr unanſtändige Art darthun wollte, daß ſie bereits ein mannbares Mädchen ſey, ſo ſchlug der ergrimmte Vater denſelben auf der Stelle mit ſeinem Hammer todt. Alsbald ernannten die zuſammengelaufenen Landleute Tyler zu ihrem Oberhaupte, brachten in kurzer Zeit eine Menge von mehr als 100,000 Mann zuſammen, und drangen unter Sengen und Plündern in London ein. Während einer Unterredung mit dem Könige, wozu Tyler eingeladen war, ward derſelbe von dem Bürgermeiſter zu London mit einer Streitkolbe erſchlagen.

Die Schwäche des Königs, ſeine unüberlegte Gefälligkeit gegen ſeine Lieblinge, und der ungeſtüme Eifer, womit er ſich von dem Joche ſeiner Oheime los zu machen ſuchte, ſetzte ihn noch größeren Stürmen aus. Man nahm ihm alle königliche Gewalt, verurtheilte ſeine Miniſter, und ließ ſie hinrichten. Nachdem er endlich 22 Jahre alt geworden war, erklärte er ſich für mündig,

und ſchien eine Zeit lang zu herrſchen, während man den Abgrund bereitete, in welchen er ſollte hinabgeſtürzt werden.

Ohne Zweifel würde Frankreich von dieſen Unruhen Vortheile gezogen haben, wenn es Carl V. noch gehabt hätte. Nach dem Tode dieſes Königs herrſchten nur Ränke und Unordnungen. Die Herzoge von Anjou, von Berri und Burgund, Brüder des verſtorbenen Königs und Oheime des jungen Carls VI., wurden durch ihre unerſättliche Raubſucht Unterdrücker des Volkes. Der König führte Krieg in Flandern, wo das Volk ſich wider ſeinen Fürſten, den Schwiegervater des Herzogs von Burgund, empört hatte. Nachdem er die Flamländer im Jahre 1382 bei Rosbec geſchlagen hatte, wollte er die Pariſer aufs ernſtlichſte beſtrafen, oder er überließ ſie vielmehr der unumſchränkten Gewalt ſeiner Oheime, die ihm ſelbſt Geſetze vorſchrieben. Während des verderblichen Feldzugs des Herzogs von Anjou in Italien machte man zwecklose Zurüſtungen wider England.

Zu einer Landung in England ließ Carl VI. zu Sluys eine ſolche Menge Schiffe ausrüſten, daß er mit denſelben, wie es hieß, eine Brücke über das Meer von Frankreich bis nach England hätte ſchlagen können. Da nun viele dieſer Schiffe mit Bauholz beladen wurden, um davon an dem feindlichen Ufer Wohnungen für die Soldaten aufzurichten, ſo ward damals allenthalben von der hölzernen Stadt geſprochen, die man zu Sluys bauete und nach England führen wollte. Die Unternehmung ſchlug gänzlich fehl, weil der Herzog von Berri — der, wie man glaubte, um die Landung zu hintertreiben, von England anſehnliche Geldſummen erhalten hatte — mit ſeinen Truppen erſt ſo ſpät auf dem Sammelplatze ankam, daß die Witterung bereits ſtürmiſch ward, und die Aequinoctial-Winde den größten Theil der Flotte mit allen Magazinen zu Grunde richteten. — Das Königreich

ſchien von einem Schwindelgeiſte, von Leidenſchaften und von Blindheit beherrſcht zu werden.

Ein gekrönter Böſewicht, Carl der Schlimme, König von Navarra, wollte die ganze königliche Familie vergiften, aber das abſcheuliche Geheimniß ward entdeckt. Dieſes Ungeheuer ſtarb durch einen Zufall, den man als eine ſichtbare Strafe des Himmels anſehen konnte. Das Parlament machte ihm nach ſeinem Tode den Prozeß, der aber natürlich keine Folgen hatte.

Das Ende Carls des Schlimmen, deſſen Leben gleichſam ein Gewebe von Laſtern und Bosheiten geweſen, war in der That überaus ſonderbar, ſchmerzhaft und fürchterlich. Um ſeinen, von Ausſchweifungen entnervten Körper zu ſtärken, pflegte er ſich in ein mit Branntwein getränktes Tuch einnähen zu laſſen. Einſt, da er mit ganz erſchöpften Kräften von einer Buhlerin zurück kam, beging der Kammerdiener, der ihn in das Tuch einnähte, die Unvorſichtigkeit, daß er, weil er keine Scheere bei der Hand hatte, den Faden mit einer Wachskerze abbrennen wollte. Alsbald loderte das Tuch, von dem er ſich nicht loswinden konnte, zu einer Flamme empor. Seine Schmerzen waren unausſprechlich, und bei dieſen Schmerzen lebte er noch drei oder, wie Andere berichten, ſogar noch **14** Tage.

Endlich wollte Carl **VI.** ſelbſt regieren, und übernahm das Staatsruder im Jahre **1388**. Durch Klugheit hätte er den Wohlſtand des Reiches wieder herſtellen können. Unbedachtſam, hitzig und leichtſinnig, konnte er, obgleich gut, großmüthig und tapfer, in kritiſchen Umſtänden, da man weder Grundſätze, noch Pflichten kannte, das Uebel nur vermehren helfen.

Die Spaltung der Kirche war nicht die geringſte Geißel der Nationen. Urban **VI.** hatte einen Kreuzzug wider Clemens und die Clementiner ausgeſchrieben. Ein engliſcher Biſchof, der als Feldherr den Kreuzzug anführte, war in Flandern eingefallen,

obſchon Flandern urbaniſtiſch war, und wurde von Carl VI., als Schutzherrn des Grafen, ſeines Vaſallen, daraus vertrieben. Auf der andern Seite gab Clemens zur Unterhaltung ſeines Hofſtaates, der aus 36 Cardinälen beſtand, die franzöſiſchen Kirchen der Plünderung preis. Ein von ihm bevollmächtigter Mönch trieb die Hälfte der Einkünfte von allen Pfründen ein, und hatte Befehl, einem Jeden, der ſich ihm widerſetzen würde, ſeine Pfründe zu nehmen. Die Klagen der Geiſtlichkeit, insbeſondere der Univerſität, erzwangen ein Edict wider dieſe Gewaltthätigkeit. Der König aber ſchickte den erſten Präſidenten an den Pabſt, und ſtattete ſelbſt einen perſönlichen Beſuch zu Avignon bei ihm ab, ohne Zweifel, um entweder ſeinen Unwillen, oder ſeinen Schmerz zu beſänftigen.

Umſonſt ſchmeichelte man ſich mit der Hoffnung, daß der Tod Urbans, der im Jahre 1389 erfolgte, den Krieg wegen des Pontificats endigen würde. Die italieniſchen Cardinäle gaben ihm in der Perſon Bonifacius IX. einen Nachfolger. Die ärgerlichen Auftritte erneuerten ſich. Sie dienten wenigſtens dazu, Carl VI. von dem unſinnigen Entwurfe eines Kreuzzuges wider die Türken zurück zu halten; indem man ihm vorſtellte, daß es beſſer ſey, wider die Schismatiker die Waffen zu führen. Er faßte alſo den Entſchluß, nach Italien zu gehen, um daſſelbe dem franzöſiſchen Pabſte unterwürfig zu machen. Dieſes Vorhaben, das beinahe eben ſo unvernünftig als das erſtere war, blieb gleichfalls unausgeführt, und zwar wegen einer neuen Unbedachtſamkeit, die von den ſchrecklichſten Folgen begleitet wurde. Peter von Craon überfiel den Connetable Cliſſon meuchelmörderiſcher Weiſe, und flüchtete darauf zum Herzoge von Bretagne. Cliſſon wurde von ſeinen Wunden geheilt; dennoch wollte der König an Craon Rache üben. Er war in einem Kriegszuge wider den Herzog begriffen, als die Hitze und der Schrecken, den ihm ein ungefährer Zufall verurſachte, ihn in Wahnſinn ſtürzten; eine um ſo viel

unglücklichere Krankheit, weil ſie 30 Jahre dauerte, und in den Zwiſchenzeiten, wenn ſeine Vernunft zurückkehrte, ihn das Schreckliche ſeines Zuſtandes empfinden ließ.

Dieſe für den König und ſein Reich höchſt unglückliche Cataſtrophe verdient eine nähere Erwähnung. Schon im Februar 1392 hatte man während einer Krankheit des Königs einige Aeußerungen des Wahnſinnes an ihm bemerkt; er genas jedoch völlig. Am 5. Auguſt machte er ſich mit niedergeſchlagenem Gemüthe auf den Weg nach Bretagne. Die Hitze war groß, gleichwohl trug er einen ſchwarzſammtnen Ueberrock noch über ſeinen Waffen, und hatte den Kopf ſehr warm bedeckt. Mit weniger Begleitung zog er durch den Wald bei Mans, als ein Mann von wildem Anſehen, mit bloßem Kopf und Füßen zwiſchen den Bäumen hervorſprang, das Pferd des Königs beim Zügel ergriff, und mit fürchterlicher Stimme rief: „Kehre um, König, denn du biſt verrathen.“ Der Unbekannte flüchtete eiligſt in den Wald, ohne daß ihn Jemand einzuholen geſucht hätte. Der König verſtummte vor Schrecken, wurde blaß und zitterte, ſetzte aber doch ſeinen Weg durch den Wald fort. Man kam auf ein Sandfeld, wo die brennende Sonnenhitze unerträglich war. Nahe hinter dem Könige folgten zwei Pagen; der eine trug die Lanze deſſelben, und ließ ſie auf den Helm des andern fallen. Das dadurch verurſachte Geräuſch brachte das Gehirn des Königs völlig in Unordnung; er glaubte die Ausſage des Unbekannten jetzt erfüllt zu ſehen, hielt ſich für verrathen, zog ſein Schwert, hieb wüthend umher, und verwundete Viele von ſeiner Begleitung, ohne jedoch Jemand zu tödten. Sein Bruder, der Herzog von Orleans, kam in dem erſten Getümmel herzu, mußte ſich aber, und, wie Einige ſagen, verwundet, zurückziehen. Der Herzog von Burgund ſchrie, man ſolle ſich des Königs bemächtigen; aber Niemand wollte ſich an ihn wagen. Endlich zerbrach dem Könige ſein Schwert. Man

ergriff ihn, und brachte ihn auf Befehl der Herzoge von Berri und Burgund auf einem mit Ochſen beſpannten Wagen nach Mans zurück, und von da nach Creil, einem Luſthauſe an der Oiſe. Beide Herzoge übernahmen nunmehr die Regierung des Reiches, und ließen das gegen Bretagne aufgeſtellte Heer auseinander gehen. — Die Erſcheinung des unbekannten Mannes im Walde war vermuthlich eine Veranſtaltung der Herzoge von Berri und Burgund; ihre Herrſchſucht, der Eifer, womit ſie ſich dem Feldzuge nach Bretagne widerſetzt hatten, und ihre Feindſchaft wider den Connetable Cliſſon, des Königs Liebling, machen ſolches ſehr wahrſcheinlich. Der Wahnſinn vermehrte ſich, als auf einer unglücklichen Maskerade der König in Gefahr geweſen war, zu verbrennen. Während ſeines Wahnſinnes gerieth der König in Raſerei, ſo oft er ſeinen Namen nennen hörte. Die Königin konnte er am wenigſten ausſtehen. Die Gemahlin ſeines Bruders, des Herzogs von Orleans, Valentina von Mailand, war die einzige Dame, die er um ſich leiden konnte. Er nannte ſie ſeine vielgeliebte Schweſter. Daher glaubte man, die Herzogin habe ihn bezaubert. Dieſer und noch anderer verhaßten Muthmaßungen wegen entfernte ſie ſich eine Zeit lang vom Hofe.

Der König von England, der ſich beſtändigen Empörungen bloß geſtellt ſah, und die Unglücksfälle Frankreichs zu ſeinem Vortheile zu nützen unfähig war, wünſchte ſich mit Carl VI. zu vereinigen. Er verlangte und erhielt deſſen Tochter Iſabella zur Gemahlin, ſchloß einen Waffenſtillſtand auf 28 Jahre, und gab die unter der letzten Regierung an England ausgelieferten Städte Breſt und Cherbourg gegen eine Summe Geldes zurück. Die beiden Könige hielten eine perſönliche Zuſammenkunft, um an der Beendigung der Trennung zu arbeiten. Dieſes war der Wunſch der ganzen chriſtlichen Welt. Aber es zeigte ſich ein Hinderniß,

daſs ſich weder durch Vernunft, noch Religion überwältigen ließ — der Ehrgeiz der Päbſte.

Clemens, der ſich das Anſehen gab, als ob er ſich eifrig nach dem Frieden ſehnte, war nicht weniger eigenſinnig in Behauptung ſeiner Würde. Er trieb unabläſſig die Einkünfte der Kirchen ein. Die Univerſität zu Paris, die immer mächtiger wurde, die ſelbſt bei ſeinen Räubereien litt, und ſich außerdem die öffentliche Bedrängniß zu Herzen gehen ließ, ſchlug drei Mittel zur Vereinigung vor: beide Päbſte ſollten entweder ihre Würde ſchlechterdings niederlegen, oder ſich durch ein Comproniß dem Urtheile einiger zu Schiedsrichtern erwählten Perſonen unterwerfen, oder endlich Alles auf den Ausſpruch einer allgemeinen Kirchenverſammlung ankommen laſſen. Da der König, oder vielmehr der Herzog von Berri, auf dieſe Vorſtellungen nicht achtete, ſo ſchloß die Univerſität ihre Schulen. Solch ein aufrühriſches Betragen hielt dieſelbe für rechtmäßig, wenn ſie mißvergügt war, und die Gewalt der Mißbräuche war ſo groß, daß ihr ſolches faſt immer gelang. Der Aufſatz, den dieſelbe nebſt einem ſehr derb abgefaßten Briefe an Clemens VII. ſchickte, verurſachte dem Pabſte eine ſo tödtliche Kränkung, daß er bald nachher ſtarb.

Die Cardinäle zu Avignon hatten ſich im Conclave insgeſammt, und jeder insbeſondere, eidlich verpflichtet, daß der Neuerwählte der päbſtlichen Würde entſagen ſollte, wenn ſolches von den meiſten zur Aufhebung der Trennung für nöthig erachtet würde. Peter Luna oder von Luna, aus Aragonien, wurde unter dem Namen Benedicts XIII. erwählt. Als Legat zu Paris und in Spanien hatte er ſeine Ehrſucht unter der Maske des Eifers zu verbergen gewußt, die er fallen ließ, nachdem er die dreifache Krone erhalten hatte. Man ließ ſich durch ſeine anfänglichen Aeußerungen hintergehen; man glaubte ihn aufrichtig zum Frieden geneigt, und in dieſer Vorausſetzung wurde er mit Freuden als Pabſt anerkannt. Aber

vergeblich kamen drei franzöſiſche Prinzen von Geblüte, in Begleitung von Prälaten und Lehrern, an ſeinen Hof, um ihn zu dem einzigen Schritte, den man damals für dienlich hielt, zur Niederlegung ſeiner Würde, zu bewegen; umſonſt erklärten die Cardinäle dieſes Mittel für das ſchicklichſte. Er ſagte in einer Bulle, daß die Abtretung der päbſtlichen Würde eine Neuerung wäre, wodurch er ſich zu verſündigen fürchte. Nie wollten weder er, noch Bonifacius, der dringenden Vorſtellungen der Könige ungeachtet, ihren Stolz dergeſtalt beugen, daß ſie ihre Würde aufopferten, und ihrer Erklärung nach folgten ſie bloß der Stimme der Religion und ihrer Pflicht.

Hätten die Fürſten Einſicht und Muth gehabt, ſo wäre nichts leichter geweſen, als dieſen gordiſchen Knoten zu zerhauen. Dies that man in Frankreich **1397** in einer Nationalverſammlung, in welcher man ſich für neutral erklärte. Die Folgen davon waren: die Ertheilung der Pfründen nach ſonſt gewohnter Weiſe, das Verbot, an Benedict **XIII.** Geld auszuzahlen, und ihm in irgend einem Stücke Gehorſam zu leiſten; und der Befehl an alle königlichen Unterthanen, ſich von ſeinem Hofe zu entfernen. Die gallicaniſche Kirche ſtand jetzt, wie ehemals, unter ihren eigenen Biſchöfen. Aber dieſe Verfaſſung, ſo vernünftig ſie auch war, hatte nur eine ſehr kurze Dauer. Einige von den Großen und der Geiſtlichkeit verwarfen dieſelbe, vielleicht nur darum, weil ſie von den andern gut geheißen war. Die Univerſität zu Touloufe inſonderheit ſah das, was die Univerſität zu Paris für ſehr gut hielt, als ein Aergerniß an. Außerdem verblendete der Aberglaube die Welt ſo ſehr, daß, wider das ausdrückliche Verbot des Königs, große Haufen der Franzoſen im Anfange des Jahrhunderts nach Rom liefen, um von Bonifacius **IX.**, den doch die Nation nie für einen Pabſt erkannt hatte, den Jubelablaß zu erhalten. Benedict hielt in ſeinem Pallaſte zu Avignon eine

Belagerung von dem Marſchalle von Boucicaul aus, und war einige Zeit lang in Gefangenſchaft. Er hinterging die Fürſten und das Volk aufs neue. Die Caſtilianer und die Franzoſen unterwarfen ſich wieder ſeinem Gehorſam, und dieſer Triumph machte ihn nur noch unbiegſamer.

Die deutſchen Kaiſer Wenzeslaus und Ruprecht.

Carl IV. hatte ſich alle Mühe gegeben, den berühmten Franz Petrarcha für ſeinen Sohn Wenzel als Hofmeiſter zu gewinnen, da er aber dieſes nicht erlangen konnte, vertraute er die Erziehung dieſes Prinzen dem Erzbiſchofe von Prag und andren Geiſtlichen an. Mochten gleich dieſe noch ſo viel Gutes dabei gethan haben, ſo verdarb es anderſeits wieder Carl IV. ſelbſt, als er Wenzel ſchon von der früheſten Kindheit an als einen erwachſenen und regierenden Herrn betrachtete, ihm, da er noch in der Wiege lag, ein eigenes Siegel ſtechen, und ihn bei den erbländiſchen Staatsgeſchäften als theilnehmend und mithandelnd in den Urkunden auftreten ließ. Er gab ihm auch ſchon Titel und Würden, Länder, Macht und Anſehen, und gewöhnte ihn zum Herrſchen, bevor er noch ſeinen Erziehern zu gehorchen gelernt hatte. Mag es ihm gleich der Erzbiſchof von Prag widerrathen haben, ſo ließ er dennoch Wenzel als ein zweijähriges Kind zum König von Böhmen krönen, und mit ſechs Jahren ließ er ihn die Belehnung an Conrad, Herzog von Oels, ertheilen, der ihm knieend den Eid der Treue ſchwören mußte. Im Jahre 1370 verlobte er ihn ſchon mit der Johanna, einer Tochter Albrechts, des Herzogs von Baiern, worauf das Beilager ſechs Jahre darnach erfolgte. Er hatte ihn zwar auch mit der Mark Brandenburg belehnt, welche jedoch Wenzel, zur Vermeidung des

Vorwurfes, als ob einſtens zwei Churfürſtenthümer in einer Perſon vereinigt werden ſollten, ſeinem Bruder Sigmund abtreten mußte. Wenzel mußte nicht nur den Vater auf ſeinen öftern Reiſen begleiten, ſondern auch ſelbſt an den Staatsgeſchäften Theil nehmen, damit er frühzeitig zu den Geſchäften der Regierung gewöhnt und mit den nöthigen Staatskenntniſſen allmählig bekannt würde, welche Dinge jedoch für den flatterhaften elfjährigen Prinzen zu ernſthaft waren. Nach ſeiner Krönung zum römiſchen König gab Carl IV. ihm Rothenburg an der Tauber zu ſeinem Aufenthalte, um theils ſich an die deutſchen Sitten zu gewöhnen, theils ſich um die Liebe der Deutſchen verdient zu machen, theils auf die Fürſten und Städte ein wachſames Auge zu richten, einigen Unordnungen abzuhelfen, und endlich einen Landfrieden zu ſtiften. Nach dem Tode ſeines Vaters führte Wenzel die Regierung beſſer und glücklicher, als man es von ſeiner Jugend und Unerfahrenheit erwarten konnte; denn es fehlte ihm nicht an Verſtand, an Eifer für die Gerechtigkeit, an Offenherzigkeit und Liebe zur Wahrheit, an Thätigkeit, an gutem Willen, Geſchäfte ſelbſt zu führen und Ordnung im Reiche herzuſtellen und zu befeſtigen. Sein erſtes Geſchäft war, bei der damaligen Kirchenſpaltung gegen den Pabſt Clemens VII. Urban VI. zu ſchützen, was er auf dem Reichstage zu Frankfurt beſchloß, wo er zugleich den Landfrieden einführte. Allein er ſelbſt ſtreuete Samen zum Mißtrauen aus, indem er an Leopold, Herzog von Oeſterreich, die Landvogtei in Ober- und Niederſchwaben verpfändete, gegen welches Verbindungen zwiſchen den Fürſten und gegen dieſe wieder andere der Städte unter einander entſtanden, von welchen Uneinigkeiten es zu öffentlichen Feldſchlachten kam, worin die Städte den Kürzern zogen, und dadurch Gefahr liefen, von den Fürſten verſchlungen zu werden. Dieſen Uebeln abzuhelfen, ward Wenzel gebeten, in das Reich zu kommen, und den Frieden herzuſtellen. Dieſer hatte inzwiſchen ſeine

Lebensart ſehr geändert, beſchäftigte ſich zu Prag mit Erbauung ſeines Schloſſes, und ergab ſich einem ganz weichlichen Leben, ohne ſich um die Reichsangelegenheiten zu kümmern.

Als ihn daher die Reichsſtände ſchon vor Erneuerung der Heidelberger Einung um ſeine Gegenwart ſehr ehrerbietig erſuchen ließen, hatte er ſchon damals der Geſandtſchaft zur Antwort gegeben: „Sowohl Euch, als allen Anderen iſt bekannt, daß ich ein gekrönter römiſcher König bin, und daß ich überdieß weiter nichts vonnöthen habe. Iſt aber Jemand im Reiche begierig, mich zu ſehen, ſo ſoll er nach Böhmen kommen, da kann er mich mit aller Freiheit in Augenſchein nehmen." Da er jedoch aus der Aeußerung der Fürſten wegen ſeiner Indolenz die Aufſtellung eines Gegenkönigs befürchtete, entſchloß er ſich dennoch, nach Deutſchland aufzubrechen, um ſowohl ſich Stützen bei den dortigen Städten wider ein ſolches Unternehmen zu verſchaffen, als auch den von ſo nachtheiligen Folgen eingeführten Landfrieden zu Würzburg aufzuheben. Als er nun abermals gebeten war, ins Reich zu kommen, und den Frieden herzuſtellen, antwortete er: er beſorge, es dürfte ihm gehen, wie jenem Wolf, der zwei Hämmel ſich ſtoßen ſah, und hinging, ſie von einander zu ſcheiden; kam aber deſſen ungeachtet nach Eger, wo er die Bündniſſe der Fürſten ſowohl, als der Städte aufhob, und den entworfenen allgemeinen Landfrieden auf ſechs Jahre öffentlich bekannt machte. Nachdem er nun darauf in einer Fürſtenverſammlung zu Nürnberg zur Einführung einerlei Münze nöthige Verfügungen getroffen hatte, ſchien er damit ſeiner ganzen Sorgfalt für Deutſchland, wenn er je eine dafür hatte, auf einmal ein Ende gemacht zu haben; denn man glaubte, Alles, was wir bisher von ihm vernahmen, ſey vielmehr ein bloßes Werk ſeiner Miniſter geweſen, von denen ihm ſein Vater eine gute Schule hinterlaſſen hatte. Dieſer, von dem es ſchien, als ob er durch ſeine vielen Erwerbungen in Deutſchland dieſes Königreich böhmiſch

machen wollte, zog viele deutſche Gelehrte, Künſtler, Kaufleute, Handwerker und dergleichen nach Böhmen, um ſein Erbkönigreich dadurch gleichſam zu einem deutſchen machen zu können, und wußte Vortheile daraus zu ziehen, da hingegen Wenzel dieſen beiden Nationen nur zu Unruhen Veranlaſſung gab, indem er bald die einen, bald die andern unterſtützte. Ueberdieß erlaubte ſich Wenzel Grauſamkeiten gegen die Böhmen, wenn ſie ſich nicht nach ſeinem Willen fügten, ſo daß er Vielen ohne allen Prozeß den Kopf vor die Füße legen, oder ſie ertränken ließ. Daſſelbe that er mit einigen angeſehenen Bürgern zu Prag und Einigen aus dem Herrenſtande. Er ſchonte dabei nicht ein Mal die vornehmſten Geiſtlichen. Auf ſolche Art ließ er im Jahre 1383 den heiligen Johann von Pomuk, oder Nepomuk, Domherrn an der Metropolitankirche bei St. Veit zu Prag, königlichen Almoſengeber und Beichtvater ſeiner Gemahlin, Johanna, in einen Sack ſtecken, und ſo in die Moldau ſtürzen, weil er weder durch Verheißungen, noch durch Drohungen ſich verleiten ließ, ihm die gebeichteten Sünden ſeiner Gemahlin zu offenbaren. Einen andern Johann von Pomuk, oder Nepomuk, ebenfalls einen Domherrn bei der nämlichen Metropolitankirche zu Prag, und erzbiſchöflichen Vicar, weil er den Abt zu Kladrau in ſeiner Würde beſtätigt hatte, ließ er auf eine andere Art, nämlich mit rückwärts in Geſtalt eines Rades gebundenen Händen, und mit einem Spreil im Munde eben ſo in die Moldau ſtürzen. Furcht mag die Urſache geweſen ſeyn, warum die damaligen böhmiſchen Schriftſteller ſich nicht getrauten, der Schandthaten und Grauſamkeiten Wenzels zu erwähnen. Indeſſen melden auswärtige Schriftſteller Mehreres davon, und berichten: Wenzel habe nicht allein, als er einmal einen Mönch im Walde antraf, denſelben vorſätzlich erſchoſſen, und ſich damit gerühmt, ein ſonderbares wildes Thier erlegt zu haben, ſondern auch ſeinen Koch einer geringen Urſache wegen lebendig braten laſſen. Edmund

Dynthur, der dieſes berichtet und damals mit dem burgundiſchen Geſandten zu Prag war, ſetzt hinzu: aus dem Umgange mit dieſem Kaiſer ſelbſt an ihm wahrgenommen zu haben, daß Wenzel, ſo lange er nüchtern war, ſich freundlich und leutſelig bezeigt, in ſeiner Trunkenheit aber mehr einem Viehe, als Menſchen geglichen habe. Endlich bezeugen mehrere gleichzeitige Schriftſteller, daß, wiewohl Wenzel an Johanna eine junge und überaus ſchöne Gemahlin hatte, er deſſen ungeachtet ſich dabei einer ausſchweifenden und ſündhaften Liebe überlaſſen und namentlich mit einer gewiſſen Bademagd, Suſanna, einen ſo unanſtändigen Umgang hatte, daß er ſie auch da noch nicht verließ, nachdem er nach dem Tode Johanna's im Jahre 1392 Sophien geheirathet hatte. Da er nach ſeinem ausſchweifenden Lebenswandel eben ſo auf jenen ſeiner tugendhaften Gemahlin Johanna ſchloß, und denjenigen, mit dem ſie nach ſeinem Argwohn eben ſo ſündhaften Umgang gehabt haben ſollte, von ihrem Beichtvater erfahren wollte, veranlaßte eben dieſes den Martertod des heiligen Johanns von Nepomuk. Ueberdrüſſig dieſer Tyrannei und Ausſchweifungen Wenzels, wandten ſich die Böhmen an ſeinen Bruder Sigmund, König von Ungarn, der mit Albrecht, Herzog von Oeſterreich, mit Jobſt, dem Markgrafen von Mähren, und mit Wilhelm, Markgrafen von Meißen, ein Bündniß ſchloß, worauf Wenzel auf ſeiner Rückreiſe von Zebrok zu Beraun von den böhmiſchen Herren unter Anführung ſeines Vetters Jobſt den 8. März im Jahre 1394 gefangen, ſtill in das Schloß zu Prag gebracht und unter Heinrichs von Roſenberg Aufſicht geſtellt wurde. Auf die Nachricht, daß Wenzel zu befreien, ſein jüngſter Bruder Johann, der Markgraf von der Lauſitz, herbeieile, ward dieſer gefangene Kaiſer in der Nacht von Prag hinweg, und zwar zuerſt nach dem Schloſſe Przibenitz, dann nach Krummau, endlich

aber nach Oeſterreich auf das Schloß Wildberg des Herrn von Stahrenberg geführt; anſtatt aber, daß es Johann gelungen wäre, ſeinen Bruder in Freiheit zu ſetzen, machte Albrecht von Oeſterreich große Beute in Böhmen und richtete daſelbſt vielen Schaden an.

Auf die Nachricht von der Gefangenſchaft Wenzels droheten auch die deßhalb zu Frankfurt verſammelten Fürſten mit einem Kriege, wofern man ihn nicht entlaſſen würde, und beſtimmten inzwiſchen Ruprecht, Churfürſten von der Pfalz, zum Reichsverweſer, deſſen ernſthafte Maßregeln die Herren von Roſenberg und Stahrenberg bewogen, mit dem Markgrafen Johann ſich in Unterhandlungen einzulaſſen, denen zufolge ſie Wenzel nach Budweis den 2. des Sommermonats im Jahre 1394 brachten, wo dieſer ſich verband, für das Geſchehene an ihnen keine Rache zu nehmen. Dafür rächte er ſich aber deſto größer an dem Bürgermeiſter und einigen Räthen in der Altſtadt zu Prag, die er ſogleich enthaupten ließ, weßhalb die anderen böhmiſchen Herren, und unter ihnen auch Jobſt von Mähren, ſich unter den Schutz der Herzoge von Oeſterreich begaben, wodurch Wenzel genöthigt ward, zu unterhandeln, und nicht nur an Jobſt das Herzogthum Luxemburg und die Landvogtei im Elſaß abtrat, ſondern auch mit vielfacher Beſchränkung der königlichen Gewalt den Frieden herſtellte, dem zufolge er den böhmiſchen Herren die meiſten ihrer Forderungen zu erfüllen ſich verbindlich machte; ſeinen Bruder Sigmund hingegen ernannte er zum allgemeinen Statthalter in Deutſchland, Italien, Arelat und allen damals zum deutſchen Reiche gehörigen Ländern. Die Unruhen erſchöpften Wenzel ſehr, und daher ergriff er, der nie nach Italien kam, mit Vergnügen die Gelegenheit, Johann Galeazzo Visconti für 100,000 Goldgulden die Ehre eines Herzoges von Mailand zu ertheilen, was mit Bewilligung des Churkollegiums nicht geſchehen ſeyn muß, weil dieſes eine von den

Urſachen war, warum ſie ihn in der Folge abgeſetzt hatten. Schon ſeit mehreren Jahren waren die Churfürſten über Wenzels Indolenz und Sorgloſigkeit in der Regierung, ſo wie über ſeine offenbaren Unmenſchlichkeiten und Grauſamkeiten ſehr mißvergnügt geworden, und er beleidigte ſie noch mehr, da er den von den meiſten als rechtmäßig anerkannten Pabſt Bonifacius IX., aller ihm dagegen gemachten Vorſtellungen ungeachtet, zur Niederlegung ſeines Amtes zu bringen glaubte. Dieſe Churfürſten verſammelten ſich im April des Jahres 1397 in Frankfurt, um ſich über den allgemeinen Zuſtand des Reiches zu berathſchlagen, wobei jedoch der dazu eingeladene Wenzel nicht erſchien. Ihre Abſicht war eigentlich die Wahl eines neuen Königs, worüber ſie jedoch noch nicht ganz einig wurden. Das Jahr darauf hielt Wenzel zu Frankfurt einen Reichstag und eben da trugen die Churfürſten ohne Scheu ihm ihre Beſchwerden über die bisherige Regierung vor, und verlangten von ihm eine Abhülfe derſelben. Allein Wenzel zeigte ſich ſo gleichgültig dabei, daß er von Frankfurt nach Rheims reiſ'te, und miſchte ſich lieber in die Pabſthändel, worauf er wieder nach Böhmen zurückkehrte, ohne ſich der Reichsangelegenheiten mehr, als zuvor, anzunehmen; und bezeigte er ſich ehedem unthätig, nachläſſig und ſorglos, ſo that er nun gar nichts mehr.

Je höher das Mißvergnügen der Churfürſten darüber ſtieg, deſto feſter faßten ſie den Entſchluß, ihn abzuſetzen, nur wandten ſie ſich deßhalb zuerſt an den Pabſt nach Rom, dem ſie vorſtellten, daß ſie ſich zu dieſem Schritt genöthigt fänden, weil Wenzels Trägheit und Sorgloſigkeit nicht nur der Kirche und dem Reiche, ſondern auch der ganzen Chriſtenheit höchſt nachtheilig wäre. Obgleich Bonifacius IX. keine beſtimmte Antwort darauf ertheilte, ſondern vielmehr für nöthig fand, ſich hierüber zuerſt mit den Cardinälen zu berathſchlagen, ſo nahmen doch die Churfürſten dieſes für eine ſtillſchweigende Einwilligung an, machten zu Marburg

unter einander, unter dem Namen Union, gemeinſchaftliche Sache, und beſtimmten zu Mainz eine andere Verſammlung, wohin auch andere Fürſten geladen waren. Sobald dieſes Wenzel erfuhr, ſchrieb er einen Reichstag zu Nürnberg aus, um ihr Vorhaben zu hintertreiben, entſchuldigte ſich, daß es ihm bisher unmöglich geweſen ſey, in das Reich zu kommen, und verſprach den Gebrechen des Reichs abzuhelfen. Allein er hatte ein Mal alles Zutrauen gänzlich verloren, die Fürſten verſammelten ſich dennoch zu Mainz, und machten ein Bündniß zur gegenſeitigen bewaffneten Vertheidigung, um einen andern römiſchen König einzuſetzen. Ueber dieſen bedenklichen Schritt ganz kleinmüthig, getraute ſich Wenzel nicht ein Mal, in eigner Perſon zu ſeinem Reichstage zu kommen, ſondern ſuchte vielmehr an den Städten eine Stütze wider die Fürſten, die zur Vereitlung dieſes Planes eben dieſe Städte zu einer Berathſchlagung nach Frankfurt geladen hatten. Die königlichen Bevollmächtigten verſuchten Alles, um eine Vermittlung herbeizuführen, allein die Churfürſten wollten ſich nicht mit ihnen einlaſſen, und ſcheinen am Ende keine Antwort mehr gegeben zu haben. Auf einem andern Reichstage zu Frankfurt den 1. Hornung im Jahre 1400 erneuerten die Fürſten ihr Bündniß und ſcheinen ſich dort über den neuen Thronkandidaten berathſchlagt zu haben; da ſie aber darüber noch nicht eins wurden, ſo ſetzten ſie bald darauf einen andern Reichstag, am 27. Mai, zu Frankfurt an, gegen welchen Wenzel den 2. Mai einen andern nach Nürnberg ausſchrieb, bei dem er ſelbſt zu erſcheinen verſprach. Allein man achtete ſein Ausſchreiben ſo wenig mehr, daß der Reichstag nicht zu Stande kam, Wenzel in Böhmen blieb, und die Verſammlung der Fürſten nur deſto zahlreicher ward. Eben dahin kamen auch die Geſandten Wenzels, welche ſich zuerſt über das Ausſchreiben dieſes Reichstages, als über einen Eingriff in die kaiſerlichen Rechte, beſchwerten, ſeine ſo lange Abweſenheit von dem Reiche mit den

inzwiſchen gekommenen Kriegen entſchuldigten, und verſprachen im Namen ihres Königs, über die Zeit und den Ort eins zu werden, wo die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche abgehandelt werden ſollten. Auch dadurch ließen ſich die Churfürſten ſo wenig mehr irre machen, daß ſie vielmehr einig und feſt auf ihrem Entſchluſſe, Wenzel abzuſetzen, beharrten, aber nur in der Wahl des neuen Königs nicht einſtimmig werden konnten, weil einige ſich für Friedrich, Herzog von Braunſchweig, andere aber für Ruprecht, Churfürſten von der Pfalz, erklärten. Ihrem Entſchluſſe zufolge ließen nun die Churfürſten an Wenzel eine förmliche Vorladung den 4. des Brachmonats ergehen, worin ſie ihm die mannichfaltigen in der Kirche und in dem Reiche zunehmenden Gebrechen, um deren Abſtellung ſie ihn ſchon ſo oft vergebens gebeten hätten, nochmals vorſtellten, und ihn erſuchten, den 10. des Sommermonats zu ihnen nach Oberlahnſtein zu kommen, und ihren Beſchwerden abzuhelfen, weil ſie im widrigen Falle auf das Anrufen der Nation, und wegen der Eide, womit ſie dem Reiche verbunden wären, ſich genöthigt fänden, ſolche Verfügungen zu treffen, daß das Reich in Zukunft nützlicher und redlicher verwaltet würde, im Gegentheile ſie ſich von dem ihm geleiſteten Eide ſonſt völlig losſagen wollten. Weil Wenzel zur beſtimmten Zeit nicht erſchien, glaubten die Churfürſten berechtigt zu ſeyn, die deutſche Krone ihrem Collegen, Ruprecht, Churfürſt von der Pfalz, um deſto ſicherer antragen zu können, da Friedrich von Braunſchweig umgebracht worden war. Ruprecht nahm dieſen Antrag an, mußte ſich aber vor der Wahl zuerſt verbinden, den Churfürſten ihre beſondern Rechte und Privilegien zu beſtätigen, in den Angelegenheiten der Kirche nach ihrem Rathe und Willen zu handeln, die Erhebung Johanns Galeazzo Visconti zum Herzoge von Mailand zu widerrufen, mit dieſem Lande die andern wälſchen Lehen dem Reiche zurückzubringen, die Koſten dazu aus dieſen Ländern

zu nehmen, ein Gleiches in Rückſicht auf das Herzogthum Brabant zu thun, die neuen Rheinzölle aufzuheben, und keine neuen mehr anzulegen, die Länder der Unterthanen treulich zu beſchützen, und alle dieſe Punkte ſogleich nach ſeiner Krönung mittelſt einer öffentlichen Urkunde zu befeſtigen.

Hierauf ſetzten ſich die Churfürſten zu Gerichte, und der Erzbiſchof von Mainz that in ſeinem und ſeiner anweſenden Mitchurfürſten Namen vor einer großen Menge des Volkes über Wenzel folgenden Ausſpruch: daß er der heiligen Kirche nie zum Frieden geholfen, das Reich ſchändlich geſchmälert und ſchmälern laſſen, indem er Visconti, einen ehemaligen Reichsdiener in der Lombardei, für Geld zu einem Herzoge von Mailand gemacht, viele dem Reiche zugehörige und heimfallende Städte und Länder in Deutſchland und Italien vergeben; unbeſchriebene, aber unterſiegelte Pergamente, oder ſogenannte Blanquets für Geld von ſich gegeben habe, worauf ſich deren Inhaber ſelbſt nach Gefallen Güter und Privilegien hätten verſchreiben können; die ſchweren und verderblichen Fehden, Unruhen und Verwüſtungen in deutſchen und andern Reichsländern nie geachtet, ſo daß jetzt Niemand wüßte, wo er Recht ſuchen und von Rechtswegen Schutz und Sicherheit erhalten ſollte; daß er endlich, was ganz erſchrecklich zu hören ſey, mit eigener Hand, oder durch andere Uebelthäter ehrwürdige, biedere Prälaten, Geiſtliche, und andere ehrbare Leute wider Recht ermordet, erſäuft, und mit Fackeln gepeinigt habe. Aus dieſen Gründen, und weil er auf die ergangene Vorladung nicht erſchien, erklärten die Churfürſten: daß ſie ihn der heiligen Kirche zum Heile, der Chriſtenheit zum Troſte, und dem Reiche zu Ehren, als einen unnützen, trägen, unachtbaren Zerſtückler, und unwürdigen Handhaber des heiligen Reiches der königlichen Würde entſetzten, und die Unterthanen von

allen Verbindlichkeiten gegen ihn losſprächen. Sobald dieſes Abſetzungsinſtrument den 20. des Sommermonates im beſagten Jahre **1400** förmlich ausgefertigt und bekannt gemacht war, ward den Tag darnach, laut der bereits geſchehenen Abfindung, der Pfalzgraf Ruprecht zum römiſchen König erwählt, deſſen Erhebung ebenfalls ſogleich öffentlich bekannt gemacht und dem heil. Vater berichtet wurde. Wenzel lebte noch bis in das Jahr **1419**, wo er den **16.** des Sommermonats auf ſeinem neuen Schloſſe bei Kunradiz ohne Erben ſein Leben endigte, nachdem er bis in das **60**ſte Jahr gelebt, den Namen eines römiſchen Königs **22** Jahre geführt hatte, und **41** Jahre lang König von Böhmen geweſen war. Sein Wahlſpruch war: „gelehrte Narren ſind über alle Narren.“ Wie er nebſt den Gelehrten auch die Wiſſenſchaften ſelbſt und die hohen Schulen geſchätzt habe, beweiſ't ſchon, daß er bei der Univerſität zu Prag einſtweilen ſeinen Küchenmeiſter zum **Rector magnificus** eingeſetzt hatte, bis ein anderer erwählt wurde. An dieſer Spaltung in der Wahl war Johann Huß Urſache, der dieſe Würde an ſich zu reißen ſuchte, um ſeinen Lehren Anſehen zu geben, und, von Wenzel unterſtützt, auch wirklich erlangte. Es gehörte alſo auch zu den Verdienſten dieſes Königs, ſich für dieſen verwendet und ihn in ſeinen Schutz genommen zu haben. Allein er erfuhr auch die Folgen davon in dem Huſſitenkriege, in welchem die verübten Gewaltthätigkeiten ſchaudervoll waren. Wenzels ganzer Hof gerieth in Beſtürzung, als er vernahm, mit welchem Grimme die Huſſiten nach verheerten Kirchen und Klöſtern auch über die Prager Rathsherren herfielen, und dieſelben mit Lanzen, Bratſpießen und Gabeln mordeten. Indem nun ein Jeder an Wenzels Hofe über die Wuth der Huſſiten ſeine Betrachtungen machte, entfuhren dem Oberſchenken die Worte: „Dies habe ich Alles wohl vorher geſehen.“ Wenzel, der dieſes entweder als einen Vorwurf ſeiner Trägheit und Fahrläſſigkeit anſah, oder Argwohn ge-

habt haben mochte, als ob der Oberſchenk einer von den Mitverſchwornen ſey, oder deßhalb auf ihn ungehalten war, weil er ihm nicht Nachricht davon ertheilt hatte, ergriff ihn bei den Haaren, warf ihn zur Erde, und würde ihm einen Dolch in den Leib geſtoßen haben, wenn die anweſenden Herren den Arm des Königs nicht zurückgehalten hätten. Darüber noch mehr ergrimmt, ward Wenzel von einem Schlagfluſſe, oder, nach Anderen, von der Gicht befallen, woran er ſtarb. Sein Leichnam wurde heimlich in das Schloß nach Prag abgeführt, und daſelbſt ohne Gepränge in der Kapelle beerdigt.

Ruprecht, Pfalzgraf am Rhein, den man ſeiner Gerechtigkeit wegen auch Juſtinianus nannte, war im Jahre 1352 geboren. Sein Vater war Ruprecht, Churfürſt von der Pfalz, und ſeine Mutter Beatrix, eine Tochter Peters II., Königs von Sicilien. Wie er nach der Abſetzung Wenzels den deutſchen Thron beſtiegen hat, iſt bereits gemeldet worden. Wenzel ſtörte ihn in ſeinem ruhigen Beſitze dadurch, daß er mehrere Städte in Deutſchland auf ſeine Seite zog, bis das eingeholte Gutachten der Rechtsgelehrten die gethanen Schritte der Churfürſten gebilligt hatte. Da man ihn zu Aachen nicht einlaſſen wollte, ſo ließ er ſich den 6. Januar im Jahre 1401 zu Cöln krönen, und erklärte das Jahr darnach die Stadt Aachen ihrer Widerſetzlichkeit halber in die Acht. Gleich beim Antritte ſeiner Regierung hob Ruprecht die von Wenzel auferlegten Abgaben auf die Kaufmannsgüter auf, und um auch, ſeinem Verſprechen gemäß, die in Italien verloren gegangenen Reichsrechte wieder herzuſtellen, und dem übermächtigen Visconti das Herzogthum Mailand zu entreißen, traf er ſogleich Anſtalten zu dem Römerzuge, wozu ihn die Florentiner, als Feinde des Visconti, nicht nur geladen, ſondern auch mit Subſidiengeldern unterſtützt hatten; ſtellte ſich gegen jeden Einfall Wenzels in Deutſchland ſicher, verband ſich

mit mehreren Mächten und namentlich mit Leopold IV., Herzog von Oeſterreich, und Herrn von Tyrol, um durch deſſen Land ziehen zu können; ließ ſeinen älteſten Sohn Ruprecht als Reichsverweſer zurück, und rückte mit einem auserleſenen Kriegsheere über Inſpruck nach Trient vor. Der Herzog von Mailand zog bei ſeiner Herannäherung ihm ebenfalls mit einem Kriegsheer dicht an den Gränzen entgegen, wo es von kleinen Gefechten endlich zu einem förmlichen Treffen kam, worin Ruprecht den Kürzern zog, und ſich nach Trient zurückziehen mußte, der Herzog von Oeſterreich hingegen gefangen, jedoch nach drei Tagen wieder entlaſſen wurde. Dieſes Schickſal, der Mangel an Geld und die noch nicht erfolgte päbſtliche Beſtätigung der Wahl bewog mit dieſem Herzoge auch Ruprecht, nach Deutſchland zurückzukehren. Ob nun gleich im Jahre 1403 die päbſtliche Beſtätigung wirklich erfolgt war, und Ruprecht ſich zu Rom hätte krönen laſſen können, auch inzwiſchen die Macht des viscontiſchen Hauſes durch den Tod des Johann Galeazzo getheilt und geſchwächt war, ſo wirkte doch das ergriffene Mittel der Vormünder der viscontiſchen Prinzen, wodurch ſie dem Pabſte Bologna, Perugia und Aſſiſi freiwillig abtraten, ſo ſehr, daß Ruprecht auch den Gedanken zu einem neuen Römerzuge fahren laſſen mußte. Nur ein ſchwacher Verſuch Wenzels war es, womit er Ruprecht durch ſchriftliche Behauptung ſeiner alten Rechte in Italien zu ſchaden glaubte; allein nachdem er mit ſeinen Brüdern in Zwiſtigkeiten gerathen war, ward er verhaftet nach Oeſterreich gebracht, und anderthalb Jahre in Wien feſtgehalten, bis er eine vortheilhafte Gelegenheit erſah, zu entrinnen und nach Böhmen zurückzukehren. Während ſeines Aufenthaltes in Deutſchland beſchäftigte ſich Ruprecht mit Zerſtörung der Raubneſter, mit Wiederherſtellung der öffentlichen Ruhe und mit Handhabung der Rechte des Reiches. Als die traurige Spaltung in der Kirche eingeriſſen war, ſchickte

er zwar ſeine Geſandten zu dem Kirchenrathe nach Piſa, die jedoch lieber wieder zurückkehrten, bevor ſie beide Päbſte fahren gelaſſen und dadurch ſich dem Gehorſame Gregors XII. entzogen hätten. Da dieſe Spaltung einen Krieg in Deutſchland nach ſich zu ziehen begann, ſtarb inzwiſchen Ruprecht zu Oppenheim den 10. Mai im Jahre 1410, und wurde zu Heidelberg in der von ihm geſtifteten Kirche des heiligen Geiſtes beerdigt.

Fernere Begebenheiten und Unruhen in Frankreich und England zu Anfang des 15. Jahrhunderts.

Kirchenverſammlungen zu Piſa und Coſtnitz; Johannes Huß.

Der Oheim Richard's II., der Herzog von Gloceſter, war zwar ein gewandter Fürſt, aber ein ſehr unruhiger Kopf. Er hatte ſchon bei Gelegenheit des mit Frankreich geſchloſſenen Tractats die Gemüther gegen ſeinen ſchwachen Neffen aufzuwiegeln gewußt, ja er würde ihn ſicher entthront haben, wenn man ſich ſeiner nicht bemächtigt hätte. Man entledigte ſich des Rebellen durch einen Mord, bevor man ihm noch den Prozeß gemacht hatte. Doch hatte man gleich mit einem glücklichern Rebellen zu kämpfen. Dem jungen Herzog von Lancaſter, einem Vetter des Königs, gelang ein ähnliches Unternehmen. Richard II. hatte ihm ungerechterweiſe ſein väterliches Erbtheil vorenthalten. Der Herzog, deſſen Muth und Frömmigkeit ihm die Volksgunſt verſchafft hatte, erhob nun die Standarte des Aufruhrs und bemächtigte ſich der Perſon des Königs. Dieſer wurde nun im Parlamente der Willkür und Gewaltſtreiche begangen zu haben, angeklagt, welches zum Vorwande diente, ihn durch einen Spruch der Krone verluſtig zu erklären. Er ſtarb auch eines gewaltſamen Todes und ſein Unterdrücker folgte ihm auf dem Throne unter dem Namen Heinrich IV.,

und zwar zum Nachtheile Edmunds von Mortimer, Grafen von la Marche, dem legitimen Erben der Krone, der das Recht der Erſtgeburt für ſich hatte. Mehrere Empörungen dämpfte Heinrich glücklich durch Waffengewalt, und fand es ſeiner Politik gemäß, die Lolharde, die ſein Vater beſchützt hatte, und deren Lehren er ſelbſt nicht zu tadeln ſchien, der Geiſtlichkeit aufzuopfern. Das Parlament verurtheilte ſie zum Feuertod, als der Ketzerei ſchuldig, und gerade die Lehren, die man ihnen als ketzeriſch zum Vorwurf machte, bildeten ſpäter die Grundlagen der anglicaniſchen Kirche, und was erſt den grauſamſten Tod brachte, wurde dann vom ganzen Volke als das Heilſamſte und Beſte anerkannt.

In Frankreich, wo die Sitten ſchon etwas milder waren, waren doch der Uebel nicht weniger als in England. Der fortwährende Wahnſinn Carl's VI. hatte für das ganze Land die verderblichſten Folgen. Man wollte ſich der Zauberei bedienen, ihn zu heilen. Zwei liſtigen Pfaffen wurde ſeine Heilung anvertraut, und die Krankheit nahm in einem ſichtbaren Grade zu! — Dieſe Pfaffen klagten nun den Herzog von Orleans an, er habe durch Zauberei das Unheil veranlaßt, wurden aber deßhalb in Unterſuchung gezogen, und nachdem ſie ihre Lügen eingeſtanden hatten, beide gehängt, und das von Rechtswegen.

Die Parteien und Anhänger der Fürſten, welche ſich um die Regierung ſtritten, verwüſteten das Land. Die Königin Iſabella von Baiern, eine eben ſo treuloſe Gattin als Rabenmutter, opferte Alles ihren Leidenſchaften, indem ſie das Recht mit Füßen trat. Nach dem Tode Philipps, Herzogs von Burgund, wurde der Herzog von Orleans, des Königs Bruder und der Geliebte der Königin, Herr des Reichs, in welchem er die empörendſten Erpreſſungen verübte. Johann ohne Furcht, der nunmehrige Herzog von Burgund, noch gefährlicher durch ſeinen Charakter, lehnte ſich öffentlich gegen ihn auf und brachte das

Volk durch ſeinen Eifer in Feuer. Außer den Staaten, die ihm ſein Vater hinterließ, war er noch durch ſeine Frau Herr von Hennegau, Holland und Seeland. Seine Reichthümer waren ſo groß, daß ſich wenige Fürſten mit ihm meſſen konnten.

Dieſer ſehr rachſüchtige Fürſt opferte Alles, ſogar die Ehre, um ſeine Rache befriedigen und ſeinem unverſöhnlichen Haß ein Genüge leiſten zu können. Verſtellterweiſe ſöhnte er ſich mit dem Herzog von Orleans aus, und nachdem er das Abendmahl mit ihm empfangen und als Zeichen der innigſten Freundſchaft in einem Bette mit ihm geſchlafen hatte, ließ er ihn bald darauf (1407) in einer Straße von Paris ermorden. Nach dieſer Unthat fand er für gut, ſich zuerſt zu entfernen, um aber bald darauf wieder, und zwar im Triumph zu erſcheinen. Johann Petit, ein Doctor der Univerſität zu Paris, hielt nun in Gegenwart des Dauphins eine lange Rede, in welcher er die Lehre des Tyrannenmordes predigte und feſtſtellte, und zwar in 12 Beweisgründen, zu Ehren der 12 Apoſtel! Das Ende derſelben war, daß er behauptete, dem Herzog von Burgund gebühre gleiches Lob für ſeine That, ja Belohnungen, ſo gut wie dem heiligen Michael, der den Teufel erſtochen, oder dem Pinehas, welcher den Zambri ſpießte. Wie oft wurden nicht ſchon Mordthaten durch Beiſpiele aus der Bibel zu beſchönigen geſucht.

Niemand wagte es, dieſen Lobſprüchen zu widerſprechen, und Ablaßbriefe machten den Herzog von Burgund von aller Sünde frei, nach der Meinung der Pfaffen und Dümmlinge. Allein nicht ſo dachte der junge Herzog von Orleans, der vor Begierde brannte, ſeinen ermordeten Vater zu rächen. Der Graf von Armagnac, deſſen Tochter er geheirathet hatte, verband ſich mit ihm, und die Armagnacs wie die Burgunder begingen nun die gröbſten Exceſſe, überſchwemmten Paris mit Blut und brachten ganz Frankreich an den Rand des Verderbens.

Das Schisma der Kirche dauerte auch noch fort und war ebenfalls eine Urſache der unheilvollſten Thaten, denn Völker und Regierungen waren dadurch uneins. Pabſt Bonifacius IX. brauchte Geld, und um ſich ſolches zu verſchaffen, verkaufte er einſtweilen Ausſichten und Hoffnungen auf Anwartſchaften und Pfründen, an den erſten Beſten, der ſich dazu meldete. Als er 1404 ſtarb, weigerte ſich dennoch Innocenz VII., in den man noch immer deßhalb drang, ſeine Würde niederzulegen, und ſein Nachfolger Gregor XII. war, obgleich ſchon 80jährig, eben ſo hartnäckig. Dieſe Päbſte und ihr Nebenbuhler, der hochmüthige Benedict XIII., täuſchten ganz Europa mit lügenhaften Verſprechungen, das Werk einer endlichen Vereinigung vollbringen zu wollen, und das Ende derſelben waren immer neue Bannflüche, die ſie ſich gegenſeitig zuſchmetterten.

Als endlich Benedict aus Avignon geflüchtet war, und Frankreich ſeine abermalige Neutralität ausgeſprochen hatte, riefen die über dieſen päbſtlichen Unfug aufgebrachten Cardinäle eine allgemeine Kirchenverſammlung zu Piſa zuſammen, vor welche die päbſtlichen Unfehlbarkeiten zu erſcheinen geladen wurden, ſich aber wohl hüteten, zu kommen. Sie wurden in Contumacium verurtheilt, abgeſetzt und man erwählte Alexander V., einen Mann von ganz dunkler Herkunft, der in der Jugend ſein Brod erbettelt hatte. Er hatte ſich jetzt gegen die andern Cardinäle verpflichtet, das Concilium nicht eher zu beendigen, bis die Kirche ſammt ihrem Oberhaupte und in allen ihren Theilen genügend verbeſſert ſeyn würde. Dennoch hob er die Kirchenverſammlung auf, erklärend, daß ſich in dieſem Augenblick keine gründliche Reform vornehmen ließe, ſondern dieſe bei einem im Jahre 1412 zu haltenden Concilium ſtattfinden ſolle. Alles, was in dem von Piſa bewirkt wurde, war, daß man noch einen dritten Pabſt geſchaffen hatte, und ein leidenſchaftlicher Geſchichtsſchreiber nannte es ein Conventikel vom Teufel.

Alexander gehörte zum Orden der Minoriten und beſtätigte ſogleich durch eine Bulle die zu großen Mißbräuchen führenden Privilegien dieſes Ordens, und befahl ſelbſt, daß man alle diejenigen, welche ſie anzugreifen frech genug ſeyen, dem weltlichen Arme überliefern ſolle. Durch eine andere Bulle erklärte er Ladislaus, den Gregor XII. unterſtützte, des Königreichs Sicilien verluſtig. Nach Frankreich ſandte er einen Legaten, um den Zehnten zu erpreſſen, allein man war ſo klug, deſſen Erhebung zu verbieten, obſchon man den neuerwählten Pabſt anerkannte.

Gregor fand einen eifrigen Vertheidiger in der Perſon des Kaiſers Ruprecht. Die Deutſchen aber waren dieſes Pabſtes längſt überdrüſſig, entfernten ſich auch von deſſen Beſchützer und bildeten eine furchtbare Verſchwörung. Ruprechts Tod, der im Jahre 1410 erfolgte, kam jedoch ihren Abſichten zuvor. Wenzel, auf Böhmen beſchränkt, machte zwar noch einige Verſuche, den kaiſerlichen Thron wieder zu erlangen, entſagte jedoch dieſem Begehren, wenn nur ſeine Familie wieder auf denſelben gelangte, und der König von Ungarn, Sigismund, ward Kaiſer, nachdem ſein Mitbewerber, der Markgraf von Mähren, geſtorben war.

Der berühmte Balthaſar Coſſa, ein Neapolitaner, war ſo eben dem Pabſt Alexander in deſſen Würde unter dem Namen Johann XXIII. gefolgt. In der Jugend war er Corſar geweſen, und die Seeräuberei ſchien ſeinem Charakter weit beſſer zuzuſagen, als eine Pabſtwürde. Nachdem er unter Bonifacius IX. zum Legat in Bologna ernannt worden war, bemächtigte er ſich der damals rebelliſchen Stadt durch die Gewalt der Waffen und hauſ'te daſelbſt wie ein Tyrann. Unter Alexander V. hatte er Ladislaus Truppen aus Rom gejagt und die Stadt dem Pontificat unterworfen. Im Jahr 1410 auf den heiligen Stuhl gelangt, verband er ſich mit Ludwig von Anjou, um den Ladislaus zu entthronen. Dieſer Krieg, der ſchon ſeit dem Tode Jo=

hanns dauerte, war ſo unglücklich, daß Ludwig ſich nach einem erfochtenen Sieg dennoch ohne Truppen und ohne Geld ſah, und das ganze Unternehmen im Stiche ließ.

Vergebens donnerte der Pabſt in einer Bulle wider den Ladislaus, in welcher er bei Strafe des Bannes allen Biſchöfen befahl, ihn alle Feſttage für excommunicirt, ketzeriſch, meineidig, rückfällig u. ſ. w. zu erklären; unter der nämlichen Strafe ihm das Begräbniß zu verſagen; und einem Jeden, der wider ihn die Waffen ergreifen würde, alle Privilegien der Kreuzfahrer bewilligte. Im folgenden Jahre (1412) erkannte er Ladislaus für einen König von Neapel. Er verſprach ſogar, wenn er es nicht mehr mit Gregor XII. halten würde, ihn in den Beſitz von Sicilien zu ſetzen. Gregor entwich von Gaëta nach Rimini, wo Carl Malateſta ihn mit Vergnügen aufnahm.

Bald darauf entzweiten ſich Johann XXIII. und Ladislaus, weil ſich dieſer von dem Pabſte nicht wollte beherrſchen laſſen. Es kam zum offenbaren Kriege. Ladislaus nahm im Jahre 1413 Rom ein, und übte daſelbſt viele Gewaltthätigkeit aus. Johann flüchtete nach Bologna und begehrte Hülfe vom Kaiſer Sigismund, der dieſen Umſtand zur Beförderung des Kirchenfriedens nützte. Es kam darauf an, ein Concilium zu Stande zu bringen, das vermögend wäre, ſowohl eine Kirchenverbeſſerung zu veranſtalten, als dem päbſtlichen Ehrgeize Einhalt zu thun. Sigismund ſchlug dazu die Stadt Coſtnitz vor, in der er Herr war. Der Pabſt weigerte ſich, eine Verſammlung dahin zu berufen, verſprach es jedoch endlich aus Zwang, und gab ſich darauf viele vergebliche Mühe, ſein Verſprechen unerfüllt zu laſſen. Während einer monatlichen Unterhandlung zu Lodi, bei welcher Johann beſtändig in päbſtlicher Kleidung und Sigismund in der Kleidung eines Diaconus erſchien, gelang es dieſem Kaiſer endlich, die Zuſammenberufungs-Bulle zu erzwingen. Unterdeſſen ſtarb

Ladislaus; ganz Europa war der Kirchenverſammlung wegen in Bewegung, und der Pabſt konnte ſich nicht wieder zurück ziehen.

Nachdem Alle, die zu der Kirchenverſammlung eingeladen waren, ſich eingefunden hatten, ſah man zu Coſtnitz eine erſtaunliche Menge von Cardinälen, Prälaten und Lehrern, mehr als **100** regierende Fürſten Deutſchlands, und den Kaiſer an ihrer Spitze, **27** Botſchafter, unzählige Deputirte, und viele Landſtände, faſt von allen kleinen Staaten Europas. Es kann nicht befremdend ſcheinen, daß in einem Zeitalter, wo die Geiſtlichkeit ſelbſt kein exemplariſches Leben führte, dieſe große Menge von Menſchen viele Spielleute und Buhlerinnen in ihrer Begleitung hatte. Johann **XXIII.** eröffnete die Kirchenverſammlung zu Ausgang des Jahres **1414**, und Martin **V.** endete dieſelbe im Jahr **1418.** Folgendes iſt ein kurzer Abriß ihrer wichtigſten Gegenſtände.

Man traf ſogleich die Einrichtung, daß die Stimmen nicht kopfweiſe, ſondern nach den Nationen ſollten aufgenommen werden; man zählte aber in dem Concilium fünf Nationen, von Deutſchland, England, Frankreich, Italien und ſpäter, als die Spanier ihrem Pabſte Benedict entſagten, auch die von Spanien. Dieſe Einrichtung war nothwendig, weil die italieniſchen Biſchöfe allein eine größere Zahl ausmachten, als alle übrigen. Vergebens ſetzte ſich der Pabſt dawider, ſo wie gegen den Vorſchlag, daß die weltlichen Beſitzer, unter welchen ſich viele einſichtsvolle Männer befanden, das Recht einer berathſchlagenden Stimme haben ſollten.

Sigismund, der dieſen Pabſt nicht liebte, glaubte, daß derſelbe, um der Trennung ein Ende zu machen, nothwendig die päbſtliche Würde niederlegen müſſe. Das Concilium dachte eben ſo. Johann mußte wirklich eine Abtretungsformel unterſchreiben; allein kaum war ſolches geſchehen, als es ihn auch ſchon gereuete. Der Herzog von Oeſterreich, deſſen Gunſt er erkauft hatte, gab ein Turnier, damit Johann unter dem Getümmel entweichen

könnte. In der That machte ſich der Pabſt in der Kleidung eines Fuhrknechts davon, und der Herzog nach ihm. Auf der einen Seite bemächtigte ſich der Kaiſer der Länder des Herzogs von Oeſterreich, der genöthigt ward, um Gnade zu bitten; auf der andern machte das Concilium den Proceß wider den Pabſt anhängig, der vieler abſcheulichen Verbrechen beſchuldigt ward. Man ſetzte ihn wegen Simonie und als einen Mann von zügelloſer Lebensart, bei dem keine Beſſerung zu hoffen wäre, ab. Man machte ihm ſein Urtheil bekannt, denn er war zu Freiburg im Breisgau ergriffen worden. Er unterwarf ſich, und wurde in daſſelbe Gefängniß gebracht, in welchem Johann Huß, der bald hernach auf dem Scheiterhaufen ſtarb, gefangen lag. Seit der vierten Sitzung, bald nach der Flucht Johanns XXIII., war die Oberherrſchaft des Conciliums über den Pabſt anerkannt.

Gregor XII entſagte endlich der päbſtlichen Würde. Benedict XIII., der nach Perpignan geflüchtet war, beharrte bei ſeinem ſtolzen Eigenſinne. Der Kaiſer bemühte ſich ſelbſt zu ihm, ihn zum Nachgeben zu bewegen, richtete aber nichts aus. Er ſah ſich endlich von den Königen von Aragonien, von Caſtilien, von Navarra u. ſ. w. verlaſſen, und flüchtete in das Schloß Peniſcola, von wo aus er die ganze Welt mit Bannflüchen zu belegen fortfuhr. Durch einen Spruch Rechtens ward er indeſſen abgeſetzt.

Da nun alle drei Päbſte außer Macht geſetzt und abgeſchafft waren, ſo hätte das Concilium die vorgenommene Verbeſſerung der Kirche an Haupt und Gliedern in das Werk ſetzen können. Dieſes war eben der günſtige Zeitpunkt, weil ſich kein perſönliches Intereſſe des Pabſtes der allgemeinen Wohlfahrt, die mit jenem ſo ſchwer zu vereinbaren war, entgegenſetzte. Aber die Cardinäle ſcheueten ſich vor der Reformation, ſo ſehr ſie auch dieſelbe zu wünſchen ſchienen. Sie behaupteten, daß ein Pabſt die Verbeſſerung veranſtalten, und daß man daher ſogleich einen Pabſt

erwählen müſſe. Dieſes ihr Gutachten überwog die Gründe des Kaiſers, der Deutſchen und der Engländer. Man verordnete bloß für dieſes Mal, daß **30** Abgeordnete der Kirchenverſammlung zugleich mit den Cardinälen an der Wahl Antheil haben ſollten. Otto Colonna ward einſtimmig erwählt, und nahm den Namen Martin **V.** an.

Dieſer war ein ſehr ſchlauer Mann und dabei von feſtem Charakter. Er machte der ihm läſtigen Verſammlung bald ein Ende, indem er zu dieſem Zwecke eine damals herrſchende Seuche benutzte, welche ihm einen trefflichen Vorwand gab. Er zog ſodann mit dem größten Pompe und ungeheurer Pracht aus Coſtnitz, umgeben von allen ſich daſelbſt befindlichen Großen. Der Kaiſer und König Sigismund ſelbſt führte das ſchneeweiße Roß, auf dem Martin ritt, am Zügel, und vier Reichsfürſten hielten die Zipfel der ſcharlachfarbigen Schabracke ſeines Pferdes, während vier Grafen den Thronhimmel trugen, unter dem der Pabſt ritt. So zog er im Triumph von dannen.

Die Erfahrung lehrte bald, daß die Deutſchen und Engländer nicht Unrecht hatten. Ob man ſchon vor Erwählung des Pabſtes verſchiedene Punkte feſtgeſetzt hatte, in Anſehung deren eine Verbeſſerung ſollte veranſtaltet werden, unter andern die Annaten, den verſchiedenen Vorbehalt, Anwartſchaftsertheilungen, die Dispenſationen, den Ablaß, die Appellation an den römiſchen Hof, die Fälle, wo der regierende Pabſt könne beſtraft oder abgeſetzt werden u. ſ. w., ſo ward doch aus der Reformation nichts. Man faßte bloß einige wenige unbeſtimmte Decrete über minder wichtige Artikel ab, und der Pabſt kam damit los, daß er ein anderes zu Pavia zu haltendes Concilium anſetzte. Man hatte ausgemacht, daß eine allgemeine Kirchenverſammlung fünf Jahre nach der gegenwärtigen, eine dritte ſieben Jahre nach der zweiten, und nachher alle zehn Jahre eine neue ſollte gehalten werden. Aber warum

JOHANN HUSS WIRD VERBRANNT.

ſah man es nicht vorher, daß unzählige Hinderniſſe theils von Seiten der Päbſte, theils von Seiten der Könige dieſe Anordnung entkräften würden?

Wenn es noch zweifelhaft ſcheinen konnte, ob Vorurtheil und Parteigeiſt auf die geiſtlichen Angelegenheiten noch zu vielen Einfluß hatten, um in langer Zeit eine geläuterte Geſetzgebung erwarten zu können; ſo iſt die Art, wie Johann Huß und Hieronymus von Prag in dieſer Kirchenverſammlung behandelt wurden, ein unwiderſprechlicher Beweis davon. Johann Huß, Rector der von Carl IV. zu Prag geſtifteten Univerſität, Beichtvater der Gemahlin des Wenzeslaus, Königin von Böhmen, hatte ſich durch eine bloße Verordnung zur Sittenverbeſſerung den Haß der Deutſchen zugezogen. Er war damit durchgedrungen, daß ſeine Landsleute, die Böhmen, auf der Univerſität drei Stimmen, und die Deutſchen nur eine haben ſollten, anſtatt daß bisher die Deutſchen drei und die Böhmen eine gehabt hatten. Viele tauſend fremde Studenten verließen damals die Univerſität; denn die Univerſität zu Prag, wie die zu Paris, hatte einen Zulauf von vielen Tauſenden, von denen die meiſten zum Studiren weniger geeignet, als eiferſüchtig über die akademiſchen Privilegien waren.

Das große Unglück dieſes Theologen war, daß er die Lehre Wikleffs, beſonders wider die Hierarchie, gut hieß und behauptete. Johann XXIII. belegte ihn mit dem Banne. Geſichert durch einen kaiſerlichen Geleitsbrief, hatte er die Kühnheit, zur Rechtfertigung ſeines Betragens und ſeiner Lehre nach Coſtnitz zu kommen. Des freien Geleits ungeachtet, legte man ihn in das Gefängniß, und machte ihm den Prozeß. Seine Bücher wurden verdammt. Er läugnete einen Theil der Meinungen, die man ihm beilegte, und erbot ſich zu einer nähern Erklärung der übrigen. Da man aber nichts von Mäßigung wußte, ſo verlangte man ſchlechterdings einen Widerruf, deſſen er ſich ſtand-

haft weigerte. Er ward alſo, ſelbſt auf Befehl des Kaiſers, ſeines Amtes entſetzt, dem weltlichen Arme überliefert, und litt die grauſame Strafe des Feuertodes.

Hieronymus von Prag, ſein Schüler, der ihn noch an Verdienſten übertraf, hatte einen Widerruf ausgeſtellt. Aber durch den Muth ſeines Lehrers zu gleichem Muthe belebt, nahm er den Widerruf als ein Verbrechen zurück, und lobte Gott, als er in den Flammen ſtarb. Poggio, Secretär verſchiedener Päbſte, der ein Augenzeuge ſeiner Hinrichtung war, vergleicht ſeinen Tod mit dem des Socrates.

Gerſon, das Orakel der Univerſität zu Paris, und franzöſiſcher Geſandter auf dem Concilium, hatte, wie man ſagt, vielen Antheil an der Härte, womit man dieſe beiden Theologen behandelte. Sein Eifer wider den von Johann Petit gelehrten Tyrannen-Mord war von geringer Wirkſamkeit, obſchon eine ſolche Lehre unſtreitig die größte Strenge verdiente. Man verdammte ſie erſt nach vielem Widerſpruche, ohne Anzeige des Buches und ohne Benennung des Verfaſſers. Dieſes ſchonende Verfahren hatte ſeinen Grund in der Furcht vor dem Herzoge von Burgund.

Die Hinrichtung des Johann Huß und ſeines Schülers hatte ſchreckliche Folgen. Ihre Lehre hatte in Böhmen eine Menge Anhänger, und ihr Tod entzündete jenen Fanatismus, der allen Gefahren trotzt und alle Gefühle erſtickt. Wenzeslaus, der ſich durch das Urtheil des Conciliums beleidigt glaubte, begünſtigte die Huſſiten, deren Wuth immmer heftiger ward. Er ſtarb und ſein Bruder Sigismund folgte ihm im Jahre 1419 in der Regierung. Aber bald erklärten die Huſſiten Sigismund für einen Feind der Religion und des Staates. Johann von Trosnow, mit dem Zunamen Ziska (der Einäugige), ihr Feldherr, erfocht viele Siege über ihn, und zwang ihn ſogar zur Anerbietung ſchimpflicher Bedingungen. Ziska, der im Jahre

1424 an der Peſt ſtarb, hinterließ den Befehl, ſeine Haut über eine Trommel zu ſpannen, um noch immer den Soldaten Muth einzuflößen. Dieſer Krieg, der alle mögliche Grauſamkeiten erzeugte, dauerte faſt 20 Jahre. Eine ſchreckliche, wiewohl unwirkſame Warnung vor dem ſo gewöhnlich gewordenen Verfolgungsgeiſte. Man würgte noch lange Zeit hindurch zum Beſten der Kirche und machte dadurch der Kirche nur deſto mehr Feinde.

Während der Kirchenverſammlung hatte Frankreich neue Widerwärtigkeiten zu erdulden, die noch größere nach ſich zogen. Der König von England, Heinrich IV., blieb in dem ruhigen Beſitze der mit Unrecht an ſich geriſſenen Krone, konnte aber ſeine vorgehabten Unternehmungen nicht zur Ausführung bringen. Eine heftige Krankheit endigte ſeine Tage im Jahre 1413. Seinen Sohn Heinrich V., der ſich bisher dem Laſter und den Ausſchweifungen überlaſſen hatte, ſah man auf dem Throne plötzlich in einen weiſen, tugendhaften und für die Regierungsgeſchäfte äußerſt beſorgten Fürſten umgeſchaffen. Der Müßiggang hatte ihn verdorben; und die Größe, die oft eine Urſache des Verderbniſſes zu ſeyn pflegt, diente zu ſeiner Beſſerung, weil ſie ihm Geſchäfte darbot, die ſeiner würdiger waren. Ohne jene unbegränzte Ehrſucht, die Frankreich ſo unglücklich machte, ohne daß England wahren Nutzen davon hatte, würde er das Muſter der Könige geweſen ſeyn; und dieſe Ehrſucht, wer ſollte es denken? ward ihm von einem Prälaten eingeflößt.

Die Gemeinen, welche die Lolharde verfolgten, nahmen gleichwohl einen Theil ihres Lehrſyſtems an. Sie baten den König, ſich der Kirchengüter zu bemächtigen; und in der That zwang man die Geiſtlichkeit, verſchiedene Pfründen der Krone abzutreten. Dies war die Urſache, warum der Erzbiſchof von Canterbury einen Krieg wünſchte, um dadurch die unruhigen Gemüther auf einen andern Gegenſtand zu leiten. Er ermunterte daher Heinrich V.

zu einem Angriffe wider Frankreich, wo die Herzoge von Orleans und von Burgund wechſelweiſe das Regierungsruder an ſich riſſen, und ihm dadurch eine gewiſſe Eroberung anzubieten ſchienen. Sie hatten ſich zwar zum Scheine ausgeſöhnt, aber ihre Herzen waren unverſöhnlich.

Des 28jährigen Waffenſtillſtandes ungeachtet, der im Jahre 1394 geſchloſſen worden war, hatten viele Feindſeligkeiten dem gegenſeitigen Nationalhaſſe beſtändige Nahrung gegeben, als Heinrich in der Normandie landete und Harfleur einnahm, nachdem er bei der Belagerung dieſer Stadt einen großen Theil ſeiner Truppen eingebüßt hatte. Außer Stande, etwas weiter zu unternehmen, ging er über die Somme und zog ſich unter Verfolgung einer vier Mal zahlreichern Armee, als die ſeinige war, nach Calais zurück. Wären die Franzoſen durch das Unglück bei Creci und Poitiers gewitzigt worden, ſo hätten ſie ganz ſicher ihn und ſeine kleine Armee gänzlich in den Staub treten, oder zur Unterwürfigkeit zwingen können. Aber ſie ſtürzten ſich blindlings in den Feind, und erneuerten dadurch die ehemaligen Fehler und zugleich das ehemalige Unglück. Der Connetable von Albret griff, da er hätte zögern und eine beſſere Gelegenheit abwarten ſollen, Heinrich V. in einer vortheilhaften, engen und ſchlüpfrigen Stellung an, wo die Franzoſen ſich weder ausbreiten, noch in Schlachtordnung ſtellen konnten, und wo die engliſchen Bogenſchützen ſchnell den Sieg entſchieden. Dieſe berühmte Schlacht bei Azincourt koſtete dem Feinde angeblich bloß 40 Mann; Frankreich hingegen verlor in derſelben ſieben Prinzen, den Connetable und ungefähr 8000 Erſchlagene von Adel. Die Herzoge von Orleans und Bourbon geriethen nebſt vielen Großen in Gefangenſchaft.

Heinrich zog ſich gleichwohl zurück, und ſchloß einen Waffenſtillſtand, weil es ihm an Geld und an Mannſchaft fehlte. Man wußte damals noch nichts von vorſichtiger Klugheit, von Erſpa-

rung der Gelder und anderer zur ununterbrochenen Fortſetzung des Krieges nöthigen Mittel. Die Subſidien reichten nicht zu, man hatte wenig regulirte Truppen, und brachte gewöhnlich in der Eile ein Heer zuſammen, das, wenn es an Nahrungsmitteln gebrach, oder wenn kein Sold bezahlt wurde, bald wieder auseinander lief, was natürlich nur Straßenräubereien zur Folge hatte.

Nach der verlornen Schlacht bei Azincourt wurden die Factionen in Frankreich, ſtatt dadurch gedämpft zu werden, nur noch wüthender als jemals. Der Graf von Armagnac, der zum Connetable erhoben war, und mit dem Dauphin (Carl VII.) in Verbindung ſtand, bemächtigte ſich der Regierung, vermehrte die Auflagen, verbannte die Anhänger Johanns des Unerſchrockenen, und ſetzte ſich in Beſitz eines Schatzes der Königin Iſabella von Baiern, die der König ihrer öffentlichen Ausſchweifungen wegen nach Tours hatte verweiſen müſſen. Dieſe Königin, die bisher eine Feindin des Herzogs von Burgund geweſen war, verband ſich jetzt mit demſelben wider den Staat. Er befreite ſie aus dem Verhafte, und machte ſich zum Herrn von Paris. Der Connetable, der Canzler, viele andere angeſehene Perſonen und eine Menge von Bürgern wurden in der Hauptſtadt erſchlagen. Der Dauphin entwich, und verlegte das Parlament nach Poitiers, während die Königin ein Parlament zu Troyes hielt, und ſich den Titel einer Regentin anmaßte. Der bürgerliche Krieg verbreitete ſeine Gräuel nun in die Provinzen. Der König von England kam wieder über das Meer, und eroberte faſt die ganze Normandie, bis auf Rouen, das ſich noch hielt. Der Dauphin verſöhnte ſich mit dem Herzoge von Burgund. Dieß war noch das einzige Rettungsmittel, aber dieſe Ausſöhnung ſelbſt zog die äußerſten Unglücksfälle herbei. Bei einer Zuſammenkunft der beiden Prinzen auf der Brücke bei Montereau wurde der Herzog Johann meuchelmörderiſch getödtet; ein eben ſo ſcheußliches Ver-

brechen, als jenes, deſſen er ſich durch die Ermordung des Herzogs von Orleans ſchuldig gemacht hatte. Die Mörder waren in dem Gefolge des Dauphins. Man hielt ihn, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, wiewohl ohne hinreichenden Beweis für mitſchuldig. Die Königin und der junge Herzog von Burgund, Philipp der Gute, aufgebracht von blinder Rachgier, verbündeten ſich wider ihn mit dem Feinde des Königreichs.

Heinrich V., der ſchon Rouen und Pontoiſe eingenommen hatte, kam zu ihnen nach Troyes. Man ſchloß daſelbſt im Jahre **1420** den ſchimpflichen Tractat, kraft deſſen die königliche Tochter Katharina von Frankreich, dem Könige Heinrich zur Gemahlin gegeben wurde, der unterdeſſen als Regent das Reich beherrſchen und nach Ableben Carls VI. die Krone erben, Carl, ſogenannter Dauphin, aber als ein erklärter Feind des Reiches verfolgt werden ſollte. Dieſe Vernichtung der Reichsgrundgeſetze wurde durch einen Schluß des Parlaments zu Paris, von dem jedoch die treueſten Mitglieder ſich zu dem Dauphin begeben hatten, feierlich beſtätigt. Der König von England hielt mit dem ſchwachen Carl VI. ſeinen Einzug in die Reſidenz; der erſtere als Monarch und der zweite als ein verachtetes Automat. Niemals ſah man mehr die ſchwankenden Geſinnungen ſich nach den Umſtänden beſtimmen, als zu jener Zeit.

Vermuthlich würde eine mehr oder minder wichtige Staats-Revolution erfolgt ſeyn, wenn nicht Heinrich in einem Alter von **33** Jahren an einem Fiſtelſchaden geſtorben wäre. Er hatte ſeinen älteſten Bruder, den Herzog von Bedford, und ſeinen andern Bruder, den Herzog von Gloceſter, während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes, Heinrichs VI., der damals noch in der Wiege lag, zu Regenten, jenen von Frankreich, und dieſen von England, ernannt. Katharina von Frankreich vermählte ſich nicht lange hernach mit Owe Tudor, einem Edel-

mann von Wallis, deſſen Abkömmlinge nachmals den engliſchen Thron beſtiegen. Carl VI. überlebte Heinrich um zwei Monate. Bei ſeinem Leichenbegängniſſe ſah man nicht einen einzigen Prinzen von Geblüt, aber das Volk ſchwamm in Thränen, und ehrte dadurch das Andenken des unglücklichſten unter den Königen, entweder aus Mitleid, oder aus Liebe gegen ſeine Perſon.

Carl VII. von Frankreich, Johanna d'Arc, Johanna II. von Neapel.

Ein auswärtiger Prinz in Paris und in den meiſten Provinzen Frankreichs als König anerkannt; der rechtmäßige König, Carl VII., weichlich, nachläſſig, ganz den Luſtbarkeiten ergeben, jung, ohne Erfahrung, nur mit Liebeshändeln beſchäftigt, unbekümmert um die Staatsangelegenheiten, zu einer Zeit, da man ihm die Krone entriß; Bedford hingegen, der mit Thätigkeit Muth und Klugheit verband, um die Eroberung zu vollenden und zu befeſtigen; eine unnatürliche Königin, ein rachgieriger und grauſamer Prinz von Geblüt, und treuloſe obrigkeitliche Perſonen, bemüht, die Abſichten der Engländer zu begünſtigen; in einer ſo äußerſt gefährlichen Lage konnte der Staat nicht anders als durch außerordentliche Mittel gerettet werden. Die berühmte Agnes Sorel, Maitreſſe Carls, trug dazu durch ihre großen Talente Vieles bei. Sie brachte den König, den ſie gefeſſelt hielt, zurück zu ſeiner Pflicht und zu den Kämpfen. Ein in der Geſchichte äußerſt ſeltenes Beiſpiel. Das Wunderbare, deſſen wir bald gedenken werden, war auch noch ein nothwendiges Rettungsmittel des tief geſunkenen Staates. Die natürlichen Hülfsmittel waren in der That ſo erſchöpft, daß eine Mark Silbers, die zur Zeit Carls des Großen nur einen halben Livre gegolten hatte, jetzt 90 Livres galt.

Die Schlacht bei Verneuil, die im Jahre 1424 durch die Verwegenheit der Franzoſen und des Connetable von Buchan, eines Schotten aus dem Hauſe Stuart, verloren ward, ſchwächte die Partei des Königs außerordentlich. Dagegen verurſachte die unrechtmäßige Vermählung des Herzogs von Glocester mit der Gräſin von Hennegau eine glückliche Veränderung. Dieſe Prinzeſſin hatte ihren Gemahl, den Herzog von Brabant und leiblichen Vetter Philipps, Herzogs von Burgund, verlaſſen. Gloceſter wollte ſich in den Beſitz von Hennegau ſetzen. Der beleidigte Herzog von Burgund eilte ſeinem Vetter zu Hülfe. Bedford bemühte ſich vergeblich, den Streit beizulegen. Unter Begünſtigung dieſer Unruhen ſchöpfte Carl Luft, er traf einen Vergleich mit dem Herzoge von Bretagne, der es mit den Engländern gehalten hatte. Der Bruder dieſes Herzogs, Graf von Richemont, erhielt das Connetable-Schwert. Dieſer Graf war ein großer Feldherr, wenig für den Hof gemacht, heftig und ein Todfeind der Günſtlinge, die den König umgaben. Bald entzweite er ſich mit Carln, und bald beherrſchte er denſelben wieder und ſchaffte die Miniſter bei Seite. Er verdiente wenigſtens wegen ſeines Muthes und Dienſteifers eben ſo ſehr als der berühmte Dünois, Baſtard vom Hauſe Orleans, zu den Rettern des Vaterlandes gezählt zu werden, das dergleichen Helden nöthig hatte und, ihrer Beihülfe ungeachtet, beinahe verloren geweſen wäre.

Nach der Rückkunft von einer Reiſe nach England unternahm der Herzog von Bedford, der ſich in den Stand geſetzt hatte, den Krieg mit neuem Eifer fortzuſetzen, die Belagerung der Stadt Orleans, um ſich in die ſüdlichen Provinzen den Eingang zu eröffnen. Schon war die Stadt in großer Bedrängniß, und der König dachte auf einen ſchimpflichen Rückzug, als die Königin Maria von Anjou, und beſonders Agnes Sorel, ihn zu edleren Entſchließungen vermochten.

O. Isdor sculp.

DIE JUNGFRAU VON ORLEANS VOR DEM HEER.

Druck v. L. F. Wolf in Frankfurt a/M.

T. S. Engelhart sculp.

KRÖNUNGSZUG CARL'S XII ZU RHEIMS [1429]

Druck d. F. Grünewald.

Damals trat eine junge Bäuerin aus Dom Remi in dem Kirchſprengel Toul, Namens Johanna d'Arc, auf, die ſich für begeiſtert ausgab, und die Aufhebung der Belagerung und ſogar die Krönung des Königs zu Rheims zu bewirken verſprach. Man ſtellte eine Prüfung mit ihr an, und glaubte ihr; die am wenigſten leichtgläubig waren, wurden von dem Enthuſiasmus mit fortgezogen, oder ſtellten ſich doch ſo, um denſelben für den Staat vortheilhaft zu machen. Das Mädchen von Orleans, ſo nannte man die Heldin, das vom Kopfe bis zu den Füßen geharniſcht einherging, und ſo vor dem Heer ritt, und eine geweihte Fahne in der Hand hatte, ward von Jedermann als ein Schutzengel angeſehen. Das Zuverſichtliche in dem Betragen dieſes Mädchens, ſeine Tapferkeit und Tugend begeiſterten die Truppen. Man zweifelte nicht an dem Wunder, und folglich nicht an dem Siege. Dieſes wunderbare Mädchen, das Alles belebte, aber in ihren Unternehmungen von Dünois aufs geſchickteſte gelenkt ward, drang in die belagerte Stadt, verbreitete unter den Engländern einen paniſchen Schrecken, und zwang dieſelben, nach einer ſiebenmonatlichen hartnäckigen Belagerung, zum Abzuge.

Die Krönung des Königs zu Rheims **1429** war vielleicht ein noch erſtaunlicheres Wunder. Man hatte mit **12,000** Mann, faſt ohne alles Geld und ohne Lebensmittel, einen Weg von ungefähr **80** Meilen durch Länder zu machen, die in der Gewalt der Feinde waren. Auf das Wort des Mädchens wagte man ein ſo kühnes Abenteuer, das wider alle Wahrſcheinlichkeit gelang. Die vorgefaßte Meinung bewirkte mehr, als Schwert und Bogen, und die Klugheit erforderte, ſich einer Gefahr auszuſetzen, um von der angenommenen Meinung Vortheile zu ziehen. Dieſe Meinung erſchütterte beide Parteien, wiewohl auf verſchiedene Weiſe. Die eine glaubte von dem Himmel ſelbſt beſchützt und die andere von der Macht der Hölle angegriffen zu werden.

Nach vollendeter Krönung des Königs bat das Mädchen um Erlaubniß, nach ihrer Heimath zurückzukehren, weil nun die Abſicht ihrer Sendung erreicht wäre. Man behielt ſie aber gleichwohl bei dem Heer, und das Glück verſchwand. Compiegne ward von dem Herzoge von Burgund belagert. Johanna wollte die Stadt entſetzen, ward bei einem Ausfalle verwundet und von den Burgundern gefangen genommen. Der Herzog, eigentlich der Connetable von Burgund, Johann von Luxemburg, Graf von Ligni, hielt ſie als ſeine Gefangene, obgleich ein burgundiſcher Edelmann, Lionel von Vendome, ſie dazu gemacht hatte, und lieferte ſie den Engländern aus. Bedford, entweder um das ganze Blendwerk des Wunders zu vernichten, oder um die Rachgier ſeiner Truppen zu befriedigen, oder verleitet von einem aufbrauſenden Zorne, der nicht entſchuldigt werden kann, Bedford ließ, ſtatt den Muth dieſer Heldin zu ehren, oder ihr wenigſtens als einer Kriegsgefangenen zu begegnen, dieſelbe vor einem geiſtlichen Gerichte, das man zu der ſchändlichſten Ungerechtigkeit erkauft hatte, als eine Ketzerin und Zauberin verurtheilen. Sie ward im Jahre 1431 zu Rouen verbrannt. Der Prozeß, die peinlichen Fragen, das Urtheil, die Hinrichtung erregt Grauen und Unwillen. Die Univerſität zu Paris hatte daran vielen Antheil, was als einen Beweis jener ſchwärmeriſchen Denkart gilt, die damals auf den Schulen tiefe Wurzel gefaßt und auf die Staatsangelegenheiten nur zu großen Einfluß hatte.

Dieſe abſcheuliche Scene machte das engliſche Joch den Franzoſen noch verhaßter, die jetzt unter dem Scepter Carls VII. vereinigt zu ſeyn wünſchten. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, gereizt durch den Stolz des Herzogs von Bedford, hörte auf, wider das Intereſſe ſeines Hauſes und um die Herrſchſucht eines fremden Prinzen zu ſättigen, einen König, der ſein Blutsverwandter war, zu verfolgen. Er eröffnete, unter Vermittelung der Geſandten des

J. L. Englehart, Sc.

FEUERTOD DER JUNGFRAU VON ORLEANS.

Pabſtes Eugen IV. und der Kirchenverſammlung zu Baſel, einen Friedens-Congreß zu Arras, dem Geſandte von allen Prinzen beiwohnten. Man bot dem londoner Hofe die Normandie und Guienne an. Als die Engländer ſolches ausſchlugen, ſchloß der Herzog 1435 einen beſonderen Frieden. In demſelben ſchrieb er Bedingungen vor, die zwar ſehr erniedrigend waren, bei deren Annahme ſich aber der König gleichwohl glücklich zu preiſen hatte.

In demſelben Jahre ſtarben Iſabella von Baiern und der Herzog von Bedford. Iſabella hatte von ihrem widerrechtlichen Verfahren keine andere Früchte eingeerntet, als den Haß der Franzoſen und die Verachtung der Engländer; ein merkwürdiges Beiſpiel von den Abgründen, die das Laſter umgeben. Der Herzog von Bedford hatte ſich durch die Hinrichtung des Mädchens von Orleans entehrt, und dieſer Flecken verdunkelte den Ruhm ſeiner großen Verdienſte. Sein Bruder, der Herzog von Gloceſter, erregte in England Unruhen, die Frankreich ſehr vortheilhaft wurden.

Der Connetable Richemont entriß im Jahre 1436 den Engländern Paris. Sie verloren faſt täglich einen Theil ihres Gebietes. Carl VII. eroberte theils ſelbſt, theils durch ſeine Feldherren und Miniſter ſeine eingebüßten Provinzen, und ſtellte Ruhe und Ordnung in dem Königreiche wieder her. Im Jahre 1451 waren die Normandie und Guienne bereits wieder mit der Krone vereinigt, den Feinden blieb nichts als die Stadt Calais übrig, die ſie noch über hundert Jahre behielten.

Die Urſachen dieſer baldigen Staatsveränderung ſind leicht einzuſehen. Der Schwindelgeiſt, der einen Theil Frankreichs verblendet hielt, mußte bald verſchwinden, da er dem Nationalgeiſte ſo ganz entgegen war. Mußte nicht die Vernichtung des ſaliſchen Geſetzes, worauf ſich das Glück der Monarchie gründete, unerträglich werden? Konnte man ſich wohl, ganz gegen die Liebe und

Ehrfurcht, die man für die königliche Familie hegte, und gegen ſo viele Urſachen, einem franzöſiſchen Prinzen den Vorzug zu geben, einer fremden Herrſchaft unterwerfen? Die Engländer, eiferſüchtiger über ihre Privilegien, als über die Vergrößerung ihres Monarchen, ſahen überdies wohl ein, daß nach der Eroberung Frankreichs England zu einer bloßen Provinz herabſinken würde, und ließen ſich daher eine Eroberung, vor deren Folgen ſie ſich fürchteten, nur wenig angelegen ſeyn. Selbſt Heinrich V. erhielt vom Parlamente nur mäßige Subſidien, und ſah ſich genöthigt, allenthalben zu leihen, ſein Geſchmeide und ſeine Krone zu verſetzen, um ſich die nöthigen Kriegskoſten zu verſchaffen. Die bürgerlichen Unruhen in England hätten endlich allein ſchon Frankreich von der Unterdrückung befreien können. Der Herzog von Gloceſter, Oheim des ſchwachen Heinrichs VI., ſetzte durch ſeine Cabale Alles in Bewegung. Man nahm ihn in Verhaft; er ſtarb wenige Tage darauf, vermuthlich ermordet. Aber die grauſamen Factionen der rothen und weißen Roſe, die gar bald ihre ganze Wuth ausließen, machten England zu einem Schauplatze des Blutvergießens.

Der Name dieſer Factionen in England gründete ſich darauf, daß der König eine rothe, ſein Mitbewerber um die Krone, Richard, Herzog von York, hingegen eine weiße Roſe im Wappen führte.

In Neapel war wirklich durch die Schwachheiten der Königin, Johanna II., Schweſter und Erbin Ladislaus, eine Staatsrevolution erfolgt. Dieſe laſterhafte Frau, die ſich anfangs einem Günſtlinge überließ, erregte ein allgemeines Murren und Mißvergnügen. Jacob von Bourbon vermählte ſich mit ihr im Jahre 1415, und ward als König anerkannt. Er ließ den Liebling hinrichten und die Königin einſperren. Vermuthlich würde er in Ruhe regiert haben, wenn er den Neapolitanern mit Schonung und Klugheit begegnet wäre; er erbitterte ſie aber dadurch,

daß er alle Aemter und Bedienungen an Franzoſen vergab. Nun machte man Verſchwörungen gegen ihn. Johanna erhielt wieder die königliche Gewalt, um dieſelbe aufs neue zu mißbrauchen. Jacob ward in Verhaft genommen; die Franzoſen wurden verjagt, und ein neuer Liebling ward Gebieter der Königin und des Staates. Martin V., den das Concilium zu Coſtnitz ſo eben erwählt hatte, bewirkte die Freiheit des Königs, wie er die Rückgabe der von Ladislaus eroberten Plätze an den heiligen Stuhl bewirkt hatte. Aber Jacob wollte lieber nach Frankreich zurückgehen, als ein armſeliger Zuſchauer der ärgerlichen Lebensart ſeiner Gemahlin und ohne Macht in Neapel bleiben. Er ſtarb als Mönch zu Beſançon.

Jacob Sforza, ein großer Feldherr, der, wie Einige berichten, von einem Edelmanne, und, nach dem Vorgeben Anderer, von einem Bauer abſtammte, war Connetable von Neapel und Beſchützer der römiſchen Kirche geworden. Voll Unwillens über die Gunſt, worin Sergiani Carraciolo als Liebhaber und Miniſter der Königin bei derſelben ſtand, ermunterte Sforza Ludwig III. von Anjou, ſich eines Königreiches zu bemächtigen, von dem ſein Vater und Großvater bloß den Titel geführt hatten. Johanna nahm, um einen Beſchützer zu erhalten, Alphons V., König von Aragonien und Sicilien, an Kindes Statt an. Beide Mitbewerber um die Krone kamen an und bekriegten ſich. Da der König von Aragonien einſah, daß die Königin ihm nicht mehr ſo geneigt war, ſo ließ er den Liebling einziehen, und machte ſich bei Johanna verhaßt. Sforza ergriff dieſe Gelegenheit, um Alphons anzugreifen. Nachdem er denſelben überwunden, und ſich mit Carraciolo ausgeſöhnt hatte, vermochte er die Königin, Ludwig von Anjou zu adoptiren. Alphons zog ſich für dieſes Mal zurück, kam aber ſpäter wieder, und gelangte zur Regierung. Renatus von Anjou, den die Königin nach dem

Tode Ludwigs, ſeines Bruders adoptirte, führte in Frankreich viele glänzende, aber leere Titel. Johanna II. regierte ſeit 1414, und ſtarb im Jahre 1435. In ihrer Perſon ſtarb das erſte Haus von Anjou aus. Sie hatte, nach dem Beiſpiele ihres Bruders Ladislaus, den Titel einer Königin von Rom angenommen. Ein ehrgeiziger und kluger König von Neapel hätte die große Trennung benützen können, um aus einem Lehensmanne ein Souverän zu werden.

Nach dem Tode der Königin Johanna befanden ſich beide Kron-Prätendenten zu gleicher Zeit in Verhaft. Renatus war ein Gefangener des Herzogs von Burgund, und Alphons des Herzogs von Mailand, Philipp Galeazzo Visconti, deſſen Flotte ihn bei Gaëta geſchlagen hatte. Alle beide fingen, nachdem ſie ihre Freiheit erhalten hatten, ſich aufs neue zu bekriegen an; und dieſer Krieg endigte ſich im Jahre 1442 durch die Eroberung der Stadt Neapel, welche der König von Arragonien mit ſtürmender Hand einnahm. Renatus ging nach Frankreich zurück.

Man nannte ihn König von Neapel, von Sicilien, Jeruſalem, Aragonien, Valenca und Majorca, Herzog von Lothringen und Bar, und von allen dieſen war er nichts. Dieſe Vervielfältigung unnützer Titel, die ſich auf Anſprüche gründeten, welche ſelten gewährt wurden, verurſachte viele Verwirrungen in der neuern Geſchichte; denn die Geſchichte von Europa iſt eine unermeßlich große Regiſtratur von ſtreitig gemachten Ehe-Contracten, Genealogien und Titeln, die nicht ſelten die wichtigſten Gegenſtände, große Begebenheiten und Kenntniſſe der Geſetze und Sitten, verdunkelten.

Die Kirchenverſammlung zu Baſel.

Nach der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz behauptete der ſtarrſinnige Benedict XIII. noch das Schattenbild ſeiner unfehlbaren päbſtlichen Würde bis zu ſeinem Tod 1442. Zwei ſeiner Cardinäle, denen er befohlen hatte, einen Nachfolger für ihn zu wählen, ernannten nun einen Gegenpabſt unter dem Namen Clemens VIII., den Alphons V. von Aragonien, der mit dem Pabſt Martin einverſtanden war, anerkannte. Dieſer hatte die nach Pavia angeordnete Kirchenverſammlung nach Siena verlegt, von da aber nach Baſel, wo ſie erſt nach ſieben Jahren gehalten werden ſollte, was bewies, daß er ſie gänzlich zu umgehen hoffte. Unterdeſſen verſöhnte er ſich mit Alphons, und ſein Gegner unterwarf ſich. Martin V. ſtarb gerade in dem Jahre, in welchem die Kirchenverſammlung ihren Anfang nehmen ſollte.

Sein Nachfolger, Eugen IV., ſandte einen Legaten zum Concilium nach Baſel, der die Inſtruction erhielt, daſſelbe aufzuheben, ſobald es etwas gegen ihn unternehmen würde, da man viel von Reformation ſprach. Schon in den erſten Sitzungen entzweite ſich die Kirchenverſammlung mit Sr. Heiligkeit, indem dieſelbe die Decrete des Coſtnitzer Conciliums, welche die Oberherrſchaft deſſelben wollten, erneuerte. Man lud Eugen und ſeine Cardinäle vor, perſönlich bei der Verſammlung zu erſcheinen, was der Pabſt aber zu weigern für gut fand, und man war nahe daran, ihn deßhalb zu verurtheilen. Da erſchienen vier Cardinäle in ſeinem Namen, mit hinlänglicher Vollmacht verſehen, um den Decrete beizupflichten. Eine Empörung zu Rom zwang unterdeſſen Eugen, flüchtig zu werden. Es gelang ihm jedoch wieder, die Obergewalt zu erlangen. Paläologus VII., Kaiſer zu Conſtantinopel, von den Türken in die Enge getrieben, hoffte Hülfe

von den Lateinern zu erhalten, und brachte deßhalb die Wiedervereinigung der beiden Kirchen in Vorſchlag.

Der Kaiſer ſollte mit den griechiſchen Prälaten in Perſon eintreffen, und die Kirchenverſammlung ſchickte ihm Schiffe, die ihn abholen ſollten. Der Pabſt ſandte zu gleicher Zeit ſeine Galeeren zu dieſem Zwecke an ihn ab, welche zuerſt ankamen und von den Griechen vorgezogen wurden. Das Concilium ſollte in Italien gehalten und daſelbſt die große Vereinigung zu Stande gebracht werden. Der Pabſt hob deßhalb die Kirchenverſammlung zu Baſel durch eine Bulle auf, und lud eine neue nach Ferrara. Die Verſammlung in Baſel erklärte ihn jedoch für ungehorſam und widerſpenſtig und ſuspendirte ihn von aller weltlichen und geiſtlichen Gerichtsbarkeit; der ſuspendirte Pabſt aber that alle diejenigen in Bann, die bei dem Concilium in Baſel bleiben würden, woran die Griechen viel Aergerniß nahmen.

Eugen IV. verlegte nun ſein Concilium von Ferrara nach Florenz und brachte es dahin, daß die Griechen nach vielen Debatten den Ausgang des heiligen Geiſtes und das Primat des Pabſtes annahmen, und man umarmte ſich als Zeichen dieſer Vereinigung. Dies wäre Alles ſehr gut geweſen, wenn das griechiſche Volk eben ſo wie ſein Kaiſer und die Prälaten zu überreden geweſen wäre.

Ein beſonderer Gegenſtand des Streites war auch das Fegfeuer, von dem die römiſchen Chriſten behaupteten, es ſey nur ein Ort der Reinigung für die Seelen; die Griechen aber ſagten, es ſey ein finſtrer, ſehr trauriger Aufenthalt. Endlich kam man dahin überein, daß die Seelen im Fegfeuer gereinigt würden, übrigens nichts daran gelegen ſey, ob dies mittelſt des Feuers, der Finſterniß, oder im Gewitter u. ſ. w. geſchehe, wenn ſie nur gereinigt würden. Das Volk der Griechen beharrte aber bei ſeinem Glauben.

Bis daher hatte die Kirchenverſammlung zu Baſel in ihren Decreten, die Verbeſſerung der Sitten betreffend, viele Weisheit an den Tag gelegt. Aber eine jede Verſammlung wird von einem gewiſſen Geiſte der Parteilichkeit beherrſcht. Der Haß wider Eugen brach mit Hintanſetzung aller Schicklichkeit aus. Dieſer Pabſt, der ſich die Wiedervereinigung der beiden ſtreitigen Kirchen angelegen ſeyn ließ, ward in der 34ſten Sitzung abgeſetzt, und der Simonie für ſchuldig, für meineidig, ſchismatiſch, ketzeriſch und aller Ehren und Würden unwürdig erklärt. Amadeus, Herzog von Savoyen, damaliger Einſiedler zu Ripaille, ward unter dem Namen Felix V. zum Pabſte erwählt. Der gegenſeitigen Bannſprüche wollen wir nicht gedenken. Poggio, Eugens Secretär, vergalt Schmähworte mit Schmähworten; er nannte die Väter zu Baſel dumme, närriſche, raſende Leute, wilde Beſtien, und den Gegenpabſt einen Höllenhund, ein goldenes Kalb, einen Mahomed, einen Antichriſt. Dies war die Schreibart vieler Jahrhunderte. Die europäiſchen Mächte verhielten ſich ſehr vorſichtig ganz parteilos, und beugten dadurch großen Uebeln vor. Ohne ſich von der Kirchenverſammlung zu Baſel loszuſagen, erkannten ſie beſtändig Eugen IV., dagegen ward Felix V. wenig Gehorſam geleiſtet. Dieſer legte, nach Erwählung Nikolaus V., Eugens Nachfolgers auf dem heiligen Stuhle, ſeine Würde nieder.

Felix V. ging nach Niederlegung der päbſtlichen Würde wieder nach ſeinem Lieblingsaufenthalte nach Ripaille, wo er bis an ſein Ende blieb. In dieſem Karthäuſer-Kloſter führte er, wie es heißt, ein ſo wollüſtiges Leben, daß davon die noch jetzt gewöhnliche Redensart **andare a Ripaglio** entſtanden ſeyn ſoll.

Die Wiederherſtellung der canoniſchen Wahlen; die Erklärung der Annaten für Simonie; die Verwerfung des Vorbehaltes, der Anwartſchaftsvertheilungen und anderer Uſurpationen des römiſchen Hofes; die Anweiſung des dritten Theiles der Pfründen für die-

jenigen, die einen Gradum angenommen haben; das Verbot, mit Vorbeigehung des ordentlichen Tribunals, an den Pabſt zu appelliren, und in dem Falle einer Appellation die dem Pabſte auferlegte Verpflichtung, an Ort und Stelle Richter zu ernennen; die ausdrücklich anerkannte oberrichterliche Gewalt der allgemeinen Kirchenverſammlung, die Zahl der Cardinäle auf 80 feſtgeſetzt: dies ſind die bemerkenswertheſten Decrete, die zu Baſel ausgefertigt und der pragmatiſchen Sanction, die Carl VII. im Jahre 1438 zu Bourges errichtete, beigefügt wurden. Dieſes berühmte Geſetz konnte ſich gegen die Ränke des römiſchen Hofes nicht lange erhalten, ob es gleich dem Pabſte eine Gerichtsbarkeit zugeſtand, wovon man in der erſten Kirche nichts wußte. Die päbſtliche Macht hatte zur Behauptung ihrer Herrſchaft noch große Mittel übrig.

Hätte man es ſich denken können, daß nach der zu Coſtnitz an Johann Huß und Hieronymus von Prag bewieſenen Grauſamkeit die Huſſiten, dieſe Rächer jener beiden Theologen, ſich auf dem Concilium zu Baſel einfinden würden? Sie hatten indeſſen nichts zu befürchten. Es erſchien der Feldherr Procopius, des Ziska Nacheiferer und Nachfolger, mit einem zahlreichen Gefolge. Man disputirte über die ſtreitige Frage lange und ohne Nutzen. Procopius ſpottete aller Beweisgründe. Seiner Behauptung nach war zum Beiſpiel das Mönchsleben eine Erfindung des Teufels, weil Chriſtus daſſelbe nicht angeordnet habe.

Indeſſen war der kühne Schritt der Huſſiten für ſie ſelbſt von traurigen Folgen. Das Concilium ſchickte zur Fortſetzung der Friedensunterhandlungen Deputirte nach Böhmen. Dieſe Deputirten ſäeten argliſtig und ſchlau den Samen der Zwietracht aus, und brachten den Adel und die Bürgerſchaft wider die ſchwärmeriſchen und wilden Sectirer auf. Die Katholiken bedienten ſich des Streites zu ihrem Vortheile, erfochten im Jahre 1434 einen wichtigen Sieg, erſchlugen den Procopius, machten alles Fußvolk zu

Gefangenen, und verbrannten ſie unmenſchlich in Scheunen. Die Huſſiten ſuchten alle Grauſamkeiten zu vergelten, und der Scheiterhaufen ihrer Apoſtel ſchien ihre Wuth und ihre Schwärmerei nur ſtärker zu entzünden. Endlich trat Sigismund mit ihnen in Unterhandlung. Die Böhmen unterwarfen ſich, und erhielten dagegen eine allgemeine Amneſtie, die Beſtätigung ihrer Privilegien, und das von dem Concilium zu Baſel ihnen zugeſtandene Recht, das Abendmahl unter beiden Geſtalten zu genießen. Eine ſolche Unterwerfung war eine Art von Triumph.

Sigismund ſtarb im Jahre **1437.** Sein ganzer Nachlaß kam auf ſeinen Eidam, Albrecht **II.**, Herzog von Oeſterreich, der zwei Jahre ſpäter ſtarb. Nach Albrecht wurde Friedrich **III.** von Oeſterreich zum Kaiſer erwählt. Das Haus Oeſterreich hat ſich ſeitdem in der kaiſerlichen Würde behauptet.

Fortſetzung der Geſchichte der nordiſchen Reiche.

Dänemark und Norwegen.

Mehr als **20** Jahre der Regierung des Königs Waldemar **II.** waren voll von großen und glänzenden Begebenheiten. Er behauptete die Eroberungen ſeines königlichen Bruders Knut **VI.**, an deren Erkämpfung er ſelbſt ſo vielen Antheil gehabt hatte. Er war König der Dänen und der Wenden und Herr der Nord-Albingier; unterwarf ſich Preußen, Pomerellen und einen Theil Eſthlands, und herrſchte mit großer Weisheit, aber auch mit ſo vielem Glücke, daß er der Eiferſucht ſeiner Nachbarn und anderer Fürſten und Herren ausgeſetzt war. Einer der ſchwächſten unter dieſen, Graf Heinrich von Schwerin, des Königs Lehensmann, gereizt durch Rachgier und perſönliche Feindſeligkeit, entführte (**1223**) den König und ſeinen ſchon gekrönten Prinzen, als ſie auf der kleinen Inſel

Lyöe bei Fünen, von der Jagd ermüdet, unter Zelten ſchliefen, und hielt beide in dreijähriger Gefangenſchaft. Dieſen Unfall benutzten alle heimlichen Feinde des bisher unbezwinglichen Siegers zu ſeinem Nachtheile. Adolph IV., Graf von Holſtein und Schauenburg, ein Sohn des Grafen Adolph's III., bemächtigte ſich ſeines väterlichen Landes, und alle eroberten Länder, Eſthland und Rügen ausgenommen, ſetzten ſich in Freiheit. Umſonſt bot der König, nachdem er auf harte Bedingungen frei geworden war, ſeinen Muth und ſeine Heereskraft zur Wiedereroberung auf. Er verlor im Jahre 1227 das Treffen bei Bornhövede und mit demſelben die Hoffnung der Herſtellung ſeines vorigen Glückes. Von der Zeit an betrat er den Weg zu einer andern Ehre, die, wenn ſie minder glänzend, doch gewiß nicht minder edel iſt, als die Ehre des Siegers. Er beförderte in dem Schoße des Friedens die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen, wachte für ihre Sicherheit, nährte die Wiſſenſchaften, und ward der Urheber des jütländiſchen Lovbuchs, eines berühmten Geſetzes. Sein ruhmvolles Leben endigte ſich im Jahre 1241. Da ſein älteſter gleichnamiger Prinz ſchon vor ihm geſtorben war, ſo folgte ihm jetzt der zweite, Erich, mit dem Beinamen Plogpenning, den er wegen einer nach der Pflugzahl aufgelegten Schatzung erhielt. Ein unglücklicher Zwiſt dieſes Königs mit ſeinen Brüdern gereichte ihm zum Verderben.

Sein Bruder Abel, damals Herzog zu Schleswig, ließ ihn 1250 durch Meuchelmord tödten, und fand Mittel, den Thron zu beſteigen, den er mit dem Blute ſeines Bruders befleckt hatte. Allein er genoß ſein Glück nicht lange, indem er im Streite mit den Nord-Frieſen im Schleswigſchen erſchlagen wurde. Seine Nachkommenſchaft behauptete nur den Beſitz des Herzogthums Schleswig, aber nicht die Krone; ein Umſtand, welcher, wegen der Verbindung der ſchleswigſchen Fürſten mit den Grafen von Holſtein gegen die Könige der Dänen, zu landverderblichen Kriegen und

Unruhen Gelegenheit gab. Abels Nachfolger war ſein Bruder Chriſtoph I., deſſen Regierung durch einen Streit mit dem übermüthigen Erzbiſchof von Lunden, Jacob Erlandſon, ſehr beunruhigt wurde. Auch endigte er ſein Leben 1259 durch Meuchelmord, man glaubt, durch eine vergiftete Hoſtie. Nicht glücklicher als er war ſein Sohn Erich Glipping. In einem ewigen Streite mit den Herzogen von Schleswig und den Grafen von Holſtein, mit den Päbſten und der Geiſtlichkeit floß ſeine traurige Regierungszeit dahin, bis endlich ein Königsmord 1286 ſeine Tage endigte. Talentvoll und auch geneigt, das Reich blühend und glücklich zu machen, würde ſein Sohn und Nachfolger, Erich Mendved, den beſten Erfolg ſeiner Bemühungen gehabt haben, wenn er nicht mit dem Pabſte und der Clerisei und ſelbſt mit Norwegen, wo man den Mördern ſeines Vaters Schutz gab, beſtändig zu kämpfen gehabt hätte. Er ſtarb ohne Leibeserben, 1319, und bahnte dadurch ungern ſeinem Bruder, Chriſtoph II., den Weg zum Throne. Dieſer bösartige Prinz machte ſich und ſeine Unterthanen unglücklich, drückte das Reich durch Auflagen, und lebte in einem Zwiſte mit dem Herzoge von Schleswig, Waldemar V. (aus dem Stamme des Königs Abel), und mit den Grafen zu Holſtein, welcher endlich ſein Verderben vollendete. Eine Anzahl der däniſchen Edlen rief Gerhard den Großen, Grafen zu Holſtein, zu Hülfe, entthronte 1326 Chriſtoph II., ernannte den jungen, minderjährigen ſchleswigſchen Herzog Waldemar zum Könige, und den Grafen Gerhard zum Reichsverweſer. Die neue Regierung fing bald an, der Nation zu mißfallen; Waldemar mußte abdanken, und Chriſtoph II. kam 1330 wieder zur Krone. Doch ſein Glück war klein und von geringer Dauer. Neben fortwährenden Streitigkeiten mit dem Grafen Gerhard hatte er die Kränkung, den größten Theil ſeiner Staaten in den Händen der Grafen von Holſtein zu ſehen, und der Kühnheit

verrätheriſcher Unterthanen ausgeſetzt zu ſeyn. Zwei verwegene Edelleute bemächtigten ſich ſeiner Perſon, in der Hoffnung, von dem Grafen Gerhard dafür belohnt zu werden. Er ward zwar wieder in Freiheit geſetzt, ſtarb aber bald darauf (**1333**), wahrſcheinlich aus Gram. In einem ſiebenjährigen Zwiſchenreiche drückte Graf Gerhard das Land und die Familie des Königs, und wagte noch einen Verſuch, ſeinen Neffen, Herzog Waldemar von Schleswig, abermals auf den Thron zu ſetzen. Durch eine anſehnliche Kriegsmacht verſtärkt, würde er vielleicht ſeinen Vorſatz ausgeführt haben, wenn nicht Niels Ebbeſon, Herr auf Nörreriers, ein angeſehener Edelmann, ihn bei einem nächtlichen Ueberfall **1340** in ſeiner Schlafkammer zu Randers erſchlagen hätte. Von den überlebenden Söhnen Chriſtophs II. war der älteſte Prinz, Otto, ein Gefangener der Grafen von Holſtein. Der jüngere, Waldemar, hatte ſich am Hofe und in Kriegsdienſten des Kaiſers Ludwigs des Baiern ſehr hervorgethan. Ihn riefen jetzt die Stände auf den Thron. Er ward der neue Stifter ſeines Staates, brachte das zerſtückelte Reich wieder zuſammen, erhob es über alle Gewalt ſeiner Gegner, ſtellte den erloſchenen Glanz ſeiner Krone wieder her, und brach die neue Bahn eines Ruhmes, die mehr als einer ſeiner Nachfolger kühn und edel betreten hat. Seine Regierung war jedoch ſo wenig frei von Unruhen, als er von Fehlern. Aber jene erhöheten ſeine Größe, indem ſie ſeinen Eifer nicht hemmen konnten; und dieſe waren Folgen jener Schwächen, über die ſich ſelbſt der erhabenſte Sterbliche nicht immer empor ſchwingen kann. Sein **1375** erfolgter Tod würde für Dänemark ein noch weit größerer Verluſt geweſen ſeyn, wenn nicht ſeine Tochter, die berühmte Königin Margaretha, auf der Bahn des Verdienſtes und der Ehre, gleich ihrem großen Vater, und mit männlichem Muthe fortgeſchritten wäre. Sie war eine Gemahlin Hakons, Königs von Norwegen, und durch ihn Mutter des Prinzen Olofs,

den, ob er gleich noch minderjährig war, die däniſchen Stände für ihren König erklärten. Zuerſt führte ſie für ihn die vormundſchaftliche Regierung, und belehnte die Grafen von Holſtein mit dem Herzogthume Schleswig, damit ſie dem Könige von Schweden, mit welchem Margaretha nicht in gutem Vernehmen ſtand, keinen Beiſtand leiſten möchten. Nach ihres Sohnes Tode beherrſchte Margaretha Dänemark in ihrem eigenen Namen, eben ſo wohl als Norwegen, das erſt nach dem Tode ihres Gemahles (1380) ihrem Sohne Olof und demnächſt nach deſſen Abſterben ihr zugefallen war. Durch den Krieg mit dem Könige Albrecht von Schweden, der ihr Gefangener ward, glückte es ihr, auch die ſchwediſche Krone zu erwerben. Auf dieſe Weiſe war ſie fähig, ihr berühmtes Werk, die Vereinigung der drei nordiſchen Reiche, **1397** zu Stande zu bringen, die unter dem Namen der Calmarſchen Union ſo bekannt und ſo merkwürdig iſt.

In Norwegen folgte dem berühmten Könige Sverre **1202** ſein Sohn Hagen oder Hakon **III.**, und dieſem, nach einer kurzen und friedlichen Regierung, Guttorm (**1204**), Sverre's Enkel, von ſeinem Sohne Sigurd. Guttorms Regierung dauerte nur ein Jahr. Sein Nachfolger war Ingo, ein Sohn Baards und Cäciliens, die eine Tochter des Königs Sigurd, Sverre's Vaters, war. Auf ihn folgte (**1217**) Hakon **IV.**, oder der Alte, Hakons dritter Sohn, daher auch Hagen Hagenſon genannt, ein ſehr ruhmwürdiger Fürſt. Er ſtellte die innere Ruhe in Norwegen wieder her, die durch allerlei Factionen zerrüttet war, brachte die meiſten Isländer durch Klugheit zur Unterwerfung, und erhöhte die Wohlfahrt Norwegens ungemein. Sein Sohn, Magnus Lagabodter, oder der Geſetzverbeſſerer, folgte ihm **1263**; er erhielt dieſen Ehrennamen, weil er wirklich Norwegens und Islands Geſetze verbeſſerte, wie er denn auch das vortreffliche Hirdſkraa oder Hofrecht gegeben hat. Sein Sohn und Nachfolger

(1280), König Erich, erhielt den Beinamen Prieſterfeind, weil er die Geiſtlichkeit einſchränkte, die ſein Vater begünſtigt hatte. Er ſtarb 1299, nach einer 19jährigen Regierung. Er und ſein Bruder, König Hagen, ſind auch durch Seezüge berühmt. Der letztere beſchloß den alten königlichen norwegiſchen Mannsſtamm. Sein Tochterſohn, Magnus, mit dem Beinamen Smek, ein Sohn des ſchwediſchen Herzogs Erich, war ſchon 1319 König von Schweden, und vereinigte jetzt Norwegen und Schweden. Sein Sohn und ſelbſt ſchon bei ſeinem Leben 1343 ſein Mitregent, König Hagen oder Hakon, war der Gemahl der berühmten däniſchen Prinzeſſin Margaretha. Die Freundſchaft mit der Krone Dänemark zog beiden den Verluſt der ſchwediſchen Krone zu; denn auch in Schweden war Hakon zum Mitkönig ernannt. Aber in Norwegen behauptete ſich Hakon, nachdem ſein Vater Magnus 1374 in Schweden erſt gefangen genommen und nach erhaltener Freiheit umgekommen war. Nach ſeinem Tode folgte ihm 1380 ſein Sohn Olof, und dieſem, als er ſtarb, ſeine ruhmgekrönte Mutter, die Königin Margaretha, die Urheberin der Calmarſchen Union.

Schweden und Rußland.

Sverker II., Carlſon, Knut Erichſons Nachfolger, hatte 1199 den unmenſchlichen Vorſatz, des Letztern ganzes Haus auszurotten. Wirklich tödtete er einige dieſer Prinzen. Aber der älteſte, Erich Knutſon, entkam, flüchtete ſich nach Norwegen, verjagte Sverkern, der umſonſt mit däniſcher Hülfe ſeine Angelegenheiten herzuſtellen ſuchte und in einem Treffen umkam. Erich X., Knutſon, herrſchte ſeit 1210 nun in Ruhe, ein Freund der Gerechtigkeit und des Friedens. Er ſtarb nach ſiebenjähriger

Regierung. Sein Nachfolger war Johann I., Sverkers zweiter Sohn, der Letzte aus dem Sverker'ſchen Hauſe, der den Thron beſtieg, und der einzige von Sverker's I. Nachkommen, welcher 1222 auf dem Bette ſtarb, nachdem er einen Feldzug gegen die Heiden unternommen hatte. Erich hin Läſpe (der Liſpelnde) ward nach ihm, noch als Kind, König, und regierte 28 unruhige Jahre. Das Geſchlecht der Folkunger, das ſich ſehr empor geſchwungen hatte, ſuchte den Thron zu gewinnen. Knut Johannſon Länge ſchlug und vertrieb Erich, ward aber nachmals von demſelben überwunden und erſchlagen. Gleichwohl dauerten die innerlichen Unruhen fort, bis 1234 Knuts Sohn, Holmgeir, gefangen und enthauptet wurde. Unter ihm war die Prieſterehe verboten, und die Macht der Geiſtlichen gewann ſehr. Sein Tod war 1250 das Ende des königlichen Erich'ſchen Geſchlechtes. Aus verſchiedenen Kronprätendenten ward jetzt Waldemar erwählt, ein Sohn Birger Jarls und der Prinzeſſin Ingeburg, Erich's des Liſpelnden Schweſter. Birger Jarl führte nicht nur während der Minderjährigkeit des Königs, ſondern auch, ſo lange er lebte, das Ruder der Regierung mit Ruhm und zur Wohlfahrt des Staates. Als aber nach ſeinem Tode (1266) Waldemar ſelbſt regierte, änderte ſich Alles zum äußerſten Nachtheile. Am meiſten ſchadete ihm der Ehrgeiz ſeines Bruders Magnus. Die Folgen davon, ſo wie von Waldemars Weichlichkeit und Wolluſt waren ein bürgerlicher Krieg und des Königs Verderben. Er verlor 1293 Krone und Freiheit, und endigte fein Leben im Gefängniſſe. Magnus Ladulås war ſchon 1276 zu Upſala gekrönt. Er führte erſt einen auswärtigen Krieg mit Dänemark, wegen des Beiſtandes, den dieſe Krone Waldemar leiſtete, und dann einen einheimiſchen mit den Folkungern. Beide endigte er glücklich. Seine übrige Regierung war friedlich und merkwürdig in Betreff nützlicher Geſetze. Ueberhaupt

war er ein rühmlicher König, und würde es noch mehr geweſen ſeyn, wenn er nicht durch Aufruhr zum Throne gelangt wäre. Er ſtarb **1296** in der Blüthe ſeiner Jahre. Zum Unglück für das Reich hatte er ſeine jüngern Söhne Erich und Waldemar zu Herzogen, jenen von Südermannland, dieſen von Finnland, ernannt, während der älteſte, Birger, die Krone bekam. Die Zwietracht zwiſchen dem Könige und ſeinen Brüdern war dem Reiche verderblich. Zuerſt ward er ein Gefangener ſeiner Brüder. Er erhielt zwar ſeine Freiheit und einen Theil ſeines Reiches wieder, aber nur unter der Bedingung, daß das Uebrige ſeinen Brüdern, den Herzogen, und zwar jedem ſein Antheil unabhängig bleiben ſollte. Unter der dreifachen Regierung ſeufzte das unglückliche gedrückte Volk.

Birgers Rachgier erkor ſich endlich ſeine Brüder zum Opfer, indem er ſie unter dem Scheine der Freundſchaft nach Nyköping lockte und daſelbſt im Gefängniſſe **1317** unmenſchlich verhungern ließ. Dieſe Grauſamkeit brachte das Volk ſo ſehr gegen ihn auf, daß er das Reich meiden mußte. Man enthauptete ſeinen unſchuldigen Sohn Magnus, und ſetzte einen andern Magnus, mit dem Beinamen Smek, des verhungerten Erichs Sohn, auf den Thron. Birger beſchloß ſein ſchimpfliches und qualvolles Leben im Jahre **1321** außerhalb ſeines Landes in Dänemark. Magnus Smek, der durch Erbſchaft auch die norwegiſche Krone bekam, regierte unter ſehr traurigen Umſtänden. Das Reich war erſchöpft; gleichwohl fürchteten die Großen ſich vor der Macht des Königs. Sie zu ſchwächen, ernannte man die königlichen Prinzen, da ſie noch Kinder waren, zu Königen; den einen, Erich, von Schweden, und den andern, Hakon, von Norwegen. Da Magnus mit dem berühmten Könige Waldemar von Dänemark in gutem Vernehmen ſtand, ſo fürchtete man, daß Schonen und andere damals den Schweden zuſtändige Länder verloren gehen möchten. Der junge König Erich hinderte dies, welches aber nach ſeinem Tode

1359 erfolgte. Jetzt berief der Rath den König Hakon aus Norwegen, welcher aber den Schweden mißfiel, als er die Prinzeſſin Margaretha zur Gemahlin nahm. Man erwählte des Königs Magnus Schweſterſohn, Albrecht von Mecklenburg (1363) zum Könige. In einem darauf erfolgten innerlichen Kriege verlor König Magnus ſeine Freiheit, die er zwar nachmals, durch Hakons Vermittlung, aber ohne den Thron, wieder erhielt. Er kam endlich 1374 im Waſſer um. König Albrecht machte die Schweden bald mißvergnügt, die nun Hakons Wittwe, Margaretha, Königin von Dänemark und Norwegen, 1389 zu Hülfe riefen. Der Krieg hatte für ihn einen ſehr unglücklichen Ausgang. Geſchlagen und gefangen genommen, kam er endlich auf harte Bedingungen 1412 wieder los, mußte Schweden meiden, und beſchloß ſein Leben in Mecklenburg. Durch Margarethens Vermittlung ward, wie ſchon erzählt wurde, Schweden mit Dänemark und Norwegen durch die Calmarſche Union vereinigt.

Vermöge dieſer Vereinigung ſollte jedes der vereinigten Reiche ſeine Gerechtſamen, Regierungsform und Geſetze behalten, und nur der König allen drei Reichen durch ihre Wahl gemeinſchaftlich ſeyn. Die Königin Margaretha bewirkte es, daß Erich aus Pommern, ein Enkel ihrer ältern Schweſter Ingeburg, zum Könige der vereinten Reiche ernannt wurde. Allein noch bei ihrem Leben zeigte ſein Betragen, daß ſie ſich in ihrer Wahl geirrt habe; und nach ihrem Tode ergriff er die nachtheiligſten Maßregeln. Das Herzogthum Schleswig durch Güte wieder an die Krone zu bringen, war lange Margarethens Plan geweſen; Erich aber wollte es den jungen ſchleswig'ſchen Prinzen mit Gewalt entreißen, und mußte endlich doch unrühmlich nachgeben. Härte und eigenmächtiges Verfahren machten ihn ſeinen Unterthanen bald verhaßt und zuerſt vorzüglich den Schweden. Es brach 1435 eine Empörung aus, als die Dalekarlen und andere Schweden unter Engel-

brecht Engelbrechtſons Anführung die Beamten des Königs verjagten, die meiſtens Auswärtige waren und das Volk ſehr drückten. Wenn gleich Erich die Unruhen durch Güte und Gewalt zu ſtillen ſuchte, ſo nahmen doch die Beſchwerden zu. Die Stände erklärten Carl Knutſon zum Reichsverweſer und Erich der Krone verluſtig, deren er ſich ſo unwürdig bezeigt hatte. Auch in Dänemark endigte ſich die öffentliche Unzufriedenheit mit ſeiner Entthronung. Er lebte nachher noch 20 Jahre, die erſten zehn zu Gothland als ein Seeräuber, die letzten in Pommern, und ſtarb 1459 zu Rügenwalde, in Armuth und Verachtung.

In Rußland folgte auf Dmitrij Wſewolod Juriewitſch deſſen Sohn Conſtantin Wſewolodowitſch, der nur kurze Zeit und unter beſtändigen Unruhen regierte. Sein Bruder Jurie folgte ihm 1218. Unter ihm fiel der Enkel des großen Dſchingis-Chan, Batu, mit 600,000 Mann in Rußland ein, verheerte und unterjochte das Land. Der Großfürſt Jurie blieb im Treffen, und ein großer Theil Rußlands mußte tartariſche Oberherrſchaft anerkennen. Um dieſe Zeit herrſchte, von den Tartaren nicht beunruhigt, zu Nowogrod, Jaroslaw Wſewolodowitſch mit ſeinem Sohne Alexander. Der letztere, ein berühmter, tapferer und frommer Prinz, erfocht an der Newa 1241 einen glorreichen Sieg über die Schwertbrüder und über die Schweden, wodurch er den Beinamen Newskoi erhielt. Nach ſeines Vaters Tode (1245) herrſchte er immer noch mit Ruhm, ſelbſt von den Tartaren geehrt, von welchen er das Großfürſtenthum Wladimir als ein Lehen erhielt. Nach Einigen ſoll er ſich kurz vor ſeinem Tode dem geiſtlichen Stande gewidmet haben. Ihm folgte 1263 ſein Bruder Jaroslaw, berühmt durch glückliche Feldzüge gegen die Liefländer und gegen die deutſchen Ritter. Die Regierung des dritten Bruders, Waſilei Jaroslawitſch I., und der beiden ältern Söhne des Alexanders Newskoi,

Dmitrij Alexandrowitſch und Andrej Alexandrowitſch, ſind nur durch innern Zwieſpalt bezeichnet, welcher Rußland immer unvermögender machte, das Joch der Tartaren abzuwerfen. Der letztere ging endlich in ein Kloſter. Der jüngſte unter den Söhnen Alexanders Newskoi, Danilo Alexandrowitſch, nahm **1296** zuerſt den Titel „Großfürſt von Moskwa" an, bauete die Stadt dieſes Namens ſehr an, und machte ſie geeignet, in Zukunft des Vorzuges der Hauptſtadt theilhaftig zu werden. Zuletzt trat er in den geiſtlichen Stand und ſtarb darin. Die folgenden Großfürſten ſind: Michailo Jaroslawitſch, Jurie Danilowitſch, mit dem Beinamen der Moskoviſche; Alexander Michailowitſch Jaroslawitſcha, der Tweeriſche genannt; Iwan Danilowitſch Kalita; Semen Iwanowitſch der Stolze; ſein Bruder Iwan Iwanowitſch; Dmitrij Conſtantinowitſch von Rusdal; Dmitrij Iwanowitſch der Doniſche; Waſieli Dmitrowitſch und Waſieli Waſiliewitſch der Dunkle oder Blinde. Unglücksfälle, Ränke und blutige Unruhen bezeichnen den Charakter ihrer Regierungen. Da Rußlands Fürſten ſich unter einander aufrieben, ſo war es den Tartaren leicht, ſie von **1304** bis **1462** unter dem Joche zu halten. Es darf alſo nicht befremden, daß oft der Chan den Großfürſten zum Tode verurtheilte und hinrichten ließ; daß die Tartaren ungeſtraft das Gebiet der ruſſiſchen Fürſten nach Willkür plünderten und verheerten, und daß jeder Widerſtand gegen ſolche Gewaltthätigkeiten mit dem Tode beſtraft wurde. Vergebens verſuchte Dmitrij Iwanowitſch, das Joch der Tartaren abzuwerfen. Seine Siege am Don von **1362** bis **1389** erwarben ihm den Beinamen des Doniſchen. Er behauptete ſich muthig gegen die tartariſche Gewalt, und brachte verſchiedene Fürſtenthümer an Moskau, wodurch der Grund zu der folgenden Stärke des Staates gelegt wurde. Dennoch konnte ſo wenig er, als einer ſeiner

Nachfolger Rußland frei und unabhängig machen, oder auch nur den Verheerungen der Tartaren Einhalt thun.

Auch in Tamerlans Kriegen litt Rußland. Die Ehre, das Reich von feindlicher Botmäßigkeit frei zu machen, war dem berühmten Großfürſten, Iwan Waſiliewitſch I. oder dem Großen, aufbehalten, deſſen glorreiche Regierung die Geſchichte des folgenden Zeitraums darſtellen wird.

Polen.

Der älteſte bekannte Stamm der Beherrſcher Polens iſt der, welcher von Piaſt entſproſſen iſt. Dieſer ſoll ein Ackersmann in dem Flecken Kruswick geweſen und ſeiner Frömmigkeit und ſelbſt ihm zum Vortheile geſchehener Wunderwerke wegen auf den Thron gerufen worden ſeyn. Der letzte ſeiner männlichen Nachkommen, der über Polen herrſchte, war Caſimir III. oder der Große. Er hat dieſen Namen nicht ſowohl durch Thaten des Eroberers, als vielmehr durch die Weisheit ſeiner Geſetzgebung erhalten. Ihm folgte, als er ſtarb, **1370** ſein Schweſterſohn Ludwig, König von Ungarn, aus franzöſiſchem capetingiſchen Stamme. Dieſer König, der als ein ausländiſcher Fürſt dem Volke nicht ſonderlich angenehm war, iſt der erſte, der von der königlichen Gewalt, die bis auf ihn uneingeſchränkt war, etwas nachgelaſſen hat. Nach ſeinem Tode kam die Krone, durch Vermählung ſeiner Tochter Hedwig (**1386**), an Wladislaw II. Jagello, Herzog von Litthauen, der die Taufe und das Chriſtenthum annahm, und den erſten Grund zu der unter ſeinen Nachfolgern vollendeten Vereinigung Polens und Litthauens legte. Unter den Königen aus dem jagelloniſchen Stamme wurde die königliche Gewalt immer mehr vermindert. Auf ſeinen Sohn Wladislaw III., der nebſt

der polniſchen auch die ungriſche Krone bekam, und in der Schlacht bei Varna gegen die Türken blieb, folgte **1444** der letztere Bruder, Caſimir **IV.** Dieſer willigte darein, daß kein Geſetz ohne Verſammlung der Provinzialſtände gegeben werden ſollte, und von dieſer Zeit an wurden die Geſetze auf Reichstagen mit Einwilligung der Stände gegeben. Seine drei auf ihn nach einander folgende Söhne, Johann Albert, Alexander und Sigismund **I.**, haben dieſe Verfaſſung dadurch beſtätigt, daß ſie bei den Geſetzen, die ſie gaben, erklärten, es ſeyen dieſe Geſetze, vermöge erfolgter Einwilligung der Stände, feſtgeſetzt, und ihnen und ihren Nachfolgern unterſagt, ohne Einwilligung der Senatoren und Landboten irgend eine Verordnung zu machen. Die ununterbrochene Gewohnheit der folgenden Jahrhunderte ließ dieſe Einrichtung immer tiefere Wurzeln ſchlagen.

Polen war dadurch ein Freiſtaat und hatte eine aus monarchiſchen und ariſtokratiſchen Prinzipien untermiſchte Regierungsform. Daß in derſelben die Ariſtokratie zu großes Uebergewicht erhielt, und, wie gewöhnlich, gewaltſamer und verderblicher Mittel, ſich zu behaupten, bedurfte; daß man eben in dieſer Abſicht jedem Edelmanne erlaubte, durch ſein **Veto** den Reichstag zu zerreißen, iſt eine der Urſachen, welche dieſem unglücklichen Staate oft durch Unthätigkeit und oft durch bürgerlichen Zwiſt und Kriege nachtheilig geworden ſind.

Preußen.

Die deutſchen Ordensritter hatten um den Anfang des **15.** Jahrhunderts durch Krieg, Verträge, Kauf u. ſ. w. das große Küſtengebiet gewonnen, welches etwa **150** Meilen der Oſtſeeküſte

enthielt, und das eigentliche Preußen, das Herzogthum Pomerellen, nebſt der Hauptſtadt Danzig, die Neumark, Cur- und Liefland umfaßte. Der Hochmeiſter waltete in der prachtvollen, am Ufer der Nogat erbauten Marienburg als frei erwähltes, aber mit bedeutender Gewalt ausgerüſtetes Oberhaupt der geſammten, auf die Künſte des Krieges und Friedens gerichteten Einigung. Ihn, der, obſchon nur Reichsfürſt, an Ehren, Herrlichkeiten, Städten und Landen einem großen Könige gleichgeachtet wurde, unterſtützten rathend und zügelnd die Großgebietiger, von welchen der Großkomthur, als unmittelbarer Stellvertreter des Meiſters, den erſten Rang einnahm, der Marſchall das Heer, der oberſte Spittler die Kranken- und Armenpflege, der oberſte Drapirer die Kleidung und das Kriegsgeräthe, der oberſte Tresler den Schatz und Haushalt beaufſichtigten. Dieſe hohen Aemter aber verlieh das jährlich ein Mal verſammelte, auch allein für die Geſetzgebung beſtimmte Generalkapitel, während der Hochmeiſter über alle untern Stellen nach Belieben und ohne Rechenſchaft verfügen durfte. Zu jenen gehörten namentlich die Komthure, welche den beſonderen, an eine Burg geknüpften Kreiſen (Gebieten) und Conventen von 12 bis 24 Ritterbrüdern vorſtanden, die Bezirksverwaltung leiteten und im Kriege das Aufgebot der Reiſigen und Fußknechte befehligten. Die Zucht unter den geiſtlichen und weltlichen Ordensgenoſſen (Prieſter- und Ritterbrüdern) war ſtrenge, die Rechtspflege unparteiiſch, die Regierung umſichtig, milde und empfänglich für gemeinnützige Unternehmungen. Daher blühten neben den Werken der Ritterſchaft, Ackerbau, Handel und Gewerbfleiß, ſelbſt Wiſſenſchaften und Künſte, ſchnell auf. Den Landmann drückte in der Regel keine Leibeigenſchaft und unbillige Steuer, den Bürger kein Eingriff in die von den Oberherren verliehenen, friſche Lebenskraft entfaltenden Rechtſame und Freiheiten. Den Städten,

wie Thorn, Elbing, Danzig, fehlte zwar ſtändiſche Mitberathung, aber eben deßhalb wuchſen ſie, auf die eigenen Angelegenheiten beſchränkt, zu ſo unabhängigen, reichen und mächtigen Körperſchaften an, daß z. B. Danzig bei 50,000 Wehrfähige zählte und im hanſeatiſchen Bunde nach dem Untergange Wisbys (1449) Haupt des preußiſchen und liefländiſchen Quartiers werden konnte. Kirchen und Geiſtlichkeit, letztere unter den vier Biſchöfen von Kulm, Pomeſanien, Erme- und Samland, genoſſen einer freigebigen Ausſtattung; jedoch galt keine Theilnahme der Prieſterſchaft an den weltlichen Angelegenheiten. Mehrmals hatte der Pabſt vergeblich ſeinen Bann geſchleudert. Selbſt Ketzer, wie der verfolgte Waldenſer Leander, ein gelehrter Arzt und Mathematiker, fanden in Preußen offenen Schirm. Für die Pflege der Wiſſenſchaften wurden bedeutende Summen verwendet, Volksſchulen geſtiftet und Vorſchriften des Unterrichts erlaſſen, auch gebildete Fremde aus Deutſchland und Italien berufen, in Kulm und Marienburg höhere Lehranſtalten gegründet, viele Ritterbrüder gewöhnt und befähigt, neben dem Schwert die Kräfte des Geiſtes zu achten und zu entwickeln. Sänger und Baumeiſter, Maler und Bildhauer ſtanden in Ehren. Das noch vorhandene Denkmal der Marienburg beweiſ't, welche Fortſchritte die Künſte machten. Für das Alles genügten die reichen und trefflich verwalteten Einkünfte, welche aus den Kammergütern, Steuern, Zöllen, Strafgeldern, Erbgefällen, dem Bernſteinhandel u. ſ. w. jährlich bei 1½ Millionen ungriſcher Gulden abwarfen.

Dieſe Blüthe gewann der Orden unter dem weiſen, tugendhaften und heldenmüthigen Hochmeiſter Winrich von Kniprode (1351—1382), welcher, wie einſt im Großen von Perikles gerühmt wurde, das Schöne mit Maß und die Wiſſenſchaft ohne Verweichlichung liebte. Damals urtheilten heimgekehrte Reiſende, nirgends hätten ſie ſo wohlgeſtaltete Männer geſehen, als unter

den Rittern Preußens, und es galt in andern Ländern das allgemeine Sprüchwort: „Biſt du klug und weiſe, ſo ziehe hin nach Preußen und widme dich den Herren in Preußen.“ Aber während aller Macht und Fülle blieb der Hochmeiſter züchtig und beſcheiden, oft, wenn er im Kreiſe ſeiner Gebietiger ſaß, an Umſicht und Beſonnenheit mahnend.

„Wir wiſſen wohl,“ redete er dann im Vorgefühl der Zukunft, „daß dieſem würdigen Orden Geld und Gut nimmer fehlen werden, jedoch an Weisheit und gutem Rath mag es einſt eher gebrechen.“ Dies warnende Wort wurde nur zu bald erfüllt. Denn die Sitten der Brüderſchaft verfielen; Prunk und Ueppigkeit, Stolz und Ehrſucht, gewöhnlich im Gefolge der Gewalt und des Reichthums, riſſen ein und ſchwächten die Bande einer Geſellſchaft, welche, zur gleichzeitigen Uebung mönchiſcher und ritterlicher Pflichten beſtimmt, dem Andrang der neuen, Herrſcherthum und weltlichen Sinnengenuß bietenden Verhältniſſen allmählig unterlag und die Gelegenheit verabſäumte, durch zweckmäßige Reform den ſchleichenden Gebrechen ein Ziel zu ſetzen. Unumſchränkter Landesherr konnte der auf Armuth, Heidenkampf und Keuſchheit beeidigte Orden nach dem Ablauf ſeiner unſchuldigen, goldenen Heldenzeit nur geſund und kräftig bleiben, wenn es ihm gelang, ſich ſelbſt dadurch zu beherrſchen, daß er die alten, nicht mehr haltbaren Regeln und Formen den Bedürfniſſen der Gegenwart gemäß verjüngte, eine Forderung, welche aber aus ängſtlicher Ehrfurcht vor den Werken der Vergangenheit zurückgewieſen wurde.

Alſo traten die Obliegenheiten des ritterlichen Weltmannes gleichſam in heimlichen, heuchleriſchen Wettkampf mit den ſtrengen und rauhen Geboten des demüthigen Kloſterbruders, erzeugten unnatürlichen Zwang, und mit dieſem Gleißnerei und Entzweiung.

Dieſer Mangel an Gleichmaß und feſten Grundſätzen zeigt ſich ſchon in dem abweichenden Betragen der Hochmeiſter, deren

Perſönlichkeit mehr und mehr die Oberhand gewinnt, während ſie früher dem Wohl des Ganzen untergeordnet wurde.

Wenn z. B. Conrad von Wallenrode über Gebühr den Krieg liebte und die Geiſtlichkeit haßte (er pflegte zu ſagen, man habe in jeglichem Lande an einem Biſchof und Prieſter genug, und müſſe dieſe Herren daneben einſperren, damit ſie in deſto größerer Abgeſchiedenheit des Seelenheils pflegen könnten); ſo war der Nachfolger, Conrad von Jungingen (ſeit 1394) dagegen ein zu eifriger Anhänger des Friedens und der römiſch-apoſtoliſchen Kirche, ſo daß unter ſeiner milden Regierung die Unordnungen wuchſen und die Unzufriedenen das Urtheil ungeſtraft laut werden laſſen durften: er paſſe eher zu Kloſternonnen, als zu den Rittern und Völkern des Landes Preußen.

Aber dieſe und ähnliche Schmachreden ſtörten den Hochmeiſter, welcher die nahenden Gefahren erkannte, in dem Entſchluß, die Fehdeluſt zu zügeln, nicht. Von Geſinnungen überaus edel und über Eigennutz erhaben, mahnte vielmehr Conrad auf dem Todbette die Ordensgenoſſen dringend, ja nicht ſeinen Bruder Ulrich zu ſeinem Nachfolger zu wählen; denn dieſer ſey zu heftig und werde dem Lande nur Schaden bringen. Das Generalkapitel aber, längſt überdrüſſig der Ruhe und uneingedenk der großen Wechſel, welche Sitten und Lebensart bereits erlitten hatten, vergaß bald den Rath des Sterbenden und ernannte den ſtreitbaren Marſchall Ulrich von Jungingen zum Hochmeiſter (26. Brachmonat 1407). Dieſer traf ſofort kriegeriſche Rüſtungen, nahm Reiſige und Fußknechte in Sold, warb um Bündniſſe fremder Fürſten und Herren und kündigte darauf den beiden mächtigſten Feinden, dem Großherzog Withold von Litthauen und dem König Ladislaus-Jagello von Polen, gleichzeitig die Fehde an. Letzterer, aus dem Geſchlechte der litthauiſchen Großfürſten, hatte durch die Annahme der Taufe die Haupturſache der bisherigen Glaubenskriege mit

ſeinem Vaterlande entfernt, indem Adel und Volk ſeinem Beiſpiele folgten, und zugleich durch Vermählung mit Hedwig, der Erbtochter König Ludwigs, den Thron der Jagellonen nach Polen verpflanzt (1386), indeß ſein tapferer und gewandter Vetter, Withold, Litthauen als Lehen behielt. Aber hier wie in Polen ſchlugen Eiferſucht und Haß gegen die erobernden, an Geiſt und Waffenkunſt überlegenen Deutſchritter in demſelben Maße tiefere Wurzeln, in welchem des Ordens Wachsthum ſtieg. Jedoch beobachtete Ladislaus aus Frömmigkeit und Vorſicht ſo lange den Frieden, bis der ungeſtüme Hochmeiſter ihn zuerſt brach, rüſtete ſich dann aber nachdrücklich zu einem entſcheidenden Schlage, ſtellte alles wehrhafte Volk unter die Waffen und ließ aus Schleſien, Mähren und Böhmen beträchtliche Schaaren Soldknechte nach Polen entbieten. Heidniſche Tartaren und wilde Litthauer, nur dem Namen nach Chriſten, zogen unter dem Großherzog Withold von Nordoſten her wider Preußen heran und vereinigten ſich bei der Drebnitz mit den Heerhaufen der Polen, welche der König führte.

Brand, Raub und Mord bezeichneten den Weg. Die Stadt Gilgenburg wurde erſtürmt und eingeäſchert, die Bewohnerſchaft ohne Rückſicht auf Alter, Geſchlecht und Stand erſchlagen, und dann im Forſte von Tannenberg die Ankunft des Feindes erwartet. Dieſer zauderte nicht lange; ihn trieben Kampf- und Racheluſt vorwärts, ſo daß er weder auf Zahl, noch Stellung des Gegners achtete. Ja, der Hochmeiſter Ulrich ſandte dem König durch einen Herold zwei bloße Schwerter und lud ihn ein, ſich aus dem Walde auf das Blachfeld zu richten, damit hier ein Gottesurtheil der Schlacht ritterlich gehalten werden könne. Die Straße wolle man inzwiſchen öffnen und Niemanden beim Hinausziehen hindern, denn das fordere Ritterpflicht. Freudig empfing Ladislaus die Botſchaft, behielt eines der Schwerter als Zeichen des Sieges, entließ den Herold reich beſchenkt und

rückte aus dem Dickicht in die Ebene, über 100,000 Mann ſtark, welche ſich um hundert fliegende Banner ſammelten. Bei 40,000 Geharniſchte ſtanden in beiden Heeren einander gegenüber.

Alsbald entbrannte ein blutiger und wechſelvoller Streit. Reihenweiſe wurden Tartaren und Litthauer von den Kriegsleuten des Ordens niedergemacht, Polen, Mähren und Böhmen mehrmals zurückgedrängt; aber friſche Haufen nahmen die Stelle der Erſchlagenen, Verwundeten und Flüchtigen ein, die ſiegreichen Deutſchen ermatteten gegen die Ueberzahl des Feindes und mußten ihr drittes und letztes Treffen aufbieten. Da riethen etliche Getreuen dem Hochmeiſter, die Wahlſtatt zu räumen und mit dem noch unverſehrten Volke Städte und Schlöſſer zu ſchirmen. Er aber antwortete: „Davor behüte mich Gott, daß ich aus dem Felde reite, auf welchem ſo mancher Biedermann den Tod und die Gefangenſchaft gefunden hat!" und ließ auch den Rückhalt vorbrechen. In dieſem Augenblick, als die Deutſchen, ermüdet von dem langen Kampf, eine ſichere Blöße gaben, befahl König Ladislaus der Blüthe des polniſchen Adels, welcher bisher noch nicht geſtritten hatte, den Angriff zu thun, während ſich die flüchtigen Heiden von neuem ſammelten. Solcher Uebermacht unterlagen endlich die Ordensleute; es fielen der Hochmeiſter, die meiſten Komthuren, an 600 Ritter und 40,000 Gemeine; die Ueberlebenden wurden gefangen oder verſprengt.

Ein Tag hatte dergeſtalt die Früchte mehrerer Menſchenalter zerſtört, den Kern der fremden und heimiſchen Wehrmänner vernichtet, den Ruf der Unüberwindlichkeit getilgt, vor Allem aber die Gebrechen eines ſchon untergrabenen, von der Maſſe des Volks getrennten Kriegerſtaates enthüllt. Denn die Niederlage bei Tannenberg (15. Heumonat 1410) ſtürzte auch die Herrſchaft der deutſchen Herren in Preußen, indem fortan bürgerliche Wirren zu den äußern Feinden traten und vollendeten, was dieſe begonnen hatten.

Kaum hatte nämlich der unerſchrockene Komthur, Heinrich von Plauen, durch die tapfere Vertheidigung Marienburgs den Orden gerettet und im Thorner Frieden (1411) mit Ausnahme Samogitiens das ganze Gebiet behauptet, als nach kurzer Ruhe innere Zwiſtigkeiten ausbrachen. Denn hier klagten Adel und Städte, größere ſtändiſche Freiheit wünſchend, über Eingriffe in ihre Rechte und Eigenthum, dort Bauern und leibeigene Unterthanen über unerträglichen Steuerdruck, indeß die Ritterſchaft ſelber ſich entzweite und den Hochmeiſter willkürlicher Herrſchaft beſchuldigte. Jener, eben der Held Marienburgs, Graf Heinrich von Plauen, ſuchte, rauh und ſpröde, wie er war, durch Strenge und Furcht den Machtgeboten Anſehen zu geben; ließ widerſpenſtige Bürger Danzigs verhaften und hinrichten, für die Tilgung der Schulden geringhaltige Münzen ſchlagen, Gold und Kleinodien der Kirchen einziehen und aus ſteigendem Mißtrauen meiſtens Blutsverwandte in den höhern Aemtern ſchalten. Darüber erbittert, ſetzte die Mehrheit des Generalkapitels den Hochmeiſter, welcher in Dürftigkeit ſterben mußte, ab (1413), und wählte den Erbfeind deſſelben, Michael Küchenmeiſter, zu ſeinem Nachfolger. Dieß vollendete den Bruch der Ritterſchaft; zerſplittert in die Parteien vom goldenen Vließ und vom goldenen Schiff, konnte ſie den jetzt raſch anwachſenden Kräften der ſtändiſchen Gegner nicht lange das Gleichgewicht halten, zumal die mit Eifer aufgenommenen Grundſätze Huſſens auch einen religiöſen Gährungsſtoff geſchaffen und die von einigen Hochmeiſtern ſchon bezweifelte Rechtgläubigkeit offenbar angegriffen hatten.

Alſo mußte der bisher ſelbſtherrliche Orden in die Errichtung eines Landrathes einwilligen, welcher aus den klügſten und angeſehenſten Ritterbrüdern, zehn Abgeordneten des Adels und eben ſo vielen Rathsherren der fünf Hauptſtädte gebildet werden, in Marienburg ſeinen Sitz haben und mit dem Hochmeiſter über Steuern, ſo wie über

allgemeine Landesangelegenheiten entſcheiden ſollte (**1416**). Mangelhafte Vollziehung des Vertrages, indem der an Herrſchen gewöhnte Ritter die theilweiſe Einbuße ſeiner Gewalt nicht verſchmerzen konnte; neue, meiſtens unglückliche Fehden mit den Litthauern und Polen; geſteigerte Anſprüche der Stände, welchen des Ordens Gebrechen, Blößen und Zerwürfniſſe vor Augen lagen und im Nothfall auch Hülfsſchaaren der polniſchen, lauernden Nachbarn als Rückhalt dienen konnten; endlich die durch keinen Gewiſſensdruck beſchwichtigten Glaubenswirren der Huſſiten, — dieſe Urſachen und Verhältniſſe bewirkten ein raſches und kräftiges Wachsthum der conſtitutionellen, auf Beſchränkung der Ordenshoheit (Souveränetät) gerichteten Partei. Denn der neue, erweiterte Landrath ſollte neben dem Hochmeiſter ſechs Gebietiger, ſechs Prälaten, ſechs Bevollmächtigte des Adels und ſechs gleichfalls vom Hochmeiſter ernannte Boten der Bürgerſchaft enthalten, jährlich einmal in Marienburg verſammelt werden, alle Streitigkeiten über Freiheiten und Rechte durch geſetzlichen Spruch erledigen, Steuern bewilligen, die Führung der Geſchäfte beaufſichtigen, überhaupt die Befugniſſe des Landesherrn theilen (**1430**). Allein dadurch wurde der Frieden nicht wieder hergeſtellt; denn einerſeits hatte der Orden durch das Recht, alle Stellvertreter zu ernennen, ſeiner Hoheit geringen Abbruch gethan, anderſeits deſſen Gegner trotz der abhängigen wahlgeſetzlichen Theilnahme an der Regierung gewonnen, ein ſtändiſches Blendwerk, welches über kurz oder lang in ſich ſelbſt zerfallen mußte. Zugleich verlor die Ritterbrüderſchaft immer mehr in dem öffentlichen Urtheil des Volkes, weil die ſtolzen Süddeutſchen aus Schwaben, Franken, Baiern und Oeſterreich zu dem Beſitz der wichtigſten Aemter gelangten und gegen die Städte wie gegen den untern, eingeſeſſenen Adel ein hochmüthiges Betragen annahmen, welches zu der freundlichen, milden Weiſe der Nord- und Mitteldeutſchen aus Thüringen, Meißen, Sachſen, Weſtphalen, Bra-

bant, Flandern und Rheinland einen ſchneidenden Contraſt bildete. Die Landſtände, Adel und Städte, benutzten daher unter der Leitung des tapfern, umſichtigen und aufſtrebenden Hans von Baiſen, aus dem deutſchen Geſchlechte Zailingen, den wachſenden Zwieſpalt des Ordens, forderten freie Getreideausfuhr, Abſchaffung der Zölle, und daß kein Deutſchritter Handel treiben ſolle; nöthigten, mit ihren Beſchwerden abgewieſen, den alten, ſchwachen Hochmeiſter, Bellizier von Rußdorf, zur Flucht von Marienburg nach Danzig und bald darauf zur Einberufung einer Tagfahrt nach Elbing. Laut und heftig erſchollen hier die Klagen über Willkür, Geiz, Wolluſt, Beſtechlichkeit und Völlerei der Ritterbrüder, und man traf Einleitung zu dem Bunde (Union), welchen einige Wochen ſpäter Länder und Städte, gemeine Ritter, Knechte, Bürger und Einwohner Preußens am Montage nach Judica (**13.** März **1440**) zu Marienwerder errichteten und unterzeichneten. Sie gelobten darin für ſich und ihre Nachkommen, „daß Jeglicher dem Herrn Hochmeiſter und ſeinem Orden wie überhaupt ſeinem Herrn thun ſolle, was er von Ehren und Rechts wegen zu thun pflichtig ſey, verlangten aber dagegen, daß der Herr auch ſie bei ihren Rechten, Freiheiten und Briefen laſſe, alte Beſchwerden abthue und keine neue auflege. Wider Gewalt ſolle man zuerſt bei dem Hochmeiſter, darauf bei dem großen, alljährlich abzuhaltenden Richttage (Landgericht) klagen und, wenn das Alles fruchtlos ſey, getreu und feſt, Einer bei dem Andern, in ſeinem Rechte bleiben und die Sache zum Ende helfen austragen. Und wenn Jemand mit Gewalt überfallen, an ſeinem Leibe beleidigt oder unſchuldig zum Tode gebracht würde, ſo wolle man das dem Herrn Hochmeiſter klagen und begehren, daß er ein ſolches ohne Verzug richte; möchte dann das nicht geſchehen, ſo gelobe man, ſich darin getreulich und mit ſolchem Ernſte zu beweiſen, daß man empfinden ſolle, wie ihnen Allen ein ſolches leid ſey, und wolle das an ihm, dem Vergewaltiger,

ſeinen und ihren Beilegern, an Leib und Gut, nach ſeinem höchſten Vermögen, nicht ungerächt laſſen. Was endlich von den gemeinen Landen und Städten auf den Tagfahrten mit Eintracht, nach alter Gewohnheit, verliebt (gutbefunden) und beſchloſſen werde, wolle man getreulich halten.“ Dieſe Einigung, welcher neben dem Adel anfangs **20**, zuletzt **55** Städte beitraten, bildete fortan das unerſchütterliche Bollwerk gegen die oft gemißbrauchte Landeshoheit des Ordens. Umſonſt ſuchte der kluge und für die Gemeinwohlfahrt beſorgte Hochmeiſter Conrad von Erlichshauſen (**1441—1449**) durch theilweiſe Nachgiebigkeit den aufſteigenden Sturm zu beſchwören. Der Bund, welchen Kaiſer Friedrich **III.** urkundlich genehmigte (**1451**), verharrte im Mißtrauen, die Mehrheit der Ritterbrüder im Trotze des Herrſcherthums, ſo daß die Spannung immer größer, die Ausſicht auf Frieden immer ungewiſſer wurde. Da beſchleunigte der Tod des beſonnenen und verſöhnlichen Hochmeiſters den Ausbruch. Die Stände nämlich verweigerten dem ſchwachen und dabei hochmüthigen Nachfolger, Ludwig von Erlichshauſen (**1450—1467**), die Huldigung, wenn er nicht vorher alle Beſchwerden getilgt hätte. Die Ritterbrüder dagegen, den ſtolzen Deutſchmeiſter Joſt von Vennigen an der Spitze, droheten den aufrühriſchen Unterthanen mit ſchwerer Züchtigung und forderten, daß der Bund als pflichtwidrig aufgehoben würde.

Der dem Orden unbedingt günſtige Legat des Pabſtes Nicolaus **V.** mehrte durch ſein ſtolzes Betragen den Unfrieden; auf beiden Seiten geſchahen Rüſtungen, indeß Kaiſer Friedrich die Parteien einlud, Boten nach Mähren zu ſenden und hier die letzte Entſcheidung des Reichsoberhauptes zu empfangen. Da klagten in weitläuftiger Rede die Stände über jahrelangen, vielartigen Druck und Schimpf, den ſie an Leib und Gut ungeſtraft hätten dulden müſſen, über willkürliche Steuern, Fälſchung der Münzen, ungerechte Verhaftsbefehle und Todesurtheile, Gewalttha-

tigkeiten, an Frauen und Jungfrauen verübt, und ſchilderten den durch Eidgelübde bekräftigten Bund als die von natürlichem und geſchriebenem Recht vergönnte Waffe der Nothwehr; dieſe gebiete aber, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Nie ſey ein Recht geweſen, weder geiſtlich, noch weltlich, weder bei Heiden, noch bei Chriſten, das Jemanden zwingen könne, ſich guten Willens unrechtmäßiger Gewalt zu unterwerfen. Wenn Einer den Sohn im Angeſicht des Vaters ermorde, oder das Weib im Angeſichte des Ehemannes ſchände, oder freie Leute ohne Urtheil und Recht hinrichte, ſo lehre die Natur ſelbſt einen Jeden, nicht allein die Gewalt abzutreiben und zu hindern, ſondern auch an dem Gewaltthätigen ſich mit der Fauſt zu rächen. Der Bund ſey nach göttlichem und natürlichem Rechte geſtiftet worden, da Gott und die Natur vom erſten Anbeginn nicht allein den Menſchen, ſondern auch den wilden Thieren eingepflanzt und zugelaſſen hätte, daß ſich ein jedes wider unrechtmäßige Gewalt nach Kräften ſchützen und bewahren möge. Der kaiſerliche Spruch aber fiel zu Gunſten der Angeklagten aus und gebot, daß die Herren und Städte ihren Bund auflöſen und dem Orden getreu, hold und unterthänig ſeyn ſollten (28. Wintermonat 1453). Die Verbündeten aber legten wider dies Urtheil Verwahrung ein, warben im Geheimen Reiſige und Fußknechte, knüpften mit dem Könige Caſimir von Polen Unterhandlungen an und ſandten plötzlich, als die Wehranſtalten vollendet waren, nach Marienburg folgenden Abſagebrief: „Ehrwürdiger Herr Hochmeiſter! Als Ihr Hochmeiſter wurdet, ſo habt Ihr die Huldigung von uns begehrt, welche wir leiſteten, ſo fern verheißen wurde, uns bei unſern Rechten zu laſſen und jährlich auf einer Tagfahrt mit uns zu richten, Gewalt und Unrecht. Aber das iſt nicht geſchehen. Auch hat Eure Würdigkeit uns laſſen ſchinden, läſtern und entehren als Verräther und Meineidige, und viele läſterliche Schriften über uns geſchrieben an Könige,

Herzoge, Fürſten, Herren und Städte. Darum ſagen wir Euch die Huldigung und alle Pflicht von derſelben auf und wollen hiermit für uns, unſere Helfer und Helfershelfer unſere Ehre bewahrt haben (6. Hornung 1454)!" Darauf erhob ſich faſt das ganze Preußenland, nahm binnen etlichen Wochen, durch Verrath unterſtützt, bei 56 Ordensburgen ein, deren mehrere geſchleift wurden, fing und ermordete etliche Ritterbrüder, nöthigte andere zur Flucht nach Deutſchland und ſchloß Marienburg, welches mit den Städten Stum und Konitz allein widerſtand, enge ein. Umſonſt verhieß der Hochmeiſter Anerkennung des Bundes und das Ende aller Beſchwerden. Jener, durch Hans von Baiſen geleitet, verwarf alle Ausſöhnung, rief, von blindem Parteihaß über die Schranken der Pflicht hinausgetrieben, den Schutz des alten Erbfeindes, Polens, an und verhieß, dieſem mit Vorbehalt herkömmlicher Rechte und Freiheiten als Oberherrn zu huldigen.

Eine Zeit lang ſchwankte König Caſimir, ſtellte aber, als die Boten im Weigerungsfalle einen andern Schutzherrn zu wählen drohten, die Aufnahmsurkunde aus (6. März 1454). Sie erklärte, weil man nach göttlichen und menſchlichen Rechten laſterhaften und willkürlichen Herrſchern keinen Gehorſam ſchuldig ſey, die von dem deutſchen Orden abgefallenen Länder Preußen, Kulm, Michelau und Pommern für wieder vereinigt und einverleibt dem polniſchen Reich, an deſſen Rechten, Freiheiten, Ehren und Vorzügen, auch hinſichtlich der Königswahl, ſie fortan Theil nehmen dürften; hob den Pfundzoll und andere Zölle auf; entſagte dem grauſamen und unchriſtlichen Standrecht; beſtimmte für die Verwaltung einen Statthalter und Landrath, ohne deſſen Beiziehung der König nichts thun ſolle; beſtätigte und erweiterte endlich alle Rechte, Freiheiten, Briefe und Vorzüge, welche bisher Gültigkeit gehabt hätten, und gelobte, jede Beeinträchtigung derſelben gewiſſenhaft zu meiden. Dagegen verſprachen die Prälaten,

Freiherren, Ritter, Edelknechte, Bürger und Einwohner der genannten Länder, vorbehaltlich ihrer Rechte, dem Könige von Polen treu zu dienen und nimmer ohne ſeine Erlaubniß mit dem Hochmeiſter und Orden der Deutſchritter irgend einen Vertrag abzuſchließen. Denn göttliche und menſchliche Geſetze vergönnten jedem Lehenmann und Unterthan, das Joch der Knechtſchaft abzuſchütteln, und ſich unter den Schirm einer gerechten Herrſchaft und Obrigkeit zu begeben. Darauf ſagte der neue Oberherr, welchem Städte und Land wetteifernd huldigten, dem Orden Fehde an, wurde aber nach fruchtloſer Einſchließung Marienburgs bei Konitz, trotz der ſechsfachen Ueberlegenheit, durch Heinrich Reuß von Plauen ſo vollſtändig geſchlagen, daß die Wagenburg mit **4000** Rüſtkarren, vielen goldenen Ketten und Kleinodien in die Gewalt des Siegers fiel und Königsberg und einige andere Städte dem Hochmeiſter wieder Treue gelobten (**17.** Herbſtmonat **1454**). Aber die Zuchtloſigkeit und Habgier der deutſchen Söldnerbanden, beſonders aus Franken, Schwaben und Baiern, brachten bald den Orden in die äußerſte Noth; er mußte den unbändigen Rotten, welche nur für Geld dienten und keinen Funken chriſtlicher Milde oder ritterlichen Ehrgefühls hatten, die Marienburg, alle Schlöſſer, Städte und Länder in Preußen, wie in der Neumark verpfänden und zum beliebigen Gebrauch überlaſſen, wenn die geſetzte Friſt abgelaufen wäre.

Als nun dieſe erſchien und keine vollſtändige Zahlung geſchah, da rückten die Söldner in Marienburg ein, nöthigten den weinenden Hochmeiſter mit ſeinen Gebietigern zum Abzug, mißhandelten die zurückgebliebenen Prieſter und Ritterbrüder, brachen Gemächer und Kapellen auf, raubten Kelche und Meßgewänder, zerſchlugen Kreuze und Heiligenbilder, zogen Pfaffen und Altardiener, wenn ſie Nachts die Meſſe leſen wollten, bis auf das Hemde aus und trieben ſie, wie gehetztes Wild, durch die Gänge, über=

gaben dann, verhärtet gegen Bitten und Thränen, das älteſte, ehrwürdigſte Haus, die Marienburg, nebſt allen übrigen verpfändeten Schlöſſern dem Könige von Polen für 436,000 ungariſche Gulden und kehrten hierauf ſchaarenweiſe in die Heimath zurück (1456).

Umſonſt ſuchte nun der Orden, durch Verpfändung der Neumark an den Churfürſten Friedrich von Brandenburg (1456), Mittel für neue Soldknechte zu gewinnen; die gewerblichen Städte, Danzig an der Spitze, konnten leicht das Doppelte bieten und die feindlichen Haufen, bei welchen keine Triebfedern der Treue und Sittlichkeit ſchalteten, zum geheimen und offenbaren Verrath bewegen.

Dennoch dauerte die Fehde unter Raub, Brand und Mord mit wechſelndem Glück 13 Jahre lang fort, wobei die öſtlichen Gebiete dem Hochmeiſter, der in Königsberg wohnte, die weſtlichen dem Bunde und Polen anhingen. Endlich wurde in Thorn unter Vermittlung des heiligen Stuhls dahin der Friede abgeſchloſſen, daß die Landſchaften Michelau, Kulm und Pomerellen (Vorderpreußen), nebſt den Städten Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg, Stum und Chriſtburg, den Biſthümern Kulm und Ermeland an Polen fallen, die übrigen Beſitzungen aber, Pomeſanien und Samland (Hinterpreußen), dem Hochmeiſter als Lehenfürſten und beſtändigem Rath der polniſchen Krone bleiben ſollten (19. Weinmonat 1466). Hart war der Verluſt beider Theile; man zählte auf Seiten des Ordens und ſeiner Feinde während der 13 jährigen Fehde wenigſtens 300,000 Todte, Edle, Bürger, Bauern und Soldknechte. Von 18,368 preußiſchen Dörfern entgingen kaum 3020 der Zerſtörung; an 1019 Kirchen lagen in Trümmern; ganze Strecken glichen einer Wüſte. Wo einſt Flecken, Dörfer, Höfe und Saatfelder prangten, ſah man Brandſtätten, Wälder und Haiden.

Preußen bezeichnete das Ende ſeines Mittelalters durch den Verluſt der Unabhängigkeit und volksthümlichen Geſittung; es mußte ſich, getrennt in eine deutſche und ſlaviſche Hälfte, unter polniſchem, von Leibeigenſchaft und Rohheit begleitetem Druck müh-ſam zu einem neuen Leben emporarbeiten, und den Fehler, das Glück nicht ertragen zu haben, für viele Menſchenalter büßen.

Das Haus Hohenzollern.

Wir müſſen hier auf den Urſprung des berühmten Hauſes Hohenzollern, das jetzt mit ſo viel Glanz und Macht herrſcht, zu-rückgehen. Das preußiſche Regentenhaus gründete eine Linie des uralten Hauſes Hohenzollern, welches ſein Stammſchloß, eine ſehr feſte Burg vor uralten Zeiten, in Schwaben, unfern Tübingen, hatte. Die Beſitzer dieſes Schloſſes waren Burggrafen, welche Würde und Landeshoheit vom Jahre 1180 an, wo Conrad, der jüngere Sohn des zolleriſchen Grafen Rudolph, als erſter Burggraf hervorgehoben wurde, erblich in der Stammlinie ſich fortpflanzte. Die Beſtätigung dieſer Erblichkeit ging von den da-maligen Kaiſern aus, die vermöge ihrer Macht und ihres Anſehens großen Einfluß ausübten. So erhielt Friedrich V., das ſechste Glied in abſteigender Linie des oben erwähnten Conrads, vom Kaiſer Carl IV. im Jahre 1363 nicht nur eine ſolche Beſtä-tigung als Burggraf, ſondern auch dazu noch die Würde eines Reichsfürſten. Sein fürſtliches Beſitzthum dehnte ſich in ein zwei-faches Gebiet aus; in das Burggrafenthum oberhalb des Fichtel-gebirgs oder in den baireuther Kreis, und in das Burggrafenthum unterhalb jenes Gebirgs oder in den anſpacher Kreis. Als er aber im Jahre 1398 verſtorben war, theilten ſich ſeine beiden Söhne, Johann III. und Friedrich VI., in das burggräfliche

Erbe. Johann erhielt Baireuth, Friedrich aber nahm Anſpach als Eigenthum in Beſitz. Indeß fiel dem letztern im Jahre **1420**, da Johann kinderlos ſtarb, auch das baireuther Gebiet zu. Burggraf Friedrichs VI. Exiſtenz, Charakter und Wirken erſcheinen uns vorzüglich deßhalb höchſt wichtig, weil er ſpäter zum Beſitze der Mark Brandenburg gelangte und der Erſte war, der die Regentenreihe des preußiſchen Königshauſes eröffnete.

Burggraf Friedrich VI., **1372** zu Nürnberg geboren, folgte als zweiter Sohn im gräflichen Beſitzthume ſeinem Vater Friedrich V., deſſen Gemahlin Eliſabeth, Markgräfin von Meißen, war. Er war ſowohl durch ſeine wiſſenſchaftlich ausgebildeten Geiſteskräfte, als auch durch ſeine Talente, Klugheit und Tapferkeit als Feldherr ausgezeichnet, berühmt und allgemein verehrt. Einen beſonders wohlwollenden Freund und Gönner hatte er an Sigismund, dem König von Ungarn, der freilich große Vortheile durch ihn genoß, indem Friedrich ihm behülflich war, daß er **1411** die Würde als deutſcher Kaiſer erlangte, und ihn auch öfters mit Geldvorſchüſſen unterſtützte; welche freundſchaftliche Geſinnung jedoch Sigismund ihm nicht unbelohnt ließ. Dieſer war nämlich der zweite Sohn des Kaiſers Carl IV., der mit Gewalt und vermöge ſeiner gefürchteten Uebermacht die Mark Brandenburg ſich zugeeignet und daſelbſt von **1373** bis **1378** regiert hatte. Als dieſer nun **1378** geſtorben war, fiel Sigismund die Mark Brandenburg als Erbtheil zu. Nun war er zwar Geldmangels wegen veranlaßt, dieſes märkiſche Beſitzthum im Jahre **1388** an ſeinen Vetter Jobſt, König von Mähren, gegen ein empfangenes Darlehen zu verpfänden, doch erlangte er es im Jahre **1411**, wo Jobſt ſtarb, als ein neu ererbtes Eigenthum wieder.

Indeß konnte er als Kaiſer und König ſeinen aufmerkſamen Regentenblick nicht von ſeinen eigenen großen Staaten ablenken

und ihn, wie es in der That eigentlich erforderlich war, ſorgfältig auf die Mark Brandenburg richten; ſondern mußte die Verwaltung und Statthalterſchaft Andern überlaſſen und anvertrauen. Zu einem ſolchen Statthalter nun ward der nürnberger Burggraf Friedrich VI. von Hohenzollern ernannt, und zwar wahrſcheinlich aus der Rückſicht, weil Sigismund ein großer Schuldner des letztern geworden, und ihm in demſelben Jahre noch, wo Jobſt geſtorben war, die Mark verpfändet hatte. Je länger aber Friedrich die Verwaltung der Statthalterſchaft über die Mark führte, deſto öfter ward ſein reich gefüllter Schatz von Sigismund in Anſpruch genommen und deſto größer und bedeutender ward ſeine Forderung an den letztern, die dergeſtalt anwuchs, daß Sigismund, der es wohl erwogen haben mochte, daß eine Rückzahlung der von Friedrich geliehenen Gelder faſt unmöglich erſchien, es für nützlich und zweckmäßig erachtete, ihm dafür die Mark Brandenburg mit der Churwürde abzutreten.

Dieſe Aufnahme in die Churfürſten-Verſammlung und die Abtretung dieſer Würde geſchah am 30. April 1415, wo Sigismund allen märkiſchen Vaſallen aufs angelegentlichſte befahl, Friedrichen, als dem neuen Churfürſten von Brandenburg, die Huldigung zu leiſten. Und ſo beſtieg Burggraf Friedrich VI. den Brandenburger Churfürſtenthron, von welcher Zeit an er in der Geſchichte: Friedrich I. heißt. Mit dem Antritte der churfürſtlichen Regierung mußte Friedrich zugleich große Laſten übernehmen, denn im Lande hatte unbeſchreibliche Unordnung geherrſcht, die zu beſeitigen ihm ernſtlich oblag. Auch hatte er gegen viele Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die ihm von Seiten anderer Landesfürſten, die feindlich wider ihn dachten und handelten, verurſacht wurden. Doch überwand er alle Schwierigkeiten mit Muth, Gewandtheit und Geiſtesgegenwart, und vermöge ſeiner Klugheit, friedlichen Geſinnungen und Herzensgüte, vermochte er

es, die Staatsverhältniſſe beſſer und beruhigender zu geſtalten, ſo wie er durch Großmuth ſeine Neider und undankbaren Freunde, zu welchen letzteren auch Sigismund zu rechnen war, zur Anerkennung ſeiner richtigern Anſicht zu gewinnen verſtand. Einen Beweis ſeiner Anſpruchloſigkeit legte er beſonders dadurch an den Tag, daß er das ehrenvolle Anerbieten zur Annahme der Kaiſerwürde, zu welcher er nach Sigismunds Ableben (1437) von allen fürſtlichen Höfen einſtimmig gewählt wurde, beſcheiden abwies. — Seine Regierungsperiode fällt in die traurige Zeit des Huſſitenkrieges, der ſchreckliche Verheerungen in der Mark zur Folge hatte und Friedrich zu vielen Anſtrengungen zwang. Seine Körperkräfte mußten, wiewohl er von der Natur mit ausgezeichneter Stärke begabt war, endlich den Beſchwerden, die ſeine mühevollen Kriegszüge herbeigeführt hatten, unterliegen, und erſchöpft und entkräftet ging er am 21. September 1440 in ein beſſeres Leben über. Seiner hinterlaſſenen Söhne waren vier: Johann, mit dem Beinamen des Stillen, der das Burggrafthum oberhalb des Fichtelgebirgs (Baireuth) erhielt; Friedrich, dem die Chur- oder Mittel- und die Ukermark als Erbtheil zufiel; Albrecht, der in den Beſitz des Burggrafthums unterhalb des Fichtelgebirgs (Anſpach) kam, und Friedrich der Fette, der die Altmark und die Priegnitz erbte.

Schon in den drei letzten Lebensjahren ſeines ruhmwürdigen Vaters, der größtentheils, von Brandenburg entfernt, in ſeinem fränkiſchen Burggrafthum verweilte, hatte Friedrich II. die Statthalterſchaft in der Churmark übernommen. Er verwaltete ſein Amt mit Ordnung, Treue, Sorgfalt und rechtlichen Grundſätzen und hatte ſich bald in die Bedürfniſſe und Verhältniſſe des Landes eingeweiht und die Erforderniſſe der Staatsverwaltung genau kennen gelernt. Daher ſein Vater es dem Zwecke angemeſſen fand, ihn in der einſtigen Regierungs-Uebernahme

der Mark Brandenburg dem älteſten Sohne Johann vorzuziehen. Friedrich war zu Tangermünde am 19. November 1413 geboren, erhielt jedoch ſeit ſeinem neunten Jahre ſeine Erziehung in Polen, wodurch er auch eine Verlobung mit der Prinzeſſin Hedwig, Tochter des polniſchen Königs Wladislav Jagello, bewirkte, welche Verlobung indeß keine eheliche Verbindung zur Folge hatte, indem Hedwig als Braut (1431) ſtarb. Friedrich, deßhalb der Eiſerne genannt, weil er ſich in allen ſeinen Unternehmungen tapfer und ſtandhaft zeigte und in Ausübung rechtlicher Grundſätze die unerſchütterlichſte Beharrlichkeit an den Tag legte, bekundete durch ſeine Regierungsweiſe die bewundernswürdigſte Klugheit, Umſicht, Gelaſſenheit und Liebe zum Frieden, weßhalb er mit andern Fürſten in beſter Eintracht lebte. Seinen churfürſtlichen Staat vergrößerte er zuerſt durch die Neumark, die er im Jahre 1455 für 100,000 rhein. Gulden von dem preußiſchen Orden, der ſie damals eigenthümlich beſaß, an ſich brachte, und alsdann durch die Altmark und Priegnitz, die ihm 1463 als Erbtheil von ſeinem Bruder Friedrich dem Fetten, der ohne Erben ſtarb, nach der Beſtimmung des väterlichen Teſtaments zugefallen waren. Er ſtarb zwar erſt 1471 am 10. Februar, hatte aber die Regierung ſchon bei ſeinen Lebenszeiten (1470) ſeinem jüngern Bruder Albrecht abgetreten und übergeben, da er kinderlos ſtarb, indem ſeine beiden Söhne Johann und Erasmus ihm bereits in die Ewigkeit vorangegangen waren. Seine letzten Lebenstage verlebte er zu Plaſſenburg, wo er auch ruhig und ſanft verſchied. Churfürſt Albrecht, zweiter Sohn Friedrichs I., ward zu Tangermünde am 24. November 1414 geboren und beherrſchte ein dreifaches Gebiet: das Fürſtenthum Anſpach, als väterliches Erbe; das Fürſtenthum Baireuth, vom älteſten Bruder Johann, der 1464 ſtarb, ererbt, und die Mark, von Friedrich II. freiwillig abgetreten. Die Statthalterſchaft der

Mark aber übertrug er gleich anfangs ſeinem älteſten Sohne Johann, dem er auch ſpäter (1476) die völlige Regierung derſelben übergab, während er ſelbſt in ſeinen fränkiſchen Staaten lebte. Albrecht ſtand ſowohl bei allen deutſchen, als auch ausländiſchen Höfen in großem Anſehen, weil er ſich in jeder Hinſicht würdig und charaktervoll ausgezeichnet hatte. Von Natur ein reizendes Bild körperlicher Schönheit und hohen Anſtandes, war er vielſeitig gebildet, beſaß muſterhafte Staatsklugheit und kriegeriſchen Heldenmuth ohne Gleichen. Soldat im ſtrengſten Sinne des Wortes, ward er ſeinen Feinden furchtbar, die ſchon ſein bloßes Anſehen verſcheuchte. Von allen Fürſten geehrt, konnte bei den Wahlen anderer Monarchen ſeine Stimme ſich am geltendſten machen. Beſonders war er ein Liebling und Günſtling des Kaiſers Friedrich III., der auch ſeinem Beſitzthume noch das pommerſche Gebiet einverleibte. Seine beiſpielloſe Tapferkeit im Kriege erwarb ihm den Beinamen Achilles und ſeiner bewundernswürdigen Klugheit und Beredſamkeit wegen nannte man ihn Ulyſſes. Albrecht war in jeder Hinſicht groß und einſichtsvoll. Er ſtellte das Erbfolgegeſetz auf, nach welchem immer derjenige Erbprinz, der zur Regierung der Churmark gelangen würde, auch zugleich ſämmtliche Marken beherrſchen ſollte. Als 72jähriger Greis ſtarb er plötzlich am 11. März 1486 und ward in Heilbronn zum fürſtlichen Erbbegräbniſſe beſtattet. Von den drei Söhnen, die Albrecht hinterließ, erhielt Johann, als der älteſte, die Mark Brandenburg und die Churwürde; Friedrich aber Anſpach, und Sigismund Baireuth. Johann war am 2. Auguſt 1455 geboren. Seine Erziehung und Bildung, die ihm trefflich zu ſtatten kamen, genoß er im Hauſe und unter perſönlicher Mitwirkung ſeines Oheims, Friedrich's II. Gleichwohl ſtand er, in Hinſicht raſcher Thätigkeit, kräftiger Anſtrengung, ſchneller Ueberlegung und

Umſicht ſeinem Vater bedeutend nach; indeß erſetzte er dieſen Mangel hinlänglich durch guten Willen und den rühmenswerthen Vorſatz, bei ſteter Erhaltung eines heilbringenden Friedens das Glück ſeiner Unterthanen auf alle mögliche Weiſe zu befördern. Beſonders erkannte er den unſchätzbaren Werth und Einfluß der wiſſenſchaftlichen Bildung und den Nutzen der Gelehrſamkeit, und mit raſtloſer Thätigkeit leitete er die Errichtung einer Univerſität zu Frankfurt an der Oder ein, zu welcher er den Plan begründete, deſſen Ausführung er aber ſeinem Sohne und Nachfolger Joachim überließ und auf's nachdrücklichſte anempfahl. Den herrlichſten Ruf hinterlaſſend, ſtarb er in der ſchönſten Blüthe des Lebens, nachdem er kaum das 43ſte Jahr (am 9. Januar 1499) zurückgelegt hatte. Seiner großen Kenntniſſe in der lateiniſchen Sprache wegen, und vorzüglich um ſeiner merkwürdigen Beredſamkeit willen, nannte ihn ſein Zeitalter den Redner Cicero.

Ungarn und Böhmen.

Schon im neunten Jahrhundert hatten die Urväter der Ungarn, von den Kalmucken abſtammend, das Land der Karpathen beſetzt, und wollten Attila's Reich wieder herſtellen. Oft beunruhigten und verwüſteten ſie Deutſchland, bis ſie 955 eine große Niederlage erlitten. Deutſche Miſſionäre verbreiteten 20 Jahre ſpäter das Chriſtenthum unter ihnen. Stephan, aus dem alten einheimiſchen arpadiſchen Stamm, ward (1000) durch Begünſtigung ſeines Schwagers, des deutſchen Kaiſers Otto III., ihr erſter König. Er regierte zu Stuhlweißenburg und eroberte Siebenbürgen. Die Verfaſſung ward allmählig ausgebildet, und das Land, nach deutſchem Muſter, in 72 Comitate und 10 Biſthümer, untergeordnet dem Erzbiſchofe von Gran, eingetheilt; allein auch

in Ungarn behaupteten mächtige Große einen entſchiedenen Einfluß, die, als Comites, die richterliche, militäriſche und Civilobergewalt in ſich vereinigten. Der König ſelbſt war durch ſie, die Repräſentanten der Nation, und durch die Biſchöfe eingeſchränkt. Weder die Wahl des Königs durch die Nation, noch die Erblichkeit der Thronfolge waren beſtimmt feſtgeſetzt. Die Regierung wechſelte unter mehreren Kronbewerbern, die ſich ſelten um das Volk Verdienſte erwarben.

In dieſem Zeitpunkte der Zerrüttung war Ungarn während der Zeit von **15** Jahren (**1045**—**1060**) ein deutſches Lehen, als Kaiſer Heinrich **III**. den vertriebenen König Peter in Ungarn hergeſtellt hatte. Doch unter Heinrichs **IV**. Minderjährigkeit hörte bereits Ungarns Lehnsverbindung mit Deutſchland auf. Croatien (**1095**) und Dalmatien (**1105**) wurden mit Ungarn vereinigt. Weil aber die Ungarn keine Neigung zur Schifffahrt hatten, ſo waren ihre Beſitzungen am adriatiſchen Meere den Venetianern nicht nachtheilig. Im Jahre **1155** kamen, vielleicht durch die Kreuzzüge veranlaßt, viele Tauſende aus Niederdeutſchland und Flandern als Coloniſten in Ungarn und Siebenbürgen an, denen Geiſa **II**. die Niederlaſſung mit Beibehaltung ihrer deutſchen Verfaſſung bewilligte. Im Jahre **1222** mußte Andreas **II**. der Nation über ihre Freiheit und ihre Vorrechte eine ſchriftliche Urkunde ausſtellen, die **1234** erneuert und dahin erweitert ward, daß Andreas für ſich und ſeine Nachfolger verſprach, mit den königlichen Domainen zufrieden zu ſeyn, ohne je von der Nation Steuern zu fordern.

Unter ſeinem Sohne Bela **IV**. verwüſteten die vordringenden mongoliſchen Horden das ſchöne Land, das nur Oktai's Tod wieder von dieſen läſtigen Fremdlingen befreite. Durch deutſche und italieniſche Coloniſten ward das Land von neuem bevölkert und durch Ackerbau, Gewerbfleiß und Bergbau gehoben.

Im Jahr **1301** erloſch mit Andreas **III.** der arpadiſche Mannsſtamm auf dem ungariſchen Throne. Seit dieſer Zeit kam das Reich unter Könige aus verſchiedenen Häuſern. Unter mehreren böhmiſchen und baieriſchen Kronbewerbern ſiegte endlich, durch Unterſtützung des Pabſtes, Carl Robert (**1308**), aus dem Hauſe Anjou-Neapel, der in weiblicher Linie von dem arpadiſchen Hauſe abſtammte. Er vergrößerte die königliche Macht im Innern, ließ die Reichstage eingehen, und hielt durch fremde Miethstruppen, beſonders durch Cumaner und Johanniterritter, die Magnaten im Zaume. Er beſteuerte ſelbſt die Prälaten, unterſagte die Veräußerung ihrer Güter, und ſtand mit dem Pabſte in dem beſten Vernehmen. Ihm folgte ſein Sohn, Ludwig der Große (**1342—1382**), einer der kräftigſten Regenten dieſes Zeitalters, der drei Mal Venedig bekriegte und zu einem Tribute von **7000** Ducaten nöthigte; die Sachſen in Siebenbürgen und die Wallachen wieder zur Unterwerfung brachte; die Moldau zum Tribute und das Königreich Bosnien zur Anerkennung der ungariſchen Oberhoheit zwang. Dem Staate gab er eine neue Richtung zur Kultur durch die vornehmen ungariſchen Jünglinge, die ſich in Neapel bildeten; durch die höhere Blüthe des Acker- und Weinbaues, und durch das Anſehen, das er den Geſetzen verſchaffte. Erbſchaft und Wahl führten ihn, nach dem Tode ſeines Oheims, des Königs Caſimir (**1370**), auf den Thron von Polen, und ſeine Siege zum Erwerbe Dalmatiens von den Venetianern (**1381**). Ludwig hinterließ (**1382**) zwei Töchter, Maria und Hedwig. Die jüngere erhielt Polen und vermählte ſich mit dem zum Chriſtenthume übergegangenen Herzog Jagello von Litthauen. Die ältere, Maria, welche in Ungarn folgte, vermählte ſich (**1385**) mit dem luxemburgiſchen Prinzen Sigismund, dem damaligen Markgrafen von Brandenburg und nachmaligen Kaiſer. Doch die Regierung ward ſogleich im Anfange von wilden Stürmen erſchüttert.

Der König Carl von Neapel machte Anſprüche auf Ungarn, kam dahin, und ſchwang ſich auf den Thron (December 1385), ward aber nach einem Monate ermordet. Ob nun gleich Sigismund (1387) durch die Wahl der Nation den Thron beſtieg, ſo wirkte doch immer eine mächtige Partei gegen ihn, die nach Mariens Tode (1393) um ſo bedeutender ward, je weniger man Urſache hatte, mit Sigismunds Lebensweiſe und Regierungsart zufrieden zu ſeyn, und je mehr die Türken ſeit 1396 das Reich beunruhigten. Die Nation rief den Sohn des ermordeten Carl, den Ladislav von Neapel, zum Könige aus, welcher aber keine Neigung, nach Ungarn zu gehen, fühlte. Doch ward Sigismund faſt ein halbes Jahr (1399) von den unzufriedenen Ungarn eingeſperrt, und nur ihre Uneinigkeit über die Wahl ſeines Nachfolgers verſchaffte ihm die Freiheit wieder. In dieſen Zeiten der Unordnung kam von Ungarn Roth-Rußland, Podolien und die Wallachei an Polen; die Venetianer brachten Dalmatien wieder an ſich; auch mußte Sigismund 13 Städte von dem Zipſer Comitate an Polen verpfänden. In Hinſicht auf die innere Verfaſſung beſtand der Reichstag aus den Prälaten, Baronen, dem Adel und den Städten. Die erſten beiden führten den gemeinſchaftlichen Namen Magnaten; die letzten beiden den Namen Stände.

Auf Sigismund (1437) folgte ſeine Tochter Eliſabeth, die mit dem Herzoge Albrecht von Oeſterreich (nachmaligem Kaiſer Albrecht II.) vermählt war, und ihren Gemahl zum Mitregenten annahm. Als aber dieſer frühzeitig (1439) ſtarb, gebar ſie zwar (1440) einen Sohn, Ladislav, deſſen Erziehung ſein Oheim, der Kaiſer Friedrich III., leitete; allein der Wunſch der Nation bewirkte ihre zweite Vermählung mit dem Könige von Polen, Wladislav (1440), um mit der vereinten Macht zweier Reiche den Osmanen kräftigen Widerſtand leiſten zu können. Doch Eliſabeth ſtarb ſchon im Jahre 1442, und Wladislav blieb

gegen den Sultan Murad II. (1444) in der Schlacht bei Varna. Da ward, während Ladislav's Minderjährigkeit, der Statthalter von Siebenbürgen, Johann Hunyad, ein natürlicher Sohn Sigismunds, Verweſer des Reichs, der die Türken die Kraft der Ungarn mit Nachdruck empfinden ließ. Selbſt als Ladislav (1453) die Regierung übernahm, ſtand ihm Hunyad bis an ſeinen Tod (1456) zur Seite.

Nun aber überließ ſich der launenhafte und grauſame Ladislav dem Einfluſſe der elendeſten Rathgeber, die ihn bewogen, Hunyads Familie zu vertilgen. Er ließ Hunyads älteſten Sohn, Ladislav (16. März 1457) enthaupten, und den jüngern, Matthias, zu Prag ins Gefängniß werfen, ſtarb aber zur rechten Zeit (23. November 1457) als Jüngling und ohne Erben. Aus dem Gefängniſſe anfangs nur zur Würde eines Reichsverweſers gerufen, beſtieg der muthvolle 16jährige Matthias Corvinus (24. Januar 1458) nach dem Willen des Volkes den Thron.

Zwar mußte er eine harte Capitulation unterſchreiben; er folgte ihr aber nicht, ſondern der Kraft ſeines eignen Willens, und die Nation, deren goldenes Zeitalter in ſeine Tage fiel, ſchwieg dazu. Matthias war Held; er liebte die Wiſſenſchaften und ſein Volk; er vergrößerte das Reich und hielt ſeine gefährlichen Nachbarn, die Türken, den deutſchen Kaiſer, Polen und Böhmen, in Furcht vor ſeiner Ueberlegenheit, die durch ein ſtehendes Heer geſichert ward. In der Fehde mit dem Kaiſer Friedrich III. beſetzte er Steiermark, Krain, Kärnthen, und bemächtigte ſich ſelbſt der Stadt Wien. Der Woiwode in der Moldau ward gedemüthigt und Bosnien den Türken entriſſen. Lange kämpfte er gegen Podiebrad von Böhmen, und gewann im Frieden mit deſſen Nachfolger Wladislav, einem gebornen polniſchen Prinzen, den größten Theil von Schleſien und Mähren

auf Lebenszeit. Auf den Todesfall ward beſtimmt, daß, wenn Wladislav vor Matthias ſterbe, Böhmen an Ungarn fallen ſollte; ſterbe Matthias aber vor Wladislav, ſo ſollten Schleſien und Mähren an Böhmen wieder zurückkommen. Bei allen dieſen Kämpfen war jedoch Matthias auch für die Wiſſenſchaft thätig. Er ſtiftete eine Hochſchule, legte eine bedeutende Büchersammlung an, und rief Gelehrte, Künſtler und Buchdrucker aus Italien, um in literariſcher und äſthetiſcher Hinſicht ſein Volk zur höhern Kultur zu führen. Nur bilden einzelne Züge von Härte und Grauſamkeit, ſein Hang zur Willkür und ſeine Eroberungskriege gegen Oeſterreich und gegen Podiebrad von Böhmen die Schattenſeite in dem hellen Gemälde ſeiner Regierung. Zu früh für Ungarn ſtarb Matthias (**6.** April **1490**) ohne rechtmäßige Erben; denn ſein natürlicher Sohn, Johann Corvin, ward von der Nation übergangen.

Unter drückenden Bedingungen, die ihm von den Ungarn vorgelegt wurden, deren Steuern er herabſetzen mußte und ohne deren Willen er keinen Krieg anfangen und keinen Frieden ſchließen ſollte, ward Wladislav von Böhmen (**1490—1516**) König von Ungarn. Oeſterreich ſetzte ſich (**1491**) wieder in den Beſitz von Wien und der von Matthias eroberten Beſitzungen in Steiermark, Krain und Kärnthen.

Selbſt Oeſterreichs Ausſichten auf die Thronfolge in Ungarn wurden von der Nation begünſtigt, und der ſchwache Wladislav ſchwieg dazu, ſo wie er bei der höher ſteigenden Macht der geiſtlichen und weltlichen Großen in Ungarn unthätig blieb. Mähren und die Lauſitz trennten ſich in dieſen Zeiten der Gährung vom ungariſchen Reiche; Venedig brachte mehrere dalmatiſche Städte an ſich; die Moldau kam unter polniſchen Schutz. Ihm folgte (**1516**) ſein Sohn Ludwig **II.**, nach welchem das Haus Oeſterreich zur Regierung gelangte.

Böhmens Schickſal ward frühzeitig an Deutſchland geknüpft. Bis in Octavians Zeiten war es von dem Stamme der Bojer bewohnt, welche von den einwandernden Marcomannen nach Baiern verdrängt wurden. Nach der Beſiegung der Marcomannen von den Longobarden gehörte ſeit 426 Böhmen auf kurze Zeit zu dem ſchnell ſich vergrößernden thüringiſchen Reiche. Nach dem Sturze dieſes Reiches, der Vormauer gegen die Slaven, wanderten die Sorben in Meißen (534), die Czechen in Böhmen ein. Durch ſie erhielt Böhmen ſlaviſche Sitte und Verfaſſung. Mit dem Hauptſtamme der Czechen vermiſchten ſich bald andere Slaven aus Polen, Schleſien, Mähren, Meißen und der Lauſitz. Doch kamen auch Deutſche und Juden nach Böhmen. Schon Carl der Große nöthigte die Böhmen, nach einem glücklichen Feldzuge, zu einem Tribute von 50 Mark Silber und 120 Ochſen, der aber unter Ludwig dem Frommen wieder aufhörte. Die ſlaviſchen Fürſten in den einzelnen Landſchaften Böhmens, die durch die Wahl der Edlen ihre Würde erhalten zu haben ſcheinen, ſtanden darauf, ſo lange der Staat von Großmähren mächtig war, unter mähriſcher, in der Folge unter deutſcher Hoheit. Ein beſtimmtes Erbrecht der Regenten und eine feſte Geſtaltung des Ganzen war in den erſten Jahrhunderten des Mittelalters in Böhmen eben ſo wenig anzutreffen, wie gleichzeitig in Polen, Rußland, Schleſien und in den übrigen Slavenſtaaten. Rohe Sitten, ſinnlicher Götzendienſt, drückende Verhältniſſe der niedern Stände und der im Kriege gemachten Gefangenen, beſtändige Fehden mit den Nachbarn und wilde Gewaltſtreiche der Herzoge gegen die großen Vaſallen, von denen oft mehrere hinterliſtig bei angeſtellten Gaſtmählern hingerichtet wurden, bezeichnen die ältere böhmiſche Geſchichte, bis die Einführung des Chriſtenthums und die Unterwerfung unter deutſche Oberhoheit, ſeit den Zeiten des Kaiſers Otto I. (950), den Anfang eines beſſeren Zuſtandes für Böhmen herbei-

führte. Denn unläugbar erhob ſich Böhmen nur dadurch frühzeitig über alle andere öſtliche und nördliche Slavenſtaaten, daß es unmittelbar an Deutſchland gränzte, und, ſelbſt wider den Willen der eingebornen Slaven, welche den Deutſchen immer abgeneigt blieben, von hier aus die beſſern Formen eines civiliſirten Staates erhielt. Im Jahre **967** ward unter dem Herzoge Boleslav II. zu Prag das erſte böhmiſche Bisthum geſtiftet; deutſche Biſchöfe, Aebte und Prieſter wirkten ſeit dieſer Zeit thätig für die weitere Verbreitung des Chriſtenthums. Die Herzoge von Böhmen waren von den deutſchen Königen abhängig, und behaupteten nur während den Zeiten der Unordnung und Zerrüttung in Deutſchland einen Schein von Unabhängigkeit. Obgleich mehrere derſelben den königlichen Titel annahmen, ſo erhielt doch erſt Ottokar I. (**1198**), wegen ſeiner Anhänglichkeit an den deutſchen König Philipp von Schwaben, von dieſem für ſich und ſeine Nachfolger die königliche Würde, welche ihm Kaiſer Friedrich II. (**1212**) feierlich beſtätigte. Ihm folgte (**1230**) ſein älteſter Sohn, Wenzel I., in Böhmen, und ſein zweiter Sohn, Przemiſlav, als Markgraf in Mähren; denn Mähren war, ſeit der Zertrümmerung des großmähriſchen Staates, von Böhmen abhängig. Durch das Heer, das Wenzel bei Glatz gegen die bei Liegnitz ſiegreichen Mongolen aufgeſtellt hatte, ward dieſe aſiatiſche Horde beſtimmt, ſtatt in Böhmen einzufallen, durch Mähren nach Ungarn zu gehen. Wenzel I. ſtarb im Jahre **1253**, nachdem er eine Empörung ſeines Sohnes und Nachfolgers, Ottokars II., gegen ihn vereitelt und demſelben verziehen hatte. Durch Vermählung mit der **47**jährigen Margaretha, Wittwe des römiſchen Königs Heinrichs VII. (Sohnes Friedrichs II.), brachte Ottokar II., nach dem Erlöſchen des bambergiſchen Mannsſtamms mit dem Herzoge Friedrich dem Streitbaren, dem Bruder der Margaretha, das Herzogthum Oeſterreich und Steiermark an Böhmen.

Bald darauf aber trennte er ſich von der alternden Margaretha und vermählte ſich mit Kunigunde, Tochter des Herzogs von Halitſch, damit ſein Geſchlecht nicht ausſterben ſollte. Der Pabſt beſtätigte dieſe Trennung und der deutſche König Richard von Cornwallis belehnte Ottokar mit Oeſterreich. Allein da er den neuen Kaiſer Deutſchlands, Rudolph von Habsburg, nicht für ſeinen Lehensherrn anerkennen wollte, ward er von dieſem auf dem Marchfelde beſiegt (1278), und verlor das Leben. Oeſterreich kam an Rudolphs Sohn, Albrecht von Habsburg. In Böhmen folgte aber Wenzel II. ſeinem Vater Ottokar. Er regierte ſo glücklich, daß er zugleich von den Polen zu ihrem Könige gewählt und ſeinem Sohne Wenzel von den Ungarn die ungariſche Krone beſtimmt ward, die dieſer aber gegen den vom Pabſte empfohlenen Carl von Anjou nicht behaupten konnte. Wenzel II. ſtarb 1305.

Sein Nachfolger, der ſiebenzehnjährige Wenzel III., ward ſchon im Jahre 1306 zu Olmütz ermordet, als er eben nach Polen ziehen und dieſes Reich, ſo wie ſein Vater, behaupten wollte. Mit ihm erloſch der Mannsſtamm des wendiſch-böhmiſchen Königshauſes. — Ihm folgte Rudolph von Oeſterreich auf dem böhmiſchen Throne, der Sohn des deutſchen Königs Albrecht I., der ſich mit Wenzels III. Stiefmutter, der verwittweten Königin, vermählte. Er ſtarb 1307, nachdem er kein volles Jahr in Böhmen regiert hatte. Zu ſeinem Nachfolger wählten die Böhmen den Gemahl der älteſten Schweſter Wenzels III., der Prinzeſſin Anna, den Herzog Heinrich von Kärnthen, der ſich aber durch Bedrückungen ſo verhaßt machte, daß er im Jahre 1310 abgeſetzt und an ſeiner Stelle Johann von Luxemburg, der Sohn des neuen Kaiſers Heinrichs VII., gewählt ward, welcher ſich mit Wenzels III. jüngſter Schweſter, Eliſabeth, vermählt hatte. So gelangte das Haus Lu-

xemburg zur Regierung über Böhmen. Vier Könige aus dieſem Hauſe folgten nach einander auf dem böhmiſchen Throne: Johann, dann ſein Sohn Carl, als deutſcher Kaiſer Carl **IV.**, und dieſem ſeine Söhne Wenzel und Sigismund.

Johann hatte anfangs mit den Anhängern des Herzogs von Kärnthen und in der Folge mit mächtigen Vaſallen zu kämpfen, bevor er zum ruhigen Beſitze von Böhmen gelangte. Während des Kriegs zwiſchen den beiden Gegenkönigen in Deutſchland, Friedrichs von Oeſterreich und Ludwigs von Baiern, ſtand er auf der Seite des Letztern. Durch Kauf und Abtretung erwarb er mehrere ſchleſiſche Fürſtenthümer; die Ober-Lauſitz unterwarf er ſich nach dem Erlöſchen des askaniſchen Mannsſtammes in Brandenburg. Nachdem Johann an den auswärtigen Kämpfen jener Zeit lebhaften Antheil genommen hatte, fiel er, als Bundesgenoſſe des Königs Philipp von Frankreich gegen die Engländer (**26.** Auguſt **1346**), in der Schlacht bei Creci. Die Thaten ſeines Sohnes Carl, und ſeiner Enkel, Wenzel und Sigismund, greifen tief in die Geſchichte Deutſchlands ein, und ſind, weil dieſe Fürſten neben der böhmiſchen die deutſche Krone trugen, in der deutſchen Geſchichte bereits erwähnt worden. Carl verleibte dem böhmiſchen Staate Schleſien, die Lauſitzen und die Mark Brandenburg ein, welch letztere er von dem wittelsbachiſchen Hauſe erwarb; doch mußte ſein zweiter Sohn, Sigismund, Brandenburg aus Geldmangel im Huſſitenkriege an Friedrich von Zollern (**1417**) verkaufen; auch ſah er ſich, nach einem **20**jährigen Kampfe mit den der Lehre Huſſens ergebenen Böhmen (**1436**) zu einem Vergleiche mit denſelben genöthigt, welcher den Böhmen große Vorrechte zuſicherte. Mit ihm erloſch (**1437**) der Mannsſtamm des luxemburgiſchen Hauſes.

Sein edler Schwiegerſohn, Albrecht von Oeſterreich, regierte

über Böhmen nur kurze Zeit. Er ſtarb (1439) zu früh für ſeine wohlthätigen Plane zur Beruhigung Deutſchlands, Ungarns und Böhmens. Sein Sohn und Erbe, Ladislav, ward erſt nach des Vaters Tode geboren (1440). Doch würden ihn die Böhmen übergangen haben, wenn nicht der Herzog Albrecht von Baiern und der Kaiſer Friedrich III. die ihnen angebotene böhmiſche Krone ausgeſchlagen hätten. Auf den Rath und Vorſchlag des Letztern, der als Vormund den jungen Ladislav erziehen ließ, ward während deſſen Minderjährigkeit das Reich durch Statthalter verwaltet, unter welchen Georg von Podiebrad, ein Utraquiſt, ſich ſo auszeichnete, daß er ſeit 1444 die Regierung allein führte, und, nach Ladislav's frühzeitigem Tode (1457), ſelbſt von den Böhmen zum Könige gewählt ward. Nur Mähren, Schleſien und die Lauſitzen mußte er vermittelſt den Waffen ſich unterwerfen. Durch Georg's Regierung gewann Böhmen an Haltung und Kraft. Den jungen König von Ungarn, Mathias Corvinus I., der ſich mit Georg's Tochter, Katharina (ſtarb 1464), vermählte, knüpften Familienbande an das böhmiſche Intereſſe; dem Kaiſer Friedrich III., den die Wiener Bürgerſchaft in ſeinem Schloſſe belagerte, verſchaffte Georg Befreiung (1452); nur von dem Pabſte Pius II. ward er mit dem Banne belegt, weil er gegen die kirchlichen Meinungen der verſchiedenen Secten in Böhmen keine gewaltſamen Maßregeln ergreifen wollte.

Der Nachfolger Pius II., Paul II., ging noch weiter. Er forderte den König vor ſein Gericht, erklärte alle Anhänger deſſelben für Ketzer, und ließ einen Kreuzzug gegen denſelben predigen. Der Einfluß der päbſtlichen Legaten auf die katholiſchen Böhmen erregte einen innern Kampf, obgleich Georg bei den benachbarten Königen und bei den Fürſten des deutſchen Reiches

in ſo hoher Achtung ſtand, daß ſie ſeinetwegen an den Pabſt ſich wandten. Keiner der benachbarten Fürſten ließ ſich bewegen, die ihnen vom Pabſte angebotene böhmiſche Krone anzunehmen, bis ſich der kriegsluſtige Matthias von Ungarn dazu entſchloß, der den Kampf mit ſeinem bisherigen Freunde und ehemaligen Schwiegervater mehrere Jahre hindurch, doch im Ganzen ohne bedeutenden Erfolg, fortſetzte. Um Böhmen im Innern zu beruhigen, dachte Georg edel genug, im Jahre **1469** den Prinzen Wladislav von Polen, Sohn des Königs Caſimir, einen Nachkömmling Carls **IV.** in weiblicher Linie, mit Uebergehung ſeiner eignen tapfern Söhne, Victorin und Heinrich, zum Nachfolger vorzuſchlagen. Die Böhmen willigten in dieſe Wahl. Georg ward dadurch mit Polen ausgeſöhnt, und auch mit Matthias von Ungarn (**1470**) der Friede hergeſtellt. Georg ſtarb (**22.** März **1471**), nachdem er Böhmen **14** Jahre als Statthalter und **14** Jahre als König beherrſcht hatte. Ob nun gleich ein Theil der Böhmen den Herzog Albrecht von Sachſen, der mit Georg's Tochter Zedena vermählt war, zum Könige wünſchte; ſo verließ doch dieſer Prag ſogleich, als er wahrnahm, daß ſich die Mehrheit der Stände entſchieden für den polniſchen Prinzen Wladislav **II.** erklärte. Dagegen bekriegte Matthias von Ungarn, der ebenfalls als Kronbewerber aufgetreten war, ſeinen polniſchen Gegner, dem es an Kraft und Regierungstalenten fehlte. Nach einem mehrjährigen Kampfe ward (**1479**) zu Olmütz zwiſchen ihnen ein Vertrag geſchloſſen, nach welchem beide Könige den Titel König von Böhmen führen ſollten. Wladislav behielt Böhmen, die Lauſitzen und die ſchleſiſchen Herzogthümer Schweidnitz und Jauer; Matthias erhielt Mähren und das übrige Schleſien. Würde Matthias ohne Erben verſterben, ſo ſollten die beiden letzten Länder an Wladislav zurückfallen. Das Glück wollte,

daß der ſchwache Wladislav den Matthias überlebte, und (1490) demſelben ſogar, durch die Wahl der Ungarn, auf dem ungariſchen Throne, doch mit großen Einſchränkungen der königlichen Gewalt, nachfolgte. Er vererbte beide Kronen auf ſeinen Sohn Ludwig.

Das Ende des griechiſchen Kaiſerthums, die Osmanen, Eroberung von Conſtantinopel.

Seitdem Michael Paläologus die Lateiner im Jahre 1261 aus Conſtantinopel vertrieben hatte, führte dieſes Reich, ſchon vor den Kreuzzügen ſo ſehr geſchwächt, auf gleiche Weiſe zerriſſen von Chriſten, von Türken, von ſeinen eigenen Gliedern, nur noch den ſchönen Namen eines Kaiſerthums, am Rande ſeines Unterganges. Der Mönchsgeiſt ſchien daſelbſt jeden Strahl der geſunden Vernunft auszulöſchen; abergläubige Armſeligkeiten dienten zu Regeln der Staatsverwaltung, und hielten den Strom der Verbrechen nicht auf. Andronicus, Sohn Michaels Paläologus, ließ ſich überreden, daß, da das griechiſche Kaiſerthum unter dem beſonderen Schutze Gottes ſtehe, es ſchlechterdings keiner Seemacht bedürfe; man gab daher dieſes vortheilhafteſte, nothwendigſte Hülfsmittel auf, und die Folge davon war, daß das Land ſogleich von Seeräubern verwüſtet und ſpäter von den Türken überſchwemmt wurde.

Ganze Schaaren von Türken waren nach den Gebirgen geflüchtet, um nicht von den Tartaren unterjocht zu werden. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts kamen ſie wieder zum Vorſcheine unter Anführung Othmans, Stifter des ottomaniſchen Reiches, deſſen Nachkommenſchaft noch jetzt herrſchet. Othmans ſchnelle Eroberungen bahnten ſeinen Nachfolgern in

der Regierung den Weg. Sein Sohn Orchan, der ſchon Herr von einem großen Theile von Kleinaſien war, hatte ſich über Thracien geſtürzt, als Cantacuzenus, Reichsgehülfe des Kaiſers Johann Paläologus, ihm, um den Fortgang ſeiner Waffen aufzuhalten, ſeine Tochter zur Gemahlin gab. Cantacuzenus, der ſich des Thrones unrechtmäßiger Weiſe und mit Gewalt bemächtigt hatte, endigte ſeine Laufbahn, nach einer 15jährigen Regierung, und ward ein Mönch. Johann Paläologus, der in Italien vergeblich um Beiſtand gebettelt und ſich dem Pabſte Urban V. unterworfen hatte, ſah ſich im Jahre 1370 genöthigt, mit Amurath, Orchans Sohne, einen ſchimpflichen Frieden zu ſchließen, und ihm einen Tribut zu zahlen. Der Sultan war über die Meerenge gegangen, hatte Adrianopel erobert und verbreitete allenthalben Furcht und Schrecken. Er errichtete das Janitſcharencorps, das bis auf unſere Zeiten beſtand. Ein chriſtlicher Ueberläufer tödtete ihn durch Meuchelmord. Sein Sohn Bajazeth, mit dem Zunamen Ilderim (der Donner), machte ſich noch furchtbarer.

Das ganze griechiſche Kaiſerthum ward beinahe auf den Umkreis von Conſtantinopel beſchränkt. Dennoch herrſchte die Zwietracht daſelbſt immer fort. Johanns VI. Paläologus älteſter Sohn, Andronicus, empörte ſich wider ſeinen Vater, der ihn zum Verluſte ſeiner Augen verurtheilt hatte. Die Genueſer, die ſich durch die Seemacht in den Beſitz des Handels und ſelbſt eines Theils der Stadt geſetzt hatten, unterhielten die dortigen Streitigkeiten. Der Kaiſer blieb zwei Jahre im Gefängniſſe, kam aber wieder auf den Thron, und unternahm es, Conſtantinopel zu befeſtigen. Bajazeth ſandte ihm jedoch den Befehl zu, die Feſtungswerke zu ſchleifen, und ſie wurden wirklich geſchleift. Welch ein Vorbote des unvermeidlichen und nahen Sturzes!

Inzwiſchen ſetzten die Eroberungen der Türken Europa in

Unruhe, und bewogen die chriſtlichen Fürſten zum Kriege. Die Beſſern des franzöſiſchen Adels eilten unter Anführung Johanns des Unerſchrockenen, damaligen Grafen von Nevers, herbei. Sigismund, König von Ungarn und nachmaliger Kaiſer, befehligte das Heer. Er belagerte Nicopolis an der Donau. Bajazeth kam, unterſuchte, fand, daß es ſeinen Feinden nicht an Muth, aber an Klugheit fehlte, lockte ſie in einen Hinterhalt und erfocht im Jahre **1396** einen großen Sieg. Man tadelte ihn, daß er faſt alle Gefangenen niederhauen ließ, aber die Franzoſen hatten ihm vor der Schlacht das Beiſpiel gegeben. Dies geſchah zu jener Zeit, als Frankreich unter Carl **VI.** der Wuth der Factionen zum Raube diente; menſchliche Empfindungen waren daſelbſt eben ſo unbekannt, als bei den Türken.

Schon ward Conſtantinopel belagert. Manuel **II.** Paläologus, Johanns Sohn und Nachfolger in der Regierung, erkaufte ſich dadurch einen ſcheinbaren Frieden, daß er ſich einem jährlichen Tribut von **10,000** Goldſtücken unterwarf, und ſich anheiſchig machte, eine Moſchee erbauen zu laſſen, und einen Cadi, als beſtändigen Richter der in der Stadt wohnenden Türken, anzunehmen. Da er ſpäter ein neues Ungewitter gegen ſich aufſteigen ſah, reiſ'te er weg, ließ ſeine Schwäche in Italien, Frankreich und England öffentlich kund werden, bat alle Welt um Hülfe und fand Niemand im Stande, ihm zu helfen, obſchon ſich die Luſt nach Kreuzzügen, nebſt ſo vielen andern Thorheiten, noch in Kraft erhielt. Ein tartariſcher Eroberer ward ſein Retter.

Timur oder Tamerlan, der Sage nach von weiblicher Seite ein Abkömmling des Genghis-Chan, zu Sogdiana (in der Gegend des heutigen Usbeck) im Privatſtande geboren, aber begabt mit Verſtandeskräften, Talenten und mit einer Herzhaftigkeit, die zum Entwurfe und zur Ausführung großer Thaten dienen, hatte ſich Perſien, Indien und Syrien unterwürfig gemacht

Bajazeths Feinde, ſowohl Muſelmänner als auch Chriſten, luden ihn, als einen Helden, der ſie zu befreien tüchtig wäre, nach Kleinaſien ein. Er ſchickte Geſandte an den Sultan, und ließ ihn mit Krieg bedrohen, wofern er nicht den Muſelmännern und Chriſten Alles, was er ihnen entriſſen hätte, wieder geben würde. Bajazeth zog ihm entgegen, ſtieß bei Ancyra in Phrygien auf ſein Heer, und verlor im Jahre **1402** eine berühmte Schlacht, in welcher mehr als **340,000** Menſchen ihren Tod gefunden haben ſollen. Der Sultan wurde gefangen genommen. Den orientaliſchen Geſchichtsſchreibern zufolge, ward er von dem Sieger großmüthig behandelt, und nicht, wie die gewöhnliche Sage lautet, in einen eiſernen Käfig geſteckt und mit Füßen getreten.

Die Türken verloren durch die Niederlage nichts als Menſchen, entweder weil Tamerlan in ihrer Tapferkeit hinlänglichen Widerſtand fand, oder weil andere Urſachen ihn weiter von Kleinaſien abzogen. Manuel glaubte jetzt vor aller Gefahr geſichert zu ſeyn. Er ließ die Moſcheen zu Conſtantinopel niederreißen und eroberte einige Plätze wieder. Die bürgerlichen Kriege, die ſich unter den Söhnen Bajazeths entzündeten, befeſtigten ſeine Hoffnung. Nach Muhamed **I.** Ableben, der ſeinen Bruder Moſes oder Muſa vom Throne geſtürzt und hingerichtet hatte, ward Conſtantinopel bald von Amurath **II.**, einem Sohne dieſes Muhamed, belagert. Er hob jedoch die Belagerung wieder auf, um eine Empörung ſeines Bruders Muſtapha zu dämpfen. Indeſſen bemächtigte er ſich nachmals Teſſalonichs, welches kurz vorher unter venetianiſche Botmäßigkeit gekommen war, und Conſtantinopel ſah ſich mehr als jemals bedroht.

Manuel war im Mönchskleide geſtorben. Johann Paläologus **II.** (ſonſt **VII.**), ſein Nachfolger, warf ſich den Lateinern in die Arme. Er glaubte ſich durch die Vereinigung mit ihrer Kirche ihren Beiſtand zu erkaufen, und gewann damit nichts we=

ter, als den Haß ſeiner Unterthanen. Bei ſeiner Zurückkunft im Jahre **1440** fand er das Volk empört durch die Mönche, welche wegen deſſen, was ſich zu Florenz zugetragen hatte, wüthend waren. Die Biſchöfe von ſeinem Gefolge, die, weil ſie die Vereinigungsakte unterſchrieben hatten, als Ungläubige verabſcheut wurden, widerriefen größtentheils und er ſelbſt ließ ſehr von ſeinem Eifer nach, da er einſah, daß ihm damit nicht geholfen ſey. Bei einigem Nachdenken über den ſophiſtiſchen und abergläubigen Charakter der Griechen, über das Anſehen, das die Mönche unter ihnen behaupteten, über die beſondern Umſtände, worüber ſie die Päbſte zu haſſen Urſache hatten, über die Aufführung der alten Kreuzfahrer zu Conſtantinopel, begreift man leicht, warum die Trennung immer fortdauerte. Inzwiſchen bekriegte Amurath Ungarn, wo damals der König von Polen, Wladislaus **VI.**, herrſchte, den die Ungarn zum Nachtheile des jungen Wladislaus, Sohnes des Kaiſers Albrecht, der nach des Vaters Tode geboren war, gekrönt hatten. Der berühmte Johann Hunyades ſetzte ſich an der Spitze des ungriſchen Heeres dieſem ſchrecklichen Eroberer entgegen, zwang ihn, die Belagerung von Belgrad aufzugeben, ſchlug ihn bei verſchiedenen Gelegenheiten und nöthigte ihn, um Frieden zu bitten. Wladislaus und Amurath beſchworen im Jahre **1444** einen zehnjährigen Waffenſtillſtand. Der Letztere, der ſeines Glückes überdrüſſig ward, gab das Scepter in die Hände ſeines Sohnes Muhamed **II.**; aber eine ſchändliche Treuloſigkeit der Chriſten entzog ihn zu ihrem Unglücke ſeiner Ruhe und Einſamkeit. Die Türken, die ſich auf den Waffenſtillſtand verließen, den ſie ſelbſt getreulich hielten, ließen ihre Kriegsmacht nach Aſien hinüber gehen. Den Chriſten war dies erwünſcht und ſie beſchloſſen, die Türken anzugreifen, weil ſie glaubten, ſie leicht überwinden und Europa von ihnen befreien zu können. Der Cardinal Julianus Ceſarini, Legat Eugens **IV.**, ein heftiger, kriegeriſcher Mann, der

ſich in dem Kreuzzuge wider die Huſſiten berühmt gemacht hatte, überredete ſie, daß der Vergleich mit den Türken nicht verpflichtend, daß er nichtig und gottlos ſey, weil er ohne Bewilligung des Pabſtes geſchloſſen wäre, und daß man ihn nicht nur brechen könne, ſondern ſogar brechen müſſe. Eugen beſtätigte dieſen Ausſpruch, befahl den Waffenſtillſtand zu brechen und entband Wladislaus, nach der ſeit Jahrhunderten zu Rom eingeführten Gewohnheit, ſeines Eides. Durch welch eine unglaubliche Verblendung konnte doch die lächerliche Maxime: daß man Ketzern und Ungläubigen keinen Glauben halten dürfe, die erſten Grundſätze der Vernunft und des natürlichen Gefühls von Recht und Unrecht umſtoßen? Warum ſah man doch nicht ein, daß die Lehre vom Meineide, wenn ſie auch nur in der Anwendung bei irgend einer bald vorüberrauſchenden Gelegenheit glücken ſollte, nothwendig die traurigſten Folgen haben müſſe; daß ſie die Feinde berechtige, gleichfalls mit Eiden zu ſpielen; daß ſie alle öffentliche Treue und Glauben aufhebe; die Bande der menſchlichen Geſellſchaft zerreiße und Raub und Wuth an die Stelle des Völkerrechtes ſetze? Die Chriſten hatten nur zu ſehr Urſache, ihren Betrug zu bereuen. Entbrannt von gerechtem Zorne und nur Rache athmend, baten die Türken ihren Amurath, daß er ſich, weil ſein Sohn Muhamed noch zu jung war, an ihre Spitze ſtellen möchte. Er zog den Feinden entgegen, ſchlug ſie bei Varna in Bulgarien, und Wladislaus und der Cardinal Julianus fanden ihren Tod. Mehr zu bewundern iſt es, daß der ſiegreiche Amurath zum zweiten Male der Regierung entſagte. Nochmals entriſſen ihn ſeiner Einſamkeit die Heldenthaten Georg Caſtriota's, mit dem Zunamen Scanderbeg (Herr Alexander), der ein Sohn eines Fürſten von Albanien, ehemals Epirus, war.

Dieſer junge Held, der nach der Eroberung ſeines Vaterlandes als Geißel fortgeführt und an dem Hofe Amuraths erzogen

worden war, hatte ſich bei dieſem Letzteren durch ſeine ausgezeichneten Talente und ſeinen großen Muth in Gunſt geſetzt. Bei der Nachricht von dem Ableben ſeines Vaters entſchloß er ſich, den Türken die Stadt Croja, die Hauptſtadt in Albanien, zu entreißen, obgleich er nur wenig Truppen hatte. Einen Hofſecretär führte ſein Weg nahe bei dem Lager vorbei. Scanderbeg zwang denſelben zur Unterzeichnung eines Befehls an den Commandanten von Croja, ihm die Stadt auszuliefern. Dieſer unterſchobene Befehl that ſeine Wirkung. Scanderbeg hieb die Beſatzung nieder und zog die Landesbewohner unter ſeine Fahnen. Er benützte den Vortheil, den ihm die Gebirge gaben, ſo gut, daß Amurath nie einen Sieg über ihn gewinnen konnte. Der Sultan ſtarb im Jahre **1451.** Sein Sohn und Nachfolger, Muhamed **II.**, war das Schrecken der Chriſten. Er ſoll nicht ohne Kenntniſſe geweſen ſeyn, mehrere Sprachen verſtanden und Geſchichten großer Helden und Staatsmänner, unter andern Plutarchs Lebensbeſchreibungen, geleſen haben. Er war kriegeriſch aus Neigung, despotiſch im Gefühle der Uebermacht, wirthſchaftlich, um zur Befriedigung der Herrſchſucht deſto mehr Mittel zu haben, und heuchelte eine äußere Religioſität, aus gleicher Abſicht. **22** Jahre alt, ſonſt auch heftigen Gemüths, und ſeinem bisher vielgeltenden Divan bald furchtbar, betrieb er, was er vornahm, ſelbſt, und belebte dadurch die ohnedieß ſchon große Thätigkeit der Seinigen doppelt. Sein erſter und einziger Gedanke war die Eroberung von Conſtantinopel, und die Vertilgung des morgenländiſchen chriſtlichen Kaiſerthums. Der damalige Kaiſer Conſtantin **XI.** ſuchte zwar mit ihm in gutem Vernehmen zu bleiben, gab aber bald ſelbſt durch ſeinen Eigennutz Gelegenheit zu einem Bruche.

In Conſtantinopel lebte ein Urenkel Bajazeths **I.**, Namens Orchan, von einem Jahrgehalte, den ihm Muhamed gab.

Conſtantins Räthe verlangten Verdoppelung dieſes Gehalts, mit der Drohung, widrigenfalls den Orchan in Freiheit zu ſetzen. Dieſe Forderung entrüſtete den Muhamed in dem Grade, daß er ſeinem Haß gegen die Chriſten freien Lauf ließ.

Der Canal nach dem ſchwarzen Meer iſt für Conſtantinopel von der größten Wichtigkeit, da die Stadt einen großen Theil der benöthigten Zufuhr daher erhält. Schon Amurath hatte an demſelben, auf der aſiatiſchen Küſte, ein feſtes Schloß angelegt. Muhamed beſchloß, ein Gleiches an der europäiſchen Küſte zu thun, um den Canal gänzlich in ſeiner Gewalt zu haben, und eine trotzige Antwort war Alles, was eine kaiſerliche Geſandtſchaft auf ihre Vorſtellungen erhalten konnte. „Der Grund und Boden ſey ſein, und er wolle doch ſehen, wer es ihm wehren wolle," antwortete Muhamed. Der Kaiſer ſah die Folge ein, die dieſe Unternehmung haben würde, und war der Einzige, der Muth genug hatte, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen. Aber ſeine Vorſtellungen waren zu ſchwach, um Eindruck auf ſeine Miniſter zu machen, die einen gewiſſen, aber ſpätern Untergang einer möglichen, wenn gleich wenig wahrſcheinlichen Rettung vorzogen. Muhamed baute alſo ungeſtört fort, und es konnte ihm nicht ſchwer werden, einen Vorwand zu Feindſeligkeiten zu finden.

Die übermüthige Begegnung der Türken erbitterte die Chriſten immer mehr, und bald kam es zu feindſeligen Befehdungen. Eines Tages, da die Türken die Unverſchämtheit ſo weit trieben, daß ſie ihre Pferde in dem Korn der Chriſten hüteten, entſtand ein förmliches Gefecht, in welchem von beiden Seiten mehrere erſchlagen wurden. Dieſer Vorfall, welcher ſich im Juni 1452 ereignete, war das erſte Signal zu offenbaren Feindſeligkeiten und verbreitete Schrecken in der Hauptſtadt. Die Thore wurden geſchloſſen, aller Verkehr hörte auf, und Muhamed ſelber machte kein Geheimniß mehr daraus, daß die Vollendung ſeiner

Feſtungswerke, die ihn zum Herrn des Bosporus machten, ihn allein noch abhielte, die Belagerung anzufangen. Er vollendete dieſelben noch im Herbſt dieſes Jahres und ein Tribut, den er von allen durchfahrenden Schiffen forderte, war die erſte Folge davon.

Der Winter ward von beiden Seiten auf eine ſehr verſchiedene Weiſe zugebracht. Muhamed rüſtete ſich zu ſeinem großen Vorhaben mit der äußerſten Thätigkeit. Die Provinzen ſeines Reichs mußten ihm Truppen liefern, ſeine Hauptſorgfalt aber war auf die Verbeſſerung und Vermehrung ſeiner Artillerie gerichtet. Da der Gebrauch des groben Geſchützes, ſo wie des Schießpulvers überhaupt, damals noch in ſeiner Kindheit war, ſo glaubte man, die Größe der Kanonen ſey es, die ſie furchtbar machte. Es wurden daher einige Kanonen von ſo ungeheurer Größe verfertigt, daß man vermuthete, wenige Schüſſe aus denſelben würden hinreichend ſeyn, die Wälle und Mauern von Conſtantinopel zu Grunde zu richten.

Ganz anders ſah es in Conſtantinopel aus. Daß das Ungewitter, das ſich ſchon zuſammengezogen hatte, bald losbrechen würde, ſah man voraus; aber wo ſollte man Mittel finden, es abzuwenden oder ſich dagegen zu ſchützen? Von dem weſtlichen Europa war kein Beiſtand zu hoffen; Frankreich und England waren untereinander im Kriege, und Kaiſer Friedrich III. hatte mit ſeinen eigenen Unterthanen und den Ungarn und Böhmen zu viel zu ſchaffen, als daß er hätte an einen Türkenkrieg denken können. Auch war ſelbſt der Religionshaß in dieſen unglücklichen Zeiten ſo groß, daß die griechiſchen Chriſten ihre abendländiſchen Brüder weit mehr als die Muſelmänner haßten. Während Conſtantinopel in drohender Gefahr ſchwebte, kam ein Geſandter vom Pabſt Nicolaus V. und verſprach Beiſtand, wenn ſich die Einwohner der römiſchen Kirche unterwürfen. Der Kaiſer war dazu

geneigt, aber das aufrühriſche Volk verband ſich mit den ſchwärmeriſchen Mönchen und forderte lieber Unterwerfung unter den türkiſchen Scepter, als Verbindung mit Rom. Die lateiniſchen Prieſter in den Kirchen wurden zu Tode geſteinigt. Hierzu kam noch eine andere theologiſche Streitigkeit, über die Beſchaffenheit des Lichts bei der Verklärung Chriſti auf Tabor. Dieſe für hochwichtig gedachte Unterſuchung beſchäftigte die Behörden noch mehr, als die Fortſchritte der türkiſchen Macht vor ihren Thoren.

Natur und Kunſt hatten ſich vereinigt, um Conſtantinopel zu einer Feſtung und zur Hauptſtadt eines Reiches zu bilden. Gegen Norden umgab ſie der Helleſpont und das ſchwarze Meer, gegen Süden war der Archipelagus nicht fern. In ihrer dreieckigen Geſtalt hatte ſie den Umfang von vier deutſchen Meilen, und auch jetzt noch eine Bevölkerung von 150,000 Einwohnern, ohne die Vorſtädte zu rechnen, die von Ausländern, vornehmlich Genueſern, bewohnt wurden. Doppelte Mauern umgaben ſie von der Seeſeite; den übrigen Theil befeſtigten zwei Mauern mit 80 Thürmen und ein breiter, tiefer Graben. Die Mündung des Hafens wurde durch eine ungeheure Kette geſperrt. Aber die Anzahl der Vertheidiger war zu klein für den ungeheuren Umfang der Stadt, und gegen die zahlloſen Haufen der Belagerer. Ungefähr 8000 Mann regulirter Truppen und ein unordentlicher Haufen von 4000 Laien und Mönchen ſtanden auf den Mauern unter den Befehlen eines Genueſers Juſtiniani, und in dem Hafen, der zur Beherrſcherin des Meeres beſtimmt ſchien, lagen blos einige genueſiſche und venetianiſche Galeeren, denen das Auslaufen verwehrt war. Der Staat war blutarm, und die Privatleute, welche ja baares Vermögen beſaßen, lagen auf ihren Geldſäcken in dumpfer Erwartung, die Mutter Gottes werde ſie dafür beſchützen, daß ſie die reine Lehre vom Ausgang des heiligen Geiſtes und vom ungeſäuerten Brod im heiligen Abendmahl eben ſo

hartnäckig vertheidigten, als ſie die lateiniſchen Chriſten und den Pabſt ſammt deren Gebräuchen und Lehrſätzen verabſcheuten.

Die Eroberung ſchien unter dieſen Umſtänden keine großen Schwierigkeiten zu haben, und Muhamed, der feurige, junge Held, brannte vor Begierde, ſich in den Beſitz der Stadt zu ſez-zen. Allein er fand doch größere Hinderniſſe, als er anfangs gedacht hatte, denn mit der Gefahr wuchs auch der Muth der Einwohner, für ihre Rettung das Aeußerſte zu wagen.

Sobald die Jahreszeit es erlaubte, verſammelte Muhamed ſeine Truppen und brach mit ihnen gegen Conſtantinopel auf. Die kleineren Städte, die dem Kaiſer Conſtantin noch übrig waren, beugten ſich vor den Türken, wie das niedere Geſträuch vor dem kommenden Sturmwind, und ſchon am 6. April 1453 pflanzte Muhamed ſeine Fahnen vor den Thoren von Conſtantinopel auf.

Die türkiſche Macht wird ſehr verſchieden angegeben, ſo daß es unmöglich iſt, etwas Zuverläſſiges zu beſtimmen. Einer der glaubwürdigſten Geſchichtſchreiber ſchätzt ſie auf 250,000 Mann; aber ein großer Theil davon, oder vielmehr bei weitem der größte, beſtand aus Geſindel, das herzugelaufen war, um Beute zu machen. Das Corps der Janitſcharen, der Kern der türkiſchen Armee, wird auf nicht mehr als 15,000 Mann geſchätzt. Eine gleiche Bewandtniß hatte es mit der türkiſchen Seemacht. Eine zahlreiche Flotte von mehr als 300 Segeln bedeckte das Mare di Marmora; aber nur 18 davon waren Kriegsſchiffe oder bewaffnete Galeeren; der übrige Schwarm diente blos zum Transport der Lebensmittel und Soldaten.

Von den drei Seiten der Stadt konnte nur die Landſeite angegriffen werden. Der Hafen war geſperrt und die türkiſche Flotte zu ſchwach, als daß man von der Seeſeite her einen Angriff hätte wagen können. Die Beſtimmung der Flotte war da-

her eigentlich, die Zufuhr abzuſchneiden, indem ſie die beiden Meerengen beſetzt hielt, während der Sultan die Stadt von der Landſeite beſtürmte. Zu dieſem Ende bildete ſein Heer eine Linie, die ſich von der Spitze des Hafens an ſüdlich bis an das Meer oder bis an das Schloß der ſieben Thürme erſtreckte. Den Mittelpunkt derſelben bildete das Corps der Janitſcharen, bei denen ſich der Sultan ſelbſt befand. Die übrigen Truppen waren auf beiden Seiten ausgebreitet, und eine Vertheidigungslinie diente ihnen zur Schutzwehr. Die Vorſtadt Galata an der andern Seite des Hafens war von einem beſondern Corps eingeſchloſſen, nicht um ſie zu belagern, ſondern zu bewachen, denn dieſe Vorſtadt ſtand damals mit der Hauptſtadt ſelbſt in einem beſondern Verhältniß. Sie war den, in der Gegend des ſchwarzen Meeres einſt mächtigen Genueſern ſchon vor 200 Jahren von den Griechen als ein Lehen eingeräumt worden. Nachher, bei der abnehmenden Macht des chriſtlichen Kaiſerthums in Conſtantinopel, hatte ſie ſich, theils durch Gewalt, manche wichtige Vorrechte erworben. Vor dem Anfange der jetzigen Belagerung hatte ſie durch einen Privat-Tractat, den Muhamed ihr gerne bewilligte, weil es in ſeinem Belieben ſtand, wie lange er ihn halten wollte, eine Gefahr von ſich abzuwenden geſucht, der ſie doch früher oder ſpäter unterliegen mußte.

Wenn man auf dieſe Weiſe die Macht der Belagerten und des Belagerers gegen einander abwägt, ſo ſcheint die Wagſchale ſo ſehr auf die Seite des Letzteren zu ſinken, daß man glauben ſollte, die Erſteren würden auf keinen Augenblick das Gleichgewicht haben halten können. Aber wenn man bedenkt, daß die Belagerungskunſt und der Gebrauch des ſchweren Geſchützes damals noch in ihrer Kindheit waren; daß die Belagerten Zeit gehabt hatten, ihre Feſtungswerke herzuſtellen; daß ſie einen entſchloſſenen Anführer an ihrer Spitze hatten; und endlich, daß es

bei ihnen nur Sieg oder Untergang galt, ſo ſieht man leicht, daß der türkiſche Eroberer dennoch Schwierigkeiten zu beſiegen hatte, die alle ſeine Thätigkeit und Entſchloſſenheit erforderten.

Die Art der Befeſtigung durch eine doppelte Mauer, mit einem tiefen Graben in der Mitte, brachte es mit ſich, daß der Belagerer ſeine erſte Hoffnung auf ſein ſchweres Geſchütz ſetzen mußte. Er mußte die vordere Mauer niederſchießen und ſich einen Weg durch den Graben bahnen, um die hintere beſtürmen zu können. Von 14 verſchiedenen Batterien ward daher die vordere Mauer unabläſſig beſchoſſen, und die Schwere des Geſchützes erſetzte den Mangel an Geſchwindigkeit, worin man in jenen Zeiten noch nicht den bewunderungswürdigen Grad erreicht hatte, bis zu welchem man in unſeren Tagen gekommen iſt. Die größte der türkiſchen Kanonen, die unter dem Namen der Kanone des Muhamed bekannt iſt, ſchoß eine ſteinerne Kugel von 600 Pfund. Nur ſieben Mal des Tages konnte man ſie abfeuern. Die ungeheure Maſchine ſprang dennoch zuletzt und beſchädigte eine Menge Menſchen, die ihr nahe waren.

Die Ungeſchicklichkeit der Türken im Gebrauch des Geſchützes ſchien die Belagerung in die Länge zu ziehen. Doch allmählig wußten ſie ihrem anhaltenden Feuer eine ſo gute Richtung zu geben, daß die Wirkung nicht ausblieb. Ein Theil der vorderen Mauer ſtürzte ein, und die Türken machten ſogleich einen Verſuch, durch die Oeffnung vorzudringen und den Graben auszufüllen. Ein hölzerner Thurm, mit Faſchinen ausgefüllt und auf Räder geſtellt, ward gegen die Oeffnung gebracht, und diente zugleich zum Magazin für die Ausfüllung des Grabens und zum Rückhalt bei den Angriffen auf die Mauer. Dieſer erſte Verſuch ſchien in der That einen glücklicheren Ausgang zu verſprechen, als man erwarten konnte. Die ungeheure Menge Faſchinen, die oft mit den Menſchen zugleich in den Graben geſtürzt wurden, füllten

einen Theil deſſelben aus, und ein Thurm in der feindlichen Mauer litt ſo beträchtlich, daß nur die einbrechende Nacht die Türken zwang, einen Angriff zu endigen, den ſie am folgenden Tage gewiß zu vollenden hofften. Aber die Thätigkeit des Kaiſers Conſtantin und der Eifer ſeiner Soldaten vereitelte dieſe Hoffnung. Der hölzerne Thurm ward in dem Dunkel der Nacht in Flammen geſetzt, der Graben wieder ausgeleert und der beſchädigte Thurm in der Mauer nach Möglichkeit wieder hergeſtellt.

So ward dieſer erſte Angriff glücklich zurückgeſchlagen, und während Muhamed hierüber noch tobte, ging den Chriſten unvermuthet ein neuer Strahl der Hoffnung auf.

Auf des Kaiſers Betrieb waren auf den Inſeln des Archipelagus einige Schiffe mit Lebensmitteln, Munition und Truppen ausgerüſtet worden. Bald nach jenem Angriff erſchienen fünf davon, die gerade nach Conſtantinopel ſteuerten. Der Anblick derſelben belebte auf einmal wieder die niedergeſchlagenen Hoffnungen in der belagerten Stadt, aber mit dieſer Freude vereinigte ſich auch ſogleich die ängſtliche Beſorgniß, daß dieſe Hülfe vielleicht vergeblich ſeyn möchte, denn wie ſollten die Schiffe den Hafen erreichen? Sie hatten zu lange gezaudert, um ohne Gewalt dahin gelangen zu können. Die türkiſchen Schiffe hatten ſchon den Hellespont geſperrt, und ein Seegefecht mußte erſt die Entſcheidung geben, ob ſie in den Hafen von Conſtantinopel einlaufen ſollten oder nicht; die türkiſche Flotte ſtellte ſich in Schlachtordnung und bildete, ſtolz auf ihre Uebermacht, einen halben Mond, deſſen Spitzen die beiden Ufer berührten. Die chriſtlichen Schiffe, beſſer bemannt und regiert, wenn gleich geringer an Zahl, ſegelten kühn auf ſie los, und die Küſten des Meeres waren mit unzähligen Zuſchauern bedeckt, die, ängſtlich auf den Ausgang harrend, jede ihre Partei durch ihren Zuruf aufzumuntern ſtrebten. Muhamed warf ſich ſelber zu Pferde und jagte ans Ufer. Sein An=

blick und ſeine Stimme ermunterte ſeine Soldaten; und ungeduldig, daß er nicht ſelber am Gefechte Antheil nehmen konnte, ſpornte er zu wiederholten Malen ſein Pferd in die Wellen des Meeres. Vor ſeinen Augen ward jetzt das Gefecht zum zweiten und ſelbſt zum dritten Male erneuert, aber bei dieſem dritten Angriffe, heftiger und blutiger als die beiden erſten, mußte die Uebermacht der Türken der Geſchicklichkeit der Chriſten weichen. Sie brachen glücklich durch die türkiſche Linie, jagten ihre zerſtreute Flotte mit großem Verluſte auseinander und ſegelten in vollem Triumph und unter lauten Zurufungen des Volkes über die niedergelaſſene Kette, die den Eingang ſperrte, in den Hafen von Conſtantinopel.

Dieſer Vorfall ſchlug die Hoffnung Muhameds nicht wenig nieder. Sein Plan, die Stadt blos von der Landſeite zu beſtürmen, war dadurch ſo gut wie vereitelt. Wenn ihm dieß vorher ſchon unmöglich geweſen war, wie konnte er hoffen, es jetzt auszuführen, da ſeine Macht in eben dem Maße geſchwächt, als die der Feinde gewachſen war? Es blieb ihm alſo nichts übrig, als ſeine Gegner dadurch zu ſchwächen, daß er ihre Kräfte theilte, indem er die Stadt von mehreren Seiten zugleich angriff. Aber auch hier zeigten ſich Schwierigkeiten, die auf den erſten Blick unüberwindlich ſchienen. Die Hafenſeite war durch die vorgezogene Kette geſperrt und die Seeſeite zu gut befeſtigt und ſeine Macht zu ſchwach, als daß er hoffen konnte, von dorther einen glücklichen Angriff zu wagen. Die Kette, die den Hafen verſchloß, durch die Gewalt ſeiner Flotte zu ſprengen, erlaubte ihm der ſchlechte Zuſtand und die Schwäche ſeiner Schiffe nicht. Aber eben dieſe Unvollkommenheit des Seeweſens, beſonders der Kriegsſchiffe, machte ihm die Ausführung eines andern Plans möglich, den man bei unſern Schiffen für ungereimt halten würde, wovon wir aber in der älteren Geſchichte, als die Kriegsſchiffe noch nicht

zu jener koloſſalen Größe emporgewachſen waren, ähnliche Beiſpiele finden.

Da Muhamed darauf verzichten mußte, auf dem gewöhnlichen Wege in den Hafen zu gelangen, ſo beſchloß er, ſich einen andern zu bahnen, und da er ſeine Schiffe nicht zu Waſſer hinbringen konnte, ſo machte er Anſtalten, es zu Lande zu thun. Um die Vorſtadt Galata herum ward ein Weg geebnet und mit Brettern belegt; dieſe wurden mit Fett beſtrichen, damit die darauf gelegten Walzen deſto beſſer rollten. So ward der Plan zu einem Unternehmen gemacht, das nicht weniger unglaublich ſcheint, als das Felſenſprengen mit Eſſig, das Hannibal einſt verſuchte, wenn es nicht durch die eben angeführten Umſtände wahrſcheinlich und durch das einſtimmige Zeugniß aller Schriftſteller beſtätigt würde.

Sobald die vorläufigen Anſtalten gemacht waren, wurden 80 leichte Fahrzeuge, von 30 bis 50 Rudern, an die Küſte des Bosporus gebracht. Man ſetzte ſie auf Rollen und zog ſie durch Winden vorwärts. „So kletterte," wie ein berühmter Schriftſteller ſagt, „dieſe türkiſche Flotte in einer Nacht das Ufer herauf, ſteuerte mit aufgeſpannten Segeln über die Ebene und ward auf der andern Seite in das Waſſer des Hafens gelaſſen, an einer Stelle, die zu ſeicht war, als daß die ungleich größeren Schiffe der Chriſten ſich ihnen hätten widerſetzen können."

Dieſe Unternehmung verbreitete um ſo größeren Schrecken in der Stadt, je außerordentlicher und wunderbarer ſie war. Man hatte mit einem Gegner zu thun, der im Stande war, auch das Aeußerſte zu wagen, und der deſto furchtbarer erſchien, je mehr Hinderniſſe man ihm in den Weg legte. Unter dieſen Umſtänden bat der Kaiſer Conſtantin um Frieden, und erbot ſich zur Bezahlung eines jährlichen Tributs. Aber Muhameds Gegenforderung, daß er ihm Conſtantinopel für einen Theil von Macedo-

nien und Theſſalien überlaſſen und ſich Theſſalonich zur Reſidenz wählen ſollte, das Mißtrauen in Muhameds Redlichkeit, die Thränen ſeiner Miniſter, die ihm noch immer mit Hoffnung auf fremde Hülfe ſchmeichelten, alle dieſe Umſtände erweckten Conſtantins ſchlummerndes Ehrgefühl und den Entſchluß, ſich lieber unter den Trümmern ſeiner Vaterſtadt zu begraben, als ſich dem grauſamen Muhamed aufs Ungewiſſe zu übergeben. Sein Entſchluß erhielt eine neue Stärke, als auf ein Mal das Gerücht erſcholl, eine chriſtliche Flotte ſey von der einen und ein ungariſches Heer von der andern Seite zur Rettung Conſtantinopels im Anzuge.

Ein paniſcher Schrecken überfiel die Belagerer bei dieſer Nachricht und Muhamed ſtand auf dem Punkt, die Belagerung aufzuheben. Als er aber von der Falſchheit des Gerüchtes ſich überzeugt hatte, verſäumte er nicht, die erſte Beſtürzung der Chriſten zu benutzen. Sobald er den obern Theil des Hafens mit ſeiner Flotte und ſeinen Truppen eingenommen hatte, baute er daſelbſt einen Damm oder vielmehr eine ſchwimmende Batterie. Dieſe beſetzte er mit ſeiner ſchwerſten Artillerie und beſchoß damit unabläſſig die Hafenſeite. Zwar verſuchten es die Chriſten, die Batterie in Brand zu ſtecken, allein der Verſuch kam ihnen theuer zu ſtehen; ſie verloren mehrere von ihren beſten Schiffen und einen Theil ihrer erleſenſten Mannſchaft.

So von beiden Seiten geängſtigt, ohne Hoffnung einer Rettung von außen, ſah Conſtantinopel ſein unvermeidliches Schickſal ſich nähern. Die unaufhörliche Kanonade von der Landſeite her hatte mehrere Thürme und einen Theil der Mauer eingeſtürzt. Die geringe Anzahl der Vertheidiger war durch Gefecht und Arbeit geſchmolzen, und der Geiſt der Uneinigkeit und des Argwohns verbreitete ſich unter den noch übrigen in eben dem Maße, als die Gefahr zunahm. Gebete, Verſprechungen und eigenes Beiſpiel war Alles, wodurch Conſtantin den Muth der Seinen beleben konnte; — zu ſchwache Waffen gegen einen ſo mächtigen Feind.

Muhamed glaubte, nunmehr ſey der Zeitpunkt gekommen, wo ein allgemeiner Sturm ſeine Unternehmungen mit Sieg krönen würde. Seine Anerbietungen — er forderte jetzt Tribut und Uebergang zu ſeiner Religion — waren verworfen worden; daher erklärte er, daß er entweder den Thron von Conſtantinopel beſteigen, oder ſein Grab vor den Mauern der Stadt finden wolle. Die Veranſtaltung zum Sturm wurde gemacht und der Tag, den er dazu wählte, wurde nach aſtrologiſchen Deutungen beſtimmt. Es war der 29ſte Mai des 1453ſten Jahres, der 53ſte Tag der Belagerung und der dritte Pfingſttag für die Chriſten. Ein Plan, wie man ihn bei unſern Heeren zu machen pflegt, war bei einer ſo wenig disciplinirten Armee nicht möglich. Muhamed konnte nur im Allgemeinen die Plätze bezeichnen, wo man angreifen ſollte, und den Offizieren ſeine Befehle ertheilen; das wie mußte er dieſen und den Soldaten überlaſſen. Mehr als Alles wirkten ſeine Drohungen und ſeine Verſprechungen, die ſtärkſten Mittel in der Hand eines Deſpoten. Am Tage vor dem Sturm verſammelte er ſeine vornehmſten Officiere und ſetzte alle Triebfedern in Bewegung, um den Enthuſiasmus zu wecken. Er ſchwur, daß er drei Nächte hindurch ein Licht über der Stadt habe glänzen ſehen, verſprach den bei dem Sturm Bleibenden das Paradies, und denen, die ihn überlebten, die Beute der Stadt an Gold, Gut und Menſchen, indem er ſich ſelbſt blos die Gebäude vorbehielt. Den Feigen drohte er mit den ſchrecklichſten Strafen, und man wußte, daß er Wort hielt; dem, der die Stadt zuerſt erſteigen würde, war der Preis der einträglichſten Statthalterſchaft ausgeſetzt. Eine allgemeine Reinigung, nach türkiſchen Sitten, ſollte den Beiſtand der Gottheit verſchaffen. So aufgereizt, ſehnten ſich die Türken nach dem Augenblicke des Angriffs.

Die unglücklichen Einwohner der Stadt ſahen ihr Schickſal vor Augen. Ihr Kaiſer bereitete ſich zum Ehrentode eines Hel-

den, und nahm ſammt denen, welchen er ähnliche Empfindungen mittheilte, rührenden Abſchied von Allem, was ihn an dieſe Welt feſſeln konnte. Das Leben und die Stadt dem Feinde theuer zu verkaufen, gebot die Verzweiflung.

Muhamed wollte, daß der volle Tag Zeuge ſeines Ruhmes ſeyn ſollte. Seine Truppen mußten daher die Nacht im Lager zubringen, wenn gleich ihr Feldgeſchrei ſchon den Belagerten die Schrecken des kommenden Tages verkündigte. „Gott iſt Gott und Muhamed ſein Prophet!“ ertönte es von allen Seiten her, während der Schein der türkiſchen Nachtfeuer den Horizont in Flammen zu ſetzen ſchien. Kaum aber begann der Tag anzubrechen, ſo änderte ſich das Schauſpiel. Ein fürchterliches Feuer von allen Batterien eröffnete die Scene, und in den Dampf gehüllt, naheten ſich die Schiffe und die Truppen den Mauern. Die leichten Schiffe der Türken kamen in dem obern Theile des Hafens bis unmittelbar an die Stadt. Sie waren mit Sturmleitern und allen nöthigen Geräthſchaften verſehen, und der Angriff war hier vornehmlich gegen die weſtliche Spitze der Stadt gerichtet, wo ſie von den Landtruppen unterſtützt werden konnten. An der Landſeite war die vordere Mauer durch das anhaltende Kanonenfeuer ſchon größtentheils niedergeſchoſſen und hatte durch ihre Trümmer zugleich manche Theile des Grabens ausgefüllt. Die erſte Arbeit des Belagerers war daher, dieß Werk zu vollenden. Der Troß ſeiner Armee mußte voran, um dem Kern der Truppen, der nachfolgen ſollte, mit ihren Faſchinen und Körpern den Weg zu bahnen.

Die Chriſten hielten dieſen erſten Angriff ſtandhaft aus. Keines ihrer Geſchoſſe flog vergebens; bei den dicken Haufen der vordringenden Feinde war es faſt unmöglich, zu fehlen. Aber die Körper der Getödteten ſelber wurden ihnen nachtheilig, weil ſie nur dazu dienten, den Nachfolgenden den Weg durch den Graben zu bahnen, in den ſie hinabgeſtürzt wurden. Die Menge ihrer

CONSTANTINOPEL VON DEN TÜRKEN EROBERT 1453

Feinde übertraf die Zahl ihrer Pfeile und Kugeln. Muhamed ließ immer neue Schaaren vorrücken, bis er glaubte, daß der Weg für den Kern der Truppen hinreichend gebahnt ſey.

Der entſcheidende Zeitpunkt war nun gekommen, wo es Sieg galt oder Tod. Das Corps der Janitſcharen, bisher ruhig, um mit friſchen Kräften fechten zu können, brach jetzt auf. Muhamed, ſelbſt zu Pferde, an der Spitze eines andern Corps von **10,000** Mann, unterſtützte und ermunterte ſie. Der Donner der Batterien ward von allen Seiten verdoppelt, und während ihre Dampfwolken die ganze blutige Scene verhüllten, drang dieſer furchtbare Haufen gleich einem unaufhaltbaren Sturmwinde vorwärts. Die Leichen der Erſchlagenen und die Ruinen der Mauern bahnten ihnen den Weg durch den Graben. Sie erreichten die zweite Mauer, und da jeder der erſte ſeyn wollte, um den verſprochenen Preis zu erhalten, ſo klimmten ſie wie die Ameiſen daran hinauf.

Haſſan, ein Janitſchar von rieſenmäßiger Größe, ſoll der erſte geweſen ſeyn, der die Mauer beſtieg. Von **30** ſeiner Gefährten, die das Abenteuer zugleich mit ihm wagten, fielen **18**, und ob er gleich ſelbſt durch das Gedränge wieder zurückgeſtoßen ward, ſo folgten ihm dennoch Haufen von andern, denen ſein Säbel Platz gemacht hatte. Das Getümmel wuchs mit jedem Augenblicke, und das Siegesgeſchrei der Türken war das Sterbelied des römiſchen Reiches. Noch aber widerſtanden die Chriſten, ſo lange der Kaiſer und ihre Anführer an ihrer Spitze kämpften. Juſtiniani, der Genueſer, war der erſte, den eine Wunde zwang, das Gefecht zu verlaſſen; er ſuchte Rettung, fand ſie aber nur auf einige Tage, denn bald nachher ſtarb er an ſeinen Wunden. Er und der Kaiſer waren die Seele des Gefechts geweſen, ſein Rückzug, dem viele ſeiner Truppen folgten, neigte die Wag-

ſchale zuerſt merklich auf die Seite der Türken, und ſchwächte den Widerſtand der Vertheidiger.

Auf allen Seiten durch und über die Mauer drangen jetzt die Türken vor und erhoben ein wildes Geſchrei: „Conſtantinopel iſt unſer!" Auch jetzt noch bemühte ſich der Kaiſer, einem Strome Einhalt zu thun, der allenthalben ſeinen Damm durchbrach; aber vergebens waren alle ſeine Anſtrengungen. Dennoch wollte er der Letzte ſeyn, der weggeriſſen ward! Umgeben von ſeinen auserleſenſten Kriegern, die reihenweiſe zu ſeinen Füßen fielen, kämpfte er ſo lange, bis die Wagſchale gänzlich ſank. Die letzte Stunde ſeines Reichs hatte geſchlagen, und er war entſchloſſen, ſie nicht zu überleben. Um der Gefahr der Gefangenſchaft zu entgehen, warf er den Purpur von ſich, der ihn auszeichnete, miſchte ſich aufs neue ins Gefecht und verlor ſich endlich im Getümmel der Schlacht. Die Geſchichte hat ſein Ende nicht aufgezeichnet; er fiel von unbekannter Hand; aber begraben unter den Ruinen ſeiner Herrſchaft, errichteten ihm dieſe zu gleicher Zeit ſein Grab und ſein glorreiches Monument.

Der Fall des Kaiſers vollendete die Eroberung der Stadt. Während an der Landſeite die Mauern erſtiegen wurden, öffneten ſich die Türken auch an der Hafenſeite einen Eingang in die Stadt. Was noch von Vertheidigern übrig war, ergriff ſchleunig die Flucht und ſuchte ſich zu retten. Da ihnen die Wälle ihren Schutz verſagt hatten, ſo ſuchten ſie ihn bei den Altären. Tauſende verſammelten ſich um eine conſtantiniſche Säule, die der Aberglaube für ein Aſyl hielt, es erſchien aber kein Engel, der ſie dem Schwerte der wüthenden Muſelmänner entriſſen hätte. Das Schrecken und das Getümmel verbreitete ſich auch bald in die entfernten Gaſſen der Stadt. Weiber, Kinder und Alte ſuchten eben da Schutz, wo die Soldaten ihn ſuchten. Ein unwillkürlicher Zug

trieb ſie mehrentheils nach der Sophienkirche, und binnen einer Stunde war dies weitläufige Gebäude vollgepfropft von Unglücklichen, die hier zitternd den Ausgang ihres Schickſals erwarteten.

Die ſiegenden Truppen verbreiteten ſich unterdeſſen durch alle Gaſſen der Stadt. Wer Widerſtand that, wurde getödtet, und die Eroberer thürmten Trophäen von Menſchenköpfen auf. Es erfolgten Scenen des Schreckens und Jammers, über welche die Hand des Geſchichtſchreibers lieber einen Vorhang zieht. Die Raubgier hemmte inzwiſchen das Blutvergießen, denn die Einwohner wurden zu Sclaven gemacht, Kunſtwerke und Bibliotheken auf immer vernichtet; außerdem aber plünderten die Türken Privathäuſer, Kirchen und öffentliche Gebäude. Die Bilder der Heiligen und Crucifixe wurden mit Füßen getreten und verbrannt.

Die Beute ſoll drei Millionen Ducaten betragen haben; aber wie groß mochte die Beute geweſen ſeyn, die ſich nicht berechnen ließ! 60,000 männliche Einwohner, von den höchſten bis zu den niedrigſten Ständen, wurden die Sclaven derjenigen, denen ſie in die Hände fielen. Tauſende hatten ſich in die prächtige Sophienkirche geflüchtet, in Erwartung, daß, laut einer Prophezeihung, ein Engel vom Himmel kommen und die Türken bis nach Perſien treiben werde, aber der Engel kam nicht! Selbſt die Genueſer in der Vorſtadt Galata, die ſich doch vorher aus Klugheit dem Sultan unterworfen hatten, wurden die Opfer der türkiſchen Wuth.

Am Abend des denkwürdigen Tages, der die Türken zu Herren der Stadt gemacht hatte, hielt Muhamed ſeinen triumphirenden Einzug in dieſelbe. Er war zu Pferde, umgeben von ſeinen Weſſiren und Baſſen und von ſeiner Leibwache, und zog durch die Hauptſtraße St. Romanus nach der Sophienkirche. Vor ihren Thoren ſtieg er von ſeinem Pferde. Sclaverei war das Loos der Unglücklichen, die ſich dorthin geflüchtet hatten. Die Kirche ſelbſt

wurde ſchleunig in eine Moſchee verwandelt, denn ſchon am folgenden Tage konnte der moslemiſche Gottesdienſt darin gehalten werden. Von dem Pallaſte des Kaiſers nahm Muhamed mit den Worten eines perſiſchen Dichters Beſitz:

Die Spinne zieht ihr Gewebe in dem Pallaſte des Kaiſers.
Die Eule ſchwirrt ihr Nachtgeſchrei in den Hallen des Großherrn.

Der junge Eroberer betrug ſich gegen die Chriſten offenbar nicht ſo grauſam, als man gefürchtet hatte und als in der Ferne erzählt wurde. Die Menſchen gehörten ja ſeinen Kriegern, und er ſelbſt mußte erſt von ihnen loskaufen, wen er für ſich haben wollte. Hart genug blieb aber dennoch das Loos der unglücklichen Stadt, ehe ſich wieder einige Ordnung einfand. Muhamed löſete auf ſeine Koſten manche vornehme Gefangene aus und verſprach, ſich der Einwohner liebreich anzunehmen. Er würde ohne Zweifel mehr gethan haben, wenn nicht theils der Verdacht einer Verſchwörung, theils ein ihm ungewohntes Widerſtreben gegen ſeine Lüſte und Launen ihn zu Hinrichtungen und Grauſamkeiten verleitet hätten. Er verſtärkte die Feſtungswerke der Stadt und vermehrte die Bevölkerung, indem er, außer den allmählig zurückkehrenden griechiſchen Künſtlern, Handwerkern und dergleichen Leuten, 5000 osmaniſche Familien, die in Thracien und Aſien anſäſſig waren, dahin zu ziehen befehligte. Selbſt den Chriſten räumte er einen Theil der Stadt ein, in welchem ſie Kirchen behielten, und ertheilte ihnen das Wahlrecht eines Patriarchen. Darauf wählte er Conſtantinopel, von den Türken Stambul genannt, zu ſeiner ordentlichen Reſidenz, eine Ehre, welche die Stadt unter ſeinen Nachfolgern bis auf unſere Zeiten behauptet hat.

Ganz Europa erſchrak über des oſtrömiſchen Kaiſerthums gänzliche Vernichtung, ſo unfehlbar ſie auch voraus zu ſehen geweſen war. Die Päbſte forderten die geſammte Chriſtenheit zur Ver-

treibung der Ungläubigen aus Europa auf; ſie ließen Kreuzzüge predigen, und zogen ſelbſt die Turkomanen, der Osmanen Stammbrüder, in eine große Coalition. Aber alle Anſtrengungen waren vergebens; vielmehr griff Muhamed reißend um ſich. Er bauete die Dardanellen, welche allen europäiſchen Schiffen den Eingang in den Helleſpont wehren konnten, und vergrößerte beſtändig ſeine Seemacht, ſo daß er gegen Venedig 300 Segel mit 70,000 Mann auslaufen zu laſſen vermochte. Mehrere Inſeln im Archipelagus, Morea, Negroponte, Servien, bis auf die Feſtungen Sabacz und Belgrad, Epirus und Albanien mußten ſich unterwerfen; die Genueſer wurden aus der Krim vertrieben, und das ſchwarze Meer ward geſperrt. Kurz, das Reich Conſtantins des Großen hatte ſein Ende erreicht, nachdem es ſeit ſeiner Stiftung 1121 Jahre gedauert hatte.

So blutgierig auch Muhamed war, ſo machte ſein Betragen gegen die Ueberwundenen ihm gleichwohl Ehre. Er hielt die Wuth ſeiner Soldaten im Zaume; veranſtaltete dem Kaiſer ein prächtiges Leichenbegängniß, und ſetzte Conſtantinopel in einen glücklichen und blühenden Zuſtand. Kurz, ſo vielen Tadel er auch in gewiſſen Hinſichten verdient, ſo erblickt man doch mitten in ſeinen Laſtern den großen Mann.

Johann Hunyades hatte den Ruhm, Belgrad, das von dem Sultane belagert ward, zu entſetzen. Die Rhodiſer-, ſpäter Malteſerritter, widerſetzten ſich ihm auf ihrer Inſel mit gleichem Erfolge. Aber nach Scanderbeg's Tode eroberte er Albanien wieder, er bemächtigte ſich Trapezunts, woſelbſt noch der Name eines griechiſchen Kaiſerthumes übrig war, und ſeine Waffen drangen bis Trieſt. Er bedrohte Venedig, und ſagte in Hinſicht auf die Vermählungsceremonie des Dogen mit dem adriatiſchen Meere: „daß er ihn ſeine Vermählung im Abgrunde des Meeres wolle vollziehen

laſſen.“ Seine Feldherren nahmen Otranto ein, und drangen in Calabrien vor. Italien, ganz Europa, zitterte, wie zu den Zeiten der Araber.

Dieſer furchtbare Eroberer ſtarb in einem Alter, in welchem er noch die größten Unternehmungen hätte ausführen können; denn er war erſt 51 Jahre alt. Die Griechen waren zu verächtlich geworden, als daß die Türken, deren Regierungsform und Religion ſich immer gleich blieb, ihre Geſetze, Gewohnheiten, Meinungen und ihren Geſchmack hätten annehmen ſollen. Es ging mit dieſer Eroberung wie mit jener der Deutſchen, die das occidentaliſche Reich umſtürzten; ſie vertilgten die wenigen noch übrigen Kenntniſſe.

Keine einzige europäiſche Macht ergriff die Waffen zur Rettung Conſtantinopels, wozu man ohne Zweifel mehr Urſache gehabt hätte, als zur Eroberung Jeruſalems. Aber die Schwäche der Staaten, die innerlichen Zwiſtigkeiten, die Erfahrung ſo vieler Drangſale, die in jenen fernen Kriegszügen ihren Grund hatten, der Mangel an Staatsklugheit und Eintracht unter den Fürſten, vielleicht auch die Verwirrung, worin ſich der römiſche Hof, der nicht mehr die vorige Macht hatte, befand; das Alles zuſammengenommen war die Urſache, warum den ottomaniſchen Waffen ſo wenig Hinderniſſe entgegen traten. Große Armeen, angeführt von Helden, wie Johann Hunyades und Scanderbeg waren, würden wahrſcheinlich die Hoffnungen Muhameds vereitelt haben.

Die übrigen europäiſchen Staaten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Frankreich, Tod Carls VII., Ludwig XI. — England, Krieg der weißen und rothen Roſe.

Nachdem Carl VII. durch Hülfe ſeiner vortrefflichen Feldherren, Dunois, Richemont, La Hire und anderer, die Engländer aus Frankreich vertrieben hatte, fuhr er fort, den Drangſalen der Nation durch eine weiſe Regierung abzuhelfen. Sein Sohn Ludwig, ein Prinz von gefährlichem Charakter und böſem Herzen, verbitterte ihm ſeine letzten Jahre durch Empörungen. Der Prinz flüchtete zu dem Herzoge von Burgund, und lud dadurch den Verdacht, daß er ſeinen Vater ermorden wollte, auf ſich. Carl ſtarb vor Kummer im Jahre **1461**.

Der Dauphin hatte ſich zehn Jahre lang vom Hofe entfernt gehalten und war zu keiner aufrichtigen Verſöhnung mit ſeinem Vater zu bewegen. Der Verdacht, daß er ſogar den König zu vergiften ſuchte, kränkte Carln ſo ſehr, daß er, um ſein Leben zu verkürzen, keine Nahrungsmittel zu ſich nehmen wollte. Er ließ ſich endlich dazu bereden, als es ſchon zu ſpät, ſein Magen zu ſchwach und ſein Ende nahe war.

Unter ſeiner Regierung wurden die Privilegien der Univerſität zu Paris eingeſchränkt, die ihre Sphäre verließ, ſich in Staatsangelegenheiten miſchte, und der Regierung mehr Unruhen verurſachte, als ſie den Bürgern Aufklärung gab. Die merkwürdigſte Verfügung war die Errichtung der **15** Ordonnanz-Compagnien, deren jede aus **600** Mann zu Pferde beſtand, und eines Corps von **4000** Mann zu Fuß, ſämmtlich geübte Soldaten, die immer zum Kriege bereit ſtanden. Zum Unterhalte derſelben ward eine beſtändige Steuer angeordnet, die anfangs nur **1,800,000** Franken betrug, aber freilich unter

jeder folgenden Regierung geſteigert werden mußte. Indeſſen war dies ſtehende Heer das beſte Mittel, die Vaſallen zur Abhängigkeit zu zwingen.

Ein reicher Handelsmann, Jacob Coeur, trug durch das Geld, womit er den König unterſtützte, zum glücklichen Fortgang der franzöſiſchen Waffen viel bei. Die Würde des Finanzminiſters war der Lohn ſeiner Dienſte; aber ſie konnte ihn vor den Ungerechtigkeiten des Hofes nicht ſchützen. Es gelang ſeinen Feinden, ihn zu ſtürzen. Man beſchuldigte ihn, Agnes Sorel vergiftet zu haben; dieſe Beſchuldigung war jedoch ſo ungereimt, daß es ihm leicht ward, ſich von derſelben zu reinigen. Man klagte ihn beſonders deßhalb an, daß er den Muſelmännern, mit denen er im Handel ſtand, anſehnliche Geldſummen übermacht habe. Er berief ſich zu ſeiner Rechtfertigung auf die Erlaubniß zweier Päbſte, mit den Muſelmännern handeln zu dürfen; eine Verantwortung, die eben ſo ſeltſam als die Anklage war. Man ſetzte ihm ſeine Feinde zu Richtern, die ihn zur Landesverweiſung und zum Verluſte ſeiner Güter verurtheilten. Ludwig **XI.**, Carls **VII.** Sohn, war argliſtig, heuchleriſch, abergläubig und grauſam. Er befeſtigte ſeine königliche Gewalt durch Mittel, die eines Tyrannen, aber keines Königs würdig waren.

Die Züge der Weisheit in ſeiner Regierung haben die Gräuel, womit dieſelbe angefüllt war, nicht auslöſchen können. Seine ganze Staatsklugheit gründete ſich auf Betrug und Unterdrückung. Aber er erfuhr bei manchen Gelegenheiten, daß man ſich durch Ränke und Betrügereien der Treuloſigkeit Anderer bloßſtelle, und daß man, indem man ſich Verabſcheuung zuzieht, ſich unglücklich mache, ſelbſt durch die Gewalt, nach der man ſo gierig ſtrebt. Als Feind des Adels bediente er ſich niederträchtiger Leute, die ihm ſeine Gunſt mit Untreue vergalten. Argwöhniſch und blutdürſtig, wie Tiberius, unterdrückte er, wie dieſer, das Verdienſt, ver-

ſcheuchte große Männer, und hatte nicht Unterthanen, ſondern Sclaven um ſich. Indeſſen iſt ihm doch Frankreich viel ſchuldig, weil er es wenigſtens von der Tyrannei der Großen befreiete. Er fiel gleich anfangs in die Schlingen des römiſchen Hofes. Aeneas Sylvius Piccolomini, dieſer berühmte Secretär bei der baſelſchen Kirchenverſammlung, wo er ſich durch ſeinen Eifer wider Eugen IV. ausgezeichnet hatte, änderte ſeine Meinung in Anſehung der Pfründen; denn ſo wußte Eugen ihn zu gewinnen, und wurde im Jahre 1458 unter dem Namen Pius II. zur päbſtlichen Würde erhoben. Er ließ es ſeine erſte Sorge ſeyn, die Appellationen an eine allgemeine Kirchenverſammlung, als einen abſcheulichen und in alten Zeiten unerhörten Mißbrauch, zu verdammen. Er drang ſchlechterdings auf die Aufhebung der pragmatiſchen Sanction Carls VII., da ſich doch dieſelbe auf den Ausſpruch der baſelſchen Kirchenverſammlung gründete, deren Anſehen und Rechtmäßigkeit er ſelbſt mit dem größten Eifer behauptet hatte. Seine Abſicht gelang ihm dadurch, daß er dem Könige Hoffnung machte, Renatus von Anjou auf den neapolitaniſchen Thron zu erheben. Gleichwohl wurde Ferdinand von Aragonien, des Alphons natürlicher Sohn und Nachfolger in der Regierung, vom Pabſte unterſtützt. Ludwig, den es verdroß, hintergangen zu ſeyn, und der ſich über die Aufhebung der pragmatiſchen Sanction ſchämte, erlaubte dem Parlamente, dieſelbe großentheils in Kraft zu erhalten, und die Parlaments-Räthe rächten ihn durch die Verachtung der Donner des Vaticans.

Pius II., der ſich mit Bitterkeit darüber beklagte, daß der Richter, der römiſche Pabſt, dem Urtheilsſpruche des Parlaments unterworfen würde, ſchrieb an Muhamed II.: „Wenn er ſeine Herrſchaft unter den Chriſten auszubreiten wünſche, ſo käme es nur auf eine Kleinigkeit an, die allenthalben leicht zu finden wäre, auf ein wenig Waſſer, um ſich taufen zu laſſen. Alsdann,“ ſetzte er

hinzu, „wollen wir dich zum griechiſchen und orientaliſchen Kaiſer ausrufen, und wollen deine Macht wider diejenigen zu Hülfe rufen, welche ſich unrechtmäßiger Weiſe in den Beſitz der römiſchen Kirchengüter geſetzt haben. Nach dem Beiſpiele unſerer Vorgänger, Stephan, Adrian und Leo, welche das römiſche Kaiſerthum Pipin und Carl dem Großen übertrugen, werden wir unſere Zuflucht zu dir nehmen, und du ſollſt uns nicht undankbar finden."

Dieſer Brief eines Pabſtes an einen türkiſchen Sultan erregt vielleicht weniger Erſtaunen, als die Mühe, die ſich einige Schriftſteller gegeben haben, in dieſem Briefe Beweiſe eines bewundernswürdigen Eifers für die gute Sache zu finden. Bei dem ernſtlichen Beſtreben Ludwigs **XI.**, die Großen zu demüthigen, bewirkten ihre Gegenbemühungen gar bald eine Empörung. Philipp der Gute, Herzog von Burgund — dieſer prachtliebende und großmüthige Fürſt, der nach ſeiner Ausſöhnung mit der Krone das Löſegeld für den in England gefangenen Herzog von Orleans bezahlte, und einen eingewurzelten Haß dem glorreichen Vergnügen, Gutes zu thun, aufopferte — Philipp war zu alt und zu weiſe, als daß er einen Bürgerkrieg erregen ſollte.

Aber ſein Sohn, Carl der Kühne, ein perſönlicher Feind des Königs, verband ſich unter dem Vorwande, den Mängeln des Staates abzuhelfen und dem Volke eine Erleichterung zu verſchaffen, mit dem Herzoge von Berry, des Königs Bruder, nnd mit den Herzogen von Bourbon und Bretagne.

Dunois ſelbſt, der brave Dunois, vereinte ſich mit den Rebellen; ſo auffallend waren die Ungerechtigkeiten der Regierung. Die blutige Schlacht bei Montlheri (1465) entſchied nichts. Der liſtige Monarch, deſſen Staatskunſt in trügeriſchen Unterhandlungen beſtand, ſchloß inzwiſchen einen ſchimpflichen Vergleich, überließ ſeinem Bruder die Normandie, und zerſtückelte die Krongüter zum Beſten der feindlichen Anführer. Dieſes Bündniß, das

man den Bund für das allgemeine Beſte nannte, vermehrte im Gegentheile die Drangſale, wie es immer der Fall iſt, wenn die Ehrſucht ſich unter der Larve des Eifers für die gute Sache empört. Man lernte bald Ludwigs Abſichten kennen. Er entzog ſeinem Bruder die Normandie, und dieß gab eine neue Urſache zum Streite. Er räumte ihm nachmals Guienne ein, aber der neue Herzog von Guienne ſtarb bald darauf vergiftet von einem Mönche, ſeinem Almoſenpfleger, und man glaubte allgemein, daß der König den Mord angeſtiftet habe. Während er auf einer andern Seite die Lütticher wider den Herzog von Burgund, Carl, Philipps des Guten Nachfolger, heimlich zu empören ſuchte, hatte er die Kühnheit, ſich zu demſelben zu einer mündlichen Unterredung nach Peronne zu begeben, ohne Zweifel, um ihm eine Falle zu ſtellen. Seine Treuloſigkeit war ſein Unglück. Die Empörung zu Lüttich brach eher aus, als er es vermuthete. Der aufgebrachte und wüthende Herzog nahm ihn gefangen, und war anfangs Willens, ihn hinrichten zu laſſen, begnügte ſich jedoch mit einer entehrenden Genugthuung, und nöthigte Ludwig, ihn auf ſeinem Feldzuge wider die Lütticher zu begleiten. Ihre Stadt wurde bald in Aſche gelegt, und erfuhr alle Gräuel einer grauſamen Rache. Die beiden Fürſten ſtritten ſich beſtändig ihren Verträgen zum Trotze. Die Treuloſigkeit des einen erregte die ungeſtüme Hitze des andern. Carl fiel endlich in den Abgrund, den ihm ſeine Verwegenheit grub. Er beſaß Ober- und Nieder-Burgund, Artois, Flandern und faſt ganz Holland, und hatte die Domainen eines Herzogs von Oeſterreich im Elſaß an ſich gekauft; aber durch ſo viele Macht und Reichthümer ward ſein Ehrgeiz nicht befriedigt. Er ſtrebte nach dem königlichen Titel, wollte ſich die Schweizer unterwürfig machen, und Lothringen erobern. Vergebens ließen ihm die Schweizer durch Abgeordnete vorſtellen, daß, wie ſie ſagten, ihr Land nicht des Gebiſſes

ſeiner Pferde, noch der Sporen ſeiner Ritter werth wäre. Er trat den Zug gegen ſie an, wagte ſich in ihre Engpäſſe, und wurde im Jahre **1476** bei Granſee und Murten geſchlagen. Im folgenden Jahre fand er in einem Treffen bei Nancy ſeinen Tod.

Man ſagt, daß nach der Schlacht bei Granſee ſein Silbergeräth für Zinn verkauft wurde, und ſein köſtlicher Diamant, den man beinahe auf zwei Millionen ſchätzte, für einen Gulden von einer Hand in die andere ging. So weit ging die Einfalt der Schweizer. Ein Volk, das nicht einmal einen Begriff von Luxus hatte, war unſtreitig der Freiheit würdig, die es ſich mit ſeinem Blute erkauft hatte. Es lernte ſpäter die Bequemlichkeiten des Lebens beſſer kennen. Wie glücklich wäre es zu preiſen, wenn es dieſelben, ohne Verderbniß der Sitten, ohne Durſt nach Reichthum, und ohne Verluſt derjenigen Liebe zur Gleichheit, welche die Erhalterin der republikaniſchen Freiheit iſt, immer mit Weisheit zu genießen wüßte! Weil Maria, Tochter des Herzogs Carl, ſeine einzige Erbin war, ſo fiel das Herzogthum Burgund, als ein männliches Lehen, von Lehenrechts wegen wieder an die Krone. Durch Vermählung der Prinzeſſin mit dem Dauphin hätte man alle ihre übrigen Länder mit der Krone verbinden können. Ludwig dachte wirklich daran, nahm aber dabei ſchlechte Maßregeln. Er erregte Mariens Mißtrauen und machte ſich bei den Flamländern verhaßt.

Dieſes unbiegſame und zur Empörung geneigte Volk bemächtigte ſich der Regierung, ließ zwei Miniſter ſeiner Beherrſcherin hinrichten, und nöthigte ſie, ſich mit Maximilian von Oeſterreich, Kaiſer Friedrichs **III.** Sohn, zu vermählen. Dieſe Vermählung ward eine Quelle der Kriege und öffentlichen Drangſale.

Ludwig ſtarb im Jahre **1483**. Wenn er, wie ſich Franz **I.** auszudrücken pflegte, die Könige wehrhaft machte, und die Großen

LUDWIG DES XI SCHLOSS 1477.

zwang, ſich unter ſein Joch zu beugen, ſo gelang ihm ſolches bloß durch die Kraft der Ungerechtigkeit und Grauſamkeit. Männer vom erhabenſten Stande verloren ihre Köpfe auf dem Schaffot, wie der Connetable von Sanct-Paul, des Königs Schwager; der Graf von Armagnac; der Herzog von Alençon, und der Herzog von Nemours.

Der letztere war, wahrſcheinlich ohne Grund, des Verbrechens gegen die Majeſtät des Königs angeklagt und 1477 auf deſſen Befehl hingerichtet worden. Ludwig XI. ließ deſſen Kinder unter das Schaffot ſtellen, ſo daß ſie mit dem Blute ihres Vaters beſpritzt und ſo in die Baſtille abgeführt wurden. Hier ſperrte man ſie in Kötzen oder korbartige Kerker ein, die ſo eng waren, daß ſie in der unbequemſten Lage eine fortdauernde Marter auszuſtehen hatten.

Die Chroniken jener Zeiten zählen weit über 4000 Hinrichtungen ſeiner Unterthanen, die er theils öffentlich, theils heimlich vollbringen ließ. Die Ketten, die ſchrecklichen Kerker, die eiſernen Käfige, in welchen die armen Opfer ſeines furchtbar grauſamen Mißtrauens ſchmachteten, ſind die Denkmäler dieſes Wütherichs. Während er die armen Gefangenen foltern ließ, verſteckte er ſich hinter verborgene Thüren und Jalouſien, um ihre durch Schmerz und Angſt ausgepreßten Bekenntniſſe mit anzuhören.

Um ſein Schloß herum ſtanden lauter Galgen, von Erhängten geziert; an dieſen ſchauerlichen Wahrzeichen erkannte man die königliche Wohnung. Sein Freund und Gevatter, Triſtan, Profoß des Pallaſtes war Richter, Zeuge und Vollzieher der Bluturtheile, denen der König faſt immer beiwohnte. Seine Miniſter und Vertraute waren ſeiner würdig; ſeinen Barbier machte er zum Grafen von Meulan und Geſandten, ſeinen Schneider zum Waffenherold, ſeinen Arzt zum Kanzler ꝛc. Er verbaſtardete gewiſſermaßen die ganze Nation.

Manche Hinrichtungen konnten nun zwar als Strafen der Empörungen angeſehen werden; aber die meiſten dieſer Bluturtheile ſprach doch mehr die Tyrannei als das Recht und die Billigkeit. Der Argwohn diente oft ſtatt aller Beweiſe, und der Argwohn vervielfältigte ſich in dem Maße, wie ſich der Haß vergrößerte, den ſich der finſtere Monarch zuzog. Triſtan machte ſich durch die Erfindung ſchmerzhafter Todesſtrafen berühmt. Welch ein Freund eines Königs!

Ohne die unter der vorigen Regierung eingeführte Kriegsmacht und ohne die Sorgfalt, womit Ludwig **XI.** jedem Kriege, ſelbſt mit Aufopferung ſeiner Ehre, auszuweichen ſuchte, würde ſein Thron bei einer ſolchen Staatsverfaſſung in große Gefahr des Umſturzes gerathen ſeyn, aber die Umſtände waren dem Könige günſtig. Von den ehemaligen großen Vaſallen waren die Herzoge von Bretagne und Burgund nur noch allein übrig. Dadurch, daß der Letztere ohne Söhne ſtarb, vermehrte ſich die Macht der Krone, die bei dieſer Gelegenheit ungemein würde gewonnen haben, wenn der Dauphin die Prinzeſſin des Herzogs von Burgund zur Gemahlin erhalten hätte. Durch das Teſtament des Grafen von La Marche, Neffen und Erben des Herzogs Renatus von Anjou, kam die Krone noch außerdem zum Beſitz von Provence.

Seitdem die Großen durch die Kreuzzüge verarmt, die Völker von der Knechtſchaft befreit und die Appellationen an die königlichen Tribunale wieder hergeſtellt und geſichert waren; ſeit dem die mit Rechtsgelehrten beſetzten Parlamente ihren feſten Grundſätzen treu blieben, die Könige als Geſetzgeber befahlen, und wieder in dem Beſitze der vornehmſten Hoheitsrechte waren: ſeit dieſer Zeit näherte ſich die Feudalanarchie faſt mit jedem Tage ihrem gänzlichen Einſturze.

In einer im Jahre **1648** gehaltenen Reichsverſammlung trafen die Stände eine ſehr heilſame Verfügung zur Verhütung der

LUDWIG XI IM GEFÄNGNISZ BEI DEM HERZOG VON NEMOURS

Unordnungen, welche ſo oft die Zerſtücklung des Staates verurſacht hatten. Sie ſetzten feſt, daß die Normandie von der Krone nicht könne getrennt werden; und daß ſich der König, in Hinſicht ſeines Bruders, auf eine Erklärung berufen könne, die Carl V., wegen der Einkünfte der königlichen Prinzen, gegeben hatte. Dieſe Einkünfte waren beſtimmt, daß dieſelben in liegenden Gründen, die 12,000 Livres Zinſen trugen, beſtehen, und dieſe liegenden Gründe zu einem Herzogthume oder zu einer Grafſchaft erhoben werden ſollten. Dieſe 12,000 Livres würden nach dem gegenwärtigen Münzfuße ungefähr 500,000 Franken betragen.

Ludwig XI., — ein Monarch, deſſen Character von Laſtern und Widerſprüchen zuſammengeſetzt war, von unumſchränkter Gewalt ohne Würde, herablaſſend ohne Güte, ungerecht aus Grundſätzen und eifrig in Handhabung der Gerechtigkeit, betrügeriſch und treulos, ohne ſeine Ränke zu verbergen, ein Uebertreter der erſten Pflichten der Sittenlehre, der ſich durch Aberglauben lächerlich machte, der mit dem Titel des allerchriſtlichſten Königs prangte und es ſich angelegen ſeyn ließ, die Religion verhaßt und verächtlich zu machen, ein Tyrann ſeiner Unterthanen und ein furchtſamer Sclave ſeines Arztes, — erniedrigte die Würde der königlichen Gewalt und befeſtigte ſie zugleich. Die Urſache davon war, weil er ſich einer ſehr wirkſamen Triebfeder, des Geldes, zu bedienen wußte. Er hatte die Steuer bis auf drei Millionen geſteigert. Seinem Vorgeben nach, erhob er dieſelbe zum Beſten des Volkes, um das Blut deſſelben zu ſchonen; als wenn man nicht zu gleicher Zeit ſowohl das Blut als das Vermögen der Unterthanen ſchonen könnte! Er hatte wenigſtens Klugheit genug, jene verderbliche Ehrſucht zu haſſen, die ihre Macht lieber erweitern, als befeſtigen will, und das hieß in der That das Volk ſchonen.

Die Republik Genua, die ſehr ſchlecht regiert ward, weil die Großen das Volk unterdrückten, hatte oft die Oberherrſchaft eines

fremden Fürſten geſucht; ſie wußte aber eben ſo wenig zu gehorchen, als ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Sie hatte ſich Carl VI. zum Herrſcher gewählt, und ſich wider ihn empört; ſie hatte ſich ſpäter erſt dem Markgrafen von Montferrat, ſodann dem Herzoge von Mailand, und darauf Carl VII. unterworfen, und ſich gegen alle dieſe aufgelehnt. Sie trug auch Ludwig XI. die Oberherrſchaft an, welche dieſer aber mit Verachtung ablehnte. Ob er ſchon die Anſprüche des Hauſes Anjou auf das Königreich Neapel geerbt hatte, ſo hütete er ſich doch, ſolche geltend zu machen. Sein Sohn war nicht ſo klug, und zog ſich dadurch viel Unheil zu.

Ludwig XI. errichtete Poſten, die aber anfänglich bloß für die Angelegenheiten des Königs und des Pabſtes beſtimmt waren; die Univerſität zu Paris hatte durch Unterhaltung reitender Boten Beiſpiel und Veranlaſſung dazu gegeben. Er ſtiftete den Orden des heiligen Michaels, der, ſowie der von dem Herzoge von Burgund, Philipp dem Guten, errichtete Orden des goldenen Vließes, ſehr viel dazu beitrug, die alte Chevalerie aus der Mode bringen. Er ermunterte die Franzoſen zum Handel, den ſie bis zu dahin aus Unwiſſenheit Fremden überließen. Er nahm ſich vor, zur Verbeſſerung der Gerechtigkeitspflege ein eigenes Geſetzbuch auszufertigen. Aber was ſoll man von einem Könige denken, der einen Cardinal Baluc und einen Olivier le Daim zu Miniſtern hatte? Der Erſtere, den er aus dem Staube hervorgezogen, war eine niedrige Seele, ein Mann ohne Sitten, ein Böſewicht, der an ſeinem Könige zum Verräther ward; der Letztere, der aus dem Barbier des Königs ein großer Herr geworden war, wurde unter der Regierung Carls VIII., eines ſchändlichen Verbrechens wegen, mit dem Strange beſtraft.

In England, wo ſich der unruhige und zur Grauſamkeit geneigte Nationalgeiſt der ganzen Wuth bürgerlicher Zwietracht überließ, verfolgten die Factionen des Hauſes York, das durch die

weiße, und des Hauſes Lancaſter, das durch die rothe Roſe (ſeines Wappens) bezeichnet wird, einander ſeit langer Zeit. Wir haben geſehen, wie das Haus Mortimer von dem Herzoge von Lancaſter, der unter dem Namen Heinrichs IV. regierte, des Thrones beraubt ward. Richard, Herzog von York, Erbe des Hauſes Mortimer, ſuchte ſeine Rechte wider den ſchwachen König, Heinrich VI., geltend zu machen. Er empörte ſich, und nahm im Jahre 1455 in dem Treffen bei St. Albans den König gefangen. Da er jedoch von gemäßigter Denkart und unentſchloſſenen Geiſtes war, ſo ließ er Heinrich den königlichen Titel, und begnügte ſich damit, Protector zu heißen.

Die Königin Margaretha von Anjou, eine Frau voll männlichen Heldenmuths, ſtellte die königliche Gewalt, jedoch nur auf kurze Zeit, wieder her. Sie verlor im Jahre 1460 die Schlacht bei Northampton gegen den berühmten Grafen von Warwick. Heinrich ward nachmals gefangen genommen, und ſeine Gemahlin befreite ihn wieder nach zwei Siegen, deren einer dem Herzoge von York das Leben koſtete. Eduard, Sohn dieſes Herzoges, ein noch junger, aber eben ſo tapferer als ehrgeiziger Prinz, ſetzte die Anſprüche ſeines Vaters mit beſſerem Glücke durch. Er wurde im Jahre 1461 in London zum Könige ausgerufen, und ſiegte bald darauf über Margaretha in der blutigen Schlacht bei Touton, in welcher 36,000 Mann erſchlagen wurden. Der Acten ungeachtet, die während der Regierung dreier Könige, zum Beſten des Hauſes Lancaſter regiſtrirt waren, erkannte das Parlament das Recht des Stärkern.

Die unerſchrockene Margaretha wagte mit einigen Hülfstruppen, die ſie von Ludwig XI. und von Schottland erhielt, wider den Thronräuber einen neuen Angriff, und ward abermals im Jahre 1464 bei Hexam geſchlagen. Auf ihrer Flucht durch einen Wald ſtieß ſie auf einen Räuber, der ſie mit bewaffneter

Hand anfiel. „Nur näher!“ ſagte ſie zu demſelben, und ſtellte ihm zugleich ihren Sohn vor. „Nur näher, mein Freund, ich vertraue dir den Sohn deines Königs.“ Der Räuber bewunderte ihre Entſchloſſenheit und brachte ſie in Sicherheit. Sie flüchtete bald darauf nach Frankreich, und der unglückliche Heinrich VI. blieb im Tower zu London in Verhaft.

Eduard IV. befeſtigte mit Blut den Thron, den er mit ſo vielem Blute erkauft hatte; aber je mehr Grauſamkeiten er ausübte, deſto mehr ſetzte er ſich Empörungen aus. Ein Fehltritt, wozu ihn die Liebe verleitete, gab ſeinen Angelegenheiten eine ganz andere Wendung. Zu der Zeit, da Warwick, dem er vornehmlich die Krone zu danken hatte, für ihn ein Ehebündniß mit Bona von Savoyen, Schweſter der Königin von Frankreich, zu bewirken ſuchte, vermählte er ſich heimlich mit Eliſabeth Woodwill, Wittwe eines Edelmanns, deren Tugend, ſo ſehr er ſie auch liebte, er nicht zu überwältigen vermochte. Sie war eine Tochter der verwittweten Herzogin von Bedford, wiewohl aus einer zweiten Ehe, und die Wittwe des Ritters Gray. Der König ward von ihrer Schönheit bezaubert, als ſie demſelben zu Füßen fiel, um ſich die Güter, die ihr verſtorbener Gemahl, als ein Anhänger des Hauſes Lancaſter, verloren hatte, zu erbitten. Auf dieſe Nachricht kehrte der erboſ'te Warwick nach England zurück, ſpann eine Verſchwörung an und zog die Mißvergnügten, ſogar den Herzog von Clarence, des Königs Bruder, an ſich. Er verſöhnte ſich mit ſeiner Erbfeindin, der Königin Margaretha, und unternahm es, den König, den er auf den Thron geſetzt hatte, von demſelben zu ſtürzen, und dagegen denjenigen, den er vom Throne geſtürzt hatte, wieder auf denſelben zu erheben.

Mit ungeheurer Schnelligkeit ward dieſer Entwurf ausgeführt, und ſogleich nach ſeiner Ankunft verſammelten ſich mehr als **60,000** Engländer zu ſeiner Fahne. Eduard entfloh nach einem

nächtlichen Treffen. Elf Tage waren genug, ihn des Königreichs zu berauben. Heinrich VI. ward aus dem Gefängniſſe hervor gezogen, und von neuem als König anerkannt; und das Parlament hob die Acte wieder auf, durch die ſo viele andere Acten waren aufgehoben worden.

Sieben Monate nachher erfolgte eine neue Staatsrevolution. Eduard IV. erhielt eine geringe Unterſtützung von dem Herzoge von Burgund und landete mit 2000 Mann an den Küſten von England, um, dem Vorgeben nach, ſich bloß in den Beſitz ſeines Herzogthums York zu ſetzen. Seine Anhänger ſtrömten herbei. Warwick ließ ſich bei Barnet, ohne die Königin Margaretha abzuwarten, in ein Treffen ein, und verlor die Schlacht und ſein Leben. Die Heldin wagte eine andere Schlacht bei Teneksbury, die ſie gleichfalls und in derſelben ihre Freiheit verlor. Der Prinz von Wallis, ihr Sohn, der, ſo wie ſie, in die Gefangenſchaft gerieth, redete mit dem Sieger in einem ſtolzen Tone, erhielt von demſelben eine Maulſchelle und ward von den Herzogen von Glouceſter und Clarence auf der Stelle erſtochen. Dieſer Letztere war an Warwick zum Verräther geworden, und hatte ſich mit dem Könige, ſeinem Bruder, vereinigt. Die Ermordung Heinrichs VI., die wenige Tage nachher erfolgte, war die Entwicklung dieſes ſcheußlichen Trauerſpiels.

Eduard überließ ſich nun ſeinem Hange nach Vergnügungen und ſeinen Leidenſchaften. Doch der Nationalhaß gegen den Namen der Franzoſen, erregt durch die Ränke des damals noch lebenden Herzogs von Burgund, Carls des Kühnen, weckte ihn in dem Schoße der Wolluſt, ſo daß er nun von Ludwig XI. die Rückgabe der Normandie und Guienne verlangte. Er erſchien an der Spitze einer zahlreichen Armee, um dasjenige mit Gewalt zu erzwingen, was er in Güte nicht erlangen konnte.

Hätte der ungeſtüme Herzog von Burgund nicht, ſtatt die Engländer zu erwarten, ſich über Lothringen geſtürzt, ſo hätte Frankreich Alles zu fürchten gehabt. Ludwig wich dem Kriege aufs ſorgfältigſte aus; Liſt und Geld waren ſeine Waffen. Mit wenig Ehrgefühl, wenn er nur die Gefahr abwenden konnte, trat er in Unterhandlung, beſtach die engliſchen Miniſter, und erkaufte ſich im Jahre **1475** durch den Vergleich zu Pequigny gegen eine Penſion oder einen jährlichen Tribut von **50,000** Thalern in Gold einen ſchimpflichen ſiebenjährigen Waffenſtillſtand. Der einzige rühmliche Artikel des Vergleiches war die Befreiung der Königin Margaretha. Der König bezahlte das Löſegeld und dieſe Heldin endigte ihre Tage in ihrem Vaterlande.

Da der Zuſammenhang der Thatſachen der Zeitordnung vorzuziehen iſt, ſo wollen wir die tragiſche Geſchichte der beiden Roſen bis zu ihrem Ende hier mittheilen. Eduard **IV.**, eben ſo grauſam als wollüſtig, befleckt mit dem königlichen Blute des Hauſes York, vergoß auch noch das Blut ſeines Bruders, des Herzogs von Clarence, dem er doch die letztere glückliche Staatsveränderung zum Theile zu verdanken hatte. Voll Haſſes und Argwohnes gegen denſelben, ließ er ihn in Verhaft nehmen, und klagte ihn vor dem Parlamente an, das damals in der Sclaverei des Hofes war. Man verurtheilte ihn zum Tode, ohne ihn eines todeswürdigen Verbrechens überführen zu können; man überließ ihm bloß die Wahl ſeines Todes, und er ward, ſeinem Verlangen gemäß, in einem Faſſe Malvaſier ertränkt.

Eduard ſtarb im Jahre **1433** während den Zurüſtungen zu einem neuen Kriege gegen Frankreich. Der Herzog von Glouceſter, ſein anderer Bruder, ein Ungeheuer an Bosheit, der während der Minderjährigkeit Eduards **V.**, älteſten Sohnes des letzteren Königs, die vormundſchaftliche Regierung führte, machte den Anſchlag, ſich ſelbſt der Krone Englands zu bemächtigen. Dem erſten

Anblicke nach ſchien dieſer Entwurf unausführbar zu ſeyn; denn es lebten nicht nur zwei Söhne von Eduard IV., ſondern auch ein Sohn von dem Herzoge von Clarence, dem ältern Bruder des Herzogs von Glouceſter. Doch dies Alles hielt ihn nicht von ſeinem Vorhaben ab. Er befreite ſich durch einen Mord von dem Lord Haſtings, der Oberkammerherr und ein eifriger Unterthan war. Er hatte darauf die Dreiſtigkeit, öffentlich ausſprengen zu laſſen, daß der vorige König und der Herzog von Clarence Baſtarde geweſen ſeyen, und durch dieſe Lüge ſeine eigene noch lebende Mutter zu beſchimpfen. Er gab ſich, dieſem Vorwande zufolge, für den einzigen rechtmäßigen Kronerben aus; ward von einigen Nichtswürdigen, deren erkauftes Geſchrei er für die Stimme des Volkes erklärte, zum Könige ausgerufen, und ließ den jungen Eduard und deſſen jüngern Bruder, den Herzog von York, im Tower ermorden. Er regierte bereits im Jahre **1483**, und zwang demnächſt das Parlament, ihn unter dem Namen Richard III. als König anzuerkennen.

So viel Gräuel mußten nothwendig eine muthige Nation aufbringen. Die Partei des Hauſes Lancaſter erwachte wieder. Man warf ſein Augenmerk auf Heinrich, Grafen von Richmond, Enkel jenes Owen Tudor, der ſich mit der Wittwe Heinrich's V. vermählt hatte. Er war Erbe des Hauſes Lancaſter, aber nur von der weiblichen Seite, und noch dazu von einer ächt geſprochenen Linie, die in der Aechtzeugungsurkunde von der Krone ausgeſchloſſen war. Richmond, als ein Verbannter, fand eine Freiſtätte in Bretagne. Der Haß, den Richards Tyrannei einflößte, war allein vermögend, Richmond auf den Thron zu erheben. Der Graf landete mit ungefähr **2000** Mann, die er aus Frankreich erhalten hatte, im Jahre **1485** an den Küſten von Wallis, und hatte ſchnell ein Heer beiſammen, mit welchem er den König Richard bei Bosworth angriff. Richard ſah ſich von ſeinen

Feldherren verlaſſen, verlor die Schlacht, und ſtarb, während er große Tapferkeit bewies, mit dem Schwerte in der Hand.

So ward nach 30jährigen Bürgerkriegen, nach 12 förmlichen Schlachten und nach unzähligen Grauſamkeiten das Geſchlecht der Plantageneten aus dem Hauſe Anjou, welches 330 Jahre regiert hatte, durch Ströme von Blut vertilgt. So wütheten Brüder und Blutsverwandte gegen einander, wurden einander zu Henkern, und zerriſſen das Eingeweide ihres Vaterlandes. Wenn die Herrſchſucht ſich auch vor ſolchen ſchrecklichen Scenen nicht entſetzt, ſo ſollten doch die Völker zittern, Werkzeuge ihrer Wuth zu ſeyn, um früher oder ſpäter Opfer derſelben zu werden.

Richmond, der nun unter dem Namen Heinrich VII. König geworden war, hatte den Einfall, ſeine Rechte auf die Krone durch eine päbſtliche Bulle beſtätigen zu laſſen; er mußte ſie daher für ſchwach und für nicht feſt gegründet halten, obſchon das Parlament ſeine Anſprüche auf die Thronfolge für rechtskräftig erklärt hatte. Er vermählte ſich nach dem Wunſche der Nation mit Eliſabeth, Eduard's IV. Tochter, und vereinigte alſo die Häuſer York und Lancaſter mit einander. Während einer 24jährigen ruhigen Regierung brachte er den hohen Adel zur Unterwürfigkeit, erweiterte die Vorrechte der Krone, und beherrſchte England faſt eben ſo, wie Ludwig XI. Frankreich, zwar mit weniger Schärfe, aber mit eben den Abſichten des Vortheiles und der Staatsklugheit.

Die italieniſchen Staaten, bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Aus den Ueberreſten der alten burgundiſchen Herrſchaft in Oberitalien hatten ſich die Beſitzungen der Grafen von Savoyen, welche Turin und Aſti an ſich brachten, und ihre Länder durch Heirath und Erbſchaft vergrößerten, gebildet. Bereits im Jahre **1016** erſchien der Ahnherr dieſes Hauſes, Graf Berthold, im ſüdlichen Theile des Königreichs Burgund. Er ſtammte von Wittekinds Nachkommen, aus dem gräflichen Hauſe Walbeck. Sein Sohn Humbert erhielt vom Kaiſer Conrad **II.** Beſitzungen im Walliſer Lande, ſein Enkel Otto vermehrte dieſelben durch ſeine Vermählung mit der Gräfin von Suſa im Nordweſten der Lombardei. Ein Gewinn war es für dieſes Haus, daß bereits **1383** das Recht der Erſtgeburt in demſelben eingeführt und dadurch allen Theilungen der Länder vorgebeugt ward. Schon der Graf Amadeus der Friedfertige übernahm die Beſitzungen ſeines Hauſes, Savoyen und Piemont, mit welchen noch Nizza und Vercelli verbunden worden waren, ungetheilt, und ward (**1416**) durch den Kaiſer Sigismund erſter Herzog von Savoyen. Seine Nachfolger hatten zwar ſeit dem Ende des **15.** Jahrhunderts viele Kämpfe mit den Herzogen von Burgund, mit den Schweizern und mit Frankreich zu beſtehen; dennoch aber wußten ſie ſich in dem folgenden Zeitraum mit abwechſelndem Glücke zu behaupten, bis endlich dieſes Haus ſelbſt zur königlichen Würde gelangte.

Venedig entſtand im fünften Jahrhundert, als Italien von den Barbaren überſchwemmt ward. Die kleinen Inſeln auf den Canälen des adriatiſchen Meerbuſens dienten den benachbarten Völkern, die ſich anfangs durch Fiſchen nährten, zu Zufluchtsörtern. Jede Inſel hatte zu ihrem Beherrſcher einen Tribun, und jeder

Tribun ward ein Tyrann. Da dieſe Tyrannen eine genaue Verbindung unter einander für nöthig hielten, ſo erwählten ſie im Anfange des achten Jahrhunderts einen Herzog oder Dogen. Die Dogen, welche, wie ſolches nicht ſelten zu geſchehen pflegte, ihre nicht hinlänglich eingeſchränkte Macht mißbrauchten, verurſachten dadurch oftmalige Unruhen, und wurden oft das Opfer derſelben. Endlich wehrte man den Unternehmungen dieſer höchſten Magiſtratsperſonen und den Gewaltthätigkeiten des aufrühriſchen Volkes durch Ernennung eines großen Rathes von 140 Perſonen aus allen Ständen. Aber die Ehrſucht der Reichen hatte Mittel genug, dieſe Einrichtung zu ihrem Vortheile abzuändern.

Auf dieſe demokratiſche Regierungsform folgte im Jahre 1289 eine erbliche Ariſtokratie, vermittelſt einer Anordnung, die alle Gleichheit des Standes aufhob, indem ſie einigen Familien das ausſchließende Recht ertheilte, den großen Rath zu bilden. Die Ariſtokratie läßt immer Strenge erwarten, weil ſie derſelben zu ihrer Behauptung bedarf.

Es war unmöglich, zu glauben, daß ſo viele von der Regierung ausgeſchloſſene Familien nicht Verſchwörungen anſtiften ſollten. Um den Wirkungen derſelben vorzubeugen, ward der fürchterliche Rath der Zehner errichtet, unter deſſen Gerichtsbarkeit alle Bürger ſtanden, und der manches Mal bloße Angebungen für Beweiſe gelten ließ. Noch furchtbarer war das Tribunal der drei großen Staats-Inquiſitoren, deren geheimem rechtlichen Verfahren und willkürlichen Sentenzen ſelbſt der Doge unterworfen war. Allenthalben ausgeſchickte Spione vertraten bei dieſem Tribunale die Stelle der Ankläger. Magiſtrats- und Privatperſonen ſtanden in Gefahr, ohne alle gerichtliche Unterſuchung das Leben zu verlieren. Wer, ohne es ſelbſt zu wiſſen, von den drei Staats-Inquiſitoren verurtheilt wurde, konnte dem Tode nicht entrinnen. So war es nun der Schrecken, welcher Venedig beherrſchte; durch ihn hatte ſich die

Regierungsform lange Zeit unverändert erhalten. Alles war hier, entweder durch die Wahlen, oder durch die Dauer und durch die Verrichtungen der obrigkeitlichen Würden ſo künſtlich und feſt in einander verwebt, daß ein Aufruhr faſt unmöglich war. Während die vom Adel das Volk unterjochten, wachten ſie zugleich beſtändig Einer über den Andern. Entweder waren ſie durch Vortheile verbunden, oder durch das Unvermögen, ſich der Ränke zu bedienen, gefeſſelt. Daher dieſer unveränderliche Plan, dieſe Feſtigkeit und Grundſätze, wovon kein anderes Beiſpiel gefunden wird.

Bereichert durch den Handel, überließ ſich Venedig dem Ehrgeize der Eroberungen, der für Handel treibende Republiken immer gefährlich iſt. Zur Zeit der Kreuzzüge hatte ſie ihre Macht in Griechenland beträchtlich ausgebreitet. Sie hatte ſich eben jetzt in Italien vieler Länder ihrer Nachbarn und ſogar im Kirchenſtaate bemächtigt. Der glückliche Erfolg macht ſtolz, und der Stolz unvorſichtig. Umgeben von mächtigen Feinden, trotzten die Venetianer dem ihnen drohenden Sturme, und erwarteten nicht, daß man ſich vereinigen würde, ſie zu ſtürzen.

Zu Florenz war es, wo der Geiſt der Freiheit am meiſten herrſchte, ſeitdem die Städte Italiens das Joch der deutſchen Kaiſer abgeworfen hatten. Die Florentiner, die ihres Verſtandes und ihrer Thätigkeit wegen Ruhm und Lob verdienen, würden eine mächtige und dauerhafte Republik errichtet haben, wenn ſie die Wuth der Factionen hätten dämpfen können. Unglücklicherweiſe konnte jene Einfalt der Sitten, die einem republikaniſchen Staate zur Grundlage dienen muß, jene Gleichheit, die ein ſo nothwendiges Erforderniß iſt, um alle Bürger in der Unterwürfigkeit unter den Geſetzen zu erhalten, und jener Patriotismus, jener Eifer für das allgemeine Beſte, dem jede andere Leidenſchaft weichen muß, nur durch die wunderthätige Kraft einer weiſen Ge-

ſetzgebung, wovon das neuere Italien kein Beiſpiel kennt, wieder ins Leben gerufen werden.

Nach dem Tode Friedrichs II. ſchienen die Guelfen und Gibellinen zu Florenz mit einander in Eintracht zu leben. Das Staatsruder ward 12 jährlich zu erwählenden Magiſtratsperſonen anvertraut. Zur Entſcheidung der Rechtsſachen wählte man zwei auswärtige Richter. So ſehr fürchtete man, daß ein Bürger dem andern verdächtig werden möchte. Im Anfange ging Alles ſo glücklich, daß die Florentiner in zehn Jahren Piſtoja, Siena und Arezo in ihr Bündniß zogen, Voltera ſich unterwürfig machten, und Toscana beherrſchten.

Aber bald erwachten die bürgerlichen Unruhen, die Guelfen verjagten die Gibellinen, und die Gibellinen wieder die Guelfen. Man ſah lange Zeit hindurch eine ſtete Folge von Empörungen, von Veränderungen im Staate und von Gewaltthätigkeiten. Der Adel, die Bürgerſchaft und das gemeine Volk machten viele Parteien aus, die ſich nicht mit einander vereinigen ließen.

Im Jahre 1282 verlor der ſämmtliche Adel allen Antheil an der Regierung, die dagegen den Kaufleuten und Künſtlern unter dem Titel der Herren anvertraut wurde. Man erwählte nachmals einen Pannerherrn (Gonfalioniere) aus dem Volke, der mit den Truppen, die unter ſeinem Commando ſtanden, den Herren Hülfe leiſtete. Dieſe neue Einrichtung erzeugte jedoch neue Unordnungen.

Um den Adel im Zaume zu halten, verfiel man auf ein Mittel, das gerade dazu diente, ihn mehr aufzubringen. Da Niemand es wagte, als Zeuge wider die Adeligen aufzutreten, ſo berechtigte man die obrigkeitlichen Perſonen, ſie auf ein bloßes Gerücht zu verurtheilen. Man ſah nicht ein, daß eine ſo willkürliche Gerechtigkeitspflege nur die Zügelloſigkeit vermehren würde.

Der Adel kam empor, theilte ſich aber in zwei Factionen, die ſich Weiße und Schwarze nannten, und, gegen einander bewaffnet, das Vaterland zerfleiſchten. Durch ſolchen Zwieſpalt verlor der Staat immer mehr an Macht. Die toscaniſchen Städte wollten nicht ferner gehorchen. Caſtruccio Caſtracani, Herr von Lucca und Piſa, ſetzte die Florentiner in Schrecken. Sie hatten ſich auf fünf Jahre dem Könige Robert von Neapel unterworfen, und unterwarfen ſich auch Carln, dem Sohne Roberts. Sie ſetzten ſich im Jahre 1328 in Freiheit, verloren ſie noch ein Mal und machten ſich wieder unabhängig.

So vieler Stürme ungeachtet, erhielten ſie ſich in einem großen Anſehen. Da ſie den rebelliſchen Städten anboten, der Oberherrſchaft entſagen zu wollen, und mit einem Bündniſſe mit ihnen zufrieden zu ſeyn, ſo unterwarfen ſich dieſe Städte wieder freiwillig ihrer Herrſchaft. Sie wurden von dem Pabſte Gregor XI. und von den Visconti bekriegt, ohne von denſelben bezwungen zu werden. Man kennt die Schreibart, deren ſich der römiſche Hof in dergleichen Umſtänden zu bedienen pflegte; gleichwohl verdient es doch als etwas Sonderbares bemerkt zu werden, daß der Pabſt, indem er die Republik mit dem Interdict belegte, die Bürger zur Sclaverei verdammte, und die Güter dieſes verbannten Volkes demjenigen zuſprach, der dieſelben zuerſt in Beſitz nehmen würde.

Eine genaue Erzählung der beſtändigen Unruhen und der kleinen, wiewohl vergeblichen, Staatsverbeſſerungen würde unnütz und weitſchweifig ſeyn. Kaum hatte Florenz ſich einiger ruhigen Jahre erfreut, als die Ungewitter von neuem heftig ausbrachen. Die Guelfen verfolgten die Gibellinen; das Volk haßte den Adel und der Adel und die Bürgerſchaft bedienten ſich mannichfaltiger Ränke, das Volk zu unterjochen. Ein lebendiges Bild der Demokratie zu Athen! Aber man hatte keinen Solon, und man

wußte nichts von den feinen Geſinnungen der Athenienſer; daher gab es denn auch oft blutige Auftritte.

Eine durch Handel reich gewordene Familie, die Mediceer, erhielt endlich durch Verdienſte und Wohlthaten das zur Ausrottung ſo vieler Mißbräuche nöthige Anſehen. Sylveſter von Medicis, gegen das Ende des 14. Jahrhunderts Pannerherr, legte den Grund zu einer Staatsverbeſſerung, die anfänglich von geringen Folgen war.

Daß ſchon im Jahre 1313 und in den folgenden Jahren einige Mediceer Pannerherren (Gonfalonieri) waren, iſt nichts Beſonderes, da auch Fleiſcher, Kürſchner, Tuchmacher und Gaſtwirthe dieſe Stelle der oberſten Magiſtratsperſon bekleideten, die alle zwei Monate durch eine neue Wahl beſetzt wurde.

Indeſſen hörte doch das Volk auf, den Gebieter zu ſpielen. Veri von Medicis ſtillte die Empörungen, und obgleich er ſich der Regierung hätte bemächtigen können, ſo zog er es doch vor, als Bürger zu leben. Johann von Medicis trat in ſeine Fußtapfen, kam, ohne nach Ehre zu ſtreben, zu den höchſten Würden, mäßigte durch ſein kluges Betragen die Hitze der beiden Parteien, und brachte die Republik zum Genuſſe eines Glückes, das ſie bis dahin nicht gekannt hatte. Cosmus von Medicis, Johanns Sohn, hatte die Ehre, ſeinen Vater zu übertreffen. Seine Neider erhoben eine Anklage bei der Regierung gegen ihn; er ward, wie ehemals Ariſtides und Camillus, verbannt, aber auch faſt eben ſo bald wieder zurück berufen, weil man während ſeiner Abweſenheit nur Unordnungen herrſchen ſah. Der ihm beigelegte Name eines Vaters des Vaterlandes war eine würdige Belohnung ſeiner Tugenden.

Eine jede fehlerhaft gegründete Regierung, ſchwankend nach Willkür der Factionen, deren Einſturz bevorſteht, weil es ihr an Geſetzen und an Eintracht fehlt, iſt keiner andern Verbeſſerung,

als durch außerordentliche Mittel fähig. Je mehr die Freiheit in Zügelloſigkeit ausartet, deſto mehr nimmt die Republik unbemerkt die Geſtalt einer Monarchie an. Man ſah ſich zu Florenz genöthigt, zur Beſorgung der Regierungsgeſchäfte eine Commiſſion niederzuſetzen; und man mußte bis zum Jahre **1455**, in **21** Jahren, dieſe Verfügung ſechs Mal erneuern. Cosmus von Medicis war das Haupt und die Seele dieſer Magiſtratur, und er gebrauchte ſein Anſehen bloß zur allgemeinen Wohlfahrt. Endlich unterdrückten Cabale die Commiſſion; denn es fehlte nicht an Ehrſüchtigen, die auch an der Regierung Theil nehmen wollten. Der Pannerherr, Pitti, ein Mann von unternehmendem Geiſte, ſtellte die Commiſſion mit Gewalt wieder her, und verfuhr im Namen derſelben mit vieler Strenge. Cosmus, den das Alter entkräftete, verhielt ſich jetzt leidend, und überließ die Geſchäfte ſeinem Amtsgenoſſen Pitti.

Da Peter von Medicis, der im Jahre **1464** dem Cosmus folgte, ſeiner ſchwächlichen Geſundheit wegen zu Regierungsgeſchäften faſt gänzlich unfähig war, ſo traten die Feinde dieſer mächtigen Familie zur Ausrottung derſelben in eine Verſchwörung. Ihre Abſicht gelang nicht, die Commiſſion ward erneuert, aber Peters Unthätigkeit gab zu neuen Ränken Gelegenheit. Seine Söhne, Julian und Laurentius, erfuhren nach ſeinem Ableben alle Schreckniſſe des Haſſes und Neides.

Die Pazzi, Abkömmlinge eines der vornehmſten Häuſer in Florenz, entſchloſſen ſich, dieſe beiden Bürger zu ermorden, weil ſie dieſelben nicht anders zu verderben wußten. Der Pabſt Sixtus **IV.** ſchämte ſich nicht, den Abſichten der Pazzi beizutreten; und ein Salviati, Erzbiſchof zu Piſa, ermunterte zu einer ſo ſchändlichen Verſchwörung. Unter dem Scheine der Freundſchaft hatte man die Medicis zu einer Mahlzeit eingeladen, wo der Tod ihrer wartete. Da ſich nun Julian, wiewohl ohne das

geringſte Mißtrauen zu hegen, bei dieſer Mahlzeit nicht einfand, ſo beſtimmte man ſogar die Kirche zu einem Schauplatze des Mordes. Während der Meſſe, da die Hoſtie in die Höhe gehoben ward — denn dies war der verabredete Zeitpunkt — zogen die Verſchwornen ihre Dolche, und fielen damit die beiden Mediceer an. Julian ſtarb auf der Stelle; Laurentius aber ſetzte ſich zur Gegenwehre und entfloh. Das Volk übernahm ſogleich die Rache ſeiner Wohlthäter. Die Mörder wurden niedergehauen, und ſelbſt der Erzbiſchof von Piſa ward gehängt.

Sixtus IV. hätte, wie man glauben ſollte, zur Verbergung ſeiner eigenen Schande ſich verſtellen und ſchweigen ſollen. Aber nein; er ließ vielmehr alle Donner der Kirche wider die Florentiner ausbrechen. Dieſe verachteten anfänglich das Interdict und baten Frankreich um Schutz. Ludwig XI., der damals noch lebte, hatte Großmuth oder Staatsklugheit genug, ſich zu ihrem Beſten zu erklären. Er drohete mit Wiederherſtellung der pragmatiſchen Sanction, ſchickte einige Truppen ab, und alle römiſche Kunſtgriffe konnten ihn nicht zum Nachgeben bewegen. Endlich geſtand der Pabſt dasjenige zu, was er nicht verweigern konnte. Aber die päbſtliche Gewalt triumphirte immer durch die Demüthigungen, welche ſie denen zufügte, in Anſehung deren ſie ſich entwaffnete. Die Abgeſandten von Florenz erhielten unter Ruthenſtreichen die Abſolution.

Nichts rechtfertigte den Eifer der Florentiner für die Mediceer mehr, als das Betragen des Laurentius bei der Beherrſchung der Republik. Er war eben ſo, wie ſein Großvater, der große Cosmus, ein Beſchützer der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte; er war freigebig, verband mit Prachtliebe feinen Geſchmack, und ſuchte nicht ſowohl zu glänzen, als Gutes zu thun; er ſtellte in ſeinem Vaterlande nichts weiter als eine obrigkeitliche Perſon vor, und ſetzte den von ſeinen Vorfahren geerbten Handel unausgeſetzt

fort; er übertraf daher alle Fürſten ſeiner Zeit, nicht nur durch wahre Verdienſte, ſondern auch durch ſeinen Einfluß auf die Angelegenheiten Italiens, und durch die glücklichen Wirkungen ſeiner weiſen Staatskunſt.

In Italien, wo man ſeit vielen Jahrhunderten nichts als öffentliche Gewaltthätigkeiten, Kriege und ſchauervolle Scenen geſehen hatte, den Frieden wieder herſtellen zu wollen, dies war ein Entwurf, würdig eines Mannes von vorzüglichen Geiſtesgaben; und es war der ſeinige. Die Venetianer, auf der einen Seite von den Türken geängſtigt, ſtürzten ſich auf der andern Seite über die Lombardei. Ludwig Sforza, mit der Maulbeere, hatte ſeinem Neffen, dem jungen Herzoge Johann Galeazzo, Mailand entzogen, und nichts als den leeren Titel übrig gelaſſen. Ferdinand, König beider Sicilien, natürlicher Sohn des Alphons, war um ſo mehr wider Ludwig aufgebracht, weil er ſelbſt Anſprüche auf Mailand hatte. Alle Umſtände kündigten daher neue Kriege an, und Florenz mußte nothwendig den Druck derſelben fühlen. Doch Laurentius wußte den Gefahren zuvor zu kommen. Er ſöhnte Ferdinand und Ludwig mit einander aus, und beredete ſie zur Feſthaltung des Friedens zu einem Bündniſſe mit den Florentinern. Die Venetianer ſetzten ihre Eroberungen bis zu einer gelegenern Zeit aus. Der Pabſt Innocenz VIII. gab ſich vergebliche Mühe, den König von Neapel vom Throne zu ſtürzen. Italien ſchöpfte wieder Luft, und erkannte endlich ſein Glück. Aber für Italien war der Tod des Laurentius von Medicis, der, 43 Jahre alt, im Jahre 1492 ſtarb, ein zu früher Verluſt. Sein Sohn Peter folgte ihm zwar in der Regierung, aber nicht im Verdienſte; und bald griff das Kriegsfeuer aufs neue um ſich, und ſetzte Alles in Flammen.

Es iſt immer etwas Sonderbares und einer näheren Erwägung würdig, daß der römiſche Hof, obgleich unvermögender in Anſehung

des Schreckens ſeiner Bannſprüche, noch immer gleich ehrſüchtig blieb, und jetzt, mehr ſtaatsklug und ſtark durch ſeine Domainen, noch immer durch die Religion oder durch ſeine Ränke die Welt in Bewegung ſetzte. Alle die großen Entwürfe einer geiſtlichen Reformation an Haupt und Gliedern waren unausgeführt und ohne Wirkung geblieben. Wenn auch die Decrete der Coſtnitzer und Baſeler Kirchenverſammlung das Uebel in der Wurzel angegriffen hatten, ſo konnte doch, ſo lange die regierenden Mächte ſich die Sache nicht angelegen ſeyn ließen, nichts ausgerichtet werden. Was können wider die Gewalt verderbte Sittengeſetze ausrichten, die von einer Verſammlung in der Eile entworfen ſind, und von den Häuptern der Geſetzgebung nicht unterſtützt werden? Was war da wohl vermögend, ſie in Kraft zu ſetzen und geltend zu machen?

Daher ſtellt uns denn auch die Geſchichte dieſer Zeit lauter ſolche Päbſte dar, die ſich ihre Vortheile gar ſehr, das Wohl der Kirche hingegen nur wenig angelegen ſeyn ließen. Calixtus III., Nicolaus V. Nachfolger, kam durch eifriges Verwenden ſeiner Anhänger zur päbſtlichen Würde; er predigte unabläſſig den Krieg wider die Türken, trieb unter dieſem Vorwande Schatzungen in den Königreichen ein, rüſtete Galeeren aus und brachte nichts Gutes zu Stande. Pius II., des Calixtus Nachfolger, war ein liſtiger und ſtolzer Staatsmann, der Alles umzuſtoßen ſuchte, was er ſelbſt auf der baſeler Kirchenverſammlung für nöthig erklärt hatte, und ſich denen als Vorbild darſtellte, welche die Wahrheit dem Glücke aufopfern. Nach ihm ſchämte Paul II. ſich nicht, ſeinen im Conclave abgelegten Eid zu brechen, da man die Beobachtung vieler Vorſchriften beſchworen hatte, die größtentheils den Cardinälen vortheilhaft waren; als ſie dießfalls zu murren anfingen, beſänftigte er ſie dadurch, daß er ihnen rothe Hüte gab, und durch Kleinigkeiten ihrer Eitelkeit ſchmeichelte.

Sixtus **IV.**, den wir ſo eben bei Gelegenheit der Verſchwörung zu Florenz haben kennen gelernt, ließ es eine ſeiner angelegentlichſten Bemühungen ſeyn, zur Vertreibung der Türken Geld zuſammen zu bringen, und ſeine Reichthümer zur Erhebung ſeiner Familie zu verwenden. Die Römer plünderten ſeinen Pallaſt nach ſeinem Ableben. Innocenz **VIII.**, der ſich durch ſeine ſchändlichen Ausſchweifungen in den ſchlimmſten Ruf brachte, befolgte ganz genau daſſelbe Regierungsſyſtem, und ſein Nachfolger, Alexander **VI.**, übertraf Alles, was man noch hiervon bisher geſehen hatte. Die Aufführung der Päbſte war von den wichtigſten Folgen. Durch ein tugendhaftes Betragen hätten ſie, nach dem Beiſpiele der alten Päbſte, die eine Zierde ihrer Würde und der Welt ein Muſter waren, den größten Uebeln zuvorkommen und unausſprechlich viel Gutes ſchaffen können. Als Laſterhafte ſetzten ſie die Kirche jedem Unfalle aus, indem ſie die menſchliche Geſellſchaft beunruhigten und verderbten.

Unterdeſſen war Alles in Bewegung. Die Ketzerei des Wikleff und Johann Huß hatte eine heimliche Gährung hinterlaſſen, die durch die Lectüre, durch das Diſputiren, durch die Aergerniſſe und durch die Zügelloſigkeit immer mehr um ſich griff. So viele brennbare Materien, zuſammen gehäuft und gedrückt, mußten, ſobald ſie in Bewegung geſetzt wurden, ſich leicht einen Weg bahnen, und ihr Ausbruch mußte weit umher ſchreckliche Feuersbrünſte verbreiten und Vieles in Trümmer begraben.

Carl VIII. von Frankreich, Heinrich IV. von Caſtilien, Ferdinand der Katholiſche.

Frankreich hatte ſeit dem Jahre **1483** Carl **VIII.**, einen jungen, ſchlecht erzogenen und zu Geſchäften untüchtigen Prinzen, zum Könige. Er beſtieg den Thron, da er erſt **13** Jahre alt

war. Anna, ſeine älteſte Schweſter, die an Peter von Bourbon, Herr von Beaujeu, vermählt war, ſollte, nach dem Inhalt des Teſtaments Ludwigs XI., während der Minderjährigkeit des Königs als Regentin das Reich beherrſchen. Dieſes gab Gelegenheit zu einem Bürgerkriege. Der Herzog von Orleans (der unter dem Namen Ludwigs XII. König ward) machte Anſprüche auf die Regierung, wollte ſich derſelben bemächtigen, erreichte ſeinen Zweck nicht und empörte ſich. Er verband ſich mit dem Herzoge von Bretagne und mit Maximilian von Oeſterreich, verlor die Schlacht bei Saint-Aubin und ward gefangen genommen.

Nicht lange darauf ſtarb der Herzog von Bretagne, ohne Söhne zu hinterlaſſen. Anna, ſeine Tochter und Erbin dieſer großen Provinz, war bereits durch Procuration mit Maximilian, Wittwer der Erbin von Burgund, vermählt. Um das Herzogthum wieder mit der Krone zu verbinden, trennte man endlich, wiewohl nicht ohne große Mühe, das Ehebündniß mit Maximilian, das ſo ganz nach Annens Sinne war, und vermählte dieſe Prinzeſſin mit dem Könige von Frankreich, den ſie nicht liebte. Obſchon der Herzog von Orleans ſelbſt die Prinzeſſin liebte, ſo war er doch ſo edelmüthig, Carl VIII. in einer ſo zärtlichen Angelegenheit behülflich zu ſeyn. Dieſer erlauchte Empörer war ein eifrig getreuer Unterthan geworden. Der König hatte ſich dadurch, daß er ihn aus dem Gefängniſſe ließ, ſeine ganze Erkenntlichkeit erworben; und der Prinz ließ ſich nichts mehr angelegen ſeyn, als die Empörung durch den Glanz ſeiner Tugenden auszulöſchen. Margaretha von Oeſterreich, Tochter des Erzherzogs Maximilian, war ſeit langer Zeit mit Carln verlobt, und ward ſogar bis zu ihrer Mannbarkeit an dem franzöſiſchen Hofe erzogen. Nun aber ward ſie zurückgeſchickt, und ihr Vater fühlte ſich zwiefach beleidigt. Er athmete Rache und ergriff, wie er ſchon oft gethan hatte, die Waffen. Da er aber in den Niederlanden nur wenig Macht

hatte und mit vieler Mühe von dem Kaiſer Friedrich III. nur wenige Hülfstruppen erhielt, ſo würde man ſich wahrſcheinlich eines Theiles ſeiner Provinzen bemächtigt haben, wenn man ſich nicht von der Sucht nach auswärtigen Eroberungen hätte hinreißen laſſen. Die Schmeichler, welche die Schwächen der Fürſten zu ihrem Vortheile benutzen, ermunterten Carl, ſeine Rechte auf das Königreich Neapel geltend zu machen. Berauſcht von dieſem Entwurfe, gab er dem Maximilian, was Ludwig XI. erobert hatte, die Franche-Comté und Artois, zurück. Er that noch mehr als dies. Er ſetzte auch Ferdinand den Katholiſchen (den wir bald nachher werden kennen lernen) in den Beſitz von Rouſſillon und Cerdagne, und verlangte dagegen nichts weiter, als daß derſelbe in dem italieniſchen Kriege parteilos bleiben ſolle. Er trat endlich, faſt ohne irgend einige Maßregeln genommen zu haben, dieſen gefährlichen Feldzug an, der in ſeinen Augen eine bloße Luſtreiſe war. Ludwig Sforza und der ſehr berüchtigte Alexander VI. (Borgia) hatten ihn ſogar dahin eingeladen; denn nach dem Tode des Laurentius von Medicis wußte man nichts mehr von Friede und Einigkeit. Dadurch, daß ſich Carl VIII. jenem Fürſten und dieſem Pabſte anvertraute, bewies er keine geringe Unvorſichtigkeit. Peter von Medicis hatte die Dreiſtigkeit, ihm den Durchzug zu verſagen, bewilligte aber bald, geſchreckt von den franzöſiſchen Waffen, Alles, was man von ihm verlangte, und wurde von den Florentinern, die ſtandhafter in ihren Entſchließungen waren, vertrieben. Der Monarch erſchien zu Florenz mit allem Gepränge eines Eroberers. Als er unerträgliche Bedingungen vorſchreiben wollte, antwortete ihm ein Abgeordneter der Republik mit großer Entſchloſſenheit: „Da Sie Ihre Forderungen ſo hoch treiben, ſo laſſen Sie nur in Ihre Trompeten ſtoßen; wir wollen unterdeſſen unſere Glocken anziehen.“ Dieſe kühne Antwort brachte ihn dahin, daß er ſich begnügte,

ein Bündniß mit den Florentinern zu ſchließen. Der Pabſt, den es bald gereuete, die Franzoſen nach Italien gezogen zu haben, hatte ſich wider dieſelben mit Alphons II., König von Neapel, verbunden. Carl ging gerade nach Rom, und zog daſelbſt an der Spitze ſeiner Truppen ein.

Alexander VI. ſchloß ſich in der Engelsburg ein, und wurde genöthigt, einen Frieden zu ſchließen. Sobald der Vergleich geſchloſſen war, küßte der König dem Pabſte die Füße, bediente ihn während der Meſſe, und nahm ſeinen Platz nach dem Cardinal-Dechant. Merkwürdiger iſt es, daß der Pabſt genöthigt wurde, ihm den türkiſchen Prinzen Zizim, Sohn des furchtbaren Sultans Muhamed II., in die Hände zu liefern. Zizim hatte, nach einer mißlungenen Empörung wider ſeinen Bruder Bajazeth, ſeine Zuflucht zu den Chriſten genommen. Alexander hatte ohne Zweifel die Abſicht, ihn dem Sultan, von dem er Beiſtand verlangte, auszuliefern. Man glaubte, der Pabſt habe den Prinzen vor deſſen Auslieferung an den König vergiften laſſen; alle Art des Verdachtes muß auf dieſes Ungeheuer fallen, auf dieſe Schande der Kirche und des päbſtlichen Stuhles. Inzwiſchen ſchienen die Neapolitaner ſelbſt den Eroberer herbei zu rufen. Alphons, der ſich durch ſeine Tyrannei verhaßt gemacht hatte, verbarg ſich in einem Kloſter in Sicilien. Sein Sohn, Ferdinand II., flüchtete ſich nach einer Inſel.

Carl durfte ſich nur zeigen, ſo unterwarf ſich ihm ſchon Alles. Fünf Monate nach ſeiner Abreiſe hatte er ganz Neapel in ſeiner Gewalt. Dieſe ſchnellen Eroberungen mit einer kleinen Armee, der es an Gelde gebrach, können nur der Furcht der Italiener zugeſchrieben werden. Die Kriegskunſt war ihnen eine unbekannte Sache, obſchon ſie beſtändig wider einander in Fehde lagen; ſie hatten weder regulirte Truppen, noch ſchweres Geſchütz; ihre Schlachten beſtanden bloß in einer Art des Kampfes, wobei wenig Blut ver-

goſſen wurde. Den Feind zurücktreiben und das Schlachtfeld behaupten, das nannnten ſie einen entſcheidenden Sieg, während die perſönliche Rache und die innerlichen Faktionen unzählige Ermordungen verurſachten. Die ungeſtüme Tapferkeit der Franzoſen mußte daher auf den erſten Angriff Alles vor ſich niederwerfen. Aber das war freilich ein ſehr unbedeutender Vorzug, wenn nicht die Klugheit eine Eroberung dauerhaft machte, die ſich leichter ausführen als behaupten ließ. Aber die Klugheit verband ſich nicht mit der Lebhaftigkeit der Franzoſen. Luſtbarkeiten, Feſte, Bedrückungen, Geiz und Zügelloſigkeit, keine Sorgfalt zur Schonung der neuen Unterthanen, keine Vorſicht gegen auswärtige Unternehmungen: dies waren die Mittel, deren ſich dieſe furchtbaren Sieger zur Befeſtigung ihrer Herrſchaft bedienten. Carl dachte bloß auf ſein Vergnügen, und überließ alle Geſchäfte ſolchen Leuten, die ſeines Vertrauens unwürdig waren. Seine Feinde ließen ſich nicht einſchläfern, ſondern wußten ſeine Fehler zu ihrem Vortheile zu benutzen. Der Pabſt Alexander; Maximilian, der ſeit dem im Jahre 1493 erfolgten Tode des ſchwachen Friedrichs Kaiſer war; Ferdinand der Katholiſche, König von Sicilien, die Venetianer, und Ludwig, Herzog von Mailand, deſſen Neffe, den er ſeiner Staaten beraubt hatte, nicht mehr lebte: alle dieſe traten in einen Bund, um die Franzoſen zu vertreiben, und Ferdinand II. wieder auf den neapolitaniſchen Thron zu ſetzen. Ohne das Ungewitter zu verſcheuchen, ohne Maßregeln nach Beſchaffenheit der Umſtände zu ergreifen, dachte Carl nur auf ſeine Rückreiſe. Er ließ 3 oder 4000 Mann zu Neapel, und machte ſich mit ſeinen übrigen Truppen, die ungefähr aus 7 oder 8000 Mann beſtanden, auf den Weg. Die Verbündeten, die 30,000 Mann bei ſich führten, erwarteten ihn in dem Parmeſaniſchen.

Geſchreckt durch ſeine Kühnheit, berathſchlagten ſie lange mit einander, ob ſie einen Angriff wagen wollten. Endlich entſchloſ-

ſen ſie ſich dazu. Sie lieferten das Treffen bei Fornova, wurden in weniger als einer Stunde geſchlagen und verloren 3000 Mann, wogegen die Franzoſen nur 200 einbüßten. Der große Verluſt an Leuten war freilich auf italieniſcher Seite, dagegen entkam der König mit genauer Noth der Gefangenſchaft und die Italiener erbeuteten eine Menge von Geſchütz und Koſtbarkeiten. Dieſer ruhmvolle Sieg brachte Carl VIII. keinen andern Vortheil, als daß er ſich dadurch in Sicherheit geſetzt ſah. Das Königreich Neapel ging im folgenden Jahre (1496) verloren. Gonſalvo di Corduba, dieſer berühmte ſpaniſche Feldherr, vertrieb mit leichter Mühe eine Hand voll Franzoſen, die das Land verabſcheute. Dieß würde für Frankreich ein wahres Glück geweſen ſeyn, wenn man dieſe Widerwärtigkeit benützt hätte, um in Zukunft weiſer zu verfahren. Der König ſtarb, noch jung, im Jahre 1498. Seine vier Kinder waren vor ihm geſtorben. Ludwig, Herzog von Orleans, folgte ihm auf dem Throne. Die folgende Epoche enthält die Regierung dieſes Prinzen, der, ſeiner großen Verdienſte ungeachtet, doch dem Ehrgeize, nach der Herrſchaft in Italien zu ſtreben, nicht widerſtehen konnte! Die Umſtände bei dem Ableben Carls VIII. ſind merkwürdig. Er hielt ſich zu Amboiſe, ſeinem Geburtsorte, auf, und ließ die Königin zu einem Ballſpiele einladen. Indem er ſie durch einen Gang führte, ſtieß er mit der Stirn an eine Thüre, ging aber doch zu dem Ballſpiele. Gleich nach Beendigung des Spieles wurde er vom Schlage gerührt, und ſtarb im 28ſten Jahre ſeines Alters. Die Franzoſen ſollen von dem neapolitaniſchen Feldzuge jene Krankheit, welche man die Franzoſen oder das mal de Naples nennt, mit nach Hauſe gebracht haben.

Spanien, das ſo lange Zeiten hindurch in verſchiedene Königreiche getheilt, ſchwach und ohne Anſehen war, und von dem allgemeinen Staatenſyſtem in Europa ausgeſchloſſen ſchien, ward eine anſehnliche Macht, die von nun an unſere Blicke auf ſich zieht.

Um den Urſprung ſeiner Größe zu entdecken, müſſen wir auf die unglückliche und durch Schandthaten entehrte Regierung zurückgehen.

Heinrich IV., mit dem Beinamen der Ohnmächtige, beſtieg, ſeiner beſtändigen Ausſchweifungen ungeachtet, im Jahre 1454 den caſtilianiſchen Thron. Er war ein Abkömmling von Heinrich jenſeits des Meeres, der durch einen Brudermord König ward. Der neue Hof ſchien ſich durch alles dasjenige auszuzeichnen, was ſich nur Schändliches und Laſterhaftes denken läßt. Heinrich lebte unter Günſtlingen und Maitreſſen, und nach ſeinem Beiſpiele lebte die Königin Johanna, Schweſter des Königs von Portugal, ohne allen Zwang mit ihren Buhlern. Man dachte nur auf Luſtbarkeiten, und ſo mußten ſich denn die Staatsangelegenheiten von Tag zu Tage verſchlimmern. Eine verderbliche Pracht hielt man für wahre Größe. Als man Ludwig XI. zum Schiedsrichter zwiſchen den Königen von Caſtilien und Aragonien erwählt hatte, war dem Könige Heinrich in einer Zuſammenkunft mit Ludwig das knauſerige Betragen des Letztern ſo auffallend zuwider, daß er gegen dieſen und gegen die Franzoſen überhaupt die größte Verachtung faßte. Er ward aber in dieſer Unterhandlung ſelbſt von denjenigen hintergangen, denen er ſein größtes Vertrauen ſchenkte. Er erfuhr ihre Treuloſigkeit, warf ſeine Ungnade auf ſie und erhob an ihrer Stelle Bertrand de la Cueva, deſſen ehebrecheriſcher Umgang mit der Königin dem Königreiche ein Gräuel war. Das Feuer des Aufruhrs glimmte unter der Aſche, und dieſer Schritt des Königs verurſachte, daß es in volle Flammen ausbrach.

Die Mißvergnügten, die den Erzbiſchof zu Toledo, Carillo, an ihrer Spitze hatten, machten und vollführten faſt unglaubliche Entwürfe. Im Jahre 1464 zwangen ſie den König, zum Nachtheile ſeiner Tochter Johanna, der man bereits den Huldigungseid geſchworen hatte, ſeinen Bruder Alphons für den Thronerben

zu erkennen. Sie ließen in Rom um Diſpenſation wegen des gebrochenen Eides anſuchen, und ſetzten im folgenden Jahre (eine nie geſehene Feierlichkeit) Heinrich IV., und zwar im Bildniſſe, auf einem Schaffote öffentlich ab. Man griff zu den Waffen. Das Treffen bei Almedo war unentſcheidend; da aber der König dabei nicht zugegen geweſen war, ſo fiel er noch tiefer in Verachtung. Der Erzbiſchof von Toledo trug in der Schlacht eine Stola über ſeiner Rüſtung und focht wie ein Held, und ob er ſchon verwundet war, ſo war er doch der Letzte, der die Flucht ergriff.

In Spanien fehlte es nicht an Heldinnen. Eine Frau von Villalva focht in Caſtilien für die Sache des Königs, und eine Königin von Aragonien für ihren Gemahl wider Johann von Anjou, Herzog von Lothringen, der zu Barcellona zum Könige ausgerufen worden war.

Alphons, den die caſtilianiſchen Rebellen gekrönt hatten, ſtarb plötzlich im Jahre 1468, da er erſt 15 Jahre alt war. Durch dieſen unerwarteten Zufall ward ihre Verwegenheit keineswegs verringert. Sie ſchrieben Heinrich IV. Bedingungen vor; zwangen ihn, ſeine Schweſter, Iſabella, für die Kronerbin zu erklären, ſeine Tochter, Johanna, zu enterben, und dieſelbe, ſammt ihrer Mutter, ſeiner Gemahlin, nach Portugal zu ſchicken. Ein päbſtlicher Legat hatte an dieſem Vergleiche Antheil. Man gab vor, Johanna ſey eine Tochter Bertrands de la Cueva; und dieſe Vorausſetzung, die durch eine wüthende Cabale behauptet ward, entzog dieſer Prinzeſſin diejenigen Rechte, die man ihr unter andern Umſtänden nicht würde ſtreitig gemacht haben.

Die Vermählung der Iſabella ward nunmehr ein Gegenſtand der Ränkeſucht und Ehrbegierde. Der König von Portugal verlangte ſie zur Gemahlin; Ludwig XI. warb um ſie für ſeinen Bruder und der König von Aragonien für ſeinen Sohn

Ferdinand. Es war der Vortheil der Rebellen, dem Letzteren den Vorzug zu geben, weil derſelbe ſie am beſten beſchützen konnte. Heinrich wankte nach einer andern Seite, doch ohne Wirkung. Da ſich die Sache in die Länge zog, ſo traf man zu ihrer Beendigung ein Mittel, das aller vorher gebrauchten Mittel würdig war. Ferdinand kam verkleidet nach Valladolid. Der Erzbiſchof von Toledo verband ihn heimlich mit Iſabellen, mit dem Verſprechen, die nöthige Diſpenſation von dem Pabſte zu verſchaffen, die gleichwohl erſt nach Verlauf dreier Jahre erfolgte. Ein ſolcher Prälat verdiente die Ehre, das Haupt der Verſchwörung zu ſeyn.

Wüthend über dieſes Unternehmen, enterbte Heinrich ſeine Schweſter und ſetzte ſeine Tochter wieder in ihre Rechte ein. Er bot dieſelbe dem Herzoge von Guienne, Bruder Ludwigs XI., zur Gemahlin an, und auf deſſen Verweigerung dem Könige von Portugal, der gleichfalls ihre Hand ausſchlug; ſo wenig war auf die Beſtimmung dieſer Prinzeſſin zu rechnen. In dem ganzen Königreiche brach ein bürgerlicher Krieg aus. Die Namen Johanna und Iſabella bewaffneten die Hände aller Aufrührer. Endlich ſöhnte ſich der König mit ſeiner Schweſter und mit Ferdinand aus. Nachdem er Abends bei ihnen geſpeiſ't hatte, ward er bei der Rückkehr von der Mahlzeit mit heftigen Schmerzen im Eingeweide befallen, die ihn bis zu ſeinem Tode marterten. Er ſtarb in demſelben Jahre, 1474, nachdem er Johanna aufs neue für ſeine Tochter und Erbin erklärt hatte.

Die Königin beſchwor daſſelbe, aber man wollte es dennoch nicht glauben. Der Verdacht der Vergiftung, den das Gerücht verbreitete, war dem Glücke Ferdinands und Iſabellens kein Hinderniß; beide hatten Talente und Staatsklugheit.

Der Anfang ihrer Regierung war ſtürmiſch. Ferdinand, der bloß den königlichen Titel führte, indem die ganze Macht in

den Händen der Königin war, ſtand im Begriffe, ſich nach Aragonien zu entfernen; aber die Königin wußte ihm zu ſchmeicheln und ihn bei ſich zu behalten. Sie nannte ihn ihren Herrn und König, und blieb indeſſen die Gebieterin des Königreichs. Der Erzbiſchof von Toledo, welcher auf das Vertrauen, womit ſie den Cardinal Mendoza beehrte, neidiſch war, überließ ſich gänzlich ſeinem Unwillen. „Ich will", ſagte er, „Iſabella wieder an den Spinnrocken bringen, von dem ich ſie weggezogen habe." Er entfernte ſich, und ſann auf Ränke.

Nachdem Alphons V., König von Portugal, ſich endlich entſchloſſen hatte, die Prinzeſſin Johanna, Heinrichs IV. Tochter, zur Gemahlin zu nehmen, ſo ward dieſelbe zu Placencia als Königin von Caſtilien ausgerufen. Aber nach einigen kriegeriſchen Jahren, im Jahre **1479**, entſagte Alphons der Vermählung und ſeinen daraus erwachſenden Anſprüchen. Johanna nahm den Schleier. Der Erzbiſchof von Toledo, dem man ſeine Einkünfte entzog, ſah ſich dadurch gezwungen, ſeinen Stolz unter das Joch des Gehorſams zu beugen. Man bedurfte einer weiſen und kraftvollen Regierung, um die Unordnungen zu erſticken, die bis zur äußerſten Ausſchweifung getrieben waren. Das ganze Reich war mit Straßenräubern angefüllt. Die Großen begünſtigten oder begingen ſelbſt allerlei Räubereien, und ihre Schlöſſer konnten als feindliche Feſtungen im Staate angeſehen werden. Mit einem Worte, alle Mißbräuche der Feudal-Regierung hielten ſich durch Gewalt und Muthwillen in Kraft. Man entſchloß ſich, dieſelben auszurotten; errichtete die Congregation der heiligen Hermandad, welche die Abſicht hatte, den Ermordungen, Diebſtählen und allen Arten von Gewaltthätigkeiten zu wehren. Man wies derſelben gewiſſe zu erhebende Steuern an, und ordnete ihr eine beſtimmte Anzahl Truppen zu. Dieſe und ähnliche Einrichtungen fanden vielen Widerſtand von Seiten der Großen, die ihre Vor-

theile aus den Verbrechen zogen, gerade ſo, wie wir es bei andern europäiſchen Ländern geſehen haben.

Indeſſen machten ſich Iſabella und Ferdinand es gleich anfangs zum angelegentlichen Geſchäfte, die Verbrechen durch Strafen zu vermindern; die Feſten der Großen, welche das Land durch Streifereien plünderten, zu ſchleifen; Gnadenbezeigungen, welche den Schatz erſchöpften, zurück zu nehmen; das Volk von der Unterdrückung der Großen zu befreien, und es allein der königlichen Gewalt zu unterwerfen. Aber mitten unter dieſen heilſamen Bemühungen führten ſie auch, voll gewaltſamen Religionseifers, alles dasjenige ein, was das Inquiſitionsgericht den Rechten der Menſchheit und den wohlthätigen Lehren des Evangeliums gerade entgegen Strebendes in ſich faßt. Torquemada, ein ſtürmiſcher und grauſamer Dominicaner, hatte die Königin vor ihrer Thronerhebung ſchwören laſſen, ſobald ſie zur Regierung käme, alle ihre Gewalt zur Ausrottung der Religionsverräther, der Juden, Muſelmänner, Ketzer und Zauberer, anzuwenden. Der Cardinal Mendoza, entſtammt von dem Dominicaner, bediente ſich dieſes Eides der Königin zu ſeinem Vortheile. Die Inquiſition ward mit einer tyranniſch rechtsförmlichen Strenge eingeführt, wovon man bisher noch kein Beiſpiel geſehen hatte. Torquemada, der zum Groß-Inquiſitor ernannt ward, ließ in vier Jahren **6000** Menſchen verbrennen, und ſein Eifer verfolgte mehr als **100,000** Bürger. Ein ſtummer Schrecken, bange Beſorgniſſe und eine wilde Schwärmerei bemächtigten ſich der Familien; die ehrloſeſten Angebungen wurden als Tugenden geprieſen; die geringſten Muthmaßungen, unbedeutende Uebereilungen, eingebildete oder erdichtete Verbrechen dienten zu einem rechtskräftigen Vorwande, um eine Menge unſchuldiger Leute ins Gefängniß zu werfen, zu beſchimpfen und zur Verzweiflung zu bringen. Durch das unrechtmäßigſte Verfahren ſprach man ihnen Gut, Ehre und Leben ab. Der Beklagte kannte

niemals ſeinen Ankläger, und ward nie mit demſelben confrontirt. Er mußte das Verbrechen, deſſen er ſchuldig ſeyn ſollte, errathen. Durch verfängliche Fragen in Schlingen verwickelt, bekannte er ſich oft für ſtrafbar, ohne zu wiſſen warum. Die Zeugniſſe der nächſten Verwandten und unzüchtiger Weiber wurden zugelaſſen, gleich als wenn man fürchtete, daß es ſonſt an Angebungen fehlen würde. Und obſchon bei Beſtrafung der Verläumder ihnen Gleiches mit Gleichem ſollte vergolten werden; obſchon perſönliche Feindſchaften und abergläubige Thorheiten die Zahl der falſchen Anklagen natürlicher Weiſe vervielfältigten: ſo hatte man doch kein einziges Beiſpiel, daß ein Verläumder von dem heiligen Amte wäre beſtraft worden. Wider die Ausſprüche dieſes Tribunals gab es kein Rettungsmittel, keine Appellation an den König, den Beſchützer ſeiner Unterthanen. Man ſah eine unzählige Menge Trabanten, mit Privilegien überhäuft, und unermeßliche Summen verwendet, mehr zum Verderben Spaniens, als zum Triumph des Glaubens. Jene gräulichen Hinrichtungen, wo die Opfer auf einander gehäuft lagen, jene Auto-da-fè's, vor deren bloßen Erzählung die Menſchheit zurückſchaudert, betrachtete man als Religionshandlungen, ſogar als Schauſpiele, denen Könige mit Vergnügen und voll heiligen Eifers beiwohnten. Wollte man mit einigen Schriftſtellern behaupten, daß Spanien und Portugal ſich glücklich zu ſchätzen hätten, dergeſtalt den Mahomedismus, das Judenthum oder die Ketzerei aus ihren Reichen verbannt zu haben, ſo würde daraus folgen, daß man, um Chriſten und Rechtgläubige zu machen, die Vernunft ausrotten, Menſchen quälen und die Welt mit Feuer und Schwert verheeren müſſe. Auf dieſe Art ward die chriſtliche Religion nicht gegründet. Die Geſchichte wird uns lehren, welche tiefe Wunden dadurch dem Staate geſchlagen wurden.

Durch den Tod ſeines Vaters, Johanns II., ward Ferdinand im Jahre **1479** König von Aragonien und Sicilien.

Als vier Jahre hernach der junge Phöbus von Foix, König von Navarra, geſtorben war, wünſchte er die Schweſter und Erbin dieſes Königs, Katharina, zur Gemahlin für ſeinen Sohn zu erhalten.

Um dieſes Geſchäft beſſer betreiben zu können, bemächtigte er ſich der Stadt Pampelona, und ſpäter riß er dieſes ganze Königreich an ſich. Durch eine liſtige und durch Gewalt der Waffen unterſtützte Staatsklugheit vermehrten Ferdinand und Iſabella ihre Macht fortwährend.

Das Königreich Granada, die einzige Herrſchaft, die den Mahomedanern noch in Spanien übrig war, zog die Blicke herrſchſüchtiger Fürſten auf ſich, die eben ſo ſehr von Religionseifer als von ihrem Vortheile zur Eroberung deſſelben eingeladen zu werden ſchienen. Man muß erſtaunen, daß die Mauren die caſtilianiſchen Unruhen unter der vorigen Regierung nicht zu benützen ſuchten, und ſich ſogar der Bezahlung eines Tributs unterwarfen. Aber durch innerlichen Zwieſpalt verloren ſie ſelbſt immer mehr an Macht. Die Zwietracht, die bis zur Wuth ſtieg, verurſachte endlich ihren gänzlichen Sturz, wie ſie den Untergang ſo vieler andern Reiche verurſacht hatte. Der König von Granada, Albohacen, lag im Kriege mit einem ſeiner Söhne, und dieſer mit einem ſeiner Oheime. Das ganze Reich war ein Raub der Bürgerkriege, als Ferdinand und Iſabella ihre Waffen gegen dieſen wankenden Staat richteten, der von der Natur ſo geſegnet war, daß er billig der Mittelpunkt des Glückes hätte ſeyn ſollen. Nachdem ſich Ferdinand von dem Pabſte Sixtus IV. eine Bulle zum Kreuzzuge und die Erlaubniß, von der Cleriſei Subſidien zu erheben, erbeten hatte — denn die Klugheit machte damals einen ſolchen Schritt nöthig — ſtellte er ſich im Jahre 1483 an die Spitze ſeiner Truppen. Er ſetzte den Krieg mit reißendem Glücke fort. Iſabella begleitete ihn auf vielen Feldzügen und beide kamen

bei der Belagerung der wichtigen Stadt Malaga, die muthig vertheidigt und im Jahre **1487** eingenommen ward, in große Todesgefahr. Sie nahmen im Jahre **1489** die Stadt Baza, nach einer Einbuße von **20,000** Mann, mit Sturm ein. Guadix und Almeria wurden ihnen von einem muſelmänniſchen Prinzen ausgeliefert, der nach der Krone ſtrebte und ſowohl niederträchtig als einfältig genug war, für dieſen Preis die ſpaniſchen Waffen gegen ſeinen Mitbewerber kehren zu wollen. Im Jahre **1491** belagerten Iſabella und Ferdinand endlich Granada ſelbſt. Ihr Lager, das auf zwei Meilen von der Stadt aufgeſchlagen war, ward durch eine fürchterliche Feuersbrunſt in Aſche gelegt. Um nicht ferner einem ähnlichen Unfalle ausgeſetzt zu ſeyn, ließen ſie an dem nämlichen Orte eine feuerfeſte Stadt erbauen, und dieſes Werk ward in weniger als drei Monaten zu Stande gebracht. So entſtand die Stadt Santa-fe.

Die Belagerer waren mit Allem reich verſorgt; die Belagerten hingegen fühlten alle Schreckniſſe des Mangels, und ſchon war die Stadt aufs äußerſte gebracht, als ein ſchwärmeriſcher Muſelmann die niedergeſchlagenen Gemüther durch ſeine Beredſamkeit wieder begeiſterte. **20,000** Mann, erhitzt durch ſeinen Vortrag, waren auf ſeine Ermunterung bereit, ihm zu folgen und Alles zu wagen, und man hätte von ihren verzweifelten Entſchließungen Gebrauch machen ſollen. Aber Abo Abdeli, der ſeinen Vater Abohacen vom Throne geſtürzt hatte, fürchtete ſich vor den Wirkungen dieſer Gährung, und eilte, eine Capitulation abzuſchließen. Er erhielt für ſich die feſten Städte und die Einkünfte von dem ſehr fruchtbaren Gebirge des Alpuxarras und für die Einwohner die Sicherheit ihrer Güter, den Gebrauch ihrer Geſetze, und die freie Religionsübung. Beladen mit den Flüchen und Verwünſchungen ſeiner Unterthanen, ſah er dieſe herrliche Reſidenz, die er verließ, mit naſſen Blicken und unter tiefen Seufzern

an. Da ſagte ſeine Mutter zu ihm: „Du haſt wohl Urſache, wie ein Weib zu weinen, da du eine ſolche Stadt nicht mit dem Muthe eines Mannes zu behaupten wußteſt.“ So endigte ſich die Herrſchaft der Araber in Spanien, die ungefähr 800 Jahre zuvor gegründet worden war.

Je nützlicher und ruhmvoller dieſe Eroberung war, deſto mehr muß man ſich über die ſo verderbliche als ungerechte Staatskunſt wundern, wodurch ſich Ferdinand und Iſabella gleich nachher zur Vertreibung der Juden verleiten ließen. Eine Beute des Haſſes und der Verachtung der Chriſten entſchädigten ſie ſich durch ihren Fleiß; ſie fanden in ihren Reichthümern einen Erſatz der Ehre. Da ſie allein Handel trieben, und großen Wucher damit verknüpften, ſo war faſt alles Geld der Nation in ihren Händen. Verarmte von Adel verbanden ſich durch Heirath mit ihnen, ſowie mit Mahomedanern, und waren ihnen deßhalb doch nicht weniger feind. Grobe Beſchuldigungen, wie ſie der Religionshaß zu allen Zeiten zu machen pflegt, entflammten die Wuth des Pöbels. Die Regierung ließ ſich, entweder aus einem blinden Religionseifer, oder aus einem übel verſtandenen Intereſſe mit fortreißen. Man befahl den Juden, das Königreich zu räumen, gab ihnen zum Verkauf ihrer Güter eine ſechsmonatliche Friſt, verbot ihnen aber zugleich bei Todesſtrafe, Silber, Gold und Edelſteine mit ſich fortzunehmen; das heißt: man vertrieb ſie, um ſie zu plündern.

Durch dieſe Verordnung verlor Spanien mehr als 30,000 Familien, die zum wenigſten 150,000 Perſonen ausmachten. Mit ihnen entwichen zugleich die Arbeitſamkeit, die Künſte und der Handel. Es ging mit dieſer Ungerechtigkeit, wie mit der Verfälſchung der Münzen, welche die Fürſten ins Verderben ſtürzte, indem ſie ihnen augenblickliche Vortheile verſchaffte. Die Beraubung der Juden ſchien ein großer Gewinn zu ſeyn; indeſſen verarmte dadurch ſchnell der Staat. Nichts erſetzte die großen

Steuern, die ſie bezahlt hatten, und man wußte nicht, wo man die nöthigen Lebensbedürfniſſe hernehmen ſollte, die man aus ihren arbeitſamen Händen erhalten hatte. War denn kein Mittel, dem Wucher der Juden Schranken zu ſetzen, ohne den Handel zu verſcheuchen? Wollte man nun ein Mal ungerecht verfahren, ſo hätte man doch wenigſtens gehörige Maßregeln nehmen ſollen, um den ſchlimmen Folgen der Ungerechtigkeit zuvorzukommen. Immer würde indeſſen die Ungerechtigkeit noch ihre Wirkungen, d. i. weit mehr Böſes als Gutes, hervorgebracht haben, wie alle Gewaltthätigkeit, die man unter dem Vorwande der Religion ausübt.

Durch die Vertreibung der Juden aus Spanien gewann Portugal faſt **80,000** Unterthanen. **15,000** flüchteten nach Afrika, wo ſie noch grauſamer als in Spanien behandelt wurden. Die Mauren, ſagt man, hätten ihnen die Bäuche aufgeſchnitten, um verſchlucktes Geld in ihren Eingeweiden aufzuſuchen. Einige tauſend kamen wieder zurück und nahmen zum Scheine die chriſtliche Religion an. Ueber ſie erſtreckte vornehmlich die Inquiſition ihre blutige Hand, die man als eine Geißel hinſichtlich der Entvölkerung des Königreichs anſehen konnte.

Deutſchland.

Kaiſer Friedrich III.

Friedrich, im Jahre **1415** geboren, war ein Sohn Ernſt des Eiſernen, Herzogs von Oeſterreich, und Nachfolger Albrecht's **II.** Man nannte ihn den Friedfertigen. Er lebte ohne Gepränge und trank keinen Wein. Nach Albrechts Tode ließen ſich die Churfürſten zur neuen Kaiſerwahl drei Monate Zeit, nach welcher ſie ſich zu Frankfurt verſammelten. Endlich vereinigten ſich alle Stim-

men für den Herzog Friedrich von Oeſterreich, und auf ſolche Art ward dieſer den 2. Hornung im Jahre 1440 mit den vorgeſchriebenen Feierlichkeiten zum römiſchen König gewählt. Friedrich III. war damals 24 Jahr alt, und überdachte lange, ob er die auf ihn gefallene Wahl annehmen ſollte. Nach elf Wochen entſchloß ſich Friedrich III. endlich, die deutſche Krone anzunehmen, und würde ſich vielleicht gleich haben krönen laſſen, wenn ihn nicht die ungariſchen und böhmiſchen Angelegenheiten daran gehindert hätten, die ſich in einer kritiſchen Lage befanden, weil Albrecht II. zwar keine Erben, jedoch ſeine Gemahlin Eliſabeth ſchwanger hinterlaſſen hatte. Dieſe Angelegenheiten hinderten Friedrich III., dem von ihm ausgeſchriebenen Reichstage zu Nürnberg beizuwohnen, und erſt, nachdem er Ungarn und Böhmen etwas beruhigt hatte, fand er ſich bei dem Convent zu Frankfurt ein, nach welchem er ſich nach Aachen begab, wo er nach einem prächtigen Einzuge den 17. des Brachmonats im Jahre 1442 mit großer Feierlichkeit gekrönt wurde. Der Kaiſer nahm nur einige Belehnungen vor, und hielt darauf zu Frankfurt einen Reichstag, wo hinſichtlich des Landfriedens, der Pfändungen in Schuldenſachen, der Verbeſſerung des heimlichen Gerichts oder Vehmgerichts, und des Münzweſens Verfügungen getroffen wurden, welcher Reichsabſchied des Kaiſers Friedrich III. Reformation genannt wird, und durch das Mißvergnügen der Reichsfürſten über Albrechts II. vortreffliche Entwürfe veranlaßt wurde. Während ſeines langen Aufenthaltes auf dem Reichstage zu Frankfurt, wo er mehrere Privilegien der Städte beſtätigte, machte ſich Friedrich III. Hoffnung, von den öſterreichiſchen Erbländern in der Schweiz wenigſtens dasjenige wieder an ſein Haus zu bringen, was ihm während des Conciliums zu Koſtnitz entzogen worden war. Allein ſtatt deſſen ward er durch den Schweizerkrieg in weit ausſehende Händel verwickelt, ohne zuletzt einen andern Vortheil

davon zu haben, als das Recht auf Kyburg. Dafür brachte Friedrich III. im Jahre 1447 die bekannten Concordate der deutſchen Nation wegen Beſetzung der geiſtlichen Stellen mit dem Pabſte zu Stande, und bemühte ſich nach dem ohne hinterlaſſene Erben erfolgten Tode des Philipp Maria Viſconti, das erledigte Herzogthum Mailand wieder an das Reich zu bringen, weil der Graf Franz Sforza den Vortheil der unter ſich uneinigen Italiener zu benutzen gewußt und dadurch dieſes Herzogthum an ſich geriſſen hatte. Schon waren die Mailänder entſchloſſen, ſich dem Gehorſame des Kaiſers und des Reiches zu ergeben, wenn Friedrich III. ihnen die verſprochene Unterſtützung geſchickt hätte. Allein dieſer war für ſich zu ſchwach, eine ſolche Hülfe zu leiſten, und konnte dieſelbe eben ſo wenig auf ſein Anſuchen von den Reichsſtänden erhalten, ſo wenig ſie es zur Behauptung der Reichsrechte unter Ruprecht gethan hatten. Die Noth zwang ihn alſo, Mailand ſeinem Schickſale zu überlaſſen; er wich deßhalb dem mailändiſchen Gebiet, das er zu bezwingen nicht mächtig genug war, lieber ganz aus, als er im Jahre 1452 nach Rom ging, wo ihn der Pabſt mit Eleonoren, der älteſten Tochter Eduards, Königs von Portugal, zuerſt getraut, hierauf aber den 16. März in der Peterskirche zum König von Italien gekrönt, und drei Tage darnach ihm ſowohl als ſeiner Gemahlin die kaiſerliche Krone aufgeſetzt hatte. Nach dieſer Feierlichkeit begab er ſich auf die Einladung des Königs Alphons mit Eleonoren nach Neapel, eilte aber gleich wieder nach Rom zurück, weil ſein dort zurückgelaſſener Vetter, der junge König Ladislav, den Plan hatte, ſich durch die Flucht zu entfernen. Von Rom nahm er ſeinen Weg wieder über Florenz, Bologna, Ferrara und Venedig, wo er mit ſeiner Gemahlin wieder zuſammen traf, und nach Deutſchland zurückkehrte. Bei ſeiner Ankunft in Oeſterreich traf er große Verwirrung an; denn da er den zwölfjährigen

Ladislav noch nicht losgeben wollte, ſo ſtieg der Unwille der Oeſterreicher, Böhmen und Ungarn darüber ſo hoch, daß unter Anführung eines gewiſſen Ulrichs Eizinger der Kaiſer zu Wieneriſch-Neuſtadt belagert und endlich genöthigt wurde, den Prinzen herauszugeben, welchen man nach Wien brachte, wo in einer Verſammlung der Schluß dahin ausfiel, daß Johann Corvin von Hunyad im Königreiche Ungarn, Georg Podiebrad in Böhmen, und Ulrich von Cilley in Oeſterreich zu Statthaltern, die inzwiſchen die Regierungsgeſchäfte führen ſollten, eingeſetzt wurden.

Unterdeſſen ſtarb der junge Ladislav, und nach ſeinem Tode warfen ſich ſeine Statthalter zu Königen auf, wodurch dieſe Erbſchaft dem Hauſe Oeſterreich entriſſen wurde. Da Friedrich III. den Unternehmungen der deutſchen Fürſten gegen den Pabſt nie beipflichten wollte, ſondern ſie vielmehr hintertrieb, und Georg, König von Böhmen, nach der kaiſerlichen Krone trachtete, ſo ſuchten die Churfürſten allerlei Vorwände, um ſeine Abſetzung zu bewirken; doch der Kaiſer wußte nicht nur ſolchen Anſchlägen entgegen zu arbeiten, ſondern auch Georg's Ausſicht wurde ganz vereitelt. Beſonders verging dem inzwiſchen von dem Pabſte abgeſetzten Churfürſten Diether von Mainz die Luſt, den Kaiſer abzuſetzen, dem ſein Bruder Albrecht ohnehin genug zu ſchaffen machte. Dieſer ſchlug ſich zu den aufrühriſchen Wienern, die den Kaiſer in ſeiner Burg förmlich belagerten, aus welcher jedoch Friedrich III. plötzlich von ſeinem bisherigen Widerſacher, Georg, König von Böhmen, wieder befreit wurde. Obgleich Albrecht hierauf ſeiner Feindſeligkeiten wegen durch ein Urtheil der Reichsſtände in die Acht erklärt und auch von dem Pabſte in den Kirchenbann gethan wurde, ſo verwarf er doch alle Friedensvorſchläge. Nur mit harter Mühe ward ein Waffenſtillſtand bewirkt, der von Zeit zu Zeit verlängert wurde, und endlich machte nur der ſchnelle Tod Albrechts im Jahre 1463 den Unruhen

ein Ende, mit welchem deſſen ganzes Land an den Kaiſer fiel, wozu ihm auch noch der ebenfalls unbeerbte Erzherzog Sigmund von Tyrol ſeine Rechte auf ein Drittheil der ladislav'ſchen Erbſchaft abtrat. Da Friedrich III. während ſeiner Belagerung zu Wien gelobt hatte, eine Wallfahrt nach Rom zu unternehmen, ſo fand er Gelegenheit, dieſes im Jahre 1468 zu thun, wo er während ſeines 17tägigen Aufenthaltes zu Rom verſchiedene geheime Unterredungen mit dem Pabſte hielt, und auch für den Türkenzug wohlmeinende Vorſchläge machte, die jedoch nicht in Erfüllung gingen. Unter andern begehrte Friedrich III. zu Rom von dem Pabſte die Zuſicherung der Erbfolge in Böhmen und Ungarn nach dem Tode beider Könige. Sobald dieſes Matthias, der König von Ungarn, erfahren hatte, trug er aus Zorn zu den Unruhen einiger ſteieriſchen und öſterreichiſchen Landſtände Vieles bei, ſöhnte ſich jedoch bald wieder aus. Nachdem er aber hörte, daß der Kaiſer nach dem Tode Georg's den polniſchen Prinzen Wladislav mit Böhmen belehnt hatte, worauf er ſich verſprochenermaßen Rechnung machte, ward er dergeſtalt aufgebracht, daß er ſelbſt die Vermittlung des Pabſtes ausſchlug, es mit dem mißvergnügten Adel hielt, in Oeſterreich allenthalben ſchreckliche Verheerungen anrichtete und die ſchnellſten Eroberungen machte. Da Friedrich III. ganz unvorbereitet gegen dieſen Feind war, wurde er im Jahre 1477 genöthigt, einen Vertrag einzugehen, demzufolge er ſich verbindlich machte, für die Zurückgabe der ihm entriſſenen Plätze binnen Jahresfriſt 100,000 Goldgulden zu bezahlen; da er aber dieſe Zahlung zu leiſten, von Zeit zu Zeit verſchob, auch überdieß den mit ſeinen Schätzen aus Ungarn entflohenen Erzbiſchof von Gran in ſeinen Schutz genommen und ihm nachher das Erzbisthum Salzburg gegeben hatte, ward der Zorn des Königs Matthias dadurch ſo gereizt, daß er einen verheerenden Einfall abermals in Oeſterreich und auch in das Salz-

burgiſche machte, und nicht nur der Stadt Wien, ſondern auch ganz Niederöſterreichs ſich bemächtigte. Auf ſeine bei dem Reiche angeſuchte Hülfe erhielt er zwar einige kleine Geldbeiträge, aber den wichtigſten Dienſt leiſtete ihm auf ſein dringendes Bitten Albrecht, der Herzog von Sachſen, der, ohne daß er die erwarteten Zurüſtungen in Linz angetroffen hatte, gleichwohl den Feind mit unerſchrockenem Muthe an verſchiedenen Orten angriff, in die Enge trieb, und dadurch bewirkte, daß wenigſtens ein Waffenſtillſtand geſchloſſen wurde. Erſt nach dem Tode des Königs Matthias wurde Oeſterreich gänzlich von den Ungarn geräumt.

Bevor dies Alles geſchah, hatte Friedrich III. lange ſchon dem Pabſte einen ſeiner wichtigſten Pläne anvertraut. Carl der Kühne, Herzog von Burgund, hielt mit Friedrich III. eine Zuſammenkunft zu Trier, wo er zur Befriedigung ſeines gränzenloſen Ehrgeizes den Wunſch äußerte, ſein Herzogthum zu einem Königreiche erhoben zu ſehen, wobei ihn der Kaiſer zugleich zum Reichsvicar in den oberrheiniſchen Reichsländern ernennen ſollte. Je geneigter Friedrich III. dazu war, weil ihm dabei die einzige Tochter dieſes Herzogs, Maria, für ſeinen Sohn Maximilian zur Ehe angetragen ward, deſto eher ergriff er eine Gelegenheit, wodurch das Haus Oeſterreich ſo ſehr vergrößert werden konnte. Allein weil Carl erſt nach erlangter königlicher Würde dieſe Ehe ſchließen wollte, und es bekannt war, daß er dieſe Braut bereits mehreren Prinzen verſprochen hatte, ſo fand Friedrich III. unter dem Vorwande, einige Irrungen im Erzſtifte Cöln beizulegen, Gelegenheit, dieſe Unterhandlungen ſchnell abzubrechen, und ſie auf eine andere Zeit zu verſchieben. Carl ſah dieſes als eine Beleidigung an, und um ſich dafür zu rächen, ergriff er die Partei des Landgrafen Hermann von Heſſen, welchen die Domherren zu Cöln wider ihren Erzbiſchof Ruprecht erwählt hatten, und gegen welchen der Kaiſer ſelbſt zu Felde gezogen war, und ob er

ihn gleich zu Neuß belagert hatte, ſo konnte er doch wegen Herannäherung der feindlichen Armee dieſen Platz nicht erobern, ſondern mußte wegen einem Einfall der Eidgenoſſen in ſein Land einen Frieden eingehen, wobei unter den geheimen Punkten die Vermählung des Erzherzogs Maximilians mit Carls Erbtochter Marie beſtätigt worden ſeyn ſoll. Da in dieſem Friedensvertrage der Herzog von Lothringen und die Schweizer nicht eingeſchloſſen waren, ſo wandte Carl ſeine ganze Macht gegen ſie, und zog mehrmals den Kürzern, bis er endlich ſelbſt in der Schlacht geblieben war. So viele Hinderniſſe ſich auch zeigten, ſo ward doch das bereits verabredete und feſtgeſetzte Ehebündniß zwiſchen Marie und Maximilian zu Stande gebracht. Eben zur Zeit, wo Friedrich III. Oeſterreich größtentheils von den Ungarn verheert ſah, und er deßhalb bei den Reichsfürſten Hülfe ſuchte, war zugleich ſein innigſter Wunſch, ſeinen Sohn Maximilian zum römiſchen König erwählt zu ſehen. Er war auch ſo glücklich, die Churfürſten zu Frankfurt ſo einſtimmig zu finden, daß ſie ihn den 16. Hornung im Jahre 1486 wirklich erwählten, worauf er den 9. April auch zu Aachen gekrönt wurde. Auf eben dieſem Reichstag zu Frankfurt wurde der Entwurf zur Einführung des Kammergerichtes gemacht, der jedoch mehrere Schwierigkeiten fand, die ein anderer zu einem allgemeinen Landfrieden auf 10 Jahre nicht gefunden hatte. Als Friedrich III. gehört hatte, daß die aufrühriſchen Flanderer ſeinen Sohn Maximilian im Jahre 1488 zu Brügge gefangen hielten, und nicht eher entließen, als bis ſie ihm einen harten Vertrag abgedrungen hatten, ließ er, darüber aufgebracht, ein allgemeines Aufgebot im Reiche ergehen, erklärte den ſeinem Sohne abgedrungenen Vertrag für ungültig, ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der Armee, zog ſich aber nach vergeblicher Belagerung der Stadt Gent aus den Niederlanden zurück, und ließ den Oberbefehl dem Herzog Albrecht von Sachſen, der mit

beſſerem Glück den Krieg führte, und in dem Friedensſchluſſe bewirkte, daß die Städte Gent, Brügge und Ypern durch ihre Obrigkeiten dem Maximilian demüthig und kniend Abbitte thun und eine Geldbuße erlegen mußten. Nicht ohne Urſache mußte Anna, die Herzogin von Bretagne, mit in dieſen Frieden gezogen und ihr die ihr entriſſenen Plätze zurückgeſtellt werden; denn nachdem Maximilian Wittwer geworden, heirathete er dieſelbe durch Procuration im Jahre 1490. Allein eben weil das Haus Oeſterreich dadurch wieder einen ſo beträchtlichen und für Frankreich ſogar gefährlichen Zuwachs erhalten ſollte, entſchloß ſich der franzöſiſche Hof, lieber Alles zu wagen, als das Herzogthum Bretagne, wie früher die burgundiſchen Lande, in Maximilians Hände kommen zu laſſen. Ob demnach gleich König Carl VIII. mit Margarethen, der Tochter Maximilians, bereits verlobt war, ſo ſuchte er doch die bereits geſchloſſene Ehe der Anna mit Maximilian zu trennen, und weil er dieſes weder durch Geſchenke, noch Verheißungen erwirken konnte, rückte er ſelbſt mit einem Kriegsheere nach Bretagne, und zwang Rennes, wo ſich die Herzogin aufhielt, zur Uebergabe. Hier brachten es die vom König gewonnenen Räthe und Stände bei der Herzogin dahin, daß dieſe Heirath mit Carl VIII. wirklich vollzogen wurde. So allgemeines Aufſehen dieſe Begebenheit in ganz Europa erregte, ſo ward doch Maximilian darüber deſto mehr aufgebracht, weil er ſich durch den Verluſt der Herzogin und durch die Zurückſtoßung ſeiner Tochter Anna doppelt beleidigt fand. Es zog dieſes zwar einen unvermeidlichen Krieg nach ſich, in welchem auch Heinrich VII., König von England, gemeinſchaftliche Sache machte, und zu dieſem Ende, als Maximilian bei dem Reiche Hülfe ſuchte, ſeinen Geſandten im Jahre 1492 zurückrief. Obſchon Heinrich VII. ſelbſt nach Calais gekommen war, den Krieg mit allem Ernſte fortzuſetzen, ſo ſchloß doch ſein befriedigter Geldgeiz

gar bald einen Frieden, den ſich auch Maximilian wegen nicht erfolgter Reichshülfe deſto lieber gefallen ließ, weil der König von Frankreich mit der Erzherzogin Margarethe die ihr zum Heirathsgute mitgegebenen Grafſchaften Burgund, Artois, Charlerοi, nebſt der Herrſchaft Noyers zurückgeſtellt hatte, wodurch alſo der Verluſt von Bretagne größtentheils entſchädigt war. Während dieſer Begebenheiten hatte Friedrich III. ſchon ein hohes Alter erreicht, und gleich nach dem Tode des Matthias, Königs von Ungarn, die Regierungsgeſchäfte faſt ganz ſeinem Sohne Maximilian überlaſſen. Zugleich hatte er ſich, der umliegenden reizenden Gegend wegen, Linz zu ſeinem Aufenthalte gewählt, wo er ſich mit ſeinen Lieblingskünſten beſchäftigte. Dort bekam er am rechten Fuße ein Geſchwür, zu welchem noch der Brand kam, der es nothwendig machte, daß ihm das Bein abgenommen werden mußte. Die Heilung ging gut von ſtatten, und indem man an ſeinem Aufkommen nicht mehr zu zweifeln ſchien, fand ſich bei ihm ein Durchfall ein, den er ſich durch vieles Meloneneſſen und Waſſertrinken zuzog, und wovon er ſo entkräftet wurde, daß er zu Linz den 19. des Sommermonats im Jahre 1493 ſeinen Geiſt aufgab, nachdem er 78 Jahre gelebt und 53 regiert hatte. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht in der Stephanskirche zu Wien beigeſetzt, und blieb dort ſo lange, bis das von ihm ſelbſt angegebene Grabmal zu Wieneriſch-Neuſtadt fertig war.

Künſte und Wiſſenſchaften; Erfindung der Buchdruckerkunſt; religiöſe Streitigkeiten.

In dem Laufe des 15. Jahrhunderts veränderte ſich Alles oder bereitete ſich zu einer Veränderung vor, da die Menſchen, wie aus einer langen Schlafſucht, erwachten, die Kräfte ihrer Seele übten, und durch mancherlei neue Erfindungen dem Nachdenken eine neue Laufbahn öffneten. Der Compaß, der vor langer Zeit durch ein Ungefähr erfunden war, aber lange unnütz blieb, weil man von demſelben keinen Gebrauch zu machen ſuchte, der Compaß allein brachte eine erſtaunliche Revolution hervor. Die Erfindung des Schießpulvers begann der Kriegskunſt eine ganz andere Geſtalt zu geben, und dieſe Veränderung mußte um ſo viel beträchtlicher werden, je weiter dieſe unglückliche Entdeckung getrieben ward. Das Ritterweſen hatte bei den Heeren ſehr an ſeiner Wirkſamkeit und folglich auch an Anſehen im Staate verloren. Es verlor noch mehr durch die Errichtung der Orden des Hoſenbandes, des goldenen Vließes, des heiligen Michael u. ſ. w. Dieſe Orden ſchmeichelten der Eitelkeit ſehr, und zogen die Großen an die Höfe der Fürſten, die zur Wiederherſtellung oder Vergrößerung ihrer Macht alles Mögliche anwandten. Die Fortſchritte der Staatskunſt, ſeitdem die Rechtswiſſenſchaft geehrt ward, ſind beſonders in Frankreich ſehr in die Augen fallend. Die Rechtsgelehrten, die Parlamente, hatten, ſo ſehr ſie auch von falſchen Meinungen eingenommen waren, Grundſätze eingeführt, welche die königliche Gewalt überaus begünſtigten. Bei den Unterhandlungen und Streitigkeiten mit dem römiſchen Hofe hatte man ſchwierige Angelegenheiten zu betreiben gelernt. Vielleicht hatte man aus dieſer Quelle jene argliſtigen Spitzfindigkeiten geſchöpft, die gar bald zu einem Syſteme anwuchſen. Man ſah die europäiſchen Mächte ihre

gierigen Blicke nach allen Seiten richten, und mancherlei Arten von Bündniſſen ſchließen; aber man ſah auch die Treuloſigkeit zu einer Kunſt bei der Betreibung der wichtigſten Angelegenheiten erhoben. Ludwig **XI.** und Ferdinand der Katholiſche ſetzten ihre Ehre in Betrug, und dieſe Seuche ward allgemein. Den Thron und den Altar durch Hintergehungen zu entehren, ward als ein Spiel angeſehen. Der unverletzlichſten Dinge, der Verträge und der Eide, bediente man ſich zu Fallſtricken, um ſeine Feinde unter der Larve der Freundſchaft in die Schlinge zu ziehen, ohne zu bedenken, daß ein ſolches Verfahren gerade das Mittel ſey, ſich unzählige Feinde zu machen, und keine andere als treuloſe Freunde zu haben. Betrug hilft auf kurze Augenblicke, aber die Folgen davon ſind immer gefährlich. Dieß beweiſen tauſend Thatſachen von dem grauen Alterthume bis zu unſern Zeiten. Die damalige Zeit war, mehr als jemals, die Zeit ſchändlicher Verbrechen, des Meuchelmordes und der Vergiftungen.

Die italieniſche Staatskunſt, angeſteckt von allen Laſtern der letztern verſchlimmerten Zeiten des römiſchen Reiches, ſteckte die europäiſchen Höfe durch ihre Beiſpiele und Lehren an. Allmählig verſchwand jeder reinere Begriff von Tugend, und mit demſelben die Sicherheit im Umgange und im geſellſchaftlichen Leben. Die Ruchloſigkeit, verbunden mit Aberglauben, löſchte die erſten und heiligſten Begriffe von Pflicht und Gewiſſen aus. Der Uebergang von Barbarei zur Cultur und Ausbildung der Talente beſtand vielfältig nur darin, daß verfeinerte, aber auch ſchädlichere Laſter an die Stelle viehiſcher Laſter traten; und das kam daher, weil man nicht die geſunde Vernunft zum Führer wählte; weil man unter allerlei Grübeleien des Verſtandes den Leidenſchaften freien Lauf ließ; weil ſich endlich die Sitten des Volkes nach den Sitten derjenigen bilden, die am Staatsruder ſitzen, und weil man gemeiniglich das für gut hält, was glücklich zu machen

ſcheint. Die Buchdruckerkunſt, die im Jahr **1440** von Johann Guttenberg erfunden, und von Johann Fuſt und Peter Schöffer zur größeren Vollkommenheit gebracht ward, half zu gleicher Zeit ſowohl Wahrheiten, als Irrthümer ausbreiten. Allein ſo ſehr man auch dieſelbe mißbrauchen kann, ſo muß man ſie doch für eine der größten Wohlthaten achten; denn die Unwiſſenheit vervielfältigt ſchon von ſelbſt die Irrthümer, wogegen die Wahrheit ſich durch eine zahlloſe Menge von Hinderniſſen hindurch zu arbeiten hat. Macht ſie doch durch Hülfe der Bücher nur langſame und ungewiſſe Fortſchritte, was würde ſie ohne ſolche Beihülfe in Finſterniſſen der Unwiſſenheit ſeyn? Durch die Buchdruckerei allein hingegen werden die Grundſätze der Vernunft, der Tugend und der guten Sitten am leichteſten und beſten ausgebreitet; und welch ein Vortheil iſt dies für die Menſchheit! Ein Bürger zu Harlem, Namens Koſter, hatte bereits zuvor gedruckt, indem er, wie es unter den Chineſen ſchon ſeit Jahrhunderten gewöhnlich war, ganze Seiten in Holz ſchnitt. Dieſe Verfahrungsart ſteht beinahe eben ſo tief unter den gegoſſenen und beweglichen Schriften, als die Hieroglyphen unter den Buchſtaben des Alphabets. Die Erfindung der Buchdruckerkunſt ſchien ſo wunderbar, daß diejenigen, welche die erſten Verſuche davon nach Paris brachten, für Zauberer gehalten wurden; denn ein Jeder, der den Pöbel mit irgend einer neuen Erfindung in Verwunderung ſetzte, hieß damals ein Zauberer. Sogar das Parlament ließ ſich anfangs von dieſer lächerlichen Vorſtellung einnehmen; und wer von vorgefaßten Meinungen eingenommen iſt, dem ſcheint jede nützliche Neuigkeit ein Ungeheuer.

Die Schulſtreitigkeiten, die man immer zu einer Angelegenheit der Religion und des Staates machte, ſind traurige Beweiſe von der Sclaverei, in welcher die Vernunft lange Zeit hindurch gefeſſelt lag. Ariſtoteles, der im **13.** Jahrhunderte durch Aus-

ſprüche von gleichem Werthe gerechtfertigt ward, beherrſchte die Gelehrten mit despotiſcher Gewalt. Ein Legat, der ungefähr in der Mitte des 15. Jahrhunderts die Univerſität zu Paris reformirte, befahl in einem Geſetze, den Ariſtoteles zu erklären. Da man nun die Werke dieſes Philoſophen nur aus den Commentarien der Araber kannte, ſo war eigentlich Averroes derjenige, der in den chriſtlichen Schulen im Namen des Ariſtoteles Orakelſprüche hören ließ. Alle Secten beriefen ſich eben ſo ſehr auf das Anſehen des Ariſtoteles, wie auf das Anſehen der heiligen Schrift. Man citirte eben ſo viele Stellen aus dem Ariſtoteles, als aus der Schrift; und dieſe ſeltſame Verwirrung, wodurch man die Religion herabwürdigte, machte die Philoſophie zu einem Ungeheuer. Zwei Secten, die Realiſten, welche die Realität der Weſen und anderer abſtracten Begriffe behaupteten, und die Nominaliſten, welche dieſe Chimäre mit falſchen Spitzfindigkeiten beſtritten, verfolgten einander wüthend, und riefen, außer den Bannſprüchen der Kirche, auch noch den weltlichen Arm zu Hülfe. Ludwig XI. erklärte ſich wider die Nominaliſten, und ließ ihre Bücher an Ketten ſchließen. Der Streit ward, wie gewöhnlich, nur noch hitziger. Die Bücher wurden aus ihrer Gefangenſchaft wieder hervorgezogen, und man fuhr fort, ſich zu zanken. Zu gleicher Zeit beunruhigten die Thomiſten und Scotiſten, oder Dominicaner und Franciscaner, die Welt mit ihren eigenſinnigen Streitigkeiten. Die einen läugneten die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, und die andern wollten daraus eine neue Lehre machen. Jene bildeten die heilige Katharina von Siena, eine Nonne ihres Ordens, mit Wundenmalen ab; dieſe behaupteten, daß allein dem heiligen Franziscus, ihrem Stifter, dieſes Vorrecht zukomme. Jene lehrten, daß die Gottheit Chriſti während der Zeit, da er im Grabe lag, von ſeiner weſentlichen Natur nicht getrennt geweſen ſey; dieſe lehrten das Gegentheil.

Beide ſuchten aus allen Kräften ihre Privat-Meinungen zu allgemeinen Glaubensregeln zu machen; denn dieß war das Ziel, nach welchem die theologiſchen Lehrgebäude gemeiniglich ſtrebten. Hieronymus Savonarola, ein ſchwärmeriſcher Dominicaner und berühmter Prediger zu Florenz, ward ein Opfer der Eiferſucht dieſer beiden Orden. Er hatte wider den Pabſt Alexander VI., deſſen Leben Abſcheu erregte, ſcharf gepredigt. Man beſchuldigte ihn falſcher Lehren. Einer ſeiner Ordensbrüder erbot ſich, zu ſeiner Rechtfertigung die Feuerprobe zu übernehmen. Ein Franziscaner erbot ſich gleichfalls zur Feuerprobe, um ſeine Strafbarkeit zu beweiſen. Ihr Anerbieten ward angenommen, und ein Tag dazu angeſetzt. Der Franziscaner zitterte und widerrief. Ein anderer trat zwar an ſeine Stelle, zog ſich aber gleichfalls zurück. Endlich erbot ſich ein Franziscaner-Laienbruder zur Feuerprobe. Die obrigkeitlichen Perſonen und das Volk liefen herzu, um dieſem ſonderbaren Schauſpiele beizuwohnen.

Die Holzſtöße wurden angezündet. Doch dem Dominicaner fiel es noch zu rechter Zeit ein, nicht anders als mit der Eucharistie in das Feuer gehen zu wollen. Dies ward ihm, entweder aus Ehrfurcht vor dem Sacramente, oder weil ſich der Franziscaner dagegen ſetzte, abgeſchlagen, und beide gingen unverrichteter Sache von der Bühne weg. Savonarola ward deſſen ungeachtet nebſt zwei andern Dominicanern im Jahre 1498 verbrannt. Er war einer von den halb betrügeriſchen, halb ſchwärmeriſchen Leuten, welche ſich der Leichtgläubigkeit des Pöbels zu bedienen wiſſen, um ihre Vortheile zu ſichern und ſich ſelbſt in Anſehen zu ſetzen. Comines berichtet, daß er den Ausgang der Schlacht bei Fornova voraus geſagt habe.

Während die Theologen ſolche Schauſpiele gaben, die für den Geiſt der Menſchen ſo erniedrigend waren, ſtrebte ein ſouverainer und noch ſehr junger Fürſt, Pico von Mirandola, nach der Ehre,

ein allgemeiner Lehrer zu werden. Im Jahre **1486**, da er erſt **23** Jahre alt war, behauptete er zu Rom Lehrſätze aus allen Wiſſenſchaften, aus der Theologie, Mathematik, Phyſik u. ſ. w., ohne ſelbſt die Kabbala und die Magie, welche man eben ſo, wie die Aſtrologie, zu einem der ernſthafteſten Studien machte, auszuſchließen. Er hatte vorzüglich den heiligen Thomas und den Ariſtoteles ſtudirt. Indeſſen ging es ihm nicht ſo ungeſtraft hin. Seine Sätze wurden als ketzeriſch bei Innocenz **VIII.** angeklagt, und dieſer verdammte dreizehn derſelben. Pico ſchrieb eine Apologie, und es ward ihm nicht ſchwer, ſeine Ankläger zum Schweigen zu bringen.

Als einer derſelben auf die Kabbala, von der er gar keinen Begriff hatte, heftig ſchmähte, und er nun gefragt ward, was denn die Kabbala wäre, ſo hieß ſeine Antwort: „Man weiß wohl, daß Kabbala ein Ketzer war, der Chriſtum läſterte, und daß die Anhänger deſſelben Kabbaliſten heißen.“ Dieſer Fürſt, der in Anſehung der Wiſſenſchaften das Wunder ſeiner Zeit war, verzehrte ſeine Kräfte durch Studiren, und ſtarb, **33** Jahre alt. Er hatte von Alexander **VI.** Abſolution erhalten, und ſich der Souveränetät begeben, um ſich guten Werken ganz zu widmen.

Aſien.

Fortſetzung der chineſiſchen Geſchichte.

Vom Ende des 13. bis zu Ende des 15. Jahrhunderts.

Die Yuen, eine mongoliſche Familie (20ſte Dynaſtie).

Die Mongolen, ehemals die ſchwarzen Tartaren, hatten vor Zeiten den Landſtrich in Beſitz, der zwiſchen dem Songari, dem Non und dem Hé-long-kiang, vom 46° zum 49° der Breite liegt. Dem Urvater dieſer berühmten Eroberer wurde eine wunderbare Geburt zugeſchrieben. Die Mutter des Pudantſchar ſah im Traume einen lichtglänzenden Geiſt, über den ſie zuerſt ſehr erſchrak; befand ſich aber bald darauf in guter Hoffnung. Pudantſchar, der Neugeborne, hatte ſich deßhalb des Himmels Segen in reichem Maße zu erfreuen, beſonders aber ſeine Nachkommenſchaft im 12. Jahrhundert. Die Macht der Mongolen nahm jetzt fortwährend zu und das himmliſche Reich in China konnte ihrer Herrſchaft nicht entgehen, beſtand aber nichts deſto weniger vor wie nach. Die Dynaſtie der Yuen ſchien nun, gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, in China feſtzuſitzen. Hupilai-khan, als Kaiſer unter dem Namen Chi-tſu bekannt, begab ſich nach Chang-tong in die Tartarei, nachdem er 30,000 Gefangenen die Freiheit wieder gegeben und Yen-king zu ſeiner Hauptſtadt gemacht hatte. Indeſſen hatte er doch immer noch Aufſtände in den Provinzen zu bekämpfen. Zu ſeinem Nachfolger hatte er ſeinen Sohn, Tſchin-kin, ernannt, von deſſen Fähigkeiten und Tugenden man ſich große Hoffnungen machte, und der ſich den Studien ſehr fleißig widmete. Einige Zolleinnehmer hatten eines Tages zwei Millionen mehr in den Schatz abgeliefert, als man von der Provinz, in der ſie angeſtellt waren, forderte. Tſchin-kin, beauftragt, die Rechnungen zu prüfen, ſandte dies Geld zurück, mit dem Befehl, es unter die Armen der Provinz zu vertheilen. Chi-tſu dachte fort-

während daran, auch noch Japan durch Eroberung ſeinem ungeheuren Reiche einzuverleiben, wurde aber durch einen Aufſtand in der öſtlichen Tartarei daran verhindert, wohin er ſich begab, die Rebellen unterwarf, ihr Oberhaupt gefangen nahm, und hierauf nach Chang-tong zurückkehrte. Allein das Feuer des Aufruhrs war nicht gelöſcht und zwei Jahre ſpäter mußte er von neuem dieſe Völker bekämpfen, ohne ſie gänzlich unterwerfen zu können. Eine Expedition nach An-nan fällt noch unglücklicher aus, indem die Feinde dem größten Theil des kaiſerlichen Heeres, durch die Hitze des Climas geſchwächt, den Rückzug abſchneiden und daſſelbe vernichten. Dennoch bequemen ſich die Sieger, dem Chi-tſu, den ſie fürchten, eine goldene ſchwere Bildſäule als Tribut zu entrichten, um den Frieden zu erhalten. Dieſer war, mit Ausnahme von Arabien und eines großen Theils von Indien, Herr über faſt ganz Aſien; denn ſeine Eroberungen gingen in das unglaubliche, und 30 Völker unter verſchiedenen Graden gehorchten dem Scepter dieſes Tartaren, der dennoch ſein eigentliches Reich, China, nicht zu regieren verſtand, indem ſeine Miniſter und ihre Anhänger das Land ausſaugten und die Abgaben ungeheuer waren. Endlich wurde den Unterthanen einige Erleichterung, auch wurden die alten Criminal-Geſetze menſchlicher abgefaßt, aber erſt im Jahre 1323 ward das allgemeine Geſetzbuch der Mongolen verkündet.

In einem ſehr hohen Alter ſtarb dieſer außerordentliche Eroberer, der bis in ſein 80ſtes Jahr die Laſt, die Hälfte der Erde zu beherrſchen, mit viel Kraft und Ruhm getragen hatte.

Nach ſeinem endlich erfolgten Tode, im Jahre 1294, fand ein dreimonatliches Zwiſchenreich ſtatt, bis endlich ſein Enkel, Tenner, dem er nach dem Tode ſeines Sohnes die Krone beſtimmt hatte, unter dem Namen Tſching-tſong, von dem Anführer der Truppen begünſtigt, den Thron beſtieg. Dies war einer der würdigſten Regenten, die China gehabt; er herrſchte aber nur 13 Jahre. Der größte Theil ſeiner Nachfolger waren nur vorübergehende Erſcheinungen; während einem viertel Jahrhunderte zählte man deren nicht weniger als ſieben; allein Chun-ti, der letzte Kaiſer aus dem mongoliſchen Geſchlechte, beſaß den Thron eine geraume Zeit. Schon unter der Herrſchaft ſeiner Vorgänger hatten heftige Regen, Seuchen und andere Uebel große Verwüſtungen in China angerichtet und viele Millionen Menſchen hingerafft, und die Lamas zum Theil ihren alten Einfluß wieder erlangt und Mißbräuche aller Art, die nicht ſelten in große Gewaltthätigkeiten ausarteten, eingeführt. Dieſe Pfaffen drangen ſogar mit Gewalt in Privathäuſer, wohnten

ſich daſelbſt ein, indem ſie die rechtmäßigen Beſitzer hinaustrieben und deren Frauen und Töchter ſchändeten!

Unter Chun-tis Regierung vermehrten ſich die Seuchen noch und bald trat eine ſchreckliche Hungersnoth ein, zum Theil durch furchtbaren Regen und Ueberſchwemmungen veranlaßt. Dies verurſachte große Unruhen, wodurch zuletzt der Sturz der Mongolen herbeigeführt wurde. Da alle Häupter der Rebellen Chineſen waren, ſo nahm der Kaiſer ſolche Maßregeln, welche die Nation noch mehr erbittern mußten. Man nahm den Chineſen unter andern alle Pferde weg, verbot ihnen bei Todesſtrafe, deren zu halten oder Waffen zu beſitzen. Dies war hinlänglich, daß die ganze Nation, welche die Herrſcherfamilie ohnehin als Eingedrungene und Mongolen haßte, ſich auf das härteſte verletzt fühlte, und beſchloß, das ihr von derſelben aufgelegte Joch abzuſchütteln, wozu es jedoch nicht weniger als 30 Jahre bedurfte, bis endlich die Unzufriedenheit ſo allgemein wurde, daß alle Chineſen um jeden Preis die Mongolen zu verjagen beſchloſſen.

Es fanden ſich noch einige Abkömmlinge von der kaiſerlichen Familie der Song im Land, oder wenigſtens Ehrgeizige, die vorgaben, von derſelben abzuſtammen. Lieu-fu-tong, eines der Häupter, der über 100,000 Mann gebot, unterſtützte ſie, und jetzt begann ein offener Kampf mit abwechſelndem Erfolg, und während der Kaiſer, von den Lamas umgeben, die ihm alle mögliche Vorſtellungen zu machen ſuchten, um ihn von der Pflicht des Regenten abzuhalten, ſich den wollüſtigſten Vergnügungen hingab, wuchs die Gefahr mit jedem Tag, und ſchon ſind die Aufrührer des Nordens und des Südens nahe daran, ſich zu ſeinem Untergang zu vereinigen und ihn aus dem Reiche zu jagen. Zwei neue Kaiſer werden zumal ausgerufen, Ho-nan und Hu-koang.

Allein aus den Reihen der Krieger erhob ſich damals ein Mann, der ſich ſchon früher den Gaukeleien der Pfaffen und Lamas entzogen hatte, deren Betrügereien ihm nicht behagen mochten, unter die ihn ſeine Verwandten geſteckt hatten, der aber das Mönchskleid abwarf, um Militär zu werden, ſein Name war Tſchu-yuen-tſchang. Dieſem gelang es einſt, eine große Stadt durch ſein Anſehen bei den Truppen vor Plünderung und Verwüſtung zu bewahren, und bald hieß es von Mund zu Mund, das ſey der Mann, der das Vaterland retten könne. Im Jahr 1356 zog Tſchu-yuen-tſchang in Nanking ein, und bald darauf wurde er der Gründer der Dynaſtie der Ming. Um ihren Sturz zu verzögern, nährten die Mongolen in den Städten, in denen ſie eingeſchloſſen waren, ihre Leute mit den er-

während daran, auch noch Japan durch Eroberung ſeinem ungeheuren Reiche einzuverleiben, wurde aber durch einen Aufſtand in der öſtlichen Tartarei daran verhindert, wohin er ſich begab, die Rebellen unterwarf, ihr Oberhaupt gefangen nahm, und hierauf nach Chang-tong zurückkehrte. Allein das Feuer des Aufruhrs war nicht gelöſcht und zwei Jahre ſpäter mußte er von neuem dieſe Völker bekämpfen, ohne ſie gänzlich unterwerfen zu können. Eine Expedition nach An-nan fällt noch unglücklicher aus, indem die Feinde dem größten Theil des kaiſerlichen Heeres, durch die Hitze des Climas geſchwächt, den Rückzug abſchneiden und daſſelbe vernichten. Dennoch bequemen ſich die Sieger, dem Chi-tſu, den ſie fürchten, eine goldene ſchwere Bildſäule als Tribut zu entrichten, um den Frieden zu erhalten. Dieſer war, mit Ausnahme von Arabien und eines großen Theils von Indien, Herr über faſt ganz Aſien; denn ſeine Eroberungen gingen in das unglaubliche, und 30 Völker unter verſchiedenen Graden gehorchten dem Scepter dieſes Tartaren, der dennoch ſein eigentliches Reich, China, nicht zu regieren verſtand, indem ſeine Miniſter und ihre Anhänger das Land ausſaugten und die Abgaben ungeheuer waren. Endlich wurde den Unterthanen einige Erleichterung, auch wurden die alten Criminal-Geſetze menſchlicher abgefaßt, aber erſt im Jahre 1323 ward das allgemeine Geſetzbuch der Mongolen verkündet.

In einem ſehr hohen Alter ſtarb dieſer außerordentliche Eroberer, der bis in ſein 80ſtes Jahr die Laſt, die Hälfte der Erde zu beherrſchen, mit viel Kraft und Ruhm getragen hatte.

Nach ſeinem endlich erfolgten Tode, im Jahre 1294, fand ein dreimonatliches Zwiſchenreich ſtatt, bis endlich ſein Enkel, Tenner, dem er nach dem Tode ſeines Sohnes die Krone beſtimmt hatte, unter dem Namen Tſching-tſong, von dem Anführer der Truppen begünſtigt, den Thron beſtieg. Dies war einer der würdigſten Regenten, die China gehabt; er herrſchte aber nur 13 Jahre. Der größte Theil ſeiner Nachfolger waren nur vorübergehende Erſcheinungen; während einem viertel Jahrhunderte zählte man deren nicht weniger als ſieben; allein Chun-ti, der letzte Kaiſer aus dem mongoliſchen Geſchlechte, beſaß den Thron eine geraume Zeit. Schon unter der Herrſchaft ſeiner Vorgänger hatten heftige Regen, Seuchen und andere Uebel große Verwüſtungen in China angerichtet und viele Millionen Menſchen hingerafft, und die Lamas zum Theil ihren alten Einfluß wieder erlangt und Mißbräuche aller Art, die nicht ſelten in große Gewaltthätigkeiten ausarteten, eingeführt. Dieſe Pfaffen drangen ſogar mit Gewalt in Privathäuſer, wohnten

ſich daſelbſt ein, indem ſie die rechtmäßigen Beſitzer hinaustrieben und deren Frauen und Töchter ſchändeten!

Unter Chun-tis Regierung vermehrten ſich die Seuchen noch und bald trat eine ſchreckliche Hungersnoth ein, zum Theil durch furchtbaren Regen und Ueberſchwemmungen veranlaßt. Dies verurſachte große Unruhen, wodurch zuletzt der Sturz der Mongolen herbeigeführt wurde. Da alle Häupter der Rebellen Chineſen waren, ſo nahm der Kaiſer ſolche Maßregeln, welche die Nation noch mehr erbittern mußten. Man nahm den Chineſen unter andern alle Pferde weg, verbot ihnen bei Todesſtrafe, deren zu halten oder Waffen zu beſitzen. Dies war hinlänglich, daß die ganze Nation, welche die Herrſcherfamilie ohnehin als Eingedrungene und Mongolen haßte, ſich auf das härteſte verletzt fühlte, und beſchloß, das ihr von derſelben aufgelegte Joch abzuſchütteln, wozu es jedoch nicht weniger als 30 Jahre bedurfte, bis endlich die Unzufriedenheit ſo allgemein wurde, daß alle Chineſen um jeden Preis die Mongolen zu verjagen beſchloſſen.

Es fanden ſich noch einige Abkömmlinge von der kaiſerlichen Familie der Song im Land, oder wenigſtens Ehrgeizige, die vorgaben, von derſelben abzuſtammen. Lieu-fu-tong, eines der Häupter, der über 100,000 Mann gebot, unterſtützte ſie, und jetzt begann ein offener Kampf mit abwechſelndem Erfolg, und während der Kaiſer, von den Lamas umgeben, die ihm alle mögliche Vorſtellungen zu machen ſuchten, um ihn von der Pflicht des Regenten abzuhalten, ſich den wollüſtigſten Vergnügungen hingab, wuchs die Gefahr mit jedem Tag, und ſchon ſind die Aufrührer des Nordens und des Südens nahe daran, ſich zu ſeinem Untergang zu vereinigen und ihn aus dem Reiche zu jagen. Zwei neue Kaiſer werden zumal ausgerufen, Ho-nan und Hu-koang.

Allein aus den Reihen der Krieger erhob ſich damals ein Mann, der ſich ſchon früher den Gaukeleien der Pfaffen und Lamas entzogen hatte, deren Betrügereien ihm nicht behagen mochten, unter die ihn ſeine Verwandten geſteckt hatten, der aber das Mönchskleid abwarf, um Militär zu werden, ſein Name war Tſchu-yuen-tſchang. Dieſem gelang es einſt, eine große Stadt durch ſein Anſehen bei den Truppen vor Plünderung und Verwüſtung zu bewahren, und bald hieß es von Mund zu Mund, das ſey der Mann, der das Vaterland retten könne. Im Jahr 1356 zog Tſchu-yuen-tſchang in Nanking ein, und bald darauf wurde er der Gründer der Dynaſtie der Ming. Um ihren Sturz zu verzögern, nährten die Mongolen in den Städten, in denen ſie eingeſchloſſen waren, ihre Leute mit den er-

während daran, auch noch Japan durch Eroberung ſeinem ungeheuren Reiche einzuverleiben, wurde aber durch einen Aufſtand in der öſtlichen Tartarei daran verhindert, wohin er ſich begab, die Rebellen unterwarf, ihr Oberhaupt gefangen nahm, und hierauf nach Chang-tong zurückkehrte. Allein das Feuer des Aufruhrs war nicht gelöſcht und zwei Jahre ſpäter mußte er von neuem dieſe Völker bekämpfen, ohne ſie gänzlich unterwerfen zu können. Eine Expedition nach An-nan fällt noch unglücklicher aus, indem die Feinde dem größten Theil des kaiſerlichen Heeres, durch die Hitze des Climas geſchwächt, den Rückzug abſchneiden und daſſelbe vernichten. Dennoch bequemen ſich die Sieger, dem Chi-tſu, den ſie fürchten, eine goldene ſchwere Bildſäule als Tribut zu entrichten, um den Frieden zu erhalten. Dieſer war, mit Ausnahme von Arabien und eines großen Theils von Indien, Herr über faſt ganz Aſien; denn ſeine Eroberungen gingen in das unglaubliche, und 30 Völker unter verſchiedenen Graden gehorchten dem Scepter dieſes Tartaren, der dennoch ſein eigentliches Reich, China, nicht zu regieren verſtand, indem ſeine Miniſter und ihre Anhänger das Land ausſaugten und die Abgaben ungeheuer waren. Endlich wurde den Unterthanen einige Erleichterung, auch wurden die alten Criminal-Geſetze menſchlicher abgefaßt, aber erſt im Jahre 1323 ward das allgemeine Geſetzbuch der Mongolen verkündet.

In einem ſehr hohen Alter ſtarb dieſer außerordentliche Eroberer, der bis in ſein 80ſtes Jahr die Laſt, die Hälfte der Erde zu beherrſchen, mit viel Kraft und Ruhm getragen hatte.

Nach ſeinem endlich erfolgten Tode, im Jahre 1294, fand ein dreimonatliches Zwiſchenreich ſtatt, bis endlich ſein Enkel, Tenner, dem er nach dem Tode ſeines Sohnes die Krone beſtimmt hatte, unter dem Namen Tſching-tſong, von dem Anführer der Truppen begünſtigt, den Thron beſtieg. Dies war einer der würdigſten Regenten, die China gehabt; er herrſchte aber nur 13 Jahre. Der größte Theil ſeiner Nachfolger waren nur vorübergehende Erſcheinungen; während einem viertel Jahrhunderte zählte man deren nicht weniger als ſieben; allein Chun-ti, der letzte Kaiſer aus dem mongoliſchen Geſchlechte, beſaß den Thron eine geraume Zeit. Schon unter der Herrſchaft ſeiner Vorgänger hatten heftige Regen, Seuchen und andere Uebel große Verwüſtungen in China angerichtet und viele Millionen Menſchen hingerafft, und die Lamas zum Theil ihren alten Einfluß wieder erlangt und Mißbräuche aller Art, die nicht ſelten in große Gewaltthätigkeiten ausarteten, eingeführt. Dieſe Pfaffen drangen ſogar mit Gewalt in Privathäuſer, wohnten

ſich daſelbſt ein, indem ſie die rechtmäßigen Beſitzer hinaustrieben und deren Frauen und Töchter ſchändeten!

Unter Chun=tis Regierung vermehrten ſich die Seuchen noch und bald trat eine ſchreckliche Hungersnoth ein, zum Theil durch furchtbaren Regen und Ueberſchwemmungen veranlaßt. Dies verurſachte große Unruhen, wodurch zuletzt der Sturz der Mongolen herbeigeführt wurde. Da alle Häupter der Rebellen Chineſen waren, ſo nahm der Kaiſer ſolche Maßregeln, welche die Nation noch mehr erbittern mußten. Man nahm den Chineſen unter andern alle Pferde weg, verbot ihnen bei Todesſtrafe, deren zu halten oder Waffen zu beſitzen. Dies war hinlänglich, daß die ganze Nation, welche die Herrſcherfamilie ohnehin als Eingedrungene und Mongolen haßte, ſich auf das härteſte verletzt fühlte, und beſchloß, das ihr von derſelben aufgelegte Joch abzuſchütteln, wozu es jedoch nicht weniger als 30 Jahre bedurfte, bis endlich die Unzufriedenheit ſo allgemein wurde, daß alle Chineſen um jeden Preis die Mongolen zu verjagen beſchloſſen.

Es fanden ſich noch einige Abkömmlinge von der kaiſerlichen Familie der Song im Land, oder wenigſtens Ehrgeizige, die vorgaben, von derſelben abzuſtammen. Lieu=fu=tong, eines der Häupter, der über 100,000 Mann gebot, unterſtützte ſie, und jetzt begann ein offener Kampf mit abwechſelndem Erfolg, und während der Kaiſer, von den Lamas umgeben, die ihm alle mögliche Vorſtellungen zu machen ſuchten, um ihn von der Pflicht des Regenten abzuhalten, ſich den wollüſtigſten Vergnügungen hingab, wuchs die Gefahr mit jedem Tag, und ſchon ſind die Aufrührer des Nordens und des Südens nahe daran, ſich zu ſeinem Untergang zu vereinigen und ihn aus dem Reiche zu jagen. Zwei neue Kaiſer werden zumal ausgerufen, Ho=nan und Hu=koang.

Allein aus den Reihen der Krieger erhob ſich damals ein Mann, der ſich ſchon früher den Gaukeleien der Pfaffen und Lamas entzogen hatte, deren Betrügereien ihm nicht behagen mochten, unter die ihn ſeine Verwandten geſteckt hatten, der aber das Mönchskleid abwarf, um Militär zu werden, ſein Name war Tſchu=yuen=tſchang. Dieſem gelang es einſt, eine große Stadt durch ſein Anſehen bei den Truppen vor Plünderung und Verwüſtung zu bewahren, und bald hieß es von Mund zu Mund, das ſey der Mann, der das Vaterland retten könne. Im Jahr 1356 zog Tſchu=yuen=tſchang in Nanking ein, und bald darauf wurde er der Gründer der Dynaſtie der Ming. Um ihren Sturz zu verzögern, nährten die Mongolen in den Städten, in denen ſie eingeſchloſſen waren, ihre Leute mit den er=

während daran, auch noch Japan durch Eroberung ſeinem ungeheuren Reiche einzuverleiben, wurde aber durch einen Aufſtand in der öſtlichen Tartarei daran verhindert, wohin er ſich begab, die Rebellen unterwarf, ihr Oberhaupt gefangen nahm, und hierauf nach Chang-tong zurückkehrte. Allein das Feuer des Aufruhrs war nicht gelöſcht und zwei Jahre ſpäter mußte er von neuem dieſe Völker bekämpfen, ohne ſie gänzlich unterwerfen zu können. Eine Expedition nach An-nan fällt noch unglücklicher aus, indem die Feinde dem größten Theil des kaiſerlichen Heeres, durch die Hitze des Climas geſchwächt, den Rückzug abſchneiden und daſſelbe vernichten. Dennoch bequemen ſich die Sieger, dem Chi-tſu, den ſie fürchten, eine goldene ſchwere Bildſäule als Tribut zu entrichten, um den Frieden zu erhalten. Dieſer war, mit Ausnahme von Arabien und eines großen Theils von Indien, Herr über faſt ganz Aſien; denn ſeine Eroberungen gingen in das unglaubliche, und 30 Völker unter verſchiedenen Graden gehorchten dem Scepter dieſes Tartaren, der dennoch ſein eigentliches Reich, China, nicht zu regieren verſtand, indem ſeine Miniſter und ihre Anhänger das Land ausſaugten und die Abgaben ungeheuer waren. Endlich wurde den Unterthanen einige Erleichterung, auch wurden die alten Criminal-Geſetze menſchlicher abgefaßt, aber erſt im Jahre 1323 ward das allgemeine Geſetzbuch der Mongolen verkündet.

In einem ſehr hohen Alter ſtarb dieſer außerordentliche Eroberer, der bis in ſein 80ſtes Jahr die Laſt, die Hälfte der Erde zu beherrſchen, mit viel Kraft und Ruhm getragen hatte.

Nach ſeinem endlich erfolgten Tode, im Jahre 1294, fand ein dreimonatliches Zwiſchenreich ſtatt, bis endlich ſein Enkel, Tenner, dem er nach dem Tode ſeines Sohnes die Krone beſtimmt hatte, unter dem Namen Tſching-tſong, von dem Anführer der Truppen begünſtigt, den Thron beſtieg. Dies war einer der würdigſten Regenten, die China gehabt; er herrſchte aber nur 13 Jahre. Der größte Theil ſeiner Nachfolger waren nur vorübergehende Erſcheinungen; während einem viertel Jahrhunderte zählte man deren nicht weniger als ſieben; allein Chun-ti, der letzte Kaiſer aus dem mongoliſchen Geſchlechte, beſaß den Thron eine geraume Zeit. Schon unter der Herrſchaft ſeiner Vorgänger hatten heftige Regen, Seuchen und andere Uebel große Verwüſtungen in China angerichtet und viele Millionen Menſchen hingerafft, und die Lamas zum Theil ihren alten Einfluß wieder erlangt und Mißbräuche aller Art, die nicht ſelten in große Gewaltthätigkeiten ausarteten, eingeführt. Dieſe Pfaffen drangen ſogar mit Gewalt in Privathäuſer, wohnten

ſich daſelbſt ein, indem ſie die rechtmäßigen Beſitzer hinaustrieben und deren Frauen und Töchter ſchändeten!

Unter Chun-tis Regierung vermehrten ſich die Seuchen noch und bald trat eine ſchreckliche Hungersnoth ein, zum Theil durch furchtbaren Regen und Ueberſchwemmungen veranlaßt. Dies verurſachte große Unruhen, wodurch zuletzt der Sturz der Mongolen herbeigeführt wurde. Da alle Häupter der Rebellen Chineſen waren, ſo nahm der Kaiſer ſolche Maßregeln, welche die Nation noch mehr erbittern mußten. Man nahm den Chineſen unter andern alle Pferde weg, verbot ihnen bei Todesſtrafe, deren zu halten oder Waffen zu beſitzen. Dies war hinlänglich, daß die ganze Nation, welche die Herrſcherfamilie ohnehin als Eingedrungene und Mongolen haßte, ſich auf das härteſte verletzt fühlte, und beſchloß, das ihr von derſelben aufgelegte Joch abzuſchütteln, wozu es jedoch nicht weniger als 30 Jahre bedurfte, bis endlich die Unzufriedenheit ſo allgemein wurde, daß alle Chineſen um jeden Preis die Mongolen zu verjagen beſchloſſen.

Es fanden ſich noch einige Abkömmlinge von der kaiſerlichen Familie der Song im Land, oder wenigſtens Ehrgeizige, die vorgaben, von derſelben abzuſtammen. Lieu-fu-tong, eines der Häupter, der über 100,000 Mann gebot, unterſtützte ſie, und jetzt begann ein offener Kampf mit abwechſelndem Erfolg, und während der Kaiſer, von den Lamas umgeben, die ihm alle mögliche Vorſtellungen zu machen ſuchten, um ihn von der Pflicht des Regenten abzuhalten, ſich den wollüſtigſten Vergnügungen hingab, wuchs die Gefahr mit jedem Tag, und ſchon ſind die Aufrührer des Nordens und des Südens nahe daran, ſich zu ſeinem Untergang zu vereinigen und ihn aus dem Reiche zu jagen. Zwei neue Kaiſer werden zumal ausgerufen, Ho-nan und Hu-koang.

Allein aus den Reihen der Krieger erhob ſich damals ein Mann, der ſich ſchon früher den Gaukeleien der Pfaffen und Lamas entzogen hatte, deren Betrügereien ihm nicht behagen mochten, unter die ihn ſeine Verwandten geſteckt hatten, der aber das Mönchskleid abwarf, um Militär zu werden, ſein Name war Tſchu-yuen-tſchang. Dieſem gelang es einſt, eine große Stadt durch ſein Anſehen bei den Truppen vor Plünderung und Verwüſtung zu bewahren, und bald hieß es von Mund zu Mund, das ſey der Mann, der das Vaterland retten könne. Im Jahr 1356 zog Tſchu-yuen-tſchang in Nanking ein, und bald darauf wurde er der Gründer der Dynaſtie der Ming. Um ihren Sturz zu verzögern, nährten die Mongolen in den Städten, in denen ſie eingeſchloſſen waren, ihre Leute mit den er-

mordeten Körper aller Einwohner, die ſie zur Vertheidigung der Stadt für unfähig erklärten, als Greiſe, Weiber, Kinder u. ſ. w., und der Kampf ward allenthalben mit der ſchrecklichſten Erbitterung geführt. Allein bald nähert ſich der Sieger der Hofhaltung des noch immer ſorglos ſchwelgenden Chun-ti; und erſt als er nur noch vier Stunden von der Hauptſtadt entfernt iſt, denkt der arme Kaiſer an die Flucht, und hält ſich nicht einmal jenſeits der großen Mauer mehr ſicher, ſondern flieht unaufhaltſam bis tief in die Tartarei. Tſchu-yuen-tſchang eroberte in dieſem Feldzug (1368) faſt ganz China, und der verjagte Kaiſer ſtarb zwei Jahre darauf, 52 Jahre alt, eben ſo unrühmlich, als er gelebt hatte. So endigte das Reich des großen Hupilai.

Die Ming (21ſte Dynaſtie).

Nach der Entthronung der mongoliſchen Regenten begab ſich Tſchu-yuen-tſchang, ſchon ſehr mächtig, umgeben von ſeinen Generalen, zu den Gräbern ſeiner Vorfahren. Hier ſagte er zu ſeinen Waffengefährten: „Als ich in Dienſt trat, war ich der Sohn eines armen Landmanns und kannte keinen andern Ehrgeiz, als den, meine Pflicht zu erfüllen; allein meine Cameraden, nicht zufrieden, auf Koſten des Volkes zu ſchwelgen, oder ihm ſeine Nahrung zu rauben, mißhandelten es noch obendrein, und ſchändeten die Frauen. Deßhalb zog ich mich mit den Beſſern der Krieger zurück, die, ſo wie ich, von Unwillen über ſo ehrloſe Handlungen entrüſtet waren. Die Götter haben ſicher mein Benehmen gut gefunden, und mich deßhalb an Eure Spitze geſtellt. Man kann wohl die Männer leiten, deren Herzen man gewonnen hat, aber ſchwerer iſt es, die Menſchen zu gewinnen, und ſehr leicht, ihre Zuneigung zu verlieren. Der Süden iſt jetzt ganz unſer, aber es iſt Zeit, uns nach Norden zu wenden. Wir dürfen uns nicht für unüberwindlich halten; allein wir wollen unſere Vortheile benutzen und hoffen, daß wir den Unterdrückungen des Volkes ein Ende machen und dem Reich den Frieden wieder geben werden. Ich fürchte nur Gott und mein Begehren iſt, daß das Volk nicht leide!“

Tſchu-yuen-tſchang hatte jetzt den Titel eines Fürſten von Ou angenommen und machte immer neue Fortſchritte in der Verwaltung des Reichs, das er mit der größten Weisheit und Einſicht leitete. Pe-king hatte ihm willig ſeine Thore geöffnet und der Reſt der Mongolen kam faſt nur durch die eigene Schwäche

um. In ihrem eigenen Pallaſt wurde Tſchu=yuen=tſchang zum Kaiſer, unter dem Namen Hong=vu, ausgerufen. Bald waren ihm alle Provinzen unterworfen. Kaum auf dem Thron, ſo eiferte er gegen den übermäßigen Luxus des Hofes, ſchaffte alles Ueberflüſſige ab und beſchränkte den Hofſtaat auf das Nothwendige. Seine Reſidenz verlegte er nach Kiang=king oder Nanking.

Unterdeſſen legte ſich der Erbprinz des verſtorbenen Chun=ti, deſſen man nicht hatte habhaft werden können, den Titel eines Kaiſers bei, hatte aber nicht mehr als den Titel, indem Hong=vu ſeinen Thron eben erſt durch einen ſehr blutigen, aber vollſtändigen Sieg befeſtigt hatte, und den Prätendenten wenig mehr fürchtete. Nach noch mehreren Kämpfen und Siegen trat endlich ein allgemeiner Friede für China ein, und ſelbſt der König von Corea zahlte dem Reiche einen Tribut. Vergeblich waffnen ſich die Mongolen wieder, und ein chineſiſches Heer ſteht bereit, in ihr Mutterland einzufallen, und ſie erleiden Niederlagen und Abfälle. Noch bleibt ihnen der Titel eines Khans. Timur=lenk, der Hinkende, einer ihrer beſten Herrſcher, nimmt aber im Jahre 1369 den unſinnigen Titel eines Saheb=keran, Herr der Welt, an; bemächtigt ſich Samarkands, verwüſtet Moskau, macht Aſtrachan der Erde gleich und bereitet ſich nun vor, in China einzufallen; allein ſein oder Chinas gutes Geſchick will, daß er nach Indien geräth, wo die Timuriden ſpäter ein neues mongoliſches Reich gründen.

Einer von Hong=vus Feldherren hatte eine Verſchwörung und Rebellion angeſtiftet und nannte bei ſeinem Verhöre 20,000 Mitſchuldige, die alle zum Tode verurtheilt wurden und ihre Strafe unter den Augen des Kaiſers erlitten. Der Kaiſer, der jetzt ſchon an 30 Jahre herrſchte, war bei weitem nicht mehr ſo milde geſinnt, wie im Anfange ſeiner Regierung und wie es wahrer Größe immer eigen iſt. Indeſſen war ſein Benehmen doch immer lobenswerth und beſonders wußte er die Lamas und gleisneriſchen Mönche, die er verachtete, im Zaume zu halten. Nichts war ihm mehr zuwider, als Heuchelei. Obgleich er noch Kinder hatte, beſtimmte er doch die Thronfolge ſeinem Enkel. Dieß hatte zur Folge, daß ſich deſſen Oheim, der Prinz Yen, gegen ihn waffnete und ſeinen Neffen entſetzte. Er wählte Peking zu ſeiner Reſidenz, ließ aber Nanking den Titel der kaiſerlichen Hofſtadt. Er bemühte ſich während ſeiner Herrſchaft, die Tartaren in Furcht zu halten und alle noch nicht ganz unterworfenen Provinzen zum Gehorſame zu bringen, was ihm auch größtentheils gelang. Als Kaiſer führte er den Namen Tſching=tſu.

Im Jahre **1410** bekriegte er die Tartarei, und rückte an der Spitze eines Heeres, das er ſelbſt befehligte, in dieſes Land, in welchem er ſehr weit vordrang, dann aber wieder nach China zurückkehrte. Jetzt will ſein eigener Sohn ihn entthronen, wird jedoch gefangen genommen, beſteigt aber ſpäter dennoch den Thron, den er indeſſen nur wenige Monate beſitzt, und der nach ſeinem Tode dem Prinzen Yng-tſong zu Theil wird. Dieſer vertraut einem Verſchnittenen den Oberbefehl eines Heers von **500,000** Mann an, um es gegen den Tartaren Yeſien zu führen, und der gleich im erſten Gefecht **100,000** Mann und **200,000** Pferde an dieſen furchtbaren Feind verliert; der Kaiſer ſelbſt geräth in Gefangenſchaft.

Dieſe Nachricht, nach Peking gelangt, giebt das Zeichen zur Vernichtung aller Verſchnittenen, die man größtentheils alle niedermetzelt und welche fortwährend intriguirten. Nichts deſto weniger verſuchte es ein Verſchnittener, ſeinen Adoptivſohn auf den Thron von China zu ſetzen. Bald darauf riſſen acht Verſchnittene wieder die Herrſchaft an ſich, indem ſie den jungen Kaiſer Uſtang zu den niedrigſten Schwelgereien verführten, um in ſeinem Namen ſchalten und walten zu können. Im Jahre **1450** aber bemächtigte man ſich aller Güter und Reichthümer des Eunuchen Uang-tſchin, deſſelben, deſſen Verrätherei und Untauglichkeit den Kaiſer in Feindes Hände fallen ließ. Sein Pallaſt, prächtiger als die kaiſerlichen ſelbſt, enthielt zahlreiche Geräthſchaften von Gold, mit Perlen und Edelſteinen beſetzt, ganze Haufen Silber und über **10,000** Pferde. Bei einem andern Verſchnittenen fand man aber ein halbes Jahrhundert ſpäter nicht weniger als **140,000** Pfund Gold, **10** Millionen Pfund Silber, **2** Maß voll Diamanten, goldene Harniſche und mehr als **4000** mit Steinen beſetzte Gürtel, was er Alles zuſammengeſtohlen und geraubt hatte.

Der Tartar Yeſien hatte unterdeſſen einige Niederlagen erlitten, worauf er den gefangenen Kaiſer Yng-tſong wieder losgab, deſſen Thron aber jetzt ſein Bruder King-ti in Beſitz hatte, der ihn jedoch einlud, denſelben wieder zu beſteigen, was aber jener zu thun ſich weigerte, indem er ſagte, ſeine Gefangenſchaft habe ihn deſſelben unwürdig gemacht; **7** Jahre ſpäter reclamirte er aber dies Recht, was ſeinem Bruder den Tod aus Verdruß verurſachte.

Gegen das Ende des **15.** Jahrhunderts war das große himmliſche Reich, mit Ausnahme einiger Bezirke, ziemlich ruhig, allein nach einer damals gemachten Zählung ſoll es nur an **54** Millionen Bewohner gehabt haben, woran die vielen Kriege und Rebellionen wohl ſchuld ſeyn mochten.

Abriß der Geſchichte von Oſtindien bis zu Ende des 15. Jahrhunderts.

Der faſt gänzliche Mangel an nur einigermaßen zuverläſſigen Nachrichten der Geſchichte von Oſtindien, nach Alexander des Großen Raubzug in dieſes Land, iſt der Grund, warum wir derſelben bisher nicht weiter erwähnten.

Seit der Expedition des Seleucus oder vielmehr Megaſthenes, etwa 300 Jahr vor unſerer Zeitrechnung, haben wir zwar keine genaue Kunde von wichtigen Einfällen oder ähnlichen Ereigniſſen durch Fremde in Indien, allein wir wiſſen wenigſtens, daß die Nachfolger des Seleucus, beſonders diejenigen, welchen Bactria (die heutige Bucharei) zu Theil worden war, tiefer in Indien eingedrungen ſind. Wichtiger aber für uns iſt, daß von Bactria aus die Handelsverbindungen mit Indien noch ſo lange fortgedauert haben, bis endlich große verheerende Horden Tartaren, von China ausgetrieben, über den Jaxartes (den nachmaligen Sirr) in dieſe von den Griechen faſt 300 Jahr beſeſſenen Länder einbrachen, und ihrem Reiche etwa 126 vor unſerer Zeitrechnung ein Ende machten.

Ob in den gleich hierauf folgenden Zeiten Hindoſtan von außen her große Erſchütterungen erlitten habe, iſt, ſo wie die ganze Geſchichte dieſes Landes, bis jetzt weniger bekannt. Nur erſt nach mehr als 1000 Jahren geht uns ein ſchwaches Licht darüber auf, durch die Streifzüge, welche einige arabiſche Heerführer unter dem 6. Kalifen in das heutige Multan unternommen haben. Noch etwas Beſtimmteres erfuhr man aber durch den Einfall, welchen, im Jahr 705 unſerer Zeitrechnung, Mahomed, Statthalter des Kalifen Walid I., von Choraſan aus in das heutige Multan unternahm.

Mit dieſem Mahomedaner beginnen die Greuel, unter welchen der höchſte Fanatismus, gepaart mit der niedrigſten Raubſucht und grauſamſten Mißhandlung und Verachtung des Menſchen, die ſanfteſte, ruhigſte, thätigſte und mäßigſte Nation aller Aſiaten unausgeſetzt bis auf die neueren Zeiten herab hat ſeufzen laſſen.

Multan ward bald darauf unterjocht, die goldnen und mit edlen Steinen gezierten Götterbilder der Hindus geraubt; die ſteinernen zerſchlagen, um als Bauſteine zur Errichtung von Moſcheen zu dienen.

Dieſer weſtliche Theil blieb ziemlich lange im Beſitz der Mahomedaner. Ob nun gleich dieſe nachmals, von den indiſchen Königen, den Rajas, überwältigt, ſich genöthigt ſahen, ihre dortigen Eroberungen wieder aufzugeben, ſo brach dagegen, im **10.** Jahrhundert, ein härteres Schickſal von neuem über Indien aus.

Der Statthalter von Chorasan, Abiſtagi, der ſich im Jahr **960** gegen ſeinen König der Bucharei empört hatte, gründete das Reich Gazna oder Ghizni.

Unter denen nach ihm dort herrſchenden Sultanen war Mahmud **III.** beſonders eroberungsſüchtig. Dieſer unternahm **12** Eroberungszüge gegen Hindoſtans ſüdliche und öſtliche Provinzen. Zuerſt drang er (**998**) in Kabul ein; bald hierauf in Multan und in den Panjab (Land der fünf Flüſſe); ſodann weiter in Cashimere; auch eroberte er einen großen Theil vom nördlichen Delhi. Die Fürſten der Hindus wurden verjagt, oder wie der Raja Bachara aus Verzweiflung zum Selbſtmorde getrieben. Bedeutende Städte wurden aller Schätze beraubt. Als er auf ſeinem achten Zuge abermals nach Hindoſtan ging, beſtand die Beute, welche er von den Pagoden und Bergſchlöſſern erhielt, aus **20** Millionen Dirrem baarem Gelde, **53,000** Sclaven und **350** Elephanten, ohne den Antheil ſeiner Heerführer zu rechnen. Erſtaunliche Maſſen edler Metalle und Steine raubte er den Bewohnern; noch größere Reichthümer ſchleppte er aber auf ſeinem **12.** Verheerungszuge aus der Rasbuttenſtadt Sumnat in Guzurate. Der perſiſche Geſchichtſchreiber Mirkhond, auch Khondemir genannt, meldet in ſeinem großen hiſtoriſchen Werke Raouzat effafa: Mahmud habe aus Sumnats Pagode **56** Säulen von maſſivem Golde, mit Rubinen und andern Edelſteinen beſetzt, geraubt. Der Götze ſelbſt habe aus einem einzigen Stein von **50** Ellen beſtanden, wovon indeß nur drei über die Erde hervorragten. Mahmud ließ ſofort den Götzen zerſchlagen, und **50,000** der unſchuldigen Götzendiener zugleich niederhauen. Zu dieſer Pagode gehörten tauſend Dörfer nebſt ihren Ländereien, nur allein zum Gottesdienſt waren **200** Braminen, ferner **300** Devedaſchis (Tänzerinnen), vom angeſehenſten, ſelbſt fürſtlichen Stande, angeſtellt, auch eine gleiche Anzahl Barbiere, um die dorthin wallfahrtenden Pilgrime zu reinigen. Der Sultan fand unter andern Schätzen eine Kette von **1800** Pfund Gold, und ſeine ganze Beute belief ſich, dem Mirkhond zufolge, auf **20** Millionen Goldthaler.

Ungeachtet ſeiner Eroberungsſucht, zeigten ſich dennoch bei Mahmud Spuren von Gerechtigkeitsliebe, ja ſelbſt von Edelſinn.

Eine Kaufmannsfrau, deren Sohn bei dem Angriffe einer Räuberbande auf eine Carawane in der perſiſchen Provinz Iras erſchlagen worden war, begab ſich nach dem Hof Mahmuds in Gazna, und forderte perſönlich bei ihm Gerechtigkeit wegen des Todes des Erſchlagenen.

„Wie kann ich,“ antwortete Mahmud, „in dieſer weit entlegenen Provinz (er hatte dort einen ſeiner Söhne zum Statthalter geſetzt) dergleichen Unordnungen verhüten?“ Dreiſt gab ihm die Wittwe folgende, jeden ungerechten Eroberer von einigem Gefühl zernichtende Antwort:

„Warum erobert Ihr denn mehr Länder, als Ihr gehörig beherrſchen könnt, und für deren Regierung Ihr dennoch dereinſt am Tage des Gerichts vor Gott verantwortlich ſeyd?“

Statt ihn zu erzürnen, erſchütterte dieſer edle, unwiderlegliche Vorwurf den Sultan. Nicht nur entließ er die Frau mit Geſchenken überhäuft, ſondern er befahl zugleich, daß die Regierung von jetzt an haften müſſe für das Leben und die Güter der Kaufleute, welche in Carawanen von Perſien nach Indien zögen. Hierdurch ſtieg die Menge der Handelsleute ſo ſehr, daß, da einer Carawane **100** Soldaten zur Begleitung gegeben wurden, ihr Führer vorſtellte, daß kaum die zehnfache Anzahl gegen die großen Räuberbanden in der großen Wüſte von Nedubendam hinreichen würde.

„Ich will dafür ſorgen,“ antwortete Mahmud, „daß dieſe **100** ſich in **1000** verwandeln.“ Er befahl nämlich, für die Carawane insgeheim die ſchönſten Früchte aufzukaufen, und dieſe mit Arſenik zu vergiften. Wäre nun die Carawane bis zu jener Wüſte vorgerückt, ſo ſollten die Früchte ſofort, als wären ſie zum Trocknen in die Sonne gelegt, dort ausgeſtellt werden. Die Räuber gingen wirklich in die Falle. Indem ſie die Carawane dort angriffen, fielen ſie zuerſt über die vorliegenden in die Augen fallenden Früchte her. Die Carawane gewann Zeit, ſich zu retten, und die vergifteten Räuber kamen um.

Noch gerechter zeigte ſich Mahmud bei folgendem Ereigniß. Ein Türke überfiel in der Nacht einen armen verehelichten Mann, trieb ihn gewaltſam aus ſeiner Kammer und nahm deſſen Stelle im Ehebette ein. Der Verjagte beklagte ſich bei Mahmud, und der über dieſe freche That erſtaunte Sultan befahl dem Manne, ihm Nachricht zu geben, wenn ſich jener Türke von neuem bei ihm einfände. Dies geſchah. Mahmud ging nebſt ſeiner Wache zu dem Hauſe des Klägers, ließ alle Fackeln auslöſchen, drang in die Kammer und hieb den Thäter in Stücke. Hierauf befahl er,

Licht anzuzünden, und als er den Getödteten beſichtigt hatte, dankte er kniend Gott, daß es keiner ſeiner Söhne war. Er hatte nämlich, da er glaubte, nur einer ſeiner Söhne könne ſich eines ſolchen Frevels erdreiſten, die Fackeln auslöſchen laſſen, damit nicht der Anblick des Thäters ſeine Gerechtigkeit hemmte.

Auf dieſen Mahmud läßt der perſiſche Geſchichtsſchreiber 13 Regenten in Ghizna (Gazna) folgen, welche ihm im Ganzen weder in Kriegsthaten, noch weniger an Dauer der Regierung gleich kamen, dagegen ihn größtentheils an Grauſamkeiten gegen die Urbewohner, ja ſelbſt oftmals gegen ihre eigenen Glaubensverwandte übertrafen. Mehrere dieſer Gazniden wurden bald von ihren Söhnen oder Verwandten, bald von ihren Statthaltern, oder gar von einzelnen, aus Sclaven bis zum Heerführer hinaufgeſtiegenen ehrſüchtigen Menſchen entthront oder ermordet.

Dieſes grauſame Spiel trieben ſie indeß größtentheils nur im nordweſtlichen Hindoſtan, die ſüdlich gelegenen Länder fühlten damals nur ſelten ihre Barbareien. Alle fröhnten nicht nur ihrer intoleranten Herrſcherwuth, ſondern auch der niedrigſten Raubſucht; und wie unermeßlich ihre aus Hindoſtan zuſammengeſchleppten Schätze geweſen ſeyn müſſen, ergiebt ſich ſchon aus der goldenen, von Juwelen ſtrahlenden Krone, welche einer dieſer Eroberer, Muſaud, im Jahre 1034 in dem neuen Pallaſt von Gazna über ſeinem Throne aufhängen ließ. Sie wog über 2600 Pfund. Bei ſeiner Entthronung rief er aus: „Welch grauſame Umkehr des Schickſals! Geſtern ſanken 3000 Kameele faſt unter der Laſt meiner Schätze zu Boden, heute erbettle ich unter allgemeinem Hohnlachen des Volks das tägliche Brod!"

Unter ähnlichen wohlverdienten Schlägen der Nemeſis floß die Regierungszeit der meiſten dieſer gaznidiſchen Sultane dahin, bis endlich ein anderer Türkenſtamm, die Sultane von Ghor, dem Reiche Ghizna ein Ende machte. Sultan Moaz Ul' Dien, auch Mahmud Ghori genannt, vernichtete die Ghazniden (1179) und wandte ſodann ebenfalls ſein Mordſchwert gegen die Rajas von Hindoſtan. Dieſe thaten oftmals lebhaften und glücklichen Widerſtand, trieben auch die Landräuber häufig zurück; allein das Innere von Hindoſtan war unter viele kleine Fürſten getheilt, und dieſe vermochten ſelten bei dem geringen Grad der Einigkeit jenen mächtigen, ſtets in Krieg und Blut erzogenen Mahomedanern gehörigen Widerſtand zu leiſten.

Der mächtige Sultan Mahmud Ghori nahm nicht nur Benares, ſondern ſelbſt Gualior ein. Die Reſidenz war ſchon

nach Lahore, alſo in die Nähe der Hindus, verlegt, und Mahmud Ghori hatte ſich gleiche Gräuel bei der Einnahme von Benares erlaubt wie ſeine Vorgänger. Da nun Benares der Hauptſitz indiſcher Gelehrſamkeit war, ſo glaubt Rennel, daß die Vermiſchung mit den intoleranten Eroberern die alte Sprache der Hindus, den Sanſcrit, damals verdrängt habe, und von dieſer Zeit an nur Bücherſprache geblieben ſey.

Dieſer Sultan ward zuletzt das Opfer eines wilden indiſchen Räuberſtamms der Gebirge Lahor, die Ghikers genannt. Zwanzig derſelben führten den Anſchlag glücklich aus, den Verheerer ihres Landes in ſeinem Zelte zu überfallen und niederzuhauen.

Die ungeheuren Schätze, man gibt nur allein mehrere hundert Pfund Juwelen darunter an, wurden, ſo wie die Krone ſelbſt, der Zankapfel mehrerer Parteien jener ſogenannten Rechtgläubigen.

Ein kühner und kluger Sclave, Cuttub Ul' Dien, der wegen ſeiner Talente von der niedrigſten Stufe durch den hingerichteten Sultan zum Feldherrn erhoben, ja adoptirt worden war, behielt das Uebergewicht über deſſen wirklichen Sohn und Thronerben. Er ſtiftete eine neue Dynaſtie aus ſeinem eigenen Volke, den Patanen oder Afghanen.

Hierdurch beginnt mithin eine wichtige Epoche für dieſe Länder, denn dieſe Patanen beherrſchten ſie über 300 Jahr.

Cuttub, der als Feldherr bereits die Länder am Jumna bezwungen hatte, und ſelbſt bis Benares am Ganges vorgedrungen war, ließ die nördlichſten Beſitzungen dem Sultane Yes Ul' Dien, dem Neffen ſeines ehemaligen Herrn, nahm von den ſüdlichen Theilen Beſitz und verlegte die Reſidenz von Lahore tiefer hinab nach Delhi.

Da ihm der in Gazna verbliebene Sultan die Inſignien des Reichs, den Nobut (die großen Heerpauken), ferner den königlichen, weißen Sonnenſchirm und die Standarten zugeſandt hatte, ſo zeigte er ſich als der erſte mahomedaniſche Beherrſcher Hindoſtans in der ganzen orientaliſchen Herrſcherpracht.

Nach großen Eroberungen, unendlichem Blutvergießen und Rauben überließ er ſich der Weichlichkeit, zog ſich nach Lahore zurück, und ſtarb dort durch einen Sturz vom Pferde. Seine außerordentliche Verſchwendung der geraubten Schätze brachte ihm den Beinamen Lack Bukſch, d. i. Verſchwender von Lacks.*)

---

*) 100,000 Rupien.

Cuttubs Sohn und Erbe des Reichs, Arum, ein ſchwacher Fürſt, ward bald durch Sclaven, die ſich wie Cuttub zu Feldherren erhoben hatten und nun empörten, wie auch von einigen rebelliſchen indiſchen Rajas aufs äußerſte getrieben. Die Großen wählten den von Cuttub adoptirten Sohn, Malleck Altumſch, der dann nach einer entſcheidenden Schlacht gegen ſeinen Nebenbuhler Arum Herr des Reichs ward.

Dieſer Fürſt erweiterte zuerſt die Eroberungen der Mauren in Hindoſtan durch Bengalen. Er zerſtörte, ſeinen würdigen Vorbildern gleich, den prächtigen hinduiſchen Tempel Makal, ein eben ſo bewundernswürdiges Gebäude als das von Sumnat; **300** Jahre waren zu ſeiner Erbauung erfordert und die Mauer hatte **100** Ellen Höhe.

Er führte oftmals blutige Kriege gegen die mit Recht ſich wider ihren ungerechten Eroberer auflehnenden Völker Bengalens, war übrigens berühmt wegen ſeiner Wiſſenſchaftsliebe und Kenntniſſe.

Während ſeiner Regierung machte (**1242**) der Weltzerſtörer Genghiskan einen Streifzug gegen Hindoſtan, drang indeß nur bis zum Panjab vor.

Die Schwäche und Schwelgerei des Thronerbens Feroſe veranlaßte bald einen Aufſtand, der ſich damit endigte, daß die wegen ihrer ſeltenen Gaben bereits vom Vater bei Regierungsgeſchäften zugezogene Tochter, die Sultanin Rizia, zur Verweſerin des Reichs erkoren ward. So rühmlich ſie indeß ihrem Amte vorſtand, auch mehrmals die ſich gegen ſie auflehnenden Feinde beſiegte, ſo endigte dennoch ein Krieg gegen den Herrſcher von Tiberkind ihre ehrenvolle, aber nur dreijährige Regierung. Sie ward nach einem unglücklichen Gefechte nebſt ihrem Gemahl niedergemacht, und ihr Bruder Byram beſtieg den Thron von Delhi. Aber auch dieſer ward zwei Jahre darauf umgebracht. Dem berühmten perſiſchen Geſchichtſchreiber Mirkhond zufolge, fiel Radhiataldien, ſo nennt er die Sultanin, durch die Auflehnung dieſes Bruders, der bei ihm Baharamſah heißt.

Unter Verrath, Aufruhr und Mord, wodurch zugleich das unglückliche Land auf das traurigſte litt, wurden die Regierungen der hierauf folgenden Sultane verkürzt, wenn gleich einige derſelben nicht ohne alles Verdienſt waren. So vermied der Sultan Mahmud-Altumſch allen Aufwand, lebte einförmig und häuslich. Er hielt kein Serail, und ſeine einzige Gemahlin, die Königin, mußte ihm das Brod mit eigenen Händen backen. Auch der bald darauf folgende Sultan Balin äußerte ſtrenge Gerechtigkeitsliebe

und munterte die Wiſſenſchaften auf. Der perſiſche Geſchichtſchreiber hat uns ſogar mehrere ſeiner Denkſprüche aufbewahrt, welche von Gerechtigkeit und ſelbſt von Menſchenliebe zeugen. Indeß zeigte er ſtets die intolerante Grauſamkeit des Muſelmanns. Er ließ durch ein eigenes großes Heer 100,000 Mevats niederhauen.

Dieſe Nation nennt Feriſhta nur Banditen, obgleich es wahrſcheinlich iſt, daß es Hindus waren, die wie die Ghikers ſich in die unzugänglichen Gebirge zurückzogen, um den Grauſamkeiten der Mahomedaner zu entkommen. Vielleicht waren dieſe Wald- und Gebirgsvölker, ſo wie nachmals die Mahratten und einige ſüdliche Poligaren, ſolche Stämme der Hindus, welche noch durch das Oertliche ihrer Wohnſitze und durch gerechte Erbitterung gegen die fremden Unholde bald unter eigenen Fürſten (Rajahs), bald als Republikaner die letzten Kräfte für die Freiheit des Vaterlandes aufboten.

Die Regierung des Sultans Feroſe II. zeichnet ſich beſonders durch verſchiedene wichtige Vorfälle aus. Zuerſt zeigt ſich hier die ſonderbare Empörung eines Geiſtlichen, des Derwiſches Seid Mollah, der als reiſender Heiliger in Bettlertracht auftrat, und nachdem er mehrere Wallfahrten beendigt hatte, in der Kaiſerſtadt Delhi ſich durch außerordentliche Pracht und Mildthätigkeit einen großen Volksanhang zu erwerben wußte. In kurzem machte ihn die ungeheure Menge Anhänger ſo kühn, ſelbſt nach der Krone zu ſtreben. Schon waren die Häupter der Verſchwörung zum Königsmorde von ihm ernannt, als einer der Seinigen ihn verrieth; der Mollah ward eingezogen und verlor durch den Privathaß eines der Söhne des Kaiſers auf eine grauſame Art ſein Leben, denn Feroſe ſelbſt hatte den ſcheinheiligen Rebellen nur zu ewiger Gefangenſchaft verurtheilt.

Bald darauf brach ein ſtarkes Heer der Mongolen in Feroſes Länder ein. Sie wurden aber zurückgeſchlagen, räumten das Land, ein großer Theil ihrer Horden trat zum türkiſchen Glauben über, und ihr Heerführer, ein Enkel Genghis-Chans, erhielt des Sultans Tochter zur Gemahlin.

Gleich nach Beendigung dieſes wichtigen Ereigniſſes (1290) eröffnete des Sultans Neffe, Mallek Alla, eine Reihe von Raubzügen gegen das ſüdliche Hindoſtan. Das Decan war bis jetzt von den Mahomedanern noch nicht entweiht und geplündert worden.

Hier wüthete dieſer Räuber mit eben ſo vieler Intoleranz als niederträchtigem Geize. Mehrere Fürſten wurden verjagt, die Hindus niedergehauen, die Weiber geſchändet, und als Sclavinnen

fortgeſchleppt; ein großer Theil der Beute füllte die Schatzkammer des Sultans. Nur allein aus Dowladabad, der reichen Hauptſtadt des Raja Ramdeo, führte er **15,000** Pfund Gold, **175** Pfund Perlen und **50** Pfund ächte Steine verſchiedener Art hinweg, eine große Menge reicher Zeuche und anderer Koſtbarkeiten ungerechnet.

Feroſe genoß indeß ſeines reichen Raubes kaum ein Jahr lang. Der übermüthige Alla, der ſchon längſt nach der Krone ſtrebte, lockte ihn freundſchaftlichſt zu einer Zuſammenkunft, ließ ihn durch Meuchelmörder niederſtechen und ſetzte ſich ſelbſt auf den Thron.

Alla Ul' Dien, auch Secunder Sani (Alexander **II.**) genannt, ſtolz auf ſein Glück, ſtets nach unſterblichem Ruhm ſtrebend, entwarf gleich nach ſeiner verrätheriſchen Thronbeſteigung zwei große Plane. Er wollte eine neue Religion ſtiften und eine Univerſalmonarchie errichten. Nur ein einziger ſeiner Großen, der bejahrte Cutwal*) von Delhi, wagte es, ihm von beiden abzurathen, und als Alla fragte, wie er denn ſeine ſo hoch geſtiegenen Kräfte des Reichs auf andere Weiſe ruhmvoll anwenden ſollte, verwies ihn der Cutwal auf die Unterjochung des übrigen Decans, um auch dieſe Hindus zum Glauben Mahomeds zu zwingen. Dieſer Rath des Cutwals ward reichlich belohnt, und gab nun Anlaß zu den ſchrecklichſten Einbrüchen des Sultans in jene friedlichen Länder, ſobald ihm dies nur die Stillung einer Verſchwörung und die Einfälle der Mongolen in ſeine Staaten erlaubten.

Zum weiteren Bekriegen des Decans bediente er ſich ſodann ſeines widernatürlichen Lieblings, des Sclaven Cafur, der ſich durch ſeine Talente zum Feldherrn empor geſchwungen hatte. Er drang zuerſt in das Gebiet der Mahratten, unterjochte Telinga (das nachmalige Golconda) und nahm vom Carnatik die Hauptſtadt und ſtarke Feſtung Ariki (jetzt Batangole), ließ die Vertheidiger niederhauen und erhielt als Löſegeld **300** Elephanten, **7000** Pferde nebſt einer großen Menge Juwelen und Gold. Dies war indeß gleichſam nur das Vorſpiel zu größern Räubereien.

Im Jahre **1306** drang Cafur nun tiefer ins Decan ein, ſogar bis zum heutigen Marwar, überwältigte mehrere mächtige Rajahs, zerſtörte die Hindus-Pagoden, zerſchlug die Bilder und raubte die goldnen, mit ächten Steinen beſetzten Statuen. Er er-

*) So viel als Lord Mayor oder erſter Bürgermeiſter.

preßte durch die Tortur die ungeheuren Tempelſchätze von den Braminen und führte ſie auf 400 Elephanten nach Delhi ab. Die Beute, welche er dem Sultan darbrachte, ſoll beſtanden haben aus 302 Elephanten, 20,000 Pferden, vielen Kiſten mit Perlen und ächten Steinen, und endlich aus 90,000 Manuds, alſo gegen 100 Millionen Pfund Sterling in baarem Gelde.

Der Anblick ſo erſtaunlicher Reichthümer bewirkte beim Sultan eine übertriebene Großmuth. Jeden der vornehmſten Omrah beſchenkte er mit zehn Manud Goldes, die geringern mit fünf; jeder Gelehrte erhielt ein Manud (25 Pfund Sterling) und ſo verhältnißmäßig ſeine übrige Dienerſchaft bis zu dem Geringſten hinab.

Gleich darauf zeigte ſich aber dieſer großmüthige Vergeuder geraubter Güter als der blutgierigſte Tyrann. Er faßte Argwohn gegen die in ſeinen Sold getretenen Mongolen, entließ ſie nicht nnr ſeiner Dienſte, ſondern, ohne gültige Beweiſe befahl er, 15,000 dieſer unſchuldigen Fremdlinge in den Straßen von Delhi niederzuhauen.

Die gerechte Strafe ſeiner vielartigen Verbrechen weilte indeß nicht lange. Ueberall zeigten ſich Aufrührer gegen ihn. Der von ihm ſelbſt zu den höchſten Ehren und Glücksgütern gebrachte Liebling Cafur machte ihm die Angeſehenſten des Reichs, ja ſogar ſeine eigenen Söhne verdächtig. Er ließ ſie gefangen ſetzen; aber die dauernde Furcht und Unſicherheit wegen ſeines eigenen Lebens und der Gram, ſich von ſeinen Vertrauteſten verrathen zu wiſſen, brachte ihn bald darauf ins Grab. Jener Verſchnittene hatte die Bosheit, die gefangenen Söhne ſeines Wohlthäters blenden zu laſſen, um der Nation einen ihm gefälligen Sultan zu geben. Allein Cafur ſelbſt ward bald darauf ermordet, und der dem Volke durch ihn aufgedrungene Regent ſofort abgeſetzt.

Der darauf folgende Sultan Mubaric begann ſeine Regierung mit der Gräuelthat, zwei Große, welche ihm auf den Thron geholfen hatten, ſogleich hinrichten zu laſſen, weil er ihnen zu viel verdankte.

Er ergab ſich bald allen Laſtern der niedrigſten Wolluſt, ward aber nach zwei Jahren ermordet, und ſein Nachfolger auf dem Throne ward bereits nach fünf Monaten des Throns und Lebens beraubt.

Sein Ueberwinder, ein Mann von Mäßigkeit und Kenntniß, Ghazi Mallec, übernahm (1321) unter dem Namen Yeas Ul' Dien Tuglihk Schah, die Regierung. Auch er unternahm verſchiedene glückliche Feldzüge in Hindoſtan, ward aber bereits

nach zwei Jahren zufällig von einem einſtürzenden Hauſe erſchlagen. Hierauf erhielt ſein Sohn Mahmud das Reich. Seine Regierung iſt für Hindoſtan wichtiger, aber zugleich unglücklicher. Bald nach ſeinem Antritt drangen nämlich die Mongolen in Hindoſtan ein, und nur durch ein ungeheures Löſegeld brachte er ſie zum Rückzuge.

Nun verfiel Mahmud ſelbſt darauf, Eroberungen zu machen. Er unterjochte mehrere entlegene Rajas, ja er überwältigte, ſagt Feriſhta, den ſüdlichſten Theil des Decans von einem Meere zum andern, alſo die Spitze des Dreiecks. Dabei belegte er, wegen der ungeheuren Heere, wovon nur allein 370,000 Reuter waren, das Volk mit den drückendſten Laſten, und zwang ihm deßhalb eine eigene Kupfermünze auf. Da aber dennoch das Heer nicht gehörig beſoldet ward, und zu rebelliren drohte, fiel er auf das Mittel, das reiche China zu erobern. Der Anfang dieſes Feldzugs ward aber auch ſein Ende. Durch die Weite und Schwierigkeit des Wegs, die dadurch mangelnde Nahrung für das Heer, welches ohnehin unwillig den Feldzug angetreten hatte, war dieſes bereits ſehr zuſammengeſchmolzen, bevor man nur die Gränzen des chineſiſchen Reiches erreicht hatte. Jetzt ſtürzten die wilden Bewohner der Gränzgebirge auf dieſe erſchöpften Truppen im Angeſicht der ruhig zuſchauenden Chineſen herab, trieben ſie zurück, und es erfolgte eine ſolche Niederlage, daß auf dem Rückzuge in dieſen unbekannten rauhen Gegenden das ganze Heer innerhalb ein paar Wochen faſt gänzlich aufgerieben wurde.

Ein in Hindoſtan kurz darauf ausgebrochener Aufruhr, in welchen zugleich der Raja von Campala verwickelt wurde, ward indeß glücklich geſtillt. Mahmud beging die Grauſamkeit, den unglücklicherweiſe gefangenen Raja lebendig ſchinden zu laſſen; allein der eigentliche Aufrührer entfloh.

Bei dieſer Gelegenheit fand der Sultan die Lage von Deogir ſo einladend, daß er beſchloß, von jetzt an Deogir zur Reſidenz anſtatt Delhi zu wählen. Demzufolge wurden alle Einwohner gezwungen, die prächtige Hauptſtadt nebſt all dem Ihrigen zu verlaſſen; Delhi ward verödet, und Deogir erhielt mit großen Koſten viele ſchöne Gebäude, und zugleich den neuen Namen Dowladabad. Die Härte, mit welcher viele Bewohner anderer Provinzen zu der neuen Hauptſtadt hingetrieben wurden, gab zu einem neuen Aufſtand in Multan Anlaß. Der Sultan beſiegte die Rebellen, belegte aber das Land mit ſo ungeheuren Taxen, daß viele Hindus ihre Häuſer ſelbſt niederbrannten und davon flohen.

Sie wurden verfolgt und eingeholt; alle, die ſich widerſetzten, niedergehauen, den übrigen aber die Augen ausgeſtochen. Ja, dieſes Ungeheuer trieb die Grauſamkeit ſo weit, daß er förmliche Jagden gegen die unglücklichen Landleute anſtellte. Die Größe ſeines eitlen Stolzes und ſeines Unſinns bewies er durch ein Monument, welches er einem, in einer Krankheit verlornen Zahn ſetzen ließ. Delhi ward nachmals dennoch von neuem die Hauptſtadt.

Jenes grauſame und wahnſinnige Benehmen brachte nun ſtets Empörungen hervor, wodurch ſogar das Decan wieder verloren ging. So floſſen die Tage dieſes Unmenſchen unter Erdrückung des Volks und unter dauernder Furcht, Krone und Leben zu verlieren, dahin, bis endlich eine durch Unmäßigkeit entſtandene Krankheit ihm (1351) das Leben nahm.

Unter dem folgenden Sultan Feroſe machten ſich ſowohl Bengalen, als das Decan wieder unabhängig. Unruhen und Grauſamkeiten, z. B. Menſchenjagden, dauerten auch nachmals fort, und endlich entſagte der Sultan dem Throne zu Gunſten ſeines Enkels, der aber ſchon in dem folgenden Jahre (1388) durch Verrätherei ſein Leben verlor.

Feroſe hatte ſich um Hindoſtan kein unbedeutendes Verdienſt durch einige ſchätzbare Unternehmungen erworben. Hierunter verdient der Kanal beſonders genannt zu werden, den er von der durch ihn erbauten Stadt Feroſabad, wohl am Setledge gelegen, zum Pidgie, einem kleinen Fluß, der ſich in den Jumna ergoß, ziehen wollte. So ſchwierig es jetzt auch iſt, den verſchiedenen Karten von Rennel, la Rochette und zuletzt Arrowſmith zufolge, den eigentlichen Lauf dieſes Kanals beſtimmen zu wollen, ſo ergibt ſich doch daraus, daß, die Bewäſſerung des Landes ſelbſt abgerechnet, dadurch ein herrliches, großes Werk wäre zu Stande gekommen, denn es bezweckte wohl nichts Geringeres, als durch die Vereinigung des Setledge mit dem Jumna, die beiden großen Einfaſſungsſtröme Hindoſtans, nämlich den Indus und den Ganges, mit einander zu verbinden, ein Werk, was Rennel ſelbſt dem Kanal von Suez an Wichtigkeit faſt gleich ſchätzt.

Die drei folgenden, eben ſo kurzen, als in Rückſicht Hindoſtans unbedeutenden Regierungen verdienen keiner näheren Erwähnung. Auch bei ihnen herrſchten ſtets Factionen, Mord und Verrath und ſogar zwei Kaiſer zu gleicher Zeit. Da dies mehrere Jahre dauerte, ſo ward das unglückliche Land völlig zu Grunde gerichtet, ſelbſt ohne merkwürdige Schlachten oder Kriegsbegebenheiten überhaupt.

Als die Großen zuletzt ein Kind unter dem Namen Mahmud Shaw III. auf den Thron erhoben und nun ein neuer Gegenkaiſer, Nuſerius Chan, von Andern anerkannt ward, ſtieg die Unordnung ſtets höher (1394). Unter ſolchen Umſtänden mußte es denn einer fremden Macht nicht ſchwer werden, in dieſem anarchiſchen Reiche Fortſchritte zu machen.

Dies geſchah; zwei Jahre darauf zeigte ſich nämlich zuerſt Tamerlans Enkel, Mirza Pir Mahmud, und drang vermittelſt einer über den Indus geſchlagenen Brücke in das nordweſtliche Hindoſtan ein.

Im folgenden Jahre (1397) trat nun der Großvater hier ſelbſt auf, Timur, gewöhnlich Tamerlan, der Anführer der wildeſten und mächtigſten Horde mongoliſcher Verheerer. Wenn es gleichwohl nur eine Erfindung ſeiner Feinde iſt, daß er von niedriger Herkunft ſtamme, oder ein Straßenräuber geweſen ſey, ſo zeigt dennoch die Reihe und die Größe der von ihm begangenen Gräuel, daß er völlig jedes rechtliche, eines edlen Stammes und beſſerer Bildung würdige Gefühl erſtickt hatte, und nur der niedrigſten Rachſucht, wahnſinnigen Despotie und Unmenſchlichkeit Gehör gab.

Er ſelbſt führte ſein Geſchlecht bis zu dem ihm ähnlichen Ungeheuer, das wir ſchon früher kennen lernten, dem Mogol Genghis-Chan, hinauf, hatte auch eine ſolche Ehrfurcht für dieſen Vorfahren, daß er er ſich nicht Sultan, ſondern nur Emir, Prinz, nannte, bis er nach dem Tode des vor ihm nächſten Verwandten von Genghis-Chan den Titel Sultan ſelbſt annahm.

Die kriegeriſchen Großthaten dieſes Mannes in Rußland, Perſien, der Tartarei, ſelbſt bis in China, Arabien und mehreren andern durch ihn unglücklich gewordenen Ländern übergehen wir hier.

Da ſein Enkel bereits drei Jahre zuvor ſich von Gazna Meiſter gemacht hatte, ſo war ihm der Weg nach Hindoſtan dadurch eröffnet. Er ſetzte nun mit 92,000 Mann über den Indus, und belagerte zuerſt die Stadt Tolumbini an der Südſeite des in jenen großen Strom ſich mit dem Chinab ergießenden Fluſſes (gegen 71° L.). Er nahm, nach einigem Widerſtand, die Stadt und ließ Alles ohne Gnade niederhauen. Ein gleiches Schickſal erfuhr gleich darauf die große einige Meilen entfernte Stadt Schawnawaze. Nachdem er ſeinen Enkel Pir Mahomed, der von den Indiern in der Stadt Multan ſich eingeſchloſſen fand, befreit hatte, zogen beide gegen Battenize (Batnir), nachdem ſie zuvor eine beträchtliche Wüſte paſſirt hatten. Auch dieſe Stadt ward nach einigen

Tagen verheert. Nicht minder traurig erging es Semana und einigen andern Städten, worauf er gerade gegen die Hauptſtadt Delhi vorrückte, wo er zu Ende des Jahres mit dem ganzen Heere anlangte.

Nachdem zuvor eine große Recognoscirung gegen die Hauptſtadt vorgenommen war, machte der Kaiſer Schah Mahmud mit 5000 Mann einen Ausfall, der aber mißlang. Timur führte ſeit ſeinen Eroberungen in Hindoſtan, außer der großen Beute der geplünderten Städte, eine ungeheuere Menge Gefangener mit ſich. Bei jenem Ausfalle Mahmuds äußerten dieſe Unglücklichen Zeichen freudiger Hoffnung, und das Ungeheuer, Timur, ließ ſie deßwegen, 100,000 an der Zahl, mit kaltem Blute hinrichten; nur Kinder blieben verſchont. Wegen ſeiner unmenſchlichen Grauſamkeit wurde ihm der Name Hillak Chan, der zerſtörende Fürſt, beigelegt.

Dies war indeß nur das Vorſpiel zu größern ähnlichen Scenen. Sultan Mahmud war ihm mit einem anſehnlichen Heere aus Delhi entgegen gezogen, allein Timur ſchlug ihn unter den Mauern der Stadt gänzlich; er ſelbſt entfloh nach Guzurate. Alles unterwarf ſich dem Sieger, der ſich ſofort der Hauptſtadt bemeiſterte, in allen Moſcheen das Gebet in ſeinem Namen verrichten ließ, und eine harte Kriegsſteuer auflegte. Timurs Beamten erzwangen die Schätze der Ueberwundenen ſelbſt durch die grauſamſten Qualen. Hierdurch entſtand eine Empörung, welche die Hindus zu dem ſchrecklichen Joar beſtimmte. Weiber und Kinder wurden ermordet, die Wohnungen in Brand geſteckt, und ſodann die Waffen wüthend gegen die Mongolen gekehrt. Jetzt begann ein gräßliches Metzeln und Timurs ſtreitgewohnte Schaaren überwältigten endlich jene nur jähling raſende Hindus. Ueber 100,000 wurden niedergehauen, eine noch größere Anzahl als Sclaven in das Lager geſandt; einzelne Soldaten trieben Hunderte vor ſich her. Die ausgeplünderten Häuſer wurden niedergebrannt, kurz, das große Delhi lag in wenigen Tagen in Ruinen und Aſche. Timur nahm für ſich 120 Elephanten, 12 Rhinoceros und andere ſeltene Thiere des kaiſerlichen Thiergartens. Er ließ bei ſeinem 14tägigen Aufenthalte zwiſchen den rauchenden Trümmern von Delhi die Architecten der herrlichen Moſchee des Sultan Mahmud nach Samarcand abgehen, um dort eine ähnliche zu erbauen, und nahm, nachdem er viele Provinzen Hindoſtans unter ſeine Anführer vertheilt hatte, ſeinen Rückzug gegen das nördliche Gebirge. Auch dieſen Rückzug bezeichnete Blut und Verheerung. Er zerſtörte die Stadt Merat

oder Mevat, wandte ſich gegen Sirinagur, von dort nach Weſten gegen den Indus, und zog ſich über Nagaz und Cabul zurück nach ſeinem Hauptſitz Samarcand.

Gleich nach Timurs Heimzug traten die beiden Kaiſer Mahmud und Materis aus ihren bisherigen Schlupfwinkeln hervor, allein nur von Mahmuds Schickſal hat uns Feriſchta unterrichtet.

Nach mehreren Widerwärtigkeiten kam er endlich nach Delhi zurück und ſtarb im Jahre 1413. Mit ihm endete die Dynaſtie der Patanen, welche ſeit Cuttub, in 205 Jahren, 22 Sultane gezählt hatte.

Des Throns bemeiſterte ſich der Staatsſecretär Dowlat-Chan, ward aber ſofort von Chizer, einem Seid oder Abkömmling des Propheten, vertrieben.

Ihm folgten bis zum Jahre 1450 drei andere Seids, unter verſchiedenen Kriegen und Aufſtänden. Hindoſtan ſelbſt blieb daher nicht nur in dauernden Unruhen und unter ſchwerem Druck, ſondern es ward auch in viele Staaten getheilt. Mehrere ihrer Regenten maßten ſich die Königswürde an. Der in Delhi herrſchende Sultan Alla Ben Muhammed, ein Schwächling, ward bald des Thrones entſetzt durch einen kühnen Afghanen, Beloli, vom Stamme Lodi; nach ihm führten ſeine Nachkommen den Beinamen des Stammes Lodi. Er blieb indeß nur Herr von einem Theile Hindoſtans, reſidirte in Agrah, während ein mächtiger Sultan in Jionpour herrſchte.

Seines Sohnes Regierung, Secunder (Alexander) II., iſt beſonders deßhalb merkwürdig, weil unter ihm der berühmte Waſco de Gama Oſtindien erreichte. Indeß hatte dieſes große Ereigniß, obgleich es dem Welthandel eine neue Richtung gab, dennoch auf die Regierungen des Innern von Hindoſtan faſt gar keinen Einfluß, da die Portugieſen nur erſt einige Häfen von Malabar beſuchten.

Inhalt.

Seite

Geſchichte des Mittelalters, von der großen Völkerwanderung bis zur Entdeckung Amerika's, 375 bis 1492 nach Chr. Geb. . . 3

Fortſetzung des Abriſſes der Geſchichte des chineſiſchen Reiches, von 400 bis ungefähr 900 nach Chr. Geb. 4

Die vier Dynaſtien während dem Nan=pe=tſchao . . . 4

Die Sui und die Tangs 9

Fortſetzung der Geſchichte des oſt= und weſtrömiſchen Reichs . . 21

Gratian, Beherrſcher des weſtrömiſchen, und Valens des oſtrömiſchen Reichs 21

Einfall der Hunnen in Europa 23

Gratian und Valentinian II. herrſchen im weſtrömiſchen und Theodoſius im oſtrömiſchen Reich, 379 Jahr nach Chr. 27

Honorius im weſtrömiſchen und Arcadius im oſtrömiſchen Reich 42

Alarich in Italien. Die Vandalen verwüſten Gallien und erobern Spanien. 49

Alarich verwüſtet Rom 58

Theodoſius II. herrſcht im oſtrömiſchen Reich 64

Valentin II. wird Kaiſer im Abendland 71

Marcianus wird Kaiſer im Morgenlande 81

Die Kaiſer bis auf Romulus Auguſtulus 90

Odoacer erobert Italien 96

Theodorich der Große 101

Anaſtaſius 105

Juſtinus 111

Juſtinian 116

Totilas 133

Juſtinians Nachfolger 147

Die deutſchen und nordiſchen Völker bis zu Ende des fünften Jahrhunderts 157

Stiftung der fränkiſchen Monarchie (Chlodwig) . . . 167

Mahomed 175

Fortſetzung der Geſchichte der Franken 213

Die Majores Domus (Hausmeier) 213

Die Araber erobern Spanien 215

Das Reich der Longobarden und das griechiſche Kaiſerthum . . 221

Verbreitung des Chriſtenthums in Deutſchland 227

Bonifacius, der Apoſtel der Deutſchen 229

Pipin bemächtigt ſich des fränkiſchen Throns 235

Carl der Große (742—814) 239

England bis zum Jahre 827 259

Ludwig der Fromme (814—840) 261

Lothar, Carl der Kahle und Ludwig III., der Stammler. Zunehmende Macht der Päbſte bis 879 271

Seite

Die Normänner fallen in Frankreich ein. Alfred der Große in England 285
Verfall des fränkiſchen Reichs. Deutſchland 878—954 291
Das deutſche Kaiſerthum 301
Von Heinrich dem Vogelſteller bis Heinrich III. (912—1056) 301
Die nordiſchen Reiche (Dänemark, Norwegen, Schweden und Rußland) von ihrer Entſtehung bis zum 11. Jahrhundert . . . 322
Frankreich 334
Hugo Capet, Robert, Heinrich I. (987—1060) . . . 334
England, Dänemark, Spanien und Arabien (990—1020) . . . 342
Das griechiſche Kaiſerthum (810—1060) 351
Trennung der griechiſchen und lateiniſchen Kirche 351
Anmaßungen, Sitten und Streitigkeiten der Geiſtlichkeit, Lehen und Ritterweſen im 9. bis 11. Jahrhundert 361
Das Pabſtthum bis auf Gregor VII. Die Normänner verlieren England (1050—1066) 377
Heinrich IV. und Gregor VII. Wilhelm der Eroberer und Philipp I. von Frankreich 387
Heinrich V. 418
Die Kreuzzüge 429
Der erſte Kreuzzug und ſeine Folgen 429
Conrad und Lothar, beide erwählte Kaiſer. Die Päbſte Innocenz II. und Anaclet 461
Der zweite Kreuzzug 471
Heinrich II. (Plantagenet) von England (1152—1174) 475
Friedrich I., Barbaroſſa (1152—1189) 482
Der dritte Kreuzzug 537
Saladin, Richard, Heinrich VI. (1188—1199) . . . 537
Die nordiſchen Reiche (1050—1200) 543
Dänemark 543
Norwegen 555
Schweden 558
Rußland 560
Deutſchland, Italien und die pyrenäiſche Halbinſel (12. Jahrhundert) 564
Spanien 567
Neue Mönchsorden 573
Innocenz III., Johann ohne Land, vierter Kreuzzug (1198—1206) 582
Errichtung der Inquiſition. Kreuzzug gegen die Albigenſer (1207—1209) 589
Friedrich II., Gregor IX. und Innocenz IV. (1220—1250) . . 596
Der heilige Ludwig, Heinrich III. von England; Ende der Kreuzzüge (1242—1270) 606
Rudolph von Habsburg wird Kaiſer 619
Conradins trauriges Ende 634
Die ſicilianiſche Vesper 643
Begebenheiten in Aſien 653
Fortſetzung des Abriſſes der Geſchichte von China bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts 653
Dſchingis-Chan 658

Seite
Spanien im 13. Jahrhundert 661
Mönche, Univerſitäten und Philoſophie im 13. Jahrhundert . . 666
Frankreich, England, Schottland und der Kirchenſtaat zu Ende des 13. Jahrhunderts 673
Adolph von Naſſau 681
Albrecht I. 685
Heinrich VII. 692
Frankreich, England, die Schweiz, der Kirchenſtaat und Neapel bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts 698
Ludwig der Baier, deutſcher Kaiſer 737
Günther von Schwarzburg und Carl IV., deutſche Kaiſer . . . 750
Carl V. von Frankreich, Peter von Caſtilien, Ende Eduards III. 762
Künſte und Wiſſenſchaften zu jener Zeit 772
Kirchenweſen und Geiſtlichkeit im 14. Jahrhundert. Vierzehnjährige Kirchenſpaltung durch zwei Päbſte. 776
Unruhen und Begebenheiten in Frankreich und England gegen das Ende des 14. Jahrhunderts 786
Die deutſchen Kaiſer Wenzeslaus und Ruprecht 795
Fernere Begebenheiten und Unruhen in Frankreich und England zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Kirchenverſammlungen zu Piſa und Coſtnitz; Johannes Huß 808
Carl VII. von Frankreich, Johanna d'Arc, Johanna II. von Neapel 823
Die Kirchenverſammlung zu Baſel 831
Fortſetzung der Geſchichte der nordiſchen Reiche 835
Dänemark und Norwegen 835
Schweden und Rußland 841
Polen 846
Preußen 847
Das Haus Hohenzollern 862
Ungarn und Böhmen 868
Das Ende des griechiſchen Kaiſerthums, die Osmanen, Eroberung von Conſtantinopel 880
Die übrigen europäiſchen Staaten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts 905
Frankreich, Tod Carls VII., Ludwig XI. — England, Krieg der weißen und rothen Roſe 905
Die italieniſchen Staaten bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts 921
Carl VIII. von Frankreich, Heinrich IV. von Caſtilien, Ferdinand der Katholiſche 931
Deutſchland 946
Kaiſer Friedrich III. 946
Künſte und Wiſſenſchaften; Erfindung der Buchdruckerkunſt; religiöſe Streitigkeiten 955
Aſien 961
Fortſetzung der chineſiſchen Geſchichte. Ende des 13. bis zu Ende des 15. Jahrhunderts 961
Abriß der Geſchichte von Oſtindien bis zu Ende des 15. Jahrhunderts 967

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Abbildungen des vierten Bandes.

Rüſtkammer des Mittelalters (Titelſtahlſtich). — Das Paradies der Muhamedaner S. 201. — Die Hölle S. 375. — Bonifacius verbreitet das Chriſtenthum S. 229. — Chlodwigs Taufe S. 168. — Antiochien S. 439. — Die Krönung Carls des Großen S. 239. — Tragiſches Ende der Königin Brunehilde S. 174. — Haleb oder Aleppo S. 536. — Der heilige Leo hält Attila von Rom ab S. 86. — Kirchenverſammlung zu Frankfurt am Main S. 247. — Verſpottung des Gegenpabſtes Johann XVI. durch Pabſt Gregor V. S. 311. — Wittekinds Taufe S. 245. — Das Blutbad zu Theſſalonicha S. 38. — Roland's Tod S. 244. — Die Hunnerſchlacht bei Merſeburg S. 302. — Carl der Große empfängt Geſchenke von Harun al Raſchid S. 252. — Peter der Eremit predigt die Kreuzzüge S. 429. — Heinrich IV. zu Canoſſa S. 403. — Eroberung von Jeruſalem S. 446. — Scandal in der Kirche zu Goslar S. 390. — Eroberung von Mailand S. 517. — Die Verbrennung der Templer S. 705. — Die ſicilianiſche Vesper S. 643. — Conradin von Schwaben auf dem Schaffot S. 640. — Ludwig XI. im Gefängniß beim Herzog von Nemours S. 911. — Verbrennung der Jungfrau von Orleans S. 826. — Die Taufe Wladimir's des Ruſſen S. 334. — Eine Raubſcene aus den Zeiten des Fauſtrechts S. 620. — Tell erſchießt den Geßler S. 709. — Die Schlacht bei Pavia S. 533. — Die Jungfrau von Orleans vor dem Heere S. 825. — Krönungszug Carls VII. zu Rheims S. 825. — Ludwigs XI. Schloß S. 911. — Tod Adolphs von Naſſau in der Schlacht bei Gelheim S. 684. — Ermordung Kaiſer Albrechts I. S. 691. — Johann Huß wird verbrannt S. 817. — Die Gefangennehmung Richard's Löwenherz S. 540. — Tod Philipps von Schwaben S. 584. — Die Eroberung Conſtantinopels S. 898.

Die in dieſem Bande enthaltenen Portraits ſind: Conſtantinus Sohn, Julian, Jovian, Valentian, Arcadius, Honorius, Theodoſius, Alarich, Attila, Theodorich der Große, Juſtinian, Beliſar, Mahomed, Totila, Chlodwig, Heraclius, Brunehilde, Fredegunde, Clothar II., Carl Martell, Carl der Große, Pipin, Irene, Harun al Raſchid, Ludwig der Fromme, Carl der Kahle, Alfred der Große, Heinrich der Vogelſteller, Otto I., Hugo Capet, Wladimir, Knut der Große, Gregor VII., Heinrich IV., Wilhelm der Eroberer, Gräfin Mathilde, Peter der Eremit, St. Bernhard, Friedrich I., Sultan Saladin, Gottfried von Bouillon, Tancred, Richard Löwenherz, der Cid, der heilige Ludwig, Rudolph von Habsburg, Philipp der Schöne, Genghis-Chan, Huß, die Jungfrau von Orleans, Carl VII. von Frankreich, Ludwig XI., Adolph von Naſſau, Ludwig V., Carl IV., Sultan Muhamed II., Tamerlan, Scanderbeg, Pabſt Alexander VI., Kaiſer Friedrich III.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

CONSTANTINUS SOHN.

JULIAN.

JOVIAN.

VALENTIAN.

ARCADIUS.

HONORIUS.

THEODOSIUS.

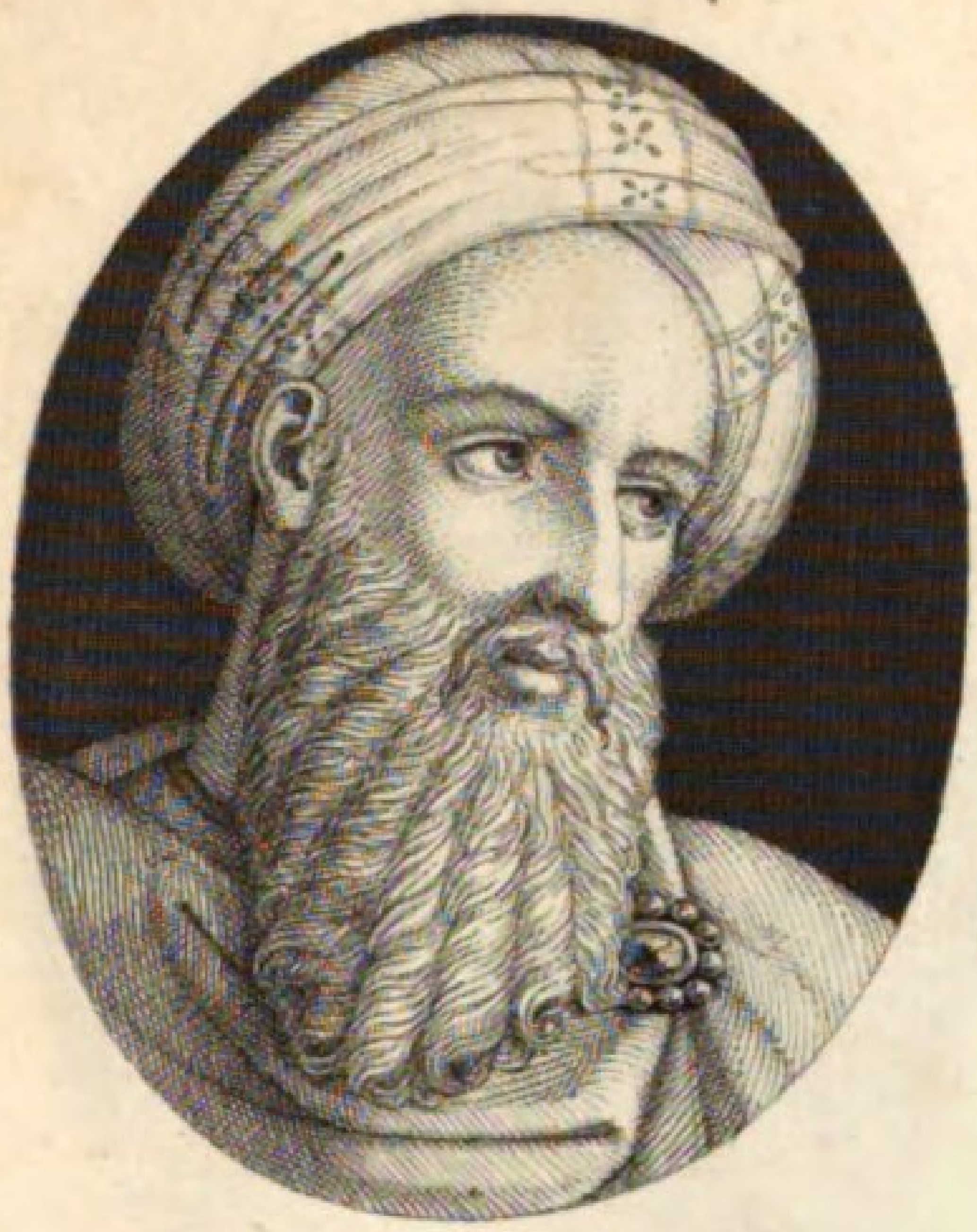
ALARICH.

ATILLA.

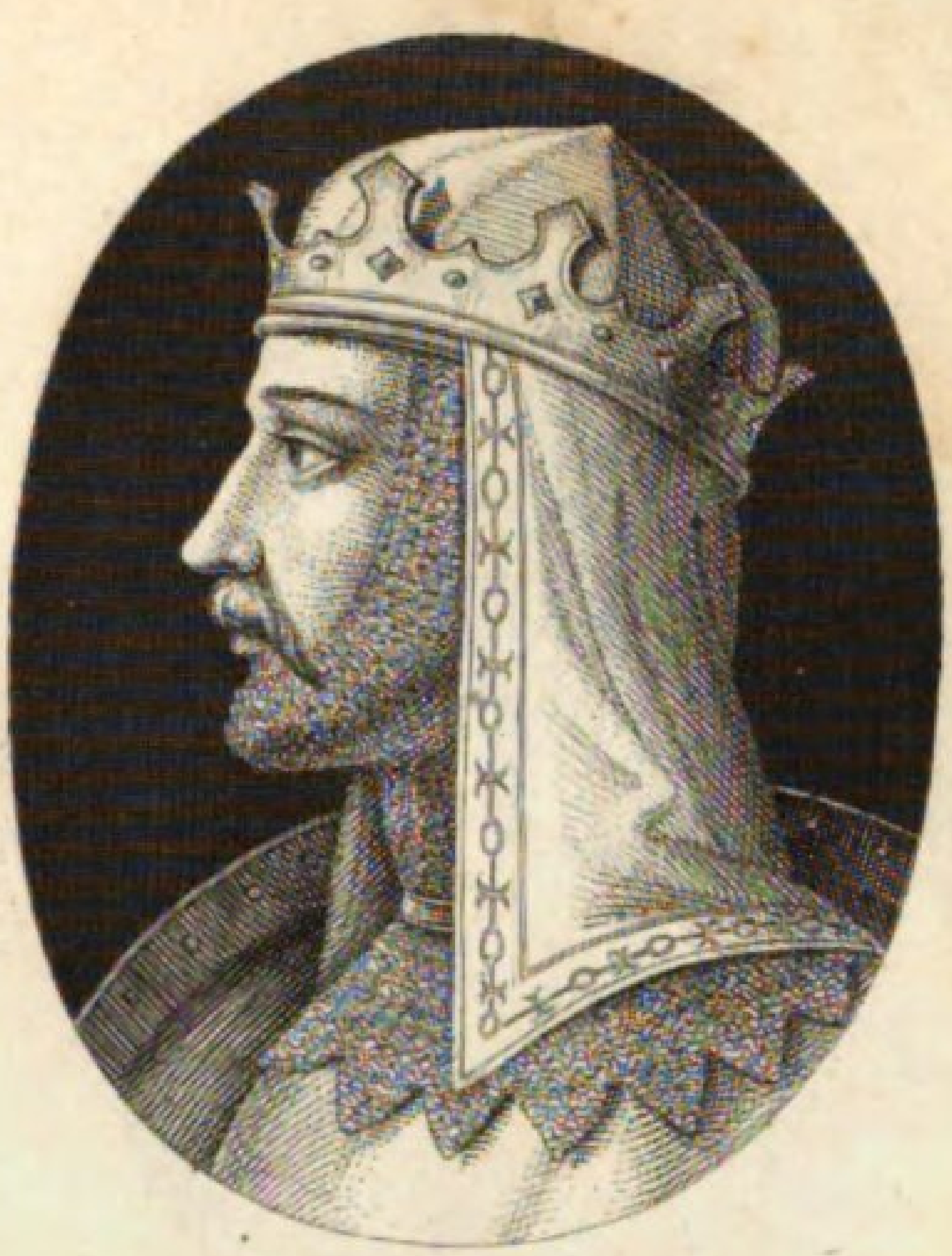
THEODORICH DER GROSSE.

IUSTINIAN.

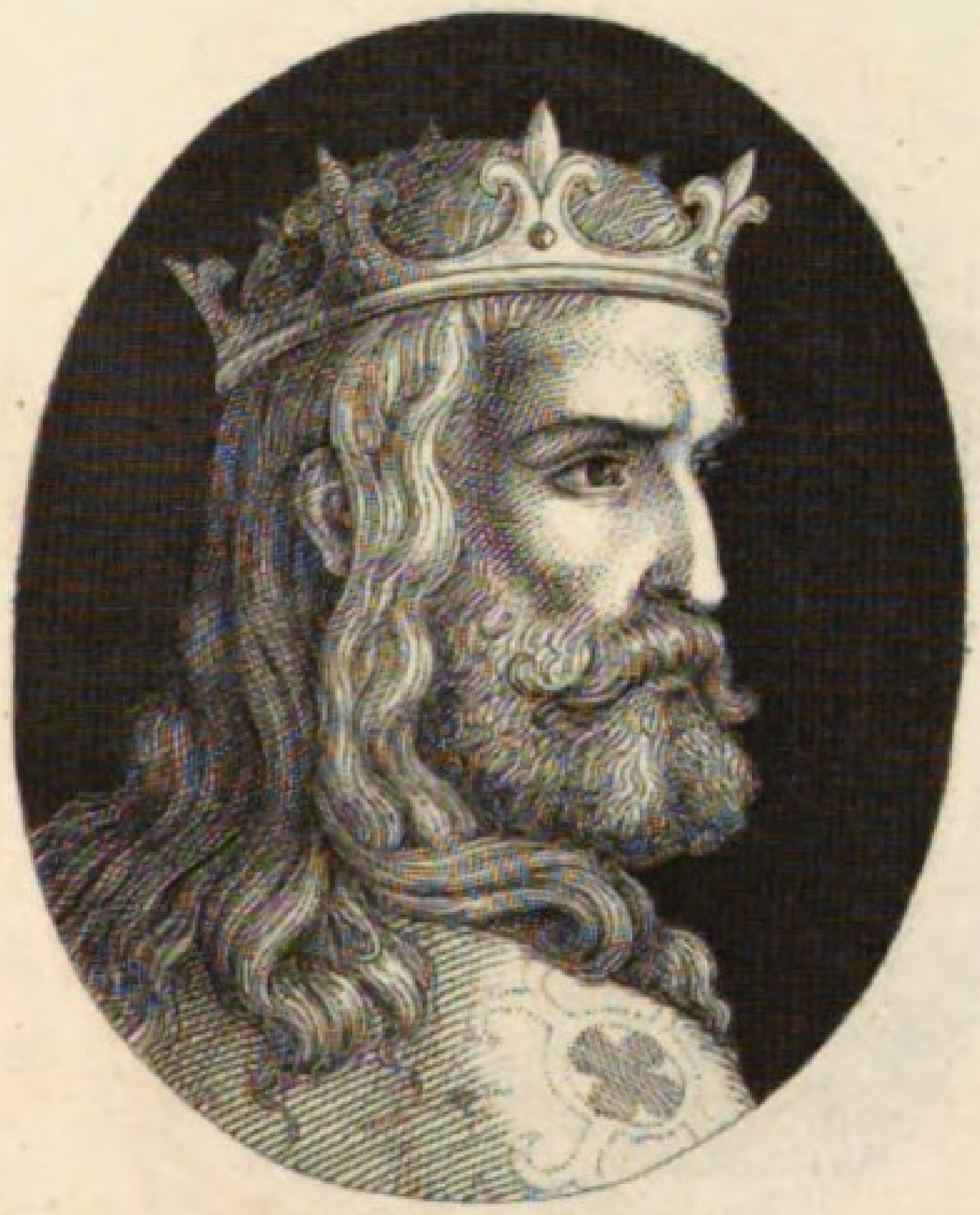
BELISAR.



MAHOMED



TOTILA



CLODWIG

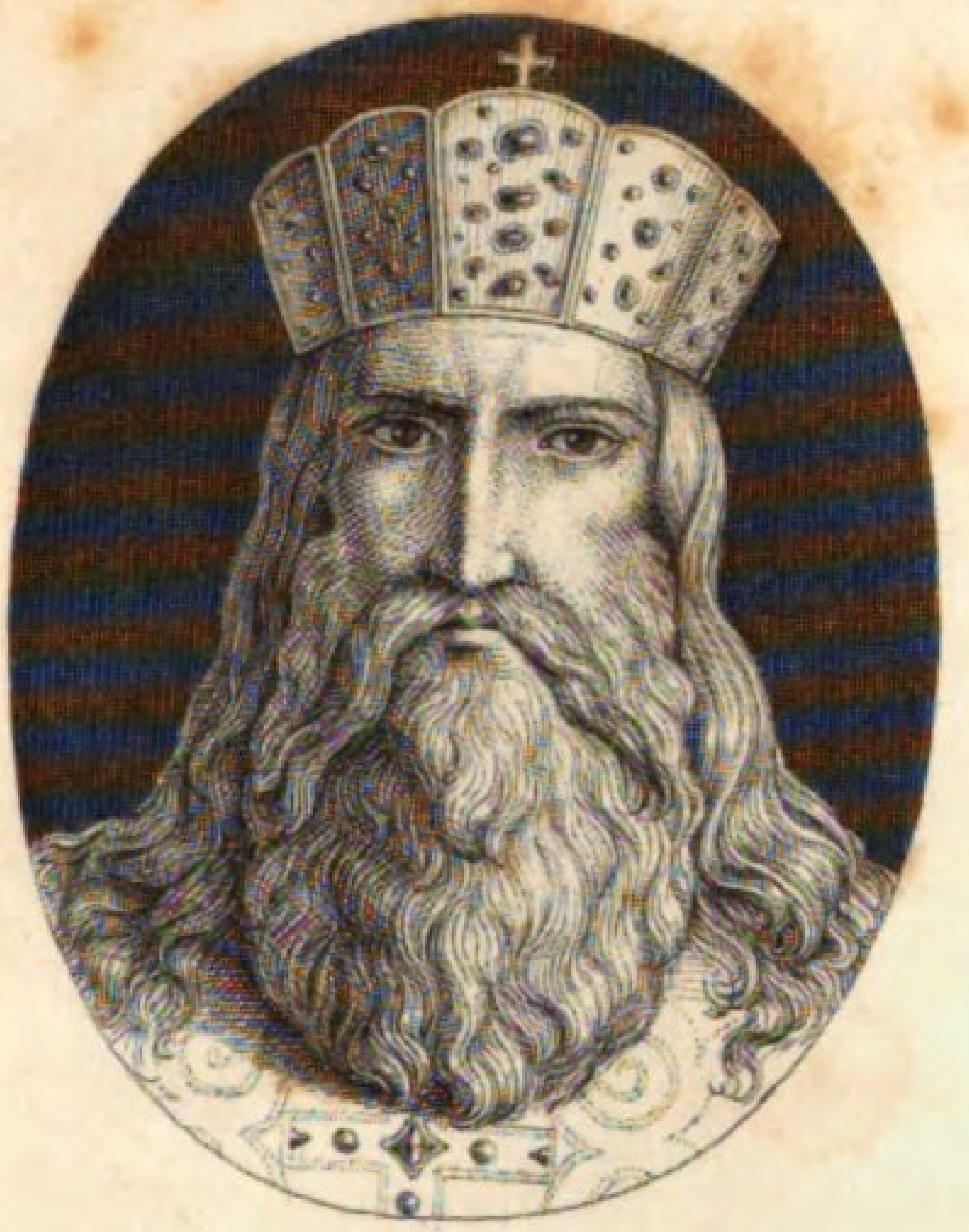
HERACLIUS

BRUNHILDE.

FREDEGUNDE.

CLOTHAR II.

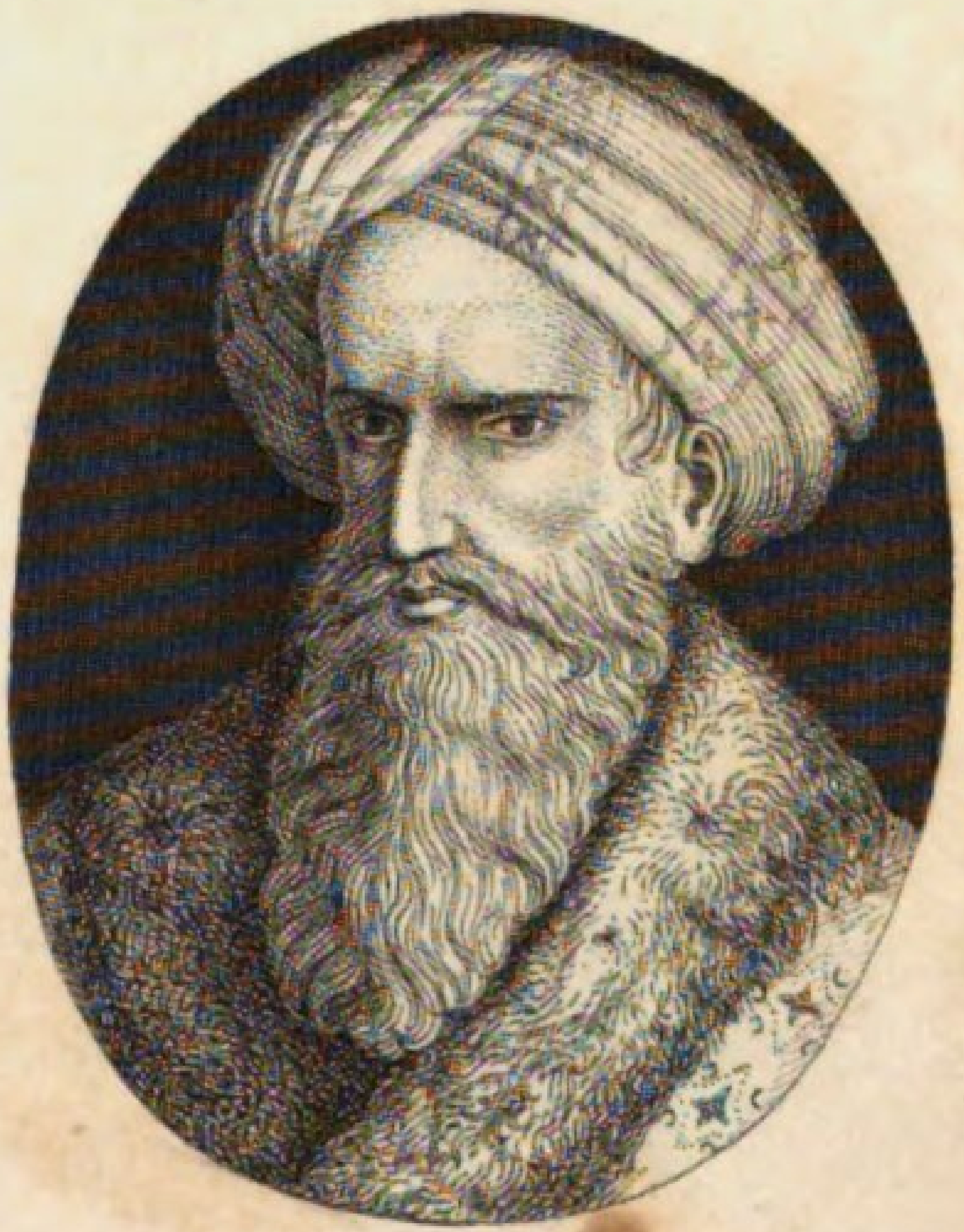
CARL MARTEL.



KARL DER GROSSE

PIPIN

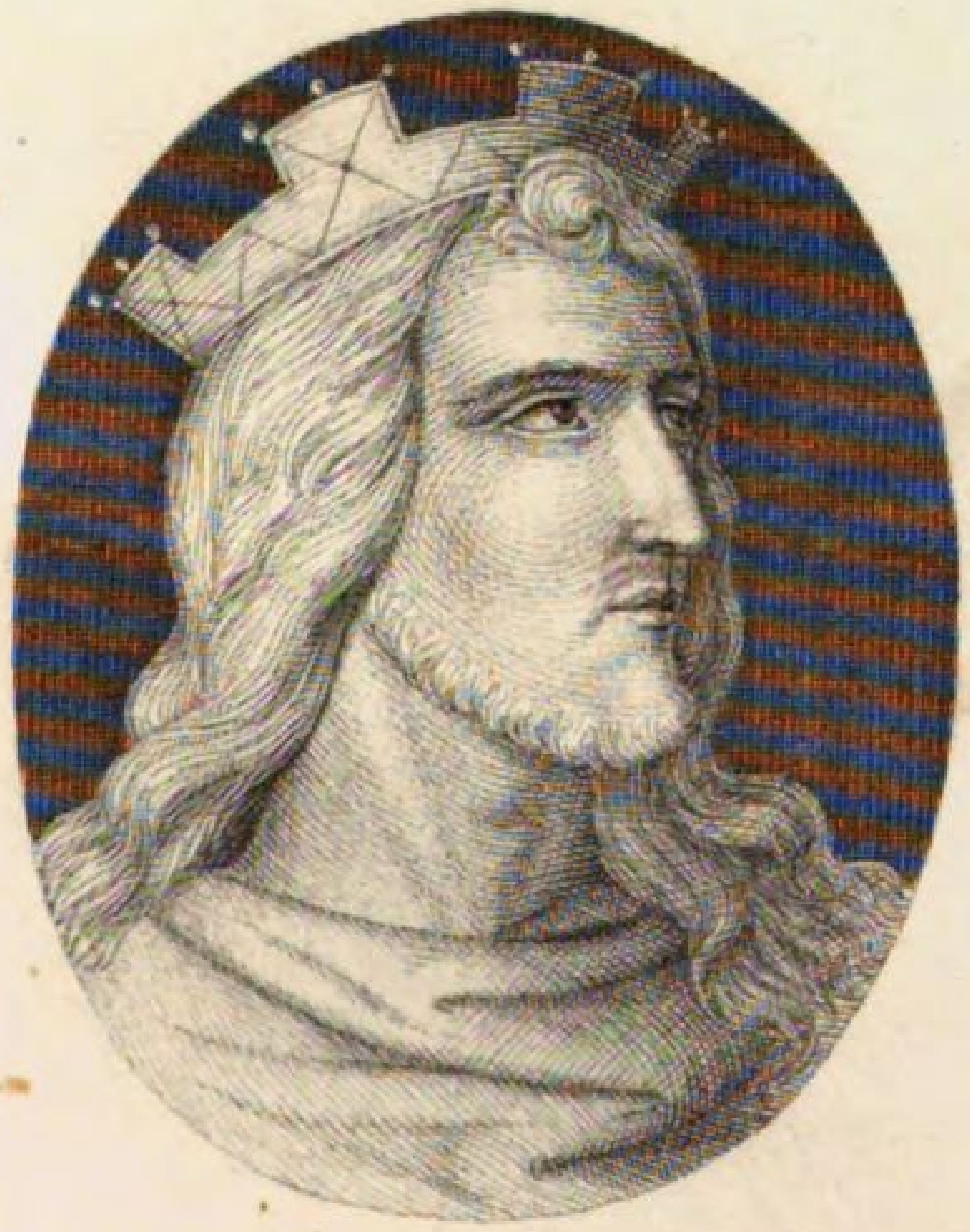
JRENE



HARUN ALRASCHID

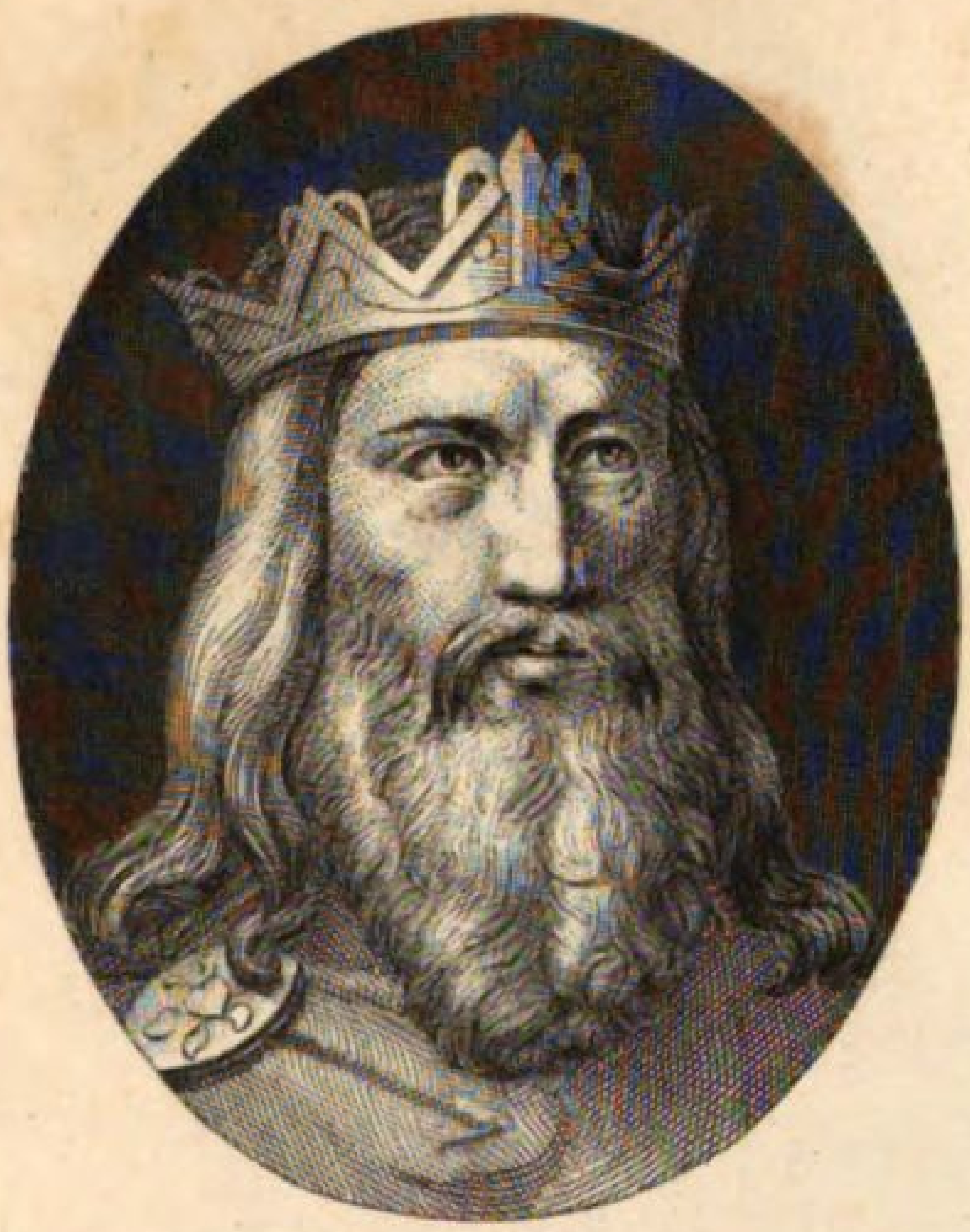
LUDWIG DER FROMME

KARL DER KAHLE



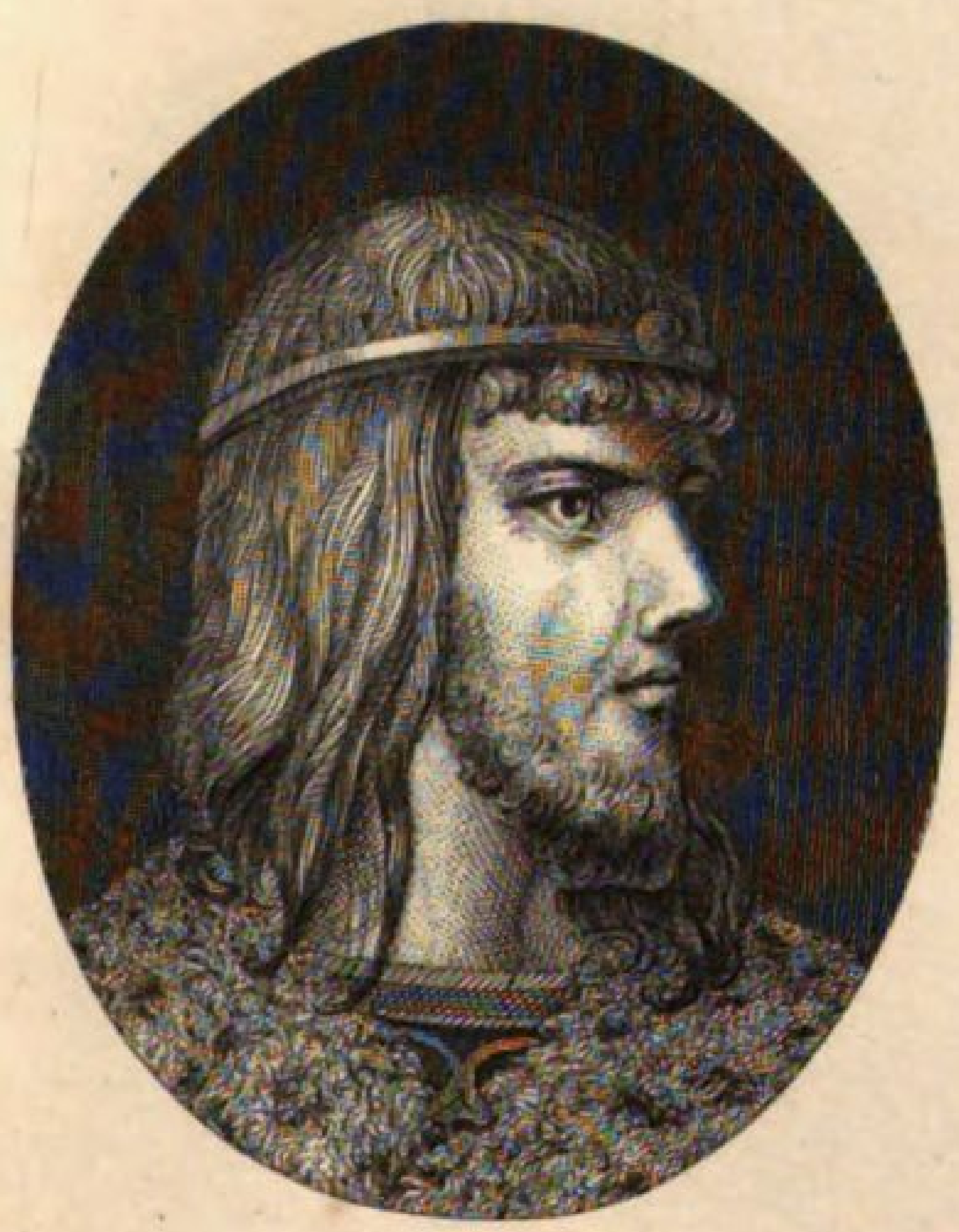
ALFRED DER GROSSE

HEINRICH DER VOGELSTELLER



OTTO I.

HUGO CAPET.



WLADIMIR.

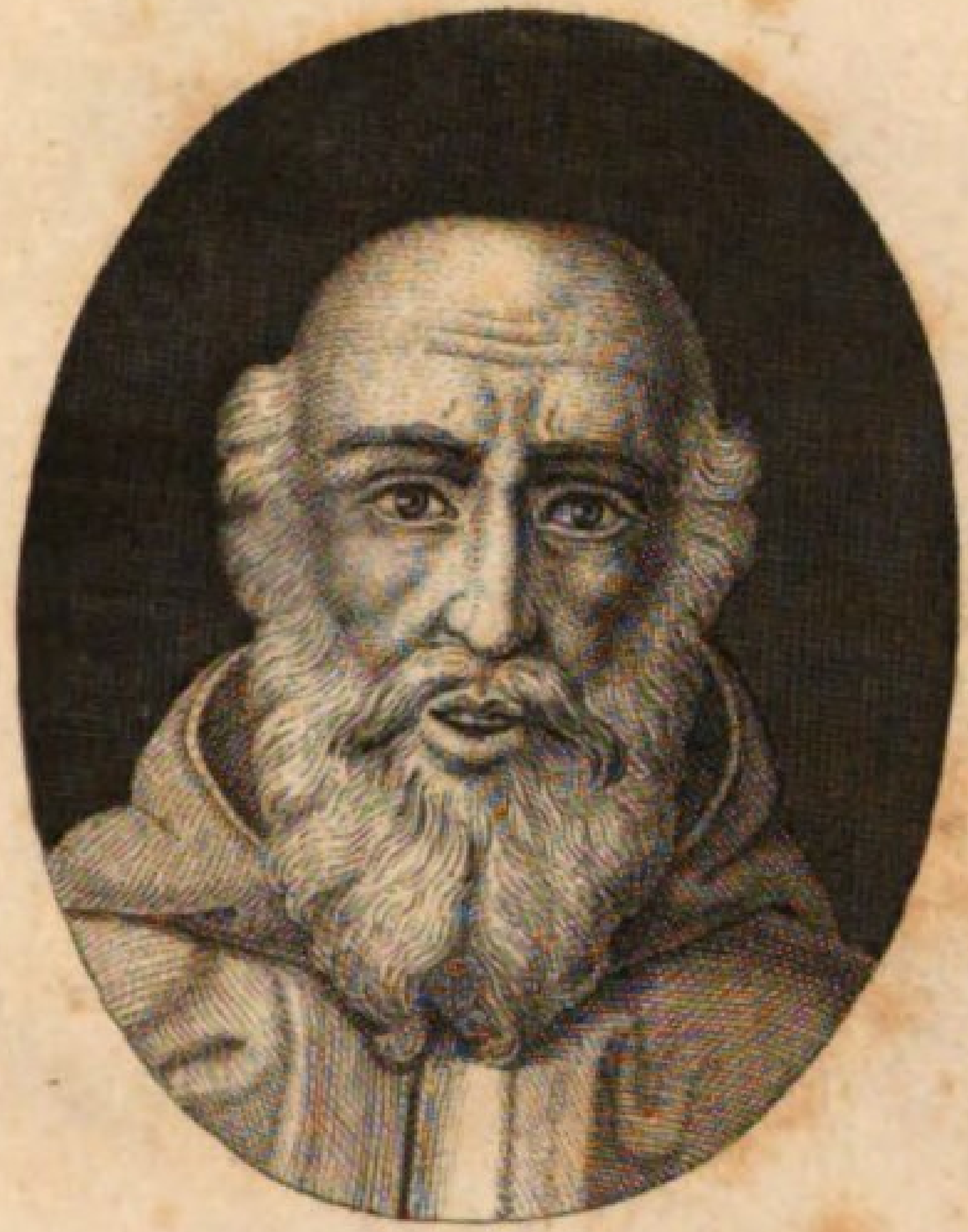
KNUT DER GROSSE.

GREGOR VII

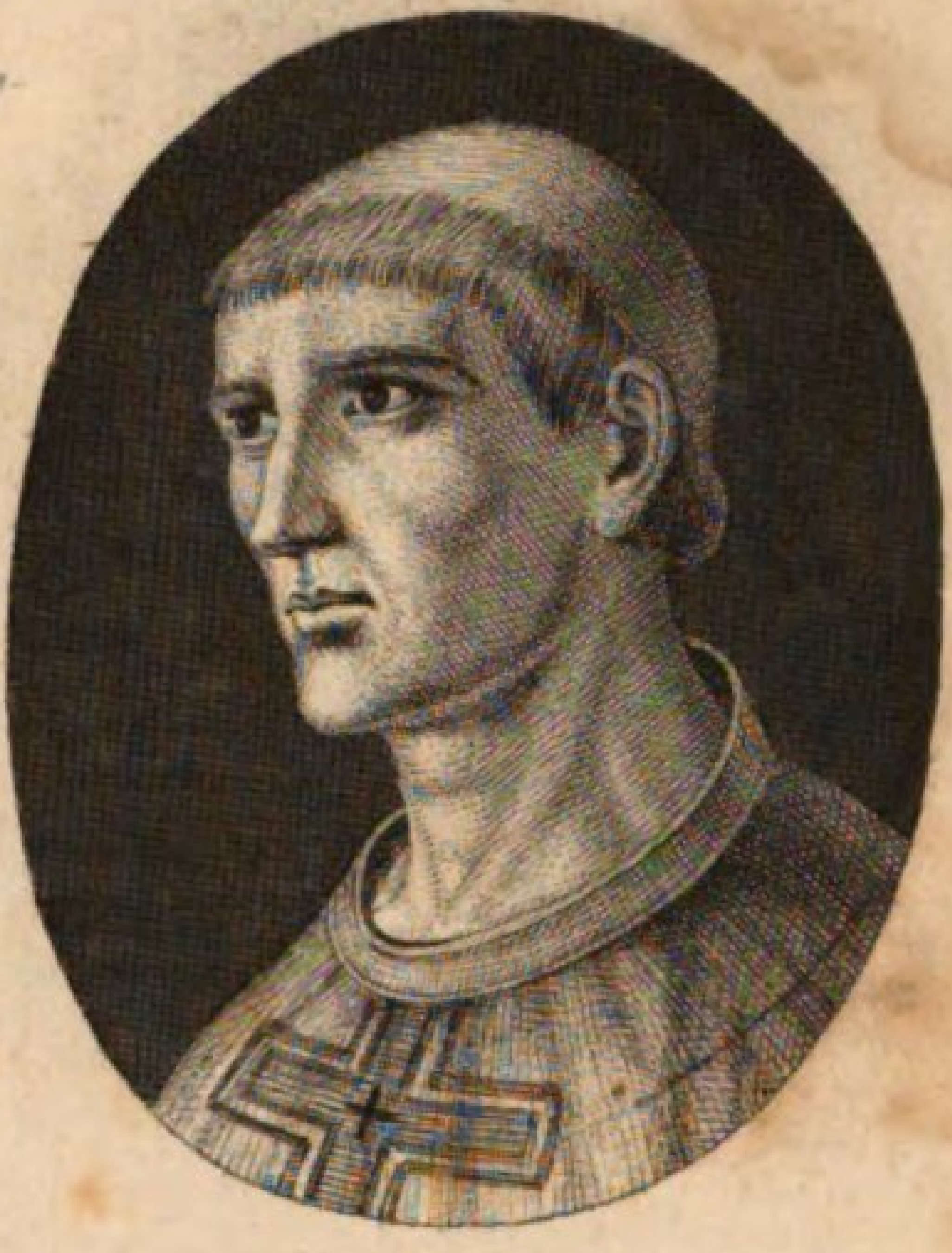
HEINRICH IV

WILHELM D. EROBERER

GRÆFIN MATHILDE



PETER D. EREMIT



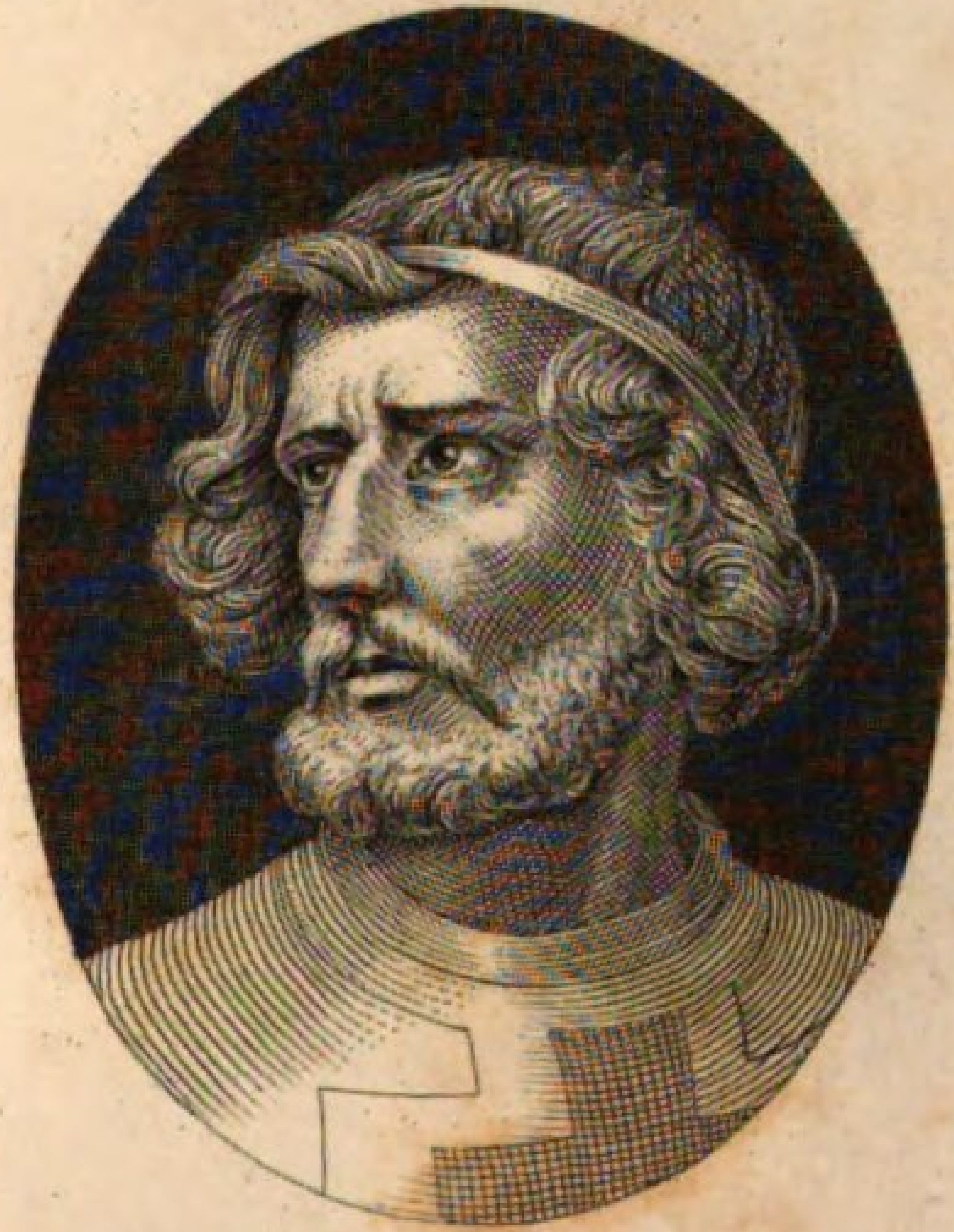
ST. BERNHARD

KSR. FRIEDRICH I.

SULTAN SALADIN

GOTTFRIED VON BOUILLON.

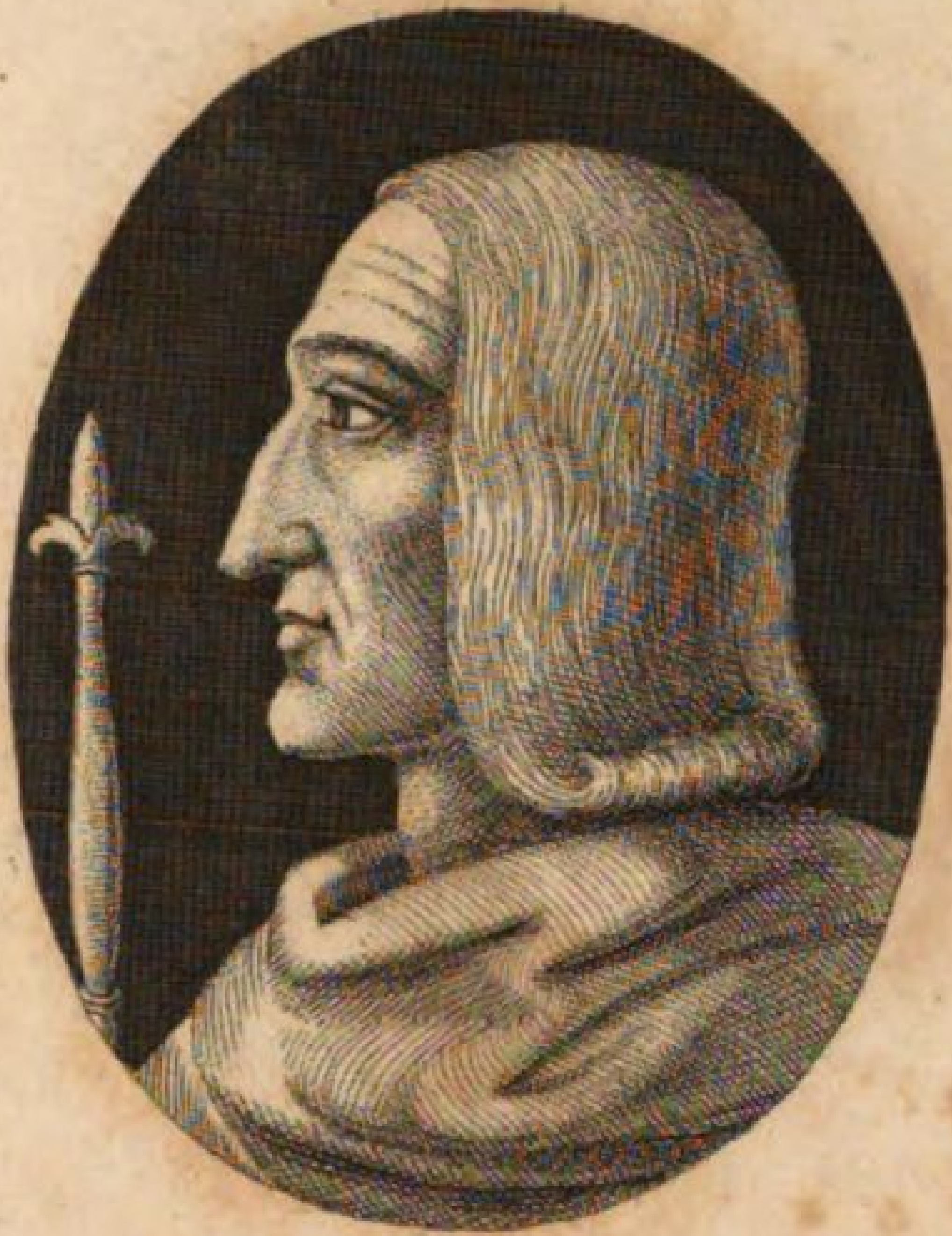
TANCRED.



RICHARD LÖWENHERZ.

DER CID.

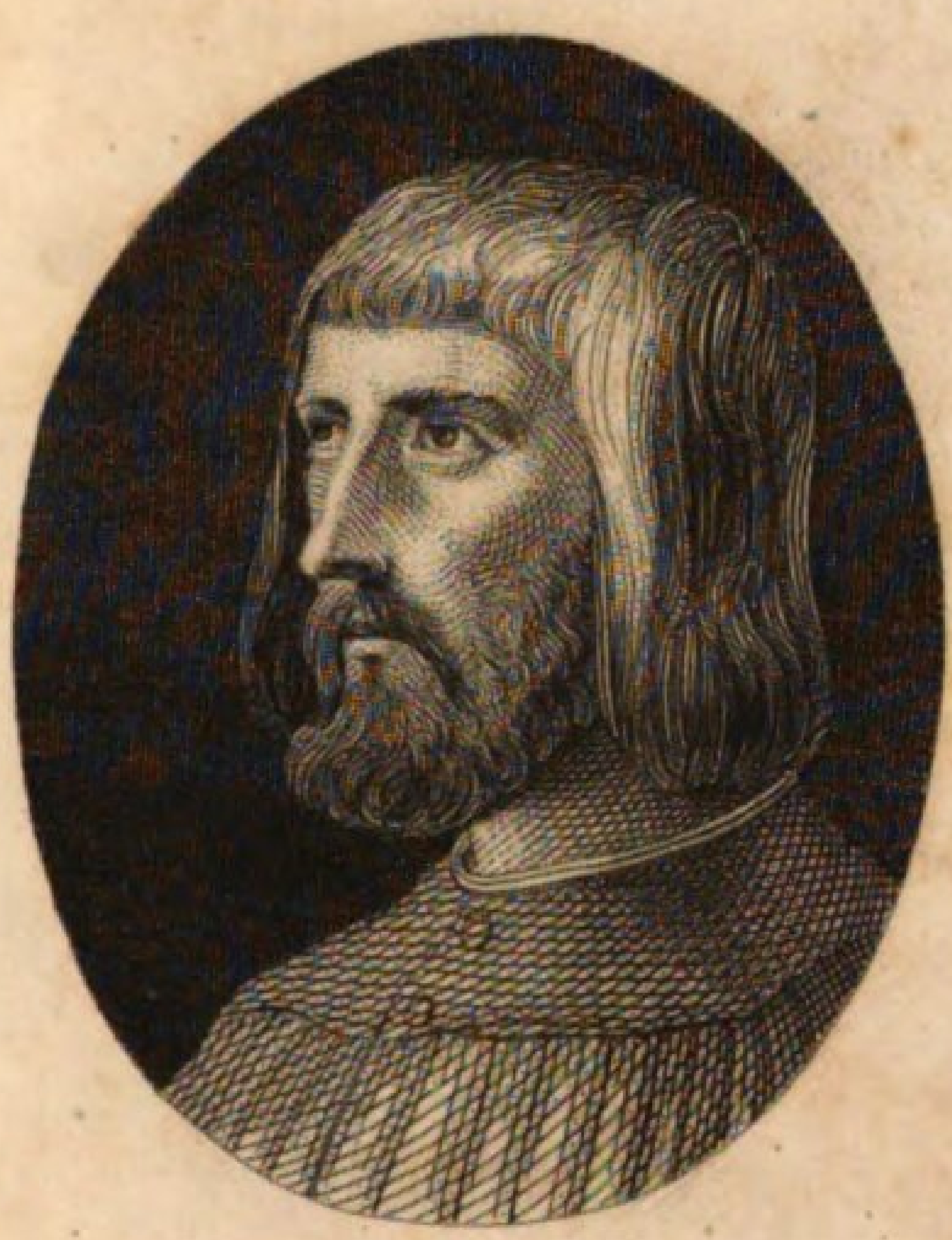
DER HEILIGE LUDWIG



RUDOLPH VON HABSBURG

PHILIPP DER SCHÖNE

GENGIS = CHAN



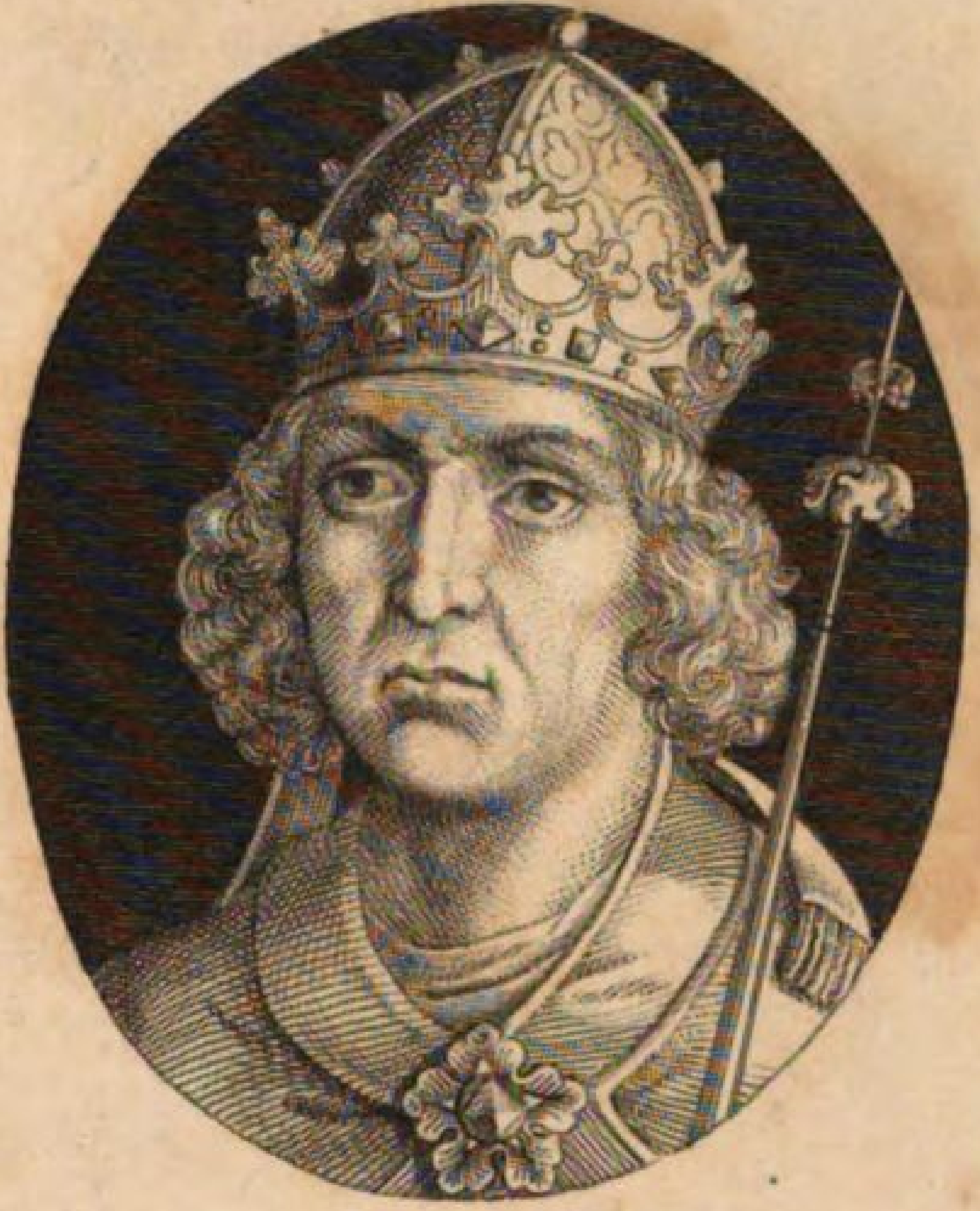
HUSS.

JUNGFRAU VON ORLEANS.

CARL VII. VON FRANKREICH.

LUDWIG XI.

ADOLPH v. NASSAU.



LUDWIG V.

SULTAN MUHAMED II.

KARL IV.

SCANDERBEG

ALEXANDER VI

FRIEDRICH III

TAMERLAN

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friederich, Johann Konrad,

Das Welttheater oder die allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum Jahre 1840, in 5 Abtheilungen ; mit 240 historischen Stahlstichen und 3 00 Bildnissen der berühmtesten Menschen aller Zeiten
Bd.: 4. Band

Frankfurt am Main 1838

BA/H.un. 712 y-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11122181-1